ROSENSTOCK-HUESSY

516

SOZIOLOGIE

DIE VOLLZAHL DER ZEITEN

Druckfehler: S. 301

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

SOZIOLOGIE

in zwei Bänden

„Man kann auch dadurch vom rechten Wege abkommen, daß man zu lange auf dem geraden Pfade bleibt."

Theodor Mommsen, Römische Forschungen II, 25

Erster Band: Die Übermacht der Räume
Zweiter Band: Die Vollzahl der Zeiten

W. KOHLHAMMER

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE VOLLZAHL DER ZEITEN

W. KOHLHAMMER

Quot aetates, tot mortes.

So viele Zeitalter es gibt, so viele Tode müssen gestorben werden.

Der heilige Augustinus, 354–430

*

Zar su ljudi osudjeni da postanu robovi vremena u kome zive, cak i kada su se posle silovitih i neumornih napora ispeli na takvu visinu da postaju gospodari svoga vremena?

Sind die Menschen verurteilt, zu Sklaven der Zeit, in der sie leben, zu werden, sogar dann, wenn sie durch nicht zu zähmendes, unermüdliches Wirken so hoch steigen, daß sie die Herren ihrer eigenen Zeit werden?

Milovan Djilas
Zemlja Bespravlja
Die Erde ohne Gerechtigkeit
(geschrieben 1955–1956)

Nachdruck verboten / Alle Rechte vorbehalten
© by Verlag W. Kohlhammer GmbH., Stuttgart, erstmalig 1958
Recht der fotomechanischen Wiedergabe nur nach Rückfrage beim Verlag
Einbandgestaltung: Hans Hermann Hagedorn
Druck: Verlagsanstalt Manz, Dillingen-Donau, 1958

INHALT

Kurzer Inhalt des zweiten Bandes (ausführliche Angaben jeweils vor den einzelnen Teilen) 5

Übertritt in den zweiten Band 7

Erster Teil:

Die Wiederkehr der Erlebnisse
(Trajectivum)

1. Unser Zeitpunkt 13
2. Wohnräume – Zeiträume 21
3. Festkalender 30
4. Der Zeitgeist 57
5. Die Regierungsperiode 91
6. Das Zeitenspektrum 121
7. Die Epoche 139
8. Wahnzeit und Währzeit: Das Kalenderminimum 143
9. Eine Todesanzeige 148

Übergang vom ersten zum zweiten Teil 149

Zweiter Teil

Der Gang der Ereignisse
(Präjectivum)

1. *Stamm:* Ein Toter wird ins Auge gefaßt 155
2. *Reich:* Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise 173
3. *Volk:* „Harret, daß ich höre, was der Herr sagt!“ 202
4. *Publkum:* „Singe mir, Muse, den Mann!“ 212
5. *Der Herr der Äonen* 255
6. *Das Erste Jahrtausend:* Gott ist Mensch geworden 286
7. *Das Zweite Jahrtausend:* Die Welt wird rvolutioniert 297
8. *Das Dritte Jahrtausend:* Der Mensch soll vollzählig werden 309

Dritter Teil

Die Institutionen

(Erlebnisse und Ereignisse verstärken einander)

1. Die Vergangenheit der Masken 319
2. Die Gegenwart der Tempel 396
3. Die Schule der Genies 470
4. Die Zukunft der Propheten 517
5. Die Umkehr des Worts 558
6. Auf den Wegen des Glaubens: Eine Kirche aus Heiligen 593
7. Heilige, Revolutionäre, Nihilisten 624
8. In die Räume der Hoffnung: Eine Welt aus Revolutionen 639
9. Die Bemannung der Hochschule: Scholastik, Akademik, Argonautik . . . 683
10. Vor den Zeiten der Liebe: Eine Gesellschaft aus . . .? 709
11. Wiederverhüllung 734

Im Kreuz der Wirklichkeit 757

Register 761

DIE VOLLZAHL DER ZEITEN

Übertritt in den zweiten Band

Vorläufiges über die Wirklichkeit bot der erste, endgültiges verheißt dieser zweite Band. Das muß so sein wegen der Eigenart unserer Sinne. Jedem Sinn enthüllt sich die Wirklichkeit auf seine Weise, und diese widerspricht dem, was die anderen Sinne demonstrieren. Da nun beim Bücherlesen Auge und Ohr vornehmlich tätig werden, so drängt sich das räumliche Weltbild im Buchwissen immer vor. Dem sollte der erste Band Genüge tun, indem er die Vorherrschaft der Räume vorläufig zugab. Ob nun der Introvertierte Einblicke oder der Extrovertierte Aussichten genießt, so sind doch beide voreingenommen für die Dinge gegenüber den Vorgängen, für die Sachen und die Ursachen statt für Tag und Jahr, Bahnen und Herkommen. Der Leser ist aber immer nur der vorläufige Mensch. Denn er liest in der herrlichen, leeren und freien Zeit seines Lebens. In dieser Muße steht die Zeit so still, daß er sogar die Zeit wie ein Ding vor sich hinstellt und sie den Dingen im Todesraum der Natur als ihre vierte Dimension zuschreibt. Da scheinen dann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie Breite, Höhe und Länge eines Dinges sich vor uns objektiv aufzureihen. Das lesende Subjekt der Muße, der nachdenkliche Mensch spielt eben mit allem Wirklichen, als seien das seine Gegenstände. Werden diese leere Schulzeit des Denkens und dieser Naturraum der Physik aus Gedanken-Spielen blutiger Ernst, dann werden die Räume übermächtig. Dann müssen das Gesetz des Todes, das Gebot der Liebe, die Verheißungen des Glaubens, die Unbedingtheit der Seele, der eherne Gang der Ereignisse den Geistern und Naturen, den Subjekten und Objekten wieder entrissen werden. Dem dient der zweite Band. In ihm treten wir von der Raumachse

Subjekt	Einwärts	Geist	Spiel
Objekt	Auswärts	Natur	Ernst

hinüber auf die Zeitachse

vorausleben	Präjekt	Bestimmung	Seele	Eschatologie	vorwärts
überleben	Trajekt	Bestimmtheit	Kultur	Geschichte	rückwärts

Diese Zeitachse aber überliefern uns mehr unsere tastenden und spürenden Organe als die Ohren oder die Augen. Denn schreiten und prozedieren, wittern und ahnen muß das geschlechtliche Wesen, das in seinen Geschlechtern die wirk-

liche Zeit zu durchleben hat. Bei diesem Tritt wird das übliche Spiel mit den Zeiten Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft als Abstraktion deutlich. Denn gewiß läßt sich jedem Menschenkind zu jeder Stunde das Schema

Vergangenheit Gegenwart Zukunft

zuschreiben. Jeder Mensch mag eine Vergangenheit, eine Zukunft, eine Gegenwart potentiell haben. Aber wirklich sind diese Abstrakte nicht. Denn es gibt nur eine einzige Zeit von Anfang bis zu Ende, 1957, 1958, 1959, 1960 genau wie 8000 vor Christi Geburt. Die Naturwissenschaft hat uns der Anerkennung dieser einmaligen, einzigen, bestimmten Zeit schier entwöhnt. Indessen an dem Unterschied zwischen den Fassungen

unser Haus ein Haus

mag der Leser sie leicht wiedergewinnen. Aus hundert Häusern wird mit nichten je „unser" Haus. Ähnlich würde aus tausend Zeiten mit nichten je unsere Zeit.

Der Weg, auf dem im Weltenraum jemals unser Haus aufzuspüren ist, hat mit Zahl und Maß nichts zu tun, sondern mit der Rechtsordnung. Wie gälte das nicht erst recht von unserer Zeitrechnung? Daß die Räume nicht „den" Raum bilden, sondern in Spielräume und Lebensräume sich gliedern, war der Gewinn des ersten Bandes. Da machten wir dem abstrakten Raum ein Ende.

Weshalb wir durchaus nicht jeder für sich in „einer" unbestimmten Zeit leben, sondern alle zusammen in unserer Zeitrechnung, erklärt der zweite Band. Wie jene Fürwörter „er", „sie", „es", „du", „ich" das „Sein"-esse, die der erste Band demaskiert hat, so weichen hier von uns die unbestimmten Pronomina „Vergangenheit", „Gegenwart", „Zukunft". Auch sie sind Fürwörter, sind von den ersten Namen der Vorzeit, der Fleischwerdung, des jüngsten Tags und von unserer eigenen Zeit abstrahierende Pronomina. Je bestimmter unsere Zeit wird, desto mehr nähern wir uns der Wirklichkeit. Ich also muß die an den abstrakten Zeiten geschulten Leser schrittweise aus der Schule in den freien und beseelten Gang der Ereignisse zurückrufen. Das soll so geschehen, daß die Leser zuerst daran erinnert werden, auf welchen Wegen sie selber und jedermann „unser" Haus, „unsere" Zeit, „unser" Vaterland buchstabieren lernen. Erst wenn die Leser diesen meines Wissens bisher nie erforschten Vorgang, wie aus „etwas" „unser" werde, in sich vollzogen haben, erst dann werden sie den Rückzug aus Natur und Geist antreten; den müssen sie antreten, ehe Seele und Geschichte, Ursprung und Erfüllung der Zeiten wieder über sie Gewalt gewinnen können. In der Wiederkehr der Erlebnisse üben wir uns auf die echte Zeit ein. Im Gang der Ereignisse erleben wir sie, und in den Institutionen verwirklichen wir sie. Entsprechend findet der Leser hier im II. Bande die drei Teile

Die Wiederkehr der Erlebnisse
Der Gang der Ereignisse
Die Institutionen.

Erster Teil

DIE WIEDERKEHR DER ERLEBNISSE
(Trajectivum)

Erster Teil

Die Wiederkehr der Erlebnisse

(Trajectivum)

1. Unser Zeitpunkt 13
2. Wohnräume – Zeiträume 21
3. Der Festkalender 30
   a) Die Maifeier 30
   b) Das Gesetz der verzögerten Sichtbarkeit nach Hölderlin und Teilhard de Chardin, S. J. 33
   c) Zeitvertreib oder Zeitbahn? 35
   d) Das Kosmische Fest 38
   e) Allerseelen und Walpurgisnacht 44
   f) Sonntag und Ostern 50
   g) Die Mehrzahl der Kalender 53
4. Der Zeitgeist 57
   a) Kinder und Künstler 59
   b) Mars und Venus 64
   c) Petrus und Paulus 70
   d) Die Harmonie der Sphären 86
5. Die Regierungsperiode 91
   a) Der Regierungswechsel 91
   b) Die politischen Aggregatzustände 103
   c) Lob der Anarchie 111
   d) Die Nächste Gerechtigkeit 115
6. Das Zeitenspektrum 121
7. Die Epoche 139
8. Wahnzeit und Währzeit oder das Kalenderminimum 143
9. Eine Todesanzeige 148

Übergang vom ersten zum zweiten Teil 149

1. Abschnitt

Unser Zeitpunkt

(Nach Darwin, Marx, Freud, Nietzsche)

Dieser Erste Teil heißt: „Die Wiederkehr der Erlebnisse". Deshalb handelt er vom Kalender, vom Zeitgeist und von den Zeiträumen. Denn in ihnen betreten wir die schon gelebten Bahnen des schon geschehenen Lebens: dank ihrer ist es nicht umsonst gelebt, sondern noch da. Wir gewinnen Zeit, uns mit den schon gewesenen Zeiten auszurüsten.

Auf den ersten Blick läßt sich solch ein Nachhängen all des schon gelebten Lebens leicht verspotten. Der Spanier de Icaza hat gesungen: „Para che contar les horas?" das heißt: Warum sollen wir die Stunden zählen? Und er fährt fort: „Gestern ist gewesen. Morgen ist uns unbekannt. Warum die Stunden zählen? Warum?"

Seine Frage ist mit den Mitteln des räumlichen Denkens nicht zu beantworten. Aber die Antwort wird diesen ganzen zweiten Band füllen.

Nicht, daß der arme Dichter pedantisch hier zu ernst genommen werden soll. Ein Dichter darf heute so und morgen anders singen. Francesco A. de Icaza hat auch andere Töne auf seiner Leier. Aber eben diese seine göttliche Freiheit ist so verwunderlich. Da singt also ein Dichter: „Warum die Stunden zählen?" Er hat recht und trotzdem wehe dem Pedanten, der dem Gesang traute und nun diesen einen Sang zeitlebens enträtselte. Welche Leiter der Gefühle erlauben wir also dem Dichter? Ein Jahr der Seele, ein langes Leben mit Bruchstücken einer Konfession – so haben George und Goethe den Kalender ihrer Dichtungen betitelt. Also folgen einander widerstreitende Gefühle! Also ist kein Dichter nur der Dichter dieses einen Gedichtes: „Warum die Stunden zählen?" Nein, er wird gerade umgekehrt seine Stunden nach den Gedichten zählen, die ihm ein jegliches zu seiner Zeit entquollen sind. Er wird lächelnd sagen: „Ja, in jener schwachen Stunde hab ich freilich jenes Gedicht gemacht: Paraché . . ." Beim Dichter formen die Gedichte, beim Staatsmann die Wahlen und Gesetze, bei einer Frau ihre Liebesgeschichten, beim Priester das Kirchenjahr sich zu Zeittafeln, und wie eines nach dem anderen sich in sie niederschlägt, so formen sie eine zeitliche Reihenfolge. Oder wäre es umgekehrt? Schlagen sie sich nacheinander nieder, weil der umfassende Kalender jedem einzelnen dieser Akte einen Platz anweist?

Geboren werden, lernen, fechten, heiraten, Kinder zeugen, Haus bauen, sterben – steht jeder dieser Akte für sich und formen wir die Kette der Chronologie nur äußerlich um sie herum? Oder bedingen, rufen, heischen sie einander?

Ist der Goethe der Marianne Willemener nur zufällig auch Christianes Mann und Frau v. Steins Freund? Oder ist in Charlotte und Christiane die Entelechie, die dritte Form Marianne bereits gesetzt?

Dann wäre die Zeitrechnung nicht ein Gerüst, um unser Leben künstlich herumgebaut. Nein, ihr Kalender wäre dann das Knochengrüst des Baues unseres leiblichen Lebens. Daß eine Generation 25 oder 30 Jahre währt, ein Volk Jahrtausende, eine Verfassung Jahrhunderte – das wäre also vorgegeben. Die Zeitspanne wäre die Voraussetzung aller Zeitpunkte in ihr.

Baut sich ein Jahr aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter auf? Oder gibt es die Jahreszeiten, weil es das ganze Jahr gibt?

Das hat sehr praktische Bedeutung. Denn ich oder Du erfahren die Zeit von Punkt zu Punkt. Für uns ist jeder Tag er selber. Aber ist das die Wahrheit? Hab' ich die Seligkeit der Liebe, den Stolz des Erfolges, die Schrecken des Krieges, den Leichtsinn des Studenten nicht nur deshalb erfahren, weil eben innerhalb des Lebenslaufes eines Sterblichen alle diese Fährnisse bestanden werden wollen, mit andern Worten, weil sie in einen Lebenslauf hineingehören?

Darnach gibt es keinen Zeitpunkt ohne alle andern Zeitpunkte zugleich. Wer 24. Dezember feiert, der behält sich gleichzeitig vor, Johannis am 24. Juni zu feiern. „Gleichzeitig" ist also das ganze Jahr dem Heiligen Abend. Und wer Weihnachten feiert, dem sind die vorhergehenden Tage des Jahres vertraut.

Dies ist der Grund, weshalb wir weder Jahreslauf noch Lebenszeit Punkt für Punkt erleben und weshalb die ganze Zeit uns erst vertraut sein muß, bevor sich ein Punkt in ihr herausheben läßt. Das verblaßteste Schema für diese Einbettung eines Zeitpunktes in die ganze Zeit kennt jeder. Es teilt die Zeit in das vor dem Zeitpunkt liegende, in das hinter dem Zeitpunkt liegende und in den Zeitpunkt selber. Keine Gegenwart ohne Vergangenheit und Zukunft. Dieses Schema habe ich blaß genannt. Verglichen mit dem Zeitpunkt von Weihnachten innerhalb des Jahres ist das dreiteilige Schema Vergangenheit – Zukunft – Gegenwart offenkundig blaß. Denn „Vergangenheit" und „Zukunft" sind nicht in einander mit enthalten, wie alle Kirchenfeste, z. B. Ostern oder Pfingsten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind reinlich geschieden. Also ist das Schema eine Abstraktion.

Wer von diesen drei Zeiten Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart spricht – und jeder spricht gern davon – denkt, er sei ein Realist und rede so konkret wie möglich. Aber wir haben schon (Band I) andere Abstrakte (wie Sein, Wesen, ich, der, er) entdeckt, wo niemand sie vermutete; ich vermute also, daß auch das Zeitschema ein Schema ist, mit dem das Kind am Heiligen Abend, die Braut am Hochzeitstag, der Mann am Lebensabend herzlich wenig anfangen können.

Ich greife dies Schema an. Ich behaupte, daß die grau in grau gemalte Vergangenheit und die unbekannte bewölkte Zukunft Hilfsmittel eines abgeblaßten Denkens sind. Niemand kommt zum Leben, der sich von diesem Schema hypnotisieren läßt. Wir leben viel eher zu Weihnachten oder Ostern, als in der

„Gegenwart" im allgemeinen. Es ist klarer und bestimmter, es ist aber auch wahrer zu sagen, daß wir die Epoche des Weltkrieges erlebt haben, als die „Vergangenheit". Wir steuern dem unerläßlichen Weltfrieden nach den Weltkriegen viel eher zu als einer allgemein gehaltenen Zukunft. Ich behaupte, die Zeiten alle drei seien immer stimmhafter und deutlicher zu nennen als die schematisierten Termine Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit wahrhaben wollen. Wenn die „Zukunft" doch eine ganz bestimmte Aufgabe für uns stellt, dann ist sie eben bestimmt und gar nicht mehr die Zukunft im allgemeinen. Die Zukunft im allgemeinen ist des Teufels und des Todes. Ich muß sterben und die Nationen gehen zum Teufel. Das ist alles, was sich von der unbestimmten Zukunft im Allgemeinen und Abstrakten sagen läßt. Erst dann, wenn trotz meines Todes und trotz der Teufeleien eine bestimmte Zukunft triumphieren muß, erst dann gibt es eine Zukunft, die Sinn oder Bedeutung haben kann. Diese Zukunft kann nur als bestimmte Zukunft Sinn haben. Gerade so kann nur das Menschengeschlecht Sinn haben, das von jeher auch in der Vergangenheit eine Bestimmung hatte.

Bestimmung und bestimmt sind beide Ausdrücke des ausgesprochenen Lebens. Sie hängen deshalb mit Stimme zusammen, weil sie namentlich bezeichnet werden müssen, um sich herauszuheben aus dem Einerlei der physikalischen Weltraumuhr. Unsere Sprache, aus der doch allein sich die drei Zeiten herausprägen lassen, meint also mit wirksamer vollblutiger Zukunft oder Vergangenheit oder Gegenwart *benannte* Zeiten, denen etwas aufgetragen und die zu etwas bestimmt sind.

Das Philosophierschema Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft beraubt die Zeit ihrer Zeugungskraft; und prägen können und dürfen nur bestimmte Zeiten, die uns mit ihrer Stimme anreden und denen wir ihren einzigartigen Namen beilegen. Mithin müssen wir die Feindin „Abstraktion" auch hier, wie in Band I, dorthin verfolgen, wo sie sich am sichersten gebärdet, dorthin also, wo großartig von Zeit und Raum im allgemeinen geredet wird, so als hätten wir lieben Herrgötter diese Zeit und Raum unterjocht zu unseren Füßen und blickten von außen oder oben auf Zeit und Raum im allgemeinen.

Damals, in Band I, zersprang uns die Zeit in Zeiten, der Raum in Räume. Der ungeheuerlichen Anmaßung der Parmenidesse von Parmenides selber bis zu dem letzten Kantianer entzogen wir die wirkliche menschliche Gesellschaft[1]); diese sei immer namentlich bestimmt. Sonst ließen sich Spiel und Ernst, Feier und Unheil nie unterscheiden. Für diesen zweiten Aufbruch ins Reich des Kalenders wiederholen wir den Sprung aus dem Philosophieren über irgendwelche Zukunft und irgendwelche Vergangenheit. Wir haben nur unsere ganz bestimmten

---

1 Siehe dazu „Zurück in das Wagnis der Sprache". Käte Vogt Verlag, Berlin 1957, York v. Wartenburg hat in seinem nachgelassenen Herakleitosbuch auf Fragment 65 hingewiesen: „Den Namen des Zeus will ich gebrauchen, nicht aber das Wort ‚Das Weise'."

Zeiten, diese unsere Zukunft, diese unsere Vergangenheit. Und sie sind stimmhaft, sie bestimmen uns und sind uns bestimmt.

Ich will dem Leser den Fürsten der Abstraktion auf seinem höchsten Ruhmesthron vorführen, in der Zeit, in der die Philosophen noch nicht ahnten, die Soziologen würden das Herz als Bussole in das Schiff der Zeit zurückzuwerfen wagen (Immermann), in der es keine Soziologie der Räume und der Zeiten gab, sondern nur eine Philosophie hoch über Raum und Zeit. Damals schrieb (1811) Schelling seine „Weltalter". Und wie fangen sie an? Man lese die ersten schmetternden Sätze:

„Das Vergangene wird gewußt.
Das Gegenwärtige wird erkannt.
Das Zukünftige wird geahndet."

Nach Nietzsche, nach Freud, nach Marx, nach Darwin, nach diesen unsern Befreiern vom Idealismus, diesen furchtbaren „Dysangelisten", diesen Kündern des Unheils, heißt es anders. Wir haben es erfahren:

Wir Menschen singen, streiten, verheißen und wissen, weil wir nur auf diesen Wegen leben können. Durch diese vier Pfade bahnen wir uns eine lebbare Umwelt und gliedern Zeiten und Räume, um nicht zu ersticken. Um nicht zu ersticken, wird uns alles erzählte Vergangenheit – nur das Gemeine geht klaglos zum Orkus hinab. Alle die unter uns Bestrittenen und Umstrittenen bilden das, was wir Gegenwart nennen. Der Verheißene aber wird unsere Zukunft. Eine vierte – nicht also die erste – Dimension bildet das Gewußte. Dieses Gewußte sind die Hülsen, Schalen, Leichname. Das Besungene, die Umstrittenen, der Verheißene – sie werden endlich und am Ende nur noch gewußt. Dann bilden sie – wie der Okeanos für die Alten – unsere äußerste Umwelt; das Gewußte liegt draußen, außerhalb unserer lebendigen Zeiten. Gegenwart, Zukunft, Vergangenheit sind ja alle drei lebendig. „Ich selbst bin Überlieferung" (Goethe) und bin umkämpft und fruchtbar. Aber was von mir sicher gewußt werden kann, das ist schon tot. Totes ist schädlich, wenn es nicht ins Leben zurückgeholt wird. Gewußtes also wird nur zu dem Zwecke gewußt, damit es dem Lebenslauf neu einverleibt werde. Die Wissenschaften greifen die dem Leben verlorengegangenen Stoffe auf und erlauben uns, sie dem Leben als Kräfte wieder einzuverleiben.

Den Chemikern verdanken wir Aspirin und Rübenzucker, den Physikern das elektrische Licht und das Fliegen, den klassischen Philologen das allgemeine Wahlrecht und die Olympischen Spiele. Die Toten stehen auf, von denen Jahrtausende lang nicht mehr die Rede gewesen ist.

Wir entdecken also vier Dimensionen, wo der Idealist nur drei im Munde führt und wo er der Sache nach sogar diese drei mit einem Organ bearbeitet, mit dem Gehirn. Denn Schellings Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft wurden nicht geschaffen, damit wir nicht ersticken, damit wir weiter-leben. Sie heißen nur

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber sie sind das nicht für den Idealisten. Seine Denkmaschine begreift nämlich alle drei mit denselben Begriffswerkzeugen. Die drei Zeiten also liegen draußen vor dem denkenden Subjekt. Selber fürchtet es nichts von keiner der drei Zeiten. Aber uns nach dem Einsturz der idealen Welt nach Atem Ringende bedroht jede falsche Entscheidung mit Ersticken. Wenn ich nicht weiß, wo meine Zukunft oder meine Vergangenheit liegt, bin ich entwurzelt und dekadent und Fallobst, ohne Aussicht, Frucht zu tragen. Die Trennungslinie zwischen dem gewußten Toynbee- und Spenglerschen Zeitschema, das gefälligst warten kann, bis wir es nötig haben, und dem lebendigen Dreimalsagen, diese Trennungslinie ist entscheidend. Wo wir noch erzählen, wo wir noch streiten, wo wir noch verheißen, da leben wir noch. Wo wir aber uns mit Wissen zu behelfen haben, da wandeln wir in einer ausgestorbenen Mondlandschaft.

Weil der Idealismus die deutschen Hohen Schulen beherrscht hat, ist die Linie zwischen den drei lebendigen Zeiten und dem aus der Zeit herausgestorbenen Wissensstoff verlorengegangen. So konnte Hitler zu dem Verheißenen werden. Die Universitäten hatten alle sonst Verheißenen ausgemerzt. 1890 war weder Christus noch einer seiner Heiligen mehr verheißen. Ja, es erhob sich ein Gelächter, wenn von Verheißenen die Rede war.

Nietzsche ergriff die Raserei darüber; um die Zukunft zu retten, entsagte er den Begriffen. Um die Gegenwart zu bestimmen, hat Marx den Streit um des Streites willen proklamiert. Das soll seine Dialektik ja verewigen: echte Gegenwart. Freud sah den Unterschied zwischen häuslicher Überlieferung und Absterben der Familienbande. In seltsamem Ingrimm errichtete er die Analyse als Begräbniskult. Jeden Augenblick soll alle Überlieferung oder Bindung aufgelöst werden. In diesem „Entgehen" – laßt uns unserer Vergangenheit entgehen; wir sind schief gewickelt; entwickeln wir uns gerade – steckt Freuds Anerkennung des Begrabenmüssens der *Vergangenheit*, so wie in Nietzsches Verheißung der kommenden Weltkriege die Verheißung als Teil der *Zukunft* anerkannt wird. Daß die Schimpfkanonaden des Marxismus die Anerkennung einer eben nur im Streit heraushebenden *Gegenwart* des Klassenkampfes bedeuten, werden die Älteren nicht bestreiten. Denn sie kennen noch den „Sauherdenton" des Marxismus. Die Jüngeren können sich mit Hilfe des Kominternstils auf die Widerspruchskraft Karl Marx' zurückbesinnen. Sie *war* die eigentliche Sache selber, wenn man eben nur groß genug von Karl Marx denkt. Seine verdünnten Anhänger sollten sich ein Herz zu seinen Schimpfkanonaden fassen. Seine Ökonomik ist nämlich veraltet. Aber den einen Streit wird es immer geben, heute z. B. gegen die marxistische Bürokratie selber (Djilas). Und gegen die leisetretende Höflichkeit der Exzellenzen Hegel und Harnack hat Karl Marx stabiliert, es sei nur im Streit die Würde echter Gegenwart zu haben. So hat er sich widerwärtig gemacht! Darum hat er sich widerwärtig gemacht! In diesem widerwärtigen Akt verwandelt sich die Zukunft der Arbeiterschaft in be-

streitbare Gegenwart. „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen." „Wir wollen auf Erden glücklich sein." Die Vertrösteten, die auf die Zukunft Vertrösteten kriegten Gegenwart, im dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone. Für solche Zeitverwandlung aus Zukunft in Gegenwart, kann man sogar die Bände des „Kapital" in Kauf nehmen. Sie ist eine Großtat. Sie hat die deutschen Arbeiter davor bewahrt, nur ihrer eigenen Zeit zu verfallen.

Freud hat dieselbe Verfemung erfahren wie Nietzsche und Marx. Aber indem er keine Gegenwart, keine Zukunft anerkannte, indem er alles auf die Überlieferung schob, hat auch er viel mehr geleistet als seine – falsche – Theorie. In ihm ist erst die besonders schwierig zu findende Grenzlinie zwischen bloß Vergangenem und dem Leichengift des Toten aufgefunden worden. Der Historismus und der Idealismus hatten ja romantisch alles Vergangene in einen Topf geworfen. Die Vergangenheit wurde verklärt, ob sie es verdiente oder nicht. Der rasend gewordene Tübinger Stiftlerkopf, die Savigny und Eichhorn, die Ranke und Schlegel hatten keine Zeitlehre. Diese fehlte seit der Renaissance. Unser erster Band hat davon gehandelt. Zeit und Raum wurden grandios im Munde geführt. Also unterschied niemand mehr außer den Dichtern, wo Nur-Raum, Todesraum, und wo lebende Zeiten erfahren würden. Die Leser wollen sich entsinnen, daß die Zeit empirisch zuerst von uns als viele Augenblicke bemerkt wird, die Standpunkte aber als ein ganzer Raum. Wir Lebenden verfallen dem Wahnsinn und der Panik, wenn Augenblick und All, die erste abgesplitterte Zeiterfahrung und die erste universale Raumbemerkung, nicht auf einander zugetrieben werden. Nach etwas Stillstand, Dauer, Ausdehnung schreit der erste Augenblick; nach etwas Eigentum, Abwechslung, Unterteilung und Anheimelung schreit das auf uns lastende Gefängnis des Universums. Leben heißt, den Raum verkleinern und unterteilen, die Zeit verlängern und verbinden. Der Ausgleich des ersten Moments und des ersten Alls – ist unsere erste Lebensaufgabe. Man setze ein Menschenkind in einen einzigen Raum für sein ganzes Leben: es wäre ein Gefängnis, und wenn er noch so riesengroß wäre, so groß wie die Erde! Denn wir müssen eine Tür zuschlagen können. Eine andere Tür muß uns aufgehen: Ohne den einen Gefängnisraum in kürzere Räume zu zerfällen, fühlen wir uns nicht frei. Aber in den Zeiten ist es umgekehrt die Dauer, der Besitz, die Wiederkehr, der Jahrestag, welche uns aus der Neurasthenie fieberhafter Hast heraushalten.

So dient der Gewinn des ersten Bandes uns als Grundlage für die Zeitfragen des zweiten.

Die Schellingschen Organe des Wissens aller drei Zeiten des Lebens beruhen auf einer tödlichen Verwechslung zwischen den Geistern der lebendigen Zeiten: Erzählung, Streit, Verheißung, und dem Geist für das aus der Zeit in den bloßen Raum Gefallene: dem Wissen. Daher bemerkt sogar der alte Schelling nicht, daß die Vergangenheit, die Zukunft, die Gegenwart, gerade erst durch unser

Singen und Sagen selber zustandekommen. Und der späte Schelling ist das äußerste Vorgebirge, das der Idealismus erklommen hat! In die wirkliche Zeit ist auch er nicht eingedrungen. Unverheißene Zukunft ist bloß über ihre Lebensdauer hinaus verlängerte Vergangenheit. Unbestrittene Gegenwart ist verhängnisvoller Naturprozeß. Und unbesungene Vergangenheit ist mausetot, hat daher auf den Ehrentitel keinen Anspruch. Denn sie ist ja abgerissen von ihrem Zusammenhang mit unserem Streit und unseren Erwartungen! Statt Vergangenheit blieb sie Vergänglichkeit.

Wir haben den Widerspruch zu dem abgelaufenen Aeon von Abailard bis Hegel weit aufgerissen, damit der Leser weiß, in welchem Aeon wir weilen: nach Nietzsche, nach Freud, nach Marx, nach Darwin.

Wir sind dazu gezwungen, weil wir nicht mehr Wissen vom toten Raumobjekt mit Streit, Verheißung, Gesang lebender Zeiten verwechseln dürfen, bei Strafe der Vernichtung. Die Schicht, die sterben will und dem Aeon des Thomismus, Kants oder Fichtes verhaftet denkt, ist achtenswert und zahlreich. Ja, es sind die guten, die Elite, die Kaloi Kagathoi, die sich auf eines dieser Denksysteme festlegen. So wollen sie in die Zeiten starren oder schauen. Tausende von Offizieren sind so 1914 und 1939 stumm in den Tod marschiert.

Ich bin ein unreiner, temporaler Denker. Ich kann nicht aus dem Todesraum der idealistischen Zeitlosigkeit auf die drei Zeiten der Lebendigen wissenschaftlich blicken. Mir ist geboten, mit meinem Wissen nicht aus den drei Zeiten herauszutreten, sondern in ihnen festzuwurzeln, und um ihren Rhythmus zu steigern, muß ich auch heraus aus dem Raum der Toten blicken. Ich gehöre einem Aeon nach der Vollendung von Scholastik und Akademik an.

Ich bin ein unreiner Denker, den die „Kritik der reinen Vernunft" und die „Summa Theologiae" nichts angehen, weil sie nicht wurzelecht machen können. Entwurzeln beide den Geist aus seiner Zeit, so suche ich einen Weg, mit freiem Blick fest in meinen drei lebendigen Zeiten, besungener, umstrittener, verheißener, zu wurzeln und sie im Einwurzeln rückwirkend in Schwingung zu versetzen.

Für diese neue Verwurzelung der Geister kämpfe ich; sie ist für den kommenden Aeon der menschlichen Gesellschaft verheißen. Und sie ist trotz Scholastik und Akademik jedem Menschenkinde als Überlieferung eingepflanzt.

Weshalb aber gehört Charles Darwin auch in diese Reihe der Dysangelisten? Weshalb ist die Entwicklungslehre unverlierbares Datum nach rückwärts, so wie sie 1859 im „Ursprung der Arten" stand? Es ist da wohl wie mit den drei anderen Raben. Nicht des Krächzens Inhalt, aber Darwins Flug bezeichnet die Zeit, der Du und ich angehören, mit Zwangsgewalt.

Denn die Entwicklungslehre gibt einen Maßstab für unser menschliches Geheimnis. Wir Menschen sind als Neuerer in die Welt getreten. Das Tier kennt keine Zukunft und keine Vergangenheit. Wir aber, die wir Feuer machen und

sprechen, brauchen zum Leben die Veränderung ebenso sehr wie die Wiederholung. Jedes Geschlecht muß Neues hervorbringen, nur um sein Altes zu retten! Die Neuerung ist eine Bedingung unseres Alterns, genau wie die Wiederholung eine Bedingung unseres Jungbleibens ist. Ich spreche wie ein Höhlenmensch und ich telefoniere wie kein Höhlenmensch. Beides aber muß ich tun, um Mensch zu bleiben. Bloß immer zu telefonieren ohne mündliche Besprechung und bloß mündlich zu reden ohne Schrift oder Telefon wäre heutzutage gleich untermenschlich. Die Proportion zwischen der Ererbung erworbener Eigenschaften und der Erwerbung ererbbarer Eigenschaften ist unser Rätsel. Das aber steckt in Darwins „Kampf ums Dasein". „Denn alles muß in Staub zerfallen, wenn es im Sein beharren will." So hat Goethe, längst vor Darwin, dies Geheimnis ausgesprochen. (Aber später hat derselbe Goethe diesen Satz für „dumm" erklärt! Das wollen wir beachten.)

In Darwin liegt eben uraltes, vorscholastisches und vorakademisches Erbgut. Darwin hat das *Verhältnis* der drei lebendigen Zeiten Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart untereinander von der greulichen Moralpredigt der Hochschulen mit ihrem Gut und Böse befreit. Denn er fragt einfach: *Wie lange* kann eine Lebensform ohne qualitative Veränderung fortgehen? Dies ist eine außermoralische Frage! Moral gibt es nur *innerhalb* des Lebens. Aber Darwin fragte ja: Wann, wie lange währt eine Gestalt des Lebens? Nun, sie währt eben so lange, wie ihr etwas verheißen ist, wie sie umstritten ist, wie sich ihre Überlieferung in sie lebenskräftig hineinsingt. Das Alte erzwingt die neue Gestalt! Doch auf eine Ausdeutung des Darwinismus kommt es an dieser Stelle durchaus nicht an. Nur daß die Sterblichkeit hier geprägter Form in ihm ernst genommen wird. Mein Zeitpunkt fällt nach den vier Dysangelien des Selbstmords Europas.

Nach den vier Dysangelien der Karl Marx, Charles Darwin, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud gilt es, die Überlieferung zu erneuern, die Verheißungen zu hören, den Gegnern Widerpart zu werden, damit nicht tote Wissenschaft uns in den abgelaufenen Zeiträumen gar noch vor diesem Unglückspropheten festhalte. Denn uns sind die beiden Weltkriege „der große Kladderadatsch" des Karl Marx, der „Hexensabbath aller freien Geister" Nietzsches, die Psychoanalyse der nationalen Leidenschaften[1] und die natürliche Zuchtwahl Charles Darwins.

Wenn sie recht haben, muß es bei den Weltkriegen bleiben. Soweit sie unrecht haben, kann es einen Weltfrieden geben. Zwischen den Dysangelisten, die vor den Katastrophen lehrten, und uns durch sie Gebrannten entbrennt der Streit, an dem wir gegenwärtig werden können.

---

[1] Entsprechend dargestellt zuerst in: Das Geschichtsbild der Europäischen Nationen, Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution, 1920, Würzburg. Dann ausführlich als „Die Europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen," Stuttgart, 1951.

Gegen die Eingangsworte der Schellingschen Weltalter (S. 16) setzt die Soziologie ihre Gebote:

Die Vergangenheit werde erzählt.
Die Zukunft werde verheißen.
Die Gegenwart werde erkämpft.
Das Tote mag man wissen.

2. Abschnitt

Wohnräume – Zeiträume

Wohnung besteht aus Zeiträumen

Wie uns Spiele und Ernst auf zahllose Tummelplätze versetzen, hat der erste Band dargetan; deshalb heißt er ja „Die Übermacht der Räume".

Aus jenen Räumen aber öffnete sich schon im ersten Bande an zwei Stellen ein Ausblick auf die Gewalten, die uns in Räume erst einmal hineinversetzen. Ein Guckloch in den Zeitenlauf öffnete sich, als wir im Reigentanz der Künste, Studien, Gebräuche und Sporte auf die Feier aufmerksam wurden. Spiel wird Feier, wenn es emporgehoben, hervorgehoben und dem Ernst vorgeschaltet wird. Festtage verkehren die Reihenfolge: erst der Ernst, dann die den Ernst reflektierenden Spiele, in die Reihenfolge von Feiertag und Alltag.

Das Spiel erholt; aber der Feiertag wird dem Alltag zur Beobachtung auferlegt.

Von diesem Sehwinkel her erheben sich jetzt vor uns die Fragen: Wodurch wird Feier allmächtig über den Alltag? Welche Spiele werden Feier? Wie schreiten wir von Feier zu Ernst fort? Mit anderen Worten: Gibt es den Fortschritt in einem ganz anderen Sinne, als das abgelaufene Zeitalter vom automatischen Fortschritte geträumt hat?

Das andere Guckloch tat sich auf, so oft wir im ersten Band auf benannte Personen stießen. Eine reine Raumsoziologie ist so lange möglich, wie die Menschen nur als schwärzliches Gewimmel vor uns treten. Bei solcher Betrachtung ist ja nur von Typen die Rede, von Objekten und Etwasen. Rudolf Otto hat sogar von Jesus als einem charismatischen Typ gehandelt. Typen liegen vor uns im Fremdraum der Museen; folgerichtig gibt es ein Museum über „Das Heilige" in Marburg an der Lahn. Wenn aber Jesus ein Typ war, dann ist das Christentum eine Lüge. Denn es erhebt ihn, den Niedrigsten, zur göttlichen und das heißt immer: zur einzig göttlichen, also unbegreiflichen, untypischen Person.

Als wir aber auf Saint-Simon, auf Sigmund Freud, auf Abraham, Buddha, Laotse und Kant und am Ende auch auf Jesus stießen, da kamen wir auf ein

Guckloch in den Zeitenlauf aus dem sehr einfachen Grunde, daß kein einziger dieser Männer ein Zeitgenosse geblieben. Alle diese Namen erwähnen wir Heutigen, weil sie zu ihrer Zeit nichts galten. Saint-Simon ist mit dem Ruf gestorben, in größtem Elend: „L'avenir est à nous." Ohne es zu wollen, ist Freud der Stifter eines neuen Berufsstandes geworden, der mit dem Klerus konkurriert und bei dem der Klerus sich selber Rat holt. Und die vier Namensträger unseres Kapitels von der Seele stifteten, indem sie sich selber vom Leben ihrer Zeit befreiten, ein Gesetz für Jahrtausende nach ihnen.

Aus diesen beiden Ausblicken des ersten Bandes auf Feier und Stifter stammt die Aufgabe des zweiten Bandes: Festkalender und stiftende Ereignisse muß er behandeln. In der Sprache unseres wirkenden Kreuzes lautet das: Wir entsteigen unausgesetzt den Feiern unserer Tradition als Trajekte; wir ersteigen die Zukunft als Präjekte. Trajekt bin ich als feierlich gebildeter Erbe; Präjekt bin ich als der eigentliche Stifter der Zukunft, d. h., künftiger Feiern.

Hierin befreit sich unser zeitgenährtes Denken von dem Objektiven und dem Subjektiven Denken, denen wir im ersten Bande unseren Tribut gezollt haben. Schon der große Arzt von Helmont hat versucht, für die Medizin diese Befreiungstat zu vollbringen, die heut in der Medizin Viktor von Weizsäcker angehoben hat. J. B. von Helmont hat vor mehr als dreihundert Jahren gesagt: „Dasjenige daliegende Ding aber (Subjectum), das die Schulen das Leidende nennen, nenne ich das Mitwirkende."

Ich zitiere diesen Satz, um dem Leser noch einmal ans Herz zu legen, sich von dem seltsamen Aberglauben zu befreien, es sei die Einteilung in Objekt und Subjekt die einzige, zu der wir gezwungen seien.

Wir werden gewirkt, und wir wirken mit; deshalb werden wir trajektiv für eine uns ergreifende Zeitfolge in uns hineingewirkter Eigenschaften; die hat es in der Welt einmal nicht gegeben; aber im Laufe der Zeit sind sie in uns hineingetreten. Wir erben sie. Gleichzeitig aber —, denn wir sind immer Trajekt und Präjekt zugleich, so wie wir Objekt und Subjekt zugleich sein müssen —, gleichzeitig ereignen sich neue Eigenschaften in uns zum ersten Male mit Wirkung auf die Folgezeit.

Die Ererbung erworbener Eigenschaften und die Stiftung präjektiver Wirkungen durch die Zeit hin ist das neue Thema. Weil nur Erben und Stifter in die Spielräume der Subjekte und in die Lebensräume objektiver Art eintreten, liegt die logische Verknüpfung unserer beiden Bände wohl zu Tage.

Wir formulieren darnach den Zusammenhang: Im Spiel versetzen wir uns subjektiv willentlich in Spielräume; im Ernst werden wir in Lebensräume hineingerissen wie z. B. in den Krieg. Man denke an Norweger oder Belgier als Objekte der Weltkriege. Den Feiern, die wir begehen, entsteigen wir mit den Eigenschaften, die jene Feiertage ausbilden, trajektiv. Die Ereignisse ergehen an uns mit ihrem unerhörten Geheiß präjektiv, und wer sich in ihnen bewährt, gibt seinen Namen der rollenden Zeit an künftigen Feiern.

So kommt es, daß Feiertage und Geschichtstage, ererbte Eigenschaften und verheißene Ereignisse den zweiten Band füllen müssen. Wenn sich nun hier gleich an der Schwelle ein Januskopf zeigt, Erbe und Verheißung, stilisierte Feier und formlose Katastrophen, dann deutet sich zwischen den beiden Teilen dieses Bandes ein Widerstreit an, der an den Widerspruch von Spielräumen und Lebensräumen im ersten Bande erinnert.

Wie war es denn da gewesen? Weshalb hatten wir denn den seltsamen Umweg eingeschlagen, erst die Menschen bei ihren Spielen zu belauschen und erst hinterher in ihren Leidenschaften? Nun, wir hatten das aus Achtung getan. Wir hielten unsere Mitmenschen für mindestens ebenso gescheit wie uns und suchten daher nach ihrer Reflexion, nach ihrer Philosophie des Lebens. Die Spiele dünkten uns die Philosophia Prima seit Jahrtausenden, längst vor den Griechen. Diese Reflexion lasen wir nach, um zu sehen, was unsere Mitmenschen bereits über das eigene Leben in der Gesellschaft wissen. Die Philosophia Secunda, die griechische und erst recht die mittelalterliche und moderne Philosophie, hat die Philosophia Prima der Völker ignoriert. Es ist der Unterschied der Soziologie von der reinen Philosophie, daß wir Soziologen sehr glücklich sind, wenn wir zu unreinen Denkern werden und uns mit der ererbten Eigentümlichkeit der menschlichen Reflexion beflecken.

Hierdurch gewarnt, müssen wir eine entsprechende Willigkeit auch vor den Zeitereignissen aufbringen. Mögen wir selber noch so viel, ja viel zu viel Weltgeschichte in unserer Zeit durchleben, das ändert doch nichts daran, daß der Weltenlauf sich bereits vor uns in Menschen hineingeprägt hat. Die Festkalender also sind die Religio Prima der anbetenden Gesellschaft, und Feiertage sind ein Vorgeschmack der eigenen Seligkeit. Feiertage sind unsere erste Religion. Dieser Religion ist jeder vom Weib Geborene zunächst ausgeliefert.

Hierin liegt die logische Anknüpfung des zweiten Bandes an den ersten. Wir formulieren darnach den Zusammenhang beider Bände:

Im Spiel versetzen wir uns in Spielräume, im Ernst werden wir in Lebensräume eingeschlossen.

Den Feiern, die wir begehen, entsteigen wir geschichtsbeladen, trajektiv. Die Ereignisse, denen wir entgehen, ergehen an uns als Geheiß, präjektiv. Also Feiern und Ereignisse, ererbte Namen und verheißene Namen füllen den zweiten Band.

Darin deutet sich ein Widerspruch zwischen Erbe und Verheißung, Feier und Ereignis an, der an den Widerspruch von Spiel und Ernst erinnert. Der Festkalender ist unsere Einführung in die Wirksamkeit. Die Ereignisse aber führen uns über ihn hinaus! Denn die zu unserer eigenen Zeit sich ereignenden Ereignisse sind die eigentlichen Prüfsteine für unseren Glauben. Nach der Art, mit der wir mit ihnen zur Wirkung kommen oder mitwirken, bestimmt sich unsere wirkliche Religion. Denn erst an unseren Früchten werden wir erkannt, nicht an unseren Fronleichnamsprozessionen. Aber das eine ist auch nicht ohne das

andere: Ohne Maifeier kein klassenbewußtes Proletariat. Wir stellen den Grundsatz auf:
Die Kalender, die uns anleiten, erfüllen uns mit den *alten*, den schon ererbten Eigenschaften der Spezies „Mensch"; Ereignisse hingegen offenbaren unsere *neue* Eigenart.

Ein Beispiel am Ende des Ersten Bandes, der Triumphzug der Psychoanalyse, zeigte, wie ein fruchtbarer Zeitenlauf die Übermacht der Räume durchbricht. Seit Freud gibt es Psychoanalytiker. Die Entfaltung dieses Beispieles scheint mir an den Eingang unseres Zeitenbandes zu gehören: Stuben, Häuser und Fabriken, Paläste und Kirchen, Chausseen und Autobahnen werden sogar von Architekten meist als reine Raumgebilde beurteilt. Ich will aber zeigen, wie in sie alle Zeiten und Kalender hineinragen. Ja, wir wollen Räume wie die gute Stube oder die Küche, wie Schloß Brühl oder die Kirche in Schwäbisch Hall als Auswölbungen, Ausgeburten unseres Zeitsinnes verstehen lernen.

Schloß Brühl bei Bonn diente dem Erzbischof von Köln für seinen Hofhalt. Es ist berühmt für seine gewaltigen Freitreppen, die in gedoppelter Biegung vom Eingang emporschwingen. Uns Fahrstuhlmenschen geht es an einem so kolossalen Treppenhaus auf, daß sich ein ganzer Hofstaat auf diesen Treppen bildete. Der Staat von damals stand im Staatskalender, wie zweihundert Jahre das Gothaische Handbuch heißt; aber in Fleisch und Blut sichtbar wurde dieser Staat im Hofstaat. Der Hofstaat seinerseits fand statt beim Staatsempfang; da bewegte er sich im Glanz des Ranges und der Ordnung die Freitreppen von Schloß Brühl hinauf. Die Architektur des Barock diente der Gestaltung dieser weltlichen Prozession. Die Treppen des Schlosses Brühl verewigen also einen zeitlichen Vorgang. Dank der Treppen war seine Wiederholung erleichtert und schön; Schönheit besitzt jedes reibungslos gestaltete Gebilde des Lebens. Denn es erscheint dem entzückten Blick leichter, unbeschwerter als die zum erstenmal zu bewältigende Aufgabe, aus Chaos Ordnung zu schaffen. Baukunst also bewältigt Bewegungen. Schlegel hat sie als gefrorene Musik gerühmt. Auch wir Entromantisierten dürfen der Schönheit der Architektur unbefangen huldigen. Aber wir werden sie lieber nicht nur an eine andere Kunst anlehnen, sondern auf eine Not des Lebens gründen. Merkwürdig ist, daß man dazu heut etwas sagen muß. Aber es ist geboten: die Architektur wird entweder als gefrorene Musik in die Lüfte gehoben oder als Notdurft des Lebens zu Wohnzwecken mißverstanden. Aber die Architektur dient einer höheren Not als der Maurermeister, und sie ist nicht gefrorene Musik, weil sie gestaltete politische Bewegung ist! Was hat zu allen Zeiten den Heiligen Hain, den heiligen Tempel, die heilige Kathedrale, diese höhere Notwende, von den profanen Regendächern und Schutzhütten unterschieden? Nun, die reinen Nutzbauten dienen dem Schutz gegen Unbilden. Sie sind Tektonik, aber nicht Architektonik, so wenig ein Heilgehilfe dem „Erzheiler", dem Arzt, gleichsteht. Architektur ist ein Urtrieb, der nicht mit dem Schrei nach Regenschirm und Schattendach zu-

sammenfällt. Architektur ist vielmehr eine Kalenderkunst, welche die Anlässe und Gelegenheiten ordnet, an denen wir uns auf bestimmten Wegen zu bewegen haben. Der Hexentanzplatz war schon Archi-Tektur. Mietskasernen sind Profanbauten; trotzdem kann eine Wohnung in solcher Kaserne, dank der Inneneinrichtung, das Kunststück vollbringen, Architektur zu zeigen. Denn wenn wir eine Wohnung betreten, die nicht geradezu als Konservenbüchse von 44 qm uns zusammenquetscht, so ist dieser Wohnung Geheimnis, daß wir uns in ihr aus einem Raum in alle andern zu begeben vermögen. Die Bewegungen aus der Küche in den Keller, auf die Veranda, in das Badezimmer, in das Eß- oder Wohnzimmer, auf die Toilette, ins Bett, diese Bewegungen – nie erwähnt in der Diskussion der Mieter mit dem Hauswirt oder dem Architekten – bestimmen das Wohlgefühl der Bewohner.

Denn jeder Raum gehört einem andern Zeitkreis an, bildet in uns einen besondern Zeitsinn aus und verlangt von uns eine verschiedene Zeiterfüllung.

Was soll das heißen?

Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, Veranda zeugen von vier verschiedenen Zeitrhythmen, obwohl die Baumeister in ihrer Raumwut das nicht erwähnen. Die Veranda gemahnt an das natürliche Jahr mit seinen Jahreszeiten; selten benutzbar im Winter, entfaltet sie ihren Glanz im Sommer jahraus, jahrein. In großen Perioden also verläuft der Rhythmus der Veranda. Die Küche produziert Frühstück, Mittag- und Abendbrot; bereits in 24 Stunden wird ihr eintöniger Alltagssinn deutlich. Nur an Sonn- und Feiertagen merkt die moderne Küche, die kitchenette im Kleinstmiethaus, eine Änderung; denn da geht man aus, um zu Essen. Aber in der größeren Wohnung gibt es umgekehrt Gäste am Wochenende oder bei besonderen Gelegenheiten; dafür wartet ein Backofen und ähnliche besondere Maschinerie. Im Wohnzimmer hängt das Bild der Großeltern, und da stehen Bücher, eine Bibel oder Goethe und Schiller und die Zeitung. Sie versetzen den Bewohner in seine „Zeit". Aber was ist eines Bücher und Bilder und Teppich und Sessel besitzenden Bewohners Zeit? Offenbar geht er mit seinem Jahrhundert. Wohnzimmer des 19. und 20. Jahrhunderts unterscheiden sich von dem des 17. Im 17. lagen nur die deutsche Bibel oder die Hauspostille auf, vielleicht noch ein Kalender. Im 19. Jahrhundert errangen sich Klavier und Klassiker Ebenbürtigkeit mit der Bibel. Aber Familienbilder schlossen auch diese Bewohner in eine Geschlechterfolge zwischen ihren Vorfahren und ihren Kindern ein. Heut mag die Bibel längst fehlen; die Bilder sind zu Fotografien geworden und Zeitungen und Zeitschriften haben sogar die Klassiker eingeschüchtert oder ganz verdrängt. Die Zeitluft, die das Wohnzimmer ausatmet, ist also kürzer, beschwingter. Gibt es gar Radio und Fernsehen, so wird die Zeit des Wohnzimmers kurzatmig und stößig. Trotzdem ist die Wohnstubenzeit nie der Küchenzeit gleich. Denn sie hat nichts mit den 24 Stunden des Essens und der Verdauung zu tun, sondern mit dem Zeitgeist. Der ist aber unnatürlich; weder

die Sterne noch der Mond bestimmen das Einfallen und Ablassen der Epoche, in der man sich in einem Wohnzimmer zu Hause fühlt.

Die Schlafzimmer aber werden wieder durch andere Zeitmaße bestimmt. Liebe verläuft in dreißig oder fünfundzwanzig Jahren, Jugend in Jahrzehnten. Das Kinderzimmer ist etwa zehn Jahre „lang"; das eheliche Schlafzimmer aber soll die silberne oder gar die goldene Hochzeit erleben. Immer sind die Zeiten der Schlafzimmer länger als Tag und Jahr, aber kürzer als ganze Menschenleben. Ich weiß wohl, daß noch vor wenigen Jahrzehnten ein 95jähriger Geograph in München in demselben Zimmer starb, in dem er geboren war. Aber dies ist nicht mehr der architektonische Lauf der Welt, sondern die Ausnahme. In viel mehr Fällen umgekehrt haben die Massenflucht, die Wohnungszerstörung, die Mietswohnung und tausend verwandte Vorgänge das Wohnen an ein und demselben Platz zu einer vorübergehenden Angelegenheit gestempelt. Diese Ausnahmen vom Bleibenden sind zur Regel geworden. Und vor lauter Umziehen und Neubauen sind unsere Architekturkalender unbekannt.

Das Berliner Zimmer, der dunkle Korridor oder die Portière statt der Türe oder die Wohnküche sind bleibende Mahntafeln, daß Räume nicht mehr zu Zeiträumen gestaltet werden. Uns ist an keinerlei Kritik der Wohnungsnot hier gelegen. Nur möge der Leser sich nicht von ihren Eindrücken seinen Räume- und Zeitensinn zerstören lassen!

Wir fühlen uns wohl, wenn ein Raum seiner Zeit entsprechend aussieht. Deshalb muß eine Küche technisch auf der Höhe sein. Je vierundzwanzigstündiger nämlich die Zeit, desto maschineller soll sie gemeistert werden. Der Grund hierfür ist der, daß innert 24 Stunden nur mechanische Prozesse ablaufen. Kochen und braten, backen und sieden kann das Essen innert 24 Stunden. Schon das Abhängen des Wildes, das Einlagern des Sauerkrautes usw. gehören nicht in die Küche selber. In der Küche also soll nichts wachsen oder atmen. Mithin lernen wir eine große Lehre: Mechanische Prozesse sind solche, die den Zeitlängen keine eigene Macht zuweisen. Sie vertragen Beschleunigung. Mittels Infrarot braten die Hotelküchen jetzt ihre Beefsteaks in 15 Sekunden.

Je mechanischer ein Vorgang, desto gleichgültiger ist er gegen die Zeit, desto willkürlicher darf er beschleunigt oder verlangsamt oder wiederholt werden. Deshalb also sollte die Küche „auf der Höhe der Zeit" stehen. Dieser Ausdruck „auf der Höhe der Zeit" erschließt sich uns bei einer Umschau im Wohnhaus in seiner wirklichen Bedeutung. Er hat nämlich einen guten Sinn am rechten Ort, während er am falschen Ort uns eher ein ungläubiges und wehmütiges Lächeln entlockte. Dort, wo tote Stoffe, Materialien, Lebensmittel dem organischen Leben durch Bearbeitung neu einverleibt werden, in unserem Falle also in der Küche, da sind die toten Dinge ohne eigene Zeit; um so nötiger ist es dann, daß der zubereitende Koch auf der Höhe der Zeit stehe. Und wir müssen hier einen Augenblick innehalten, um der Mitwirkung des Menschen an den zeitberaubten toten Stoffen, verwesenden Lebensmitteln, gegebenen Materia-

lien inne zu werden. Der Koch bereitet die Lebensmittel zu. Das soll doch heißen, daß er sie unsern Leibern zugänglich macht. Was wir essen, soll uns ja nicht vergiften; es soll nähren. Das ist nun wunderlich genug. Das Tote nährt, kann nähren; nähren aber heißt „lebendiger machen". Nasjands, der Nährende, heißt gotisch der Heiland, dessen Tod ja auch zu unserem Leben führt. Wir entdecken hier gleich drei erhebliche Stufen des Daseins: Tod, Leben, Ernähren. Wenn Leben vom Toten ernährt wird, dann wird es lebendiger. Aber nicht das Tote an sich nährt, sondern dazu muß das Tote an unser Leben herangebracht werden. Arbeit ist dieser Prozeß, der Totes unserm organischen Leben einverleibt und einverleibbar macht. In der Küche also wird gearbeitet. Damit aber zeigt sich uns in der Küche eine Stufenfolge der Wirklichkeit, die den Wenigsten je klar wird und die doch unsere Zeitlichkeit bestimmt. Nämlich in einer Welt toter, leichenhafter Stoffe behauptet sich das Leben unserer Leiber dadurch, daß Arbeit geleistet wird, um tote Elemente ihrem zeitentleerten mechanischen Daliegen zu entreißen und dem Leben einzuverleiben. Wer arbeitet, muß also nicht nur leben, sondern er muß imstande sein, den atmenden, zeitlich ablaufenden lebenden Leibern von Menschen etwas von Tier oder Pflanzen oder Mineralien, diesen dreien Stoffen, absichtlich und intelligent einzuverleiben (ob durch Essen, Trinken, Bekleiden, Behausen, Verbinden soll hier nicht ausgesponnen werden). Die vernünftige Absicht des wachen Menschen, des in den letzten Jahrzehnten vielberufenen homo faber, der Arbeit leistet, muß nun auf die Höhe der Zeit treten, um den Arbeitserfolg vernünftig zu machen. Unvernünftig wäre der Arbeiter, der sich auf dem Boden entlang wälzte, um an den Brunnen hinter dem Hause zu gelangen; er wird hingegen Füße und Beine in den Dienst des Wasserholens stellen. Er wird aber noch vernünftiger werden und eine Wasserleitung aus der Brunnenstube in die Küche leiten. Noch vernünftiger wird er sein, in der Küche neben dem kalten auch heißes Wasser bereit zu haben. Am vernünftigsten aber wird die Wasserversorgung der Küche dadurch, daß nicht ab und zu ein Kessel Wasser kocht, sondern daß 24 Stunden am Tag das heiße Wasser genau so zuläuft wie das kalte Wasser.

In diesem absichtlichen Prozeß des Vernünftiger-werdens gelangt die Küche auf die Höhe der Zeit. Und hierin wird der Sinn dieser Redensart recht gesund und klar.

Drei Ebenen:

a) die den quantitativen Gesetzen folgende Materie
b) leibliches rhythmisches Dasein
c) absichtliche vernünftige Arbeit

verbinden sich dadurch, daß der Zeitsinn, an dem a) weil tot, nicht teilhat, von c) über b) hinaus verstärkt wird. Arbeit beschleunigt die mechanischen Stoffe, bis sie den Anschluß an unser organisches Leben finden. Für die zeitliche

Stufe unseres nicht-arbeitenden Menschen, des schlafenden, spielerischen, genießenden Menschen ergibt sich nun aus der Küche eine eigenartige Bestimmung: Arbeit geschieht um so besser, je schneller wir sie tun, auf der Höhe der Zeit. Je schneller das Geschirr gewaschen werden kann, desto besser. Aber das gilt alles nur für die Lebensmittel. Für das Leben gilt diese Regel nicht. Im Schlafzimmer sollen wir nicht jeden Tag eine halbe Stunde weniger schlafen, um am Ende ohne Schlaf auszukommen. Denn unser eigenes Wachstum ist nicht ein arbeitstechnischer zeiterobernder Prozeß. Unser organisches Leben im Zustand der vegetativen Unschuld ist rhythmisch. Wie wir z. B. Stufen von je sieben Jahren durchwachsen, hat der erste Band bei den Lebensaltern aufgedeckt. Es wäre kein Gewinn, diese Stufen zu überspringen oder zu kürzen, Wunderkinder legen die Scheusäligkeit derer bloß, die sie dazu machen. Also das zwischen toter Mechanik und absichtlicher Arbeit schwingende Leben ist rhythmisch gegliedert, und diese Zeitglieder des Rhythmus sind geschöpflicher, d. h. anerschaffener Art und daher von keiner „Höhe der Zeit" aus umzuarbeiten. Derselbe Herr Dädalos, der heute Düsenjäger baut, darf keinen Homunculus großziehen, der mit viereinhalb Jahren bereits alles weiß.

Damit aber führt uns jeder Haushalt bereits in die Stufenbahn wirklichen Lebens ein, weil wir schon von der Küche her auf drei Zeitenringe aufmerksam geworden sind: auf das Hebewerk der Arbeit eines reißenden, willentlichen Verstandes, die alles immer schneller an sich reißt und will, auf den Kreislauf aller vegetativen Organismen, die sich rhythmisch erneuern, und auf den Bereich des äußeren Weltalls, in dem der Tod herrscht und der mechanische Verfall, wenn wir ihn nicht an uns zu binden lernen.

Dem Schlafzimmer können wir nun erst volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hier kapituliert der Wille und die Absicht. Hier herrscht nicht die Anspannung, sondern die Entspannung. Hier versinkt der Glückliche in traumlosen Schlaf! „denn dem Glücklichen schlägt keine Stunde". Wehe dem, der so denkt, während er weiche Eier zubereitet. Aber wohl dem, der beherzigt, daß es Gott den Seinen im Schlafe gibt.

Im Schlafen arbeiten wir nicht, und wir werden auch nicht bearbeitet. Wir sind also weder aktiv wie im Wachen als Arbeitsmenschen, noch passiv, wie als Leichen, wenn wir kremiert oder einbalsamiert werden. Also wie sind wir im Schlaf? Die Griechen nannten diese Haltung zwischen Aktiven und Passiven, zwischen subjektiven Tun und objektiven Erleiden das Medium. Leider fehlt den modernen Sprachen diese unentschiedene Verbform. Wir deuten sie mit den Reflexionen an: Ich schäme mich, ich sehne mich, ich ruhe mich aus. Hier liegen dem Sinne nach Sätze vor, die weder aktiv noch passiv klingen sollen. Aber die moderne Willens- und Wachwelt ist dem „Medium" nicht hold. Im Worte für den Hypnosierbaren, für ein Medium, klingt noch für den zweideutigen Tiefschlaf der Hypnose diese Haltung an. Aber es wird gerade da-

mit das „Medium" zur Ausnahme. Wir aber erkennen dem Medium einen normalen Lebensstil zu. Vielleicht leiden wir unter keiner Sprachlücke mehr als unter dem Verlust des eindeutigen Mediums für alle organischen Vorfälle. Diese Vorgänge müßten aber in einer besonderen Form artikuliert werden. Denn sie sind *nicht* aktiv. Sie verlaufen nicht auf der Höhe der Zeit, also in verständiger Beschleunigung, und sie verlaufen auch nicht in der Tiefe des toten Raumes. Der Schlaf und alle medialen Vorgänge sind weder tief mechanisch noch hoch vernünftig, weil sie rhythmisch schwingen und dabei durch Hochs und Tiefs emporschnellen und absinken. Das Medium bildet nicht eine ebene Fläche zwischen Willensakt und leblosem Erleiden. Das Medium besteht aus Wellenlängen und Schwingungen; der Schläfer stößt hart an die Grenzen des Erwachens nach oben und des Vergehens nach unten; die Abwechslung zwischen diesen Grenzen ist das Geheimnis des Lebensschwunges.

Das spiegelt sich in einem Schlafzimmer. Wir müssen das Kind gegen sein Herausfallen aus der Wiege schützen: Absinken nach unten. Wir müssen ein Lämpchen haben, um beim Erwachen mitten in der Nacht lesen zu können. Die Einrichtung des Schlafzimmers wird das Medium des Schlafenden an seinen Hochs und Tiefs, beim Erwachen und beim Einschlafen, stützen und schützen, und den Rhythmus fördern. –

So sagt also die Küche: Ich bin aktiv. Die Wohnzimmer sagen: Wir leben gesellig. Das Kinderschlafzimmer sagt: Wir leben alle im Medium. Das Elternschlafzimmer hütet das Geheimnis: Wir werden geliebt. Leidenschaft und Hingabe, Vermählung und Verwandlung, was Hölderlin „den Frieden der Liebenden" nennt, werden hier behütet.

Und so durchwandern wir die Gestalten, aus denen unsere Vollgestalt in unaufhörlichem Reigen sich lebendig erhält, dank den Räumen unseres bescheidenen Hauses. Diese Räume sind eben einem unserer „Aeonen", unseren Lebensgezeiten geweiht. Freilich, sie sind es nur so lange, wie sie in schöner Unterscheidung uns zum Wandel durch sie hindurch auffordern. Jeder Lagerinsasse weiß, wie er instinktiv Bett und Nachttisch und Waschzeug so scharf wie möglich abhebt. Da kann selbst im Lager der Wandel uns bestimmen. Jeder Betrachter gewisser moderner Häuser weiß umgekehrt, wie da die Natur in alle Fenster einbricht und die Menschen in ein und dieselbe bengalische Beleuchtung rückt, wirklich bengalisch, als seien wir in Freiheit dressierte Königstiger. Die moderne Bauweise hat die Räume aus der Zeit herausgerissen. Wie die Geopolitiker aus dem Raum die Geschichte herleiten wollen: „Man muß Krieg führen; der Raum fordert es!", so verwechselt die moderne Bauweise die Sardinenbüchsen und die menschlichen Begebenheiten. Sie leugnet, daß wir uns ankleiden und auskleiden, und daß wir mehrmals am Tage einen Teilmenschen anziehen, damit wir gerade so zu unseren vollen Menschen herangezogen werden. Der nackte Königstiger-Mensch ist durchaus nicht lebensfähig. Freiluftgymnastik

und Brausebäder gehen genau so vorüber wie Staatsratsitzungen und Kartoffelschälen.

Dem Menschen ziemen nur Wohnungen, in denen die einzelnen Räume vorübergehend uns einbeziehen. Der Auszug aus jeden Raum ist gerade so offen zu halten wie der Eintritt. So wenig unser Kopf Geist „enthält", so wenig „enthält" uns ein Raum.

An der Haustür wird das sehr deutlich. Wohin gehört die Haustür? Der Arzt, der läutet, kann in jeden der Räume hineinwollen, als Hygieniker in die Küche, als Freund ins Wohnzimmer, als Arzt ins Schlafzimmer, als Gast ins Eßzimmer. Die Haustüre vereinigt also alle Eingänge und Ausgänge, und so muß das gute Haus mit einer und derselben Türe viele Räume öffnen und schließen. Der Tiefpunkt alles Bauens ist erreicht, wo wir mit der Tür ins Haus fallen müssen. Denn wo der Besucher gezwungen wird, durch die Haustür gleich in einen bestimmten Raum einzutreten, da ist die Architektur aufgegeben. „Architektur" erschafft Freiheit, aus jedem Raum in jeden hinüberzuwechseln. „Tektur" versetzt an einen einzigen Platz.

Im Anprall des Außenseiters, der ins Haus kommt, wird die Hausordnung in Spannung versetzt. Der Fahrplan der Besucher teilt den Räumen ihre vorübergehende Zeitwelle in erhöhtem Maße zu. Hierin wird der Zeitraum zur Zeitspanne. Denn die Spannung teilt sich den Räumen dadurch mit, daß sie nun ausgewählt werden.

So leben die Bewohner eines Hauses in der Spannung der Vollzahl der Zeiten, während in ihren Zimmern je eine Zeitzahl zu ihrem Rechte kommt, das heißt zu ihrer Wellenlänge aus Tag zu Periode, zu Generation, zu Jahrhundert, zu Ewigkeit.

3. Abschnitt

Festkalender

a) Die Maifeier

Der Internationale Arbeiterkongreß tagte in Paris am einhundertsten Jahrestag des Sturmes auf die Bastille, nämlich am 14. Juli 1888. Man stand vor der Tatsache, daß der amerikanische Arbeiterbund — The Federation of Labor — ein halbes Jahr vorher in St. Louis eine Kundgebung zugunsten des Acht-Stunden-Tages auf den 1. Mai 1889 anberaumt hatte. Infolgedessen proklamierte Paris denselben Demonstrationstag für das kommende Jahr. Damit trat die Arbeiterschaft aus dem Schatten des Revolutionsideals von 1789 mit einem eigenen, unhistorischen Datum heraus.

So ist es zur Maifeier gekommen, zu einem Namen, dessen Prägung im Grimmschen Wörterbuch fehlt.

Niemand hat am 1. Mai 1889 geahnt, daß dieser Tag ein Jahresfest werden solle. Er war als einmalige Demonstration geplant. Inzwischen ist er um die Erde gereist und wird außer in Iberien allenthalben begangen. Freilich sein Urheberland, Amerika, hat ihn verwandelt. Da begeht das ganze Volk Labor Day. Das ist der erste Montag im September. Mit diesem Tag der „Noch-Nicht-Arbeit" enden die Sommerferien der Großstädter. Die Schulen, die ja im Juni zu Ende gehen, öffnen ihre Tore unmittelbar nach Labor Day.

Trotz hat den Tag ersinnen müssen. Dabei sei einmal stehen geblieben. Denn daraus erklärt sich z. B., weshalb die Amerikaner, die geborenen Antipoden des Trotzes, für ihre Arbeitsfeier auf die andere Jahreshälfte des Kalenders umgezogen sind. Aber noch mehr erklärt sich daraus die Trotzlogik des heutigen Revolutionsjargons.

Man vergleiche: am 14. Juli 1789 wurde das Pariser Staatsgefängnis erbrochen; die Gewalttat war improvisiert. Als Ludwig XVI. sagte: aber das ist ein Aufruhr, erwiderte sein Höfling Graf Liancourt: Nein, Majestät, das ist die Revolution. Hinter dies astronomische Ereignis stellten sich nun die nach diesem objektiven Ereignis mit dem vorher unbekannten Namen als „Revolutonäre" sich bekennenden Männer[1].

Mithin wird in Paris seit 1789 an ein unvorhergesehenes Ereignis jährlich erinnert. Aber am 1. Mai wird eine Demonstration jahraus, jahrein wiederholt. So darf man sich nicht wundern, daß diese Herausforderung an die Industriekapitäne Amerikas und an den rüssischen Zaren umgekippt ist in Labor Day – von dem die New York Times im Jahre 1957 forderte, er solle die Verdienste der Unternehmer mitfeiern – und in die Militärparade der neuen Herrscher in Moskau. Die Feinde des ersten Mai: Kapital und Militär, sind seine Erben in Rußland und Amerika.

Die fünf Millionen kommunistischer Wähler in Frankreich sind weniger in die ‚Dialektik' des ersten Mai verstrickt als die Russen und die Amerikaner, bei denen der Tag in sein Gegenteil umgeschlagen ist.

Künstliche, absichtliche Festtage sind also dem Zweckwandel unterworfen. Das Schicksal des 1. Mai erinnert an Ruskins Schicksal. Der englische Ästhet überredete einige Schüler, freiwillig einen Weg zu bauen, um des Segens der Handarbeit inne zu werden. Nach einem Sommer fanden die Jünglinge das aber langweilig und überredeten ihre reichen Väter, statt dessen ein Arbeitercollege in Oxford zu dotieren. Seitdem drücken sich, wie ein Don zu mir sagte, die Schüler von Ruskin College ihre Nasen an den stolzen Gittern der großen

---

1 Heute, wo Revolutionen gemacht werden, ist diese Abhängigkeit des Personennamens Revolutionär von der unerwarteten „Revolution" vergessen. Siehe meine Schrift „Revolution als politischer Begriff in der Neuzeit". Breslau, 1931.

Oxford Colleges platt. Die Geschichte ist voll von solchen Kontrastumschlägen in ihr Gegenteil. Alexander Borgia war ja Papst.

Das Seltsame ist nun, daß ein einmal heraufbeschworener Name: Mai, Labor, Ruskin sich nicht ungesagt machen läßt. Weil sie einmal die bestehende Ordnung machtvoll in Frage gestellt haben, bleiben diese Namen „indigitiert", innerhalb des historischen Gedächtnisses. Freud hat ja gemeint, daß die Israeliten Moses erschlagen hätten, und ihn daher verewigen mußten. Von solchen Übertreibungen können wir uns ganz fern halten und doch anerkennen, was zum Wesen des Zeithorizontes einer Gruppe gehört: Die ungeheure Sparsamkeit des in einen Gruppenhorizont aufgenommenen Inventars, eine Schranke, die heute ganz übergangen wird, ist die zum Staunen auffordernde Haushaltung unseres Geistes. Ein primitiver Stamm mag 200 Worte sprechen; aber immer wird er diesen seinen Geisteshaushalt für vollständig ansehen. Und auch nur einen neuen Namen in diesen kleinen Vorrat zuzulassen, kann nur unter großer Aufregung geschehen. Die Erweiterung unseres Namenshorizontes durch einen weiteren Feiertag — auch die Ruskinsche Arbeitsdienstidee hätte einen Feiertag geschaffen — d. h. eine Abweichung vom Herkommen der zeitlichen Ordnung — ist etwas, was nicht an den Verstand, sondern an die tiefsten Leidenschaften in uns appelliert. Ein weiser Mann[1] hat das so ausgedrückt: „In der Politik ist das höchste erreichbare ein Kompromiß. Denn Politiker greifen in ganz andere Schichten der Empfindlichkeit als der Geschäftsmann und der Ingenieur und fast alle Berufe. Nur der Priester und der Arzt rühren an ähnliche Tiefen."

Wir nannten die Einverleibung eines neuen „Zeit"elementes oben mit einem uralten römischn Wort „indigitieren". Darüber, was die Römer indigitieren nannten, ist viel verhandelt worden von Gelehrten, die es ablehnten, sich über die Erschütterungen des Kalenders in ihrer eigenen Zeit Rechenschaft abzulegen. Aber die Römer unterschieden prodigia, schreckliche Zeichen wie vor Caesars Tod — bei Shakespeare nachzulesen — mit denen man noch nicht „fertig" wurde, und indigitierte, der wiederkehrenden Ordnung einverleibte, nämlich in den Kalender hineingetriebene Ereignisse. Wie immer die Philologen für Rom diese ewige Streitfrage schlichten werden, wir Heutigen müssen eben dasselbe leisten, und mit dem Feiertag der Arbeit ist es geleistet worden. Er ist kein prodigium, kein Schrecken mehr, weil er jährlich wiederkehrt. Prodigia agitieren uns; denn sie sind noch maßlos. Wenn sie auf der Bildfläche des Kalenders erscheinen, so werden sie damit stillgelegt. Denn das eben leisten die Augen; sie legen still und wehren damit dem Grauen. Sobald sich etwas auf der Bildfläche des Kalenders zeigt, hört es auf zu rumoren. Im Laufe dieses Kapitels wird uns ein noch nicht stillgelegtes Ereignis der heutigen Menschheit beunruhigen, das ein prodigium darstellt. Aber der erste Mai ist stillgelegt.

---

1 William S. White, New York Times Magazine 3. 10. 54 p. 30.

b) Das Gesetz der verzögerten Sichtbarkeit
(Friedrich Hölderlin und Teilhard du Chardin, S. J.)

Ein Tag im Kalender erspart die Unruhe einer unbewältigten Erfahrung, weil er bereits vorweg sich vor die Augen der Nachfahren stellt. Daraus ziehen wir den wichtigen Schluß: Erfahrungen ersten Grades, ersten Ranges, werden nicht durch das Auge gemacht. Rudyard Kipling hat das gelegentlich nachgewiesen. Er unterschied zwischen Forschungsreisenden ersten und zweiten Ranges, und er stellte fest, daß der Mann ersten Ranges um so weniger die Lage „ins Auge" faßte, je bedrohlicher sie wurde. Er gab sich ganz der Folge der Ereignisse hin, die ihm Befehle oder Handlungen entlockten. Der Leser unserer überillustrierten Presse und die Fernseher „übersehn", daß unvorhergesehene Ereignisse eben deshalb auch unsichtbare Ereignisse bleiben müssen. Außer Gerichtsverhandlungen, die eben Unrecht, also gehemmtes, zurückgehaltenes Leben verhandeln und stillegen, kann ein Ereignis ersten Ranges nie „ferngesehen" werden, weil es zu seinem Wesen gehört, nicht zu einer angesagten Stunde zu passieren. Nicht das kann ersten Ranges sein, das genau dann passiert, wenn es im Fahrplan steht. Kipling erfuhr bei seiner Befragung, daß der große Expeditionsleiter zwar durchaus nicht den Kopf in den Sand steckt, aber daß er sich verbietet, die Augen statt seine anderen Sinne zu gebrauchen. Der deutsche Richard Hennig und der Engländer Baker haben nachgewiesen, daß Leben und Tod einen anderen Sinn auf die Kommandobrücke rufen, nicht die Augen[1].

Erscheint etwas auf der Bildfläche, ob als Photo, Kino, Fresko, so können wir es nicht erfahren; am Bild werden wir zu Nachfahren. Das Ahnenbild, die imagines der Römer, haben eben diese Wirkung wie jedes Bild heut. Ein Hamlet auf der Elisabethanischen Bühne ruft in uns eine „hochgradigere" Erfahrung hervor als die heutigen Hamletfilme, weil wir so wenig sehen. Das heißt aber mitnichten, daß wir nicht zu Nachfahren werden sollen oder müssen. Aber allerdings ist die Zeitzündung jedes Ereignisses damit in ein Gesetz gebannt.

Je sichtbarer ein Ereignis geworden ist, desto geschichtlicher und vergangener wird es. Das ist der Sinn des Wortes Inkarnation, daß es genau dies Gesetz formuliert. Das noch nicht Sichtbare muß dem Sichtbaren immer um einen Schritt voraus bleiben; sonst passiert nichts ersten Ranges. Wir können den Streit um die sichtbare und die unsichtbare Kirche kaum noch begreifen. Für unsere alte Menschheit ist es aber von entscheidendem Gewicht, ob es zwischen der schon sichtbaren und der noch unsichtbaren Schöpfung ein gesundes Gleichgewicht gibt. Wenn alles sichtbar wäre, so lebten wir in einer Welt zweiten Ranges.

---

1 R. Kipling, Some Aspects of Travel 1906, abgedruckt in Works Book of Words s. 117 f. Richard Hennig, Der Geruch, 1920, Leipzig. A. F. Baker, The Significance of Smell. Some Speculations on the Phenomenology of olfaction 1935. The Imperial Society of Great Britain.

Der Anthropologe Teilhard du Chardin war Jesuit, aber gerade diese Frage trieb ihn um. Er sah ein, daß niemand den ersten „Römer" gekannt haben könnte. Keine Gattung kann zu Lebzeiten ihrer Erstlinge bereits „gesehen" werden. Die Christen waren für Seneca oder Tacitus im wörtlichen Sinne unsichtbar. So war Nietzsche für seine Zeitgenossen. Wer alles von vornherein erfahren will wie die Amerikaner, der kann nichts Wichtiges erfahren.

Teilhard du Chardin drückte das so aus, daß er sagte: ein Auge reagiert erst, wenn eine Art zahlreich geworden ist. Hölderlin hat dafür die herrliche Stelle vom Erstling: „Du sprachst zur Gottheit; aber dies habt ihr alle vergessen, daß immer die Erstlinge nicht den Sterblichen, sondern den Göttern gehören. Gemeiner muß, alltäglicher muß die Frucht erst werden, dann wird sie den Sterblichen eigen" [1].

Gegen dies Gesetz der verzögerten Sichtbarkeit sträubt sich der berühmte gesunde Menschenverstand aller Zeiten. Weil das Licht „keine" Zeit brauche, hat der weltliche Mensch immer die Zeiten verkürzen wollen und behauptet, den Ursprung mit der Geltung gleichzeitig machen zu können. Aber wir sahen schon, daß nur Rechtshändel oder Sportfeste vorher am Fernsehapparat angekündigt werden können. Das freie Leben ist, solange es frei ist, also „zur Zeit", noch unsichtbar. Deshalb also sind Paulus, Saint-Simon, Paracelsus ihren Zeitgenossen unsichtbar geblieben, und von nun an, im dritten Jahrtausend, wird aller Fortgang des Lebens daran hängen, ob es noch freiwilliges Incognito geben wird. Was eine übersichtige Gesellschaft vor ihrer Dekadenz schütze, wird uns am Ende dieses Bandes beunruhigen.

Heut schreiben Burschen mit 25 Jahren ihre Autobiographie; was für arme Teufel.

Daher sind alle unsere Festkalender zweideutig. Sie befriedigen und sie verführen.

Sie befriedigen. Denn das Unheimliche wird stillgelegt, sobald es sich auf der Bildfläche eines Kalenders zeigt.

Sie verführen. Denn nicht alle Kalendermacher instruieren ihre Kunden, daß sie für zweiten Ranges genommen werden müssen. Zum Beispiel hat die Römische Kirche für das gewöhnliche Menschenleben sieben Sakramente. Aber als Rudolf Sohm nachwies, daß noch 1170 das Hauptsakrament das freie einmalige nie wiederholbare Opfer Jesu am Kreuz hieß, erhob sich eine solche Verketzerung des Sohmschen Genies seitens der Leutchen dritten Ranges, daß ich nur mit Scham an diese – bis heut nicht gesühnte – Niedertracht denke. Da stieß eben der Routine-Kalender und das seiner Zeit unsichtbare Ereignis aufeinander.

Also: es geht durchaus nicht ohne Kalender. Denn nur dank seiner wird ein epochemachendes Ereignis von den Nachfahren nacherlebt. Jesus hätte ver-

---

1 Werke (Hellingrath) IV, 238.

geblich gelitten, Columbus vergebens Amerika entdeckt, Luther umsonst den Ablaß beseitigt, wenn wir ihrer nicht jahrein, jahraus gedächten. Nicht ohne uns können sie ihre Tat bis zu Ende bringen.

Es geht aber nur solange mit rechten Dingen beim Kalender zu, wie die Nachfahren auch wissen, Vorfahren zu werden. Ein Mann meines Temperamentes, Ferrucio Busoni, hat das so ausgedrückt: „La lezione che ci offre ogni capo lavoro del passato, e di essere diversa da quella che le precedono."

Für die Soziologie erhebt sich hier eine Klippe. Im abgelaufenen Jahrhundert hat sie sich meist ohne alle Skrupel bloß um Aufklärung, also um Sichtbarmachung bemüht. Aber als Max Weber seinen Studenten Politik und Wissenschaft als ein Entweder-Oder vorzauberte, da war das ein Gaukelspiel. Denn jeder lebende Mensch muß immerwährend das Erdreich des Glaubens beackern, wenn anders ein Baum des Wissens darin soll grünen können. Tut er das nicht, so müssen ihn seine Nachfahren mißverstehn, so als habe er ihnen bloß Dinge mitzuteilen und als seien die Tatsachen, von denen er redete, bloße Sachen. Aber die Sachen von heute sind die Taten von gestern. Ohne Taten heute gibt es morgen keine Sachen. Der Soziologe sei ein *Lehrer* der schon sichtbar gewordenen Gesetze, aber ein *Zeuge* der im Unsichtbaren wirkenden Freiheit.

Das Gesetz aber ist verkörpert im Kalender; denn er lehrt mich Spiele und Feste, Arbeit und Dienst, Denkmäler und Urkunden, ohne deren Wiedererlebnis durch mich die Herrlichkeit der Vergangenen nicht in die von ihnen doch schon angehobene Zukunft mitmarschierte. Hören, vernehmen, feiern macht mich zum Nachfahren. Aber der Vorfahr in mir muß den sichtbaren Kalender ausklammern, weil er im entscheidenden Augenblick bildlos, vorstellungslos leben muß.

Die Barbarei der Großstadtmenschen darf mit dieser Frage des Gleichgewichts zwischen Nachfahren und Vorfahren in uns nicht verwechselt werden. Denn der Barbar hat Bildchen, aber nicht die Bildkraft der Imagines. Die Imagination, „Bildkraft" (Vgl. dazu Band I, 91 ff.) übt erzieherischen Zwang auf uns aus, so daß wir nackt zu erfrieren glaubten, ohne die Imagination, das Nachbilden des Geschehenen. Die Toten zwingen uns, jeder vergangene Erfolg zwingt uns, ihn in die Zukunft mitzunehmen. Eine Jagd ist sicher schon in der Urzeit nachträglich gemimt worden, den Jägern zur Freude, den Jungen zur Nacheiferung. Der Mimus gehört so auf die Bildfläche der ältesten Kalenderfeste. Im Mimus aber kündigt sich schon die Schaubühne an.

c) Zeitvertreib oder Zeitbahn?

Um so mehr muß die notwendige Kalenderfeier vom Zeitvertreib abgehoben werden. Die Zeit zu vertreiben — die Kunst ist in unsern Vorstädten aufs höchste ausgebildet. Ich habe in „Des Christen Zukunft" gezeigt, weshalb sogar der Kirchgang da, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht in die selbe Kirche

gehen, zum Zeitvertreib wird. Aber um so mehr ist der Gegensatz von Zeitvertreib und Fest zu unterstreichen. Beim Zeitvertreib zieh ich mir meine Decke über die Ohren und will nicht hören, daß eine Stunde geschlagen hat, geschweige denn, was sie geschlagen hat. Wer aber Bach noch so hört, wie Bach vernommen zu werden glaubte, der hört aus dem „Schlage doch, erwünschte Stunde, schlage doch", den herrlichen Versammlungsruf an uns in der Hitze des Alltagsgefechts zerstreute heraus. Dieser Anruf soll uns also gerade nicht „zerstreuen" wie der Zeitvertreib, sondern uns zu Zeitgenossen eines – vulgär gesprochen: „nichttotzukriegenden" – Ereignisses gewinnen. In einer eigentümlichen Weise ist ein solcher Gewinn ein doppelter Gewinn an Zeit. Indem uns die erwünschte Stunde schlägt, gewinnen wir Zeit, weil wir unseren selbstischen Fahrplan vergessen. Unsere Neurasthenie weicht der Gewißheit, an einer gemeinsamen Zeitschöpfung teilzunehmen.

Aber das erinnerte Ereignis gewinnt unendlich mehr Zeit; denn es bahnt sich durch die ohne die Feier getrennte, ein dichtes Gestrüpp bildende Zeitgenossenschaft eine Einheitsstraße in die Zukunft. Nur dadurch wird Epoche, daß diese Fahrstraße durch die Gegenwart ein bereits angehobenes Ereignis weiterträgt.

Das ist heut vergessen. Denn statt zu fragen: was gehört dazu, damit wir heut die olympischen Spiele wieder begehn? hat man gefragt, ob sie 776 oder 700 angefangen worden sind. Und so mit allem in Kult und Feier. Wie heut alles Mythos heißt, was nicht mathematisch aufgeht, so wird heut jede noch so unterschiedliche Nichtarbeit in das Grau des Irrationalen hineinverstoßen.

Aber Feiern erzwingen das Fortleben in immer weitere Sphären hinein, damit allen die erwünschte Stunde schlage, wo sie zuerst nur einem schlug. Daher sind sie ein Kampf gegen den Zeitvertreib, so wie die Kulte den Mythos bekämpft haben. Sie brechen Bahn in den Urwald der seelenlosen Zufallsmenschen. Daraus folgt:

Die nicht mit Arbeit verbrachte Zeit ist viel wechselvoller als die Philosophen ahnen. Die Feiertage suchen die Folgen der Arbeitstage auszuheilen. Ob nun Jäger und Daheimgebliebene, Krieger und Weiber und Kinder, Arbeiter und Studenten, Bauern und Mönche, Handwerker und Ritter zusammen feiern –, die Vergangenheit geht sie alle um eine Wegzehrung in die Zukunft an. Das allgemeine Priestertum zeigt hier eine seiner Funktionen; jedem ist geboten, die Bahn des Denkwürdigen und Preiswürdigen und Rühmlichen zu bahnen.

So wie wir alle die heutige Schönheit empfinden, wenn sie an uns vorübergeht, so appelliert die vergangene Herrlichkeit an alle. Streng getrennte Lebenszeiten werden so zur guten Stunde vereinigt. Den Rest der Zeit muß jeder seine eigenen Wege gehen, weil er sonst verhungerte. Ursprünglich hat ein Fest „der Griechen Stämme nur selten froh vereint", wie selten, zeigt unser nächster Teil. Heut steht diese Wahrheit deshalb auf dem Kopf, weil in den Lichterstädten ja alle Tage Sonntag zu sein scheint. Im Jahre 1958 scheinen wir alle

24 Stunden lang dieselbe Zeit zu haben. Diese Bogenlampengleichzeitigkeit lullt uns mit ihrer Beleuchtung in den Wahn ein und desselben Lichts.

Als nur erst die arme Kerze dem einsamen Gelehrten zu seiner Arbeit leuchtete, da verteilten sich die Kalenderwerte zwischen dem Werk des einzelnen und der gemeinsamen Feier in anderer Weise; sie werde an dem Beispiel des großen jansenistischen Priesters und Kirchenhistorikers Tillemont anschaulich gemacht. Louis-Sebastian Lenain de Tillemont (1637–1698) hat die Grundlagen der modernen Geschichtsforschung für Staat und Kirche der ersten 600 Jahre unserer Ära gelegt. Er pflegte zu sagen: „Der Geist des Menschen ist von Natur unbeständig und bedarf zu seiner Festigung einer Folge feststehender Handlungen. Denn nur dann weiß er, was er zu tun hat, und wird nicht durch seinen eigenen Leichtsinn fortgerissen." Also war Tillemonts Leben streng geregelt. Von 4 Uhr morgens in der Fastenzeit, und von 4.30 Uhr für den Rest des Jahres bis abends 9.30 Uhr verlief sein Leben einen Tag wie alle Tage. Er war die ganze Zeit eingeschlossen, mit Ausnahme zweier Stunden nach Tisch, die er gewöhnlich zum Spazierengehen verwendete. Er bezeigte große Pünktlichkeit im Beten der acht Stundengebete des Breviers. Wenn eine der Horen schlug, verließ er seine Arbeit. Manchmal konnte er ein Bedauern darüber nicht unterdrücken. Und dies Bedauern warf er sich wohl vor. Denn er glaubte, man müsse in dieser Pünktlichkeit dem Geist der Kirche folgen und der sage: „Erneuere Dich von Zeit zu Zeit und begieße Deine Arbeit mit Gebeten."

Diese von ihm als Individuum gesprochenen Gebete (der Kern des Breviers sind die wöchentlich von der ganzen Kirche einmal durchzubetenden 150 Psalmen des Alten Testaments) waren in Tillemonts Lebenszeit das universalhistorische Element; die Universalhistorie hingegen, die er uns erschlossen hat, war sein individuelles Atelierstück. Das ist ein nachdenklich stimmendes Paradox. Der aufgeblähte Stadtmensch mag Mühe haben, es anzuerkennen. Denn dazu müßte er dem Brevier jene Kraft zugestehen, die jedem Feiertag innewohnt: tausend Jahre als einen Tag, und eine Stunde als ein Jahrhundert gelten zu lassen.

Zwischen dem Arbeitstag und dem Feiertag bestand also früher eine andere Proportion, weil damals die Feiertage in großen Kreisen begangen wurden, die Arbeit in kleinen.

Diese Regel steht heute auf dem Kopf. 150 000 Menschen können heute „zusammen" in einem Werkverband tätig sein. Der „Plan" einigt sogar Millionen. Diese Ziffern gegenüber sind die 50 Leute in der kleinen Dorfkirche wie Tropfen gegen das Meer.

Die echten Feiern müssen heute in Kreisen begangen werden, die kleiner sind als die Produktionskreise. Mithin organisiert der Arbeitskalender ganze Völker, und der Festkalender nur Splitter. Das ist die schwerste Bedrohung der ererbten Feiertagsordnung. Theoretisch könnte man folgern:

Die Gruppen für die Feiern müßten nun immer kleiner werden – wie einst der Handwerker oder Bauer fast allein arbeitete. Die Freizeitenpolitik muß in

der Tat dies Abtauschgesetz durchdenken. Man kann sicher nicht beides, Arbeit und Feier, en masse zelebrieren. Aber die arbeitenden Massen lassen sich aufgliedern. Ora et labora müssen auf jeden Fall reziproke, nicht identische Teilnehmerzahlen hervorrufen.

d) Das Kosmische Fest

Ich weise auf eine vertrackte Analogie hin. Jesus ist mit etwa dreißig Jahren gestorben. Solange nun die Völker die Gestalten von Vorbildern der Altersstufe zwischen 30 und 70 ersehnten, weil so wenige Menschen alt wurden, so lange blieb das Christentum unangefochten. Seitdem aber die Völker Mann, Jüngling und gar Kind zu Zielen erhoben, seit 1789, seitdem bedrohen sie Christus als Herrn zunehmend. Greis, Großvater, Vater, Lehrer, Mutter usw., sie alle verkörpern Stufen, die Jesus von Nazareth nicht verkörpert hat. Aber Büchertitel wie „Jesus als Kind" und „Jesus der Jüngling" verraten die Konkurrenz, in die er mit Jugendbewegung und Kindervergötzung eintreten soll. Daher rührt der Zwang zum Rütteln an dem christlichen Kalender. Jesus göttlicher Verzicht auf seine zweite Lebenshälfte hat Petrus, Paulus, Johannes, Stephanus, Joseph und Maria zum Zuge gebracht. In der ersten Lebenshälfte kann sein ebenso realer Verzicht nicht mit derselben Eindeutigkeit zum Ausdruck gebracht werden. So wird er als einer unter vielen verlästert! In Goethes Vers:

> Jeden Schwärmer schlagt mir ans Kreuz mit dem dreißigsten Jahre.
> Lebt er länger als das, wird der Betrogene zum Schelm.

verrät sich dieser neurotische Zwang. 150 Jahre nach Goethe wird die Einzigartigkeit der Feiertage durch die gigantischen Arbeitszusammenballungen verdunkelt, die Einzigartigkeit des endgültigen Menschen durch den Schrei der fabrizierten Fabrikmenschheit nach Kindlichkeit.

Die Feiertage müssen aus einer Menge anderer Tage herausragen. Die Menge dieser Tage bemessen wir in der Gegenwart meistens als den Tagesvorrat eines Erdumlaufs von 365 Tagen. Die meisten Leser werden kein anderes Bezugssystem für möglich halten. Es ist das nur unser Mangel, weil wir in zerfallenden Gemeinschaften mit einer Überbelichtung des Alltags leben. Aber sogar unter uns tritt der Feiertag durchaus nicht immer aus dem Tagesvorrat eines einzigen Jahres hervor. Da sind gleich die Olympischen Spiele, die selber mehrere Monate dauern: ihre Länge hat nur in bezug auf ihre Vierjahrsperiode Sinn. Da sind die Regierungsjubiläen der Päpste oder Könige, die 70., 80., 90. Geburtstage und die Hochzeitstage, die wir doch feiern, weil sie auf 25, 50, 90 Jahre bezogen werden. Das Zeitmaß ist also durchaus nicht das Sonnenjahr allein, selbst wenn es die Recheneinheit darstellt, aus deren Multiplizierung die Feiertagsepoche sich bildet.

Das einzelne Menschenleben kann das Reservoir an Zeit hergeben, wenn der Jubilar für einen Freundeskreis und Anhängerkreis stellvertretend seine Daten hergibt, wie bei des Landesvaters Geburtstag.

Es kann die silberne, goldene, diamantene Hochzeit einer Ehe gefeiert werden, in der aus zwei Leibern einer geworden ist. Der tausendjährige Bestand einer Stadt kann gefeiert werden, oder die neunzehnhundert Jahre seit des Apostel Paulus Betreten von Korinth. Immer sagt der Jahrestag etwas über die Wirklichkeit des gefeierten Ereignisses aus. Feiertage proklamieren das Wunder, daß ein Leben nicht vom Tode ereilt worden ist!

Auch in dieser Hinsicht bedroht die Industrie den Kalender. Das Stampfen des Massenrhythmus in dem täglich zur und von der Arbeit fahrenden Pendler überdröhnt nicht nur die stille Sonntagsgemeinde. Er lähmt alle Organe, mit denen wir im Netz der Jahrhunderte hängen und über Tötlichkeit, Krieg, Kirchenspaltung, Streit, Revolution hinweg den einhelligen Frieden der Jahrhunderte seit dem Aufgehen unseres Morgensterns kredenzen. Pendler werden verführt, den Frieden für „natürlich", den Einbruch des Unfriedens für unnatürlich zu halten. Damit wird aus dem Wunder des Sprechens das Sprachwerkzeug, aus dem Friedensschluß der Friede als vorhanden, aus der Liebeserklärung die Paragraphierung der Menschenrechte. Wenn die Sprache ein Ding, der Friede angeboren, die Menschen gut sind, hört die Vererbung dieser doch nur erworbenen Eigenschaften auf. Begreift man, weshalb Nietzsche dieser Alltagsmenschheit vorschlug, die Tempelzerstörer, die Antichristen, die blonden Bestien zu feiern? Um sie aufzuwecken!

Denn Feiertage müssen das im Laufe der Zeit ausnahmsweise Hervorgetretene feiern; das, was den Lauf der Dinge unterbricht, wird gefeiert. So steckt in den Feiertagen der Glaube an das Neue. Wo die Maschinerie des Naturlebens gesetzmäßig abrollt, da herrscht der Kalender, den jetzt die Handelskammern vorschlagen und den die Laboratorien der Physiker allein anerkennen. Dieser natürliche Kalender verläuft in 60×60 Sekunden, um eine Stunde zu bilden; $(24 \times 365) + 6$ Stunden bilden dann das Jahr. Aus Jahren scheint dann das Jahrhundert zu bestehen, aus Jahrhunderten das Jahrtausend, aus Jahrtausenden die Zeit. In Shakespeares Heinrich VI. hat das Königskind diese Zeit der modernen Planer vorweggeträumt (III, II, 5):

O God me thinks it were a happy life
Auf einem Hügel sitzend, wie ich jetzt,
Mir Sonnenuhren zierlich auszuschnitzen,
Daran zu sehn, wie die Minuten laufen,
Wie viele eine Stunde machen voll.
Wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
Wie viele Tage endigen ein Jahr.
Wie viele Jahr' ein Mensch auf Erden lebt.

Wann ich dies weiß, dann teil ich ein die Zeiten:
So viele Stunden muß die Herd ich warten,
So viele Stunden muß der Ruh ich pflegen,
So viele Stunden muß ich mich ergötzen;
So viele Tage trugen schon die Schafe,
So viele Wochen bis die Armen lammen,
So viele Jahr', eh ich die Wolle schere.
Minuten, Stunden, Tage, Monde, Jahre,
Zu ihrem Ziel gediehen, würden so
Das weiße Haar zum stillen Grabe tragen
Ach, welch ein Leben wärs! Wie süß! Wie lieblich!

Dreihundert Jahre später war diese „Zeitreligion" des Königsknaben Allgemeingut. Denn am Ende des ersten Weltkrieges marschierten Arbeiterscharen in allen Hauptstädten Europas mit Plakaten. Auf den Plakaten aber stand: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden freie Zeit.

Die umfassende Planzeit Heinrichs VI. schien also hier als durchgedrungen. Feierabend, Schlaf, Mühe wurden so ineinander verschränkt, daß sich alle drei bereits in jedem einzelnen Tage trafen. Für Schichtarbeiter, die sonntags oder nachts einspringen müssen, eine sehr befriedigende Vision. Aber der Unterschied von Feiertag und Werktag und Nachtruhe war damit preisgegeben. Nun sollen Elemente der drei in jeden Tag überführt werden. Der Achtstundentag ist also eine Denkumwälzung. Er demokratisiert die Zeiten. Feiertag, Werktag, Nachtruhe sind verflüssigt und durchdringen einander. Diese Arbeitervision hat ihr äußerstes Maß an Stoßkraft schwerlich erzielt. In Europa mindestens werden durch die Landeskirchen gewisse gemeinsame Feiertage noch aus den nivellierten Tagen heraufgehoben. Aber in den USA ist es bereits anders. Von dreitausend Studenten eines reichen College wußten nur einige Dutzend, was das Wort „Pentecost" = (Whitsunday = Pfingsten) bedeutet. Es ist ausgestorben mitsamt den meisten anderen Festen. Jeder Amerikaner ist eben imstande, Sonntag und Werktag augenblicklich ineinander zu verwandeln. Die sorgfältige Abriegelung gewisser Volksfeiertage ist höchstens noch bei vier oder fünf Tagen im Ganzen des Jahres zu spüren. Amerikanisierung, Schichtarbeit, Automatismus, Bolschewisierung machen die Feiertage mehr und mehr zur Privatsache – ähnlich wie die „Religion" im 19. Jahrhundert Privatsache wurde. Man wollte damit die Bürger befreien. Aber die Götzen der Massen stiegen dafür empor. Lebenswichtige Vorgänge, die man aus öffentlichen Sachen zu Privatsachen werden läßt, haben die unangenehme Eigenschaft, mit offener Gewalt als Götzen sich neu durchzusetzen. Denn sobald eine ererbte Eigenschaft dem Zufall preisgegeben wird, wird sie zur Hauptsache. Aus Religion als Privatsache wurde der „Christus Hitler", den mir ein heute noch amtierender Pfarrer 1933 wortwörtlich in meinem eigenen Zimmer verkündet hat. Entsprechend folgen

auf die Feiertage als Privatsache die Zwangsfeiertage lebender Diktatoren; da werden 100000 Menschen ins Leipziger Stadion befohlen, um Herrn Chruschtschow zu hören, und der kommandierten Feste in der Ostzone ist kein Ende. – Aber schon unter Goebbels erschienen Naziweiber in Privatwohnungen: „Wir sind zum Jubeln kommandiert." Dies sind kurzsichtige „Ersatz"feiertage, erzwungen durch die Not, eine „gemeinsame Zeit" vorzugaukeln. Den Massen wird der großartige historische Moment eingehämmert, die größte Schlacht der Weltrevolution wird geschlagen, und es wird ihnen über den Lautsprecher klargemacht, daß sie selber dabei sind. Als Schulkind empfing ich am Sedantag 1895 eine Prämie über den Krieg 1870/71; sie begann: „Freue dich! Dein Vater war auch dabei ..." Die heutige kurzschlüssige Elekrizität der Feiertagsmache soll die Massen so betäuben, daß sie singen: „Wir sind auch dabei."

Der Wortlaut scheint so ähnlich: „Dein Vater war auch dabei" ist doch fast dasselbe wie das „Wir sind auch dabei". Wegen der „Fast"gleichheit lohnt es aber, die tiefe Kluft aufzuzeigen, die zwischen der Kriegserinnerung einerseits und den Synagogenbränden und Reichstagsbränden des grausigen „Reichsbrandes" von 1933–1945 klafft.

Das Obszöne an Hitler war der Zusammenfall von Einsetzung und Zelebrieren. Aber als 1870 vor Sedan die Garderegimenter sich bei Mars la Tour, St. Privat, Gravelotte verbluteten, da war nur erst einmal Opfertag. Vor allem die Opfer der Offiziere überstiegen jedes Maß. Die dankbaren Nachfahren machten daraus die Sedanfeier. Alljährlich wurde dieser Tag der blutigsten Ernte gefeiert. Solange Witwen und Bräute dieses 2. September zahlreich die Straßen säumten, wenn am 2. September Parade war, haben die Berliner diesen Feiertag geehrt. Aber als diese Tränen getrocknet waren, verlangte die Arbeiterpartei, leiblich ahnenlos und ohne Verbindung zu den Scharen der gefallenen Adligen, die Abschaffung dieses Siegesfestes, um durch diesen Verzicht die Franzosen auszusöhnen. Dafür nannte der törichte Kaiser die Sozialdemokraten vaterlandslose Gesellen! Der Sedantag wurde bis 1914 fortgeschleppt, bis zu einer Zeit, als der Zusammenhang mit den Opfern durch die Klassenumschichtung abgerissen war. So war das Gleichgewicht von Begehren und Opfer zerstört, welches allein unsere Taten in den Friedensbereich von Liebestaten erhebt. Das Recht zur Siegesfeier war aus den Blutopfern gesprossen. Denn aus ihnen empfing die entscheidende Wendung von Leid in Lust, von Sedantag selber in Sedanfeiern, ihren Sinn. Nur diese Folge kann das Teuflische „Lust in Leid" der Nibelungen übertönen.

Goebbels aber jauchzte und ließ jubeln, während in Auschwitz die Gasöfen die nackten, vorher ausgeplünderten Juden töteten. Die Szene seines Festes datierte also mit dem Blachfeld der Schlacht. Diese Inszenierung macht die Feiern obszön. Denn das, was fern jeder Inszenesetzung zu bleiben hatte, die Greuel, wurden von den bengalischen Lichteffekten der Missetäter selber abgeblendet.

„Menschenopfer unerhört" haben im geheimen das Triumphgeheul im Stadion oder Sportpalast „finanziert". Das Leben, das sich sehen lassen darf, kann *nie* fahrplanmäßig in Szene gesetzt werden. Nur weil der Nazarener in dem tiefen Dunkel des Karfreitags verlassen am Kreuze hing, ist daraus das Siegesfest des Glaubens geworden! An diesem Grundgesetz rüttelt unsere Zeit. Sie will das Ereignis und seine Feiern verschmelzen.

Außer für vorher anberaumtes und daher inszeniertes Leben ist das Fernsehen nur für unwichtige Lebensvorfälle gut. Das fotografierbare Leben ist immer entweder unwichtig oder bereits stilisiert!

An diesem Gesetz der hohen Feiertage der Geschichte wird also von den modernen Apparaten der Inszenierung gerüttelt. Aber es herrscht unverbrüchlich!

Hinter dem Verhältnis von Kreuzigung und Osterfest, Sedanschlacht und Sedanfeier tut sich uns also ein Gesetz der „Zeitigung" auf, welches ewig den Gesichtssinn auf einen späteren „Zeitraum" in der Fleischwerdung des Wortes beschränkt! Niemand kann die Geschichte geschehen sehen. „Geschichte" ist vielmehr geradezu umgekehrt nur das bereits sichtbar gewordene „Geschehen". Der Unterschied von Gegenwart und Vergangenheit in der Sprache und im Leben bezeichnet geradezu den Übergang aus der Erstmaligkeit, die noch unsichtbar ist, in die Ausbreitung, die schon ansehbar und ansehnlich geworden ist! „Wo Wahn und Bahn der Erste brach, folgt an und an der Letzte nach", steht beim Dichter. Da ist das Wort „Wahn" ausdrücklich neben Bahn gestellt. Wahn ist die Binde vor unsern Augen! Unser Gesetz gibt mithin Aufschluß darüber, warum die Streitereien zwischen Rom und Wittenberg von einem dringenderen Streit überholt werden. Damals wurde z. B. gestritten über die sichtbare und unsichtbare Kirche. Nun, so läßt sich nicht mehr unter uns streiten. Der schon geschehene Teil der Kirche ist sichtbar, aber der heute lebende und geschehende Teil *muß* unsichtbar durch Leiden und Martyrien geschehen. Sonst ist die Kirche tot. Die Männer der prinzipiell sichtbaren Kirche sind daher in der äußersten Gefahr der Großinquisitoren, die als Antichristen den noch unsichtbar wachsenden Leib kreuzigen. Die Männer einer prinzipiell unsichtbaren Kirche sind aber eben daher in der äußersten Gefahr, als Antichristen die bisher schon gewachsene Erlösungstat von vorn anfangen zu wollen.

Überholt ist die Frage: Worauf kommt es an, auf den Glauben oder auf die Werke? Welcher absurde Streit! „Die guten Werke" von gestern sind nie „die guten Werke" von morgen. Jeder Glauben gebiert *seine* Werke. Kommt also ein gläubiger Mensch ans Wirken, so erkennen die alten Gesetzhüter seine guten Werke zunächst nicht als Werke des Glaubens an, sondern sehen nur, daß er nicht die Werke tut, die sie bereits für gut und fromm deklariert haben! Luther zerstritt sich mit dem Papst, weil der Klerus damals von vornherein es den Werken *ansehen* wollte, ob sie gut seien! Das freilich ergibt nur langweilige Wiederholung, Routine, rubrizierte Almosen oder Pilgerfahrten. Mit „gut" hat

solches Werk so wenig etwas zu tun wie mit böse. Denn je mechanischer ein Vorgang, desto gleichgültiger ist er für die Seelen, also weder böse noch gut.

Mithin werden wir erst dadurch geschichtliche Menschen, daß wir uns des Nachhinkens unseres Ansehens nicht schämen. Der Leser möge im ersten Teil nachschlagen, inwiefern die Masse eine um ihre Ausspannung in die Zeiten und Räume wirklichen Lebens betrogene Menschheit ist. Dann wird er in unserem Gesetze des Feiertags die Wiederherstellung des Zeitabstandes zwischen Geschehen und Geschichte erkennen. Geschichten sind eben keine Naturprozesse. Inkognito muß geschehen, was fünfzig Jahre später denkmalswürdig werden soll! Die übernatürliche Zuchtwahl – im Gegensatz zu der Darwinischen natürlichen Zuchtwahl – wählt die Specimens aus unserer Rasse aus, die nicht vorm Spiegel stehen, während sie handeln! Die Menschheit wird nicht durch den eitlen Narzissus fortgepflanzt, der gesehen werden muß, während er handelt.

Die Helden auf den Schlachtfeldern der Geschichte, die Frucht tragen, verlangen nicht, während ihrer Agonie fotografiert zu werden. Fotografieren heißt ja „im Licht abbilden". Lampenlicht und Weltgeschichte vertragen einander nicht! Eben deshalb aber eilt die Festbeleuchtung dem Dunkel der Christnacht oder der Karfreitagspassion nachträglich nach!

„Wo viel Licht ist, ist viel Schatten", sagen die Fotografen der Räume. Die Sänger der Geschichte aber erzählen uns, daß da, wo zuerst die Schatten des Todes schatteten, nachträglich unendlich Licht aus dieser Dunkelheit hervorschoß.

Mit anderen Worten: das reflektierte Leben des Alltags – unser Tageswerk, unsere Toilette, unsere Spiele, unsere Geselligkeit – ist fotografierbar, während es geschieht. Aber es ist eben deshalb auch unwichtig, ungeschichtlich. Spiegel – das heißt doch: die Reflektion – brechen den Lebensprozeß. Das sichtbare Leben ist abgekühltes und vermindertes Leben. Das höchste Leben, das zeugerische, empfangende, inspirierte, opferfreudige, kurzab alles schöpferische Leben braucht die Zeiten von Nacht und Tag, Dunkel und Helle in ihrem Nacheinander. Weil es im Dunkel anhebt, gebührt ihm später die Festbeleuchtung des Feiertages.

Feste sind also an dieses Gesetz der Verkörperung gebundene zweite Phasen, sie folgen auf das unvorhergesehene, das unanschauliche, das noch unsichtbare, das einstweilen noch nicht geglaubte, unerhörte, unbenannte, stupende Ereignis, nachdem sich die Seelen von ihrem Stupor erholt haben. Man erholt sich von den Schrecken der Ungewißheit, wenn man hinterher die Feiern der Gewißheit begeht! *Man holt nach.*

In der treuen Anhänglichkeit an unsere Schrecken dehnt sich uns die sonst zerhackte Zeit in einer sinnvollen Bahn. Feiertage feiern das Sehendwerden unseres Geschlechts! Nur dank ihrer nehmen wir die vorangegangene Geschichte unseres Geschlechts auf uns!

Wie könnten Feiertage also willkürlich anberaumt werden? Nein, in den Feiertagen bricht sich die geschichtswürdige Auslese der bahnbrechenden Ereignisse ihre Bann in die Sichtbarkeit! Ihr Licht vergleichzeitigt z. B. den Osterhelden und seine späten Gläubigen von 1958.

Die Naturfexe denken sich „ihre physikalische Zeit" als einen gleichförmigen Brei, in den wir willentlich ein paar Feiertage als Rosinen stecken.

Aber es gäbe gar keine Völker ohne ihre Feiertage. Sogar die von Oswald Spengler als niedrigste Menschen bezeichneten Fellachen Ägyptens begehen sechzig Feiertage im Jahr, und die sind es allein, die ihre Menschlichkeit erhalten, wie einer von ihnen, aufgestiegen zum Schriftsteller, das 1949 beschrieben hat.

Deshalb braut jedes Volk seinen eigenen Feiertrank, weil es an dem Feste Volk wird. Diesem erhöhtem Leben entspringt es. Dem gibt der Gärstoff Ausdruck, vom Whisky zum Reiswein der Inder, von der rheinischen Liebfrauenmilch zum türkischen Kumys. Die Bayern an der mazedonischen Front 1918 verachteten die Bulgaren, die kein Bier tranken. Das Fest macht das Volk. Franzose ist, wer den 14. Juli feiert, den Bastillesturm; Engländer ist, wer sich des 5. Novembers freut. „Remember, Remember the fifth of November", singt heut das Schulkind, aber einst sangens auch die Großen, die der Errettung ihres „States" — König, Lords und Gemeine — von dem Pulveranschlag am 5. November 1605 und der Landung Wilhelms von Oranien in Torbay am 5. November 1688 dankbar gedachten. Denn in dies eine Datum verdichteten sich die Freiheiten eines Englishman, die Freiheiten, die ihn gegen Papst und König gleichermaßen schützten. Auf deutschem Boden wurde Luthers Geburtstag, der 10. November 1483, der kürzeste Ausdruck der deutschen Reformation. Ein in die Welt zurückkehrender Mönch wurde Laie, Ehemann, Bürger, allein aus dem Glauben. Nicht eines der bis dahin offiziell verzeichneten guten Werke: Almosen, Pilgerfahrten, Spitalgründungen, Ablässe, Fürbitten, Messen heilte diesen Doktor Martinus. Schon daß ihn trotz aller Verrenkungen seiner kirchlichen und priesterlichen Laufbahn seine weltkindliche Geburt den Deutschen geschenkt hatte, schien jedes Laien angeborene Art einen Zoll zuzusetzen.

Woran erkennen wir den römischen Katholiken? An seinem Mitgehen in der Fronleichnamsprozession, am Donnerstag nach Trinitatis. Für dieses Fest von 1264 hat Thomas von Aquino das herrliche Offizium geschrieben, und gegen alle Eingriffe der Tyrannen wird an diesem Fest die Freiheit der Kirche gefeiert.

e) Allerseelen und Walpurgisnacht

Noch weiter dringen wir zurück, nämlich an den ersten Feiertag der „weltlichen" Weltgeschichte, mit dem Feiertage Allerseelen. Bevor Abt Odilo v. Cluny dies Fest etwa um 1000 nach Christi Geburt für alle seit Adam geborenen und gestorbenen Menschenleben einsetzte, war der Christenheit nur die Ver-

ehrung der Heiligen gemeinsam. Alle Heiligen wurden seit über tausend Jahren am 1. November gemeinsam geehrt. Aber Odilo, der Mönch (996–1048), führte auch die Seelen aus allen heidnischen Stämmen in eine ungeheure Demokratie der Toten zusammen. Erst damit bekam sogar die unheilige Welt wenigstens eine einzige Vorgeschichte. Wenn unsere Historiker oder Verleger heut Weltgeschichten vorlegen, so ahnen sie selten, welch kurzen Datums die Möglichkeit zu solch einem Unternehmen ist. Vor Allerseelen gab es die Möglichkeit einer Weltgeschichte gar nicht. Denn der eine Stamm war dem andern Stamm undurchdringlich und wurde deshalb am Marterpfahl gemartert. Der 2. November aber hat seit 996 ein Volk über Europa hin geschaffen, das aus der Zuwendung zu allen seit Adam verstorbenen Seelen aus allen Völkern die eigene Einheit steigerte.

Diese Stichworte für das abgelaufene Jahrtausend[1] müssen durch die Einsetzung des jüngsten solcher Feste, der Maifeier, abgeschlossen werden. Denn dies jüngste Fest steht in der Tat am Abschluß der Reihe und kündet ähnlich wie Allerseelen eine Abweichung von Herkommen an.

Sowohl Allerseelen wie der 1. Mai halten nicht ein Ereignis fest wie den Bastillesturm oder die Landung Wilhelms III. 1688. „Die zehn Tage, die die Welt erschütterten", bezeichnen die wirklichen Tage der Oktoberrevolution 1917. Ostern bezeichnet die wirkliche Kreuzigung Jesu von Nazareth.

Vergleicht man Allerseelen mit Allerheiligen, so springt der Unterschied in die Augen. Von der Kreuzigung über den ersten Märtyrer Stephanus, die Apostel Jakobus, großer und kleiner, über Petrus und Paulus, hat jeder Heilige seinen Tag an seinem wirklichen Geburtstag. Die heftigsten Streitigkeiten tobten in der alten Kirche um das Osterdatum. Papst Viktor I. exkommunizierte die Kirche von Ephesus, weil sie des Apostels, Evangelisten, Lieblingsjüngers Johannes Osterrechnung aufrecht erhielt. Ungeheuerlich! Aber die Kirche wehrte sich leidenschaftlich gegen den Verdacht fabrizierter Festdaten! Oft wird unter uns die alte Kirche für die Wut, die im Osterstreit sich zeigte, von denselben Leuten verspottet, die nichts dabei finden, in unseren Tagen Feste zu fabrizieren oder fabriziert zu sehen. Der Leser wird mir bereits angemerkt haben, daß ich die Leidenschaft der alten Kirche für die Wirklichkeit teile. Sie litt buchstäblich unter der Zwangsvorstellung, daß ein willkürlich datiertes Ostern den historischen Charakter des Christentums in Frage stelle. Es stellt allerdings die Kirche in Frage!

Als diese selbe Kirche daher im Jahre 854 „alle Heiligen" zu ehren beschloß, war das ein bloßes etcetera, ein „und so weiter" am Ende des Heiligenkalenders. Das Fest wurde begründet als Schutz der etwa übergangenen und an ihren eigenen Geburstagen für den Himmel aus Unkenntnis ausgelassenen Heiligen. Das Fest Allerheiligen von 854 war also ein sogenannter „Lumpen-

---

1 Vgl. darüber unten II. Teil, 7. Kap.

sammler" am Ende einer damals bereits über acht Jahrhunderte umfassenden historisch verbrieften Reihe.

Allerseelen war dem entgegengesetzt. Odilo war Mönch. Mönche sind freiwillig Gestorbene. Sie sterben den „Klostertod"; dieser Klostertod war damals, ums Jahr 1000, sogar eine bindende Todeserklärung des Volksrechts. Als freiwillig Vorverstorbene ohne Nachfahren leben Mönche ohnehin im Reiche der Toten, der Vorfahren. Da durchbrach Odilo kühn die Mauer zwischen den Heiligen und den Seelen. Die Weltkirche der Päpste und des Weltklerus hat dies neue Fest der Cluniazenser für die toten Seelen lange nur geduldet. Erst ganz vor kurzem hat Rom die Mehrzahl der Messen am 2. November legitim gemacht! Auf den ersten Blick scheinen eben die Mönche ums Jahr 1000 einen Feiertag fabriziert zu haben. Ähnlich der Maifeier aller Arbeiter am 1. Mai scheint ein Tag „aller Seelen" mit einem bloß verallgemeinerten Festtag gleich den Anfang zu machen, statt geduldig auf das bestimmende freie Ereignis in der Geschichte zu harren. Mithin tragen Allerseelen und 1. Mai die Züge der Gnosis, des menschlichen Ausdenkens, das ja immer Klassen bildet und Generalnenner. So oft es das tut, vermag es das Baugerüst zur Reparatur des Volksleibes zu errichten; aber dem Leibe selber verhilft es nicht zum Leben. Denn das Haus des Volkes besteht aus den lebendigen Steinen bestimmter namentlicher Generationen und Personen und nicht aus den gnostischen Begriffsgerüsten. Die sind bestenfalls Bandagen.

Die jahrhundertlange Zurückhaltung Roms gegen „Allerseelen" hat vermutlich eben in Roms Abscheu gegen alles Abstrakte seinen Grund.

Aber wir würden dem Allerseelen und dem Arbeiterfeiertag nicht gerecht, wenn wir sie nur als Ideentage beurteilten. Es steht mit dem Jahrtausend der Weltgeschichte, in das Allerseelen hinein und aus dem der 1. Mai hinausführt, etwas anders.

Am 1./2. November begingen die Völker der Antike ihre Totenfeste, und am 1. Mai verheiratete der Stamm seine Bräute und Bräutigame[1]. Denn die Eheleute und die Totengeister waren nicht „private" Angelegenheiten. Der Stamm war vielmehr die Einrichtung, aus der heraus allein Eheleute hervorgehen und Totengeister beschwichtigt und beschworen wurden. Noch die Dienstmannen und Dienstmädchen der salischen Kaiser wurden auf höheres Geheiß verlobt und verheiratet. Die Tänze um den Maienbaum waren Orgien, dank deren ohne Mord und Totschlag, ohne die Greuel der Eifersucht die Ehegelöbnisse der Ehereifen sich anbahnten. Auf dieses Aufbrechen des Frühlings in den Herzen der Menschen in den Nächten vor dem 1. Mai haben die Proletarier zurückgegriffen; und auf die Totenfeste der Rosaria am 1./2. November hat Odilo von Cluny an Allerseelen zurückgegriffen.

---

1 Genaueres im Dritten Teil.

Mit beiden Festen ist das das zweite Jahrtausend unserer Zeitschaltung, das einzige Jahrtausend einer „Weltgeschichte", vor die biblische Geschichte zurückgegangen. Allerseelen und 1. Mai sind weder griechischen noch römischen noch israelitischen Vorbildern entnommen. Sie sind sogar vorhomerisch und vorägyptisch. Sie rufen in uns die uralten Feiern des Ausgangs ins Freie und des Rücktritts in das Innere des Kraals oder des Hüttenlagers hervor. Insofern also rufen sie verschüttetes Völkererbe wieder hervor, ähnlich den Olympischen Spielen. Ein Vergleich von Maifeier und Allerseelen mit dem 14. Juli oder dem 10. November lehrt uns zwei verschiedene Schichten Feiertage unterscheiden.

Der französische und der deutsche Feiertag erinnern den französischen Radikalen oder den deutschen Protestanten an den Ursprung ihrer Umwelt. Sie rufen in dem vom Alltag bewußtlos eingelullten das Bewußtsein hervor, daß ihr Alltag eines Tages erst einsetzte. Die Gewohnheit einer bürgerlichen Republik oder eines protestantischen Staates würde allen später Geborenen zur bloßen Natur werden ohne die Feier des Einsetzungstages. Der 4. Juli 1776 muß von den Amerikanern gefeiert werden, damit sie sich darauf besinnen, daß sie ein Teil Europas waren, ehe sie unabhängig wurden. Ihre Unabhängigkeit wird durch die Feier des 4. Juli eine bloß relative. Die meisten Europäer halten Amerika für viel „unabhängiger" als die Amerikaner selber! Ich kenne Europäer, die Amerika für eine von Ewigkeit her gegebene Naturgröße halten! Und je gebildeter, desto dümmer sind die Europäer in dieser Hinsicht. Denn die Gebildeten dünken sich ja über die Erziehung durch Feiertage erhaben. Dank des 4. Juli aber könnte Europa die amerikanische Dialektik und das Dilemma Amerikas begreifen, dieser Iphigenie in Tauris. Feiertage der ersten Linie rufen mithin in dem im Alltag versunkenen Menschen die Kraft hervor, erworbene Eigenschaften von Naturanlagen abzusondern.

Ein Geschichtslehrer, welcher die „glorious" Revolution in England oder die Reformation in Sachsen-Wittenberg seinen Schülern erzählt, ruft in ihnen die Kraft hervor, die ererbte Eigenschaft auch ihrerseits neu zu ererben.

Dies ist der erste Sinn des Geschichtsunterrichts. Hervorrufen soll er in den Nachlebenden die Kraft, erworbene Eigenschaften als nur und erst erworbene anzuerkennen. Denn erst dadurch erkennt er diese Eigenschaften als gefährdet und verfüglich an und wird so opferfähig für ihre Wiedergewinnung.

Allerseelen aber und Maifeier sind Feiertage zweiter Schichtung. Darin gleichen sie den modernen Olympischen Spielen. Denn hier wird nicht ein bestehender Alltag aus seinem ersten Eintritt in die Wirklichkeit hervorgerufen. Nein, die vorhomerische und vorbiblische Welt war total vergangen. Sie mußte also nicht nur hervorgerufen, sondern *wieder* hervorgerufen werden.

Was wir heut erleben mit dem 1. Mai, das gleicht den Rufen nach Hellas und Rom, die um 1500 erschollen. Damals wurde etwas wieder hervorgerufen, weil es aus dem Alltag lange verbannt worden war.

Als Schinkel das alte Museum in Berlin nach dem Vorbilde des athenischen Theseum zwischen 1824 und 1828 erbaute und als ein Belgier die 393 nach Christi Geburt abgeschafften Olympischen Spiele neu belebte, da wurden die reinsten Formen des ägäischen Griechentums in die allgemeinsten Formen der Ökumene der Neuzeit wieder zugelassen. Das Wiederhervorrufen einer verschütteten Vergangenheit bedeutet also nicht dasselbe wie das Hervorrufen unserer eigenen Gesittung. Vielmehr muß das Hervorrufen des Ursprungs, sei es des deutschen Kaiserreichs in der Sedanfeier, der modernen Nation im 14. Juli, der Reformation Luthers (oder später des Landesfürsten) Geburtstag gesondert werden von den Wiederhervorrufen der Oympischen Spiele.

Gehen wir daher näher auf das ein, was die Maifeier mit der Walpurgisnacht, oder Allerseelen mit dem Totenfest der Heiden vornimmt, so werden wir das Gesetz entdecken, nach dem verschüttete Urzeiten wieder hervorgerufen werden.

Als nämlich die Halbjahre, der Winter und der Sommer, die Kalender nach Innenleben und Außenleben teilten — nach Wintern und Sommern rechnete der alte Hildebrand die Länge seines Daseins —, da wurden am 1. November die Geister besänftigt, damit sie den Häusern der Menschen gnädig bleiben. Sie wurden also beschworen nicht zu schaden, nicht ihre Macht feindselig zu zeigen. Am 1. Mai aber wurde die größte Leidenschaft, die Eifersucht der Geschlechter, besänftigt, und es paarten sich die Liebenden auf dem Tanzplatz des Stammes im Namen und unter dem Frieden dieser Stammgeister. Befriedigung hier der Lebenden, Besänftigung dort der Toten war der Sinn der beiden großen Einschnitte. Aber beim heutigen Wiederhervorrufen dieser Urbräuche ist die Absicht die entgegengesetzte! Odilon von Cluny wollte für die heidnischen Vorfahren erstmals wieder Teilnahme erwecken. Nicht ihre gefährliche Übermacht als mächtige Geister, nein, ihre Ohnmacht als vergessene Seelen rührte ihn. Obgleich ungetauft, sollten sie trotzdem erinnert und geehrt werden. Als 1889 die Maifeier erfunden wurde, sollten die Kräfte des Proletariats wegen ihrer Ohnmacht neu aufgerufen und gestärkt werden. Denn der Prolet galt 1889 nicht als der Berserker, der Stammesträger, den die Tänze in das Herkommen hineintanzten. Er galt als der Unterdrückte, seiner Sprache und seiner Mitwirkung Beraubte.

So geschieht die Wiederhervorrufung, die Re-Evokation bei Allerseelen und bei der Maifeier nicht zur Zähmung der Toten und der Lebenden, sondern umgekehrt zu ihrer Wiederanerkennung und schüchternen Wiederbelebung. „Schüchtern" darf ich diese beiden Wiederbelebungen nennen; denn als sie aufkamen, hatte das Christentum und die bürgerliche Welt heidnische Toten und lebende Proleten verschüttet. Die heidnischen Toten darbten der Achtung, der Opfer, ja des Gedächtnisses, sie, die einst übermächtigen Ahnenseelen. Und das Bürgertum machte die proletarische, erblose Masse verächtlich, sie, die einstige Juventus, die stolze Streitmacht der entzückten Kriegerleiber.

Mithin haben Allerseelen und Maifeier allerdings an eine urgeschichtliche Festschicht angeknüpft. Aber sie haben die neubelebten Feste zum entgegengesetzten Zweck wie die Ahnen ins Leben gerufen.

Die griechischen und russischen Kirchen halten bis heute kein Allerseelenfest. Die Amerikaner, diese zähesten Anhänger ihres Mutterteils Europa, haben den 1. Mai abgeleitet auf den sogenantnen Labor Day, Anfang September. Rußland und Amerika kennen daher offiziell nur je einen der wieder hervorgerufenen Feste der Lebenden und der Toten. Diese Feste beleben Urzeiten: europäisch können sie deswegen nicht heißen.

Was wollen wir damit sagen? Nun, der Name „Europa" ist ein griechischer Name, und es ist ein klassizistisches Wort. Der Name Europa verheißt seinen Gläubigen daher die Wiedergeburt des klassischen Altertums. Die Werte, die Homer und Virgil, Plato und Aristoteles, Äschylus und Seneca verkörpern, die klingen in Europa auf. Wer „Europa" sagt, bindet die Bewohner der westlichen Welt an Vorbilder, die von Mykene bis zu Marc Aurel reichen. Wer aber Allerseelen und 1. Mai feiert, dem sind weder Griechen noch Juden der Maßstab des eigenen Lebens. Er dringt vielmehr hinter Homer und Abraham zurück in eine Urvölkerwelt. An Allerseelen hing daher die ökumenische Mission der Kirche, an der Maifeier hängt daher die erdumspannende Gestalt des Kommunismus. Beide streben über Europa hinaus und haben eben deshalb voreuropäische Feste wieder heraufbeschworen.

Hierin nun liegt die Ökonomie eines Festkalenders.

Der Säugling irgendeiner Zeit oder irgendeines Landes durchläuft die Erfahrungen seines Geschlechts mittels seiner Teilnahme an Feiertagen. Diese Feiertage sind hervorgerufene Ereignisse der gegenwärtigen Machthaber, des Anfangs der Epoche, der Zeitrechnung — und wiederhervorgerufene Ereignisse der vorchristlichen Zeit.

Auf diese Weise wird das Kind in vier Zeitringe hineingehoben: den Ring von 15 bis 39 Jahren der gegenwärtigen Regierung, den Ring der Epoche von 150 bis 500 Jahren, den Ring unserer Zeitrechnung von 1900 bis 2000 Jahren und den Ring der Geschichte seit der Erschaffung Adams.

Nimmt der Säugling an keinem einzigen dieser Ringe teil, so verharrt er, ein Prolet und Stundenlöhner, *außerhalb der Geschichtlichkeit*. Es gibt unter uns Intellektuelle, die Säuglinge geblieben oder wieder geworden sind. Sie machen jedes gemeinsame Vorschreiten der Menschen in eine einheitliche Geschichte hinein unmöglich; je klüger sie sind, desto mehr. Heut leben immer weniger Menschen auf den Zeitlängen der Geschichte. Deshalb versinkt die Menschheit in einen Dämmerzustand. Denn unsere fünf Sinne und alle Zeiträume, die kürzer als ein Jahr sind, haben keine Erweckungswirkung auf unser Bewußtsein. Nur der Mensch kann denken, der den Unterschied von vor zehn Jahren und heute erwägen und bedenken lernt. Alle unsere Massenkommunikationsmittel aber überdecken ältere Erfahrungen so geflissentlich, daß die Menschen in den Zeit-

grenzen dahindämmern, in denen die Räume und ihre Zauber über die Zeiten hinwegtäuschen. Deshalb hieß ja unser erster Band „Die Übermacht der Räume", weil die Mehrzahl der im 20. Jahrhundert Geborenen sich es verbietet, dem Tag und dem Jahre zu entsteigen.

f) Ostern und Sonntag

Die Kalender sind also unsere Chronometer für die Zeiten, die den Räumen ihr Gesetz vorschreiben. Diese Kalender bestehen aus Festtagen, die in unser Leben hineinragen.

Zum Charakter eines Kalenders gehört also nicht notwendig, daß er ausführlich über die Werktage handele, doch werden wir lernen, daß in einer wichtigen politischen Gestalt, in den Reichsräumen, die Arbeiten des Jahres den Kalender ausfüllen.

Hingegen ist es ein notwendiges Merkmal eines volksbildenden Kalenders, daß mindestens eines seiner Feste von dem Zeitmaß für Tag und Nacht frei bleibe. Denn Feste sind ja nicht selber gemessene Zeiten, sondern sind die Maßstäbe für alle die übrige Zeit. Deshalb dauern Pfingsten und Weihnachten zwei Tage und Ostern eine ganze Woche. Deshalb dauerte das Neujahr in Ägypten die fünf Tage, die über 360 überschießen, also

361 = Osiris
362 = Isis
363 = Horus
364 = Seth
365 = Nephthys.

Die Römer, wie schon erwähnt, begingen deshalb das Schaltfest am 24. Februar, also fünf Tage vor ihrem Neujahr, dem Tag und Monat ihres Gottes Mars, und deshalb ist auch unter uns heute noch der Tag des eingeschalteten Apostels, des Matthias, also der 24. Februar, der Schalttag im geltenden Kalender.

Aus demselben Grunde ist der Ostersonntag nicht etwa der 52. Sonntag und der Versöhnungstag der 52. Sabbath. Vielmehr liegt es umgekehrt. Die Sonntage, die Dominicas, heißen Herrentage, weil sie die Stellvertreter des einen einzigen Herrentages, des Ostertages, sind. Ihr Ritual reduziert Ostern in eine Taschenausgabe für den wöchentlichen Gebrauch. Ebenso hießen in Ägypten die 36 Teile des Jahres, die alle zehn Tage am Himmel einander ablösenden Zehntags-Konstellationen, die „Lieutenants", die Stellvertreter des Neujahrsgestirns, der Sothis (= Sirius). Eben deshalb drängt sich in Amerika das gesamte akademische Jahr an „Commencement" zusammen. Von diesem höchsten Tag fällt Licht auf alle vier Jahre College. Wer das nicht mitgelebt hat, dem wird es schwer, dieser letzten Analogie zu folgen. Und doch gliedert sich

heut Amerika in zwei Völker, die Neujahrsungebildete und die Commencement-College-Menschheit. Diese letztere gliedert ihr gesamtes Jahr, Ferien und Arbeit, Besuche und Hochzeiten, Reisen und Politik in steigendem Maße um die gedachte und empfundene und wirkende Mitte des Moments, an dem „Commencement" das akademische Jahr beschließt. Paradoxerweise heißt dies Ende „Anfang". Im Mittelalter wurde an diesem Tag nämlich den Kandidaten der Anfang ihres Lehrens, das Principium Doctoris gewährt, dessen ältestes Beispiel ich in der Festschrift für Rudolf Sohm veröffentlicht habe. Sogar der Klerus in USA richtet sich nach dieser Pause statt nach dem Kirchenjahr.

Von Ostern zu Ostern, von Neujahr zu Neujahr, von Commencement zu Commencement gab oder gibt es also drei Ordnungen des Zeitalls, des Zeiten-Immer, weil es nur so in uns hineinwirkt. Unser Naturleib wird so in die Geschichte der Gattung hinaufgerissen. Aus meiner eigenen Natur heraus käme es zu keinem dieser Kalender. Nur als Philonomiker, als Liebhaber des für das gesamte Menschengeschlecht notwendigen Heilsweges, richte ich mich nach dem Festkalender.

Wenn zahllose Einzelgänger einmal im Jahre, etwa zu Ostern oder die Juden am Jom Kippur, den Gottesdienst besuchen, so ist das keine Heuchelei, und es ist nicht lächerlich. Sie mögen frömmer oder mindestens gläubiger sein als die „alle-52-Sonntage-Kirchgänger". Aber sie empfinden, daß erst das Jahr aus Spiel zu Ernst emporsteigt. Was kürzer währt, ist noch nicht als ernst erwiesen. Einmal im Jahre muß ein Wegerecht ausgeübt, ein Eigentum betätigt werden, um die Verjährung zu unterbrechen.

Also erst die Jahrzeit rückt des eigenen Lebens und der großen Epochen Verhältnis in das rechte Licht. Denn nun sehen wir den Jahrespunkt als die Nahtstelle, wo mein Leben und das Leben der gesamten geschichtlichen Menschheit sich treffen. Unterhalb des Jahres bin ich sozusagen noch mit meinem privaten Leben möglicherweise beschäftigt. Da kann ich also die Illusion der meisten Gebildeten teilen, als setze sich das Zeiten-Immer aus den Summanden unserer Privatleben wie eine Summe zusammen. Wer aber beim Jahresabschnitt erschrickt, der tut das, weil ihn die Ahnung erfaßt, die Zeit sei schon immer eine, ganze, ungeteilte, sie greife nach uns aus, und wenn wir uns nicht greifen ließen, so gehe sie über uns hinweg. Wenn der Mensch sich für natürlich hält und natürlich zu leben versucht, so kann ihn das Zeiten-Immer nie finden. Es ist der züchtige Mensch – zuchtvoll und erzogen sind Ableitungen von „züchtig" –, den das Zeiten-Immer in seine Ringe hineinzieht. Das heißt Erziehung.

Erziehung ist also niemals auf den individuellen Knirps oder die höhere Tochter als solche gerichtet. Sie hat es nie mit dem bloßen Vorbereiten auf das „Leben" zu tun. Hier ist der ganz bestimmte Einheitsstrom der Schöpfungsgeschichte. In diesen Zeitenstrom spannt uns Erziehung derart ein, daß wir den Anschluß nach rückwärts so gut wie nach vorwärts finden können. Erziehung hebt uns zwischen Vergangenheit und Zukunft so, daß wie beim Stim-

men einer Geige der Rhythmus aller großen Epochen in ihm wiederzutönen anhebt, auf den der züchtige Mensch im rechten Moment ansprechen wird. Erziehung macht ansprechbar auf jedes Stichwort aus Altertum oder Zukunft und sogar – am schwersten zu vernehmen, wenn wir gut erzogen werden – aus Geistesgegenwart.

Die natürlichen Menschen aber bleiben prähistorisch, Rationalisten, Pazifisten, Utopisten[1]. Man sehe die Liste, es sind verbildete Raumgenossen, die für die Zeitzucht verdorben worden sind. Denn sie messen die Zeiten an ihrem eigenen leeren Kopf. Sie beteiligen sich also nicht an der Erwerbung ererbter, an der Vererbung erworbener Eigenschaften. Der Festkalender ist ja die Mindestform dieser Erziehung.

Da der Festkalender diese Zucht erzwingen will, so werden sich viele Leser in ihrer eigenen Praxis so gegen ihn auflehnen wie der Band I, S. 104, zitierte Graf York von Wartenburg gegen ein weltliches Fest. Ihnen zeige im selben Bande der Abschnitt über die Einsamen (284 ff.), daß der aus der Gemeinschaft, die in Kraft steht, ausscherende echte Einsame das Samenkorn der Gemeinschaft verkörpert, er mag es wollen oder nicht. Daher geht heut das fruchtbare Denken über jenen Grafen York weiter und nicht über den Briefempfänger Dilthey.

So sind die Einsamen den notwendigen Wenden im Völkerleben einzuschreiben. Der echten Einsamen Feste sind die Volksfeste von morgen. Man lese die Pionierferienfahrten und Festfeiern der geistigen Großen vor 150 Jahren: heut sind sie vielfältig nachgemachtes Gemeingut. Die uralte Wahrheit über diese Beispielhaftigkeit der ersten Einsamen steckt sogar noch in der Sprachwurzel eins, unus, oinos. Linguistisch ist dies Wort so gebildet, daß es den bezeichnet, der trotz seiner Vereinzelung eine Gemeinschaft in sich selber darstellt. Ein solcher Einsamer wäre also das rechte Gegenteil eines Intellektuellen. Ein Intellektueller guckt zu, wie andere feiern. Martin Heidegger ist ein Intellektueller. Im Jahre 1931 oder 1932 beschied er die rassenreinen jungen Philosophen zu sich, um sie auf das Kommende hin zu instruieren. Aber seltsamerweise lag auf seinem Schreibtisch ein Stapel Bücher links, einer rechts. Frau Heidegger bedeutete dem Besucher, der eine Haufen enthalte die marxistische, der andere die Nazi-Literatur: „Wir suchen eben festzustellen, mit welcher Richtung wir gehen sollen, d. h., welche die größeren Chancen hat." 1917 ist mir etwas Ähnliches in Berlin passiert. Ich kam voller Sorgen von der Front auf Urlaub und lief von Pontius zu Pilatus, um zu erfahren, was man denn erwarte. Ein Schulfreund lud mir ein Dutzend Gleichaltrige aus den Berliner Ämtern ein. Und er fragte rund, was sie im Falle eines Ausbruchs der Revolution tun würden. Sie sagten in den verschiedensten Wendungen, daß sie sich bei Aus-

[1] I. 263 ff.

bruch einer Revolution dem Volke anschließen würden. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich kannte die Heideggers in ihrer Massenhaftigkeit damals noch nicht. Da ich der einzige Mann in Uniform war, stand ich nur auf und sagte: „Solange ich noch einen Funken Hoffnung sehe, werde ich die bestehende Ordnung verteidigen. Sollte sie aber versagen, so werde ich selbstverständlich die Revolution selber machen." Der Leser wird auch ohne Zusatz verstehen, daß der gesamte Festkalender eines Volkes in der Revolution durch die Ereignisse der Revolution selber ersetzt wird. Beide, Festkalender und Revolution zusammen widerlegen die tolle, aber heut bei den Raumsklaven sakrosankte Fiktion, es lasse sich die Zeit der Geschichte mit dem Zentimetermaß messen.

Für den Einsamen und für die Völker hat die Zeit den majestätischen Charakter eines Schoßes, erschreckend, überwältigend, weil ihm die ewig wechselnden Rhythmen des Zeiten-Immer entquellen, die zwischen Hoher Zeit und Alltag vibrieren und denen wir bei Strafe unseres eigenen Unterganges zum Siege verhelfen müssen.

g) Die Mehrzahl der Kalender

Leider ist mit alldem unsere Hürde „Zeit" noch nicht genommen. Denn die Zeit kommt nicht zu uns in einerlei Gestalt. Es ist einer der seltsamsten Aberglauben unserer Zeit, daß jedermann denkt, die Zeit sei die Einerleiheit in Person, eine Linie, eine Spirale, ein Kreis, und daß derselbe jedermann in seiner Tagespraxis die widersprechendsten Zeitordnungen in sich balanciert und auszugleichen trachtet, weil, nun weil die erfahrene Zeit sich uns als vielfältig aufdrängt.

Da mein allererstes Druckwerk vor fünfzig Jahren den kirchlichen Festkalender betraf, so kenne ich die Literatur der Kalenderleute, Liturgen, Folkloristen, Astronomen, Ökonomen, Philosophen, Soziologen und kann mit Sicherheit sagen, daß keiner geruht, die plurale Wesenheit seiner gelebten Zeit anzuerkennen.

Dabei ist es das erste Wort und das letzte Wort der Bibel, daß die Zeiten im Plural stehen. Und es ist das erste grundlegende Gebot Jesu, daß niemand selig werden könne, der monistisch darauf bestehe, geradlinig in einem einzigen Kalender zu leben.

In unserer Zeitrechnung kann sogar ein Hochkirchlicher sich nicht ausschließlich auf das Liturgische Jahr von Prosper Guéranger berufen, ein Unternehmer nicht die reine Astronomie von 24 Stunden Arbeit pro Tag anbeten, ein Politiker nicht ausschließlich von den neuesten Nachrichten leben, eine Großmutter sich nicht ausschließlich von den Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen in der Nachbarschaft unterhalten usw. usw.

Es gibt seit Christi Geburt, trotz der Fanatiker und der Bigotten, das Gebot: Eine Mehrzahl von Kalendern soll um deine Teilnahme konkurrieren! Und

darin, daß du dich dieser Konkurrenz aussetzest, besteht deine Gotteskindschaft. Und so wird es sein bis an das Ende der Tage.

Der Codex Bezae, eine griechisch-lateinische Handschrift aus dem sechsten Jahrhundert, ersetzt den üblichen fünften Vers im sechsten Kapitel des Lukasevangeliums durch die Worte: „Jesus sah einen Mann am Sabbat arbeiten, und er sprach zu ihm: „Mann, wenn Du weißt, was Du tust, so bist Du gesegnet. Wenn Du aber nicht weißt, was Du tust, so bist Du verflucht und ein Übertreter der gesetzlichen Ordnung."

Drei Zeitordnungen werden hier unterschieden: eine ist die der Anarchie, also die wohl die meisten Menschen, die sich selbst überlassen werden, befallende Zeitwirrsal, die Zeit als Chaos; die zweite ist die der vorgeschriebenen priesterlichen Ordnung der Feiertage. Das dritte aber ist die über die priesterliche Ordnung hinaustragende, für diesen bestimmten Tag ausdrücklich gefällte, unvorhergesehene Entscheidung. Man kann sie auch abteilen als private, öffentlichrechtliche und offene Zeitordnungen.

Jesus verlangt, es müsse der Mann von allen drei Wegen durch die Zeit wissen. Wenn dann die Befolgung des einen die Begehung des anderen verhindere, so schade das nichts. Wer sich aber aus Nachlässigkeit in den bestehenden Kalender der Arbeiten und Feiern nicht einordnet, wer gleichgültig den Tag des Herrn entheiligt, ist kein Mitglied der Gesellschaft. Dagegen, wer einem neuen, plötzlich ihn bezwingenden Gebot trotz des Schmerzes über den Bruch des Gesetzes folgt, der wird mehr als ein Mitglied dieser irdischen Gesellschaft. Er ist selig; denn er handelt als Mitglied unserer endgültigen Gesellschaft.

Die endgültige Gesellschaft besteht mithin aus Mitgliedern, die zwischen Kalender und Kalender unterscheiden können. Der Fall aus dem Codex Bezae wird in der Geschichte vom Barmherzigen Samariter zur Majestät unsres künftigen Weltalters erhoben. Denn der Priester und der Levit, die bei dem Manne, der unter die Räuber gefallen war, vorbeigingen, waren ja nicht etwa schlechte Kerle. Sie waren der Kleriker und der Professor, die ihren Stundenplan einhalten mußten. Die Kleriker und die Akademiker sind eingespannt in ihren Pflichtenkalender. Der Samariter zerbricht den Pflichtenkalender, der ihm gewiß auch an jenem Tage vorschrieb, pünktlich zum Mittagessen zu erscheinen. Denn die Stunde schickte ihm einen neuen Nächsten über den Weg, und damit wird diese Stunde zum Ausgangspunkt seines nächsten Kalenders. Als der bis dahin ja „böse" Samariter von dem ausgeraubten Juden „Nächster" genannt wurde, trat ein neuer Kalender in Kraft. Denn von da an hießen die beiden anders!

Der „Nächste" im Evangelium ist nicht mein Nachbar im Raume, so wenig, wie der Morgenstern im Evangelium am Raumhimmel aufgeht. Morgenstern und Nächster sind Zeitmomente. Es baut also die Liebe zum Nächsten an dem Kalender aller Kalender, nämlich an dem allen Kalendern bei ihrer Einsetzung

Vollmacht gebenden Element der Lebensrettung. Die Gesetzestreue bleibt einer bereits erprobten Lebensrettung treu. Der Barbar fügt sich keinem Gebot.

Es gibt zu jeder Stunde:

1. kalenderlose Menschen.
2. Monomanen eines bestehenden Kalenders.
3. Pluralisten, welche zwischen verschiedenen geltenden Kalendern wählen.
4. Dualisten, welche abwechselnd bestehende Zeitordnung fortsetzen und werdende Zeitordnung anheben.

Vor den Augen der ersten Gruppen zerfällt die Zeit. Denn die Augen sind unfähig, Zeit uns zu vermitteln. Mißbrauchen wir die Sicht, um Zeit zu sehen, töten wir die Zeit. Die Zeiten wollen ohne Anvisieren gelebt werden, so wie Erbe und Ahn leben. Der barmherzige Samariter, der abwechselnd den geltenden Kalender und die einbrechende Stunde auf sich nimmt, wendet sich abwechselnd der vergangenen und der künftigen Ordnung zu, also einer bereits sichtbar verkörperten und einer durchaus unsichtbaren. Das Gleichgewicht zwischen zwei Tatbeständen, von denen eine sich in Sichtbarem – wie gedruckten Kalendern, in Festgewändern, Bethäusern – niedergeschlagen hat, das andere noch nie gesehen worden ist –, das Gleichgewicht zwischen dem von zwei entgegengesetzten Sinnen, hier Auge und Witterung – wahrnehmbaren kann nicht so hergestellt werden, daß wir dem einen der beiden Referenten unter unseren Sinnen das Wort geben. Wenn doch Auge und Witterung hier konkurrieren, dann muß weder das Auge noch die Witterung den Ausschlag geben dürfen. Das nennt Jesus unsere Seligkeit, daß wir beiden Sinnen obertan bleiben, also zwischen Erbe und Ahn frei wählen. Denn der Erbe wühlt immer im Sichtbaren; der Ahn erschauert immer vor dem ungelebten.

Von 1600 bis 1800 war in vielen Staaten der Kalender die einzige allen geliebten Untertanen aufgezwungene Druckschrift. Die Freiheit wurde dann dadurch gerettet, daß nebenan in Hildburghausen der Kalender von Meiningen abwich. Aber die wirksame Freiheit besteht darin, daß wir zwischen mindestens zwei Kalendern wählen dürfen. Denn dann dürfen wir den Schritt abwechselnd in das schon sichtbar gewordene, das gestaltete, und in das unsichtbare, also noch ungestaltete, Leben richten.

Wir brauchen nicht originale Schöpfer und Urheber zu werden; wir können auch bei dem Neuen Kalender von kommenden Dingen an einer kalendarischen Gemeinschaft teilhaben. Die Trennung von Staat und Kirche, oder genauer, die Unterscheidung von Staat und Kirche mit ihren zwei gleich souveränen Kalendern, sollte freudig anerkannt werden. Sie sichert unsere wichtige Freiheit mehr als Paragraphen. Die weltlichen Mächte betreuen das Geschehene, die Kirche aber kündigt in ihrem Kalender das Kommen des Reichs. Wo der Staatskalender und der Kirchenkalender zusammenfallen, herrscht ägyptische Finsternis. Man braucht sich über die Reformation nicht zu wundern, wenn man liest, es sei

die Türkensteuer im Jahre 1518 von den Abendmahlbesuchern am Karfreitag in der Kirche eingesammelt worden. Darin spiegelte sich drastisch der Plan Kaiser Maximilians, die Papstkrone auf seinem Haupte mit der des Kaisers zu vereinigen.

Umgekehrt bestand das Eingeständnis Stalins, daß auch Rußland in der Christenheit verbleibe, genau darin, daß Kirchenbesuch frei und öffentlich wurde und daß Soldaten in Scharen am Gottesdienst, also an einem staatsfremden Kalender teilnahmen. Wenn ein und der selbe Mensch, den 1. Mai, den 30. Oktober und, sagen wir Himmelfahrt, feiert, dann wird er eben daran Person, daran frei.

Die Intellektuellen, die Anarchisten des Kalenders, rümpfen über die Freiheit, die wir proklamieren, die Nase. Sie scheint ihnen zu gering, diese Freiheit. Aber wir sterblichen, raumverfallenen Körper sind eben nur dadurch frei, daß wir Zukunft und Vergangenheit in uns *waaghalten*. Diesen Ausdruck „waaghalten" möchte ich ernsthaft neu im Vorschlag bringen. „Waaghaltend zwischen alter Welt und Neuer" ließ sich Elisabeth von England preisen[1]. Aber wir sind alle Könige. Wir halten die Waage zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Liste der uns umringenden Kalender ist damit nicht etwa erschöpft. Noch zu Goethes Zeit wurde in Thüringen die Walpurgisnacht gefeiert. Das bedeutet, daß damals noch ein vorchristlicher Kalender wirkte. Im ganzen aber hat die Reformation solche Feiertage endgültig ausgerottet, während sie durch das ganze – angeblich christliche – Mittelalter den Feiertagen der Kirche Konkurrenz machten. Wir wissen nun schon, daß es ohne Konkurrenz nicht geht. So wird der Leser sich selber sagen, daß in der Neuzeit nach Niederknüpplung der heidnischen Kalender, und nachdem Thron und Altar im Staatskalender sich aussöhnten, die Funktion der befreienden Konkurrenz neue Träger brauchte. Dieser Kalender ist von den freiheitsdurstigen Seelen in die Künste und Wissenschaften hineingelistet worden. Die Theaterpremieren, die Ausstellungen, die Neuerscheinungen des Buchmarktes wurden das geistige Frühlingsfest der Freien, der Liberalen. Und dies ist die hohe Ehre des heut verschrienen Namens Liberal, daß die Seelen ihren Seelenkalender sich schufen. Sie gingen zur Premiere des „Faust" statt auf den Hexentanzplatz des Brockens.

Ins Theater gehen sogar Tito und Chruschtschow. Und da in diesem freien Ausgang zukunftshaltige Kunst uns umspielt, so schafft er eine freie Zukunft im Schattenriß. Die Großen des Geistes haben diese „Horen", diese Jahreszeiten also des freien Geisteslebens, seit hundert und zweihundert Jahren inauguriert. Heute versenden Reise- und Verkehrsbüros die Kalender all der Kongresse, Festspiele, Musikfeste und Vorträge vorweg und bieten so den Massen ein Klischee der kommenden Kunst und Wissenschaft. Damit hat sich der Zeitgeist seine

---

[1] Durch Essex im Jahre 1600, Devereux, Lives and Letters II, 185, S. 502. Dazu „Die Europäischen Revolutionen", Neue Ausgabe 1951 Stuttgart, S. 265.

Kalenderzitadelle errichtet, von der aus er der Langeweile der auf die nächsten Jahrhunderte schon im voraus festgelegten Staats- und Kirchenkalender spottet. Oder höflicher gesagt, denn Verkehrsbüros spotten nie, den alten Kalendern wird durch diese Sensationskalender sehr erfolgreich Konkurrenz gemacht. Wir flüchten in den Kulturkalender.

Für die leiblichere Menschheit treten die Sportfeste an die Stelle der Festspiele, und alle diese Kalender stufen sich nach Geldbeutel und Erdteil ab. Sogar sie aber sind noch nicht die letzte Kalenderfigur. Denn es gibt auch noch einen ernsthaft aufregenden Kalender neben dem der künstlichen oder künstlerischen Geniestreiche.

Damit freie Antwort geschehe, müssen die Seelen des lebenden Geschlechts auf die Zeitachse des politischen Kalenders überführt werden. Da tritt der blutige Ernst an die Stelle der Feste. Bevor wir ihm nahen, sei auf die Kalendererlebnisse zurückgeschaut.

Die Wiederkehr der politischen Erlebnisse der Menschheit ist die gemeinsame Aufgabe aller Kalender. Denn ob nun Ostern oder Märzgefallene, Goethes Geburtstag oder Galileis Verurteilung erinnert werden, immer soll die Zeit verhindert werden, nur verflossen zu sein. Verflossene Zeit ist vergebliche Zeit. Wird aber die gewesene und verflossene Zeit zum Stehen gebracht, dann wird sie zur fruchtbaren Vergangenheit.

Von ihr – ganz im Gegensatz zur Zeit der Physik – hat Schiller gedichtet: *Ewig still steht die Vergangenheit.* Dies Stillstehen, dies zum Denkmalwerden, ist also eine Leistung, ohne die es nicht möglich ist, Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, überhaupt zu unterscheiden. Den Physikern muß das Recht abgesprochen werden, von Vergangenheit zu reden. Sie handeln nur von verflossener Zeit. Mit einer Vergangenheit aber sind wir schon inmitten der ausdrücklichen Schöpfungen des Geistes hinein in uns vorübergehende Erdenklöße. Vergangenheit besiegt Vergänglichkeit.

Denn wer seine Vergangenheit ehrt, hat Zukunft. Und jeder Mensch sollte nur so viel Vergangenheit beanspruchen, wie er Zukunft hat.

4. Abschnitt

Der Zeitgeist

Von seinem ersten Schrei nach der Geburt bis zu seinem letzten Seufzer haucht ein Mensch seinen Geistesatem auf seine Zeitgenossen aus. Seinerseits empfängt er den Geist seiner Zeit in jeder Mitteilung, mit der sich ihm seine Zeitgenossen auftun.

Die Mutter ruft des Kindes Lächeln hervor; Enkel erbitten des sterbenden Jakobs Segen. Ohr und Kehle werden unaufhörlich auf Übereinstimmung mit

anderen abgestimmt. Der Leser erinnere sich des ersten Bandes: Sehen stellt uns in einen äußeren Raum auch unseren Nächsten gegenüber. Aber hörend teile ich den gemeinsamen Innenraum aller Stimmen.

Sie durchtönen den Menschen bereits auf der nüchternsten Stufe des Daseins, der bloßen Wachheit da, wo Verstand und Wille sich regen. Aber wir sind oft mehr als wach. Des Lebens Leben ist die Liebe. Da hören wir besser und sehen wir besser. „Für liebende Gesichte wird da das Auge wach", und entsprechend singt es in uns. Nun gar in der dritten Potenz, in der Begeisterung, übersteigen wir sogar das Lied und die Poesie. Denn die Seher prophezeien und die Märtyrer zeugen die Zukunft; sie beschwören Verklungenes herauf und machen bisher Unhörbares vernehmlich. Wahrheit, Liebe, Begeisterung geben uns also dreierlei Notenschrift zu lesen. Aber sogar das wird uns zugemutet, uns Sirenenklängen zu verschließen, und selber nicht zu lügen. Wir sollen also im Wachen, Lieben und in der Inspiration sogar noch die Stimmen unterscheiden!

Ein dreifacher Stimmverband verbindet also jeden von uns mit seiner Zeit. Indessen haben Pädagogen, Psychologen, Philologen an diese Kraftfelder bisher nur Raumbegriffe herangetragen. Bei ihren Analysen hat sich nie ein vernünftiger Stimmenhaushalt, hat sich keine Ökonomie der Geister, ergeben. Gewiß, man hat Poesie und Prosa unterschieden, Stilarten der Rhetorik oder der Philosophie. Wir kennen die Literaturgattungen. Aber wie sie aufeinander bezogen sind, bleibt unklar. Am nächsten sind die Griechen einer Ökonomie des Geistes mit Hilfe der Neun Musen gekommen. Aber wer nimmt auch nur sie so ernst, daß er die Unentbehrlichkeit jeder Muse unterstellte?

Wir werden mit reinen Zeitvorstellungen den Umlauf der Stimmen zwischen einem Menschenleben und dem Zeitgeist bearbeiten. Wie unsereiner bestimmt wird, wie er stimmt, wen er bestimmt, soll am Laufe der Zeiten, die wir durchleben, gemessen werden. Nur die primitive Voraussetzung muß der Leser uns zugeben, daß jedes Menschenkind mit der Zeit notgedrungen in drei Richtungen zu tun bekommt: aus der Vergangenheit, um der Zukunft willen und in der Gegenwart.

Dann wird er sich nicht wundern, daß wir uns in diese drei Zeiten hinein zu entfalten haben: als Kind, Mann und Greis, als Künstler, Kämpfer und Ältester oder Priester. In diesen Formen dreier Lebensalter und dreier auf sie aufruhender Lebensarten sprechen, hören, denken wir im Kraftfeld unserer Zeit.

Da nun jeder Leser hierin selber Erfahrungen besitzt, so will ich mein Verfahren vor ihm ohne weiteres schematisch oder in Thesen ausbreiten, die er selber auffülle.

I. These. Kinder und Künstler sind in erster Linie empfänglich für alles schon aus der Zeit angetroffene. Sie vernehmen den Reichtum des Daseins.

II. These. Mann und Kämpfer unterscheiden und behaupten sich gegen die Stimmen in ihrer besonderen und eigenen Zeit. Sie verstehen ihre Konflikte und Gegensätze.

III. These. Greise und Priester binden und lösen, d. h. sie stiften und hinterlassen in die Zukunft hinein. Sie überliefern die unerläßlichen Friedensbedingungen.

Ohne weiteres wenden wir uns nun jeder Stufe zu, für die eine der Thesen gilt.

a) Kinder und Künstler

Empfänglich gegen den Geist, plastisch, ist der jugendliche Mensch, und wer kindlich bleibt, bleibt eben damit zeitlebens empfänglich.

„Vernimm" ist das Grundgebot des wachsenden Lebens, vom ersten Vernehmen des eigenen Namens durch das bewußtlose Baby an. Die ersten Anrufe entzünden in ihm sein geistiges Erwachen. Der Funke muß überspringen. Kinder werden zwar erst leiblich erzeugt, aber hernach ist die geistige Abstammung ebenso unerläßlich: Namen, Sprache, Sinn vernimmt der Säugling. Aber wie reichhaltig sind die Vernehmungsweisen. Goethes Motto: „Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen" enthüllt die lange Dauer der Empfängnisperiode. Denn ob vom sanften Anlächeln der Mutter oder von den harten Schicksalsschlägen der Feinde – aus allen zusammen „resultiert" – d. h. „wiederhallt" im Wortsinn des Lateins – die Zucht des seine Prägung Empfangenden. Wenn eine Erziehung ohne hinreichendes Schinden, ohne „Disziplin" verläuft, so werden wir „ver-zogen". Zeugen und Zucht gehören also als Tauglichmachung zusammen. Aber wir werden darauf stoßen, daß Zucht und Zeugung in ihrer Zeitspanne, ihrer Zeitsteuerung und ihrer polaren Herkunft allerdings den Neugeborenen in ein ungeheures Kraftfeld ausspannen, das buchstäblich vom ersten Schöpfungstag bis zum Jüngsten Gericht sich erstreckt. (Von dieser Polarität: „Zeugung – Zucht" wird später ausführlich die Rede sein.)

Die Leser wissen so gut wie ich, daß sich der umfassende Anspruch des Zeitgeistes „Vernimm" an ein Kind in Abwandlungen richtet, vom einseitigen, in das noch stumme Kind eindringenden „Horche", „Lausche", zu dem Hinaustönen und Vibrieren des stimmerfüllten singenden Mädchens. Der Säugling, tonlos, muß dem ganzen Sprachorchester aufgetan werden. Der Jüngling, tonerfüllt, tonüberströmend, muß in Strömen heraustönen. Diese Abwandelung des einen Geheißes „Vernimm" für das Kind sind nun nicht ohne ihr Gesetz. Beherrscht werden sie aber von einem Grundsatz. Vornehmlich vernimmt jeder gehorchende oder vernehmende Mensch aus allen Anreden, daß er seinen eigenen Namen tragen soll. Dieser Name wirkt als die Klammer um alle Geheiße, Imperative, Aufforderungen, Gebote, Lehren und Verheißungen, die ihm Eltern, Lehrer oder die Straße zurufen. „Der Eigenname wirkt als Imperativ"[1]. Mit anderen Worten: die „in der Luft liegenden" Zeitstimmen gewinnen nur inso-

[1] Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II. Weimar 1912, Seite 109 ff.

weit Bedeutung für die Zucht, als sie das Kind als richtig, als an sich selbst persönlich gerichtet gelten läßt. Sonst überhört es sie als gleichgültig – so die meisten sogenannten guten Lehren – oder es lehnt sie als unrichtig ab. Deshalb ist eine Waisenhauserziehung oder eine Kollektiverziehung falsch. Denn bei ihnen besteht die Gefahr, daß drei, vier, ja Massen von Kindern nur alle zusammen angesprochen werden. Dann kann sich der Sinn für das Richtige nicht entwickeln. Nur die strenge Zuversicht des Kindes, dank der es Sätze an sich bindet, weil es ihr einziger Empfänger ist, auf den es ankommt, bildet das Kind aus zum Empfänger einer Botschaft, auf die es sich einlassen muß. Das Bezwingende der Sprache ist, daß ihr Empfänger nie im Zweifel bleibt, daß sich das Wort an ihn richte. „Empfänglich" ist also deshalb der umfassende Ausdruck für die Jugendstufe, weil ein Neugeborenes überhaupt erst in 20 bis 30 Jahren empfangsfähig gemacht werden muß! Wie bei allen Prozessen gibt es für dies Vollbringen nur den einen Weg, das Kind vom ersten Atemzug an als Adressaten von Botschaften, als Empfänger zu behandeln! Während der ersten sieben Lebensjahre ist die durchgehende Forderung: Erfülle das Kind mit dem unwiderstehlichen Eindruck, es sei angesprochen, es werde ausgelesen aus allen anderen, um zu vernehmen. Dieses Kind muß sich auserwählt wissen durch die liebende Anrede. Es muß nie zu fürchten haben, als Schaf der Herde bloß mitzulaufen, sondern die Ehre seines Namens werde ihm geschenkt. Dies ist ein wirkliches Geschenk. Denn es handelt sich hier um einen Überfluß oder Überschuß aus der Zeit an dies bisher ja noch nie vorhandene neue Mitglied. Erzwingen kann dieser Säugling nicht die Erteilung der Empfängereigenschaft. Von der Namenserteilung über den standesamtlichen Eintrag oder die Taufe bis zum Schulweg wird also das Kind beschenkt mit einer freien Gabe. Es wird anerkannt als eine kommende Person. Und deshalb wird ihm heute schon die Ehre eines Eigennamens zuteil als Verheißung des Kommenden. So ist das Richtige nicht zu erfahren, es sei denn, an Dich, und an Dich allein, richte sich das Wort.

Obwohl Ehre nicht auf dem Warenmarkt feil ist, so gilt doch auch von dieser Gabe der von Rudyard Kipling unaufhörlich variierte Satz, daß auch die Götter für ihre Gaben einen Preis verlangen. Die Ehre des Namens, die wir dem Säugling erweisen, hat zum Preis seinen Gehorsam! Ein Kind, das sich nicht anheischig macht, wird nicht richtig geheißen. Anheischig, ursprünglich antheißig, entspricht dem geheißen werden. Gehorsam ist umgekehrt im Bereich der Ehre „natürlich". Zu jedem Akt gehört eben seine Entsprechung als „Natur", d. h. als seine Umwelt. Der Imperativ der ersten Lebensstufe: „Heiße" ist also doppelpolig. Er bedeutet: empfange deinen Namen als deinen Charakter indelebilis eingebrannt. Wegen deiner Zukunft aber vernimm auch die Geheiße und befolge sie, welche an deinen, wirklich deinen Namen, deine Adresse unzweideutig sich richten wegen unserer Geschichte. Dein Name verheißt dir deine eigene Zukunft, unsere Geheiße aber binden dich an unsere Vergangenheit.

Wenn die Schule kommt, so tritt das Kind in die Uniform – sichtbar in Rußland, unsichtbar im Westen – des Klassenschülers. Der Namensdruck auf ihn allein läßt nach. „Alle" lernen lesen. Worin auch immer dieses Lernen besteht, so untersteht es doch nicht mehr im vollen Umfang dem Überdruck des Gewaltunterworfenen, bei seiner Ehre gepackten Hauskindes. An die Stelle der Ehre tritt nun die Einsicht. Aber lernen ist immer noch Resultat, Widerhall, eines von außen andringenden Schwalles. Im Kinderzimmer bildet der Geheiße Schallring die innerste Mitte; die ersten, die unbedingt für seine namentliche Existenz richtigen Schälle dringen in diesen innersten Bezirk seiner Namentlichkeit. Für das Klassenhören bildet sich ein weniger geheimer, weniger einzigartiger zweiter Ring aus. Am deutlichsten wird das beim Lesenlernen. Denn das Buch ist ja an „alle" gerichtet. Es fasziniert das Kind daher, weil es selber entdecken darf, wie weit gerade dies Buch an ihn, Eugen, an sie, Paula, sich ausschließlich richte.

Jeder Leser kennt Bücher, die ihm durchaus nicht wie irgendein Buch vorgekommen sind, sondern wo er aufschreien wollte: „aber dies ist ja nur für mich bestimmt." Der seelische innerste Ring der Verheißungen in uns mit seiner höheren Temperatur durchglüht in solchem Falle den kühleren Außenkreis des „Lies". Das Kind *transferiert* hier sein Verhalten aus der ersten Jugend auf das Buch-Erlebnis. Aber da niemand dies bei allem, was er liest, zu tun vermöchte, so zeigt sich gerade an dieser ausnahmsweisen Glut, daß eine kühlere Lavaschicht sich für gewöhnlich um den heißen Kern legt: die Schicht, die dem Gebot „Lies" untersteht. Das Kind wird auch hier genötigt zu gehorchen. Aber was es zur Kenntnis nimmt, sind Dinge, nicht Personen. Und ein Ding erheischt nicht unmittelbare Befolgung. Ein Ding erlaubt, ja es ermuntert Zögern, Abwarten, Vergleichen. Während Personen das Kind *richten* und *heißen*, *unterrichten* und *unterweisen* die Dinge. Das ist ein erheblicher Unterschied.

Wenn Personen wie Dinge, Geheiße wie Bücher behandelt werden dürfen, setzt eine dritte Abwandlung des Gebots: Sei geheißen, ein. Auslese und Auswahl der Befehle werden nun so eingeübt, daß sich das Kind der Mündigkeit nähert. Wer nämlich einen Befehl befolgt, und den anderen nicht befolgt, der kann rechte Autorität von der falschen unterscheiden. Das Bürgerliche Gesetzbuch vermutete, es könne schon ein Vierzehnjähriger sich bei einem rechten Meister, ja bei irgendeinem Arbeitgeber rechtlich bindend, also richtig verdingen. Gegenüber anderen aber sei er unmündig! Von 14 bis 21 war das Kind dort schon mündig, wo es einen rechten Vorgesetzten hatte! Wollen wir diese Lebensstufe richtig erfassen, so müssen wir dem Einerlei von 15 oder 20 Schuljahren entfliehen, in das sich heute mehr und mehr Jugendliche hineinverlieren. Was mit 14 oder 15 Jahren reift, ist der Kadett, der Page, der Lehrling. In der Novelle Leiden eines Knaben hat Conrad Ferdinand Meyer dieser Altersstufe des Dienstes ihr Denkmal gesetzt. Wer dient, ist erwachsener als der bloß

Geheißene oder der erst Lernende. Denn schon lassen sich sein Wille und andere, richtige oder falsche Willen in seinem Inneren unterscheidbar hören. Aber er ist ein Freiwilliger nun, der mit seinem Gehorsam freiwillig dient, obwohl er nicht unter allen Umständen, nicht unter jedem Arbeitgeber dienen würde. Einem ungerechten Herrn würde er kündigen oder entlaufen.

So ist im Dienst der willigen Haustochter oder Magd und des Lehrlings oder Pagen aus Heißen und Lernen ein dritter Ring des Vernehmens geschmiedet. Dieser dritte Kreis ist noch um eine Schicht äußerlicher, denn seine Personen und Dinge werden auswechselbar.

Sind so alle Poren des empfänglichen Kindes dem Zeitgeiste geöffnet worden: hat es Namen, Geheißen, Verheißungen gehorcht, hat es Epen und Daten und Kenntnisse gelernt, hat es Geboten und Pflichten gedient, so beginnt dies junge Gefäß des Geistes zu schäumen, zu klingen und überzufließen. Es beginnt zu singen. „Und wem's nicht singt, dem klingt es", sagt ein Lied. Heut droht das zu verkümmern, daß der Jugend Jugendlichkeit im Gesang gipfelt; denn zum Singen schäumt sie nur auf, falls und weil, ja und das ist eben das merkwürdige, weil sie geheißen, gelernt und gedient hat!

Diese vierte Stunde oder Stufe des Geistes in uns Kindern der Zeit schmilzt die drei Ringwälle, die alles von den Eltern, von den Lehrern, von den Herren Vernommene auseinanderhielten. Im Gesang strömt alles in uns so hinein, daß die fremden Zusätze ausgeschieden werden. Im Gesang wird jeder „originell". Denn der Gesang leitet auf den Ursprung zurück. Der Sänger, der diese Stufe verewigt, ist Friedrich Hölderlin. Und er hat entsprechend gesagt: „Originell ist mir, was so alt ist wie die Welt." Am Ende der Kindheitsstufe ist der Sänger die ursprünglichste, die kindlichste Form alles empfangenen Geistes! Warum ist nun diese gesamte Stufe trotz aller ihrer Variationen eine? Diese Frage wird uns nicht nur für die Jugend, sondern für alle drei Lebensalter zu schaffen machen. Aber hier schon muß auch Lernen, Dienen und Singen mit dem Ergriffenwerden einer werdenden Person von ihrem Namen verbunden werden. Da wo nicht mehr der Name elektrisiert, wo ein Mann sich so der Welt entgegensetzt, daß er über die Magie des Namensanrufs herausgewachsen ist, da ist er nicht mehr dem Zwange seiner Jugendlichkeit untertan. Die ganze Kindheit wird durch Namenszwang bezeichnet. An einem lustigen Beispiel sei dieses Gesetz erläutert[1].

Im November 1918 wollten 60 Scheinrevoluzzer des Kriegsendes die Wiener „Neue Freie Presse" stürmen. Ihr General war Egon Kisch, der sogenannte „Rasende Reporter". Der Sieg schien gewiß. Aber wie sie in den Hof eindrangen, stand da ein Bruder Kischs, der ein Redakteur der bedrohten Zeitung war, auf dem Balkon und herrschte ihn von dort hinunter an: „Sofort gehst nach Haus.

[1] Ich verdanke dies meinem Freunde René Fülöp-Miller

Sonst sag ich's der Mutter!" Der mit der Familienautorität der Mutter beschwerte Namenszauber des „Egon" überführte den Kindskopf: Egon und seine Mannen ergriffen die Flucht.

Da Zeugung und Zucht ja zusammenwirken, so sei noch darauf hingewiesen, daß der Zahnwechsel und die Pubertät die beiden Abwandlungen der Geheißstufe erzwingen. Denn an beiden erschrickt das Kind: zum erstenmal wird es in seiner Identität gefährdet, weil sich die leibliche Unversehrtheit als ungesichert erweist. Diese leibliche Gefährdung ruft nach diesen Wechsel überlebenden Zeitbrücken. So ist die Schule eine sinnvolle Antwort auf den Zahnwechsel. Ich verdanke es Rudolf Steiner, dies mir einsichtig gemacht zu haben.

Über allen vier Zeiten des Jugendalters steht noch ein geheimstes Gebot: Spiele! Weshalb? Nun, Zeit und Stunde für den „Ernst des Lebens" weiß niemand. Ein Mädchen heiratet mit 17, die andere mit 28. Von den Jünglingen sagt Spittelers Vers: „Die stärksten Seelen geh'n am längsten fehl." Der Heilige Augustin hat die ersten 45 Jahre herumgespielt. Paracelsus war 33[1], Goethe 26, ehe er ganz ernst wurde! Sogar dem Kardinal Newman ist es mit 45 Jahren erst blutig, tränenblutig ernst geworden. Zwischen 21 und 28 erwarten wir von einem jungen Europäer diese Wendung aus Jugend in Reife. Aber die Spielhaltung erlaube jedem den letzten Vorbehalt des ersten Lebensalters. Wir füllen mit diesem Vorbehalt die Zeiten der Erwartung vor dem endgültigen Leben. Daher gebe ich gern dem Gebot: Spielt! die zweite Stelle neben: Vernehmt! Beide umfassen die Jugendzeit

Vernehmt!	Heißt! Lest! Dient! Singt!	Spielt!

Damit möchte ich klar machen, daß die Zeit dank der Spiele unbestimmt zu bleiben vermag. Ohne zu spielen würde der Hastige, der Wunderknabe, der Ehrgeizling selbstwillig in die ausgedachte, nur in ihm oder seinen Erziehern vorausbestimmte Bahn stürzen. Solch einem unseligen Wunderkinde würde also die geheime Harmonie einer auf ihn zuwachsenden, sich ihm zur guten Stunde öffnenden Weltzeit versagt. Wer nicht zu spielen wagt, wer selbstherrlich die Zeiten bestimmt, enthüllt seinen tiefen Unglauben. „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt / Es waltet doch ein höh'rer Wille. Kein blinder Zufall lenkt die Welt." Das können die Karrieremacher nicht glauben. Daher übereilen sie die Zeit. Insofern also ist das Spielen der Ausdruck

[1] Siehe in „Heilkraft und Wahrheit" Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit, 1951, Stuttgart, seine Chronologie.

heilsamer Hingabe an eine antwortende Zeitrechnung: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm", ja, aber nur, wenn er in der Jugend, d. h. vor seiner Tüchtigkeit „im Arm der Götter groß gewachsen" ist. Und die Götter spielen. Nur wer spielen kann, vermag ihnen zu begegnen. Das ist der Hans im Glück. Den Seinen gibts der Herr im Schlaf.

Die Zeit wandelt sich. Das Vorleben der Jugend, aus Heißt, Lest, Dient, Singt, kurzum aus Vernehmen gefügt, hört mit der Stunde auf, in der das Kind nicht mehr als Ganzes sich fühlt, sondern auf seine Halbheit, seine Zerstücktheit geworfen wird. Es wird mißverstanden und zweideutig, unsicher und verzweifelt. Nur Mann, nur Weib soll er werden. Weshalb öffnet sich hier ein Abgrund?

b) Mars und Venus

Die sprachliche Lage eines geschlechtsgespaltenen Wesens ist der des Kindes entgegengesetzt. Das Kind deucht sich selber ungeteilt und vollständig. Deshalb hält es auch das All für ein unzerspaltenes harmonisches Etwas. Wir sagten: Kinder spielen sich in die Vergangenheit des Menschengeschlechts hinein. Wir sehen nun, weshalb. Nur das Kind in uns kann sich diese ungeteilte Hingabe an die Vergangenheit leisten. Kinder sollen das Älteste hören und den Ältesten zuhören. Denn nur Kindern erscheint die abgelaufene Zeit als Einheit. Der Begriff des 19. oder 16. Jahrhunderts erscheint dem Kinde als Bild. Es liest in diese Vorzeit eine Einheit hinein, von der die Menschen jener Jahrhunderte durchaus nichts gemerkt haben. Das wirkliche Leben und die wirkliche Zeit zerreißen uns und sie dünken uns *zerrissen!* Nur Kinder, weil sie selber noch vor dem Leben in ihrer Zeit stehen, zaubern sich diese Vorstellungen einer bildhaften Einheit von Gotik, Renaissance, Aufklärung vor Augen. Ein Teil des ungeheuren Wortschwalls über den Mythos, den wir heut hören, geht auf diese kindliche Haltung zur Vorzeit zurück. Dem Kinde ist die Zeit mythisch, weil es sich vor sie wie vor ein Bild gestellt fühlt. Der nicht selbst „in Geschichten verstrickte Mensch" (Wilhelm Schapp) sieht die Zeit mythisch[1]. Nun ist das eine neue Entdeckung in unseren Tagen, weil nämlich die Aufklärer seit 200 Jahren sich den Kindern zugesellt haben. Auch die Aufklärer gehen wie die Kinder von einem guten, lieben, einen Zeitall aus. Die Aufklärer behaupteten ja objektiv der Geschichte gegenüberzutreten. Damit behaupten sie also, selber aus der Geschichte herausgetreten zu sein! Und so kriegten wir den Mythos des 20. Jahrhunderts geschenkt (Rosenberg), den Mythos des 19. Jahrhunderts (Chamberlain), den Mythos des 18. Jahrhunderts (Hippolyte Taine) und die Mythen der Jahrtausende (Spengler) oder der Zivilisationen (Toynbee).

---

[1] Ausführlich behandelt ist diese Preisgabe des Zeitmythos der Historie in „Der Neubau der deutschen Rechtsgeschichte", Arbeitsgemeinschaft 1920/21, und „Die Europäischen Revolutionen" S. 1 ff.

Ich möchte das 21. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus den Mythen heraushalten. Ich verweise auf These III vom allgemeinen Priestertum am Eingang dieses Kapitels. Zeiten zu binden und zu lösen ist kein kindliches Geschäft. Vergangenheit wird erst dadurch ein Mitglied der dreifaltigen Zeit, daß ich in ihr die Anfänge meiner Zukunft anerkenne. Das kann kein Kind, denn die Zukunft ist ihm verschlossen.

Die Kinder und die Geschichtsforscher der Neuzeit sind beide Mythologen, weil Kinder unfähig sind und die Historiker sich weigern, die Kategorien „Zukunft und Gegenwart" auch den abgelaufenen Jahrhunderten einzuschreiben. Zum Glück können sie durch die, welche vollständiger leben, ausgemerzt werden. Denn Liebende müssen aus dem Wahn der Einheit des Mythos heraus. Wer sich sehnt, wer der Ergänzung bedarf, tut das, weil er entzweigesprungen ist. Er ist halb geworden. „Dubitare", zweifeln, griechisch δίζειν, beschreiben dies in zwei Stücke Springen des Menschen, der seine andere Hälfte suchen muß. Der Erwachsene, der liebesfähig, zunkunftsfähig, heiratsfähig werden soll, kann es nur werden, wenn er zu zweifeln vermag. Dabei wird die Zeit ihm als ein Ringkampf zwischen seiner Gewesenheit und seinem Werdebild bewußt. Kein Kind wird Mann, das sich weigert zu zweifeln. Deshalb ist Jesus nicht mehr Kind noch Jüngling – trotz des Pfaffensyrups – als er die Kirche stiftet. Deshalb wird vorsichtshalber in dem Neuen Bund die Stiftung der Kirche eingerahmt von zwei ungeheueren Zweifelsmomenten.

Der Intervall, die Zwischenzeit seines Wandels auf Erden würde uns nicht so überernst anblicken, hätte Jesus nicht selber Sorge getragen, daß wir von seinen drei tapferen Zweifeln in der Wüste hören; und daß der Verzweiflungsschrei am Kreuz uns gegen die Ketzerei der leidlosen Scheinmenschen schützt.

Verspielte Kinder sind nicht geschickt zum Reiche Gottes – das war die Ketzerei des „Jahrhunderts des Kindes", in dem mir ein Freigeist vorhielt, Jesus habe keinen Humor gehabt!

Dem zweifelsstarken Mann hat Gott diese Erde anvertraut.

Dieser Zweifel ist so vielgestaltig wie die Geheiße der Jugend.

Das Mannes- und Frauenalter gliedert sich in

1. Zweifle. Denke nach. Brich mit dem Namenszauber. Werde ungläubig.
2. Kritisiere. D. h. urteile selber. Reinige dich von anderer Zeiten und Leute Vorurteilen.
3. Protestiere. Nämlich bestimme den dringlichsten Punkt, an dem Deine Kritik laut zu werden habe. Lege dich öffentlich auf diesen Punkt fest.
4. Harre. Harre auch, wenn das dulden und leiden einschließt. Harre, bis dein Protest sich durchsetzt. Verlange an dem Punkte dieses deines Protestes deinen Eintritt in die Welt. Denn nur dank dieses Protestes werden sie gezwungen, dich als den aufzunehmen, der du wirklich bist.

Über 4. steht des Aischylos Vers: „Nun aber bleibt Kronions Beschluß in Kraft, daß wer getan hat, leide."

Es bildet die Ehre einer Tat, daß sie nicht ein Spiel des Zufalls, sondern die Handlung eines freien, mündigen Zweiflers sei. Er hätte sie auch lassen können! Er hat sie anzweifeln, d. h. cogitieren, deliberieren, considerieren, examinieren können. „Hin und her gewendet worden" muß die Tat sein, ehe sie mehr ist als ein durch mich hindurchgeströmter Zufall oder Juckreiz; wer hin und her wendet, zweifelt.

Wer richtig zweifelt, entscheidet. Er legt nämlich sein eigenes Wesen auf jene Waagschale, für die er sich entschieden hat. Diesen Akt der Entscheidung nennen wir der Deutlichkeit halber seinen „Protest". Ohne ein solches Gott zum Zeugen der eigenen überlegten Tat Nehmen, gibt es kein mündiges Handeln. Wo aber auf den Zweifel die Tat unter vollem Einsatz des eigenen Lebens protestiert, bezeugt wird, da empfängt die Zukunft ein Zeitmaß. Wie lange werde ich leiden, büßen müssen? so frage sich jeder Tätige. Antwort freilich wird ihm nie von vorneherein gewährt. Vielmehr entscheidet sich der Sinn seiner Tat gerade in der Länge ihrer Wirkungen, und dazu gehört auch die Verzögerung ihrer Wirkung. Wann eine rechte Tat wirkt? Dreihundert Jahre dauerte es, bis Christi Kreuz die Cäsaren aus Rom vertrieb. Wie spät wurde Winston Churchill Premierminister von England! Wir können nie wissen, *wie lange* die geschehene Tat braucht, um Geschichte zu werden; aber wir dürfen wissen, daß sie *immer* Tatsachen schafft. Heut werden Juckreiz, Triebhandlungen, Routinereaktionen mit echten Taten, die Tatsachen schaffen, verwechselt. Man spricht daher von einem Geschichtsablauf. Der Mythos des Kindeshirns von der einheitlichen Entwicklung hat alle Dämme der erwachsenen Lebenserfahrung überflutet. (Wir wissen, weshalb: weil die Fachleute sich weigern, auf ihrer eigenen Mündigkeitserfahrung aufzubauen statt auf Tierexperimenten.) So stellt man die Wirkungen, die lange Zeiten brauchen, um sichtbar zu werden, in Frage. Als ich den Kampf der Guelfen und Ghibellinen 1200–1269 und das Exil der Päpste nach 1309 in Avignon gegeneinander stellte, regten sich die Ranke-Urenkel auf: solche große Zeitabschnitte ließen sich überhaupt nicht in eins ziehen! Nur Jahr um Jahr ließen sich Geschichtsdaten feststellen, aber nie über Epochen. Der Leser erkennt hier den Grund für diese uns angepriesene Askese. Die Zeiten werden nicht gläubig als Glieder unserer Zeitrechnung anerkannt, sondern sie werden zu mythischen Glaskästen, in die wir von außen hineingucken.

Das Leiden unter den Folgen der eignen Taten bewahrt den Menschen, selber das Schicksal zu spielen. Daher entsprechen sich die Gebote: „spielt" und „leidet". Beide entspringen dem Glauben an Gottes Zeit. Wie im Spiel die Kinder vor der Berufung Zeit gewinnen, so gewinnt im Leiden Gott Zeit nach unserem Willenseinsatz. Im Zusammenspiel meines Protestes und meiner dafür verhängten Leiden wird der gefesselte Prometheus in den Gang der Heils-

geschichte eingefügt. Hölderlin hat seinen Empedokles auf diese Stufe des kämpfenden Sprechers hinaufgehoben. Empedokles protestiert nämlich mit nicht mehr als mit seinem Wort. Aber er protestiert den höchsten Protest, den gegen die Götter. Für Hölderlin, aber auch für den unserer Einsicht von der Nennkraft offenen Leser des ersten Bandes, ist damit die Tat des Protestes in vollem Umfange geschehen. Daher muß des Empedokles volle Existenz für dies sein Wort haften und die Folgen leiden. Es ließe sich behaupten, daß Hölderlin eben um dieses Zwanges willen das Drama hat schreiben müssen: dem ganzen Zeitalter der „Natur"-aufklärung entschwand der Glaube an die Nennkraft. Hölderlin, der ewig Jüngling gebliebene, konnte in solcher Umwelt nicht Mann werden. Statt dessen warf er sich diesem Schwund unserer höchsten Lebensfülle in seiner Dichtung entgegen und verfolgte deshalb die volle Inbrunst und das Reifen seines Helden zum Träger eines persönlichen Schicksals in dessen Benennung, in eine Nennschuld: „Die Götter haben Empedokles verlassen, seit jenem Tage, da der trunkene Mann vor allem Volk sich einen Gott genannt." Nun leidet er. Als er deshalb gefragt wird: „Was? Um eines Wortes willen", erwidert er: „Um eines Wortes willen? Ja." Dazu muß ich etwas merkwürdiges mitteilen. Ein ausgezeichneter Hölderlininterpret, Paul Böckmann (1938, S. 261 ff.), schreibt zu diesem Vers: „Diese Bindung der Schuld an das Aussprechen eines Wortes berührt zunächst merkwürdig und scheint einen Glaubenszusammenhang vorauszusetzen, der uns fremd geworden ist ... Es wird gut sein zu fragen, ob nicht Hölderlins Anschauungen von der Sprache eine solche schuldhafte Verwendung des Wortes sinnvoll erscheinen zu lassen."

Böckmann schrieb zu einer Zeit, in der er selbst geheißen war, „Heil Hitler" zu sagen. Ist es nicht seltsam, daß er trotzdem vor Hölderlins Anerkennung der Nennkraft stutzt?

Es gibt kein Zusammenleben, kein sinnvolles Durchwandeln der Laufbahn für irgendeinen Menschen ohne die rechten Namen. Auch Herr Böckmann hat es sich und andere viel kosten lassen, Literarhistoriker zu heißen. Sein Vorwort erzählt das. Die Prostitution, die Dirnenhaftigkeit des heutigen Intellekts entbindet anscheinend Sprecher oder Schreiber von der Verhaftung an ihre Namen. Die Worte Intellektueller und Intelligentia deuten wohl auf die Entkörperung des gedanklichen Menschen hin. In Wahrheit ist doch die Empedokles'sche Schuld die einzige wirkliche Schuld. Mord ist nur Mord, wenn ich zu morden glaube! „An sich ist nichts weder gut noch böse / das Denken macht es erst dazu." Dieser Shakespeare Vers hat bis zu Böckmann gegolten, und er hat immerhin die Nennkraft in der Verhüllung als „Denken" noch anerkannt. Bei Böckmann aber heißt die Namensschuld des Empedokles „fremd" und „merkwürdig". Vielleicht ist es sein typischer Fehler, von Wortschuld zu reden statt von Namensschuld, der ihn das zweite der zehn Gebote vergessen ließ. „Heil Hitler" war nicht Wortschuld, sondern Namensschuld. Dieser Name stand als

Geßlerhut aufgepflanzt, dem man Reverenz erweisen sollte, um gerade durch dieses Namensritual mitschuldig zu werden. Wer ehrt noch das zweite Gebot: „Trage meinen Namen nicht auf den Wahn!"

Diese Erörterung des „Empedokles" mag dazu helfen, die Sprachstationen aller den Spielen entwachsenen Geborenen und zu Beruf, Ehe, Partei erwachsenden Menschen neu in ihre Funktion einzusetzen. Sogenannte reine „Intellektuelle" braucht es vielleicht nicht zu geben. Aber kein Mensch wird Mensch — Weib oder Mann —, er breche denn über die Vorlebenstufe von Jüngling und Jungfrau auf in die Lebensstufen von Zweifler, Kritiker, Protestant und Dulder. Die Schuld des Empedokles ist unser aller Schuld. Denn auch wir kämpfen um unser Ernennungsrecht. Hält nicht Gott in jeden seinen Einzug, der einen Namen beschwört? An Gottes Statt spricht der Liebende, der sich und seiner Partnerin das Sakrament der Ehe spendet, der Redliche, der sich von seinem Beruf ergreifen läßt, der Tapfere, der sein Leben für das Recht seiner Väter oder Nachbarinnen opfert und dazu Uniform anzulegen bereit wird. Unser Kindesverhältnis zur Sprache muß in diesen Taten zerschellen. Schuld und Leiden werden uns wegen des Entzweispringens unseres kindlichen Selbst in unseren bisherigen „unschuldigen", d. h. nicht festgelegten, nicht ernsthaften Kindskopf und unseren nunmehrigen künftigen Ernst auferlegt. Den Ernsten zwingt zur liebenden Zuwendung und zur verwerfenden Abwendung die allmächtige Zeit. Denn sie erzwingt sich von ihm, aus seiner Verspieltheit in die überlieferten „Zeitvertreibe" aufzutauchen in die nur heute, nur jetzt ihn auffordernde Stunde. Da zum erstenmal, beim Übertritt von Spiel in Ernst, *wird die Zeit unaufschiebbar.* Und weil sie unaufschiebbar wird, so wird sie gefährlich! Die Tat, die jeden Menschen leiden macht, ist immer sein Eingriff in den Zeitenlauf durch eine ernste Benennung. Mag er einen liebesunfähigen Wilddieb seinen Führer oder mag er Walter Rathenau oder Leo Bäck dreckige Juden nennen, mag er Gott oder die eigene Persönlichkeit ausrufen, mag er den Kommunismus oder das Reich proklamieren — diese Namen Führer, Juden, Gott, Ich, PG, Deutscher werden sein Schicksal, wenn er potent, wenn er wahr, wenn er mit Vollmacht spricht.

Die Kämpferstationen zweifle, kritisiere, protestiere, harre sind ja wie ein einziger Augenblick der echten Sprache. Denn im „Zweifel" pocht die Wahrheit an meine Tür und bittet bei mir um Einlaß, weil sie obdachlos geworden sei. Im „Urteil" reinige ich mich von fremden Zusätzen. Im „Protest" erkläre ich die so gereinigte Wahrheit für den bei mir eingelobten, auf mich angewiesenen Gottesgast. Im „Leiden" bewähre ich die erst erkannte, dann erklärte Wahrheit, weil nur dadurch der von mir beherbergte Gottesgast der übrigen Gesellschaft mitteilbar wird. Indem ich nämlich zu meiner Wahrheit stehe. Indem ich meine Pflicht als ihr Gastfreund bewähre, kann sie zu einer währenden Wahrheit werden. Meine Hospitalität muß sie zu einem Stück der menschlichen Goldwährung ausprägen. Der reinste Goldbarren bedarf doch des Prägestempels einer

für das reine Gold zeugenden Münze. Unser Name wird im Ernstfall zum Prägstempel; im Teufelsfall werden wir Falschmünzer. Es könnte also statt

zweifle,
urteile,
protestiere,
harre!

auch etwa heißen: verwirf als unwahr,
nimm wahr,
erkläre für wahr,
bewähre!

Diese sprachliche Reihe würde die Einheit des Prozesses unterstreichen. Die wahrgenommene Wahrheit wird für wahr erklärt und als wahr bewährt. Damit werden aus den Kindern der Zeit, der Welt, der triebhaften Jugend die Träger der Geschichte, die Zeugen der Wahrheit, die Umwandler der Welt. Während Kinder erst lernen müssen, einen Namen zu tragen, machen sich die Erwachsenen einen Namen. Die Kämpfenden sind daher der Nennkraft mächtig, weil sie sich den Gegnern ihres Sprachgebrauchs stellen, ihres Angriffs, ihres Widerstandes, ihres Unwillen gewärtig. So wird reine Gegenwart. Ohne die Talsohle zwischen hinunter leitendem Spiele und aufsteigendem Ernst gäbe es für uns keine wirkliche Zeit. Die Kinder schlittern die von den Altvorderen errichteten hohen Hügel spielerisch herunter und würden sie bald nivellieren, wenn nicht jede ernste Entscheidung neue Hügel aufrichtete, neu den Aufstieg in die Höhe begänne, Spiele folgen der Schwerkraft, der Linie des geringsten Widerstandes. Auch die Schein-Ärzte, Schein-Künstler, Schein-Richter, Schein-Liebhaber tragen die Berge des Aufstiegs in den Ernst der Stunde hinein spielerisch ab. Wie wenige Erwachsene sind ernst! Ein Examen und ein Titel verdecken ihre bleibende Unreife. Unsere nur examinierte Menschheit verlernt zu protestieren.

Aber ein einziges Wort mit Vollmacht, Überzeugung und Hingabe gesprochen, hat noch immer die Welt verwandelt. „Les mots qui restent", „Die Worte, die bleiben", hat ein Kanadier, diese Worte genannt. Sie also errichten neue Berge: sie sind die Berge, von denen uns Hilfe kommt. Das hängt mit der Relation zwischen Schwerkraft und Liebeskraft zusammen. Die Lachse gehen stromauf, über die Stromschnellen sogar, um zu laichen. Der Liebende hat Flügel. Liebe könnte auch mit „Aufhebung der Schwerkraft" bezeichnet werden! Daher ist es nichts rätselhaftes, daß der Sprecher der ernsten Überzeugung die Spässe und Kurzweil der kindischen Welt, eben die Sprachwelt der Schwerkraft, hinter sich lassen muß. So gliedern sich die Kinder und die Erwachsenen in die zwei Zeiten:

I. des Abstiegs, der Schwerkraft, der bloßen Verwertung, der schon errichteten Kultur hinunter auf die Talsohle der Gemeinplätze;

II. des Neuaufstiegs, der Liebe, der Neueinsetzung einer Richtung, des Wiedergewinns der Höhe.

Die Kinder führen hinab, sie verspielen; die Kämpfer steigen hinauf, es verlangt sie! Das fordert vom Leser eine Korrektur seiner herkömmlichen Denkroutine. Er mag auch andere Bilder zur Hilfe nehmen: Kinder entspannen, Erwachsene spannen den Bogen der Zeit. Im Kinde bricht sich die Welle der Zeit, im Mann türmt sie sich. Worauf es ankommt, ist Schwerkraft und Liebe in ihrem vollen Gegensatz anzuerkennen. Den Einzelnen, d. h. das ungeschlechtliche Kind, unterwirft die Schwerkraft, aber dem von der Liebe aus seiner Halbheit Aufgeschreckten wachsen Flügel, weil er sonst vergehen müßte! Die Liebe bedroht ihn ja mit dem Tode, wenn er sich nicht über den eigenen Tod zu erheben lernt. Die Liebe ist stark wie der Tod. In der Zeugniskraft dessen, der vor aller Welt seine Liebe zu erklären wagt, erschwingt dieser einen Sieg über seine individuelle Sterblichkeit.

c) Petrus und Paulus

Dies, Brunst und Inbrunst, kennen auch die Tiere. Aber in den Menschen bleibt die erste Hingabe an die erklärte Zuchtwahl nicht die letzte Stufe des Daseins. Im allgemeinen Priestertum ist ja die menschliche Existenz über die der Tiere herausgehoben. „Priester" heißt er, weil Priester eine den Tieren verschlossene Pforte erschließen. Der Priester in uns öffnet das Tor in die Zukunft jenseits des eigenen Todes und in die Vergangenheit jenseits der eigenen Geburt.

Die Ältesten, die Senatoren, die Presbyter sind die Träger weder der Spiele noch des Ernstes, sondern die Umschalter zwischen beiden. Dank ihnen kann aus Spiel Feier und aus den bisherigen Ausnahmen das nächste Gesetz werden.

Kämpfer, Protestanten rücken dank des Dritten Alters zu Stiftern der nächsten Ordnung auf. Künstler und Sänger können dank der Alten in Patrone der Feiertage eines Volkes umgewandelt werden. „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben", hat Schiller den Künstlern zugerufen. Denn in seiner Zeit galt der Künstler allein für den wahren Mensch. Von 1750 bis 1950 galt der Mensch als ein bloßes Zweikapitelwesen: jung oder alt, Kind oder Erwachsener. Infolgedessen sieht das hohe Alter heut böse Tage in Altersheimen und in Pensionopolis. Aber in drei Kapiteln schreibt Gott das Buch des Lebens, und das dritte muß in unserer Zeit ausdrücklich neu übersetzt werden.

Wie hören und sprechen die Priester? Die Tierform eines auf sich selber eingeschränkten Lebenslaufes haben sie hinter sich gelassen; — welches leiblichen Geburtsdatums sie immer sein mögen, so tragen alle Priester das objektive Merkmal an ich, daß es ihnen in erster Linie weder auf die eigene Entwicklung zur Erwachsenheit ankommt, noch auf das Ausleben ihrer eigenen Persönlichkeit. Sie sind also weder bloß freiwillige Jugend noch willensstarkes Alter. Der Priester in Weib oder Mann ist die Person, die ihren eigenen Lebensaltern,

also der eigenen Jugend oder dem eigenen Alter, keinen Vorzug einräumt vor den vorhergegangenen und den nachfolgenden Jahrhunderten. Die Einebnung der eigenen Lebenszeit in die Ökonomie der gesamten Zeit ist das Amt der Priester. Blicken wir auf die heutigen zeitungslesenden Pastöre und Radio predigenden Monsignores, so wird das Amt des Priesters umgekehrt vielleicht am klarsten ausgedrückt: vor die Geburt und hinter den Tod faßt das priesterliche Amt. Die Ältesten, die Pontifices, haben jene Brücken zu bauen, die mich vor meine Zeit führen und hinter meinen Tod versetzen. Sie sind heute unter dem religiösen Fachnamen des „Priesters" kaum noch in ihrer Zeitenfülle zu erkennen. Wir müssen sie daher in dieser Soziologie sozsagen aus dem Nichts unserer armselig gewordenen eigenen Zeit neu kreieren. Indem ich 1957 schreibe und 1888 geboren bin, sehe ich mich auf das Tohuwabohu einer sogenannten Gegenwart eingeschränkt. Womit entsteige ich den kurzen Wellen dieser meiner Jahrzehnte, die meiner Verleiblichung gewährt sind? Sobald wir diese – von den Philosophen und Theologen für uns Soziologen aufgesparte – Frage stellen, fällt der Reichtum der Priesterphase unseres Daseins in großer Fülle über uns her. Der Gesetzgeber und der Staatsmann, der Lehrer und der Prophet, der Stifter und der Patron entsteigen dem Nebel, der um uns bloß Lebende liegt. Denn wie dringen wir vor unser in die Welt kommen und hinter unser Sterben? Gesetze und Staaten empfangen uns in der Stunde der Geburt. Als Staatsmänner und Gesetzgeber träte ich also in die Sukzession der vor mir geschehenen Geschichte ein. Hinter mein Grab träte ich mit meinem letzten Willen, meinem Vermächtnis, meinem Namen und mit meinem biographischen, die Art meines Endes und meiner Anfänge umfassenden Profile. Stifter hinterlassen – vielleicht incognito – eine noch nie dagewesene Ordnung. Auf bestimmte Patrone berufen sich künftige Ordnungen oft namentlich und ausdrücklich. Den Brückenschlag gegen das Vorleben hin vollzieht jeder Gesetzestreue, jeder „Senator", ganz gleich, ob er die Geltung des alten Gesetzes erzwingt, oder durch ein Versagen des alten Rechts bewogen wird, dies Recht zu ergänzen oder zu erneuern. Den Brückenschlag gegen das Nachleben vollzieht der Stifter ganz gleich, ob er einer funkelnagelneuen Institution Grundlagen legt oder eine absterbende Institution um ein Jahrhundert verjüngt.

Zwischen den Brückenschlägern, den Pontifices hin zur Gesetzestreue und hin zum Stiftervertrauen stehen die Lehrer des Volkes, die Erzähler und die Propheten, die Seher. Lehrer geben uns in unserer eigenen Zeit Kunde von den vergangenen Anfängen der Zukunft; hingegen die Propheten geben uns Belehrung über die künftigen Enden unserer bisherigen Geschichten.

Die Leser dieser Soziologie sind durch die moderne Zeithetze und durch die uns verrückt machende Trennung von Kirche und Staat, Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie, Dogma und Wissenschaft fast außerstande, zu begreifen, daß Kaiser Augustus, Plato und Kardinal Newman alle drei zu einer und derselben Klasse gehören, zu den Pontifices, dank derer sich unsere „Zeit"

weiter spannt als unsere leibliche Lebensspanne reicht. Die Kluft zwischen Staatshaupt Augustus, Schulhaupt Plato, Kirchenhaupt Newman ist zu weit aufgerissen worden. Wir brauchen die Kluft nicht zu leugnen. Aber wir haben erst einmal das Pontifikalkollegium wiederherzustellen, dem Staatsmänner, Schulmänner, Kirchenmänner, oder wem das besser klingt,

Gesetzgeber, Lehrer, Propheten, Stifter

alle zusammen angehören. Denn nur zusammen pflöcken sie den kurzen Zwischenraum, das Intervall unserer Existenz, den Anfang der Geschichte und das Ende der Zeiten. Die Existentialisten kamen am Ende der zweialtrigen Aufklärung als Protestanten unserer sterblichen Existenz. Gesetzgeber, Lehrer, Propheten und Stifter, diese Nachfolger der ganzen Vorzeit, diese Vorgänger der ganzen Endzeit, werden offenbar vom Existentialisten für unmöglich erklärt. In den Reichen der Natur, dem einen der Phsyik, der unbelebten Materien, und in den anderen der belebten Organismen, treffen die Existentialisten nirgends das entschränkende Todeswissen und Sterbensüberleben, auf dem jedes Gesetz, jede Lehre, jedes Testament aufruhn. Die „Ältesten" nehmen ihren Ausgang ja an dem Zeitpunkt, an dem die Jugend und die Alten aufhören! Wer nicht mit dem eigenen Leben abgeschlossen hat, taugt zu keinem der vier priesterlichen Ämter. Die Befehle, auf welche diese Ämter antworten, verändern den Sprachstil noch einmal. Aus der Legende der Gehorchenden, der Sage der Lösenden, dem Mythos der Lesenden, kurz aus den Spielen der Jugendzeit, und hernach aus dem vernünftigen Zweifel, dem trotzigen Protest und dem stummen Leiden der streitbaren Männer läßt sich allerdings diese dritte Sprachschicht niemals deduzieren. Die Dichter und Denker gelten seit Voltaire für die einzigen unentbehrlichen Sprecher des Zeitgeists. Priester und Staatsmänner wurden als listig oder tyrannisch verworfen. Daher erkennt heut der Mob nur Künste und Wissenschaften an. Statt des allgemeinen Priestertums aber regieren Diktatoren als kleine Herrgötter. Aber die Sänger wissen nur um die Vorzeit, die Denker nur um die Mitzeit. Diese Mundstücke versagen also, wenn die ganze unteilbare Zeitrechnung Gehör verlangt. Gegen diese Verarmung trete ich auf. Gesetzgeber, Lehrer, Prophet und Stifter, die vier Glieder des priesterlichen Amtes, sind die Vorbedingungen, ohne die Denker und Dichter nichts zu sagen haben. Die priesterlichen Sprachstile werden bei Legende, Sage, Mythos, Spielregel, Zweifel, Protest und Leiden bereits vorausgesetzt. Sie erst bringen ja unsere eigene Zeit unter die Herrschaft der wirklichen, der unzerteilten Zeit, die Zeit der Aeonen, der Aeonen, die durch meinen und deinen kurzen Aeon weder angefangen noch beendet werden dürfen. Priester, Könige, Doktoren und Seher enteignen uns daher unserer eigenen Zeit. Vor ihrem unbestechlichen Blick scheinen die Dichter nur zu spielen und die Denker nur zu kämpfen; das ist zu wenig. Denn den Gang der Ereignisse bestimmen diese beiden Gruppen

nicht. Dazu müßte ja denn doch unsere eigene Zeit hochgestemmt werden in die höhere Bahn einer alle Zeiten zusammenbindenden Ära oder Zeitrechnung.

Wer also gegen die Alleinherrschaft von Jugend oder Alter oder auch von beiden zusammen auftritt, muß mehr tun als protestieren. Er muß auch mehr tun, als nur für das dritte Zeitalter des „Senats" und der von uns neu entdeckten Zeitbrückenschläger um einen Platz im Anhang der Menschenkunde bitten.

Propheten, Könige, Lehrer und Stifter, die Priester in jedes Menschen Herz und Sinn, sind nicht die Anhängsel an die vielgepriesenen Dichter und Denker der Freimaurer oder der Aufklärung, des Humanismus oder des Liberalismus. Diese haben nicht etwa das Recht der Erstgeburt, kraft dessen sie auf die Pontifices für die Dummen nachsichtig hinunter blicken könnten. Es verhält sich umgekehrt. Die Jugend kann in den Künsten, das Alter in den Wissenschaften hinterher nur deshalb Fürsprecher erhalten, weil und solange es ursprünglich und erst einmal Pontifices gibt, die der stummen Kreatur Mensch die Kraft zur Zwiesprache mit der Vorzeit und Nachwelt verleihen.

Die Ältesten – nicht weniger dürfen wir behaupten – sind die ersten Sprecher des Menschengeschlechts zu allen Zeiten bis zum Jüngsten Tag. Denn nur dank ihrer steigt jede Zeit auf die Bühne empor, auf der wir der Zeit Einhalt gebieten und auf der es Geschichte gibt.

Ich hatte die Gebote der Zeitigung oder der Vergeistigung bereits entdeckt, die ich hier vor den Leser noch einmal setze:

Heiße	1	l
Lerne	2	k
Diene	3	j
Singe	4	i
Zweifle	5	h
Forsche	6	g
Protestiere	7	f
Harre	8	e
Amtiere	9	d
Lehre	10	c
Verheiße	11	b
Stifte	12	a

als es mir wie Schuppen von den Augen fiel. Nach der Uhr und dem Augenschein zähle ich hier diese Gebote von des Kindes Geburt bis zu des Greises Tod auf, als ob sich 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 folgten, aber gegen den Augenschein ergibt sich 9 aus 10, 8 aus 9, 7 aus 8, 6 aus 7 und so weiter bis zum Anfang zurück.

Kein Kind also bräuchte zu gehorchen, zu lesen, zu dienen oder zu spielen, kein Mann zu zweifeln oder zu protestieren, wäre es nicht deshalb, weil der

sterbende Mensch zum Stifter bestimmt ist. Weil wir sterben müssen, sollen uns Name, Autorität, letzter Wille, Einsetzung, Vermächtnis überleben. Aller nobler Geist beginnt als namentliche Überlebens-Weisheit. Wer recht gelebt hat, stirbt nicht umsonst, sondern hat die Welt so verändert, daß sie nicht mehr hinter seinen Namen zurückfallen kann.

Wer daher auf einen letzten Willen hört, wer ihn „erbt", erwirbt damit eine von dem Stifter für die Nachlebenden erworbene Eigenschaft. Daher muß das Enträtseln der Zeitigung mit dem anscheinend an letzter Stelle stehenden Gebote anfangen und diese Reihenfolge muß so auch heute unter uns adoptiert werden. Wir Menschen haben Geist, soweit wir den Tod von vornherein überleben. „Stifte" ist keineswegs das zehnte, sondern das erste Gebot der Zeitigung oder des Geistes. Hingegen ist „Heiße", diese an den Säugling ergehende Mahnung nur die letzte bis in die Geburtsstunde des Erben zurückreichende Vorbereitungsstufe jedes Stifters. So also lautet die wahre Reihenfolge:

I. a. Hinterlasse, stifte, testiere; deshalb
   b. Verheiße, prophezeie, beschwöre; deshalb
   c. Lehre, erzähle, unterrichte; deshalb
   d. Herrsche, regiere, gib Gesetze; deshalb

II. e. Harre, bewähre, leide; deshalb
   f. Protestiere, erkläre, lege dich fest; deshalb
   g. Urteile, nimm wahr, forsche; deshalb
   h. Zweifle, verwirf, entzaubere; deshalb

III. i. Singe, dichte, wirb, freie; deshalb
   j. Diene, gehorche, folge, erfahre; deshalb
   k. Lerne, lies, sieh; deshalb
   l. Heiße, vernimm, sprich nach.

Damit werden wir der Zeiten in der unerwartesten Weise Herr. Wir müssen sie nämlich umkehren. Weil wir sterben müssen, verlangt es uns über Geburt wie Tod hinaus. Im „Letzten Willen" reift der Ertrag dieses Verlangens. Er führt zur Stiftung. Er wird ja nur dadurch erfolgreich, daß sein Tod Folgen hat, die ihn, den Stifter, nicht ausradieren, sondern die ihn bestätigen und bewähren. Mit dem Erb-lasser fängt die Geschichte des Geistes an.

Aber wie könnte auch nur ein einziger Stifter erfolgreich sein, wie könnte er je irgendetwas über sein Sterben hinaus richtig stellen oder bestimmen, wenn niemand außer ihm vom Stiften eine Ahnung hätte oder wenn niemand den Willen des Stifters respektierte?

Damit also der einzige Moses das Volk Israel stifte, müssen weiterhin alle Kinder Israel bis auf den heutigen Tag gehorchen lernen. Propheten mußten sein Gesetz erläutern, Lehrer es unterrichten, Könige es in kraft setzen, Heilige es erneuern. Alle zehn Gebote der Zeitigung greifen vor die Sterbestunde und ergreifen alle noch Lebenden oder uns Überlebenden, damit du und ich nicht

umsonst gelebt haben sollen und nicht „mit Schimpf und Schande abkratzen" müssen (Kasper Hauser). Die Nutzanwendung ist ein lauter Protest gegen die sämtlichen heut herrschenden Lehren von der Zeit und der Sprache als „Naturtatsachen". Denn nur die Geburt unserer Leiber geht unserer Reife und unserem Sterben voraus. Sie ist natürlich. Aber alle Geburtsstunden des Geistes in uns hinein als Priester, Gelehrte, Künstler stammen vom Ende unserer Bestimmung her. Weil wir um den Tod wissen, beginnt der Geist uns vom Ende her nach rückwärts, bis in unser Kindesalter hinein, zu ergreifen! Die Geschichtszeit der Menschheit rechnet also nach rückwärts, nicht nach vorwärts! Seit Adam ist dem Menschen sein eigener Tod bekannt. Und seit Christi Geburt ist der Jüngste Tag bekannt und daher wird uns von Anfang an und seit der Mitte noch einmal geboten, die „natürliche" nachgeborene Menschheit auf diesen Endtag seiner Wiederkehr hin auszurichten. Alle Zucht ist mithin Einspielen und Einkämpfen in die Ämter der Stifter, Propheten, Lehrer und Könige. Mag die Demokratie proklamieren: „Jedermann ein König". Mag das Evangelium verkünden: „Jedermann ein Priester", so heißen doch eben beide Sätze klar und deutlich, daß erst Priester und dann Könige die vollständigen Menschen wären. Heut macht man daraus: niemand sei König, niemand sei Priester. Das Lallen der Dadaisten und der Nihilismus der logischen Positivisten sind die Folge. Jugend wie Alter, Künstler wie Gelehrte werden sprachlos, wirkungslos, folgenlos, sinnlos, wenn es weder Stifter noch Lehrer, noch Propheten noch Könige gibt, sondern nur noch Professoren und Piloten. Ich vermute, das viele Gerede von der „Elite" rühre aus einem Gefühl für das Fehlen des dritten Lebensalters her. Nun müssen wir uns noch über einen Widerspruch gegen den ersten Band erklären, in den diese Lehre von der Zeitigung des Geistes sich hineinzuwagen scheint. Dort haben wir die Lebensalter unterschieden und ihrer vier oder zehn angetroffen. Hier aber reduzieren wir die ganze Zeit auf drei, auf Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart, und daraus leiten wir zwölf Töne ab.

Dieser Widerspruch folgt aus dem Gegensatz, der zwischen der Erfüllung der ganzen Zeit und der Erfüllung meines einzelnen Lebens klafft. Jene zehn oder jene vier traf die Räumesoziologie in dem Individuum an, das zwischen Geburt und Tod sich erfüllt. Unsere zwölf Töne und unsere drei Zeitalter aber trifft der Zeitsoziologe nur an, wenn er die Zeitgänze bedenkt, die sich trotz der Geburt und des Todes jeder einzelnen Generation durchsetzt. Der Widerspruch ist also unabdingbar und keineswegs zufällig. Er bildet die Wirklichkeit ab, in der sich das Glück des einzelnen und sein Seelenfrieden unausgesetzt widersprechen müssen, damit weder der Lebenslauf des einzelnen verkümmere, noch auch die Ganzzeit der Schöpfungsgeschichte aus den Fugen gehe. Ginge es nach dem „Glück", so hätte Hamlet Ophelia heiraten können. Er hätte ja der Königin glauben, dem Oheim gehorchen, in Wittenberg studieren können. Nur leider „die Zeit war aus den Fugen". So ist die Verflechtung der Geschichte aus Pontifikalgeschichten und Einzelbiographien nicht zu ändern. Sie

zahlen einander die Zeche. Auch ich hätte der geschichtsloseste, schicksalfreieste Geschichtsprofessor werden können, ohne Weltkrieg I und die russischen Revolutionen und Weltkrieg II. Denn Historiker war ich nach Anlage und Neigung und „Glück". Aber der Zeitgeist erheischte meine Mithaftung für die Bismarckiden, die Wilhelminer, die Weimaraner und die Hitleriten. Und deshalb sind die Wörtchen „hätte können" so dämlich, daß sie nicht einmal für Adam Riese stimmten. Die Sünden der Väter werden nämlich heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht. Mit anderen Worten: Nicht der einzelne ist Träger der Geschichte. Träger der Geschichte sind immer drei oder vier Generationen zusammen.

Das Jahrhundert der Denker und Dichter, ja die Jahrhunderte der Aufklärung von 1750 bis 1945 haben das geleugnet. Sie erhoben Hinz und Kunz zu selbständigen Erwählern ihrer Lebensgeschichte. Weshalb kann das nie sein? Weil ich mit meinen drei Lebenszeiten in die Vorzeit und in die Nachzeit ebenso tief hineinhänge wie in die sogenannte „eigene" Zeit.

Weil wir vernehmen müssen, wie wir heißen, bevor wir auch nur sagen können, was wir wollen. Und weil wir nichts Vernünftiges wollen könnten, wenn wir nicht in die Zeit hinter unseren Tod hinein uns vernehmlich machen könnten. Die Nennkraft erzwingt sich den Zeitleib von mindestens drei bis vier Generationen als Träger der wichtigen und endgültigen Ereignisse. Wer mit Spielzeug zufrieden ist, kann sich selber leben; playboy heißt solch ein unglaubwürdiger Mensch in Amerika. Sprechen, Hören, Vernehmen, Denken, Leiden, Richten, Lehren aber erheben mich über die Spiele der Knaben und Mädchen. Sie sind mehr als das Kichern, Klatschen, Plärren. Sie sind der machtvolle Gesang der Geister über den Wassern der Zeit.

Die zwölf Töne der Zeitigung setzen in uns fleischliche Leiber die Wellenlängen hinein, die wir vielleicht am ehesten den neun Musen des olympischen Zeus vergleichen dürfen. Denn die Musen sind übermächtige Gewalten, mit denen nicht etwa wir wie die Gymnasiasten herumspielen können. Nein, wir sind die Harfen, die Zither, ach wir sind sogar die Pfeile Apollos. Die Musen sind die Tonarten, in denen wir stimmhaft werden, um Vorzeit, Mitzeit, Nachzeit zu durchleben.

Deshalb habe ich keinem einzigen der zwölf Gebote der Zeitigung den Imperativ „Erklinge" gönnen mögen. Denn dieser Imperativ Erklinge! überfaßt die drei

Vernimm,
Erwahre,
Stifte

in allen ihren Abwandlungen. In allen zwölf wird unser Leben stimmhaft. Augustin meint, in Gottes großem Gesang vom menschlichen Geschlecht bilde jeder von uns eine Zeile. Gut denn. Aber diese Zeile leuchtet nicht auf wie eine Lichtreklame. Nein, sie erklingt, diese Liedzeile, aus dem Munde unseres Schöp-

fers, dessen Wortes Geschöpfe ja jene Aeonen verkörpern, die sein Mund ins Leben ruft. Ob wir wollen oder nicht, so werden wir erklingen müssen. Denn wir werden unaufhaltsam verwandelt. Keine Sekunde sind wir Zuschauer. So langsam uns diese Umwandlung erscheint durch die Jahrtausende, so ist sie doch vielleicht ein kurzer und einziger Augenblick des Schöpfers. Denn tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag. Aber in dich hinein reflektiert sich diese ganze Zeit mittels der drei Zeitfarben Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart.

Die Sprechweisen während der zwölf „Nachtwachen" unseres Lebenstages haben wir die zwölf Töne unserer Zeitigung in Ermangelung eines alten Namens nennen müssen. Sie sind nie ganz unbekannt vor Descartes gewesen. In der Vielzahl der Musen des Zeus, der Musen Hesiods, der Musen Apollos faßten die Griechen dieses Spektrum der Stile. Aber seit Descartes kam die komische Vorstellung auf, alle zwölf Töne sollten lieber auf einen einzigen, auf den Ton der Mathematik oder der Logik „letzten Endes", wie man so verräterisch sich ausdrückt, reduziert werden. Offenbar ist es hohe Zeit, das Steuer herumzureißen und alle zwölf Töne in ihrer Fülle einzulassen, damit unsere langen Leben nicht „letzten Endes" veröden und verstummen, sondern so lang sie immer währen, stimmhaft bleiben. Wenn wir doch alle fortan 90 Jahre alt werden müssen, dann können wir nur beten, als Kind und als Greis noch etwas zu sagen zu haben. Man kann doch nicht 90 Jahre lang das rationale $2 \times 2 = 4$ wiederholen.

Daher möchte ich den Leser auch noch genauer in die zwölf Tonarten einführen. Denn auf das erste Hören mag er stutzen und fragen: weshalb 12? Ist das nicht ein Zahlenhokuspokus? Dreimal vier Gezeiten

1. Stifte,	5. Harre,	9. Singe,
2. Verheiße,	6. Protestiere,	10. Diene,
3. Lehre,	7. Kritisiere,	11. Lerne,
4 Regiere,	8. Zweifle,	12. Heiße,

erscheinen allerdings willkürlich, da wir uns abgewöhnt haben, in der Begeisterung einen ordentlichen Prozeß anzuerkennen. Alle Zeitworte des geistigen Weges stehen daher so unordentlich nebeneinander, als ob plaudern, lesen, gehorchen, sagen, reden, sprechen, geloben, erzählen, singen, richten, beten, bloß viele Worte um dieselbe Sache herum seien, „Synonyme" für die Sprache im allgemeinen!

Der Leser muß mir daher die Anstrengung verzeihen, ihn strenger zu stimmen gegen das Geschwätz von „Synonymen". Es gibt keine Synonyme. Die Namen für das geistige Wirken beschreiben chronometrisch Tonarten und Stufen der Verwirklichung. Nur bei dieser Herleitung der Tonarten aus dem Zwang der Zeiten über uns verlieren die zwölf den Makel des Zufalls. Aber dann verlieren sie ihn sogleich. Der unhistorische Menschenwurm, der geschichtslose, unbenannte neugeborene Säugling und der stiftende Heilige werden durch

ihr ganzes Leben von der Notwendigkeit geprägt. Es mag der Leser nie davon gehört haben, daß Begeisterung in Stimmen aufgegliedert werden müsse, wie H_2O in Eis, Wasser und Dampf abwechselt. Aber soll er deshalb dies für unmöglich und mich für einen Lügner erklären? Wenn treue Beobachtung doch zeigt, daß die ganze Zeit nur in diesen bestimmten Brechungen uns kurzlebigen Menschen bewußt werden kann?

Die wirkliche Schranke für die Mitteilung der bestimmten und bestimmbaren Ordnung liegt in der unbeschreiblichen Unordnung der letzten mathematikbesessenen Jahrhunderte. Wenn nämlich eine einzige Tonart ganz bestimmt für die einzig wahre, die einzig endgültige und die einzig verläßliche gilt, dann scheint es verlorene Liebesmüh, die anderen Tonarten, die doch minderwertig sein sollen, auf strenge Notwendigkeit hin zu untersuchen. So purzelten alle Töne in der Schublade jenes Zeitalters wirr durcheinander.

Nun hat aber die Rechenhaftigkeit der „Aufklärung" unsere Frage nicht gestellt. Denn sie hielt das mathematische Genie für den endgültigen Menschen. Klio, Melpomene, Thalia, Terspichore – alle sollten zugunsten Uranias abdanken.

Wir aber fragen anders. Wir halten Urania mit ihrer astronomischen, pythagoreischen, Einsteinschen und Niel Bohrschen Weisheit zwar für eine Muse. Aber wir möchten viele andere Stimmweisen neben Urania immerdar vernehmen. Uns sollen sämtliche Stimmen der Begeisterung so durchschwingen, daß wir in die ganze Wandelzeit hineingehoben werden; denn da diese Wandelzeit in unseren kurzen Lebenstag hinein nur in ihren Brechungen aufleuchtet, so versklavte uns der Zufall der Geburt ohne einen solchen freudigen Einzug in die Reiche der ganzen Zeit, in ihre zukünftige Bestimmungen, ihre anfänglichen Ursprünge und ihre gegenwärtigen Verwicklungen.

Wenn die Einfädelung deines oder meines Lebenslaufes in den gesamten Zeitenlauf glücken soll, dann muß es notwendige Organe geben, kraft derer Bestimmungen, Ursprünge und Verwicklungen mich aus meiner Kindschaft in meiner eigenen Zeit aufschrecken, aufrecken, herausheben und im Gesamtverlauf der Zeit Posto zu fassen lehren. Nach der notwendigen Zahl dieser Organe fragen wir. Denn zur Meisterung der Zeit gibt es vielleicht, ja sicher, mehrere Wege. Zum Beispiel lesen wir bei Schiller ernsthaft, daß „wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten". Da wird also uns ein Weg aufgegeben. Aber Wege, die über die eigne Zeit hinausführten, müßten es allerdings in jedem Falle sein, und wenn es auch nur der wäre, den Schillers Vers angibt. Denn selbst in Schillers Beispiel müßte ich wissen, wer „die Besten meiner Zeit" seien. Niemand aus meiner eigenen Zeit heraus kann mir aber dies Wissen gewähren. Der Superlativ „die Besten unserer Zeit" wird nur im Vergleich mit den Besten anderer Zeiten erkennbar. Mit welchem Organe werden wir mit der in unsere Zeit hereinragenden Ganzzeit vertraut? Alle Zeiten und alle Völker haben sich darum bemüht, aber jede Zeit hat Abtrünnige, die sich

um diese Aufgabe drücken alle Pazifisten, Skeptiker, Aufklärer, Marienkultler, Philosophen, Psychologen, Physiker, Historisten. Denn diese alle abstrahieren ja von der wirksamen, der dreifaltigen Zeit. Unsere Zeit aber verfügt über einen unschätzbaren neuen Fundus von Quellen für diese Feststellung. Denn jede der zwölf Tonarten hat im Laufe der christlichen Zeitrechnung große Seelen bestimmt und durchhallt. In diesen Seelen ist ihre Kraft so herrlich geworden, daß sie unüberhörbar wird. Ja, weil diese Seelen diese Bestimmungen verkörpert haben, so sind sie nun mit Händen greifbar. Nehmen wir solche neunzig und achtzigjährigen Lebensläufe wie des Feldmarschalls von Moltke, oder des Kardinals Newman und des Apostels Petrus, oder den Goethes, „geistesstark und liebeskräftig bis zum letzten Atemzug". Oder man nehme Schubert, Mozart, Hölderlin, van Gogh. Man nehme Nietzsche, Luther, Descartes, Huss, Abailardus. Wie leicht ist es, die herrscherlichen Gestalten der ersten (Goethe, Newman, Moltke, Petrus) dem Zyklus „Älteste" beizuschreiben! Mühelos verkörpern Mozart, van Gogh, Schubert, Hölderlin die Künstler in ihrer ewigen Ursprünglichkeit. Dazwischen stehen die großen Protestierenden, Zweifler, Dulder, Kritiker. Wir werden uns von diesen Zeitenmeistern und Zeitenmusikern im Dritten Teil erleuchten und führen lassen, wenn es um die Bemannung der Hochschule geht.

Hier müssen wir nur die erklingenden Brechungen der Memnonsäule „Mensch" auf ihre gesetzmäßige Ordnung studieren. Weshalb zerfallen die drei Gezeiten in je vier Sprachämter? Ist das meine subjektive Spielerei? Ist es Zufall?

Nein, die Vierfalt der Redeweisen entspricht der durchgehenden Einkörperung jedes sinnlichen Sinnträgers Mensch in die Zeiten und Räume der Wirklichkeit.

Nehmen wir uns zuerst die Proportion der Ältesten zur Zukunft vor. Sie sind der Zukunft vorzüglich zugewendet, so wie die Kinder vorzüglich sich auf die Formen der Vergangenheit einspielen.

Leben wird angeeignet oder eingemeindet oder verkörpert oder begriffen – der erste Band hat dafür die Beweise vorgelegt –, indem es einen Träger nach außen zu seinem Begriff, nach rückwärts auf seinen Ursprung, nach vorwärts zu seiner Bestimmung fortreißt, nach innen auf seine ewige Geltung hin in Mitleidenschaft zieht. Der regierende, herrscherliche Mensch befiehlt, weil die Zukunft uns von außen bedrängt, z. B. als Kriegsgefahr, als Rebellion, als Feuersbrunst, als Hungersnot usw. Der „religiöse" Mensch lehrt, weil die Entstehung jeder Art und Eigenart ihn an den Ursprung des Seins zurückruft und bindet, zurückbindet (= re-ligare, Re-ligion). Der prophetische Mensch beruft, verheißt, beschwört, gelobt, weil aus ihm die Bestimmung unserer ganzen Zukunft zum Ausdruck kommt. Und der schöpferische Mensch stiftet: stiften – was heißt denn das? Stiften heißt Same werden für künftige Früchte. Von dem Herrscher fort, dem die Außenwelt sich beugt, anders als der Lehrer, der Vergangenes nachdenkt, von dem Künder weg, dem die Katastrophen sich an-

kündigen, strebt der Vierte Arm des Kreuzes der Wirklichkeit, das Samenkorn, in das Innerste, damit ihn die Zeit so umwandeln kann, daß er aus gerade dieser Zeit als ihr neuer Sproß, als ihre „Mutation" hervorgehen kann. Der Herrscher prägt die Zeit, den Stifter prägt sie, nein „prägen" ist nicht genug. Denn er, der Stifter wird zum Kind dieser Zeit und nur in ihm gewinnt eine Zeit ihre Unsterblichkeit, weil er die Abart verkörpert, in die sich gerade diese Zeit hinein wandeln muß, um vor ihren Kolleginnen, d. h. vor den anderen Zeiten zu bestehen.

Die Samenkörner sind also die reinsten Hervorbringungen einer Zeit. Weil wir ja hier eine „Kritik der Reinen Zeit" schreiben, so dürfen wir formulieren, es verkörpere sich eine Zeit am reinsten in den Personen, durch die sie unsterblich wird. Sie wird aber unsterblich dank der Zeitgenossen, die alle anderen Tonarten über der Aufgabe vergessen, die eigene Zeit mit allen anderen oder doch einigen anderen Zeitaltern zu verfügen.

Die Stifter sind daher die Ersten Menschen einer Zeit. Denn ohne sie sinkt sie in den Abgrund des Nichts. Ohne den Kreisauer Kreis ist das Jahrzwölft 1933 bis 1945 bloß Nichts, trotz der Autobahnen. Denn man könnte sonst an keinen der Menschen jener Zeit anknüpfen, um künftig zu herrschen, zu lehren, zu prophezeien. Aber nun gibt es sie zum Glück als Stifter. Und sie sind es um so völliger, weil sie zu ihrer Zeit keinerlei Erfolg aufzuweisen haben. Die Idiotie der Schwächlichen deutet heute noch auf die Männer des 20. Juli 1944 oder die Kreisauer mit erhobenem Finger und schmunzelt: „Glatter Mißerfolg. Ja, wenn die Aliierten ihnen geholfen hätten!" Wie gut, daß die Alliierten ihnen nicht geholfen haben! Natürlich ist die vollkommene Unansehnlichkeit der Stifter *zu* ihrer Zeit die Vorbedingung für ihren Erfolg *nach* ihrer Zeit. Wer hat denn die Kirche gestiftet? Hat Gamaliel sie gestiftet oder Simon Magus oder Ben Akiba oder Herodes oder Judas Ischarioth? Das unansehnliche Senfkorn hat sie gestiftet.

Im Stiften also haben wir die „reine" Zukünftigkeit, so wie auch im Lebewesen sein Same die ewige Zukunft alles noch Unverkörperten offenhält. Unansehnlich ist der fruchtbare Mensch. Aber er verströmt jenen feinen Duft, den die Nachkommen einsaugen und dem sie nachspüren werden.

Der Herrscher muß ansehnlich sein. Wer nicht das höchste Ansehn genießt, hat Schwierigkeiten im Regiment. Den Stifter versteht die eigene Zeit nie; nicht einmal die Jünger verstanden vor Pfingsten! Jedoch der Lehrer muß mindestens teilweise in seiner Zeit verstanden werden. Dazu muß er an Bekanntes anknüpfen. Hingegen an Jesus hat sich Pontius Pilatus im Alter schwerlich erinnert. Propheten aber müssen zudringlich genug sein, um Eindruck zu machen. Ohne Ansehn keine Herrschaft, ohne Eindringlichkeit keine Prophetie, ohne Verständlichkeit keine Lehre, ohne Opfer keine Stiftung.

Diese vier Qualitäten des Priesterstandes, Herrschaft, Lehre, Verheißung, Stiften, weisen das Ansehen ins Äußere, von wo es ansehnlich wird; die Ver-

ständlichkeit nach rückwärts, von woher sie verständlich wird; die Eindringlichkeit ins Innere, das sie erschüttert; die Opfer nach vorwärts, wohin sie uns fortreißen. Daß in diesen vier Richtungen priesterlichen Wirkens sich das Kreuz der Wirklichkeit rein durchsetzte, war zu erwarten. Denn dies Lebensalter wird über die Zufälle des leiblichen Alters oder der natürlichen Jugend von vornherein herausgehoben. Für den Priester macht „neu" oder „alt" keinen Unterschied, sollte keinen machen. So kann es hier zu dem Gleichgewicht im auswärts, innen, vorwärts, rückwärts kommen.

Aber wie steht es bei den singenden Kindern und den forschenden Männern? Zu ihnen kann uns die Beobachtung begleiten, daß der „Regent", der herrscherliche Mensch, den Reigen der Priesterzeit eröffnet, also die von außen her ansehnliche Person des Amtsträgers.

Wenn nun Jugend und Mannesalter sich eigens ausbilden, dann muß ihre Sonderzeit an einem andern Arm des Kreuzes „eröffnet" werden. Mit „außen" wie die priesterliche Stufe mit dem Regierer werden sie nicht anheben können.

So ist es in der Tat. Blicken wir zunächst auf die Kinder. Ihnen öffnet sich die Kultur durch die Befehle und Geheiße, Lehren und Vermächtnisse der Ältesten.

Kinder werden regiert und belehrt, ihnen wird verheißen und vermacht. Den Anfang aber macht ihr erblicher Name, ihr Vatersname; und dieser Anfang zieht sie an sich und unter sich. Dem Vater und seinem Namen liefert die leibliche Mutter ihr Kind aus. So komisch den Lesern dieser Ausdruck klingen wird, so ist doch der Mutter nur die Wahl gelassen zwischen Kindesaussetzung in die Wildnis oder Kindesauslieferung an den Vater, damit dieser es in seinen Familienstand einsetze. Ich verweile dabei, weil in dieser Unterstellung an einen bei der Geburt bereits erbfähigen aus der Vorzeit in die Lebenszeit des Kindes hineinragenden Namen sich der Rahmen jedes normalen Kinderlebens in einer Familie und im Volke spannt. Das Kind beginnt also eine Laufbahn als Kind nicht durch ein herrliches von außen ihm zugewendetes Ansehen, sondern durch sein aus der Vergangenheit ihm geliehenes Namenskleid. Vatername und Muttersprache bekleiden das Kind mit dem Sternenmantel seiner Spielregeln, Worte, Vorstellungen, Bräuche und Sitten, seiner Loyalitäten und Anhänglichkeiten. Von rückwärts her beginnt des Kindes Zeit. Erst darauf folgen das Aufsuchen der Welt in spontaner Neugier auf die äußere Natur (Lies!), das Greifen hinter die überlieferte Welt in eine inartikulierte Zukunft (Dient!) und das entspannte Warten und Hinhorchen auf das endliche Stichwort zum eigenen Ernstwerden (Singt!).

Die Kinder-Kreuze der Wirklichkeit verlaufen mithin als ein Reigen von rückwärts nach außen, nach vorwärts, nach einwärts. Indem die Jugend von rückwärts her berufen wird und sich nach innen in sich hineinspielt – Hölderlin ist dafür die großartige reinste Gestalt –, stellt sich ihre relative Weltlosigkeit und Geborgenheit heraus.

Bei den Kämpfern geht es umgekehrt zu. Der Zweifel nagt ja im Innersten. Dann ist es, daß wir erschrecken und zerspringen, liebend oder zweifelnd, nein, immer beides. Denn die echte Liebe – das wissen die Scheinheiligen nicht – ist nur auf Grund echter Verzweiflung entfachbar. Liebe ist nicht ein Zusatz, eine Addition zu einem bereits auch ohne sie normalen Leben. Liebe rettet uns das Leben unter der Bedingung, daß wir uns unsere Verzweiflung eingestehen! „Eingestehen" aber muß der Mensch im Innersten sich selber, daß er zerrissen, entzweit, sei. Der ganze wissenschaftliche Zweifel ist nur ein Unterfall dieser uns nach den Spielen der Jugend mit fürchterlichem Ernst durchschreckenden Entzweiung. Soziologisch gesehen versucht der entzweite junge Mann, die verzweifelte junge Frau in sich zwei Wesen zu repräsentieren, die miteinander streiten, dialogisieren, sprechen können und ihn so mündig und ehefähig machen sollen. Mündig ist das Hauskind, in dem Vater, Mutter, Schwester und Brüder innerlich zu Worte kommen! Kein „Selbst" ist mündig; denn nur auf sich selbst zu hören ist vormenschlich.

Die Forscher, die zweifeln, ob die Erde feststeht oder Gott schafft, sind nur Bei-spiele des Hauptspiels der Liebespaare, zu Partnern zu reifen. Freier und Braut müssen gleichzeitig geistig sich verdoppeln und leiblich sich halbieren! So entspreche sich Zweifel als Verdoppelung und Liebe als Hälftelung! Die innere Furchung der Zelle bei der primitiven Fortpflanzung wird bei uns Geschlechtswesen geistig wiederholt. In sprachlicher Furchung verdoppelt sich gerade, was leiblich sich hälfteln soll.

So beginnt also die fünfte Tonart „Zweifle!" innen. An sie schließt sich die Kritik des Bestehenden. Diese mag der Kritiker bei sich behalten oder er mag sie drucken oder in Freundeskreise äußern. Immer ist bloße Kritik dem schon existierenden, also dem was „älter" ist als der Kritiker, zugewendet. In der Kritik ist dieselbe Person, die als Kind die Vorzeit gehorchend und vertrauend aufnimmt, nun der Fechter gegen die Vorzeit; um seiner Gegenwart Raum zu verschaffen, muß jeder heranwachsende Mensch kritisieren und damit den Kampf gegen das Bestehende eröffnen! Also geht der Kämpfer Fahrt von innen nach rückwärts. Erst im Protest wird die Kritik äußerlich greifbar. Die Kritik, wie gesagt, braucht nicht nach außen zu gelangen. Der Protest muß gerade das. Die 95 Thesen waren an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen. Deshalb waren sie keine Kritik, sondern ein Protest. Im Protest also wird aus der Abwehr der Vergangenheit der Angriff gegen ihre Spuren, ihre Bollwerke, ihre Wirkungen auf die Gegenwart. Mit dem Faustschlag auf den Tisch oder dem Aufstampfen seines Fußes erobert der Protestierende den ersten sichtbaren Fußbreit Erde für seine eigene Stellung. Dieser neue Standpunkt aber wird ihm oft lange streitig gemacht. Der Protest schwebt oft ein Jahrhundert zwischen Himmel und Erde. Man denke an Luthers oder Karl Marxens Proteste. 1847 haben Engels und Marx ihren Fuß niedergesetzt. 1878 sollte selbst dieser Fußbreit Erde im deutschen Sozialistengesetz noch einmal von der Bildfläche

verschwinden. Noch 1917 wurde mir an die Front ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, Rudolf Breitscheid, zwecks Überwachung durch mich überstellt. Die Kämpfergruppe kann sich der Zukunft gegenüber nur harrend, ausharrend, duldend wie Prometheus verhalten. Die Vorwärtsrichtung des Kreuzes der Wirklichkeit folgt also auf der Kämpferstufe aus zuerst innen (1) dann vorwärts (2), hernach auswärts (3) und zuletzt als passiv Erharrtes, den Vergangenheitsmächten abgedrungenes Ergebnis (4).

Das Scharnier zwischen II, 4 „harre" und III, 1 „regiere" läßt sich nunmehr wahrnehmen. Denn zum Lohn für das unserem Protest auferlegte Harren (II, 4) wird dem wirklichen Lebendigen das Amt (III, 1) zu teil. Robert Koch harrte in Wollstein nach seinem „Protest" des Milzbrandbazillus und *daraufhin* wurde er berufen in das neue Amt, das seiner Zeugnisablegung entsprach und für ihn daher eigens geschaffen wurde! Luther harrte als Junker Georg auf der Wartburg, was denn aus seinem Protest werden sollte. Paracelsus protestiert 1526, stirbt 1541, harrt bis zum ersten Erscheinen seines Gesamtwerkes 1586, wird 1610 durch van Helmont in sein „Amt" eingelassen. Denn von da an wird den paracelsistischen Ärzten nicht mehr das Lesen des Galenus auferlegt. Das leibliche Ausscheiden kann die Gesetze der Zeitigung nicht umstoßen.

Dies sind ein paar Beispiele aus tausenden. Jede Verlobung aber ist im Grunde derselbe Vorgang. Im Harren endet jeder Protest an die Zukunft. Im Amt antwortet die Welt und gewährt dem Protest Einlaß, ein Stück Zukunft wird also eingelassen durch jede Ernennung zu einem Amt, falls sich der Ernannte vorher einen selbständigen Namen gemacht hat.

Damit ist wohl der Leser in den Stand gesetzt, die nüchternen Gesetze der reinen Zeit und ihrer Inkarnierung nachzukontrollieren. Vierfach ist der Weg der Zeiten Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft in uns hinein, weil wir ihnen von innen, von außen, nach rückwärts und nach vorwärts gerecht werden müssen. Eher hat die dreifältige Zeit eben nicht auf uns gewirkt.

Die drei Kreuze

Stifte Harre Spiele

sollten aber rückwärts gelesen werden. Denn sie durchwirken uns ja nur, weil wir sterben müssen und daher unserem Leben die Richtung zu geben trachten, die dem Tode nicht mehr als den notwendigen Tribut entrichtet. Um nicht einen Deut zuviel zu sterben, betreiben wir den Aufwand der rechtzeitigen Begeisterung. Vom Tode fängt alles sprechen, werben, zweifeln, befehlen und gehorchen an. Und der Stifter unserer Zeitrechnung hat den kleinsten Tribut dem Tode entrichtet, aber den unerläßlichen: sein eigenes Leiden. Mit Recht heißt daher die Stiftung der Kirche eine Ökonomie der Heilsgeschichte. Sie ist auf Sparsamkeit aus. Den zweiten Weltkrieg aber hat Winston Churchill den überflüssigen

Krieg genannt. Die Opfer Hitlers sind umsonst gequält und ermordet worden. Sie wurden eben nicht schweren Herzens gebracht. Das deutsche Reich ist so vertan worden, ohne jede Ökonomie. Je schneller die Schulkinder beides begreifen, desto eher wird die wirkliche Epoche nach den beiden Weltkriegen von den auf dem Boden Europas übriggebliebenen Massen angestimmt werden können.

Die alten Stimmführer sind abgetreten. Von Ballin bis Beck, von Langemark bis zur Reichskanzlei haben sie Selbstmord begangen. „Les Allemands n'aiment pas la vie", ist grausige Wahrheit gewesen. Für die Zeit und die in ihre Geschichte hineingerissenen Völker ergibt sich eine alle Naturwissenschaften widersprechende Regel: in uns kann der Todestrieb so hoch gezüchtet werden wie der Lebenstrieb. Es ist nicht wahr, daß wir nur leben wollen. Ebenso sehr wollen wir auch mit dem Sterben zurecht kommen. Denn wir müssen zu singenden, klingenden, vernehmenden, gehorchenden, stiftenden Wesen werden. Und diese sämtlichen Potenzen befallen nur den, der auf sein Sterben innerlich eintritt. „Geist" ist der Prozeß, dank dessen wir auf den Tod vorher hören, bevor er eintritt.

Übertriebene Todessehnsucht ist also zweideutig: sie ist nämlich positiv, weil sie vom Tode her bestimmt ist. Sie ist nur insofern negativ, als sie den Tod unbeschränkt über uns Herr werden läßt. Die Selbstischen aber erreicht weder die positive Ladung mit ihrer fruchtbaren Todesbestimmung, noch die übertriebene fruchtlose Entladung in Selbstmord und Selbstvernichtung hinein.

Wir können nicht hinter die Offenbarung des Todes in unsere zwölf Tonarten zurückfallen: Gehorsam und Spiel, Zweifel und Harren, Regieren und Stiften offenbaren den Tod. Aber ohne liebende Stifterdemut wäre die Herrenmoral der bloßen „Machtergreifer" grauenhaft, ohne hoffendes Ausharren wäre der Zweifel nihilistisch, ohne gläubiges Spiel wäre der Gehorsam Knechtssinn! Glaube, Liebe, Hoffnung allein umspannen unsere Relation zur Ganzzeit so, daß wir frei bleiben.

In Grausamkeit, Nihilismus, Knechtsinn also hat die unvollständige Tonskala des Geistes das Volk gestürzt, das sich einer besonderen Geistigkeit gerühmt hat, aber Glaube, Liebe, Hoffnung für bloß moralische Tugenden hielt. Indessen, glauben heißt jung sein, hoffen heißt Kämpfer sein, lieben heißt ewig sein. Das Jahrhundert der Dichter und Denker hat diese drei Verheißungen nicht ernst genommen. Der Liberalismus hat die Propheten und die Stifter, seine Lehrer und Regenten, die Ältesten der priesterlichen Zeit durch die bloße Jugend und die nackte Erwachsenheit ersetzen wollen. Statt seiner Könige, Gesetzgeber, Richter erlaubte dies Zeitalter den nie über das Jünglingsalter hinausgewachsenen Spielern, Göring, Hitler, Göbbels mit der Welt Indianer oder Räuber und Gendarmen zu spielen. Ersatzhäuptling Göring, Ersatzmedizinmann Göbbels, Ersatzprophet Hitler und nicht ein Gran echter Zukunft — das waren die Folgen der Ältestenlosigkeit des deutschen Geistes. Daher wird bestenfalls aus einem

Zusammenschluß mehrerer Generationen je wieder die Fülle der ganzen Zeit in den geschichtslos gewordenen Massen stimmhaft werden können. Heut werden die Völker von der Ganzzeit gelebt, ohne um ihre Zustimmung gefragt zu werden. Wie es Henry Adams (1838–1918) prophezeit hat, ist mit dem ersten Weltkrieg den Völkern die Zeit davongelaufen. Die Ereignisse überstürzen sich, d. h. sie stürzen über die Lebenden, über sämtliche Regierungen, ohne daß irgendein Stifterkapital diese Regenten über den Niagarafall hinüber kreditierte. *Die Völker* und *ihre* Regierungen haben die Initiative verloren. Das drücke ich aus mit der Formel: *sie werden gelebt.* Nicht etwa die Arbeiter, nein, die Nationen sind daher proletarisiert, weil die Ahnenbilder auf ihren Fahnen, Denkmälern, Wänden ihnen nichts mehr für morgen sagen können. Soll das Verstummen weichen, so müßten erst zukünftige Ahnen auf den Schild erhoben werden. Auf Hindenburg, auf Himmler, auf Wilhelm II., auf Bismarck, auf Friedrich den Großen beruft Euch lieber nicht, wenn Ihr leben wollt. Die verführen Euch alle zu jener Bilanz von Kolhasenbrück, in der 1811 die Gott wohlgefällige Hochzeit zweier Liebender durch die gemeinsame Verzweiflung zweier Selbstmörder, des Sängers Heinrich von Kleist und Henriette Vogels, ersetzt wurde. Da geschah die düstere Prophezeiung des April 1945 im Bunker der Berliner Reichskanzlei.

Ob sich die wissenschaftliche Geschichte der Einsicht öffnen läßt, daß wir nicht für den Kampf ums Dasein geboren werden, sondern um den Kampf um unser Wieder-Dasein? Daß wir dazu vom Tode vorher zu wissen haben, und zwar in der Form, daß wir mindestens eine seiner Stimmen in uns laut werden lassen? Die Stimmenteilung muß uns durchtönen, dank derer Stifter, Propheten, Lehrer, Herren, Dulder, Protestanten, Forscher, Zweifler, Sänger, Diener, Leser, Heißer so einträchtig die Zeiten verkörpern wie C Cis D Dis E F Fis G Gis A B H die Töne. Dies ist mehr als Marxens ökonomische Arbeitsteilung. Es ist die durchgreifende Gliederung jeder menschlichen Gesellschaft. Die industrielle Arbeitsteilung im Raum der Produktion ist Kinderspiel, verglichen mit dem Zwölftonsystem unserer zeitweisen Begeisterung. Die gesamte Welt starrt aber wie besessen seit Adam Smith auf die Arbeitsteilung statt auf die Stimmführung. Wegen der Übermacht der Räume ist von den Theoretikern der Weltweisheit unser Zwölfton, den uns die Ganzheit einsenkt, auf Mathematik, auf Propaganda, auf Psychologie, reduziert. Das priesterliche Lebensalter stirbt aus. Propheten werden durch Statistik ersetzt, die Lehrer durch Projektionsapparate, die Proteste verhallen im Irrenhaus, das Ausharren im Unglück soll von den Psychoanalytikern überflüssig gemacht werden.

Ungeheure biologische Wandlungen zerbrechen die Einheit zwischen Geist, Liebe und Leben. Ganze Völker verlieren ihr Gehör für erhebliche Töne der Zwölftonskala. Sie flüchten zurück in Zeiten, in denen manche der zwölf Töne erst noch auf ihr Hervorbrechen warteten. Sie betäuben sich, damit sie taub werden. Amerikanische Jugend erlebt weder das Dienen noch das Zweifeln,

noch die Kritik oder die Proteste. Die meisten Amerikaner bleiben auf der geistigen Stufe der Spiele. Nach dem zwölften Lebensjahr schreiben junge Amerikaner keine Gedichte.

Mittels ihres Zurücksinkens in sprachlose, geistlose, stimmlose Stufen erzwingen diese unbestimmten Menschen vielleicht unseren Rückgriff auf die Urzeiten der Stimmhaftwerdung. Das gigantische Sprachloswerden vieler Mitglieder unserer industriellen Gesellschaft verrät ihre Zuneigung zu den Lebensstufen, die auf den Uranfang unserer Menschwerdung zielen. Was nämlich heut an Sprachkraft verloren geht, braucht kein bleibender Verlust zu sein. Die Wiedereinerntung aller Sprachtöne muß vielleicht durch ein großes Reinfegen der Tenne eingeleitet werden. Wir mögen zu viel Lärm in unseren Gliedern haben. Unsere Entlärmung wäre nicht zu bedauern, wenn dafür wieder Propheten, Lehrer, Stifter, Herren, Lehrlinge, Freier, Lehrer, Dulder in der Kantate Gottes sangbar werden.

d) Die Harmonie der Sphären

Diese Ämter sind glücklicherweise weder zufällig noch unabhängig von einander, seitdem sie unserem Geschlechte als die Schlüssel in die Pforten der Ganzzeit verliehen worden sind. Wir haben diese Schlüssel im vorstehenden wiedererkannt. Wir werden im Zweiten Teil erzählen, wie sie geschmiedet worden sind. Mit der Schmiedung dieser Schlüssel begann unsere Zeitrechnung, d. h., es begann die Erschließung des Zeiten-Immer durch den ersten Herrn, der uns Kind, Mann und Greis, Verheißenen, Knecht, Leser, Sänger, Zweifler, Denker, Protestanten, Dulder, König, Lehrer, Propheten und Stifter vor Augen stellte. Seitdem wartet die Vollzahl der Zeiten auf ihre Erschließung durch jeden von uns im Längsschnitt des Zeitalls und durch alle von uns im Ausschnitt jedes einzelnen Zeitraums. Der jüngere Blumhardt hat einmal ausgesprochen, daß kein einzelner dies „fertig bringen“[1] könne. Die Totalität des Menschengeschlechts müsse das erfahren. Deshalb wartet der Erstgeborene auf uns. Wird so die Welt durch jeden Nachfolger Jesu mehr und mehr zum Klingen gebracht, dann treten mehr und mehr Mitwirker in die Schöpfungsgeschichte zur rechten Zeit ein. Die allmähliche Einbeziehung aller Menschen in diese Zeitlichwerdung, Zeitigung, Auftönung der „Welt“ restituiert nun auch diesem Worte selber seinen alten Vollklang.

„Welt“ bezeichnete nämlich nicht den Weltenraum oder das Weltenall. Es bedeutete „Mannes-Alter“ aus Wer (vir) und -ald ;also „Generation“; „Menschenleben“ war sein Sinn noch im Mittalter. Erst seit Descartes ist diese arme Welt ihres Sinnes als Zeitalter beraubt und abgeräumt worden. Welt war nie

[1] Ich verdanke dies Zitat W. Vischer, Das Christuszeugnis des Alten Testaments I, 1946, Zollikon, S. 203

das Raumall, für das es heut die Physik uns darbietet. Es war die tönende den Ahnen im Enkel wachrufende Zeitenfolge. Weil nun mit Christi Geburt die Rückkehr aller in die Netze der Räume Gefallenen verheißen ist, deshalb empfiehlt sich statt der mißlichen Worte Welt und Weltall ein anderer Ausdruck für das wirbelnde Zeiten-Immer. Zeiten-Immer ist eine untragbare Wortmißgeburt. Aber mit Christi Geburt fängt ja die christliche Zeitrechnung an. Sie zählt so gut nach rückwärts wie nach vorwärts. In dieser Kraft aber, abwechselnd unser Haupt vorwärts und rückwärts zu richten, besteht unsere Freiheit, allen drei Lebensaltern zugleich anzugehören. Wir müssen beides: Manchmal sagen wir: danke! und manchmal sagen wir bitte! Daher ist uns diese in der Mitte aller Zeiten nach Anfang und Ende hin frei bewegliche Zeitrechnung auf den Leib geschrieben. Wer in dieser Zeitrechnung lebt, der geht der Zukunft und der Vergangenheit gleichzeitig entgegen. Seit dem Jahre 534 – seitdem wurde uns die neue Zeitrechnung voll bewußt – hat jede Generation gleichzeitig eine alte Vorzeit neu belebt und eine Zukunft neu begrüßt. Man denke an all die Erneuerungen, Wiedergeburten, Renaissancen, seitdem die Kreuzfahrer sich als Urchristen zu verjüngen gedachten und dreizehn Päpste des elften Jahrhunderts als „Zweite" die Namen ihrer Vorbilder aus dem ersten Jahrtausend annahmen[1]. Von der sogenannten Renaissance des klassischen Altertums weiß doch jeder. Aber sie ist nur ein Einzelfall des menschlichen Januscharakters. Wir marschieren in die Zukunft mit rückwärts gewandtem Gesicht, weil wir in der christlichen Zeitrechnung die Vollmacht erlangt haben, uns innerhalb der Vollzahl der Zeiten gleichzeitig der Vergangenheit und der Zukunft begeistert zuzuwenden.

Worin besteht der Unterschied zwischen den sogenannten Gläubigen und den Ungläubigen dieser Zeitrechnung? Hinter die Zwölftonmusik gibt es kein zurück. Aber die Ungläubigen spielen im Orchester der einzelnen Zeit arbeitsgliedrig. Die Gläubigen aber erklingen im Liede der Menschheit als Solostimmen. Aus Gläubigen und Ungläubigen zusammen wird die geschaffene Zeitrechnung stimmhaft.

Bei allen Völkern wird ein Teil dieser Musik der Sphären vernommen. Was diesen Völkern vernehmlich wird, das wird ihre Teilreligion. Ich will nur durch ein einziges Beispiel solchen Vernehmlichwerdens die Leser mit der Tatsache vertraut machen, daß die geistigen Prozesse erworbene Eigenschaften sind. Über die griechische Kraft, die Zeit als Zukunft zu vernehmen, schreibt ein Philologe: „Erst die Prophetengestalten des fünften und sechsten Jahrhunderts vor Christi haben den Begriff „Zukunft" überhaupt geschaffen, indem sie ihre leidenschaftliche Schau als große Wirkliche auch gleichzeitig als absolute Wirklichkeit setzten."

---

[1] Driving Power of Western Civilization 1950. Boston, S. 70.

So wurde das Futurum vom Modus zum Tempus und noch bei Aischylos kommt das temporale Futurum nur im Munde von Sehern und Seherinnen vor[1]. Die Einerschaffung der Vollzahl der Zeiten wird der nächste Teil erzählen. In den Sang der Ereignisse verwandelt sich die Wirklichkeit (Transsubstantivum). Hier dieser dritte Teil, das Passivum, aber hat die Leser so weit führen müssen, daß ihm die Tatsachen verständlich werden, von denen jeder Friede unter uns Menschen abhängt:

1. Aller Zeiten Tonarten und Kalender hatten eine jede zu ihrer Zeit eines Tages geschaffen zu werden. Sie alle sind unnatürlich, übernatürlich, geschichtliche Wunder.
2. Sie können immer vergessen und verschüttet werden, sooft ein Mensch oder ein Volk sich zu Tieren und Pflanzen zurücksehnt und sich nicht mehr passiv, geduldig von diesen Tonarten bestimmen läßt.
3. Sie sind die menschliche Eigenschaft, durch die wir die Zeit meistern. Allein dank dieser Töne werden wir gleichzeitig mit Menschen anderer Art und werden uns andere Zeiten gleich-menschlich.
   Aller Frieden aber ist auf Gleichzeitigkeit und Gleichmenschlichkeit gestiftet.

Im ersten Band wurde leichthin und vorläufig gesagt, daß Objekt und Subjekt, die sterilen Kategorien der „Denker", aufgegeben werden müßten zugunsten der cruciverten existentiellen Art. Crucivert sei der Mensch, denn er wechsele zwischen extrovert, introvert, retrovert und ultrovert. Diese vorläufige Beschreibung enthüllt sich nun als viel mehr. Während nämlich die Außenwelt dialektisch in Einatmen und Ausatmen, objektiv subjektiv, These und Antithese, Kraft und Stoff, Welle und Elektron zerlegt werden zu können scheint, ist unser geistiges Leben durchaus nicht auf solche zwei Glieder zurückzuführen. Vielmehr wird ein Prozeß des Geistes unter allen Umständen so durchgeführt, daß er prismatisch viermal gebrochen wird. Die Reihenfolgen des crucivierten Geistesprismas sind variabel, wie unsere Geistesgenerationen Künstler, Kämpfer, Priester bezeugen. Aber die Fleischwerdung des Geistes ist unaufhaltsam. Jedem aus dem Geiste geborenen wird nacheinander aufgetragen ultrovert, introvert, retrovert, extrovert vom Geist erfaßt zu werden!

Die zweite Entdeckung lautet: der Geist ist immer final, vom Ende her bestimmt. Er wird nie von Anfang her erklärt, sondern er tritt durch seine Bestimmung vom Ende her in Kraft. So ist jeder Physiker final bestimmt durch seinen Glauben, es solle Physik geben; nur des Physikers Atome werden kausal erklärt durch sein Denken von Anfang an. Daraus folgt, daß der Rang sämtlicher geistiger Prozesse um des Endes willen festliegt: nicht der Säugling, sondern der Stifter ist der unentbehrlichste Mensch. Denn wenn das lebende Ge-

[1] Walter Porzig, Aischylos, Leipzig 1926. S. 51.

schlecht nichts Glaubwürdiges, nichts Hoffnungsvolles, nichts Liebenswertes hinterläßt, dann hat es seine Existenzberechtigung verloren. So steht es 1919 in meiner „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution": „Die Generation, die diesen Krieg zu verantworten hat, hinterläßt kein glaubwürdiges, kein liebenswertes, kein hoffnungsvolles Erbe" (S. 196). Es scheint merkwürdig, daß ich vor vierzig Jahren so sprechen mußte. Vielleicht entschließt sich der Leser, die Würde des Glaubens, den Wert der Liebe und die Fülle der Hoffnungen zu den Energien zu stempeln, aus denen wir die geschichtliche Soziologie allein aufbauen können. Sie sind keine Sonntagsvormittagssalbadereien[1]. Sie sind die Ehestifter zwischen den Generationen. Deshalb hieß ja auch der Buchtitel „Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution", weil beim Versagen der priesterlichen Altersstufe allerdings die dichtenden Jünglinge Kriege anzetteln und die denkenden Männer Revolutionen.

In den drei zeitenbindenden Strömen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung taucht die Trägerschaft der Ganzzeit, der Makroanthropos „Mensch" aus den winzigen Zeitzellen der Mikro-antropoi überhaupt erst empor. Und diese Ströme strömen ja nur, wenn wir aus unserem Tod geistig Kapital schlagen. Diese Geistesströme wurden geleugnet und sind daher im Jahrhundert des Kindes durch zwei Weltkriege ersetzt worden. Der Zusammenhang zwischen Krieg und Stiftung ist nämlich der, daß, wo nicht gestiftet wird, Kriege unvermeidlich werden. Weshalb? Was ist denn der Krieg? Er ist die auf die Leutnants, die Kriegsfreiwilligen abgewälzte Tödlichkeit. Fähnriche sterben viel leichter als Männer oder gar alte Leute! Und sie sterben den vorpersönlichen Jünglingstod à la Langemarck. Der Chor der Verherrlicher des Jünglingstodes von Lessing und Theodor Körner bis zu Pleyer ersetzen durch soldatische Massengräber die Zivilcourage der Person. Im Krieg fällt man in Reih und Glied. Gewiß erfordert das Mut. Aber es ist nur der Mindestgrad des Mutes. In meiner Jugend war ich furchtsam. Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Tapfere nach ihr, der Feige in ihr. Wie mir aber ein Gelehrter nach dem zweiten Weltkriege bewies, daß er sich in der Schlacht immer heldenhaft benommen habe und wie er daraus seine politische Unschuld Hitler gegenüber herleitete, wurde mir himmelangst. Dieser Ordinarius des deutschen Rechts setzte den Todesmut eines Zwanzigjährigen mit dem Mut gleich, den erst die späteren Lebensnöte erfordern. Den Mut in Uniform hat die noch uniformierte Seele; denn es ist ein typisches Verhalten. Junge Menschen sind eben noch nicht Personen. Aber dem alten Feldmarschall v. Witzleben ließ der Fenriswolf Freisler die Hosenträger abschneiden, um ihn vor Gericht lächerlich zu machen, und fragte ihn, der sich mühsam die Hosen hochzog, höhnisch: „Glauben Sie nicht, daß Sie vom deutschen Volke

---

1 Einzelheiten über die nüchterne Rolle der Drei Kardinalpotenzen und darüber, daß „Hoffnung" in den Vier Evangelien fehlt, in „Das Geheimnis der Universität", Stuttgart 1958.

gehaßt werden?" Vor solchem Teufel bestehen kann kein Fähnrich, kein Leutnant, kein Langemarck-Kämpfer. Dazu bedarf es einer gottgläubigen Seele, durch die Ströme aus Zukunft und Vergangenheit in die quälende Dürre der Gegenwart hinein die Lippen des Gefolterten netzen. Gottesleugner müssen daher Krieg herbeiführen und verherrlichen. Denn im Krieg wird auf die letzten acht Stufen der Personwerdung: stifte, verheiße, lehre, amtiere, harre, protestiere, denke, zweifle verzichtet. Man, ja eben das unpersönliche „Man" ersetzt sie in der Knabenhaltung, die sich für den Führer aufopfert und in dieser Art „Tod für" sich in eine andere größere Person einfügt. Denn der Führer soll dann das ewige Volk ganz allein verkörpern. Dreifaltiges Leben von Personen und einfältiges Leben von Knaben wird ununterscheidbar im Kommunismus und Faschismus. Heinrich von Kleist und Adolf Hitler haben den Selbstmord mit einer Frau zusammen gewählt. In beiden Fällen wissen wir warum. Sie waren beide unfähig, in die Arme eines Weibes zu sinken, aber von höchster Sinnlichkeit trotzdem durchtränkt. So wurde es ihr jahrzehntelanger Traum, statt in die Hochzeitsnacht wenigstens in die Todesnacht als vermählt, also gereift einzugehen. Zehn Jahre hat Kleist nach einem Partner für seinen Selbstmord gesucht. Weshalb nicht allein? Nun, weil Saturn hinter Venus, weil der Selbstmord statt der Liebe gewählt wurde. So mußte der Selbstmord mindestens den Dual der Liebe in sich hineinnehmen, denn nur dadurch wurde der Selbstmord zum geistigen Akt des priesterlichen dritten Alters für Kleist, daß er am Dual sich als ein Akt nach seiner vollen Manneswerdung erweisen ließ. Kleist sollte nicht als Knabe Heinrich gespielt und sein Leben nur kindisch vergeudet haben. Durch den Gewinn einer mitverschworenen Seele für seinen Schritt hat Kleist sich datieren können als nicht nur Knabe sondern auch Mann und Urheber. Dieselbe Zwangsvorstellung hat Adolf Hitler genötigt, Eva Braun mit ins Grab zu nehmen, sie, die er nie ins Bett zu nehmen vermocht hatte, trotz seiner Sinnlichkeit.

Diese beiden Doppelselbstmorde von 1811 und 1945 rahmen die „Wertherepoche" der deutschen Seele ein. Sie deuten an, inwiefern das Volk immer weniger aus dreialtrigen Personen bestand. Heiles Volk bestände ja aus Personen, die ihre Bestimmung vom Tode her bis in die Geburtsstunde hinein vernehmen dürfen. Wer den Tod bis in die Wiege zurück vernimmt, vermag Weihnachten zu feiern. Aber die freche Etikette „Volk" wurde von den Nazis aufgeklebt auf eine von ihnen zum Selbstmord aufgereizte Masse. Man reduzierte die ernste Gliederung der zwölf Töne menschlicher Gesittung in das Indianerspielen einer, ihren Lehrern, Richtern, Propheten und Stiftern, ihren Denkern, Protestanten, Duldern, Zweiflern davongelaufenen, kleinmütig gewordenen Bevölkerung.

Hingegen Revolution bricht aus als Männergedanke, wenn Zweifel, Kritik, Protest und Leiden sich in Eins ballen wie in Deutschland das nur einmal, in der Reformation, zur Tat geworden ist. Deutsche haben die Weltrevolution gegen

das Papsttum gemacht, als das päpstliche Priestertum zum Pfaffentum entartet war[1].

So sind also Kriege und Revolutionen die unentbehrlichen Ersatzmittel der Gattung für die Zeitgebote, wenn es an der Personwerdung in den vier Ämtern des Priestertums gebricht. Den Ungehorsam gegen die volle Gestalt unserer Bestimmung sühnen Kriege und Revolutionen, denn sie rufen die tonlos gewordenen Individuen in die phylogenetische Bestimmung der ganzen Art gewaltsam zurück. Kriege und Revolutionen sind Ordnungsrufe, sobald die Individuen ihre Sprache nicht mehr der Species in sich zuordnen sondern dem Selbsterhaltungstrieb. Dazu ist uns aber die artikulierte Sprache nicht verliehen worden. Nicht um uns selber zu erhalten sprechen wir! Sondern wir sprechen einzig und allein als Liturgen des zeitlichen Zusammenhanges unseres ganzen Geschlechtes, zu seiner Bestimmung. Menschliche Ordnung kann nur bestimmende Ordnung sein. Was die Herren „Selbst", „Intellekt", „Verstand" aus diesen Geistesströmen auf ihre eigene Mühle leiten, geht dem Kräftehaushalt der Wahrheit verloren. Der wildgewordene Einzelverstand hat Weltkrieg I und Weltkrieg II auf dem Gewissen. Gegen ihn haben diese Kriege die Welt revolutionieren müssen, denn der Geist der Menschen entzog sich der Liturgie der Ganzzeit als des Kittes der Generationen. Aus wem ein bestimmtes Volk bestehen soll — ob aus Kindern, ob aus Kindern und Kämpfern — ob aus Personen, d. h. dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen, das wird in jeder Stunde neu bestimmt. Die termini crucivert, ultrovert, introvert, retrovert, extrovert sind daher Verfassungsgrundsätze der menschlichen Gesellschaft. Und nach den Spielen der Kunst und den Entscheidungen des Kampfes Priester werden zu dürfen ist das Recht, das jedem Sterblichen durch das Christentum verheißen wird. Durch Jesus Christus wissen wir von der Vollzahl der Zeiten.

5. Abschnitt

Die Regierungsperiode

a) Der Regierungswechsel

Wenn Krieg ausbricht, wenn Bomben fallen, wenn eine unsichtbar gelenkte Waffe einem Ehepaar, in dem der Mann Engländer, die Frau Deutsche ist, den Säugling in einem Vorort Londons tötet, dann ist die Politik das Schicksal. Sie ist es nicht minder, wenn mein Vermögen konfisziert, wenn ich selber verhaftet werde. Der politische Kalender kann also nicht so vergessen werden, wie der

[1] Siehe den Gang der Revolution in meinem „Out of Revolution", Autobiography of Western Man, New York, 1938.

deutsche Obrigkeitsstaat mit seinem Kalender ihn am liebsten seine Untertanen hätte vergessen machen wollen. Ich habe aus den Breslauer Zeitungen von 1813 die wehleidige Entschuldigung ausgegraben, als der Professor Henrik Steffens sich soweit vergaß, als Kriegsfreiwilliger mit seinen Studenten in den Krieg zu ziehen. Sie schrieben: „selbstverständlich gehe bis auf diesen Einzelfall die Universität ruhig weiter." Da also wurde der politische Kalender abgeleugnet. Heute wird er so stark gelebt, daß er wie eine Dauerkatastrophe anzumuten beginnt. Die Ereignisse schleppen die sogenannten Staatsmänner hinter sich her. Es ist eingetreten, was Henry Adams 1911 vorausgesagt hat, daß ab 1917 kein Staatsmann fähig sein werde, die Initiative zu ergreifen. Die neuen Energien, die wir entfesseln, würden uns alsdann mit sich reißen.

Der „prodigium"-Charakter des politischen Malstroms sei nicht in Abrede gestellt. Aber ihm läßt sich doch, wenn wir nur der mechanischen Zeitbetrachtung zwischen 1650 und 1950 uns entwinden, vielleicht ein lebendiger Rhythmus entnehmen, der das Wesen der Regierung uns etwas näher bringt als die Lehre von den Staatsformen das vermag.

Giuseppe Ferrari ist darin vorangegangen, aber er ist unter die bloßen Italiener verbannt worden, während er doch eine weltweite Lehre vom Regierungswechsel begründet hat. Ich selber habe in meiner Jugend Versuche in dieser Richtung unternommen, aber ohne damals zu ahnen, daß unsereiner da mit Jahrhunderten von mißverstandenem Aristoteles zu kämpfen habe. Das Vorurteil ist riesengroß.

Es wird in scheinbarer Kopie der Griechen jedem Staat eine Form zugeschrieben, die entweder Monarchie, Demokratie, Aristokratie oder Diktatur heißt[1]. Statt Demokratie heißt es manchmal auch Republik. Das Blickfeld solcher Staatstheorie erfaßt ein angeblich sich selber gleichbleibendes Raumgebiet und erörtert die in diesem Gebiet an und für sich tätige Waltung nach dem Maße der Teilnahme der Bewohner.

Diese Staatslehre rückt also den Untergang einer Regierung an die äußerste Peripherie, den sich gleichbleibenden Raum aber stellt sie in die Mitte.

Meine Erfahrung wird damit auf den Kopf gestellt. Jedes Ostflüchtlings Erfahrung wird damit auf den Kopf gestellt. Alle Amerikaner werden so in Frage gestellt. Ich habe am 1. Februar 1933 beschlossen, in ein gerechteres Staatswesen als das hitlersche auszuwandern. Ich bat meine juristische Fakultät, deren Mitglied ich war, wenigstens wegen Revolution zu schließen. Als ich damit ausgelacht wurde, ging ich, dem Staate dorthin nach, wo er sich noch dem Recht untertan wisse.

Der Staat war damals vor meinen Augen auf deutschem Boden untergegangen. Das tun alle Regierungen. Deshalb ist die Fremdherrschaft zum Beispiel

[1] Zu dieser träge fortgeschleppten Lehre siehe „Der Beste Staat" in Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution, 1920.

eine ewig wiederkehrende Erfahrung. „Der Raum", „das Staatsgebiet", die „Nation" sind durchaus nicht immer in der Lage, eine Regierung zu bilden. Trotzdem kommt in den Lehrbüchern der Staatslehre die Fremdherrschaft nicht vor. Deutschland ist zur Zeit unter Fremdherrschaft. Aber wenden wir uns zu Napoleon I. Er war eine für Deutschland unentbehrliche und während eines Jahrzehnts ganz unentbehrliche Staatsform. 1795 gab es 1500 Hofstaate in Deutschland. 1815 waren es keine vierzig. Alle Patrioten seit 1815 haben Deutschland auf Napoleons Gerechtigkeit aufgebaut. Aber als deutsche Staatsform kommt er nirgends in einem Lehrbuch vor. 1944/45 haben die edelsten und tapfersten Deutschen die Hitlerpest nicht ausrotten können. 5000 von ihnen, die heut allenthalben fehlen, hat er für diesen Versuch umgebracht, zu einer Zeit, als nur noch Wahnsinnige nicht genau wußten, daß diese Männer recht hatten.

Für die Außenwelt sind sie die einzigen gültigen Deutschen von 1933–1945. Wenn man aber heut mit wohlhabenden Deutschen spricht, so werden sie meist sehr heftig, wenn man von den 5000 spricht; ihr Tun wird für durchaus unpraktisch erklärt, mit der niederträchtigen Begründung, daß sie doch umgekommen seien. Daß sie aber die einzigen Deutschen sind, um deren willen es heut noch die alliierte Provinz Deutschland statt eines Morgenthau-Deutschland gibt, wird verschwiegen. Das heißt, es wird verschwiegen, daß naturgemäß diese wohlhabenden Leute sich nicht wundern dürfen, wenn sie nun Fremdherrschaft haben müssen, weil ihr Schicksal von den Flugplätzen der Amerikaner und Russen in Berlin gesteuert wird.

Gerechtigkeit ist eben wichtiger als alles andere. Und in jedem Lande kommt der Tag, wo nur der Fremdherrscher das Gesetz durchzusetzen vermag. Auch die Fremdherrschaft ist nur eine Regierungsperiode. Aber das Auslassen der faktischen Fremdherrschaften aus den Staatslehren ist völlig willkürlich.

Gehen wir einmal rein von der Zeit aus, die eine Regierung dauert, welche einem bestimmten Unrecht zu steuern in die Welt tritt, dann muß soviel Staatsscholastik abgestreift werden, daß das unsicher werdende Urteil sich vielleicht am ehesten noch am Gegensatz zurechtfindet. Dazu ist die Kirche ein gutes Beispiel. Ich will also erst einmal schroff den zeitlosen Charakter der Kirche herausstellen, damit die Leser sich dem Verfahren aufschließen, den Staat als vorübergehende Macht zur Durchsetzung des Rechts ohne ihre Bildungsbegriffe sich nur aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus anzuschauen.

Die Kirche ist nicht Kirche, wenn sie nicht von Adam bis zum Jüngsten Tage reicht. So steht es bei den Kirchenvätern, und das Motto, das ich Hugo von St. Viktor entnommen habe, um es vor „Des Christen Zukunft" zu drucken, lautet entsprechend: „Die Kirche spannt sich vom Weltbeginn bis ans Weltende; denn die Kirche entsprang in ihren Gläubigen von Anfang an und soll bis ans Ende der Zeit währen." Genau so steht es bei dem großen Puritaner Jonathan Edwards in Amerika (I, 301); es ist das also keine Frage einer Konfession.

Ob viele oder wenige, ob ökumenisch oder dörflich, Kirche ist dann richtig, wenn sie durch alle Zeiten reicht. Wird die Kirche modern oder verfällt sie einer bestimmten Zeit, so wird sie überflüssig; denn sie verliert das Kriterium, auf das es ankommt. Damit kommt sie freilich in jeder Zeit schlecht an. Denn jede Zeit ist ungeduldig mit dem bloßen Hergebrachten. Daher nützen der Kirche keine Verfassungen, keine Inquisitionen. Sie lebt ausschließlich von unvorhergesehenen Opfern, wie dem Zölibat ihrer Priester oder dem evangelischen Pfarrhaus und seinen Opfern für die Gemeinde. Die Reformation stirbt heut, soweit das evangelische Pfarrhaus abstirbt. Leid, Liebe, Opfer erhalten die Kirche, weil diese drei die menschliche Freiheit jederzeit bezeugen[1].

Den Staat erhält das Recht, die Steuern und die Macht.

Denn die Staaten sind nicht zur Offenbarung der Wege in die Welt gekommen, auf denen wir den Tod in jeder Generation überleben. Die Staaten setzen statt Offenbarung nur öffentliches Recht für alles Leben diesseits des Todes. Sie sind die aus der Not des Unrechtleidens angerufenen Mächte, die das Unrecht sühnen und das Recht öffentlich recht bleiben machen. Solange eine Macht den Mörder bestraft, so lange ist sie Staat. Mordet sie selber, so ist sie wohl noch Macht, aber durchaus nicht Staat. Schützt der Staat niemandes Recht mehr, dann muß er fort.

Kein Staat schützt das Recht immer[2].

Keiner schützt es in jeder Beziehung. Jeder Staat verwirkt daher unter Umständen seine Raison d'être, wie bei Hitler selber zu lesen steht. Von jeder Regierung gilt das Motto des dritten Teils, daß die Etikette auch dann noch auf der Flasche bleibt, wenn der Inhalt gewechselt hat.

Der Regierungswechsel ist der Ausweg, der die Erfüllung der dringendsten Aufgabe einer bestimmten Regierung und das Abtreten eben dieser Regierung gern aneinander knüpfen will. Der Regierungswechsel ist das zeitliche Problem, das der in den Mittelpunkt seiner Gedanken rücken muß, der von dem Wunder ausgeht, daß irgendeine Regierung jederzeit gegen das Unrecht gesucht wird, daß aber keine Regierung gerecht bleiben kann, sobald sie das getan hat, wofür sie organisiert worden ist.

Denn die Staatsmacht muß und darf nur vorübergehend jemandem anvertraut werden, weil sie Macht ist, mit Heer, Gericht, Grenzen, Währung, Polizei, Beamten, Gefolge des Staatsoberhaupts (ob nun Prinzen und Prinzessinnen oder Fräulein von Pappritzes, gilt hier gleich viel). Die Macht kann an jedem einzelnen

---

[1] Siehe: „Die Welt vor dem Blick der Kirche", in Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche, 1927/28, „Die Kirche und die Völker" und „Die Kirche am Ende der Welt" in Credo Ecclesiam, Gütersloh 1930. „Hitler and Israel", Journal of Religion 1945, Liturgisches Denken, in Der Atem des Geistes 1951, Deus Vivit, in Lohmeyerfestschrift 1951, Des Christen Zukunft oder Wir überholen die Moderne, München 1955, Zurück in das Wagnis der Sprache 1957 Berlin, und vor allem in „Europa und die Christenheit", Kösel, Kempten 1919.

[2] Siehe: „Der Ewige Prozeß des Rechts gegen den Staat", Leipzig 1919, Arbeitsdienst-Heeresdienst 1931, Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft 1932.

Punkt entarten, bald als Polizei, bald als Klassenjustiz, bald als Militarismus, bald als Bürokratie, bald als Cäsarenwahnsinn, bald als Nationalistische Abkapselung von der übrigen Welt. Als die Sowjets Ehen von Russen mit Fremden verboten, war das genau so ein Abfall vom Recht wie jede der oben aufgezählten Teilentartungen. Denn das Recht scheint in einen Staat hinein, und die Idee, sich etwa in Ehesachen zu isolieren, ist staatlicher Größenwahn.

In jedem solchen Fall wird ein Regierungswechsel notwendig. Tritt er nicht rechtzeitig ein, so sammelt sich soviel Unrecht, daß später der ganze Staat verschwinden kann. Kurzfristige Staatsordnungen sind nun entgegen der deutschen Fürstenstaatslegende die Regel. Hitlers zwölf Jahre sind typisch. Die Franzosen haben zwischen 1789 und 1875 fünfzehn Staatsordnungen durchgestanden. Nun wechseln sie lieber die Regierung alle Jahre oder noch öfter. Daran ist durchaus nicht ihre Flatterhaftigkeit schuld, wie Johanna v. Bismarck meinte, sondern ihr unkonservatives Mißtrauen gegen den Mißbrauch der Macht.

Zwischen 1306 und 1342 erlebte der kleine Stadtstaat Fano in Italien sechzehn Staatsformen, die Insel Korsika sah 45 Regierungen in derselben Periode, das reiche Genua vierzig. Weder das Eigentum der Bürger noch auch nur ihr Bürgerrecht überlebte diese Brüche. Und da wir einmal auf die Kurzfristigkeit achten wollen, so sei der von Ferrari berühmt gemachte Fall erwähnt, der in Assisi sich zutrug. Da wurde am 17. Oktober 1348 morgens eine papstfreundliche Regierung eingesetzt, mittags schrie man Anschluß an Perugia. Und abends zog der Condottieri Imbriglia als Herr der Stadt ein. Da unser Staatsdenken aus der Stabilität ihre Begriffe hernimmt, so rümpft der Leser über dies entgegengesetzte Extrem leicht die Nase. Wir suchen aber eine mittlere Zeit für die rechte Regierung. Und dazu müssen wir die Extreme beide, zu lang und zu kurz, erst einmal uns vergegenwärtigen.

Dann werden uns die Augen für die Absicht Macchiavells in seinem Fürsten aufgehen: Wie kann ein Prinz wenigstens ein Jahr lang regieren, war sein bescheidener Ausgangspunkt. Es war mit den viertausend Revolutionen des mittelalterlichen Italiens ein sehr berechtigter Ausgangspunkt. Die Neuzeit hat die Souveränität so sehr wie einen Rocher de Bronze stabiliert, daß de Maistre vom zaristischen Rußland warnend sagte, es sei eine gefrorene Leiche, die entsetzlich stinken werde, wenn sie auftaue. Mit anderen Worten: dort hat sich das Fehlen echter Regierungswechsel in kurzen Abständen so ausgewirkt, daß man seine Form als Despotismus gemildert durch Meuchelmord bezeichnet hat. (Seit 1917 ist das Wort „Meuchel" weggefallen.)

Für Macchiavell war der Raum erfüllt von vielen wirklichen und möglichen Machtkonfigurationen, die sich unausgesetzt über die Erde ergießen und von denen jede andere Grenzen auf die Erde zieht. Mithin empfängt bei ihm noch der Raum sein Gebot aus der Hand der Gewalten. Aber mit dem Vordringen der Physik und des Raumdenkens, das vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Körper zum Geist aufsteigen wollte, begann man nicht mehr die politische Welt,

sondern den einzelnen Staat geometrisch zu konstruieren. Ich habe in meinem Industrierecht – ganz vergeblich – das Aufkommen dieser geometrischen Konstruktion des Staates warnend aufgewiesen. Seit 1650 schmeichelten die Juristen den Fürsten mit dieser Konstruktion des einzelnen Staates als einer geometrischen senkrecht von unten nach oben aufsteigenden Konstruktion. Der Name selber wurde aus der Mathematik als „das feste Fundament" erklärt. Nicht als kleines Glied der riesigen politischen Welt, sondern als Individuum wurde Reuss, Greiz, Schleiz, Lobenstein konstruiert.

Wir, die das kartesische Raumintermezzo 1650–1950 nicht blendet, dürfen uns vom Staat der Politik zuwenden. Das liegt ja heut in der Luft, und es schlägt sich in dem Suchen nach einer Wissenschaft von der Politik nieder, die den Staatslehren Konkurrenz machen soll.

Politik umfaßt die zeitlichen Entschlüsse von Menschen, bestimmten Banditen das Handwerk zu legen, bestimmte Notstände zu bekämpfen, bestimmte Rechtsgüter zu bewahren oder neu zu erwerben. Sie bekämpft also die Räuberhöhlen aller Art. Die hitlersche Macht war eine Räuberhöhle. Daher mußte er weg. Falls ein Leser diese Räuberhöhle mit dem Deutschen Reich oder der Bonner Bundesrepublik gleichsetzt, dann lese er nicht weiter. Er ist nämlich dann – um es höflich zu sagen – ein Wortrealist, und ich kann ihn nur bitten, bevor er mein Buch verbrennt, sich wenigstens Dean Inges Motto auszuschreiben. Das handelt eben vom Wortrealismus, und es sagt mit dürren Worten, daß der Teufel der beste Wortrealist ist. Seine Anhänger aber können nicht bis drei zählen. Die große Lüge des Cartesius hält diesen Leser gefangen, daß der Geist aus dem Leib, die Zeit aus dem Raume stamme.

Wer aber in den letzten vierzig Jahren gelitten hat, für den ist die Bahn frei. Er wird den Staat im Singular und im Vacuum einer zeitlosen Theorie nicht ernst nehmen. Kein einzelner Staat kann an und für sich betrachtet werden. Die Weltkriege sind doch passiert, um genau dies zu beweisen. Es ist jetzt kein besonderes Verdienst, das auch zu denken, was schon längst passiert ist. Aber die geistige Ermüdung und das Schwergewicht der bestehenden Lehreinteilung verleiht meinen Worten den Schein einer persönlichen Erfindung, der ihnen nicht zukommt.

Die ganze Staatenwelt ist der Träger eines Geschehens. Die Staatsform jedes Staates ist auf die Staatsformen in allen anderen Staaten bezogen. Im einzelnen habe ich dies Streitgespräch der Staaten in meinen „Europäischen Revolutionen" auskultiert. „Und wenn sich die Völker trennen gegenseitig im Verachten, keins von beiden will bekennen, daß sie nach dem selben trachten." Es hat Goethe gelangweilt, daß seine Zeitgenossen das nicht begriffen. Weil die gesamte Staatenwelt kreißt, so ist die Fremdherrschaft ein immer wiederkehrender Lösungsversuch – wie jeder andere, nicht besser, nicht schlechter. Wird ein einzelner Staat zur Räuberhöhle, so ist die Fremdherrschaft der Tyrannis zufällig in Braunau oder Rosenheim gebürtiger vorzuziehen. So schrecklich Cortez in

Mexico gehaust hat, die rauchenden Menschenopfer der einheimischen Azteken mußten jedenfalls erst einmal fort. Sobald die Fremdherrschaft mitgedacht wird, fallen die künstlichen Gedächtnislücken fort. Und erst mit Hilfe eines freien Gedächtnisses lassen sich alle Zustände nach der Länge der Zeit gruppieren, während derer sie „gerecht" waren.

Dann wird doch wohl erst das Staunen darüber einsetzen, wie gerecht das besetzte Deutschland nach 1945 zu sein vermocht hat. Es muß die Verklemmung über die Besatzungsmächte sein, die es vorzieht, vom deutschen Wirtschaftswunder zu reden, statt von der großartigen Tat der Gerechtigkeit, welche die Deutschen zwischen 1945 und heute mit der Eingliederung der Ostvertriebenen, der Entschädigung der Nazi-Opfer usw. vollbracht haben. Ist das nicht Grund zum Stolz?

Aber für die Raumstaatsdenker ist Geistesgegenwart des Rechts unbekannt. Sie begreifen nicht, daß fünfzehn Jahre Gerechtigkeit kein Pappenstiel sind. Bis 1938 hat Hitler für die Arbeitslosen und von der Arbeitslosen Gnaden regiert. Dafür wurde ihm alles andere nachgesehen. Da er aber die Arbeitslosen mit Hilfe von Rüstungen und Konfiskationen von der Straße holte, so wurde mit den Kriegen, die er vom Zaun brach, die Rechnung präsentiert, und nun erst der Preis auch den Dümmsten sichtbar, den sich die „Macht" zahlen ließ. Aber sammeln wir lieber die Aufmerksamkeit auf die Länge einer Regierung.

Giuseppe Ferrari hat die Länge einer gerechten Regierung auf höchstens ein Menschenalter veranschlagt. Alsdann fänden sich plötzlich die eben noch umjubelten Staatsmänner von Mißtrauen umstellt. Sie mögen noch einmal sich behaupten. Aber nichts gelingt mehr, wie es 1900 in Deutschland hieß. Bismarck, von 1865 bis 1879 der Größte der Großen, wird von 1879 immer kleiner, bis er mit fantastischen Staatsstreichplänen und einer total ruinierten Verfassung endete. So würde ich sagen, daß Bismarck von 1864 bis 1879 gerecht regiert hat, und von 1879 bis 1890 ungerecht. Ich will vom Sozialistengesetz schweigen, sondern nur auf eine von den Bismarck-Historikern bis heut ungerügte Untat hinweisen, die alle Konzentrationslager der Nazis voraus profiliert. Der liberale Abgeordnete Eduard Lasker, auf den das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch zurückgeht, starb in Amerika, und der amerikanische Kongreß beschloß, dem deutschen Reichstag sein Beileid auszusprechen. Bismarck weigerte sich als Minister des Auswärtigen, dies Beileid dem deutschen Reichstag zu übermitteln, da Herr Laker nach 1879 — es war nun 1884 — sein „Feind" war. Bismarck hat sich dieser Brutalität öffentlich gerühmt. Ein großer Mann ist eben nur zu seiner Zeit groß: „but the devil never changes the content of the bottles" und die wenigsten scheinen sich die Kunst auch nur zu wünschen, einem Heros zeitweise zu gehorchen, und gerade deshalb, wie die Engländer 1945 Churchill, ihn nicht wieder zu wählen.

Die „Verfassung Giolitti", wie ich sie schon 1915[1] geschildert habe, war eine etwa vierzehn Jahre währende gerechte Herrschaft eines Mannes – das hat sein Gegner Gaetano Salvemini noch als Greis mutig anerkannt – obwohl niemand dies aus allen Farben des politischen Regenbogens gespeiste Bild einer streng parlamentarischen, sich selber sogar gelegentlich in die Opposition votierenden Diktatur irgendwo denkerisch unterbringen konnte. Perikles hat Athen so regiert, Alberoni Spanien, und diese rein zeitlichen Gebilde haben mit irgendwelchen Staatsformen der Schule nichts zu tun. Sie sind nur sich selber gleich. Weshalb aber die Zeitschranken von 15–25 Jahren? Widerspricht dem nicht das in etwa zweimal dreißig Jahren ablaufende Einzelleben? Hier zeigt sich, wie roh und unbehauen wir die Steine unserer Erfahrung vor lauter Bildung meist liegen lassen. Denn obwohl ich weit entfernt davon bin, die Frist für die Gerechtigkeit aus der leiblichen Natur abzuleiten, so kann ich wenigstens zeigen, daß gerade auch die leibliche Natur auf sie hinführt.

In der sogenannten Jugend sind wir von Natur Revolutionär, und in dem sogenannten Alter von Natur vielleicht reaktionär; aber doch ist das Menschenalter „Jugend" nicht einfach dreißig Jahre lang. Die ersten 18 Jahre kann sich dieser Junge ja noch gar nicht ausdrücken. Was einer also zwischen 18 und 30 tut, das ist der Ausdruck seiner vollen Jugend von im ganzen dreißig Jahren! Die Jahre 18 bis 30 zählen mithin doppelt im öffentlichen Leben, weil die Jahre 0 bis 17 gar nicht zählen. Beachtet man andererseits den Wechsel im Lebensrhythmus zwischen Jugend und Alter allein, so würde ein Bruch alle 25 bis 30 Jahre zu erwarten sein. Aber es kann jedermann an seiner Erfahrung mit Schulen, Vereinen, Parteien erfahren, daß ausdrückliche, artikulierte, proklamierte programmatische Lebensakte doppelt so schnell sich verbrauchen wie die rein organischen Prozesse. Eine Universität braucht alle 15–20 Jahre eine Erneuerung, nicht alle 30.

Offenbar bekommen die Ausdrücke für den Thron- oder Regierungswechsel besondere Bedeutung, wenn auf diesem Zeitpunkt sich alle Aufmerksamkeit konzentriert. Im Zeitalter der Wahlen für alles und jedes, also im abgelaufenen Jahrhundert, verbarg sich in dem Ausdruck „Wahl" das wichtigere, nämlich der Regierungswechsel, hinter dem allgemeineren der Wahl. Aber sie sind nicht dasselbe. Heut, im Zeitalter der offnen oder verkappten plebiszitären Diktaturen, ist es auffallend, wie mangelhaft die Terminologie für dies größte Staatsrätsel entwickelt ist. Ich gebe Beispiele: Im Sommer 1957 begann man in Rom davon zu flüstern, es werde der Papst künftig nicht von den Kardinälen gewählt werden, denn der Papst wolle seinen Nachfolger designieren. 1722 veröffentlichte Peter der Große ein Gesetz, das sich auf alle europäischen Rechtsgrundsätze berief, und an dem der in Rom ausgebildete Prokopowitsch viel Anteil hatte. Das Gesetz, wenn man es so nennen soll, erklärte, es habe jeder

[1] In „Das Neue Deutschland".

Fürst das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen. Nun konnte ich 1914 nachweisen, daß zwischen 917 und 1254 dies selbe Recht, die Designation, auch im deutschen Königsrecht galt. Elisabeth von England hat eben dies Recht ausgeübt, als sie im Testament die englischen Anwärter überging und Jakob I. von Schottland als Erben nannte. Bei Stalins Tod war in Rußland eine legitime Nachfolge nicht vorhanden, genau so wenig wie bei Lenins. In den Vereinigten Staaten ist 1878 der mehrheitlich gewählte Präsident nicht an die Regierung gekommen, sondern statt seiner der Kandidat der Minderheit. Katharina I. und Katharina II. von Rußland sind ohne jede Brücke aus dem Recht der vorhergehenden Regierung auf den Thron gekommen. Peter der Große hatte sogar ausdrücklich die Nachfolge Katharinas I. widerrufen. Sein Gesetz hat mithin keine Wirkung getan. Der deutsche Kaiser Wilhelm II., der doch anscheinend unbestreitbare Erbe, hat am 14. Juli 1888 das Palais seines sterbenden Vaters von Truppen umstellen lassen. All das zeigt, wie da, wo der König regiert (und nicht bloß der erste Gentleman ist wie in England), er das Schicksal der Usurpatoren aller Art teilt: er muß ans Recht kommen. Auch die Thronfolge Friedrichs des Großen hätte sein Vater ja am liebsten verhindert. Ebenso wollte Katharina II. ihren Sohn Paul vom Thron fernhalten. In den seltenen Fällen, in denen eine Regierung die Frist von 15 bis 20 Jahren überschreitet, ohne ungerecht zu werden, da vollbringt sie das, indem sie sich gründlich ändert. Eine Regierung, die sich nicht jede Halbgeneration wandelt, wird eben dadurch weniger gerecht. Über Demokratie, Monarchie, Aristokratie läßt sich also erst dann diskutieren, wenn sie auf den gerechten Zeitraum bezogen werden. Dann enthüllen sie sich alle als bloße exzentrisch an die Regierungsfrist sich herantastende Spielregeln. Bei häufigen Wahlen zum Beispiel scheint die Regierung viel öfter gewechselt werden zu können, als sie wirklich weggewählt wird. Die einzelne Wahl ist dann eine Art Übung am Phantom wie die letzte Wahl in Westdeutschland. Diese zahlreichen Wahlen wirken allerdings dann verwirrend, wenn sie einen Zickzackkurs begünstigen oder den sicher zu kurzen Zeitraum von 2, 3, 4 Jahren der Masse der Wähler als normale Regierungsepoche vorgaukeln wie in den südamerikanischen Republiken. Die Wahlen werden dort daher unerträglich und sind heut nur Begleiterscheinungen der Diktaturen.

Zu viele, zu häufige Wahlen greifen unter die angemessene Periode. Die Monarchie greift zu hoch in der Zeit. Königin Victoria, Kaiser Franz Joseph, Friedrich der Große sind lebensgefährliche Experimente. Nach dem 60jährigen Regiment des Pharao Pepys brach Ägypten auf Jahrzehnte zusammen. Jena und Auerstädt „entstanden" in den letzten 15 Jahren des Alten Fritz. Cromwell stammte aus der StarChamber der 45 Jahre regierenden Elisabeth. Victoria, die über sechzig Jahre auf dem Thron saß, war die erste und die letzte Kaiserin von Indien.

Nur im Vorbeigehen weise ich den Leser auf ein hiermit verknüpftes Gesetz des politischen Kalenders hin: auf die Inkubationszeit, die zwischen dem vom

Staat begangenen Unrecht und seiner Sühne oft verstreicht. Es scheint das notwendig, weil die unmittelbare Verbindung von Verbrechen und Sühne wie 1945 selten ist. Die Untergrundaufschwellung, eben die Inkubation, ist in den „Europäischen Revolutionen" untersucht. Jede zu lange Regierungsperiode wird eines Tages gerächt. Aristokratien kommen der menschenaltrigen Natur der gerechten Regierung anscheinend näher als Monarchien, die zu lang, und als Demokratie, die zu kurz denken. Palmerston, Gladstone, Disraeli, Cavour: die Aristokratien gewähren ihren Primi inter pares ein Ausschwingen der Regierungskraft, ähnlich dem Rhythmus der ja erst in hohem Alter an die Macht gelangenden Päpste. Aristokratien retardieren meistens die Jungen, aber die Alten lassen sie gewähren, bis ihre Frist um ist. Wichtig ist nur, daß alle Staatsformen am Maßstab der gerechten Regierungsfrist gemessen werden. Napoleon war zwischen 1799 und 1808 für ganz Europa ein gerechter Herrscher; denn ganz Europa wurde durch ihn aus einer Sackgasse befreit. Er ist dann „ungerecht" geworden, als er legitim wurde, aber eben auch nicht ungerechter als Bismarck am Ende. Friedrich der Große war von 1740 bis 1755 ein Fürst wie manche anderen. Von 1756 bis 1770 ein übermenschlicher Heros. Von 1770 bis 1786 ein Unglück. Politisch ist die Identität des Herrschers durch die Zeit ein schlimmer Aberglaube. Man kann nicht verschiedener sein, ich will sagen, vier verschiedene Personen können nicht verschiedener sein als die Wandlungen ein und desselben Regierenden innerhalb von vierzig, fünfzig Jahren. Der Mussolini mit seiner Weiberwirtschaft und seinem sinnlosen Mithinken mit Hitler war nicht der Mussolini seiner ersten fünfzehn Jahre. Ab 1938 war Italien nicht mehr souverän. Die Fremdherrschaft über Italien begann damals und nicht 1943 mit der Landung der Alliierten. Für Nordamerika habe ich einen geradezu den Bestand des Staates gefährdenden Rhythmus von 15 Jahren nachweisen können, der dieser Staatsform deshalb eignet, weil sie als Demokratie zu allen großen politischen Aufgaben grundsätzlich zu spät kommt. 1763, 1815, 1845, 1918 hat man in USA die damals bereits vorliegende Aufgabe um 15 Jahre vertagt, um alsdann in eine desto umfassendere Krise hineinzustolpern.

Rhythmisch ist eben auch der politische Kalender, der ja unser Leib und Leben, Hab und Gut „rhythmisiert". Da keine Staatsform die Frist für die gerechte Regierung direkt anvisiert, so will ich daran erinnern, daß möglicherweise gerade die ältesten politischen Ordnungen unmittelbar auf dies Ziel losgegangen sind. Frazer hat die siebenjährige, mit dem Tode endende Periode uralter italischer Könige nachweisen wollen. Heut wird dies allgemein geglaubt. Viele Völker sollen ihre Könige nach einer Frist von sieben, neun, acht Jahren getötet haben. Ich halte den Beweis dafür als noch nicht erbracht. Aber ich würde meiner Pflicht gegen den Leser schlecht genügen, wenn ich nicht von dieser herrschenden Meinung wenigstens spräche. Hier ist ein Bericht aus Sierra Leone: Des Häuptlings Herrschaft ward einst bestimmt durch das Schicksal. Wenn er

den Thron bestieg, wurde seine rechte Hand mit Palmöl gesalbt, seine Augen wurden verbunden und der Handballen gegen groben Kies gepreßt. Die Zahl der Steine, die an seiner Hand hängenblieben, zeigte die Zahl der Jahre an, die er herrschen durfte. Wenn diese Zeit ablief, gab ihm sein Leibarzt ein Betäubungsmittel. Sklaven trugen ihn zum Hügel der Bestimmung hinauf und dort schnitt ihm der Leibarzt, der immer der erste Zauberer des Stammes war, den Kopf ab[1].

Frazer und nach ihm Robert Graves und viele andere sehen diesen Brauch überall in der Welt in alter Zeit am Werke. Das sich dahinter verbergende Rätsel ist auch unser Rätsel. Es gibt einen Rhythmus des politischen Kalenders. Der Rhythmus entspringt dem Zusammenhang von Not und Notwende. Die das Recht durchsetzende Macht scheint nur solange gerecht zu bleiben wie sie eben der Not steuert, gegen die gerade sie „an die Macht" kam. Man sollte also wohl nicht vom an die Macht kommen oder gar von „Machtergreifung" reden. Das war ein schrecklicher Schwindel. Niemand kommt an die Macht. Wer so denkt, wird freilich geisteskrank. Nein, eine Macht wird ans Recht herangelassen, weil das not tut. Und deshalb ist die zeitliche Begrenzung dieser Macht gerade in ihrer ersten Einsetzung — entgegen Hobbes — mitgesetzt. Der bestimmte Charakter des Notstandes bedingt den begrenzten Termin aller Herrschaft. Es war die Fülle der Staatsaufgaben, die das hat vergessen machen. Aber Verwaltungen sind noch nicht Politik im Sinne der Regierung. Und eine Staatslehre nach Fristen und Zeiten wird uns vor Staatsomnipotenz schützen müssen.

Denn der Dauermachthaber bringt kein Recht mit, um dessentwillen ihm Macht zuwächst. Er wird alsdann, weil unbekleidet, cäsarenwahnsinnig. Statt Machthaber zu bewundern, sollten wir uns doch eingestehen, daß sie das Gleichgewicht verloren haben, sobald sie nicht zur Vollstreckung der Gerechtigkeit ans Ruder kommen, und zwar einer von ihnen geglaubten und ihnen, gerade ihnen bestimmt übertragenen Rechtsforderung, die durchgesetzt werden muß, um ihr an die Machtkommen zu „recht"-fertigen. Mandate berechtigen zur Regierung. Mandate sind befristet.

Die römischen Kaiser waren vom ersten Tage an keine gerechte Lösung, sondern ungerechte Fesseln. Wir haben aus den Augen verloren, wie sehr das Reich Cäsars das Gegenteil eines modernen Staates war, und wir haben es bis zu dem Punkte vergessen, an dem wir Ungeheuer ermächtigten, die Zirkusgreuel der Antike in millionenfacher Vergrößerung zu wiederholen. Hitler ist ein absichtlicher Rückgriff auf vorchristliche Macht gewesen, und daher sehr nützlich nachträglich, um neu festzulegen, was einen Staat von heut von einem Imperium der Antike unterscheiden muß.

Es ist eben diese eine Tatsache: daß eine Regierung ein zeitlich befristetes Mandat hat, das mit ihr emporgetragene Rechtspostulat in die Tat umzusetzen.

---

[1] Gustaf Bolinder, Devilman's Jungle, 1954, New York S. 32.

Hobbes hat der Macht nachgesonnen. Aber da zwischen 1650 und 1950 alle Denker das Zeitelement ausließen, weil sie auf der Jagd nach ewigen Formen waren, so hat er nicht gesagt, was uns leicht fällt, wahrzunehmen und auszusprechen, nämlich daß heut etwas gerecht sein kann, was weder gestern recht war, noch morgen recht sein wird. Wer nur an der Macht ist, ist ein Nichts, ein Taugenichts vor Gott, es sei denn, er gehorche mitsamt seiner Macht dem Gebot der Stunde.

Da nun alle Herrschaft nur dadurch gerecht wird, daß sie einer Not steuert, so ist sie nur so lange notwendig, wie die der von ihr zuerst anerkannten Not steuert. Denn um dieser Notwende willen wurde sie selber als Regierung anerkannt, und nicht wegen irgend eines papierenen Paragraphen. Paragraphen können den Schein einer Regierung wecken. Aber wenn sie gar nicht da ist hinter den Paragraphen? Wilhelm II. zum Beispiel hatte für alle praktischen Fragen am 4. August 1914 abgedankt. Damals brach er mit den Nerven zusammen und rutschte vor seinem Militäroberpfarrer Göns auf den Knien herum und schrie: „Ich bin nicht schuld."

Als Hindenburg und Ludendorff gegen seinen Befehl aus Kreuznach 1917 abfuhren, um Bethmann-Hollweg zu stürzen, hat er im Garten des Schlosses Bellevue zu dem Kanzler gesagt: „Na, da kann ich ja gleich selbst abdanken." Da wußte er endlich, wo er bereits seit 1914 stand, gänzlich außerhalb der Regierungsgewalt.

Trotzdem wurden unsere Schulkinder mit den Aktenuntersuchungen über die Abdankung dieses selben Regenten am 9. November 1918 geplagt. Das Recht dieses Hohenzollern und der Hohenzollern war in dem Augenblick verwirkt, als sie um des Bestandes Österreich-Ungarns willen den letzten pommerschen Grenadier einsetzten. Denn Preußen verlor seine Daseinsberechtigung, sobald es nicht das Dasein der Deutschen außerhalb und ohne Wien garantieren konnte. Das allein war die Entschuldigung für die kleindeutsche Lösung von 1848 und 1866. Es war aber schon 1740 die einzige Entschuldigung für die Wegnahme Schlesiens. Denn als Schlesien an Preußen kam, verlor der Kaiser in Wien den Schein der Berechtigung und der moralischen Kraft zur Einbehaltung der Wenzelskrone. Friedrich der Große hat Masaryk und Benesch gezüchtet.

All das wurde 1914 widerrufen. Und so war 1914 das kleindeutsche Kaiserreich allerdings, wie es damals hieß, „auf dem Weg zur Episode". Der Kriegsverlust aber und die Abdankung der Hohenzollern waren eben deshalb mit Kriegsausbruch mitgesetzt. Im Großen Generalstab in Berlin herrschte am 4. August 1914 keine Siegesstimmung. Das Unglaubliche ist ja nur, daß die Nation viereinhalb Jahre Krieg führen mußte, um zu erfahren, daß sie seit dem 4. August 1914 keine Regierung hatte.

Im Jahre 1908 hat Liebermann von Sonnenberg diesen Gang der Dinge haargenau vorausgesagt, in einer Reichstagsrede, mit der er das Kommen Hitlers programmatisch begründet hat. Es mag dieser Hergang zeigen, wie wenig die

Staatsformen des Aristoteles mit der Frage der Regierung und des Regierungswechsels zu tun haben. Die Quelle der Macht ist die Einheit dieser bestimmten Macht mit ihrem bestimmten Programm, ihrem bestimmten, immer vorübergehenden Anspruch, ein sonst unerhörtes Rechtsgebot zu verwirklichen und seinem Geist den Körper zu geben.

Die Fülle der Verwaltungsaufgaben in Wohlfahrt, Post und Eisenbahn macht die Menschen das heut vergessen, was allein den Staat befugt, das Opfer des Lebens von ihnen zu verlangen. Keine der Bürokratien im Haushalt des Staates hätte dies Recht. Regieren und verwalten ist zweierlei.

Regieren heißt das Steuer herumwerfen, um der Not zu steuern. Deshalb hat Bismarck gewarnt, es werde das Deutsche Reich an dem Tage zu Ende sein, an dem ein in der Ochsentour emporgedienter Geheimrat Kanzler werde. Freilich. Denn an dem Tage wurde Verwaltung mit Regierung verwechselt. Dazu wird ein Beamtenvolk immer neigen.

Angesichts der totalen Verstaatlichung der deutschen Seele bringe ich diese Lehre von den Fristen und Zeiten vor, damit diese armen Staatsbürger erfahren, daß der Staat jedesmal, daß seine Regierung wechselt, wie Antaios mit der Erde selber neu Fühlung nimmt.

Freilich muß er dazu seinen Beitrag leisten, indem er sich das Wort *„Verfassung“* genauer ansieht. In Deutschland gilt „Verfassung“ als etwas bloß juristisches. Wäre sie das, dann wäre das erquickende Bad des Staatsleibes in den Fluten eines lebendigeren Lebens ein Märchen.

b) Die politischen Aggregatzustände

Wie steht es mit dem Sinn des Wortes Verfassung? Besteht sie in einer Urkunde, deren Paragraphen nur mit Zweidrittel oder Dreiviertel Majorität geändert werden dürfen? So glauben es die meisten. Die abgelaufene Rechtsepoche von 1789 bis 1950 hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, glauben zu machen, die Verfassung falle mit der Urkunde zusammen, auf der einige Grundsätze ständen. 1878 wurde der nächste Präsident der Vereinigten Staaten von einer Minderheit gewählt, und er wurde trotzdem — gegen die Papierverfassung — unbestrittener Präsident auf vier Jahre. Kein Präsident ist von 1789 bis 1956 gewählt worden, der nicht von Voreltern stammte, die vor der Unabhängigkeitserklärung im Lande waren und der weiß und protestantisch war. Im zweiten Weltkrieg wurde es klar, daß eines der wichtigsten Grundrechte jedes Amerikaners nicht in der Verfassung stand: das Recht, in die Welt zu reisen. Gegen die Bürokratie haben die Gerichte es formuliert, als ungeschriebenen Verfassungsrechtssatz.

Stalin verbot den Russen, Nichtrussen zu heiraten. Das war ein Verfassungsbruch, denn in einem christlichen Volk spenden sich die Ehegatten das Sakrament der Ehe souverän. Das Gesetz mußte aufgehoben werden.

Als die oben erwähnte Brüskierung 1884 im Fall Lasker geschah, da war das ein Verfassungsbruch. Denn das deutsche Volk gehörte damals noch zu dem Menschenvolk, in dem der Tod den Haß zum Schweigen bringt. Was sich gehört, gehört in die ungeschriebene Verfassung einer am Leben der Völker teilnehmenden Nation.

Die Engländer haben sich nie über diese Wahrheit durch eine schriftliche Urkunde hinweggetäuscht. Daher fühlen sie noch, daß ihre Königin gleichzeitig in den Staat, in die Gesellschaft, in die Kirche und sogar ins Volk gehört.

Ich habe mit Hilfe der Phasen: Anarchie, Krieg, Reaktion (= Auswanderung), Revolution schon auf die vier Aggregatzustände der Nation hingedeutet. Die Erkrankungen oder Extreme des ersten Quartetts sind die maßlosen Übertreibungen des zweiten Quartetts, eben der Aggregatzustände.

Ich nehme nur die Waffen des ersten Bandes gegen alle Wortmasken auf, wenn ich jetzt auch Kirche, Staat usw. auf ihre Leistung in Räumen und Zeiten zurückführe. Dann hören diese Namen auf, unserer Willkür als bloße Vokabeln zu unterstehen. Es muß deshalb immer „Staat, Kirche, Volk, Gesellschaft" geben, weil das Menschengeschlecht im Längsschnitt aller Zeiten, und die Menschheit – dieser Querschnitt zu je einer Zeit – jeweils ein Kreuz der Wirklichkeit ausschneiden.

Geist, Zeit, Raum, Körper gehen eine Verbindung ein, die folgende Aspekte oder Aggregate zuläßt.

Die reine Gesellschaft ist Zeitgeist, körperlos;
der reine Staat ist Raumkörper, geistlos;
die reine Kirche ist Geistkörper, zeitlos;
das reine Volk ist Zeitkörper, raumlos und geistlos.

In jedem Augenblick finden wir uns alle unentrinnbar in alle diese vier Aggregatzustände verstrickt.

Die umfassende Verfassung dieses vollen Alphabets, des Goetheschen Uralphabets, geht der Kleinfassung in einer juristischen Verfassung vorauf. In Frankreich wurde diese Verfassung 1789 in Lauf gesetzt, und an ihr hat sich bis heut nichts geändert, obschon das Land über ein Dutzend juristischer Verfassungen seitdem sich aufgeschrieben hat. Die unveränderte Verfassung Frankreichs lautet: Die Franzosen sind ein reiches Volk in einem armen Staat, und sie haben eine freie Gesellschaft trotz einer unfreien Kirche. Daran erkennt man den Franzosen in der ganzen Welt. Die Deutschen umgekehrt leben seit 1555 als arme Leute in einem reichen Staat und in einer unfreien Gesellschaft trotz einer freien Kirche. Der Kleinleutegeruch der sozialdemokratischen Partei zeigt, wie unfrei die Gesellschaft sogar da unter den Deutschen ist, wo man von der Gesellschaft doch ausgehen will. Die Kapitulation des Zentrums vor den protestantischen Kirchen in der CDU opferte Roms Monopol des Christentums und freite damit auch die Katholiken zu einer Anerkennung der Freiheit in

den Kirchen. Sozialdemokraten und CDU zusammen brachten seit 1945 die nicht-staatlichen Kräfte ins Spiel, um sich von den Staatsvergötzern wohltuend abzuheben.

Für die Schwierigkeiten einer deutschen „Gesellschaftspartei" wie der Sozialdemokraten ist es bezeichnend, daß sie ihre staatsfreie Seite nur in Männern darleben kann, die sich im Ausland haben umtun müssen, wie Reuter, Brauer, Brandt. Durch die Auslandszeit haben zwar diese selben Männer bei den Parteifunktionären Schwierigkeiten gehabt, aber eine Gesellschaftspartei steht und fällt mit ihrer Gleichgültigkeit gegen staatliche Grenzen.

Gegenüber der umfassenden Fassung des Lebens, die wir hier für Franzosen und Deutsche andeuten, ist die staatliche Verfassungsurkunde eine Sache zweiten Ranges. Das geschriebene Verfassungsrecht ist das allemal zuerst außer Kraft gesetzte Recht. Als Woodrow Wilson siechte, regierte Mrs. Wilson, was ganz gegen die Verfassung verstieß. Als Österreich-Ungarn handlungsunfähig wurde nach der Verfassung, regierte man sehr gut mit der Ausnahme von der Verfassung, dem Paragraph 14. In der Weimarer Republik tat der Artikel 48 denselben Dienst. Denn nicht die staatlichen Rechtssätze sind es, die in Notzeiten helfen. Wenn der Erzbischof von Athen oder Bukarest beim Fehlen einer weltlichen Regierung amtiert, wenn die Geister der erschlagenen Helden des Widerstandes gegen Hitler den Morgenthauplan zu Fall bringen, weil sie vom wahren Deutschland zu laut zeugen, wenn der gute Sinn der Gesellschaft oder der Sinn der guten Gesellschaft die Abberufung einer Närrin aus der deutschen Botschaft in London erzwingt, dann zeigt sich, daß die Nationen Gottes Geschöpfe sind. Gott verleiht nämlich seinen Kindern solange Auswege, wie sie seinem Namen die Ehre geben. Daher, welche Nation dem dreifaltigen Gott die Ehre gibt, die erhält er wandlungsfähig und der erspart er die Totenmaske des Staatsgipses und Staatsbleis. Das Aufsetzen der uniformierenden Totenmaske wird im Kriege Gebot. Der Krieg, diese reinste Form des Staates an und für sich, stellt Panzer gegen Panzer, Wall gegen Wall, Uniform gegen Uniform.

Aber du und ich und wir sind nicht nur und nur höchst selten jener „siegreiche Krieg", als den Erich Kaufmann den Staat definiert hat. Wir können nur vorübergehend zu „Staatsbürgern" gerinnen. Denn uns ist geboten, verschiedene Aggregatzustände anzunehmen.

Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube, daß schon viel gewonnen wäre, wenn wir den Physikern dies Wort „Aggregatzustände" entrissen und in der Politik heimisch machten. Unsere physikalischen Lehrbücher schildern, wie Wasser in Eis und in Dampf übergehe. Aber die politischen Lehrbücher definieren Kirche, Staat, Gesellschaft, Volk, ohne sich je darüber zu äußern, wie denn die gleichen Menschenkinder bald das eine, bald das andere „sind". Ich bin abwechselnd Staat, Kirche, Gesellschaft, Volk. In jeder Kleinfamilie, aus vier Personen, ist der Vater Staat, die Mutter Kirche, die Tochter Gesellschaft, der Sohn völkisch, ob

sie wollen oder nicht, bloß weil zwei Lebensalter und zwei Geschlechter da miteinander sprechen.

Also liegt in ihrer Abwandlung das Geheimnis der Politik und ihrer Grammatik. Daher habe ich 1920 vier Reden zusammengefaßt — von denen je eine im Staat, im Volk, in der Gesellschaft, in der Kirche gehalten war —, und ich trug diesen „Vierklang" zusammen unter dem Titel „Politische Reden". Die Krankheit des Begriffs der Politik damals und heute scheint mir der zu sein, daß er Kirche, Gesellschaft und Volk nur vom Staat aus anvisiert. Sogar noch heute denkt man bei Volkspolitik an staatliche Familienlöhne, bei Kirche an Landeskirchen oder Konkordate, bei Gesellschaftspolitik an soziale Marktwirtschaft und staatliche Zölle. Aber Einwanderer, Freikirchen und Missionare, Fabrikgründer und Erfinder kommen mir in den Sinn.

Eine gute Mischehe erneuert ein Volk. Die Bankrotts Friedrich Harkorts schufen die deutsche Industrie. Bodelschwingh sprach: „Bethel muß fester gegründet werden als der preußische Staat." Und bei Gott, er hat genau das fertig gebracht.

Der Kirchenbeamte ist doch auch Staatsfreiwilliger,
wie die Theologen, die bei Langemarck fielen.
Der Staatsbeamte ist doch auch Kirchenpriester, wie das allgemeine Priestertum aller Gläubigen lehrt.
Der Volksgenosse ist auch Gesellschaftsmensch, denn jeder Hausvater muß über Eigentum verfügen.
Der Gesellschaftsmensch ist auch Staatsbürger, denn im Stimmzettel bringen wir unsere gesellschaftlichen Interessen zur staatlichen Auswirkung.
Der Staatsbeamte ist auch Volksgenosse, denn er darf mit Familiengründung dem Staatsinteresse Abbruch tun. Siehe KV und CV.
Und so mag der Leser sie alle durchexerzieren.

Die Wissenschaft nennt diese Gebilde gern die Institutionen, und Gehlen hat jüngst wieder eine Lanze für ihre Wichtigkeit gebrochen. Ich stimme ihm zu. Ich bin hingerissen worden von ihrer Gewalt und so zum Soziologen malgré moi geworden. 1912 habe ich ihre überindividuelle und artformende Gewalt beschrieben, indem ich sie von toten Kunstwerken und von fleischlichen Menschen abhob: „Geformte und versachlichte Dinge sind einmalig, lösen sich ab von der Beseelung durch den Menschen. Das Symbol erstarrt und wird geschichtslos. Das ist der Mangel aller vom Menschen bewußt erschaffenen künstlichen Gebilde.

Der Mensch in Anlagen und Trieben bleibt ewig der gleiche, ewig bewegt und ewig neu, und auch er fällt deshalb nicht hinein in den Gang der Zeitlichkeit.

Die Institution aber, die Form der menschlichen Tätigkeiten, gibt erst den Trieben Richtung und Inhalt und macht den Menschen zum Menschen. Sie, die

täglich neu beseelt werden muß, die ohne den Menschen zu leben scheint und doch nichts ohne ihn vermag, die Institution ist die Trägerin der Geschichte[1].

Hinter dieser Äußerung falle ich nicht zurück. Aber nach den Erfahrungen der Epoche scheint mir die Vokabel „Institution" zu gymnasial geworden zu sein. Wir brauchen eine grammatische Vorstellung von der inneren Verwandlungsfähigkeit dieser Institutionen. Wir sind ja nicht zufällig vom politischen Kalender ausgegangen. In ihm streben die Bildflächen der Kalender alle zur Einheit. Die Aggregatzustände müssen gegeneinander offen bleiben. Wenn Kaiser Maximilian 1512 Papst von Rom werden wollte, so müssen wir ebenso denken, an unserem bescheidenen Teil, und zu unserer beschiedenen Zeit. In dem folgenden Schema wird sechzehnmal angesetzt, um die vier Aggregate richtig zu postieren. Ihre Reihenfolge ist willkürlich, aber ihre Gruppierung nicht.

KIRCHE	kirche	kirche	kirche
staat	staat	STAAT	staat
gesellschaft	GESELLSCHAFT	gesellschaft	gesellschaft
volk	volk	volk	VOLK

Die in Versalien gedruckte Fassade birgt immer die drei anderen Aggregate mit. Zum Beispiel habe ich für Amerika zeigen können, daß dort die *Kirche* die erste amerikanische „Institution" war, und daß sich daher die Dialektik Amerikas gegen Europa in diesen Freikirchen ausbildete. Dann kam die *Gesellschaft*. Seit 1933 erst gibt es so etwas wie einen *Staat*. Und von *Volk* ist, wie Maxim Gorki das vor dreißig Jahren sehr schön gesagt hat, noch nicht viel zu sehen, weil es immer noch eine Sozietät der Einwanderer ist, eine Sache des lebenden Geschlechts[2]. Soviel über die Vereinigten Staaten.

Rußland hat erst heut den Versuch unternommen, eine Gesellschaft sich bilden zu lassen aus dreihundert Völkerschaften, einem Riesenstaat, und den Resten einer toten Kirche.

Den reinen Staat gibt es so wenig wie Kants reine Vernunft. Aber die Geometer und die Philosophen haben beides, weil es sich denken ließ, auch für wirklich angesehn. Der reine Staat wäre „der siegreiche Krieg".

Es war der monistische Wahnsinn des 19. Jahrhunderts, von Kant bis Häckel, von Hegel bis Harnack, die flache Ebene der Logik, die Scheindimensionen der Ausdehnung im Raum, für die Grundlage des Lebens zu halten, wo sie doch nur das Hilfsgerüst der Angst vor dem Leben ist.

Alle wirklichen Lebensvorgänge sind gemischt, widerspruchsvoll, crucivert, bevor der uns für die toten Dinge verliehene Geometersinn sie ins Auge faßt. Edmund Burke hat das so ausgedrückt: In der Mathematik empfiehlt es einen

---

[1] Rathaus und Roland im Deutschen Stadtrecht, Festgeschenk für Karl Zeumer, Leipzig 1912, S. 47.

[1] Zur Sache meine Werkstattaussiedlung 1922, Lebenszeit in der Industrie 1926, unbezahlbarer Mensch 1955.

Denker, wenn er die Elemente auf wenige reduziert. In der Politik ist das ein Grundfehler. Je mehr Elemente im Hörer so gut wie im Sprecher mitanklingen, desto größer ist ihre politische Weisheit. Wenn der Tag käme, wo sogar in den Mädchen nichts anklänge und mitschwänge bei einem Wort, dann wäre das Ende der menschlichen Gesellschaft da. Walter Jellinek repräsentierte diesen letzten Menschen ganz gut. Er behauptete einmal, es gebe doch nur zwei Arten der Gefühle, die angenehmen und die unangenehmen. Als der Philosoph Hans Ehrenberg bedächtig fragte: Aber wie stehts mit der Liebe? schoß er zurück: Die ist natürlich ein angenehmes Gefühl. So haben Hegel und Marx die Antithese für Non = A ausgegeben. Der latenten Gegenwart aller Aggregatzustände sollte ihre Dialektik gerecht werden. Das reicht nicht zu.

Kant selber hat gewarnt, als er von seinem eigenen Schaffen zugab, daß es jedesmal durch eine „tumultuarische Phase" hindurchgehe. Im Tumult erfahren wir die Wirklichkeit, nicht im System. Nicht aus Staat und Nicht-Staat besteht die politische Welt. Nicht aus Kapital und Nicht-Kapital besteht die Industrie. Im ersten Band haben sich uns die Industrienöte erst durch die Ingenieure, die Staatsnöte erst durch die Veteranen erhellt. Die USA hat daher 1956 den Armistice Day von 1918 in „Veteranentag" umgetauft; denn vor denen muß der Politiker Angst haben.

So ist der Kalender voller Figur, voll farbiger Bildflächen. Der politische Kalender aber stellt die erfahrene Marschordnung dar, die uns dem Behagen der Betschwestern, der Ästheten, der Forscher entreißt und aus den sich darbietenden vielen Kalendern die Auslese des zu durchfahrenden Kalenders erzwingt. Am 4. August 1914 mußte sogar der Held des „Zauberbergs" von Thomas Mann ganz banal in den Weltkrieg. Die Hohlheit der dekadenten Welt Thomas Manns zeigte sich in dieser billigen, weil nur angeklebten Lösung seines Romans. *Vorher* gilt es dies zu beherzigen, nicht erst bei Kriegsausbruch.

Die Kalender aus Kirche, Staat, Familienereignissen und Künsten erlauben uns, getrennt zu marschieren. Aber schlagen müssen wir gemeinsam. Unser Geschlecht muß dies beherzigen, oder es wird zugrunde gehn.

Ich gebe ein Beispiel. Die nationalisierten Kirchen sind durch die Weltkriege diskreditiert. Nathan Söderblom, Erzbischof von Upsala, war degoutiert von dem toten Nationalismus seiner theologischen Kollegen in Leipzig, allwo er 1914 Professor war. Er hat mir das im Juli 1914 selber gesagt. So begann er die ökumenische Kirchenbewegung. Aber da stellte sich bald heraus, daß es sich um eine gesellschaftliche, nicht um eine kirchliche Bewegung werde handeln müssen.

Weshalb? Nun viele der beteiligten Konfessionskirchen halten einander gar nicht für Kirchen. Die eine sagt von der anderen: „Du bist vielleicht eine Sekte, eine Ketzerei, ein Verein; ‚Kirche' bist Du nicht!" Es war sehr tapfer, als Vissert' Hooft diese bittere Wahrheit sogar zu Protokoll nehmen ließ: „Jede der im ökumenischen Rat vereinigten Kirchen behält sich vor, anderen Mitgliedern das Prädikat Kirche abzusprechen."

Und die Erde ging nicht unter. Denn es gibt eben auch gesellschaftliche Bande. Wo gearbeitet wird, lebt Gesellschaft. Die Kirchenmänner haben nicht das Kreuz der Wirklichkeit studiert. Aber gehandelt haben sie unter seinem Druck, weil sie mehr zu sein verstanden als Kirche. Und die ökumenische Bewegung ist zwar eine Bewegung der Kirchen, aber es ist durchaus keine kirchliche, sondern eine gesellschaftliche Bewegung, zu der die Kirchen von ihren Völkern gedrängt wurden, nachdem sie alle am Unrecht ihrer Staaten sich vergiftet hatten.

Von hier aus aber eröffnet sich uns ein erlösender Blick in die Kriege zwischen den Staaten. Diese Kriege, in denen sich das lebende Geschlecht der Krieger, Soldaten, Rekruten für den Geist der ihre Vorfahren und Nachfahren verbindet, totschlagen läßt, die Kriege, und nicht das Verhalten je eines Staates zum Kriege, enthüllen die Einheit des Menschengeschlechts.

Alle Länder, die miteinander eventuell Krieg führen, bilden ein gemeinsames Unternehmen. Denn das Ziel jedes Krieges ist die Herstellung oder Wiederherstellung einer gemeinsamen Zeit und eines gemeinsamen Raumes. Kriegsgeschichte ist durchaus nicht Machtgeschichte. Es ist die Geschichte unserer Synchronisierung. Deshalb ist jeder einzelne Staat nur eine jeweils vorläufige Auffangstellung, ein Igel im Geschichtsprozeß. Deshalb ist es durchaus nicht falsch, die Geschichte nach Kriegen und Friedensschlüssen weiterzuerzählen statt nach der Erfindung der Wasserspülung und der Kinos. Oder es ist wenigstens weniger falsch. Denn der Kriegshistoriker ist kein Gottesleugner, und er erkennt an, daß Gott in die Zeiten dann eintritt, wenn immer Menschen ihr Leben für die Neuknüpfung der Verbindung zwischen Anfang und Ende der Geschichte einsetzen.

Deshalb hat der sterbende William James 1910, in Vorwegnahme unserer heutigen Lage, THE MORAL EQUIVALENT OF WAR gefordert. Denn wenn die Kriege verschwänden, so müsse immer noch die seelische Einheit von Adam bis zum Jüngsten Tag durch den Einsatz des Leibes täglich erobert werden.

Bevor die Weltkriege nicht zu einem Friedensdienst der Weltjugend sich verdichten, ist nur Waffenstillstand, und der Friedensschluß steht noch aus. Kindisch gewordene Staatsmänner wiegen die Völker in den Wahn, sie lebten schon nach 1945. Die meisten leben vergnügt noch vor 1914. Nur strenger Dienste tägliche Bewahrung kann die Regierungsperiode des einzelnen noch immer souverän angemalten Staates in die Zeit nach 1945 hineinbetten, in der wir zum Planetendienst verpflichtet sind, weil Weltkriege uns datieren.

Der jeweils als Untertan eines Staates arbeitende und heiratende Mensch bleibt eben durch seine Mitgliedschaft in der Kriegsnotgemeinschaft dieses einzelnen Staates in einer Marschordnung, die weit über den Staat hinaus auf die Eroberung der gemeinsamen Zeit durch alle Staaten hinauswill. Es ist der schlimmste Mangel der im Raum befangenen Staatslehren von Bodin bis heute, daß sie ohne jeden Wirklichkeitssinn den einzelnen Staat als ein eigenes System betrachten. Jeder Anthropologe weiß es besser. Er weiß, daß zehn afrikanische

Negerstämme durch ein System von Krieg, Feindseligkeiten, Unterwanderung, Eroberung miteinander in einer synchronisierten Geschichte leben. Er ist dank dieser Einsicht unseren Staatsrechtler weit überlegen. Die Kriegsfeinde sind eben durchaus auch eine Form der Seligkeit, da wir mit ihnen Frieden schließen können. Das können wir mit den Völkern, auf die wir nie stoßen, durchaus nicht. Was? Der wichtigste Schritt zur Gewinnung einer gemeinsamen Zeit, der Krieg, soll nicht ins System der Staaten gehören? Läßt man ihn ein, dann freilich wird der Staat nur jene Richtung eines Verbandes, in der er sich um seine Selbstbehauptung in einer Umwelt herum organisiert. Diese Organisation der Staaten macht den einen republikanisch, weil der andere monarchisch ist. Er gibt dem einen Lande Silver Shirts, weil das andere Schwarzhemden kultiviert. In der modernen Staatenwelt, so habe ich in den „Revolutionen" gezeigt, hat der eine Erdteil diese Verfassung, weil, und ich betone: *weil* der andere Erdteil die entgegengesetzte Verfassung hat. Marx hatte von der Dialektik zwischen der alten Welt Europas und der Neuen Amerikas keine Ahnung; und doch ist sie viel tiefer ausgeprägt als die von ihm aus bloßer Theorie maßlos übertriebene zwischen Kapital und Arbeit. Marx zog aus, eine Antithese zu finden, ein Non-A, und so mußten es die Arbeiter werden. Hingegen die Europa-Amerika Antithese hat niemand zu erfinden. Europa wird von Krieg und Revolution bedroht, Amerika von Dekadenz und Anarchie. Größere Dialektik ist nicht zu finden. Aber diese Wahrheit ist zu grundlegend, um die Intellektuellen zu interessieren. Die Klischees der Intelligenz sind in New York, Bombay, Barcelona und Paris von der gleichen Gedankenfaulheit, weil sie eben mit Antithesen, d. h. bloß logisch erfundener Sozialwirklichkeit auskommen wollen.

Ich nenne aber „Intelligenz" die Denkweise, die „Staat", „Kirche", „Volk", „Gesellschaft" für Dinge ansieht, weil sie nicht ahnt, daß in uns und sogar in dem blassesten Intellektuellen, gleichzeitig verschiedene Zeiten wirken.

Die Aufklärung verkennt das und hat daher zum Beispiel die physikalische Zeit, die aus Sekunden und Minuten von uns geleimt wird, mit den Epochen, die uns etwa auftragen, jetzt Uhren zu erfinden, verwechselt. Die Barbarei, in die wir zurückgefallen sind, zeigt sich am schlimmsten darin, daß die Geschichtsprofessoren geglaubt haben, die Epochen seien bloße von ihnen, den Historikern nach Gutdünken vorzunehmende „Einteilungen".

Neuzeit, Mittelalter, Weltkriege, die Historiker meinen, sie können deren Daten beliebig setzen und ihre Namen frei abändern. Sie stehen eben in einem Schulraum, von dem aus sie die Zeit draußen anäugen. Als ich nachwies, daß die Lehrstühle der nationalen Geschichten selber, d. h. die Lehrstühle, auf denen diese Historiker sitzen, mit dem Ende des Nationalismus selber auch zu verschwinden hätten, da stieß ich auf das einzelstaatliche Idol, auf den Götzen dieser Intellekte. Der Gott, der ihnen die Existenz eines Lehrstuhls für deutsche Geschichte, für französische Geschichte verbrieft, ist für die weltlichen Historiker ein unbezweifelter Gott. Ihr Kollege Seeley aber hat ihnen schon 1866 gesagt:

„Die Welt versteht ihre eigene Routine recht gut. Was sie nicht versteht, ist das Verfahren, diese Routine zu ändern." Die Welt: das sind die Akademiker.

Der Mangel an Zeitigungssinn erzeugt das weltliche Denken. Und so dringt unsere Ergründung der Bildflächen des Kalenders zu dem Punkte vor, wo jeder Leser begreifen kann, weshalb der Säkularismus oder das weltliche Denken minderwertig sind. Ein Physiker, der die Zeit mißt, ist weltlich, solange er nicht wie Faraday oder Planck weiß, daß seine eigene Lebenszeit und die Jahrhunderte der Physik mit seiner toten Raumzeit nicht zu messen sind. Der deutsche Historiker Gerhard Ritter, der heut noch wähnt, die Geschichte „bestehe" aus deutscher, italienischer, englischer Geschichte, ist ein weltlicher Historiker, der nicht weiß, daß die Zeit für solche Geschichtsschreibung abgelaufen ist.

Mittlerweilen wird mancher Leser sich in den ersten Band zurückversetzt haben, wo wir von jedem Satze die Phasen der gebietenden, der subjektiven, der geschehenen und der analytischen Erfahrung hervorzogen und als wirkliche Zeitphasen anerkannten. Er wird keine Mühe haben, die optativische, subjektive Phase jedes neuen Rechts in die staatsfreie Sphäre zu verlegen, in ein noch grenzenloses, unbestimmtes Leben, welches niemals mit einem Staatsgebiet zusammenfällt. Der Staatsmann empfängt das, was er setzt, als Gabe aus jenem Gedankenreich, in dem die Gedanken zollfrei sind. Eben diesem Geisterreich entstammt seine, diesem Recht *„entsprechende"* Regierung selber.

Was also von den Kriegen für die Phase „Staat" gilt, daß sie das Zeitelement verkörpern: die Kriegsgefahr hält den Staat in seiner Zeit und veranlaßt ihn zu den Minimumkonzessionen an den Geist. — Was von den Auswanderung gilt, daß sie die Reaktion und das Unvermögen eines Territoriums erweist, alle seine Bewohner zu befriedigen, das gilt auch von der Vorstufe der Staats- und Gesetzesphase: auch sie spottet des bestimmten Staatsgebiets. Die neuen Programme erzeugen erst in den Kriegen der nächsten Generationen das diesem Recht entsprechende Territorium. Welch ein Schlag ins Gesicht der Wirklichkeit, von festen Staatsgrenzen auszugehen und in sie hinein dann das Recht setzen zu lassen.

Irland entglitt England, als die nationale Selbstbestimmung in Europa rechtens wurde. Das Elsaß ist durch den Geist der französischen Revolution annektiert worden, wie in meinen „Revolutionen" sich erweisen ließ. Das Naturrecht allein erlaubte es Friedrich dem Großen, ein sinnloses Ungefüge aus Staaten und Stätchen mit einem Recht, dem allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten, zu umgreifen.

c) Lob der Anarchie

Die Zeitphase, in der solches neues Recht wächst, ist eine anarchische, und es ist wohl der größte Mangel der weltlichen Staatslehre, daß sie geglaubt hat, aus ihrer Theorie den Satz ausklammern zu können, dank dessen die Anarchie zum Dogma gehört: „Der Geist weht, wo er will." Die Herren Treitschke,

Pufendorf und Feder haben zwar diesen Satz im Evangelium gefunden, aber nie haben sie ihn durchgedacht. Sie haben nie geglaubt, daß die Politik an die tägliche Wirksamkeit dieses Satzes gebunden bleibe. In Amerika geht die Gesellschaft zugrunde, weil hier die Anarchie nicht auf dem Gebiet des Geistes operiert, wo sie hingehört, sondern weil sie gerade auf diesem Gebiet durch die unfruchtbarste Imitation ersetzt wird. Der Mißbrauch der Anarchie für das Nicht-Geistige belehrt hier. Aber in Europa haben nur die Spanier, weil ihnen die Reformation fehlt, eine Lehre von der Anarchie zum Ersatz ausgebildet; auch in Rußland gärt der Anarchismus als Antwort auf den Despotismus heute wieder. Wir alle müssen ihn ernst nehmen.

Denn die Anarchie ist für die erste Phase der Fleischwerdung des Geistes rechtens. Die Franzosen haben die Serie ihrer Europabriefmarken wie folgt besetzt: Copernic, Michel-Ange, Cervantes, Rembrandt, Newton, Mozart, Goethe, und zwar in dieser anarchischen Folge, d. h. chronologisch. Die Namen stammen aus sieben Staaten. Von den Aposteln gingen zwei nach Rom, einer nach Spanien, einer nach Indien, einer nach Ägypten, einer nach Ephesus; zwei starben in Judäa, Andreas ging nach Achaia, Matthäus vielleicht nach Abessinien oder Mazedonien. Die Ordnung der Anarchie entspricht dem Geheimnis der Werke, die der Glaube wirkt; in beiden Vorgängen zeigt sich erst hinterher der Sinn. Die Werke des Glaubens erscheinen nie als gut, wenn sie geschehen. Die Weltmission der Apostel oder der europäischen Genies zeigt erst hinterher ihre Ökonomie. Giuseppe Ferrari hat sie also beschrieben:

„Die erste Generation einer neuen Zeit widmet sich ausschließlich der geistigen Arbeit. Ihre ganze Stärke beruht auf dem von ihr entdeckten neuen Prinzip. Dies wird ihre Sehweise, ihre Haltung, ihre Leidenschaft, ihre Besessenheit, ihre Göttlichkeit. Dank seiner fühlt sie sich neu und den vorhergehenden Generationen überlegen.

Wenn es überhaupt Zeiten gibt, in denen die grundlegenden Werke umgeschrieben werden, in der man von der Vergangenheit sich trennt, in der sich die Geister den gewagtesten und allgemeinsten Utopien über eine unbestimmte Zukunft hingeben, in der das Denken absolut frei und ohne Sorgen um morgen emporsteigt, ohne daß es die Autorität der Regierung oder der Revolution fürchtete, dann sind es die Zwischenzeiten der Vorbereitungen. Dann finden sich Philosophen, Dichter, Reformatoren mit der Magie ausgestattet, welche die Menschen umwandelt.

Andere Epochen mögen sich glänzenderer Dichter, genialerer Philosophen, gelehrterer Reformatoren rühmen, aber nicht dieser Männer, die sich aus dem Gedächtnis nie mehr herausreißen lassen und die uns jene Umwandlung hervorrufen, welche Bekehrung heißt. Die Arbeit dieser Generation bleibt rein geistig. Niemand denkt an die Praxis. Man lebt weiter so, wie man vorher lebte. Aber die Idee gewinnt furchtbare Gewalt, ohne daß es jemand ahnt, ohne daß die Neuerer es hoffen, ohne daß die Regierung sie fürchtet.

Gerade das Fehlen der Gefahr erlaubt allen, sich für eine vorgestellte Zukunft zu interessieren, erlaubt, inmitten anscheinend dauerhafter Institutionen friedlich fortzuschreiten; es gestattet, den Geschmack an unschuldigen Wahrheiten zu entwickeln, die höchstens von fern den Reiz der verbotenen Frucht entwickeln. Nichts passiert. Alles verläuft so regelmäßig, daß sich kaum sagen läßt, wann es begonnen hat. Meist wird die Zeit als bloßer Weiterlauf der Vorzeit angesehen.

Aber unterdessen wird die alte Regierung diskreditiert. Am Ende stürzt sie, wie vom Blitz getroffen, in einen unerwarteten Ausbruch. Die Stärke dieses Ausbruchs steht alsdann in keiner begreiflichen Proportion zu der Ruhe des ganzen Zeitraums[1]."

Hier also lassen wir uns von der vollen Flut der Ereignisse unsres Kalenders umfassen, wo der Rahmen des „Staatskalenders" gesprengt wird. Absichtlich stelle ich hier kein Dogma über die Reihenfolge der Phasen auf. Denn ich möchte nur erreichen, daß der Rahmen der Staatsdenker, aber auch der der Mönchsdenker gesprengt wird, und die volle Flut der Zeiten einbrechen darf. Auch ist ihre Reihenfolge durchaus nicht festgelegt. Die französische Revolution begann in Paris und endete in Napoleons Zug nach Moskau. Aber die Revolution unserer Zeit besteht aus zwei ganz unideologischen Weltkriegen, und die Gehirnrevolution des Marxismus ist nur eine Teilreflektion dieser Kriege hinein in eine Anti-Zargruppe, die wir Bolschewiki nennen.

Marx hat immer ein nicht-ideologisches Ereignis, nämlich den Wandel der Produktionsverhältnisse, als die Weltrevolution angesehen. Er hatte recht. Den Weltkriegen kommt daher die Rolle der Marxschen Weltrevolution zu.

d) Die Nächste Gerechtigkeit

Dies Verständnis der heutigen Vorgänge kann ein Leser in meinen Werken über die Revolutionen, besonders dem amerikanischen, ausführlich dargetan finden. Aber ich bescheide mich an dieser Stelle mit der bescheideneren Aufgabe, erst einmal den Leser aus der liberalen, toten, automatischen und phasenlosen Zeit und aus der Studenten-Dialektik der Marxisten herauszuführen an das Gestade der Geschichten, die er selber erlebt hat und erlebt, denen er aber vor lauter Bildung von reinen Begriffen nicht erlaubt, sich auch in ihm selber zu ereignen. Es ist nicht nur Franz Neumann, der nicht wahrnehmen kann, was die Stunde geschlagen hat. Durch alle Spiegelberge unserer allgemeinen Bildung sind die Seelen aus der Politik der vollen Zeit entwurzelt. Sie atmen nicht im Rhythmus der Zeit, die uns schafft, sondern reißen die Papierchen auf ihrem Terminkalender ab. Ich bin Inkarnationist. Wer so glaubt, für den tritt das Recht allmählich in die Körperwelt ein. Wo über die griechischen Staatsformen

---

1 Giuseppe Ferrari, Teoria dei Periodi, Rendiconti dell Ist. Lombardo 1875 p. 113.

theoretisiert wird, entflieht man aus der Wirklichkeit. Die Zeitphasen der „Wannheit", für unsere Träume, Satzungen, Kriege, Gerichte stellen die Frage von Heil oder Unheil an uns. Denn jedes Ding hat seine Zeit, aber nur *eine*. Mit der Erde als Planeten, um den wir Monde schießen, ist der Singular „Der Staat" als Ausgangspunkt einer Staatslehre unhaltbar. Der Flüchtling, der Vertriebene, der Einwanderer, der Auswanderer, der Zwangsarbeiter, brauchen ein Recht aus vielen Rechtsquellen. Viele Staaten haben mir, dem einzelnen, ihr Recht leihen müssen, damit ich gerecht leben kann. Jeder Paß beweist das. Die Stunde, die heut im politischen Kalender schlägt, dreht das neuzeitliche Dogma: Ein Staat, viele Untertanen, um. Ein Mensch, viele Rechtsordnungen, ist der noch anarchische aber von der nächsten Regierungperiode geforderte nächste Akt der Gerechtigkeit, ohne den uns der Teufel des Einzelstaats umbringt. Mein Rechtsfrieden kann nicht von Herrn Adenauer oder Herrn Eisenhower oder Herrn Chruschtschow allein bereitgestellt werden.

In hundert Jahren werden wir es komisch finden, daß ein Bürger einem einzigen Staat angehören soll. Der Plural der gesetzgebenden Mächte und der Singular des unter allen diesen Ordnungen sich bewegenden Menschen — das ist in der anarchischen Phase, in der wir den Planeten Erde vorbereiten, das neue Prinzip. Denn wir müssen aus den Weltkriegen heraustreten in den Dienst des Planeten Erde. Ehe nicht jedes Menschenkind einmal im Leben diesem Planeten dient, ehe sind wir aus der Anarchie noch nicht heraus und die Staaten sind solange in den Augen der nächsten Generation noch ungerecht.

Die Weltkriege sind heut als „vor-stellungslose Leiden" (Joseph Wittig) der Anarchie der neuschaffenden Geister vorausgeeilt. Deshalb wohl wird die Einwohnung der Vertriebenen, Juden, Polen, Ukrainer, Kosaken, Slowaken, Sudetendeutschen, Ostdeutschen von einem feigen Nationalismus nach Gruppen aufgelöst. Ob aber eine ostpreußische Familie in Holzminden oder in Kanada oder in Israeli untergebracht wird, ist eine Frage zweiten Ranges. Ihre Unterbringung hingegen ist eine Frage ersten Ranges. Ob die Oberschlesier vor 1914 ins Ruhrgebiet oder nach Pittsburg geholt wurden, war ganz sekundär; in beiden Fällen sind sie moralisch gleich weit ausgewandert. Nicht einmal Worte haben wir, um diese Gleichheit auszudrücken. Denn unsere Statistiken reißen diesen einheitlichen Vorgang geradezu geflissentlich auseinander. Es ist aber der antiideologische Charakter der beiden Weltkriege, der sich aus diesem unfruchtbaren Gebaren der Gebildeten erklären mag. Sie waren ja alle in den Grenzen ihrer Staaten mit ihren Gedanken hängen geblieben, und da hängen sie noch. Daß uns einmal die Gedanken ausgehen und wir ohne Geist den Ereignissen ausgeliefert sein würden, das kann der Nationalist nicht denken.

So herrscht ein Geisteszustand, in dem alle Staatsmänner die Initiative verloren haben, und ihre Professoren mit ihnen. Beide haben keine Zukunft. Die Zukunft ist ihnen weggelaufen. Denn sie vollzieht sich nicht mehr in den nationalen Bahnen, in denen sie allein denken können. Die Landwirte sind heute

internationale Denker; Klerus und Akademiker aber denken beide in völlig veralteten Kategorien. Überwältigt von dieser Leere sammelte Graf Helmuth James von Moltke den Kreisauer Kreis. Nicht das Unrecht des Tages nur trieb ihn, sondern das Erlöschen der geistigen Zeugungskraft. Es war eine großartige Leistung, wie sie Jesus und die Apostel vollbrachten, als sie nicht den Nationalstaat „entherodisieren" wollten, sondern die Zukunft des Heiligen Geistes freisetzten. Der „Widerstand" wollte die deutsche Nation „enthitlern". Moltke aber wollte den Geist aus der Sackgasse des kleindeutschen zurückholen. So ist er noch heute unverstanden. Aber daß sein Genosse Bundestagspräsident ist, zeigt, wie der Geist weht, wo *er* will. Der Kreisauer Kreis mußte das unter Todesgefahr im zweiten Weltkrieg denken. Meine Generation wurde durch den ersten Weltkrieg belehrt. Daher konnte ich 1919 schreiben: „Wir sind in der Nacht, nur in der Nacht. Erst jetzt wird es ganz hoffnungslos. Die grenzenlose Bangigkeit wird noch *viele Deutsche* in den *kommenden Jahrzehnten* zu Revancheplänen, Restaurationsversuchen und gewaltsamen Empörungen treiben.

„Wir werden (im Juni 1919 wurde dies geschrieben, also lange bevor Hitler von sich selber wußte) den Versuch eines *Lügenkaisertums* durchzumachen haben, weil diese Kräfte nicht ruhen werden, ehe sie nicht widerlegt sind. So wird dieser Kirchen-, Parteien- und Stammespferch Deutschland durch sie in eine Hölle verwandelt werden. Wir aber, die in der babylonischen Sprachverwirrung des Krieges ehrlos und heimatlos Gewordenen, die wir den doppelten Fluch seitens der deutschen Heiden und seitens der Völkerbundsheiden freiwillig auf uns nehmen, empfangen in dieser immer stiller werdenden Stunde das Gesetz und die Verheißung ... Der Nationalist hat keine Zukunft. Er weiß nicht, daß ihm dadurch auch die Vergangenheit zum Gespenst wird. Der Demokrat hat keine Vergangenheit. Er begreift nicht, daß ihm dadurch die Zukunft ein blutleerer Schatten wird. Dem Nationalisten sind wir ein Ärgernis, dem Demokraten aber eine Torheit. Wir aber wollen nichts sein als das kurze Kabelstück, welches den Riß zwischen Gestern und Morgen gläubig überwindet."

Aus den Tränen sproß die Saat, sprossen jene anarchischen Gedanken, die das neue Recht der technischen Welt in die Seelen der Nationen einsäen. „Wir rollen Probleme auf, die zunächst im Volke durchdacht werden sollen. Darin, daß *sie zunächst durchdacht werden müssen,* steckt, daß sie weder dem rein politischen Handeln, noch dem rein abstrakten Wissen angehören, sondern daß sie als Teilvorgang in das Volksleben eingeschaltet werden. Jeder Gedanke, der in den Stromkreis des Volkslebens einbrechen soll, muß wirklich einmal einbrechen, dann die zeitlichen Phasen von Wissenschaft, Lehre, Politik durchlaufen, ehe er real wird. Das Gesetz von den Zeitphasen des geistigen Ablaufs befreit den Geist von der Blindheit bloßen Zeitgeistes und nimmt ihn in Pflicht für die Zeit. Denn Geist ist das Gesetz für die Zeit und ist zugänglich nur denen, die dem Gesetz nachfolgen und dürsten nach der Gerechtigkeit. Wäh-

rend die Taten des Tages geschehen, bereitet er Gedanken vor, deren Schatten erst fern am Horizont aufsteigen, daß sich aus ruhevollem Besinnen jenes Kraft- und Staubecken wieder schafft, aus dem der Alltag sich ernähren kann ... Wir brauchen den Rückhalt einer immer neuen geistigen Vorratskammer, die heute wie ausgeschöpft erscheint und die doch einzig so wie die Saat die Ernte, dem Volksleben das verbürgt, was der Alltag aus sich heraus nie hervorbringt, die ewige Wiederkehr seiner gesetzlichen Ordnung" [1].

Baue ich meine Staatslehre aus der Einzahl des Wortes, *der* Staat, auf, so habe ich schon damit dem Raumdenken die Führung übertragen. Aber im Werden der Welt verkörpern die politischen Gebilde Zeitpunkte. Durch diesen Band hindurch wird die Relation von Räumen und Zeiten gegenüber den Systemen der Descartes, Jean Bodin, Kant usw. umgedreht. Räume sind projizierte Zeiten. Also lautet die Spannung in der Politik anders, als die Neuzeit lehrt. Mit dem in Frieden für sich stehenden Staat fängt Bodin an, läßt dann diesen Staat gelegentlich oder versehentlich oder zufällig Krieg führen. Dadurch verfallen die Staatsrechtslehrer dem leeren Wortrealismus, so als ob ein Gebilde, das auf dem Papier sich für eine Regierung ausgibt, auch eine solche sei. Aber die Scheinregierung ist eben ein Schein. Der Krieg und die Fremdherrschaft sind durch den häufigen Vorgang des Scheinregiments zu ergänzen. Die Souveränität oder Autonomie eines Staates ist eine unter vier regelmäßigen zeitlichen Zuständen für ein Stück Boden auf der Erde. Freilich ist das Wort „Souveränität" des Jean Bodin jene zeitweise nützliche Fiktion, welche den Singular (der Staat) eben so bei uns eingewurzelt hat wie die ebenso nutzlose Abstraktion „der" Mensch. Seitdem wird von dem Menschen und dem Staat her die Welt gedacht, statt aus der Bestimmung unseres Geschlechts auf die lebenden, Menschen wie Staaten, hinzudenken. Wer von der Beherrschung des Planeten Erde durch uns, die auf ihm wandernden Vertreter unseres Geschlechts ausgeht, der wird dem einzelnen Staat gern seine vorübergehenden Funktionen zuerkennen, aber in Zeitmaßen, nicht in Bodenstücken.

Damit der Leser also etwas in seine Theorie mitnehmen kann, setze ich hier, zusammenfassend als Anhang zum politischen Schicksalskalender, die folgenden Stationen schematisch fest:

Schema der Regierungen

I. Krieg.

Im Krieg teilen die in ihn verstrickten Gruppen ihre Einrichtungen einander mit, und politische Feiertage halten die Kriegsopfer für immer lebendig. Die Geschichte, als Geschichtsschreibung und Erzählung, ist die Fortsetzung der

---

1 Zitate aus dem Aufsatz „Ehrlos — Heimatlos" zum 28. Juni 1919 in „Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution", Patmosverlag 1920, und aus dem Schluß des Buches „Werkstattaussiedlung", Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters, Berlin 1922.

Opferhaltung hinein in den Frieden. Deshalb ist Historie nicht eine Naturwissenschaft und nicht eine „Individualwissenschaft", sondern die Auslese des für uns in die Zukunft mitzuführenden Gepäcks. Geschichte ist der Teil der verflossenen Zeit, der zur Zukunft gehört und von dem daher noch die Rede sein muß. Die Helden der Geschichte sind die Toten, die ein Recht darauf haben, in Zukunft gehört zu werden. Die Professoren der Geschichte sollten sich auf Leopold Rankes Wort besinnen: „Meine Herren, bilden Sie den Sinn für das Interessante in sich aus." Die Geschichte ist keine Wissenschaft, weil sie auf der Liebe, der Zuchtwahl und der Auslese beruht. Dank ihrer können Kriege im Frieden wieder erlebt werden. Sonst wären die Kriege umsonst geführt worden und müßten dann noch einmal stattfinden, so wie der Weltkrieg eben deshalb in zwei Malen geführt werden mußte. Winston Churchill hat den zweiten Weltkrieg den überflüssigen Krieg getauft. Die deutschen Historiker haben sich von 1918 ab mit der Frage der Kriegsschuld beschäftigt, statt zu beginnen, den Charakter einer Welt im Krieg zu erfassen. Als sie bewiesen hatten, daß Deutschland weder den ersten Weltkrieg begonnen noch Greuel begangen habe, begann Deutschland den zweiten und beging alle Greuel und noch viel mehr.

Jeder Krieg kann nur mit seinem bestimmten Frieden enden, also der Weltkrieg nur mit einem Weltfrieden. In Wahrheit ist seit vierzig Jahren kein Friede geschlossen worden. Den technischen Krieg hat jedesmal ein Waffenstillstand abgeblasen. Aber das Abblasen des Schießens ist nicht von den Geschichten und Feiern der beteiligten Völker begleitet worden. Der Friedensschluß steht noch aus. Daher ist jede politische Gedankenarbeit heute entweder die Fortsetzung der Kriege oder sie wird der Mobilisierung auf den Friedensschluß hin gewidmet. Unser Denken ist also eingespannt in diese Zeitspanne: die einen streben vor den Waffenstillstand zurück, die andern über ihn hinaus. Objektive, zeitlose Geschichte kann es nie geben. Die, die sich ihrer rühmen, lügen.

Die Mobilmachung, der ich diene, ist eine unerwartete, ja seltsame Parallele zur Mobilmachung für den Krieg im Einzelvolk. Die Mobilmachung für den Frieden muß sorgfältig vermeiden, aus dem Zufallsraum eines einzelnen Landes heraus zu operieren. Die Mobilmachung für den Krieg wäre unmöglich, ließe sich kein Soldat von der Übersteigung seines privaten Interesses am eigenen Leben ergreifen und bliebe bloß selbstbewußt; daher scheitert auch die Mobilmachung für den Frieden, wenn die Begriffe von heute das letzte Wort behalten. Wen die Bestimmung, Frieden zu schließen, nicht ergreift, der hat Ohren zu hören und hört doch nicht. Die nationalen Geschichten sind die Herde dieser Selbstbetäubung.

II. Fremdherrschaft.

Der Ausdruck ist nur a potiori gewählt. Er soll ganz allgemein besagen, daß, wenn gerecht regiert wird, es total gleichgültig ist, wer regiert; in Ägypten hat ein Albanese gerecht regiert, in England die Normannen, in Rußland Rurik

und die Waräger und die Deutsche Katharina II., in Spanien die Bourbonen, in China die Mongolen. Die hinter dem unzulänglichen Wort liegende Sache „Fremdherrschaft" hat Metternich formuliert: Die gemeinsamen Aufgaben aller Staaten seien in jedem Zeitpunkt wichtiger als die wahren oder vermeintlichen Gegensätze zwischen den verschiedenen Staaten.

III. Scheinregiment.

Diesen Ausdruck wähle ich, weil Anarchie mißverstanden werden müßte. Nicht die Tatsache, daß nicht wirklich regiert wird, sondern ebenso sehr die Tatsache, daß die Staatsformen es nicht merken, daß nur die Etikette „Regierung" auf der Flasche klebt, die Flasche aber leer ist (siehe unser Motto), muß mit dem Wort „Scheinregiment" getroffen werden. Es wird dann verwaltet, aber nicht regiert. Von 1846 bis 1860 wurde in den Vereinigten Staaten nicht regiert, und John Quincy Adams, der von 1825 bis 1829 Präsident war, hat dies durch Jahrzehnte kommen sehen. Jedes Land hat solche Zeiten.

Solange die Juristen „dem" Staat seine Behauptungen aufs Wort glauben, sind sie so scheinheilig wie die armen römischen Theologen, die den Freveln der Borgias die Etikette der Heiligkeit nicht abzureißen verstanden. Die Reformatoren wurden dieses Spieles müde und zeigten, daß die Heiligkeitsflasche leer war. Unseren Juristen ist geboten, dasselbe für die Staaten zu leisten. Dazu müssen sie aufhören, das Wort „Staat" im Singular zu gebrauchen. Jede Staatslehre, die mit dem Singular „der Staat" anhebt, mag der Leser als veraltet weglegen. Denn diese Art einzelstaatlicher Gerechtigkeit ist unmöglich geworden. Je mehr ein Staat allein gedacht wird, desto ungerechter wird er. Das ist die Gegenthese gegen Erich Kaufmanns: „Der Sinn des Staates ist der siegreiche Krieg" von 1913.

IV. Souveränität.

Ohne Krieg nach außen und Fremdherrschaft von außen wird jeder Verband versucht, der Innendekoration zu frönen. Die Epigonen haben ihre Tapeten voller Embleme des Staates. So frönen die hundert und einige Standarten an den deutschen Ministerautos der komischen Innendekoration. Wird nämlich die wirkliche Fremdherrschaft verdrängt, oder die Kriegsgefahr oder — in Amerika 1850 die brennende Sklavereifrage — dann wird das getrennte Marschieren der Spezialisten nicht durch die Schlagkraft des Vereint-Schlagens balanciert. Alsdann wird dem zufälligen Gebiet von Portugal oder Albanien oder Deutsch-Österreich, also einem Raumstück unseres Planeten Erde, ein eigener Geist zugeschrieben, eben die sogenannte Staatsräson, welche eine weltliche Konkurrenz zum Heiligen Geist allmählich geworden ist[1].

[1] Giuseppe Ferrari, La Raison d' État. Paris 1860. Es ist beschämend, daß die schwächliche Schrift von Friedrich Meinecke über die Staatsräson den weltweiten Wurf Ferraris hat vergessen machen.

Unbefangene Erwägung führt darauf, daß einhunderttausend Quadratkilometer Bodenfläche und der „Geist" als handlungsfähige Vernunft immer nur vorübergehend aufeinander bezogen werden können. Ein schlesischer Konservativer fabelte nach 1930 lebhaft von „östlicher Staatsgesinnung". Er wollte es den Westlern auswischen. Inzwischen gab es doch aber die Bolschewiki in Moskau. Als ihm das vorgehalten wurde und man ihn bedrängte, das Wörtlein „östlich" genauer zu bestimmen, sprach er kühn: „Ich meine so die Gegend um Kottbus und Sprottau." Das war Humor.

Meine „Europäischen Revolutionen" haben die vorübergehende Verflechtung des Pneuma mit einem bestimmten Gebiet Periode um Periode erzählt. Sie sind eine Pneumato-Analyse der Nationen, statt einer bloß griechischen Psycho-Analyse der Individuen. Denn analysiert wird die Sprache der Geister, die jeweils aus dem Heiligen Geist hervorbrechen. Bei der Zersplitterung aller Europäer in Theologen oder Philosophen ist mir nicht einmal meine Fragestellung abgenommen worden. Ich habe nur den Satz, daß „der Geist wehe, wo er will", einmal ganz ernst genommen. Bis heute weigern sich die nationalen Literaturhistoriker, Staatsrechtslehrer, Geschichtsprofessoren, die furchtbare Gewalt dieses Satzes zu bedenken. „Wann weht der Geist wo? Wann hat der Geist wo geweht?" ist doch aber die Frage aller Fragen. In jedem Augenblick richtet sich jeder Staat nach der alle Staaten gerade aufwühlenden Frage. Dieselbe Goldmarkverordnung hat 1923 in der Saar angehoben, in Österreich Schule gemacht, wurde von Schacht und in Polen und Rumänien kopiert. Aber in Deutschland gilt sie als ein deutsches Gewächs und so überall. Die Eitelkeit verbot, die nationale Geldstabilisierung als einen weltweiten Vorgang anzuerkennen. So war es mit den Hemden, braun, schwarz, grün, silbern. Aber so war es auch, als die Tyrannis alle griechischen Städte befiel, als dieselben Zunftrevolutionen in jeder Reichsstadt Italiens und Germaniens das 14. Jahrhundert erfüllten. Guiseppe Ferrari ist verlacht worden, weil er dies von derselben Frage Bezwungenwerden für Europa und China postulierte (La Chine et l'Europe, 1869). Aber die Spötter haben gar nicht verstanden, um was es geht. Die Art der Antwort ist nämlich frei, aber erst und nur für den Fall, daß du die weltweite Schicksalsgemeinschaft in der Fragestellung demütig auf dich nimmst. Die Fragen sind bald groß, bald klein. Heute heißt die Hauptfrage „Vollbeschäftigung", das heißt eine Totalmobilmachung der wirtschaftlichen Energien im Frieden auch ohne Krieg. Denn der Schwindel der Souveränität ist ausgeträumt.

Aus den vier dauernden Möglichkeiten der Regierung: Scheinregierung, Friedensregiment, Kriegsregiment, Fremdherrschaft, hat ja der neuzeitliche Jurist sich ganz willkürlich das Friedensregiment als das normale herausgeschnitten und darauf sein Gedankengebäude des Verfassungsstaates errichtet. Den Krieg erklärte er für die Ausnahme. Laband konstruierte das preußische Offizierskorps als bloße Zivilbeamte! In USA gilt die Offiziersauslese als eine Aufgabe des „Management". Überall sollten die Vorstellungen der Wirtschaft im Frieden

ausreichen, um den Staat zu tragen. Schon im ersten Bande (Seiten 245 bis 270) sind die wahren Schaltvorgänge von Krieg in Frieden und von Frieden in Krieg sichtbar geworden.

Nicht der souveräne Staat, sondern der Staat im Frieden ist erfaßbar und verfaßbar. Er ist es aber nur unter den Bedingungen des Zeitdenkens.

Diese Bedingungen besagen:

Der Staat im Frieden, jedes Friedensregiment, muß auf der einen Seite gewärtig bleiben, in Nicht-Staat, in ein Scheinregime bloßer Verwaltung und Lethargie abzurutschen. Auf der anderen Seite muß er sich in Kriegsregime umwandeln lassen. Ein Staat, der mit sich selber Götzendienst treibt, der sich für unbedroht von Anarchie und bloßer Bürokratie hält, und der in Sachen „Krieg" nur „neutral" sein will, hat aufgehört, zu leben. Denn der Kampf gegen den Marasmus der Bürokratie und die Kraft, Krieg zu führen, müssen beide unausgesetzt dem Friedensregime seine Grenzen ziehen.

Wer aufhört, den „Frieden" für normaler als den Krieg auszugeben, der wird das Wort Frieden als ein *Zeitwort* verstehen. In diesem Sinne einer Periode darf also das Friedensregime zwischen dem mobilisierten Kriegsregime und dem schlappen Scheinregime als eine Zeitform des politischen Kalenders anerkannt werden.

Was wir heute erleben, ist dies: Die Wirtschaftskrisen entmannen den Friedensstaat. Er macht heute Anleihen bei den Kriegsgrundsätzen des mobilisierten Staates, das heißt des Staates im Kriege, um sein Friedensregime auf dem Qui Vive? zu erhalten. Kommunismus, Faschismus usw. sind Versuche, aus der Tabelle

1. Fremdherrschaft,
2. Kriegsregiment
3. Friedensverfassung (irrig als souveräner Staat und als Normalfall behandelt)
4. Taubheit, Bürokratie ohne Entscheidungen[1]

die Ziffern 2 und 3 so eng zusammenzubringen, daß die Ziffer 2, die Friedensverfassung, auf der hohen Tourenzahl des Hindenburgprogramms der Kriegsindustrie von 1916 laufen kann.

Alle Völker sind in derselben Not.

1830 hieß die Frage aller Fragen: nationale Selbstbestimmung; und gewisse Restbestände dieser Frage geistern noch in den Kolonien. Aber auch im Nahen Osten ist die echte Frage die technische Überlegenheit der Israeliten gegenüber den Arabern. Diese technisch-wirtschaftliche Überlegenheit ist der echte Streitpunkt. Amerika hat in Israel einen Ableger seiner Industriegesellschaft als

---

[1] Englisch heißt die Gestalt 4 sehr gut „Caretaker" (Hausmeister) Regierung. „Scheinregiment" soll dasselbe besagen.

Pfahl ins Fleisch einer Welt von Beduinen und Fellachen getrieben. Dafür hat die Neuzeit als Antwort nur den Krieg gekannt. Nach dem Großen Kladderadatsch der Weltkriege aber ist die nüchterne Anerkennung der Jahreszeiten der Regierung das Gebot der Stunde. Frieden und Krieg enthüllen sich beide als Mittelwerte, die zusammenstehen müssen gegen zwei bisher ausgeklammerte Grenzvorgänge, nämlich das Beherrschtwerden von außen und das sich Auflösen innen.

Zusammen müssen Kriegsgeist und Friedensgeist die Gerechtigkeit retten. Sonst ist die Fremdherrschaft dem Scheinregiment vorzuziehen. Denn jede Regierung, die nichtregiert, hört auf, gerecht zu sein. Regierungen sind sterblich[1].

6. Abschnitt

Das Zeitenspektrum

Die Gezeiten, in denen wir geschehen, Tag und Jahr und Lebensalter und Jahrhundert, sind Geschöpfe wie Veilchen, Rose, Eiche, Hochgebirge. Sie sind nicht Dinge. Denn Dinge wären wie Waren; sie ließen sich vervielfältigen: tausend Tage wären alsdann $1 + 1 + 1 + 1 \ldots\ldots = 1000$. Aber tausend Tage sind keine Summe. Sie haben die Eigenschaft einer Ganzheit genau wie tausendundeine Nacht durchaus nicht aus 1000 einzelnen Nächten sich zusammensetzt. O nein, es ist die unsterbliche, einzigartige, spannende „Tausend und eine Nacht". Daß von den 600 000 nachweisbaren Insekten jedes unnachahmlich sei, weiß ein jeder. Gerade so unnachahmlich ist das zwanzigste Jahrhundert, und zu seiner Erklärung hilft uns seine Zerlegung in 365 mal 100 Tage gar nichts. So steht es auch mit dem Tage als Einheit:

„Was sollen wir sagen zum heutigen Tag?
Er ist nun einmal von besonderem Schlag."

Weil jede Stunde unnachahmlich ist, erlischt unsere Kraft, in dies Geschöpf einer guten Stunde verständnisvoll einzugehen, sobald wir eine andere Stunde dabei nachahmen sollen. Wird mir beispielsweise vom Zeitstudienmann die Fabrikstunde sozusagen vorgekaut oder vorweg abgestoppt, so wird sie zur „Fremdzeit". Von dieser Fremdzeit hallt die Fabrikwelt wider; der Jammer der Toten in der Unterwelt war wohl ähnlich. Wird von Psychologen oder Pädagogen eine Schulstunde geplant und gemanaget, dann tötet sie in den ihr Ausgelieferten die Kraft, zu zeitigen. Sie fangen an, sich wie Rasende zu gebärden, und solche psychologisch Behandelten schlagen dann die Zeit tot. Man

---

1 Weiteres hierzu in „Die Einheit des Europäischen Geistes" (Das Geheimnis der Universität 1958, S. 70 ff).

hat sie selber erst aus der Zeit herauspräpariert; ihre Rache schlägt nun die ganze schön präparierte tote Zeit des Herrn Pädagogen in Scherben. So werden sie quitt[1].

Nun soll ja auch die „Freizeit" so vorweg und weg organisiert werden. Das Leichenfeld getöteter Zeiten wächst. Immer mehr Zeit wird totgeschlagen. In milderen Fällen wird sie – man denke an das Wort Zeitvertreib – vertrieben.

Dabei ist es anscheinend unbekannt, daß unter allen unseren Sinnen, das heißt den klammernden Organen, die uns in diese schöne Welt einwurzeln, daß unter ihnen der Zeitsinn der oberste, zarteste und ermüdbarste ist. Er ist aber so gründlich von Idealisten und Materialisten niedergeknüppelt worden, daß nicht einmal dieser sein Ehrenplatz an der zartesten Spitze anerkannt wird. Die Experimentatoren an unserem lebenden Leichnam, die sich ironisch Psychologen nennen, verwechseln ihn mit der Uhrzeit. Aber schon damit streifen sie den Zeitsinn ab wie den Farbstaub vom Schmetterling. Der Vergleich ist nicht gewaltsam. Denn wie unsere Finger den Glanz vom Falter streifen, so verschwindet der Zeitsinn zuerst und zu oberst, wenn dem Menschen seine Unbefangenheit geraubt wird. Schon der selbstbewußte Mensch büßt ihn ein. Der Trunkene verliert ihn, und zwar als ersten Sinn aller seiner Sinne. Lange bevor er sinnlos berauscht ist, weiß er schon nicht mehr, was die Stunde geschlagen hat. Deshalb brauchen die Wirtshäuser ja nur die Polizeistunde. Sie muß den Angeheiterten den Sinn für die Zeit ersetzen.

Aber die Psychologen mit ihren Reaktionszeitproben abstrahieren von ihm. Sie wollen ja einen Mittelwert ausmitteln. Dazu wird also von der Zeit am 1. Oktober, am 15. Oktober und am 30. Oktober abstrahiert. Der Mittelwert interessiert die Herren. Aber die lebendige Seele bezeugt sich nur darin, daß ihre Zeitmaße in Glück und Unglück, morgen und Abend voneinander abweichen. Mögen Physiker Mittelwerte errechnen. Wer den Menschen begegnen will, die noch oder schon leben, der muß darauf achten, wie jede Stunde ihr eigenes Maß ihnen aufprägt. Je größer die Zeitausschläge, desto unbefangener quillt die Quelle des Lebens, der Zeitsinn und das Taktgefühl.

Es muß daher erst einmal laut ausgerufen werden, daß The Sense of Timing, die Geistesgegenwart, der Sinn für das, was an der Zeit ist, unter uns von sogenannten Pädagogen, in den Schulen aller Art, von den Ingenieuren und ihren Helfershelfern in der Industrie und von den Organisatoren in den Kirchen aller Konfessionen heute systematisch zu Tode gequält und beleidigt wird.

Da Kairos im Griechischen die Gunst der Stunde bezeichnet, so wage ich den Satz: Die meisten Psychosen sind Kairosen. Das heißt, sie entspringen der fortgesetzten Mißhandlung unseres Kairos, des Sinnes für die Gunst des Augenblicks: „Was Du mit der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Der nicht „beim Stirnhaar gefaßte" Augenblick rächt sich an uns durch den

---

[1] Zur Sache meine Werkstattaussiedlung 1922, Lebenszeit in der Industrie 1926, Unbezahlbarer Mensch 1955.

Rest unseres Lebens. Er macht uns krank. Wir alle sind Trümmerfelder versäumter Gunst. Es gibt Schutthalden versäumter Tage.

Im Kairosjahrbuch von Paul Tillich hatte ich die Seelenführung heiler Menschen zu beschreiben. Weil sogar unsere Sprachmittel dafür zerstört worden sind in einer an Automatenzeit glaubenden Gesellschaft, so bestimmte ich das Hineinführen der Seelen heraus aus der Humbugzeit der Physiker in die angenehme und vollzählige Zeit mit dem Hinweis auf das angenehme Jahr des Herrn. Jeder, der mit ihm zusammen oder auf ihn treffe, entpuppe sich da von verschieden starker Zeitsensibilität. Alle seien wir „*Socii Aetatis Jesu*", Zeitgenossen Jesu. Von daher erst lasse sich der Grad des zeitlichen Abstandes jedes dieser „Zeit"genossen von dem angenehmen Jahr und von der Zeit und Stunde des Kommens abmessen. Ein ganzes Volk kann ohne einen solchen Maßstab der erfüllten Zeit in geradezu falsche Zeiten eingelullt werden, so wie die Vereinigten Staaten und Deutschland zwischen 1923 und 1928. Die Menschen waren geistig im Jahre 1928 weit hinter 1923 zurückgefallen. Daher schrie ich meine Freunde 1928 mit einem Aufsatz wach: „ Die rückwärts gelebte Zeit" („Die Kreatur", Band III). Aber für so treffend ich auch heut diesen Grundbegriff halte, so ist er anscheinend so schwierig wie die Einsteinsche Formel. Jedoch scheint mir der unreif, der sich ihm verschließt.

Es muß aber wiederholt werden: Die Ursache für so viel Mißbrauch unseres Kairos, unserer guten Gelegenheit, liegt in ihrer Flüchtigkeit. Sie ist volatil, so volatil wie der Weingeist oder ein Parfum. Sie gleicht in der Tat dem Geruch. Auch der Geruch ermüdet leicht. Er ist zart. Das zarteste innerhalb des Lebens ist eben auch sein Lebendigstes. Ein Menschenbaby steht höher als ein Plesiosaurus, denn es ist unendlich viel zarter. So mag es sich erklären, daß ich den Ausdruck „Zeitsinn" soviel ich weiß, selber habe prägen müssen, daß aber die Sache selber mit der schöneren Benennung „Zartsinn" uns vertraut ist.

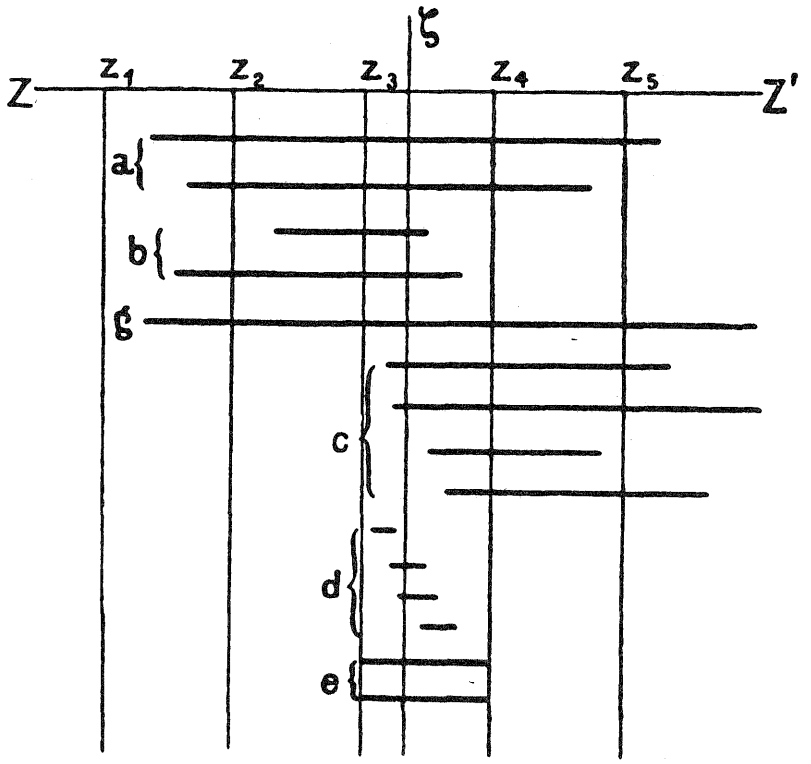
Denn es ist offenbar nicht wahr, daß Mann und Männin nur fünf Sinne hätten. Der Zartsinn ist das sapere der sapientia, das Wissen der Weisen. Verglichen mit diesem Sinn der Sinne ist die Theorie immer schon banal und grob. Es geht dann wie bei Lohnverhandlungen zu. Da schmauchen und rauchen die Männer, weil sie sonst sich nicht gegenseitig langsam genug zermürben und rösten können. Wer's am längsten aushält, setzt da seinen Willen durch. Wer ist das aber? Denn die Sprache ist ja so deutlich — der stumpfsinnigste. Mir sagte ein damit — nämlich dem Stumpfsinn der Lohnverhandlungen — betrauter Freund, ohne dicke Zigarren lasse sich das nicht aushalten. Man könne sich gegenseitig sonst nicht ertragen. Vergleichen wir das mit dem Zartsinn, der in der ersten Sekunde alles begreift, so wird der Prozeß überzeugend: am Verhandlungstisch stehlen sie einander absichtlich die Zeit; sie sind aber resigniert; sie müssen da hindurch. Also muß ihr Zartsinn beherzt abgewürgt werden, so wie bei Spitteler Zeus Weltherrscher wird, weil er die zarte Ägis zu erwürgen sich entschließt. Darum rauchen sie wie die Schlote. Eine kranke, zeitkranke Situa-

tion wird akzeptiert, indem die Verstrickten ihren Zeitsinn hergeben und verkümmern lassen.

Die gelehrten Untersuchungen über Zeit, die mir bekannt sind, untersuchen getötete Zeitquanten. Lebende könnten nicht mit der Uhr gemessen werden. Sie werden sogar in den Lehrbüchern der Psychologie geometrisch sichtbar gemacht. Eins dieser Schemen, mit dem ich oft meine Studenten über diese Mörder aufgeklärt habe, sieht schlicht und ergreifend so aus:

Zeit: Vergangenheit / Gegenwart / Zukunft

oder ein wenig komplizierter:



soll den gegenwärtigen Bewußtseinsaugenblick bezeichnen

Die wissenschaftliche Mißhandlung der Zeit stammt aus Dittrich, Bilderatlas zum ersten Bande seiner Sprachpsychologie, Halle 1903. Die sogenannten Christen von heute ahmen das nach. Der Rev. Barbour im „Listener", December 1957, col. 923, erklärt die Zeit für eine gerade Linie und fügt hinzu: „At various points along the bit of the Line that is past, there are marks showing where important things happened." Die Strichzeichnung Dittrichs macht, wie man sieht, von dieser geometrischen Vorstellung Gebrauch ganz ohne Unterscheidung von Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit. Daher wird hier geleugnet, daß die Zukunft von ihrem Ende her rückwärts auf uns wirkt und daß die Gegenwart die antineurasthenische Wirkung auf uns ausübt, uns zu überzeugen, daß wir Zeit haben. Psychologisch wird daher die Zeit erst dadurch

wahrnehmbar, daß wir zwischen der Zeit, die uns hat, und der Zeit, die wir haben, im Licht unserer zukünftigen Bestimmung seelenvergnügt unterscheiden. Der Mann des Bilderatlasses ist nur im Irrenhaus zu finden. Lesenswert E. Minkowski, Le Temps Vécu, Recherches Philosophiques V 1935, 65 ff., dessen eigenes Gegenbild (S. 91) aber auf halbem Wege stehen bleibt.

In Dittrichs unwidersprochen seit hundert Jahren in Lehrbüchern weitergegebenem Schema wird die dreigliedrige Zeit trotz ihrer drei Glieder für monoton angesehen und deshalb unterschiedslos unterteilt. Der erste Band hat sich bereits gegen diese „Laplace"-Zeit gewendet. Aber dieser Band muß darüber hinaus gelangen, diese getötete Zeit nur zu beklagen. Als Ausgangspunkt halten wir fest: die geometrisch projizierbare Zeit ist abstrakte, und das heißt totgeschlagene Zeit; der Zartsinn des Zeitigen, des Kairotischen, ist da ausgerottet. Wir tun nun einen zweiten Schritt. Wir identifizieren dies Verhalten mit dem Atheismus. Atheismus ist nämlich nicht das Jonglieren mit Behauptungen, es gebe keinen Gott. Es ist Gott-losigkeit. Der Gottlose leugnet Gottes Gegenwart, nicht die Wörter der Religion. Die Gegenwart Gottes aber leugnet jene geometrische Figur, welche die Zeit mit der Elle mißt. Dann wird es sinnlos, zu sagen, es sei höchste Zeit, oder etwas sei unzeitgemäß. Es wird sinnlos zu sagen: wir müssen einen Vorsprung einholen. Und noch sinnloser, etwas nachzuholen. Da der Glaube heischt, daß wir gelegentlich nachholen müssen, was wir versäumt haben – das heißt ja Buße –, und da er uns ermutigt, einen Vorsprung zu gewinnen, so glaubt er an eine Gegenwart, in der wir Herr, sei es der Vergangenheit, sei es der Zukunft, werden.

Also ist die Gegenwart nicht der gleichen Qualität wie gestern oder morgen, und zwar gerade „psychologisch" darf sie so in heilen Psyches nicht erscheinen, weil sie dann ihren Charakter als Gegenwart verlieren würde. Sie fiele dann herunter zur tausendsten Sekunde zwischen dem unaufhörlichen Abfall des Gestern in den Abgrund der Vergessenheit oder doch der sinnlosen Vergänglichkeit und dem wilden Rennen in die heranbrausende unaufhörlich uns übermannende Zukunft. Geisteskrankheit ist daher die Folge dieser Kairoserkrankung, in der eine Gegenwart sich nicht zwischen Gestern und Heut seelenruhig auszubreiten vermag, sondern schrumpft. Gedankenflucht, Todesangst oder stumpfe Gleichgültigkeit sind die Folge dieses Schrumpfens. Die Gunst des Augenblicks, der Stunde, des Tages wird immer da verscherzt, wo der Kairos nicht als ruhevolle Gegenwart aus dem Wasserfall des Zeitablaufs emportaucht. Ist also Gegenwart ohne Erhöhung über Vergangenheit und Zukunft, dann lebt kein Gott zu strafen und zu rächen, dann regiert ein blindes Fatum die Welt, und dann wird unser Bewußtsein ein Fluch und ein Hohn auf unsere Sklavenlage.

Damit erweist sich der Takt und der Zartsinn, die auf die Frage „Wann?" Antwort geben, als die Linien des Kosmoslebens in uns hinein, über die weder der Physiker noch der Metaphysiker noch der Psychologe in ihrer Arbeits-

teilung irgend etwas wissen können. Dies Thema der „Wannheit" entgeht ihnen allen dreien. Es hält dafür uns alle zusammen, sobald wir die Geduld aufbringen, einen Augenblick uns weder als Naturforscher noch als Theologen noch als Politiker zu gebärden. Wer die Frage aushält, wann sollen wir Geld für die Physiker, wann Zeit für den Gottesdienst, wann Opfer für den Frieden bringen, der wird erst unseres Themas gewahr. Denn ihm hilft es nichts, die eine Zeit in Physikalische Zeit, kirchliche Festkalender und politischen Druck aufgedröselt zu haben. Er muß ja doch „jetzt" sagen. Ihm geht auf, was wohl der Erzbischof Soederblom gemeint haben mag, als er im Sterben als sein letztes Wort ausrief: Jetzt ist die Ewigkeit. Wer jetzt sagt, glaubt an Gottes Gegenwart, glaubt, und das in einem Atem, daß er die Welt mit Gottes Hilfe meistern kann, und daß er sich unter dem Anprall dieses Jetzt zu wandeln und Person zu werden vermag. Die Welt, die Person und Gott werden alle drei in dem einen Ausruf: „Jetzt" behauptet. Denn die Welt geht uns nun als Vergangenheit an, Gott als Gegenwart, die eigene Person als Zukunft. Aber die Drittelung geschieht nicht etwa so stumpfsinnig wie mit der toten Zeit, daß die Person nicht ihre Vergangenheit in ihre Zukunft mitbrächte, oder die Welt nicht ihre Zukunft schon in ihrer Vergangenheit angelegt fände. ALLE DREI ZEITEN sind vielmehr in Welt, Gott und Mensch unübersehbar, unüberhörbar wirksam. Aber sie sind es in total verschiedener Anordnung. Jeder Leser kann sich davon selbst überzeugen. Wer die Freiheit hat, allen drei Mächten offen zu stehen, dessen Zeitsinn ist vollkommen. Er kann ausrufen: „Noch ist es nicht Zeit", wie Helmuth James von Moltke, als er nach Afrika ging, oder Athanasius, als er zu den Mönchen floh, oder Dietrich Bonhöffer, als er Professor in New York 1938 wurde. Es war eben „noch nicht" Zeit. Aber dann kam die Zeit, so es hieß: „Einer muß jetzt dran glauben." Und da wir nicht nur als Heiden in der Antike leben, wo dem Kairos, dem günstigen Winde, der Langemarck-Frühling der deutschen Studenten oder die Königstochter Iphigenie geopfert wird, so war nun dem Kairos das eigene Leben anzubieten. Bonhöffer entsagt dem Theologespielen, Moltke verzichtet auf sein gutes Leben in Südafrika und London. Von heilen Seelen scheint fast immer verlangt zu werden, daß sie abwechselnd sagen sollen: „Jetzt ist es Zeit" und: „Jetzt ist es nicht Zeit." Jesus selber hat ja abwechselnd die eine und die andere Erwartung betätigt; er ist lange dem Martyrium aus dem Wege gegangen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß immer zuerst die Entscheidung des „Noch nicht" falle und dann eines Tages das „Ja, Jetzt", so als ob immer alles in Tod und Leiden ende. Es gibt auch zahllose Biographien, in denen die Opfer zuerst verlangt werden und später dem Opferbereiten aufgeht, daß nunmehr die Wiederholung des Opfers ein grausiger Irrtum wäre. Das wird seltener bepredigt und ist weniger effektvoll. Aber vielleicht ist der Fall des Lieblingsjüngers Johannes solch ein Fall gewesen. Er lief nicht vom Kreuz davon wie alle andern Apostel. Hat er sie gerade deshalb alle überleben dürfen?

Was hat es mit dem „Jetzt" denn auf sich? Nun, der, der Jetzt spricht, erschafft einen neuen Rhythmus der Zeiten. Wir sahen im dritten Kapitel schon, wie der barmherzige Samariter einen neuen Stundenplan an die Stelle der Fahrpläne des Priesters und des Leviten treten ließ. Jedes „Jetzt" ist ein schwaches Abbild des großartigen Wortes der Gegenwart: „Heute habe ich Dich gezeugt." Unter Berufung auf dies Wort hat Jesus die Gott angenehme Zeit, welche die Vollzahl der Zeiten verkörpere, verkündet und gelebt. Den Laplaces gilt er gerade deshalb als ein Schwärmer, denn beruft er sich nicht auf etwas, was sich nicht sehen läßt? Der Sinn, mit dem wir die Frage „Wann?" beantworten, geht allerdings nicht durch das Auge. Er wird sogar durch das Auge und das Sehenwollen vernichtet.

Der Sinn für das „Jetzt" greift in den Ablauf ein und ändert den Rhythmus des Geschehens. Damit ist er also ZEITSCHÖPFERISCH. Er fühlt einen ungeschaffenen Rhythmus voraus und ordnet sich der Notwendigkeit dieses neuen Rhythmus so vollständig unter, daß er sogar den menschlich-leiblichen Träger seines Sinnes, nicht im Wege als Hindernis stehen läßt. Der Zartsinn wirkt auf uns selber wie ein Narkotikum, nur in umgekehrter Richtung. Der Rauschtrank hebt das Selbstbewußtsein und tötet den Zeitsinn. Der Zartsinn hingegen hebt den not-wendenden Rhythmus aus dem Nichts empor und macht uns darüber so selbstvergessen, daß unser „Selbst" keine Rücksicht findet. Der Eintritt des Ereignisses wird so sehr der Sinn meines Sinnens, daß meine Selbstaufgabe eine bloße Folge davon wird. Hier läuft die Grenze gegen den Fanatiker. Der ist so sehr mit sich selber beschäftigt, daß er sich auch ohne Sinn und Verstand opfert. Nicht so der Zartsinnige. Er tritt nur so tief in den Gang der Ereignisse ein, daß darüber die töteren Teile seines Selbst gleichgültig werden. Im Zeitsinn wird der Schöpfungsprozeß, den ja auch die Gottlosen für die Gletscher und die Sterne weitergehen lassen, Herr über mein eigenes Dasein. Gott vermag mit unserer Hilfe den Kosmos dann weiterzuschaffen, wenn unser Zeitsinn über unsere eigenen Ansichten und Absichten triumphiert. Unsere Ansichten aber und unsere Absichten zusammen sind unsere Selbstbehauptung. Deshalb hat Jesus auf sie am Kreuz ausdrücklich verzichtet. Es hat mithin die Kraft, „Jetzt" zu sagen, den Rang des für die Gattung in uns operierenden Sinnes. Der Soldat, der für sein Vaterland fällt, „gattet" seinen Ahn und seinen Enkel. Er wird im Opfer des Lebens mehr, als er sonst wäre. Denn wir sind immer entweder Enkel oder Ahnen, in allen Handlungen vom Leben her und um unseres eigenen Lebens willen. Aber die Sprache hat den Gattungsnamen Ahn und Enkel oder – kurzfristiger – Vater und Sohn von jeher ein drittes Wort zugesellen müssen, nämlich den Namen, mit dem Väter und Söhne, Enkel und Ahnen gleicherweise die anrufen müssen, dank deren die Kette der Gattung nicht abgerissen ist. Der dritte Name mag Held lauten oder Heiliger, aber wer den Zeitsinn respektiert, der muß den dritten Namen in seinen Sprachschatz so aufnehmen, etwa wie neben die Namen für Tochter oder Mutter der dritte Name „Braut" gehört.

Deshalb hat es seit Anbeginn der menschlichen Geschichte Kriege gegeben zum Unterschied von Mord und Totschlag. Wo nämlich der dritte Name ertönt, wo die Glieder einer Geschlechterfolge sich dankbar an die halten, durch die es die Gattung gibt, dank deren gerade diese Art Volk oder Menschentums sich hat durchsetzen dürfen, überall da bewährt sich der Krieg als ein Ereignis eigener Art. Denn wo Personen ein Sonderamt bekleiden, ist ein Stück Schöpfung anzuerkennen. Den Krieg also macht nicht das Schießen oder das Töten. Sondern den Krieg macht die Berufung der Überlebenden auf den Sinn der Opfer.

Kriege werden jedesmal zu Ende sein, wenn der Schrei ertönt: „Lieber weglaufen, als scheintot im Massengrab." Oder „der bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht" oder „ohne mich". Oder „Jeder ist sich selbst der Nächste". Diese Banalitäten vollziehen dasselbe an unserm Zeitsinn, was die Zoten am Gattungssinn versuchen. Die Zote deutet unsere Zeugungskraft um in eine Betätigung unseres Selbstgefühls. Die Feigheit mißdeutet unseren Opferwillen um, als ob sein Stirb und Werde ja doch nur der Ausdruck eines verirrten Selbstgefühls sei. Den Zotenreißer Falstaff wurmt es, daß Opfersinn und Geschlechtskraft über uns selber triumphieren sollten. Der Zeitsinn stellt die Weiche zwischen den Zügen, die uns „selber" zur Vollendung tragen, und den Zügen, die in die Geschlechterfolge hineinfahren. Das Umlegen dieses Hebels ist dem Selbstverstande, d. h. dem bloßen Verstande unverständlich. Denn mit dem Umlegen des Hebels von Selbst auf Gattung tritt auch der Kopf mit seinen Gedanken in den Dienst eines dem Selbst verschlossenen Denkzusammenhanges, eben dem Gange der Ereignisse durch alle Zeiten hin. Wenn Kopf und Hand und Magen, Arme und Beine das Selbst zu bilden scheinen, so vermag das Herz sie doch alle umzukommandieren und dem Soldaten der Gattung Gedanken und Taten, ja sogar Bedürfnisse einzugeben, die „mir" nicht selbstverständlich sind. Der Magen kann eine ungeheure Fastenzeit auf sich nehmen wie im Falle Ghandis; die Hände können den eigenen Leib in Lebensgefahr bringen, und der Kopf kann an sich selber vorbei den Zusammenhang der Zeiten denken, an mir selber vorüber, ja meinen Tod in seine Rechnung einsetzend.

Wenn man die Bücher der „Literatur" ließt, so wird der Weichensteller geleugnet, der Zeitsinn wird für etwas Mystisches oder „Ideales" erklärt, und sogar Opfer werden aus dem „erleuchteten Selbstinteresse" hergeleitet. Diese selben Bücher aber beschreiben eigentlich ohne Ausnahme Sensationshascherei, Ruhmrednerei, Eitelkeit, Prestige, also die wertlosen Nachahmungen der Gattungshandlungen durch den Affen Individuum. Deshalb ist Tolstois „Krieg und Frieden" solch ein Riese unter den Romanen, weil da der Zeitsinn die Weiche zwischen Krieg und Frieden, Selbstgedanken und Gattungsgedanken kraftvoll umlegt. Dadurch hat Tolstoi den rein individuellen französischen Roman in ein Epos von dem Gattungsmaß Homers zurückverwandelt.

So haben wir zwei Extreme ermittelt: die schöpferische Kraft, eine neue Zeit zu beginnen, und im Widerspruch zu ihr die Cartesische Regel (unser Band I, 317), daß alle Körper in der einmal ihnen innewohnenden Bewegung verharren. Wir sagen: Der von der Schwerkraft regierte Körper ist der toteste; der eine neue Zeit durch Opfer einsetzende Leib ist der lebendigste. Wäre nun dieser Dualismus zwischen den Extremen alles, was über die Zeitigung zu sagen ist, so hätte dies Kapitel keine Aussicht, den Leser über die von ihm in anderen Formeln längst gehörten Gemeinplätze der Metaphysiker hinauszuleiten. Gott und Welt, Freiheit und Verhängnis, Natur und Mensch, das sind alles dualistische Formeln für die alte Frage, ob wir Götter oder Materie seien.

Diese Zweiheit: hier Quantitäten mechanisierbarer Zeitabschnitte, dort Qualitäten noch nie dagewesener Zeitalter, muß von uns aufgegeben werden. Diese Zuversicht treibt mich zur Darstellung. Die beiden Extreme entsprechen nicht unserer Haltung im Leben. Wie der Gedanke so oft übertreibt, um zu begreifen, so übertreibt der Gegensatz zwischen Elektron und Gott die Frage nach der Zeit so sehr, daß sie unlösbar wird.

Weder der Fascist, der mit Herrn Tito die Freiheit dem Größenwahn der Diktatur aufopfert, noch der Mob, der jeden Dreckspatz mit göttlicher Freiheit begabt sehen will, sind normal. Normal sind die zwischen Krieg und Frieden, zwischen Selbst und Gattung frei hin und her sich wendenden Menschen und Völker. Also hören die Göttlichkeit und die Materie auf, Gegensätze zu sein, da sie ja in einer Gemeinschaft stehen, auf die sie beide bezogen bleiben.

Eine Soziologie der Zeiten ist gezwungen, alle die Vereine, die nur auf eine einzelne nicht der Gattung zuliebe geformte Zeit sich gründen, klar abzuheben von den Verbänden, die mehraltrig, also gattungsmäßig, wurzeln. Der Gesangverein Heiserkeit, der Briefmarkensammlerklub San Marino werden uns daher in diesem Bande nicht interessieren, weil sie nur zufällig den Tod der Gründer und der Lebenden überdauern. Vereine sind anders als der Staat. Auch die Sekte unterscheidet sich von der Kirche dadurch, daß Tod und Geburt nicht ins Auge gefaßt werden. Die Wiedertäufer und die Vereine schweigen sich über den Tod aus. Im Genfer Telephonbuch standen alle Vereine und mitten darunter stand „La Société des Nations", also war das ein Verein der Nationen und kein Völkerbund. Als Völkerverein hätte er unter den bundverliebten Deutschen schwerlich so viel Hohn und Spott geerntet wie als Völkerbund. Bund ist ein biblisches Wort für das Gottesvolk, für die Juden. Hitler wollte die Deutschen verjuden, und so mußte alles Bündische für ihn verbraucht werden. Es ist daher im Jahre 1960 eine Ernüchterung zu verspüren, in der sowohl die deutsche BUNDESrepublik wie die Vereinigten Nationen etwa auf ein und dasselbe Niveau abgesunken sind; aber vor fünfzig und vor fünfundzwanzig Jahren waren die Klangfarben andere.

Die heutigen Klangfarben werden oft als „Amerikanisierung" bezeichnet, und das scheint ein treffenderer Ausdruck, wenn der Vereinscharakter der

amerikanischen Gesellschaft bedacht wird. In den Vereinigten Staaten ist eine Kirchen- und Staatenordnung, welche heute älter ist als irgendeine auf dem europäischen Festland, trotzdem in dem Gewande eines Vereins der Einwohner kostümiert worden. Schon 1685 warnten die Väter, es gebärde sich Neu-England als eine „Res unius aetatis", ein einaltriges Unternehmen, und damit ist dort zuerst das Stichwort geprägt worden, um das mein eigenes Bemühen gekreist, und zwar bereits zwanzig Jahre, bevor ich in Amerika gelandet bin. Das Übel der sozialen Einaltrigkeit, vor allen Dingen im Denken der Schulen und des gemeinen Mannes, wird in Amerika bis zur Verrücktheit getrieben. Es sieht das Menschengeschlecht nur als die Abstraktion eines gleichzeitigen Gewimmels von Zeitgenossen an, und es sucht Krieg und Ehe, Opfer und Hingabe als Klugheitsmaßnahmen des selbstischen Ich pragmatisch zu erklären[1].

Aber soziale Fragen sind nur dort wert gedacht zu werden, wo mindestens zwei oder drei Generationen verbunden wirken. Kein Wissensgebiet kann schneller fortschreiten als in Jahrhunderten. Also muß auch ihr Thema ein Äonenwesen sein, das mindestens einen Geschichtstag lang, eine Epoche währt. Bei jedem epochalen Gebilde – zum Unterschied von den Vereinen – sind aber die Bausteine nur solche Kräfte, die dem Tod der Ersten Generation gewachsen sind, also Liebe, Opfer, Begattungs- und Zeugungskraft, Scham, Selbstvergessenheit, Autorität, Ehre, Gesetzestreue, Pietät, Verheißungen, Glaube. Daher habe ich in meinen Schriften zur Industrieverfassung „Werkstattaussiedlung" und „Industrierecht" die Vereinsformen für die Arbeitskräfte vorgeschlagen, aber mehraltrige Formen für die Mächte und Zweigherrschaften der Industrie. Meine Arbeitskraft ist ihrem Begriff nach kurzfristiger als der ganze Mann. Hingegen wird an den Mächten grundsätzlich heut erkennbar, man denke an ein Elektrizitätswerk – daß ihnen die Alterswürde etwa eines Waldes zuerkannt werden muß. Forstrecht aber hat eigene Rechtsgrundsätze, weil den Lebenden selber entweder nur die Saat oder nur die Ernte ihres Forstens vor Augen kommt.

Solange aber die Soziologie die der Aufklärung war, ging sie mit dem Handwerkszeug für Vereine an die Äonenwesen Volk, Staat, Kirche heran, verlachte jede Liturgie, durch die mehrere Generationen verkittet werden, als Mythen, und führte alles auf die Zustimmung der gerade Lebenden Individuen zurück. Unter den Historikern haben Eduard Meyer und Foustel de Coulanges das Verdienst, geradezu unermüdlich gegen diesen Unsinn protestiert zu haben. Aber die Aufklärer beherrschen noch heut die sogenannte Psychologie, die Soziologie, die meisten einzelnen Fächer wie die Ägyptologie oder die Germanistik oder die Sprachwissenschaften. Und damit haben sie meistens nicht das zum Thema, wovon sie laut reden: Sprache, Volk, Kirche, sondern nur die Projektion dieser Äonenwesen auf den Kurzschritt des jeweils Adolf Erman oder Friedrich

[1] Dargestellt an Dewey's Philosophie in Des Christen Zukunft oder Wir überholen die Moderne, München 1955.

Meinecke oder Gilbert Murray oder Leo Weisgerber oder Martin Heidegger oder Wilamowitz-Möllendorf oder ... die Liste läßt sich beliebig fortsetzen. Ich habe versucht, einige besonders erfolgreiche Schulhäupter herauszugreifen. Mir scheint das notwendig, nicht weil ich diesen verdienten Forschern etwas am Zeuge flicken will, sondern damit die Leser ganz die Wendung würdigen, vor die wir heut gestellt sind. Sie mögen nur bedenken, daß wir 150 Jahre „Leben-Jesu"-Forschung hinter uns haben, die Jesus auf die Frist seiner eigenen Lebenszeit zurückschnitt. Dies ganze Buch hätte umgekehrt nicht gedacht werden können, wenn es nicht wenigstens einen Herrn aller Äonen gäbe.

An dieser Stelle ist wohl der beste Anlaß, den Leser von der Blickrichtung des ersten Bandes fortzureißen und auf das, was in mehraltriger Sicht auftaucht, hinzuweisen. Es ist ja nicht etwa so, daß der erste Band nur von Räumen, der zweite nur von Zeiten handelt. Der Unterschied greift tiefer. Die Zeiten sind im ersten Bande die aus den kurzen in die langen Zeiten sich summierenden Zeiten. Aber hier im zweiten Bande dreht sich das Verhalten um: die ganze Zeit, d. h. die in viele Alter sich gliedernde Zeit, das Zeiten-Immer fällt uns nunmehr zuerst in die Augen, und die kurzen Zeiten treten unter die Herrschaft der langen. Um das zu unterstreichen, nenne ich die echte Zeit die mehraltrige. Der grundlegende Unterschied gegen alle durch Raum-Einfluß geschwächten Zeitsinne ist dieser:

In einaltriger, d. h. in räumlicher, nämlich vom Subjekt her übersehbarer Zeitenlänge, bleibt der Tod am Rande stehen. Das Sterben wird an die Peripherie gerückt, als ein tolpatschiger Maschinendefekt. Mit Bernhard Shaw will man dann so alt wie Methusalem werden. Freut euch des Lebens. Der Tod ist etwas für die Ärzte.

Bei mehraltriger Sicht zeitigt der Tod das entgegengesetzte Gefühl. Man läuft nicht und man guckt nicht von ihm weg. Man will ihn nicht meiden oder jenseits des sichtbaren Horizontes verstecken. Er tritt in die Mitte der Geschichte. Denn an dem Sieg über ihn bemißt sich der Erfolg. Nichts ist dem Tod an Bedeutung gleich. Er wird nämlich der Barometer der Reproduktion, der Wiederkehr des Lebens. An ihm läßt sich die Schwere abmessen, mit der eine Regierung fällt, eine Schönheit welkt, eine Lehre vergessen, eine Erfahrung verscherzt wird.

Seneca hat zu Kaiser Nero gesagt: Alle kannst du umbringen; nur nicht deinen Nachfolger. Jesus sagte zu Kaiphas: Für diesmal dürft ihr mich töten, aber niemals wieder. Denn nach dieser Hinrichtung bin ich niemals mehr umzubringen.

Beide Worte beschränken jede vom Tode und vom Sturz bedrohte Raummacht. Ihre Vollmacht verfällt mit ihrem einaltrigen Dasein. Dann bricht sie ab. Auf dem letzten freien Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten in Oberschlesien 1932 hielt ich in dem Frühherbstmorgen um 6 täglich eine kurze Ansprache über je eines der Ämter im Volk. In der letzten beschrieb ich das des Führers. Sinngemäß war mein letztes Wort: „... Der Führer bezahlt die unbedingte Gewalt über seine eigene Zeit mit seinem unaufhaltsamen Sturz."

Die Jugendbewegung war eine „Kairose", weil sie Sturz auf Sturz unvermeidlich machte, ja wollte[1]. In Freiburg im Breisgau trieb es eine Jugendgruppe so weit – mit staunenswerter Redlichkeit –, daß sie sich jedes Semester auflöste.

Der Führertyp verherrlicht die Einaltrigkeit. Der Lehrertyp hingegen wäre ohne Mehraltrigkeit unerklärbar. Er erkennt die Mehraltrigkeit so grundsätzlich an, daß die Lehrer Afterlehrer wären, die ihre Schüler nach einem Menschenbilde modeln wollten. Der Lehrer verzichtet vielmehr auf eigene Befehle. Die würden allerdings sicherstellen, daß etwas bestimmt geschieht. Aber ebenso bestimmt würde das nach seinem Tode abreißen. Nun lehrt er statt dessen. Damit wird das Geschehen viel unsicherer. Aber dafür braucht der Faden nicht abzureißen. Lehren kommt also um des künftigen Todes willen in die Welt, Führen aber um des heutigen Lebens willen.

Wenn Soziologie von den Völkern redet, so ist sie so lange komisch, wie sie die Lebenden ohne die Toten, die Toten ohne die Ungeborenen beschreiben will. Da das Wort „erben" mit seinen Ableitungen Erblichkeit, Erbfolge von den Biologen oder den Monarchisten monopolisiert wird, so schlage ich das Wort „zeitigen" vor, um wenigstens den Aufgabenkreis herauszuheben, an dem die Aufklärer mit ihrem erbfolgelosen Verstand vorbeigehen. Nur die Zeitigung, der Sinn für die Weichenstellung zwischen dem lebenden Geschlecht und den Geschlechtern vor und nach uns, trifft das „anthropologische Anliegen", trifft die „Condition Humaine" ins Herz.

Hingegen kennt die Aufklärung nur zwei Wege in die Wirklichkeit. Sie kennt das Bewußtsein des Aufklärers und die Schwerkraft der Dinge, die sie mißt und analysiert. Die Schwerkraft haben wir schon erwähnt. Sie hängt insofern mit ihrem Spiegel, der Analyse, zusammen, als in beiden Prozessen die Dinge zerfallen. Je töter ich bin, desto mehr zerfalle ich. Das Toteste ist auch das Teilbarste!

Ich will nun zeigen, daß je nach der Unteilbarkeit oder Unzerfallenheit es Grade der Lebendigkeit gibt, welche die Aufklärer nicht wahrnehmen konnten, weil sie nur sehen wollten. Um von vornherein aber bei dieser Wiederherstellung der Fülle der wirklichen Lebensarten nicht mißverstanden zu werden, will ich über die Hilfskonstruktion der Aufklärer und Idealisten und Materialisten noch ein Wort sagen; denn natürlich haben sie alle ein schlechtes Gewissen bei dem Zerfällen der Welt in Bewußtsein und Gegenstand. So haben sie sich ein hölzernes Eisen geschmiedet, welches Synthese heißt. Da soll hinterher aus den Teilen das Ganze wieder hübsch zusammengesetzt werden. Ich kann den Nutzen der Analyse erkennen. Das Wort Synthese aber kann ich nicht ernst nehmen.

---

[1] In der Debatte mit der Jugendbewegung habe ich zuerst das Wort „Mehraltrigkeit" prägen müssen. Siehe „Lehrer oder Führer?" und „Die Polychronie des Volkes" in „Die Kreatur" I, 1926.

Es gibt keine Synthese des Lebendigen. Es ist erst Eines, bevor es zerfällt. Gott ist einer, bevor ihn die Polytheisten analysiert haben. Da gibt es keine Synthese. Die Kirche ist eine, längst bevor es die Sekten gibt. Alle Sekten in Synthese sind noch längst nicht die Kirche, so wenig wie Zeus, Hera, Wodan, Baldur, Frigga und Vitzliputzli zusammen den Schöpfer Himmels und der Erden ergeben. Die Synthese ist immer ein rechnerischer Vorgang, und daher kann ein Homunculus synthetisiert werden, aber nicht ein einziger wirklicher Mensch. Das Trostmittel der Analytiker „Synthese" ist ihnen vermutlich unentbehrlich Aber das, was sie „am Ende" synthetisieren wollen, das ist von Anfang an eines und ungeteiltes, ja unteilbares Leben. Wir dürfen nur abhauen, unterteilen, was zu wenig lebendig ist, so wie ein Chirurg allerdings Teile des Körpers herausschneidet. Aber welche sind das? Doch die weniger Lebendigen, die zum Zerfall neigenden, die den ganzen und unteilbaren Lebensvorgang nicht mehr mittragenden Körperteile, die mithin auf dem Weg zum Verfall und zum Tode sind.

Die Chemiker und die Physiker verdienen unseren ewigen Dank, weil sie das Erstorbene wieder in das Gesamtleben zurückreißen. Die Droge, die wir einnehmen, tritt in den Lebenslauf wieder ein. Würden wir Syn-these bescheiden so übersetzen, wie das Wort auch gedeutet werden kann: das Wiederanfügen abgestorbener Teile an das Hauptleben und das Zentralfeuer, dann vertrügen wir uns sofort. Die Synthese setzt einen noch unzerstörten Lebensprozeß voraus, an den die analysierten Substanzen, Prozesse usw. wieder angeschlossen werden. Synthese also heißt sinnvoll: *den verlorenen Anschluß wieder finden.* Oder aber sie ist Selbstbetrug.

Nun wenden wir uns von den mechanischen und physikalischen Elementen, aus denen seit Descartes allein die Welt der Gegenstände bestehen soll, zu den ersten Prozessen, an die das ganz Tote seinen Anschluß wiederfinden muß, soll es nicht die Welt zerstören. Dazu ist es gut, das Verhältnis des Toten zur Zeit zu beachten. Das Tote hat nämlich kein eigenes Verhalten zur Zeit. Es ist das die genaue Definition des Toten, daß es ewig still steht. Es kann fallen, aber es kann sich nicht aufrichten, es kann bergab fließen, aber nicht bergauf. Wer noch Zeit in sich trüge, der könnte die Richtung ändern und so den gleichmäßigen Fluß der Zeit seinerseits umstimmen. Genau das tut ja der Physiker im Experiment, daß er als der Lebendige den toten Körper umdreht, seine Fallrichtung modifiziert, seine Bewegung unterbricht oder was immer er dazu tut, damit Tod nicht unbeschränkt herrsche.

Nun gibt es ein ehrwürdiges Verhalten, daß zwischen dem Tun des Experimentators und dem bloß passiv-zeitlosen Fall toter Körper mitten inne steht, es gibt den zweiten Gang im Gastmahl der Natur, den Schlaf. Der Schlafende steht in einem sehr bestimmten Verhältnis zur Zeit; das unterscheidet ihn von dem abgestorbenen Material. Er schläft nicht immer; er kann aufwachen. Aber

er kann nicht wie der wache Physiker die Richtung eigenmächtig ändern; daher rühren ja unsere Angstträume, daß wir das im Schlaf nicht können.

Nun verheißen uns allerdings die Synthetiker, daß sie mit Hilfe von Biochemie und physikalischer Chemie eines Tages lückenlos die schlafende Welt aus der toten werden heraufführen können. Aber wir wollen einmal diese verheißene Nachahmung des unzerstörten Lebens auf sich beruhen lassen und uns dem Schlaf als einer Qualität zuwenden, die nicht ihresgleichen habe. Dann findet sich als das Kennzeichen schlafender Wesen, der Organismen, eine „untote" Haltung in bezug auf die Zeit. Sie schwingen in Rhythmen. Diese Rhythmen schützen organisches Leben vor dem Zerfall und dem Verfall; da, wo die toten Dinge dem Zufall von außen preisgegeben sind, schützt der Rhythmus des Atmens, des Kreisens, des Vibrierens die Schlafenden vor dem äußeren Anfall der Zufallsmächte. Den Seinen gibts der Herr im Schlaf, ist doch die alltägliche Erfahrung des gesunden Lebens.

Wer nicht schlafen kann, ist nicht gesund. Auf der Ebene des Organischen wird das Leben gesund genannt, dessen Rhythmen, Metabolismus usw. keine Kreislaufstörungen aufweist. Fragen wir nach dem entsprechenden Ausdruck auf der Ebene des Mechanischen, der toten Dinge, so ist die bestimmende Eigenschaft da, das etwas „Unzerstört", ganz, unversehrt, unzerbrochen sei. Wenn wir uns andererseits statt hinunter zum Toten über die organische Zone hinaufheben lassen in die des wachen Physikers, so werden wir statt „gesund" und „ganz" den Ausdruck „Vernünftig" gebrauchen, um zu sagen, dieses Lebewesen funktioniert auf der wachen Stufe in der angemessenen Weise.

Die wachen Menschen müssen deshalb vernünftig sein, wenn sie nicht verrückt werden wollen, weil auch das wache Wesen noch vernehmen muß, was vor ihm gesagt worden ist und gestaltet worden ist. Vernimm, ist das Gebot aller Gebote, gegen das auch der Rationalist sich nicht wehren kann, obwohl es seinen eigenen Verstand damit zum a posteriori erklärt. Der Verstandesmensch, der das Funktionieren seines eigenen Verstandes als das einzige a priori erklärt, ist unvernünftig, auch wenn er ein stolzer Kantianer sein sollte. Das ausdrückliche Einbetten in die weiteren Zeiten braucht der rhythmische Organismus nicht, aber der wache, unabhängige. Mit anderen Worten, unter den Wachen ist die eine Hälfte beschränkt auf ihre eigene wache Zeit. Aber die vernünftige Hälfte vernimmt und verbindet damit ihre eigene Wachheit mit einer vorhergehenden Zeit. Der wache Mensch ist dialektisch zweialtrig in der Auseinandersetzung mit einer vorhergehenden Vernunft begriffen. Nur deshalb darf er aus dem Rhythmus der eigenen Zeit im Erwachen herausbrechen, weil er sich anstatt dessen mit den Rhythmen anderer Zeiten identifiziert.

Dieser Typ ist glanzvoll verkörpert in Descartes. Er hielt die Stufe des sich gegen vorhergehende Irrtümer freikämpfenden Bewußtseins für das höchste Merkmal des Menschen. Das meinte sein „Cogito, ergo sum". In der Tat, über dem Toten und über dem Rhythmischen gibt es die Wachheit. Das wache Leben

vermag wie bei der Zellteilung die Beziehungen mit einem bisherigen Rhythmus abzubrechen oder zu unterbrechen. Es vermag sich zu entziehen. Es kann Nein sagen, nicht mitmachen, sich entgegenstellen und sich die bisher umschließende Rhythmizität und Organizität, deren Teil es war, zum bloßen Gegenstand machen. Diese Gegenstände kann der wache Mensch oder das wache Tier manipulieren, indem er ihrer seinen Willen verständig aufzwingt. Wille und Vorstellung steigen empor; die Gefühle, dank deren er ein atmender Teil der organischen Kreislaufe war, werden dem Willen und der Vorstellung aufgeopfert; denn der die Gefühle einsendende Stromkreis wird unterbrochen. Daher ist der wache Mensch auf das Heraustreten aus den Organismen beschränkt. Er bricht mit dem Herkommen und er kann die toten Dinge meistern. Indessen neue Rhythmen vermag er deshalb nicht zu stiften, weil er die Dinge nur fabrizieren will. Waren erzeugen, Ideen liefern, Bücher schreiben tun wir als die wachen Wesen. Wir beuten die vorhergehenden Zeiten aus, indem wir Abstand von ihnen nehmen. Zwanzig Generationen sind jeden Sonntag zur Kirche gegangen. Der Schlauberger in der letzten, der einundzwanzigsten Generation, schreibt dann den Roman „Der letzte Puritaner". Und das heißt „Erfolg", obwohl es gerade nun damit ein Ende hat oder ein Ende nimmt, daß der letzte Mensch über die Kirchgänger die Achseln zuckt.

Deshalb spaltet das wache Leben die Wirklichkeit. Absicht ist ihr Urheber, Ansichten, Theorien sind ihre Werkzeuge. Der bewußte Mensch bildet sich eine Ansicht und nach ihr handelt er. Das ist die bekannte Zwillingsstufe des Selbstbewußten, die er als Theorie und Praxis uns entgegenhält. Auge und Hand sind die Werkzeuge des Menschen als Tiers, als des wachen Individuums mit hoher Intelligenz.

Was hat nun Iphigenie oder Orestes oder Dietrich Bonhöffer mit diesem Individuum gemein? Oder was haben sie mit Descartes gemein, von dem doch der erste Band eingestand, sein Mut als mutterseelenalleinstehende Waise sei herrlich? Desartes hat sich tapfer in die Welt der Erwachsenen hineingewagt, ohne sich auf sein Genie zu berufen. Dieser Verzicht ist des Descartes Anspruch auf Seligkeit, seine panache (Band I, 220), seine große Scham. Wir dringen über den wachen Menschen hinaus, wenn wir uns auf den schamhaften besinnen.

Lieben heißt, jemandem eine Scham ersparen; mit diesem Satz (I, 320) ist auch Nietzsche auf diese vierte Lebensstufe getreten. Auf diese Stufe trägt Genie und Liebe, nicht Intelligenz und Ansicht. Auch Ansichten und Weltanschauungen werden hier irrelevant. Sage mir, ob sie viel geliebt; dann kann ich des Herrn Gericht über sie halten. Genie und Liebe schaffen Rhythmen des Lebens, denn Hochzeiten und Freundschaftsbündnisse vervielfältigen das Leben, und sie bewähren sich an ihrer Fruchtbarkeit, nicht ihrem Erfolg. Jedes Genie, auch Descartes' Genie, ist immer leidenschaftlich, und deshalb gehört es auf die Stufe des schamhaften Lebens zusammen mit allen guten Genien und Musen. Descartes war kein Heiliger, kein Glaubensheld. Aber wenn ein französisches Couplet

vor 1800 von ihm sang, es hätte das Altertum ihn einen Gott tituliert[1], so sehen wir ohne Beschwer den Grund dafür in seinem überraschenden Genie. Geistige Zeugungskraft ist eben mehr als Verstand. Der Mann, auf den die neuen Erdsatelliten zurückgehen, im Ansatz seiner Gedanken, war nicht bloß vernünftig.

Nun aber kommen wir zu der letzten Haltung, die uns zugänglich ist: Ihr entspringen neue Rhythmen, aus ihr werden neue Organizität, neue Denkweisen ausgesät. Die Liebe bringt zwar Leben hervor, aber in der Art, wie es schon angetroffen wurde. Die Art pflanzt sich ja so fort. Aber neben der Fortpflanzung gibt es auch die erste Pflanzung einer noch nie gesehenen, unerhörten Menschenart.

Die Veränderung des Menschengeschlechts wird durch Opfer herbeigeführt, welche die Aufgabe und das in den Tod gehen bisherigen Lebens erfordern. Wer in den Tod geht, überbietet also dann die Liebesstufe, wenn er auf die eigene Liebe verzichtet, damit andre besser lieben dürfen. Er stiftet Leben, zu dem es sonst nie käme. Jesus hat mehr getan als nur fortgepflanzt. Er hat gestiftet. Hier dürfen wir innehalten. Wir haben hier eine volle Stufenreihe der Grade der Lebendigkeit:

ins Leben rufend, stiftend,
liebevoll und leidenschaftlich,
lebhaft und absichtlich,
lebendig und organisch,
tot und mechanisch.

Jede dieser Haltungen verhält sich zur Zeit auf besondere Art. Die Zeitigungskraft der Epochalen wohnt im weitesten Zeitbogen: Es wird die Spur von ihren Erdentagen nicht in Äonen untergehn. So sagen die Helden von sich selber, und so wird es den Heiligen nachgesagt.

Die Liebenden umfangen Eltern und Kinder mit gleicher Liebe. Jedes Hochzeitsfest soll ja gerade dies Wunder bezeugen, daß wir nach vorwärts und nach rückwärts versöhnend, anhaltend lieben. Darin liegt der Unterschied zwischen dem klugen Verführer und dem Bräutigam, daß dieser wahrhaft liebt und deshalb bei den Eltern der Braut „anhält".

Wieder kürzer ist der Wachtraum des Verstandes. Er opponiert, so sahen wir, gegen das nur Vernommene. Er lebt also auf zwei Lebensalter. Die nur Klugen zeigen das, wenn sie im Alter das Gegenteil werden von dem, was sie in der Jugend waren. Der grimme Satz: junge Huren alte Betschwestern ist nur die Dublette zu „junge Revolutionäre, alte Tyrannen". An beiden Schlagworten wird der dialektische Rhythmus des nur wachen Lebens klar.

Das Rhythmische ist nicht epochal, aber periodisch. Der Leser findet solche Perioden im ersten Bande bei den Lebensaltern analysiert. Der Zeithorizont deckt sich hier nicht mit dem Raumhorizont des Geschöpfs. Er wird kürzer.

---

[1] Abgedruckt in „Out of Revolution" Autobiography of Western Man, p. 156.

Beim Mechanismus ist das Auseinanderfallen von Zeiten und Räumen auf die Spitze getrieben. Ein Gegenstand der Physik gibt daher Anlaß zu jener Abstraktion „Zeit" und „Raum", die den Schwindel des Idealismus erregt. Ein totes Ding hat selber keine Zeit und kriegt die Zeit von seinem Beobachter, also von außen, zugemessen, während die Dinge dem beobachtenden Verstand seinen Weltraum so zugemessen, wie er das im Laboratorium oder bei der Vermessung der Erde – die ihn doch mit einschließt – betätigt. Raum und Zeit sind da also auf Objekt und Subjekt in vollster Spaltung verteilt. Wer keine Zeit hat, der liegt im Sterben. Und wenn Menschen keine Zeit zu haben glauben, so sind sie tödlich krank. Auch dies also ist eine Kairose, eine Erkrankung unseres Zeitsinns.

Die ganze Skala dieser Zeitmasse verdient den Namen eines Spektrums nach dem Vorbild des Farbenspektrums. Das ist nicht nur ein treffender Ausdruck, weil hier alle „Lebewesen" der Zeitigung aufgefangen werden, das leibhaftige, das lebendige, das lebhafte, das liebenswerte und das lebenspendende, sondern weil sie aufeinander innerlich bezogen bleiben. Die Farben bilden auch ein Spektrum, nicht nur weil sie nun auf einer Farbentafel mit Vollständigkeit sich aufmalen lassen, so wie das Ostwalt erfolgreich getan hat. Sie sind außerdem auch als Brechungen des Weiß im Spektrum nachweisbar geworden.

Genau diesen Rang nehmen wir für das Zeitenspektrum in Anspruch. Alle Formen der Zeitlichkeit sind hier zu sehen, meine Herrschaften, so möchten wir ausrufen. Und außerdem sind sie alle auf die volle Zeit, Gottes Zeit, sein „Immer und jederzeit" bezogen. Weil die fünf Sphären aus der Einheit der uns umringenden Schöpfung hervorbrechen und sich die Geschichte der Schöpfung in diesen fünf Vorgängen begibt, deshalb ist keine der Sphären, vom Opfer und Liebe bis zum Fall der toten Körper, ohne Zusammenhang mit allen anderen.

In der Unterscheidung der Zeiten wurzelt die Notwendigkeit, Welt, Gott und Mensch, alle drei auseinanderzuhalten. Wären wir immer auf der Höhe des Opfertodes für die Gattung, so wäre die Unterscheidung zwischen Gott und Mensch unnötig. Und lägen wir alle tot unter der Kobaltbombe, so bräuchten wir uns nicht mit der Unterscheidung zwischen Welt und Mensch zu plagen.

Aber weil wir nicht nur Kreis laufen, sondern auch neue Kreisläufe durch Opfer erschaffen werden, deshalb tritt der Mensch auf die Seite des Schöpfers. Und weil wir nicht nur atmen, sondern auch den letzten Atemzug tun, deshalb fallen wir am Ende der Welt anheim. Niemand ist daher ohne Anteil an Gott und Welt. Und der Mensch wird Gott, soweit er sich auf die Höhe der rhythmenstiftenden Nennkraft des Logos erhebt und in seinem Namen neues Leben gestiftet wird. Alle vier unteren Zeiten werden damit ihm zur Verfügung gestellt, und er wird ein Heilender, Menschen umschaffender.

Die Medizin versucht, an die Fülle der Zeiten sich heranzutasten, indem sie anfängt, von biographischer Medizin zu reden. Sie verdirbt damit den einaltrigen Ärzten das Konzept, die dem Kranken einreden, er brauche nicht zu

sterben. Die biographische Medizin hingegen stellt sein Sterbenmüssen in die Mitte des Menschen, wie er leibt und lebt, und lehrt ihn, zwischen sinnlosem und sinnvollem Sterben zu unterscheiden. „Doch der Tod ist Gebot; das versteht sich nun einmal." Paracelsus (Theophrastus von Hohenheim 1493–1541) hat in seiner herrlichen Jugendschrift „Paramirum" entdeckt, daß wir jede einzige Krankheit aus fünf verschiedenen Ursachen, eben den von uns hier neu entdeckten fünf Zeitigungsweisen, uns zuziehen. Triffst du also einen Kranken, so kann er mechanisch, organisch, absichtlich, leidenschaftlich und bestimmungsgemäß krank sein. Aus unserem Versagen auf fünf verschiedenen Ebenen, aus Ungehorsam gegen unsre Berufung, aus Lieblosigkeit, aus Trotz gegen die Logik, aus Taubheit gegen den Rhythmus des Leibes, aus Unvorsichtigkeit gegen den fallenden Stein, wird das Zeitenspektrum sozusagen negativ bestätigt. Blind, taub, trotzig, kalt, Ungehorsam sind die Abwehrvorrichtungen gegen die Ansprüche, die an uns in unserer Zeit gestellt werden. In der Abwehr büßen wir also unsere Vollständigkeit ein. Jede solche Abwehr verstümmelt uns.

Aber – und damit wird das Zeitenspektrum die Hauptwaffe der Soziologen – niemand unter uns kann allein allen den Ansprüchen des Zeitenspektrums genügen. „Niemand ist gut denn Gott allein" hat den guten Sinn, daß niemand unter uns die Vollzahl der Zeiten leben kann, weil kein einzelner Mensch in diese Vollzähligkeit allein hineinreicht. Auch Jesus brauchte Mutter und Jünger dazu. Wir sind in die Unvollständigkeit hinein geschaffen.

Die Sozialisten haben ihre Einsichten in die Gesellschaft aus der wirtschaftlichen Arbeitsteilung gewinnen wollen. Ich habe im Vorwort des ersten Bandes erzählt, wie mich das kalt gelassen hat. Aber der Sozialismus hat mich nicht kalt gelassen, weil ich dem Rhythmus der Revolutionen, dem Gang der Ereignisse blind, taub, trotzig oder kalt gegenübergestanden hätte.

Nur war ich einer Einteilung der Menschen auf der Spur, die nicht aus ihrem Platze in der Fabrik oder im Büro entstamme, die uns aber teile und gliedere, beriefe und abriefe, damit es aus uns allen zu einer Stammgesellschaft komme.

Wäre auch nur einer von uns fähig, allen Ansprüchen des Zeitenspektrums höchstselbst gerecht zu werden, dann wäre die menschliche Gesellschaft nicht notwendig. Noch Luther hat die Bibel so übersetzt, als könne jeder von uns einen verklärten Leib im Gleichnis des verklärten Leibes Christi erwerben. Soviel Verklärte (Philipper 3, 21) wie Lebendige? Ja, dann wäre ja jeder von uns vollständig und für sich allein Gott? Natürlich steht das nicht bei Paulus. Er sagt genau des Gegenteil, nämlich, daß jeder von uns in den Einen Leib hereingerufen und hineingeschaffen werden solle, wo dann der ganze Leib uns braucht, wir andererseits nur in dem ganzen Leibe unsere Stelle, unsere Erfüllung finden. Symmorphose ist das griechische Wort. Es gemahnt an unsere Deutung des Wortes Synthese. Beide bedeuten sinnvoll: *den Anschluß finden.* Die Gesellschaft entsteht also aus den individuellen Unfähigkeiten und deckt sie in gegenseitiger Hilfeleistung zu.

Wäre der Baustein der Gesellschaft selbstgenügsam, so wäre die Gesellschaftsbildung schädlich, unmöglich. Jeder Stoiker, der sich zum selbstgenügsamen Individuum ausbildet, mindert die Kraft der Verbände.

Nun pendelt die Lehre vom Menschen zwischen den Versuchen, ihn zur unabhängigen Vollständigkeit zu potenzieren und den entgegengesetzten, ihn als elenden Sünder zu demütigen.

Diese Versuche der Philosophen und Theologen sind ein possierlicher Ringkampf durch die Jahrtausende. Wir Soziologen haben ihn vor Augen und soweit wir theologisieren oder philosophieren, werden wir in ihn hineingerissen. Aber unserer Soziologie können wir weder so noch so aufhelfen. Beide Ringer haben offenbar zu Zeiten recht und zu Zeiten unrecht. Die Soziologen drehen ja das Verhältnis von Theorie und Praxis um. Wir denken, was uns angetan worden ist, was wir erfahren haben, wozu wir bestimmt sind. Denken ist angehobenes, aber unfertiges Tun[1]. Und so lehrt der Soziologe, was er selber im eigenen Leben nicht hat tun können. Aus dem vielen Ungetanen wächst seine Lehre, damit er sich über sich selber hinaus liebevoll vervollständige. Das Zeitenspektrum setzt mithin die Soziologie selber in die mehraltrigen Vorgänge hinein. Und da hat alle Lehre aller Zeiten sicher immer hinein gehört. Weil gelehrt werden muß, deshalb wird hinterher eine Theorie entwickelt. Denn die Lehre sät die Tat, die ich hätte tun sollen, über meine Vergänglichkeit hinaus, und die Theorie ist die Tat im Verpuppungszustand des Überwinterns von einem Leib hinüber in den nächsten. Deshalb ist die Theorie selber anscheinend zeitlos.

Wenn die Theorie laut wird aus Bangnis um die Zukunft, wird sie ernst, wie meine Rede zu Schülern „Wer sind die Götter?" im „Geheimnis der Universität". Je gegensätzlicher die Theorie vom Zeitenspektrum und die Rede: Wer sind die Götter?, desto einheitlicher sind sie auch. Und so möge das Tauziehen zwischen zwei entgegengesetzten Kairoi, zwischen zwei Graden der Zeitigung, die Wirklichkeit des Zeitenspektrums methodisch erhärten.

7. Abschnitt

Die Epoche

Die geheimnisvollste Aktion, deren Völker und Individuen fähig sind, ist der Selbstmord. Der Selbstmord hat in Goethes „Werther" zum ersten Male seit Cato die Geister allgemein erregt. Von Heinrich von Kleist 1811 bis zum April 1945 hat er Preußens Starrsinn bezeichnet — schon Friedrich der Zweite war zum Selbstmord für den Fall der Niederlage entschlossen; Ballin und Leist begingen ihn im November 1918.

---

[1] Dazu Viktor von Weizsäcker, Diesseits und Jenseits der Medizin, 2. Auflage 1950, S. 121.

Es ist darum Zeit, ihn aus seiner individuellen Einkleidung zu demaskieren und ihn auf Völker anzuwenden. Begehen auch Völker Selbstmord? Was bedeutet er da?

Am 2. August 1914 war der deutsche Botschafter in Paris gezwungen, am Quai d'Orsay die Kriegserklärung abzugeben. Da schrieb er auf die Visitenkarte mit seinem Namen „Baron de Schoen" den Zusatz „c'est le suicide de l'Europe". 1919 habe ich Spenglers Untergang des Abendlandes im „Hochland" unter dem Titel „Der Selbstmord Europas" in einem langen Essay angezeigt. In einem besonderen Buch wurden kurz darauf alle Rezensionen Spenglers zusammengestellt und besprochen. Meine, obwohl die längste, blieb fort. Daß ich diese Umsetzung von „Untergang" in „Selbstmord", von Naturvorgang in Völkertat, vorgenommen hatte, verschloß mir das Ohr des Spengler-Bewunderers Manfred Bäumler. Ob man der Untergang des Abendlandes sagt oder der Selbstmord Europas – sollte das die Sprecher in zwei verschiedene Religionen verweisen, die sie verschiedene Sprachen sprechen machen?

Der Selbstmörder verbraucht sein Lebenskapital vor der Zeit. Wir brauchen Gottes Zeit allerdings auf durch unsere Taubheit und unseren Ungehorsam und unsere Verspieltheit. Dann kann die Geschichte nicht mehr so weiter gehen. Gott schlägt alsdann einen neuen Weg ein; aus Liebe zu seinem Geschöpf Mensch gibt er seinen ersten Weg auf und schlägt einen neuen ein; weil wir seinen ersten Weg kraft unserer Freiheit in eine Sackgasse verwandeln, aus der es kein Entrinnen zu geben scheint, entschließt er sich zu einer Änderung seines Ratschlusses und gewährt uns eine neue „lease of life", das heißt ein neues Jahrhundert in einer durch Liebesopfer neu erschlossenen Richtung. Wer nicht ein Prinzipienreiter ist, sondern ein Vater, der denkt seine Gedanken und Vorsätze um im Licht der unerwarteten Fehlhandlungen seiner Kinder. Die gesamte Evolutionistenmentalität nimmt an, daß die Jüngeren hinter den Älteren herkommen. Aber Schöpfung geschieht da nicht. Geschaffen wird erst da, wo ein Älterer im Lichte der Erfahrungen, die er an seinen Jüngern oder Kindern macht, umzulernen vermag. Die starre Mechanik der Zeitvorstellung ist bei allen Historikern, daß die Jüngeren ändern, die Älteren erstarren. Aber bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes kommt doch alles auf den Vater an. *Der* schlachtet das fette Kalb. Da dreht sich also die Zeit um: der Alte denkt um, im Lichte des Jungen, dem er vergibt.

Epoche um Epoche hat der Schöpfer an seine Geschichte angeheftet, damit es trotz all unserer Irrwege weitergehe. Wir haben die Welt so oft an ihr Ende vorgetrieben, daß Gott die unerhörtesten Auswege hat entdecken müssen, damit noch einmal eine weitere Epoche seiner Schöpferhand entquelle.

Gott stellt also jede neue Epoche nur deshalb in seinen Schöpfungsprozeß hinein, weil es mit uns sonst nicht weiterginge. Er hat also mitnichten 500 000 Jahre von vorneherein für die Weltgeschichte vorgesehen. Mindestens ist uns davon nichts bekannt oder erkennbar. Wir werden nicht in eine Welt geboren,

die so und so lange zu leben hat, ganz gleich, was wir tun und glauben. Als Spengler den Untergang des Abendlandes zu schreiben wähnte, da hatte Europa gleichzeitig Selbstmord begangen. Spengler, ein rechter heidnischer Stoiker, adoptierte den Horazvers:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Ähnlich unerschrocken beging der gesamte Adel Roms zwischen 44 v. Chr. bis 69 nach Christi Geburt Selbstmord. Kein Patriziat der Stadt Rom war übrig, als Vespasian den Tempel in Jerusalem zerstörte. Beide Antiken endeten so gleichzeitig, „Die Enden der Zeiten, der Epochen sind auf uns – die Zeitgenossen dieser Selbstmörder – gekommen", schrieb damals Paulus. Und im Lichte dieses Selbstmordes begannen die Christen ihren tränenschweren Auszug aus dem Ende der Welt. Ein neuer Ausweg bot sich denen an, die an dieser Wende auf die Langmut eines Vaters mit seinen Kindern sich verließen. Wir alle haben dies Ende der Welt im Rücken und „The end of the world was long ago" (Chesterton).

Man hat die törichte naive Weltendeerwartung Christi und der Apostel von der Höhe der modernen Geschichtswissenschaft belächelt. Es ist richtig, daß die Apostel ohne eine solche törichte Erwartung Professoren der Geschichte in Princeton oder Heidelberg hätten werden können. Nur passiert wäre nichts außer sehr vielen Examina in Alter Geschichte. Leider mußten die Evangelisten und Apostel eine neue Zeitrechnung anfangen. Deshalb war ihnen bei Strafe des Selbstmordes untersagt, die alte Zeitrechnung in die Zukunft fortzusetzen. Nur der hat Zukunft, durch den hindurch sich eine alte Zeit endgültig zu Ende lebt, eine neue erhebt. Wer nicht das Ende einer Epoche im Rücken hat, der stiftet keine Zukunft. Wer zu klug ist, an das Ende seiner Welt zu glauben, der muß Selbstmord begehen. Die Welt geht unaufhörlich unter für die Gläubigen. Weil sie für die Professoren der Geschichte scheinbar nie untergeht, geht es ihnen auch nie auf, daß Geschichte aus Notfällen bestehe, die zu Notwenden führen.

Kein Kompromiß ist möglich. Entweder wir Menschen beobachten die Geschichte als ein Schauspiel, eine Spirale, einen Bandwurm, einen Strom oder wie immer das geistige Spielzeug und Steckenpferd heißt, das wir als Historiker reiten. Oder wir begraben und taufen die Epochen, damit wir eine neue Epoche, einen weiteren Äon zu leben kriegen. Luther nannte das: „wie kriege ich einen gnädigen Gott?" Die Evangelien nannten Jesus den Herrn der Äonen, den Herrn des Ewigen Lebens. Heute haben wir beiden Termini „gnädig" und „ewig" die Stoßzähne ausgebrochen. „Gnädig" ist uns ein Staatspräsident, der einem vor Gericht verurteilten Verbrecher nachträglich das Zuchthaus erspart. „Ewig" ist uns eine von Anfang endlos weiter rennende geometrisch oder physikalisch gedachte unendliche Zeitlinie.

Diese „Gnade" und diese „Ewigkeit" schwimmen auf dem modernen Geschichtsbild oben auf, ohne es je zu durchdringen.

Gott ist kein Staatspräsident, und er ist kein Geometer oder Physiker.

Gnade und die Äonen, die Ewigkeiten der Ewigkeiten (die fälschlich mit „von Ewigkeit zu Ewigkeit" in unseren Bibeln verballhornt werden), also Gnade und Epoche sind die Hilfsworte für Gottes Umdenken der Geschichte aus Liebe zu seinen Kindern.

Bei der Begnadigung des Verbrechers kommt erst das Urteil des Gesetzes und Gerichts, dann der Gnadenakt des Gerichtsherrn. Aber bei der Freiheit des berufenen Trägers der Geschichte, Gottes Ebenbilds, kommt erst die Lossagung von den Verbrechern meiner Ahnen und das Opfer meiner von ihnen ererbten Vorrechte und daraus meine Freiheit, in einen neuen Äon, Urquell einer neuen Epoche, hinüberzuleben. Die Gnade wird mir als der neue Äon angeboten. Der Verbrecher geht nur nicht ins Zuchthaus. Wir aber fangen ein neues Leben an, weil wir Gottes Söhne sind. Dies umschaffende Verhältnis zur Geschichte wird nur denen zuteil, die das Ende einer Epoche anerkennen. Wer sich auf den mechanischen Weitergang der Uhrzeit verläßt, leugnet eine Verstrickung in jene wirkende crucivierte Zeit, deren vierte tote, veräußerlichte Dimension die abstrakte Zeit der Physiker und der Uhren einzig bestreicht.

Gottes Zeit entquillt als Notwende aus dem Notfall, wenn immer ein Geschöpf in sich den Schöpfer Herr werden läßt über sein geschöpfliches Selbst. Daher gibt es so viele Epochen der Weltgeschichte, wie es Gottes Söhne und Gottes Töchter gibt.

Diese Geschichte wird heute schon in der Bibel selber im Abendland verfälscht. Die Engländer z. B. übersetzen die Äonen der Äonen mit „world without end". Statt also Weltende und Weltursprung zu verkünden, schaffen sie beides ab in einem jener totalen Mißverständnisse, vor denen im Motto des Dritten Teiles ihr englischer Landsmann, der Dean von St. Paul in London, uns warnt. Luthers „und von Ewigkeit zu Ewigkeit" habe ich immer so mißverstanden, als lauere am Punkte A und am Punkte Z aller Zeit eine sogenannte Ewigkeit, zusammengekauert am Pfosten des Eingangs und des Ausgangs der Zeitrennbahn, etwa wie der Swinegel und sin Fru. Ich mag besonders dumm sein, aber gebe zu bedenken, daß der Text doch offenbar nicht viel Sinn hat.

Wie fielen mir die Schuppen von den Augen, als ich den lebensvollen Charakter der Äonen erfaßte. In den großen Schöpfungstag zwingt der Schöpfer vor dem Abend noch eine und noch eine Epoche aus Liebe zu den Kindern, die seinen Willen tun und ihm durch ihre Umwendung die Notwende herbeiführen, die aus diesem Notfall in einen neuen Äon hineinführt.

Nun wußte ich, daß ich an einer Epoche nicht dadurch teilhabe, daß ich sie als Historiker studiere, sondern dadurch, daß ich ihre Urheber feiere.

Die Epoche ist — so zeigte es Kapitel 3 — kalenderbildend. In der Feier der Stifter werden wir in die von ihnen geschaffene Geschichtsstunde mit hinein-

gehoben. Sie zelebrieren heißt – nun ein Priester, der den Gottesdienst zelebriert, macht den Äon des Menschensohns, der zum Herrn der Äonen sich erniedrigt hat, gegenwärtig. Und so ist es mit den kürzeren Epochen der Jahrhunderte, diesen einzelnen Äonen, die wir zelebrieren müssen, weil wir sie sonst leugnen und vernichten. Niemand hat da die Wahl. Wer der Kreisauer und des 20. Juli nicht gedenkt in Deutschland, der zelebriert noch den Tag der „Machtergreifung" oder den Tag des Bürgerbräuputsches oder das Sedanfest. Die übernatürliche Auslese deiner Feiertage ist ganz dein Werk. Dafür kann dir niemand und nichts die Verantwortung abnehmen. Durch dich also fängt eine Epoche an oder hört eine Epoche auf oder wird eine Epoche durchgesetzt, je nachdem. Wohlverstanden an welchem Zeitpunkte in der Keilformation der Durchsetzer einer Epoche wir zu finden sind, ob an der Spitze oder weiter hinten – das hängt vom Gefüge der ganzen Epoche ab: als Giuseppe Ferrari die Epoche 1789–1917 umriß, da schrieb man 1869. So war es ihm klar, daß er am totesten Punkt dieser Epoche lebe und so noch nicht die von ihm verheißene Einer Welt, Eines Glaubens, Eines Verkehrs um 2000 zu zelebrieren vermöge. Den Zeitpunkt unserer Abstammung empfangen wir als die eine Koordinate unserer Bestimmung. Die natürliche Auslese unserer Zu-stammung entscheiden wir durch unsere Witterung für den Notfall. Wer die Zeiten ohne sein Zutun objektiv betrachten zu können glaubt, verrät also gerade damit, wes Glaubens Kind er ist. Ob ich als der 130 Millionste Franzose den 14. Juli feiern konnte oder als der 130tausendste, das hängt davon ab, ob ich 1870 oder 1770 geboren wurde, und das war meine Abstammung. Ob ich aber statt des 14. Juli im Glanz der Tagesmächte zu begehen, für die Feier des 1. Mai 1913 arretiert wurde, dies Entweder-Oder war meine Zustammung zu der einen oder zu der anderen Epoche.

8. Abschnitt

Wahnzeit und Währzeit

oder Das Kalenderminimum der Individuen

Die Aufklärer lebten in einer Wahnzeit. Denn sie wähnten, jeder Mensch erhalte ganz natürlich, „um seiner schönen Augen willen" eines Tages seinen eigenen Namen, es öffene sich ihm eine persönliche Karriere, er heirate aus Liebe und erhalte sein eigenes Grab. Im Zeitalter der Vergasung von fünf Millionen zu nackten Nummern entkleideten Juden, der Massengräber im Felde, der Stehkragenproletarier, die von der 48sten Anstellung in die 49ste eilen, der eugenischen Rassengesetze und des Bundes deutscher Mütter wird das, was 1850 „natürlich" schien, als die Illusion eines kurzen Geschichtsmoments enthüllt.

So viel „Person", wie jenes Geschlecht zu haben wähnte, welches ausrief: „das Ich ist die Kirche"; „Der Einzige und sein Eigentum", wird dem einzelnen bei der Geburt, dem Beruf, der Ehe, der Beerdigung nicht gewährt. Aber richtig ist, daß wir alle bei der Geburt einen Namen empfangen, bei der Mündigkeit zu einer Funktion des Ganzen ernannt werden, daß wir gefragt werden, mindestens die Frau bei ihrer Verehelichung, ob sie das wirklich will, und daß unsere Namen förmlich nach unserem Tode vom Leibe geschieden werden.

Wir werden bei Taufe Hochzeit, Ernennung, Begräbnis als Kandidaten behandelt, auf die es vielleicht in der Geschichte ankomme. Jeder wird als Anwärter für den Notfall behandelt. Deshalb üben diese vier Feste uns auf eine mögliche Rolle in der Universalgeschichte ein. Sie sind daher gerade der übernatürliche Eingriff in unser natürliches Dasein, um uns der Wahnzeit unseres Umweltschlafs zu entreißen. Dank ihrer unterstehen wir dem Datierungszwang

der Schöpfungsgeschichte.

Die vier Daten werden heute gewaltig unterschätzt. Die Schule wird dagegen überschätzt. Der Schule glauben die Menschen alles Wissen, alle Orientierung zu verdanken. Aber unsere Vier, die um so wirksamer dort praktiziert werden, wo es keine Schulen gibt, leisten mehr als dies Schulwissen. Die Schule setzt ihre Leistung sogar voraus und verbreitet nur Wahnsinn, wenn die Voraussetzung wegfällt. Denn dann füllt die Schule ihr Raumwissen — mag es noch so wahr sein — vergeblich in eine Wahnzeit hinein. Daher muß von diesen vier Akten die Rede sein. Was tun sie? Sie verhindern, daß ein bloßer Augenblick mit der Zeit einer ganzen Generation verwechselt wird! Wenn ein Mann und eine Frau zusammen ins Bett gehen, so kann das alles „an sich" sein: eine flüchtige Liebesnacht, eine käufliche Prostitution, oder aber die Brautnacht einer gesegneten Ehe. Die Hochzeit hämmert den Unterschied ein. So aber steht es mit allen vier Festen. Die Brautnacht begründet ja den Ehestand, die Kindtaufe den Familienstand, die neue Tätigkeit den Berufsstand, der Tod — als Abraham Lincoln den letzten Atemzug tat, sprach es sein Kriegsminister Stanton aus: „Now he belongs to the ages." „Nun gehört er in die Geschlechterfolge." Aus dem Schulranzen schleppen wir dafür nur den Ausdruck „sub specie aeternitatis" mit. Aber die aeternitas ist nicht eine mathematische, sondern die Äonen und die bilden sich nicht im Kopf Platos oder Husserls, sondern auf Hochzeiten, Begräbnissen, Kindtaufen und Amtseinsetzungen. Durch sie wird dein Leben so konstelliert wie der Mond in seinen Phasen. I. Kindtaufe, Namengebung, Beschneidung. Ich werde zu eines anderen Mannes Sohn erklärt, weiß aber nichts davon. Das ganze Bewußtsein des Akts wogt in der vorhergehenden Generation. Ich darf unbewußt streben und in ihrer Obhut aufwachsen. II. Konfirmation, Amtseinsetzung, Jugendweihe. Ich trete nach außen in einen Bereich, den ich verkörpere. Meine Eltern und ich, Senior und Junior, werden als selbstbewußte Generationen der Welt begreiflich. III. Hochzeit. Ich heirate.

Mein Bewußtsein wird damit umgedreht. Ich setze mich nicht mehr nach rückwärts ab, sondern bescheide mich, selber überholt zu werden von meinen Kindern. IV. Beerdigung. Ich begrabe meine Eltern und trete so in die erste Schützenkette des Lebens; mein Schutz gegen die letzte Verantwortung für die Überlieferung ist weggefallen. Meine Nachkommen haben nur mich zur Deckung gegen das Nichts, gegen das Abreißen der Kette.

Achten wir erst einmal auf diese Konstellierung jedes Bewußtseins zwischen vorhergehenden und nachfolgendem Lebensalter, so wird die Reziprozität bemerkbar, mit der sich unser Zeitbewußtsein wandelt. Ich habe bei der Geburt das vollste Bewußtsein meiner Eltern im Rücken. Bei ihrem Tod aber tritt ihr Bewußtsein notwendig in mich so stark hinein, daß mir die einzige Rückendeckung der Kultur für die Jüngeren auferlegt wird.

Daß ich in diesem Buch den Wandel unseres inneren Mondes des Bewußtseins so ausführlich nachzuweisen habe, zeigt freilich, daß die Einübung auf die Mehraltrigkeit an den vier Festen schlecht funktioniert. Das ist kein Wunder. Seit Ehen häufig geschieden werden, seit die Königskrönung und das 40-jährige Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelms III. abgelöst werden durch vierjährige Wahlen, seit der Beruf durch 27 Arbeitseinstellungen ersetzt wird, seit statt dem Erben des Hofs ein Dutzend Abgangszeugnisse mich legitimieren, werden die Grund-Feste zerschnitzelt und multipliziert. Vier Hochzeiten bedeuten weniger als eine[1]; zehnmal eine „Stellung" annehmen, ist weniger als eine Ernennung. Zehn Examensdiplome sind weniger als eines guten Vaters Sohn zu sein. Jede der Mondphasen wird demgemäß so zerstückt, daß ihre mich in die Mehraltrigkeit hineinhebende Wirkung nachläßt.

Einfältige Uniform:		*Vielfältige Industrieform:*	
Taufe		Viele Zeugnisse viele Diplome	
Beerdigung	Hochzeit	Auftrennung in Leiblichen Tod, Pensionierung, Viele Entlassungen	Viele Verhältnisse, mehrere Ehen, Scheidungen
Krönung		Viele Wahlen, viele Anstellungen, winzige Verantwortungen	

Aber die Aufgabe hat sich nicht geändert, auch wenn wir heut fünfzigmal scheiden, eintreten, geloben. Die Brautnacht ist nicht eine Liebesnacht pur et simple. Eine Wahl ist nicht die endgültige Berufung. Wenn die Ämter plura-

[1] Dazu ausführlicher im ersten Band, S. 246—248.

listisch verwässert werden, werde dir dein ganzes Leben zum einzigen Amt. Den inneren Wandel des großen Bewußtseins – und dies Zeitbewußtsein wandelt sich im Verhältnis zur Geschichte, wie der Mond am Himmel im Verhältnis zur Sonne – mußt du dir auch im Schatten der Industriehäufigkeiten erkämpfen. Die Hauptsache, die Hauptzeiten des Bewußtseins sind der Hinblick auf die Zeit vor mir und nach mir. Ohne diese Hauptzeiten trübt sich mein Bewußtsein. Wird eines Menschen Bewußtsein auf den Raum eingeschränkt, so bleibt es wahnzeitig. Nie begreift er, daß wahr nur wird, was bewährt wird. Sein Träger bleibt kindisch bis ins Alter.

Das Begreifen der Umwelt überwiegt heute die Erfassung der Vorwelt und der Nachwelt. Aber weder die Sprache noch das Bewußtsein werden uns für das Begreifen der bloßen Umwelt und ihrer Zeitgenossen verliehen. Daher muß eine in den Alltagsmythos hineingesogene Industriegesellschaft heute um ihr Nachher und Vorher leidenschaftlich kämpfen. Sonst versinkt sie in den Strudel des Zufalls, ja der Selbstvernichtung.

In dem überwältigenden Kinderreichtum der jungen französischen und amerikanischen Familien seit 1942 verkörpert sich ein rührender Kampf um die Wiedergewinnung einer geschichtlichen Existenz, ein leidenschaftlicher Widerstand gegen das Versinken in den Mythos der Wochentage und des Industriekalenders der unerlebbaren, abstrakten, physikalischen Zeit. Diese kinderreichen Familien feiern wieder Daten. Und mit ihrer Hilfe werden sie eingepaßt in den einzigen Menschen, den Großen der Äonen der Äonen. Nur dieser „Sohn" darf das Ebenbild des Vaters heißen. In ihn hinein erfüllen wir vorübergehenden Zellen dieses Riesenleibes unsere Bestimmung. Daher wird jeder seiner Zellen ein Prägestempel angeboten, der ihr Datum, ihr Nachher-Vorher-Draußen-Drinnen eintätowiert.

Damit werden wir also orientiert. Das Wort muß nur ernst genommen werden. In meinem Breifwechsel mit meinem Freunde Franz Rosenzweig aus dem ersten Weltkriege ging es um Judentum und Christentum[1]. Darin fragte er, was ich denn unter „Offenbarung" verstehe, denn davon reden ja beide Glaubenswege. Ich schoß zurück: Offenbarung ist Orientierung. Was soll das heißen? Nun wenn ein Säugling in Aurich in Friesland am 11. März 1999 geboren wird, so wird er doch da in einen winzigen Ausschnitt der Welt hineinverzaubert. Das Klima ist nordseeküstenmäßig; die Leute heißen Enno, Kloppo und ähnlich. Man hört sogar friesisch. Wo also und wann hält sich dieser Säugling auf? Es fehlt zunächst jedes Koordinatensystem in seinem Innern. Währenddessen rauscht die Zeit unaufhaltsam weiter, lange ehe er begriffen hat, „wann" 1999 oder März zu laufen begonnen haben. Er fährt mit der Eisenbahn und mit dem Schiff, weil seine Eltern mit ihm auswandern: *Wo* ist er, als er in Aurich, als

[1] Abgedruckt in Franz Rosenzweig, Briefe 1935, als besonderer Anhang unter dem Titel „Judentum und Christentum".

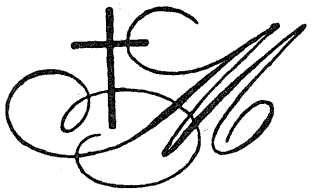
er in Saskatschewan aufwacht? Ist er in Ostfriesland, in Westdeutschland, in Europa, in Kanada, in Amerika, auf dem Planeten? Was hat den Vorrang?

Die Eintätowierung des Sinnes dieser Zeiten und Räume muß uns also orientieren, sei es als Trojaner und Beduinen oder als Juden und Christen und Muselmann. In der einen Tätowierung orientiert uns ein bestimmter Ort oder Stamm; in der jüdischen hingegen spielt kein Ort eine Rolle; in der christlichen schließlich machen die Zeiten keinen Unterschied. Es gibt also Grade der Orientierung, sozusagen weniger umfassende, wie die als Trojaner, und umfassendere. Aber orientiert muß jeder von uns werden. Diese Orientierung stellt das Kind nach innen durch Namengebung, nach außen durch Amtsbekleidung; sie wirft ihn in die Zukunft dank Eheschließung, und sie wirft ihn in die Vergangenheit kraft des Begräbnisses. Die orientierende Kraft der Zeiten und Räume, die wir zu bewähren bereit sind, kreuzt uns ein in den großen Menschensohn.

Von der Hochzeit hat bereits der erste Band (253 ff) ausführlich gehandelt. Von der Namengebung, Taufe und dem Heißen spricht das Kapitel über den Zeitgeist. Ernennung zum Amt, Verkörperung einer nach außen die Gruppe verkörpernden Funktion, wird der letzte Teil behandeln. Bleibt das Grab. Wir leben da in stärksten Kontrasten. Die Ärzte lassen mehr und mehr Leute über ihre Zeit leben, so daß sie bewußtlos sterben zu einem Zeitpunkt, zu dem die Öffentlichkeit sie schon als „lange tot" betrachtet. Aber der Leser findet eine Todesanzeige am Ende dieses Teils abgebildet, die geradezu ein Triumph der Orientierung heißen darf. Paul Sartre hält dem Zeitalter einer Nummernmenschheit den Spiegel vor in seinem „Les Morts sans Sépulture". Ein befreundeter Pfarrer hat mir erzählt, wie er und ein Amtsbruder 1944 auf der Insel Saipan im Stillen Ozean herumspazierten, auf zwei nackte Japanerleichen stießen, sie neugierig anstarrten und unbegraben liegen ließen. Ach, Freund, Pfarrer, Amt und Bruder: wer einen nackten Toten nicht beerdigt, bei dem ist die Orientierung für die Geschichte mißlungen. Ihm zum Trotz bringe ich die schon erwähnte flämische Todesanzeige. Sie läßt an Orientierungskraft nichts zu wünschen übrig. So bilde sie das Scharnier zwischen diesem ersten Teil und dem zweiten. Denn im ersten haben wir die Wege studiert, auf denen wir wiedererleben, was unsere Vorfahren erworben haben. Der zweite durchwandelt mit den Sinnen der Erstlinge selber die von ihnen für uns schon geschaffenen Anmarschstraßen unserer Zukunft.

9. Abschnitt

Eine Todesanzeige



Mevrouw Juliaan Lodewijk De Wit geboren Maria-Ludovica De Ridder,
Juffrouw Maria De Wit,
De Heer en Mevrouw Lode Holvoet-De Wit en hun kinderen
Herwin, Erik, Adelheid en Dirk,
De Heer en Mevrouw Alfons Destoop-De Wit en hun kinderen
Geertrui, Katelijne en Geert,
De Heer en Mevrouw Johan De Wit-Van de Walle en hun kinderen Marijke en Johan,
De Heer en Mevrouw Winfried De Wit-Waelput,
De Heer Herman De Wit,
Juffrouw Lutgard De Wit en haar verloofde René Dirven,
Mevrouw Weduwe Jules Goossens-De Wit,
De Heer Arthur De Wit,
De kinderen en kleinkinderen van wijlen De Heer en Mevr. Gustaaf De Wit-Philips,
De Heer en Mevrouw Jan De Ridder-Lambrechts en kinderen,
De Heer en Mevrouw Alfons De Backer-De Ridder, kinderen en kleinkinderen,
Mevrouw Weduwe Frans Lauwers-De Ridder, kinderen en kleinkinderen,
De Heer eu Mevrouw Emiel De Ridder-Mertens, kinderen en kleinkinderen,
De Heer en Mevrouw Edmond De Ridder-Moeremans, kinderen en kleinkinderen,
De Heer en Mevrouw Willem De Ridder-Broeckmayer, kinderen en kleinkinderen,
De Heer en Mevrouw Marcel De Ridder-Clymans, kinderen en kleinkinderen,

melden U met droefheid doch met kristelijke gelatenheid dat het de Heer heeft behaagd tot Zich te roepen de ziel van Zijn trouwe dienaar, hun geliefde echtgenoot, vader, schoonvader, grootvader, broeder, schoonbroeder, oom, grootoom en bloedverwant

De Heer Juliaan Lodewijk DE WIT

Echtgenoot van Mevrouw Maria-Ludovica De Ridder

geboren te Willebroek op 14 oktober 1887 en godvruchtig in de Heer ontslapen te Mechelen op 30 mei 1957, gesterkt door de troostmiddelen van Onze Moeder de H. Kerk.

De Plechtige uitvaart, gevolgd door de begrafenis in de familiekelder op het kerkhof van Mechelen, zal plaats hebben op MAANDAG 3 JUNI 1957 te 10,30 u. in de dekanale kerk van Onze-Lieve-Vrouw over de Dijle.

Vereniging aan het sterfhuis : Willem Herreynsstraat 11, Mechelen, vanaf 9,30 u.

HEER, GEEF ZIJN ZIEL DE EEUWIGE RUST

Mechelen, 30 mei 1957

Wwe L. Van den Branden Aannemer van begrafenissen
232 Koningin Astridlaan Mechelen Tel. 126.49

Druk J. Van Rompaey
Hombeekseesteenweg, 116 Mechelen Tel. 151.86

Die Wendung von der Wiederkehr der Erlebnisse zum Gang der Ereignisse
Übergang vom ersten zum zweiten Teil

Wer sich vom Wiedererleben hinüber wendet zu den Sinnen der Erstlinge, muß sich auf einen radikalen Subjektswechsel rüsten. Den Kalender erleben wir; aber die Ereignisse passieren, ob wir wollen oder nicht. Nicht alle, die ein Ereignis angeht, wollen es wahr haben (Band I, 165 f). Wenn die Bomben auf Rotterdam fallen, wenn das Erdbeben in Messina dem großen Menschen und Historiker Gaetano Salvemini (1873–1957) die Frau und fünf junge Kinder nimmt, wo ist da das Subjekt? Millionen fragen täglich angstvoll, wer denn da einhergehen mag, und sie heben abwehrend ihre Hände: nicht wir, nicht wir haben das getan; wir sind nicht schuld.

Wer die Wiederkehr der Erlebnisse, wer die Gesetze, die Entwicklung, das bloße Gewesensein mit dem Gang des auf uns zukommenden ungeheuren Schicksals verwechselte, dem wären Zukunft, Ursprung, Schöpfung, Freiheit leere Worte. Er wäre wie eine Seele, die statt Christus Maria als ihren Gott anriefe. Die Versuchung ist groß und sie ist über viele Geister im Westen Herr geworden. Der Historismus ist nämlich der Marienkult der modernen Historiker. Gegen ihren Kniefall vor der bloßen Vergänglichkeit sind die Mariendogmen ein Kinderspiel. Beide also, die Historisten und die Mariendogmen, sehen von der Zukunft ab. Uns machen wir es damit zu bequem. Vielleicht kann die Versuchung nur bei einem radikalen Subjektswechsel überwunden werden. Vielleicht erfährt niemand Freiheit und Zukunft, solange er sich für das Subjekt hält. Wir jedenfalls treten aus den Reihen der Scholastiker und der Akademiker aus und fragen: Wieviel Akte der Zukunft nach unserem Tode haben bereits angehoben? Wenn es nach unserem Tode eine Zukunft gibt, muß sie längst angefangen haben. Denn wir sind zu schwach, sie zu hinterlassen. Um der Zukunft willen blicken wir in die Vergangenheit. Denn daher muß uns ja die Gewißheit kommen, auf einem Wege zu sein, der mit unserem eigenen Leben nicht zu Ende ist.

Zweiter Teil

DER GANG DER EREIGNISSE

(Präjectivum)

Creavi Fructum Labiorum

Vulgatatext des Jesaias 57, 19

Zweiter Teil

Der Gang der Ereignisse

Creavi Fructum Labiorum

1. *Stamm:* Ein Toter wird ins Auge gefaßt 155
2. *Reich:* Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise 173
3. *Volk:* „Harret, daß ich höre, was der Herr sagt" 202
4. *Publikum:* „Singe mir Muse den Mann, der umherirrte" 212
5. *Der Herr der Aeonen* 255
6. *Das Erste Jahrtausend:* Gott ist Mensch geworden 286
7. *Das Zweite Jahrtausend:* Die Welt wird revolutioniert 297
8. *Das Dritte Jahrtausend:* Der Mensch soll vollzählig werden 309

1. Abschnitt

Stamm: Ein Toter wird ins Auge gefaßt

Unsere Geschichte beginnt auf Gräbern. Das Tier begräbt niemanden. Und das verendende Tier selber sucht die Einsamkeit. Dreimal brach uns unsere Stute gewaltsam aus ihrem Stall aus, damit sie in einem den anderen Pferden unbekannten Winkel der Weide einsam verscheide. Der Tod schickt uns aus dem Leben heraus in unüberbietbare Einsamkeit. Aber der Segen auf dem Sterbebett und das Begräbnis drehen die Richtung von Leben und Tod um. Denn nun wird der Tod erlebt; aber damit sein Erlebnis möglich werde, muß sein Ereignis, das Sterben, vorübergehend zur großen Hauptsache gestempelt werden. Mit jeder ausdrücklichen Beerdigung geschieht ein Akt, der sich nicht von selbst versteht. Beerdigung ist nicht selbstverständlich. Mit dem, was sich nicht von selbst versteht, beginnt die Geschichte.

Denn ein Grab macht den Tod dem Leben dienstbar. Es schafft ein historisches Datum, das fortan allem neuen Leben voraufliegt. Wenn Nächststehende ihre Augen auf den Sterbenden zu heften gewillt sind, so ist das die erste große Freiwilligkeit der Geschichte. In diesem Akte hat die Menschheit ihre tolle Freiheit entdeckt, die Naturgesetze abzuschaffen. Von Natur stirbt jeder für sich. Im Beerdigen hat der Mensch sich freiwillig dieses natürlichen Verhaltens begeben. Der Mensch will eben über seine Natur hinaus, weil diese zum Tode führt. Und so schafft er erst einmal das erste Naturgesetz ab, daß mit dem Tode das Leben ende. Nein, der Tod des Älteren tritt in das Leben des Jüngeren ein; dieser räumt dem Tod eines Anderen Raum bei sich ein: Er erbt seine Funktion. Daß Sterbender und Überlebender die Augen aufeinander heften, erzeugt eine Einsicht ineinander und eine Haftung füreinander, eine Intuition, die denen, die bloß leben, den Tieren und denen, die vor dem Tode fortlaufen, ewig versagt bleibt. Succession, Nachfolge, ist im Begraben entdeckt worden.

Das Grab besteht. Das Grab besteht darauf, daß etwas übrig bleibt, wenn der Leib in Staub zerfällt. Denn wie sollte man sich sonst solche Mühe um den Grabhügel geben? Der große Name behält seine Gewalt über die Nachkommen. Im Namen des Helden, den die Seinen bestatten, halten sie inne und genießen sie das Gefühl einer göttlichen Freiheit von ihrer eigenen Natur. Alle Stämme schwelgen in Begräbnissen. Sie genießen ihre Macht, mit der Natur zu brechen. Im Namen des Helden herrscht Frieden unter den Feiernden. Feier ist also eine politische Erfahrung, die über den Alltag erhebt.

Jedermann weiß, daß Gräber die Denkmäler sind, durch die bis auf den heutigen Tag die Stämme zu uns sprechen. Da sie durch das Begraben Geschichte schaffen wollten, so sollte die erste Feststellung lauten: Sie haben ihren Vorsatz weit weit besser erreicht, als sie ahnen konnten. Es ist ja nicht so, wie die Ausgrabungen es uns oft scheinen lassen, daß wir die Urmenschen durch unsere Schläue heut überlisten, indem wir ihnen nun ihre Geheimnisse gegen ihre Absichten abluchsen. Es scheint mir ebenso richtig, sie zu salutieren und zu erklären: Ihr habt uns in euren Bann gezwungen. Wir geben nach sechstausend und achttausend Jahren Unsummen über die ganze Erde hin aus, um eure Gräber auszugraben und zu entziffern. Ihr zwingt uns also heut noch in euren Bann, und wir lassen eure Gedanken zu uns sprechen. Und wir sehen, daß in jedem Stamm mindestens ein bestatteter Toter besteht und bestehen bleibt, der sein Auge nach wie vor auf die Lebenden geheftet hält. Der Tote erbt die Lebenden, sagt das Rechtsprichwort. Das soll heißen: Er ergreift ihn. Der Erbe ist der Ergriffene. Le Mort saisit le Vif. Der Tote ergreift uns. Die Toten blicken auf die Lebenden: Dies ist das Grundgesetz der Stammesverfassung.

Gewöhnlich wird ein Totempfosten errichtet. Er sollte Totenstift heißen, denn er hat mit den Toten zu tun, nicht aber mit dem Totem—auf ihm sind ausdrücklich diese Augen ausgeschnitzt, und kraft ihrer konstituiert das Angeblicktwerden recht eigentlich den Stamm. Das Nach wie Vor dieses Augen-Blicks und Anblicks definiert das Dasein eines Stammes. Ein Stamm stammt also nicht aus dem Geblüt oder der Rasse, sondern aus der Aufsicht über das Nach-wie-Vor durch die Augen der Helden. Oft waren diese Helden in Kämpfen Erschlagene; oft auch starben sie friedlich oder durch einen Unfall. Aber wessen Auge auf den Nachkommen ruht, dessen Kraft lebt weiter, nach wie vor. Dies Nach-wie-Vor des Heldengeistes ist das Zeitenfloß des Stammes. Und wir werden gleich sehen, wie federnd die Zeitalter auf diesem Floß ineinandergeschoben werden. Auch kann vom ersten Tage aller Stammesgeschichte an ein Kind adoptiert, ein Mitglied ausgetauscht, es können ganze Familien verschmolzen werden. Die juristischen Kunstgriffe, um die Abstammung künstlich zu ersetzen, treten vom ersten Tage an auf. Unumgänglich, nötiger als der leibliche Samen, sind dazu die Augen, die vom Totenstift auf die Nachkommen starren und sie so ergreifen, daß sie tanzen, hören oder singen, reden oder schweigen, oder in den Kampf ziehen.

Denn auf dem „Stift", dem stipes oder Pfahl, beruht die Existenz der ersten namentlich ergreifenden – und das heißt: der ersten begreiflichen, gedächtnishaltigen – Macht. Diese Macht des Stiftens ernennt Krieger, sie kann Menschen opfern, sie kann Ehen stiften und Kinder erziehen, weil sie den Namen des gestorbenen Helden über den Kriegern, den Opfern, den Ehegatten, den Initierten, einzuweihenden Kindern ausruft. In seinem Namen, der den Tod überlebt hat, bergen sich die Nachkommen und so erben sie seinen Frieden.

Im Deutschen ragt das Stammesritual dank des Wortes Stiften in die Gegenwart. Als die Germanen Christen wurden, da wurden aus den Ahnenpfählen, den Stiftern, die Familienstifte (wie Quedlinburg, Lorch, Speyer usw.), und schließlich die modernen „Stiftungen". Das Ausgraben der vielen Topfscherben aus den Gräbern verdunkelt oft die einfachsten Tatsachen der Stammesverfassung. Auch die Bedeutung des Stifts ist zwar sprachlich einwandfrei erwiesen, wird aber von dem Unglauben der Moderne übersehen. Kluges Ethymologisches Wörterbuch unter „Stift" setzt zwei Worte an, das erste mit der Bedeutung „Pfahl" und das zweite mit der Bedeutung *„Stiftung"*. Lautlich ist das ganz unbegründet, und so liest man den erstaunlichen Satz: *„Die Bedeutung dieser Wortsippe (Stiftung) schließt Zusammenhang mit Stift im Sinne von Pfahl aus."* Wunderbare Logik! Das Gegenteil ist wahr! Der Ahnenpfahl ist der Mittelpunkt des Aktes, in dem dieLebendigen zu Toten werden. Der Pfosten heißt englisch „steeple", weil er den Mittelpunkt des Gerichts, den Stift angibt[1]. Herzog Tassilo v. Bayern muß seinem Herrn Karl diesen Ahnenpfosten abtreten[2]. Die großen Stifter wie Speyer und Quedlinburg sind grandiose Ahnenpfeiler. Die Karolinger haben dieser Germanisierung noch nicht so gefrönt.

Wir haben schon betont, daß Geschichte und Geschichtsschreibung sich nicht trennen lassen. Wo komponiert wird, will man auch eine Partitur besitzen, und die Gräber sind eine Art Schriftzeichen, die Ahnenpfähle sind eine zweite Art. Die dritte Schreibweise wird zu oft nicht als Schrift aufgefaßt und ist doch die handgreiflichste: Die Tätowierung. Hier wird die Verfassung jedem Krieger auf den Leib geritzt, und die beiden Worte Rune und writing im Englischen (sowie das unserem „Schreiben" voraufliegende lateinische scribere heißen ja einritzen und waren zuerst und am vordringlichsten Hauteinritzungen. Die Schrift des Stammes ist also die lebenslängliche Mitgliedsurkunde eines Totenstiftes. Wenn heute die Seeleute usw. ihre Mutter oder ihre Geliebte oder den Anker sich eintätowieren, so wollen sie im Grunde dieselbe lebenslängliche „Einschreibung" vornehmen, die dem Jungmann im Stamm widerfuhr. Manchmal verteilen sich die Tatoos wie Kapitel auf die verschiedenen Leiber einer Tanzgruppe, und wir haben hier also die Ausgabe der Stammesverfassung in mehreren Bänden vor uns. Es ist nicht müßig, sich den Ausgang aller Bücherkunst vom Tötowieren ins Gedächtnis zu rufen. Heut wird von diesem Ritzen viel zu oft als von einer primitiven Magie und einem Aberglauben gesprochen. Ich kann nichts Abergläubisches darin entdecken. Und weshalb meine Klassikerbibliothek oder die Hausbibel wirklich Klassiker und Buch der Bücher sind, das kann ich mir an den Hautrunen der Stämme eher klar machen als an der heutigen Schundliteratur.

---

[1] Massmann, Jahresring 1939, S. 119 ff.

[2] Die Bearbeiter des „Ahnenstabs" in den Monumenta Germaniae Historica bringen sich durch ihr Ausweichen vor „Stift" um das Beste.

Jeder Krieger ist ein Neudruck der Stammesbibel. Er ist eben durch die Tätowierung der Träger des Stammesgeistes. Die Geister beschriften ihn, die Toten bedrucken die Lebenden. Da im Geist die Augen der Toten nicht gebrochen sind, sondern weit geöffnet vom Stammespfahl sich in die Lebenden einsenken, so ritzen sich ihre Befehle und ihre Einteilung des Stammes als Tätowierung in die Haut. Die älteste Schrift der Menschheit ritzt die Haut und öffnet damit das Innere der Wilden einem zähmenden Eindruck. Jeder Krieger tritt, um Krieger zu werden, auf Lebenszeit unter den Eindruck des Stammvaters, so wie sonst nur die Geliebte unter den Eindruck des Liebhabers, der um sie wirbt. Die Totenklage um den Helden überträgt die individuelle Stimme der Werbung auf eine zahlreiche Gruppe, und wer das „Außersichgeraten" der Klager und Klageweiber beobachtet hat, der weiß, daß hier im vollen Ernst das schauerliche Werbegeheul der Tierwelt von der Paarung zu einem neuen politischen Vorsatz auf eine große Zahl übertragen worden ist.

Aber der Tote selber kann ja nicht mehr werben und singen, und die Klager sind doch nur seine Rächer, die an seiner Stelle sich beklagen. Sie sind also die Empfänger seines Liebesrufs, bestenfalls ersetzen sie ihn. Ihre Liebe muß sich also seines Anrufs versichern; er, der Ahne, muß den Neudruck auf jeden Krieger autorisieren. Ganz wörtlich handelt es sich bei der Autorität der Vorfahren im Stamm um ihr Autorenrecht auf die geziemenden Zeichen und Haartracht, Kleid und Gesten am Leibe der lebenden Texte. Die Liebe der Nachfahren hört diese Stimme des Autors. Der Urheber wird Person. Der tote Heros ist die erste Person der Weltgeschichte. Eine tönende Stimme ist der Sinn von Person; der Name des Helden bleibt ja am Leben. Aber freilich, das kann er nur, wenn er nicht zum Wort im Wörterbuch absinkt, sondern anrufbarer Name im Vokativ (s. unseren ersten Band, S. 176) bleibt. Wann ist ein Name nicht leer, nicht Schall und Rauch? Wenn auf seinen Anruf dem Rufer Antwort wird, wenn also der Tote sich heraufbeschwören läßt und richtet. Vox und Numen zusammen sind das Nomen des Helden. Der Held ertönt kraft der Maske.

Wenn die Gräber das dauerhafteste Dokument der Stämme darstellen, so sind die Masken ihre größte Herrlichkeit. Die Kunst der Masken ist vollendet.

Hier sind wir im Zentrum der Stammesleistung. Und gleich offenbart sich ein Gesetz, das auch uns bindet. Wir können die Stammesmasken nachahmen, aber werden sie niemals übertreffen. Sie sind unübertrefflich in genau dem gleichen Sinn wie Homer oder Phidias.

Jede Lebensweise nämlich erlangt die ihr eigentümliche Vollendung, kraft deren sie unübertrefflich bleibt, im Herzpunkt ihres Glaubens. Es gibt daher keinen Fortschritt von einer Stammesmaske zu dem Apollo von Belvedere. Vollendung ist in beiden. Nachdem wir die Griechen so lange nachgeahmt, hängt jetzt in Picassos und jedes anderen Modernen Atelier eine Negerplastik oder eine Maske von Bali, und unsere Tänzer werden wieder Masken vor die

Augen binden. Wir sind dazu gestimmt, die Stammesriten nachzuahmen. Aber wir werden sie nie übertreffen.

Den Geistern der Helden haben diese Masken erlaubt, nach wie vor stimmhaft zu bleiben. Diese übermenschliche Stimme erschuf den Zusammenhalt aller, die auf sie hörten. Der Stamm ist aus Schallschwingungen geronnen, und er erwies sich als dauerhaft. Darum sind seine Masken voll-kommen ans Ziel gekommen. Denn der ist der Stammesheros, in dessen Name ein Lebender die Maske vorbindet. Wo eine Maske ertönt, durchgetönt wird, da ist ein Held und Heros. So wie dort ein Kirchen-Heiliger ist, wo ein Name die Ehre der Altäre empfängt, so ist eben der ein Stammesheros, den eine Maske vergegenwärtigt.

Freilich bedarf es wohl einiger Phantasie, damit der Leser die reiche Ordnung vor sich aufsteigen sieht, die aus der einen einzigen Personifikation sich Jahr um Jahr in Hunderte hineinergießt. Eine einzige Maske ruft nämlich hundert andere hervor so wie ein Führer seine Schar. „Auf den Alëuten führten Hunderte von Frauen im Mondlicht ihre Tänze aus. Sie waren nackt bis auf ihre Masken. Ein Mann, der solche Tänze ausspähte, verfiel dem Tode. Analoge Tänze tanzten die nackten Männer. Beide Tänzerscharen beseelte der Glaube, daß dank dieser Geheimriten eine Geistesmacht die Hauptmaske fülle. Diese Geistesmacht aber zu erblicken, bringe Tod oder Unglück. Ihr sei zu lauschen. Infolgedessen trug jeder Tänzer eine große Maske aus Treibholz, in der die Öffnungen so geschnitzt waren, daß nichts aus ihnen nach oben oder nach vorn erblickt werden konnte, nur der Grund und Boden zu seinen Füßen. War der Tanz zu Ende, so wurden Hauptmaske und Tänzermasken zerbrochen und in die See geworfen[1].“ (Man wird an das Verbrennen der Stimmzettel im päpstlichen Konklave gemahnt.) In jedem Falle vermag dieses Zitat ein Panorama zu entrollen, wie weit die grandiose Neuerung der Einen Stimme aus dem Totenreich „Gegenwart“ überhaupt erst gestaltet. Sobald die Lebenden auch nur einem Toten lauschen, so kriegen sie alle Hände voll zu tun. Sich zu unterstellen, „Subjekte“, Untertanen zu werden, d. h. die Urzelle jeder politischen Existenz, kann hier an der Quelle studiert werden.

Die Tötung dessen, der nicht in das begeisterte Leben hineingehört, ist für Untertanen des Geistes das Gegebene. Auf New Britain in Melanesien wird auch der Maskenträger, dem die Maske vom Haupt fällt, sofort getötet. Die Linie der Menschlichkeit ist nie zwischen Fleisch und Blut gelaufen; sie ist immer nur zwischen Untertanen und Angehörigen derselben Stimme zu finden.

Das Wesen der Heroen ist also niemals ihren Taten bei Lebzeiten zu entnehmen. Hier entscheidet die bleibende Verfassung. So ist auch der Osterheld Held, weil seine Stimme auch heut noch, wie die Ostchristen zu Ostern so beredt sagen, „wahr und wahrhaftig auferstanden ist“.

---

[1] Übersetzt aus W. H. Dall, Third Annual Report, Bureau of American Ethnology, Washington 1884, p. 141.

Die Aufklärung der letzten zwei Jahrhunderte war unfähig, die Gestorbenen in ihrem Nachleben zu erfassen. Deshalb konnte sie weder die Stämme noch die Christen verstehen. Im Heros und in Jesus Christus ist ihr Nachleben die stiftende Tat, auf die es ankommt. Nicht schon der, der den Drachen tötet, sondern der, um deswillen die Nachkommen in jährlicher oder zweijähriger oder vierjähriger Wiederkehr schwören und eine Maske vorbinden, der ist der namengebende Held, der Heros ep-onymos, auf Grund dessen ein Stamm in die Geschichte eintreten kann.

Um die Maske, die meistens am Stift, am Augenpfahl sich aufstellt, und im Namen der Toten alle Lebenden mit Du und Ihr anredet, schwingen sich die Abkömmlinge der Helden, und werden eben dadurch „Angehörige". Sie betragen sich als seine Kinder, auch wenn sie es leiblich nicht sind. Unser heutiges Karussell ist der scherzhafte Überrest dieser „Ankindung" und Eingliederung im heldenbeherrschten Rundtanz. Und so ist die Teilnahme am Karussell die Mitteilung der Schwingungszahl an die Glieder des sich hier leibhaft bildenden politischen Körpers. Die Tänze bewegen die Tänzer um den Maskenträger, den Schamanen oder Medizinmann, als Chorus und Orchestra, als seine Schwingen. So nannte noch Pyrrhus von Epirus in einem berühmten Worte seine Epiroten. Und nur, wer an das Karussell denkt, begreift, daß der Tanz die Tänzer bewegt, keineswegs aber diese sich selbst. Dem Maskenträger aber mag der Schaum vor dem Munde stehen; denn damit der Geist des Heros in ihn hineinfahren kann, muß sein Maskenträger außer sich geraten. Man sollte also nie von seiner Ekstase ohne ihr Gegenstück, seiner begeisterten Ergriffenheit, reden. Beide sind wie zwei Seiten desselben Vorgangs. „Ekstase" und Enthusiasmus sind das Weichen eines Lebenden vor der Übermacht eines namhaften Toten.

Was aber hat dieser Geist zu sagen? Er fordert Rechenschaft. Die Geister ziehen die Lebenden zur Verantwortung. Wandeln sie noch in ihrem Frieden? Der Wandel der Krieger wird den Augenblicken der Geister ausgesetzt. Und wie sollen diese Nachkommen denn wandeln?

Sie müssen untereinander Frieden halten wie Glieder eines Leibes. Dies ist der große Stammesfrieden, aus dem die „Ehe", das Stammesrecht, fließt, denn unser Wort Ehe ist eines der Wörter, das vom Stamm noch lebendig ist. Aber die Ehe war einst umfassende Friedensordnung. Drei Wege führten vom Tanzplatz der Feier ins tägliche Leben. Einer zur einzelnen „Ehe" in das Innere der Familien, der zweite auf den Kriegspfad gegen jede Schmälerung des Heldengeistes von außen, der dritte auf den Sühnepfad der Opfer gegen alle Brüche und Zusammenbrüche des Stammesleibes im Verlauf der Zeit.

Vom Grabe oder vom mitgeschleppten Stammespfahl her also ordnet sich das Leben aller Glieder als eheliches, als kriegerisches und als gesundes Leben. Ehehütten, Kriegspfade, Sühnealtäre werden dem Stammesfrieden zuliebe errichtet. Damit es aber mit allen dreien auch noch nach Jahrtausenden seine Richtigkeit behalte, muß der Stamm feiern. Die Stammesfeiern demonstrieren, sie sind die

Demonstrationen des Rechten, des „Echten", denn im Adjektiv „echt" hat sich der umfassende Sinn des Wortes Ehe erhalten, welches die immer wiederkehrende Ordnung bezeichnet.

Wir haben schon auf die seltsame Art hingewiesen, in der die klare Aussage der lautlichen Formen zurückgewiesen wird, weil der sachliche Zusammenhang den Modernen unbekannt ist. Oben ging es um die einheitliche Bedeutung des Wortes „Stift". Mit echt und Ehe ist es ähnlich. Nach den Lautregeln gehört es zu demWort Äon, wiederkehrende Ordnung. Und nur, weil die Etymologen diesen „Sinn" nicht zu deuten vermögen, leugnen sie den nach ihren eigenen Regeln unumstößlich gegebenen Tatbestand. Wir aber wissen bereits, daß Ereignisse Äonen, Ehen stiften (oben, S. 46).

Und so tritt zu Hütten, Altären, Gräbern und Totenstift die Feier des Mahles. Ungeheuerlich ist das Bedürfnis des Neuen Stammleibes, seinen echten Hunger und Durst nach Gemeinschaft zu stillen. Die halbe und oft die ganze Habe wird bei diesen Feiern vergessen und vertrunken. Denn nur in diesen Feiern beweist sich das wirkliche Dasein des Stammes. Potlachs und Gelage folgen sich unablässig. Schmäuse, Tänze, Convivia und Symposia verteilen Eine Speise und Einen Trank auf die Glieder des Leibes. Hier wurzelt das Übertierische, zeremonielle Essen, bei dem sich niemand um das Essen reißt, sondern jeder seinen festen Platz und Anteil erwirbt. Hier reißt sich niemand um das Essen, weil er nur als Mitglied ißt. Das „Heil", der Toast, der zu Anfang des Mahles ausgebracht werden muß, um die Feier auszurufen, ruft die toten Helden im Vivat ins Leben. Es war gegen diesen barbarischen Brauch des Vivat, des Heilsrufs, daß die Kirche bei den Germanen Front machte. Denn der lebendige Gott wird nicht durch uns ins Leben gerufen[1]. Aber gerade weil diese Vivats und Heilsrufe echte Totenbeschwörungen und damit abergläubisch sind, müssen wir sie heut nach dem Grauen der Heil-Hitler-Zeit verstehen lernen. Einst waren sie die Stützen der Gesellschaft.

An diesen Stützen der Feiern orientierte sich der Alltag. Am Feiertag wird der Stamm erzeugt, und zwar gerade im Vivat, dem Toast, ohne den das Mahl ja nicht Tote und Lebende einte, um Familien zu stiften.

Die moderne Menschheit denkt umgekehrt. Überall kann man den blühenden Unsinn lesen, daß „Familien" sich zu Stämmen zusammengetan hätten. Später seien dann aus den Stämmen Reiche geworden, weiterhin aus dem Römerreich die römische Kirche[2]. Man mag mal die Apostel fragen, was sie im Augenblick ihres Martyriums von solcher Geschichtsklitterung hielten. Die Stämme hätten gar nichts zu tun gehabt, wenn es vor ihnen Ehen gegeben hätte. Die Stämme machen das Heiraten überhaupt erst möglich. Ein Stamm ist eine Einrichtung,

---

[1] Über Rückfälle in Ausdrücken wie „Vivat Christus" — 1840 in Spanien — „Vive la messe" 1587 in Paris — „Vivat Deus" in der neuen Römischen Psalmenausgabe habe ich gewandelt in „Vivit Deus", Lohmeyer-Gedächtnisschrift, Stuttgart 1950. Jetzt auch in: Das Geheimnis der Universität, Stuttgart 1958.

[2] Der eine Althistoriker Eduard Meyer hat diese Irrlehre immer energisch bekämpft.

aus der unausgesetzt Ehen hervorgehen. So wie die modernen Fabriken ja nicht die Industrie bilden – auch hier denkt die Masse falsch –, sondern die Industrie dauernd Fabriken schafft und abschafft. Dieser Vergleich ist in vieler Hinsicht lehrreich. Denn auch in der Industrie gibt es Funktionen (Unternehmer, Arbeit, Betriebe, Buchhaltung, Kontrollen, Absatzorganisation, Versuchsstationen usw. usw.), die in jeder Unternehmung wiederkehren[1]. So hat jede Familie Ämter, und eben diese Ämter werden vom Stamm organisiert und ausgerufen, und vom Stamm werden die Beteiligten mit ihren Würden bekleidet. So allein gibt es Väter und Mütter und Kinder, Brüder und Schwestern, daß sie so heißen, und sie heißen so einzig auf das Geheiß des Stammes. Es ist das geflissentliche Übersehen des Heißens und seiner begeisterten Quellen, welches dem idealistischen und dem materialistischen Denken eine Welt vorzaubert, in der Familien den Stamm „bilden" und der Stamm „aus ihnen" hervorgeht. Genau so könnte man sagen, daß die Eltern aus den Kindern hervorgehen. Ganz sinnlos ist dieser Satz auch nicht. Denn je mehr Kinder und je mehr Liebe zu diesen Kindern ein Ehepaar hat, desto mehr werden Georg und Johanna zu Eltern. Die Funktion des Stammes ist, Familien ins Leben zu rufen, und je mehr ihm das gelingt, desto mehr ist er Stamm. Aber nur das Stammeserlebnis, vor versammelter Mannschaft ausgerufen, im Appell sozusagen, sagt jedem Mann und jeder Frau, wer sie eigentlich sind. Die Glieder einer jeden Ehe empfangen ihren öffentlichen Charakter aus der Muttersprache. Einerlei Zunge wird in sie alle hineingeglüht. Und diese den Stammesleib artikulierende und namengebende Mutterzunge spricht nur bei offiziellen Anlässen. Ohne sie gäbe es weder Licht noch Ordnung noch Vorstellung der einzelnen von sich und allen anderen. Denn es ist der Stamm und der Stamm allein, der jedem seinen Platz in mindestens einer Sippe und Moiety, einer Phyle oder Gens, einem Clan anweist. Hiermit wird ewiger Friede zwischen den Nachkommen gestiftet. Dieser Friede heißt Keuschheit. Er ist nichts „Moralisches", sondern ein Gesetz, welches den Incestus, die Unkeuschheit also, zwischen Angehörigen desselben Haushalts verbietet. Der Stamm schafft Familien oder Ehen, damit innerhalb ihrer Friede gelobt werde. Jeder Bruder, der Schwester sagte, versprach damit, sie nicht zu vergewaltigen, und so mit jeder Mutter und ihrem Sohn, und sogar, ganz gegen die Natur, mit jedem Vater gegen seine Töchter. Die natürlichste Regung, daß ein Vater sich in seine Tochter verliebe, hat der Stamm abgeschafft und in diesem Akt dem Amtstitel Vater und dem der Tochter Macht über Leben und Tod verliehen. So viel Kraft wohnt einem Namen inne. Er ist nie bloßer Name, denn er bekleidet mit einem Amt und einer Würde. Je öfter ich zu meiner Mutter Mutter sage, desto mehr wird sie es, alle Anreden verstärken unausgesetzt. Mit dieser Verleihung von Amt und Würde ist der Stamm wirksam.

[1] I, 240 ff.

Dabei ging es um Sein oder Nichtsein des politischen Körpers, und es ist seltsam, daß nur ein einziger Anthropologe den Kampf gegen zu frühen Geschlechtsverkehr und verfrühte Schwangerschaften als die wichtige negative Wirkung der Inzestregeln gewürdigt zu haben scheint. 1884[1] schrieb W. H. Dallas, die Anthropologen schienen nicht zu verstehn und die Degradation der Stämme durch ihre Berührung mit uns scheine zu verdunkeln, daß die Trennung unreifer Jugend nach den Geschlechtern ein strengstes Gebot bei allen Urstämmen in ihrer ursprünglichen Kraft gebildet habe. Denn Niederlage, Gefangenschaft und Erlöschen wäre sonst schnell ihr Los gewesen.

Der Stamm geht nicht weiter in seiner Arbeitsteilung, als notwendig ist, um zwischen den Lebensaltern und zwischen den Geschlechtern Frieden zu stiften. Blutschande, Eifersucht, Elternmord sind die Greuel, die er bekämpft. Der Stamm hat nicht die Aufgabe, die Krieger weiter in Berufe zu unterteilen.

Wie sollte es vor dem Heer-rufer, der beim Appell der Krieger ihre Namen aufruft, verschiedene Berufe geben? Krieger und Rufer, Chor und Tänzer muß jeder im Stamm sein und bleiben. Darin liegt die Anziehungskraft der Stämme auf die Masse in der bloßen Gesellschaft. Zwischen den Weltkriegen glichen schwarze, braune, grüne, ja silberne Hemden alle Klassenunterschiede aus, weil sich alle Faschisten zu den Stämmen zurücksehnten. Also mußte ein ganz anderer Friede entdeckt werden, als die Stammeskrieger aufhören sollten, alle eintönig und einmütig die Laute des Stammes zu intonieren, das Kriegsgeschrei und die Totenklage, den Tanztriumph und den Chorgesang. Ein politischer Leib oder Verband schafft unter strengen Bedingungen. Die Mutterzunge konnte nur dann Ehen stiften, wenn in den Feiern Gleichheit, in den Ehen Unterscheidung herrscht. Deshalb also sind Stämme Feinde der Arbeitsteilung. Sie gliedern Familien, nicht die Arbeit! Und so brauchten 100 000 Indianer einen Kontinent zum Lebensunterhalt. Die Stämme können nicht siedeln. Denn zum Siedeln gehörte eine Arbeitseinteilung, die nicht aus dem Stammesfrieden fließt. Cäsar erzählt, wie die Sueben sich auf die ihnen wohlbekannte Landkultur nicht einlassen konnten, weil sie Krieger zu bleiben hatten. Kriegsrecht und Standrecht herrschen im Stamm. Nicht die Unbekanntheit mit den technischen Fortschritten hindert die Stämme, sich zu modernisieren, sondern der Ursprung ihres Daseins aus der Gleichheit der Nachkommen unter den Augen der Heroen.

So ist die Großartigkeit des Stammes zugleich seine Grenze. Er macht alle zu Kriegern, aber er hält sie auch alle darin fest. Und so werden die Güter der Erde verschwendet, denn nur im Leib des Stammes sind die Zunge und der Geist, die Ehe und der Friede überhaupt zu finden. Die Bindung von Held und Abkommen bestimmt das Zeitenfloß, in das sich der Stamm hineinspricht. Auch hier zeigt sich der Vorzug der Schwäche. Es soll alles „Nach wie Vor" bleiben. Das kann es nur, wenn der Held nicht zu lange tot ist. Der Stamm betont also

[1] Third Ann. Report American Ethnology 1884, 81.

seltsamer Weise nicht die Länge, sondern die Kürze der Zeit von Ahn zu Enkel. Außerchristliche Stämme pflegen nach allen Beobachtern kein klares Gedächtnis von mehr als fünf bis sieben Generationen. Ganz selten erreichen sie eine Verdoppelung dieses Geschichtshorizontes, wie wenn die Könige von Lindisfairn in England ihre Abstammung auf Odin zurückführt und damit ums Jahr 700 unserer Ära bis zum Jahre 340 nach Christi Geburt auf Odin, ihren göttlichen Stammvater, zurückgelangten. Dreihundertfünfzig Jahre sind aber keine lange Zeit. Viele uns bekannte Stämme sind älter, viel älter, als sie selber annehmen. Wie kommt das? Wir eilen ja hier durch die Urformen der Zeiterfüllung, damit wir erst einmal eine Orientierung gewinnen. So bitte ich den Leser, diese Erinnerungsmaße einer Stammesgeschichte einmal ernst zu nehmen. Sie stellen nicht etwa ein bloßes Unvermögen dar, sondern wie Schatten und Licht immer zusammengehen, so liegt in dieser Kurzatmigkeit auch eine große Stärke. Die Stämme können vielleicht nicht länger zurückdenken; aber ebenso wichtig ist es, daß sie das auch nicht *wollen*. Wenn der märkische Bauer ein Grab aus der Schwedenzeit, also aus dem Dreißigjährigen Krieg des 17. Jahrhunderts, nach 1870 einem Fremden beschrieb, so war es mittlerweile zu einem Grab aus der Franzosenzeit geworden (1806 bis 1813). Das ist nicht nur ein Mangel. Wenn ältere Ereignisse in die kürzere Vergangenheit abrutschen, so bleibt der *gebieterische* Charakter der Vergangenheit erhalten. Und darauf kam und kommt es an, wenn ein Ahn uns imponieren, uns das Gesetz des Handelns auferlegen soll. Die Reiche, wie wir sehen werden, sind umgekehrt verfahren. Sie entfernten den Anfang; aber sie hatten ein anderes Zaubermittel bereit, den Menschen einzuschmieden unter die allmächtige Zeit: Sie hatten den Ring des ewig wiederkehrenden großen Jahres am Himmel. Die Geschlechter vom Ahn ab kehren nicht wieder wie die Gestirne. Daher wäre es unweise, den Ahn zu weit von uns zu entfernen. Jeder kann das im Erbrecht nachprüfen. Daß einer eine Million von jemand erben sollte, der mit ihm nur über das zwölfte Jahrhundert blutsverwandt ist, wird als Rechtsunsinn empfunden. Im Stammesrecht war daher in der Tat das Erben nur auf sechs Geschlechterstufen hin gestattet. Und von da ist es in unser Gesetzbuch übergegangen, daß das Erben Grenzen hat. Darin steckt also die Stammeserfahrung vom engbegrenzten Geschichtshorizont. Der Zweck der Abstammung wird besser erreicht, nicht schlechter, wenn man von 150 Jahren weiß, statt von 200 000. Um das zu würdigen, muß man allerdings die Geschichte aus ihrer Magdrolle als bloßes Wissen befreien. Die Geschichte hat ein lebensnäheres Ziel: Sie will der Gruppe ermöglichen, sich durch die Zeit wiederzuerkennen. Die Geschichte ist nicht der Luxus eines Bibliothekars, sondern das Ritual von Gruppen, die miteinander Frieden geschlossen haben. Und da ist es wichtiger, vier oder fünf Geschlechter wirklich einzuschließen als Millionen von Jahren. Denn das Ziel von Geschichte und Geschichtsschreibung ist ja nicht in irgend etwas zu suchen, „was man davon hat". Man hat nur Mühe und Not von seiner historischen Existenz. Niemand lernt aus der Ge-

schichte irgend etwas; sondern dank der Geschichte werden wir erst Menschen, werden wir erst der, dessen Wort gilt, dessen Gedanken Sinn haben, dessen Taten zählen. Geschichte schenkt alles dies uns Eintagsfliegen, ob wir nun einen Grundstückskauf „beurkunden" lassen in historischen Formen, oder ob wir eine Ehe eingehen in den Einsetzungsworten des biblischen Herkommens oder ob wir ein Buch über den Untergang des Abendlandes schreiben. Wir werden wirksam, wenn wir uns, wie Goethe es aussprach, von dreitausend Jahren vermögen Rechenschaft zu geben. Vor dem großräumigen Geschichtspalast dieser dreitausend Jahre ist die bescheidene, aber solide Stammesgeschichte von 125–150 Jahren mißachtet und zerstört worden. Und die modernen Stammesfanatiker wissen gar nicht, wie unzeitgemäß sie sind, wenn sie die Germanen oder Hebräer mit der Fantasie von Jahrtausenden neu gebären wollen. Der Zeitenschoß des Stammes ist ein Großjahrhundert. Dadurch besteht er immer neu, daß Ahn und Enkel immer wieder aufeinander blicken können. Der Zeitenschoß – das ist seine Macht über die Gemüter – ist „gar nicht solange her". Nur deshalb erklingt der große Name noch mit unverminderter Mächtigkeit. Bei Homer und in der Nibelungensage stellt sich dies Problem eines Zeitenschoßes auch. Und für alle Belehrung in den Schulen ist hier der erste Ansatzpunkt zu finden. Das geht aber nur, wenn man damit ernst macht, daß wir in der Geschichte von Ereignissen abstammen und nicht von leiblichen Erzeugern. Das Geblüt des Stammes ist ein „Nach wie Vor" im Banne des grundlegenden Ereignisses. Zerbricht dieser „Nachwievorleib", so erlischt der Stamm, ganz gleichgültig, ob noch leibliche Abkömmlinge herumlaufen. Wurde der Totenpfahl dem Feind ausgeliefert, dann war kein Stamm mehr da.

Die Instutionen eines Stammes setzen ein Nachwievor in Kraft und erhalten es. Die Feiern setzen dies Nachwievor ein. Ohne Feier kein Stamm. Die Feiern sind für den, der ihre schöpferische Aufgabe nicht anerkennt, reine Verschwendung. Aber vom Standpunkt des Haushalters, der weiß, womit da eigentlich Haus gehalten wird, nämlich mit dem „Nachwievor", ist die größte Verschwendung die größte Sparsamkeit. Beim Tode des Helden wird ein ganzes Jahr Budget „vergeudet", Rösser und Rüstungen, Schätze und Waffen folgen ihm ins Grab. Aber das ist eine höchst vernünftige Ausgabe vom Standpunkt des Stammes. Es sind das die Grundlagen, mit denen alle stehen und fallen. Denn die Höhenlage muß geschaffen werden, auf der jedermann aufhört, bloß er selbst zu sein, und zum Sohn und Vater fortgerissen wird, hoch über sich selbst. Friede wurde geschlossen durch Herstellung künstlicher Verwandtschaft: „Sie wurden Eins wie Vater und Sohn[1]."

Das ist also eine außerordentliche Erhebung. Der Grundirrtum wäre – und er ist ja fast allgemein – diese außerordentliche Leistung als einen Zusatz oder Überbau zum Alltag anzusehen. Der Ethnologe, der so verfährt, wird weder

[1] Franz Dölger, Aus den Schatzkammern des Athos 1948 I, nr. 30.

Sprache noch Sitte verstehen. Als ob jeder im Stamm „an und für sich" sprechen könnte und sich dann zu Festen mit seinesgleichen zusammen täte! Damit wird die Wahrheit auf den Kopf gestellt. Der Stamm spricht am Alltag überhaupt nicht. Kinder und Weiber haben offenbar über lange Zeiträume des Wortes gedarbt. Jedesmal wird der Genosse aus dem Alltag herausgerissen, bevor ihm die Stammeszunge eingesetzt werden kann. Nicht das Geschwätz der Weiber und das Lallen der Kinder und die Diskussion der Jünglinge ist das Quellgebiet der Sprache. Nur die feierliche Gelegenheit ist Quellgebiet für die Wünschelrute der artikulierten Namen. Da wird der Schatz der Muttersprache gehoben, wo die Geister mobilisiert werden.

Diese artikulierte Rede ist mit Recht Hochsprache benannt[1]. Denn nur im erhöhten Zustand sind wir der Sprache vollmächtig. Die Muttersprache ist die Matrix, in die jeder Krieger hineingezogen wird, während er feiert. Muttersprache ist nicht etwa die Sprache deiner Mutter, sondern die Zunge als Mutter, als Matrice. Jedem wird die Lingua eingesetzt. Die Mutterzunge tritt an die Stelle der bloß natürlichen „Zunge". Sie heißt im Englischen „Mother Tongue", und das ist klarer als Muttersprache. Einst war „Muttersprache" freilich auch ein Wort voll Kraft ;denn es heißt ja „Sprache" im alten Deutschen „Gespräch" Konversation. Die Muttersprache war eben der Vorgang, daß wir miteinander in einer Zunge, und als hätten wir ein und dieselbe Zunge, sprachen.

Das Nachwievor des Zeitenschoßes besteht also in der Erschaffung der einheitlichen Zunge. Denn in dieser Zunge entsteht das, was Sprechen bewirkt: Die für alle Sprecher gemeinsame Einteilung der Zeiten und Räume, durch die alle wandeln. Sprechen schneidet Pfade aus; Zeitbahnen sind diese Bahnen ebenso sehr wie Raumwege. Wie also der Schoß einer Frau als Organ im Raum den Säugling gebiert, so gebiert der Zeitenschoß als Organ der Geschichte den benannten Krieger. Wo die leibliche Zunge beim Essen schmeckt, da schmeckt die Mutterzunge die Freuden, vom Geist des Ahnen freundlich empfangen zu werden. Und es ist dieser Zeitbereich der Geister, der im Stamm zuerst zur Sprache kommt, nicht aber gelten da die leiblichen Bereiche der einzelnen. Das helle Bewußtsein des Stammes ist auf die Erfahrungen der Stammesversammlung gerichtet. Ein Apache ist sich des Stammesgeistes bewußt, aber nicht seines eigenen Schnupfens, denn für den Schnupfen ist die Sprache nicht erfunden, und erst ganz spät kommt sie dazu, sich auf solche unpolitischen Dinge einzulassen. Nicht mit „Dingen" hat es die Hochsprache der Feiern zu tun, sondern mit dem „Thing", der Versammlung. Nur, was in die Versammlung gehört, wird zum Ding, von dem sich überhaupt reden läßt. Wenn wir sagen: Wovon ist denn die Rede?, so erinnert sich hier die Sprache noch der Wahrheit, daß die Reden im Thing geschahen und daß nur, wenn dort die Rede auf etwas gebracht werden

[1] In „Frankreich — Deutschland, Mythos oder Anrede?" 1957, Berlin K. Vogt, wird dieser Begriff der Hochsprache nachgewiesen.

konnte, etwas zur Sache oder zum Ding, zum Streitgegenstand erhoben und mit Name und Art begabt werden konnte. Meine oder deine Zunge hatte keinen Namen, aber die Zeitzunge, die Muttersprache, die hatte einen. Alle sogenannten Metaphern, die übertragenen Bedeutungen der Wörter, wie unsere Grammatik das nennt, sind die anfänglichen Bedeutungen, beim Sprechen. Denn die Metaphern brauchte man *zuerst,* um das Koordinatennetz gegenseitigen Sichvorstellens zwischen Ahnen und Enkeln aufzubauen. Die Sprache sollte *nie die Welt beschreiben,* sondern einen Friedensverband auf seine Achsen des „Hier" und des „Jetzt" stellen.

Der Rhythmus des Stammes schwingt zwischen Versammlung und Vereinzelung, und eben deshalb schwingt er zwischen Sprache und Schweigen, zwischen Mannschaft und Ehe, etwa wie bei uns zwischen Militär und Zivil. Für alle Versammlung gilt Hochsprache, Standrecht, Form. Husten und Niesen, alle leiblichen Zeichen des einzelnen anarchischen Leibes, wurden bestraft; denn sie bedrohten und unterbrachen die Versammlung des einen Leibes, eines Geisterleibes, eben dessen, was wir den Zeitenschoß genannt haben. Dies Wunder der Korporation und Inkorporierung gilt es erst einmal voll aufzufassen. Jeder Mensch unserer Zeitrechnung „gehört" mehr als einer Gruppe an. So ist am alten Stammverband nicht nur das so schwer zu verstehen, daß nur die versammelten Krieger denken und sprechen konnten, als einzelne aber nichts zu sagen hatten. Es ist fast noch schwerer für uns zu begreifen, daß es keine Ausweiche gab. Nur der Stamm gab dem Krieger jedes einzelne Wort auf die Lippen. Und doch verlohnt es sich, heut gerade darauf zu achten. Denn wir mit unseren zahllosen Mitgliedskarten empfangen von nirgend her mehr den Schwung, den immer nur der Ausschluß von allem anderen erzeugte. Nie wäre die Muttersprache durch alle Jahrtausende so klar und rein weitergesprochen worden, hätte es nur die entfernte Möglichkeit einer Abweichung oder Auswechselung gegeben. Formelhaft sind Menschen und Sprachen dort, wo sie stark sind. Der starke Mensch zittert, wenn er nicht das rechte Wort findet. Denn es gibt nur ein einziges „rechtes Wort", Le Mot Juste, in jedem Ereignis, aber dummes Zeug ist mannigfaltig wie Unkraut.

Wie alle alte Sprache aus Metaphern besteht[1], weil aus ihnen Zeitenschoß und Mutterzunge geschaffen werden müssen, so fehlt der Sprache jede Willkür der Synonyme. Ein alter Bauer weiß bis auf den heutigen Tag nichts von „Synonymen", von drei oder vier Wörtern für ein und dieselbe Wahrheit. Die Wahrheit ist so und nicht anders anzusprechen, und wer Gott nicht als dreieinig anruft, der ruft den Teufel an.

Das Wunder der Versammlung aus feierlichem Anlaß, wo Masken den Tod verhängen, hat sprachlose Horden zur Form des sprachlichen Angesprochenwerdens bekehrt. Ich will nur noch erzählen, wie sich meine über vierzig Jahre

[1] „Zurück in das Wagnis der Sprache", Berlin, K. Vogt 1956.

währenden Studien der Stämme plötzlich zu meinen eigenen Erfahrungen im Dickicht des „Busches", der Stammesheimat also, zu reimen hatten.

Das Glück hatte es gewollt, daß ich 1946 in unerforschtem Neuland, in British Columbia, das Zelt aufschlagen konnte. Dort, in einem Gebiet, das so groß ist wie Deutschland, Frankreich und Italien zusammengenommen, gab es für das Gebirge, wo wir Erstbesteigungen ausführten, noch keine Kartenvermessung, keine Namen für Berge oder Bäche. Dementsprechend gab es keine Wege. Die eigentlichen Hindernisse in solch einem Lande finden sich auf der Talsohle. Oberhalb der Baumgrenze wird die Fortbewegung ein Kinderspiel, verglichen mit den tastenden Tritten im „Busch". Und hier trat mir nun das Wunderbare an den alten Stammesfeiern neu vor Augen. Dem Wunder, fünf und sechs Generationen in einen Augenblick zu bannen, diesem Zeitwunder des Stifters eines Stammes sind wir schon nachgegangen bis zu den Versammlungen derer, die vom Tode des Helden abstammen wollten auf ewig, als seine *echten* zeitlichen Nachkommen. Aber nun stieß ich auf das parallele Wunder im Urwald und entdeckte, daß der *rechte* Ort und der gesetzte Platz für die Versammlung den Kriegern ebenso wunderbar vorkommen mochte wie die echte Zeitfolge.

Brauchte doch ein befreundeter Bergsteigertrupp eine volle Woche, um elf bis zwölf Kilometer im Kanadischen Busch voranzukommen (Sterling B. Hendricks, *Canadian Alpine Journal* 1947, S. 72 f.). Das Wort: „Und er schlug sich seitwärts in die Büsche" ging uns in seiner Wortwörtlichkeit auf. Hatten wir einen Wildbach gefurtet, so konnten wir nur weiter kommen, indem wir uns gewaltsam vom Bachrand weg durch zwei bis drei Fuß Dickicht hindurchdrückten. Dann aber schlug das Gebüsch über uns zusammen, und der Zurückgebliebene konnte uns auf einen Meter Entfernung nicht erspähen[1].

Wo waren wir aber nunmehr im Busch? Und wie konnten wir uns vorwärts bewegen?

Wir waren auf die Pfade angewiesen, die im Busch gebahnt sind. Das sind aber keine Menschenpfade, sondern Tierfährten. Bären, Elche, Auerochsen waren unsere Gastgeber oder Wegweiser. Ein unbewaffneter Mensch der Steinzeit hätte da noch viel, viel weniger als wir ausrichten können. Denn unsere Äxte und Messer aus Eisen und Stahl versagten gegenüber dem Kreuz und Quer, den oft zu Meterhöhen geschichtet liegenden Baumriesen. Die Großtiere aber hatten uns ein wundbares Zickzack in einer übersteilen Schlucht gebahnt und leiteten uns zu ihrer geräumigen Lagerstatt weit hinten im Gebirg. Ich erkletterte dieselbe Höhe den einen Tag auf der einen Schluchtseite aus eigener Kraft und den anderen Tag auf der entgegengesetzten Seite auf der Tierfährte. Da ließ sich so ganz der Unterschied ermessen. Die Urmenschen standen „auf den Schultern der Tiere", als sie sich zu versammeln lernten. Und damit erklärt sich die eigentümliche Rolle, die im Altstamm die Tiere spielten. Ich finde es nirgends er-

[1] Vgl. die beredte Schilderung bei Th. Whiffen, The North-West Amazons, New York 1915, S. 36 f.

wähnt, daß die Stämme den Tieren die Versammlungsfreiheit verdankten. Nur auf der Tierfährte ließ sich in der Steinzeit eine Feier pünktlich und an bestimmtem Platz anberaumen. Wolf und Bär, Eber und Auerochse bahnten den Schwachen, Waffenlosen die rechten Wege zur Versammlung. Rabe und Adler wiesen ihnen Richtung und Weg. Die Tiere in den Wasserläufen wie Otter und Biber waren ebenfalls hilfreich, da natürlich die Wasserläufe noch bessere Wege bahnten als die Tiere. Das Wasser ist ja das große erste Lebendige der Erde, weil es sich unermüdlich bewegt. Und die Lebewesen, einschließlich des Wassers, wiesen also den rechten Ort. Denn sie finden die besten Lagerstätten und den besten Platz weit und breit, See oder Wiese, Hexentanzplatz oder Hain. Ein Laie unserer Expedition, der von meinen Gedanken nichts ahnte, benannte die Stelle oberhalb der Wasserfälle, an der wir unser Zelt aufschlugen, „animal camp", nach den Großtierspuren, die uns den Weg ermöglichten.

1918 schrieb ein Forscher: „Der Schnee war nun so tief, daß ohne die zahlreichen Büffelherden, die den Fluß hinabkamen, wir unmöglich hätten weiter ziehen können. Die Pfade dieser Tiere waren auf beiden Seiten des Flusses ausgetreten und gewährten eine leichte Furt für unsere Pferde. Diese Büffel leisteten einen wesentlichen Dienst nach anderer Richtung. Denn auf ihrer eigenen Futtersuche beseitigten sie den Schnee an vielen Stellen vom Erdboden und ließen das Gras unserem Auge sichtbar werden[1]."

Im Jahre 1775 wurde der Staat Kentucky erschlossen: „They passed on through Cumberland Gap and then began to enlarge the Orld Warrior's Path, blazing and clearing it as they went, for fifty miles. At the Hazel Patch they turned West *following a buffalo trace pounded hard an wide and deep* into the soil the endless herds that had followed it *since time began.*" Der Zusatz „since time began" unterstreicht den Fortgang aus der endlosen Tierwelt in die aufräumende Menschheitsgeschichte. Geistig erben wir die Leistungen der Tiere!

Nicht in einer stummen Entwicklung, sondern im geistigen Einwirken steckt unser wichtiger Zusammenhang. Als die Bibel diesen Geist brechen mußte, da nahm sie ausdrücklich „das klügste Tier" zum Beispiel, weil sogar seine Nachahmung nicht hinreiche. In den spanischen Eiszeithöhlen aber, die vorbiblisch sind, läßt sich erkennen, wie der Höhlenbär mit seinen Tatzen zum Zeichenlehrer geworden ist. Das alte Testament hat diese Dankesschuld auch nicht ableugnen wollen. Sondern darauf, daß die Schlange die Beraterin der Eva ist, muß der heutige Leser erst einmal den Hauptton legen. Die Bibel bewahrt alle die Stufen auf, die wir frei sein müssen, auch hinter uns zu lassen. Die Schlange als Ratgeberin ist mitnichten eine Märchenfigur. In den Märchen hallt nach, daß einst ohne die Tiere, das Wasser, die Bäume, wir Menschen ratlos gewesen wären.

---

[1] The Ashley Smith Explorations by H. C. Dale, Cleveland 1918, p. 124 f.

Als ein sibirischer Stamm sowjetisiert wurde, erhielten die Ältesten Weisung, ein Präsidium zu bestellen. So wählten sie Stalin zum Ehrenpräsidenten und die mächtige Eiche, unter der sie tagten, zum Präsidenten. Der gelehrte Ausdruck Animismus für die Stammeszeit ist viel umstritten. Uns ficht der Streit nicht an. Für den Märchenäon, in dem alles atmet und uns im Mitatmen sein Leben überatmet, trifft das Wort weitgehend zu.

Wort hin, Wort her, wir müssen erst einmal selber aus Sitzen und Straßen und Landkarten in Busch und Strom hineingestoßen werden, bevor wir zu ahnen beginnen, wie weltlos ein Kind des Stammes aufwuchs. Die uns herunterträufelnden Termini Gott, Welt, Mensch waren unvollziehbar. Geister durchatmeten Dickicht und Stamm, Erdhügel und Wassertiefen. Wer heut „Welt" sagt, denkt meist dabei an der Welt toteste Teile zuerst, und weit entferntes fällt ihm zuerst ein: die Fixsterne vielleich im Weltall. Aber Friedrich Kluge, der Etymologe, schreibt, „Welt" habe doch Weltalter bedeutet, und er verstehe das nicht. Hölderlin hingegen, der im Arm der Geister großgewordene, war wie ein Buschmann unwillig, den eigenen Atem von allen ihm zunächst Atmenden oder auch nur Schwingenden abzutrennen: Buschmann und Dichter lassen die Welt dicht bei sich selber beginnen und fragen nicht, wie weit hinaus sie reiche. Vielmehr sandte ein Stamm Fühler aus, und diese Fühler waren seine eigenen Mitglieder; der Stamm war sozusagen ein Tausendfuß, der in das Universum hinaustrat. Ich gebe ein Beispiel. Ein Nigeriastamm glaubt, jedes seiner Mitglieder sei betraut, ein Lebewesen von draußen, Fisch oder Schlange oder Krähe, geistig zu vertreten. Dieses Mitglied steht also für dies Element des Universums ein. Wir haben Brehms Tierleben und Goethes Werke in unserer Bibliothek; man glaube doch nicht, die Alten hätten sich nicht genau so nach einer Universität des Wissens gesehnt. Die Vorfahren — die entsprechen etwa den Werken der Klassiker bei uns; die Tiere — die entsprechen etwa dem Naturforschertag. Infolgedessen hat jeder Krieger in Nigeria sein „Chi", seine geistige Entsprechung in einem atmenden Wesen, für das er den Vertreter, wir sagen: den Fachmann, darstellt. Das wird freilich erst dann ganz richtig, wenn der Leser auch einen Schritt ins Leben tun will und unser Wort „Fach" wieder zu seinem alten Sinn zurückbringt, wo es Zeitabschnitt hieß. Der Nigeria-Krieger vertritt sein CHI während einer Legislaturperiode wie ein Abgeordneter seinen Wahlkreis bei uns.

Der Amtscharakter der Kollegen wird überdeutlich, wenn zwei oder drei solche „Fach"leute für denselben Fisch, dieselbe Schlange sich finden. „Deren Kinder dürfen sich nicht heiraten. Täten sie's, so würden sie entweder unfruchtbar bleiben oder ihre Kinder würden bald sterben. Personen desselben Chi betrachten einander als *einer*, und enthalten sich daher gegenseitiger Kränkung und sogar übler gegenseitiger Nachrede[1]."

[1] C. K. Meek, Law and Authority in a Nigerian Tribe, Oxford 1937, p. 56.

Gleich drei heutige Anliegen, Inzest, geistliche Verwandtschaft, Kollegialität werden hier illuminiert aus der Geistersprache, die alles Atmende durchdrang und in guten Geistern auch heut durchdringt. Die ganze kleinliche Suche nach einem Hochgott bei den Primitiven hätten sich die Orthodoxen sparen können, wenn sie in den unbegrenzt zahlreichen Geistern die Hingabe und die Ehrfurcht unserer Altvorderen anerkannt hätten.

Ist es denn nicht herrlich, ein guter Arzt, ein guter Chemiker, ein guter Schwimmer zu sein? Nun, alle diese haben die den Tieren und den Pflanzen und dem Wetter nach-atmenden Vertreter der Schöpfung in der Urzeit geschaffen.

Die Darwinsche Frage, ob der Mensch vom Tiere abstamme, ist so uninteressant wie die falsche Auffassung, daß die Stammesrasse je ohne Adoptionen funktioniert habe. Der Mensch verdankt den Tieren etwas, was nichts mit Evolution zu tun hat, er verdankt ihnen seine erste Orientierung im Raum. Und deshalb genießen die Tiere in seinen Märchen und Wappen, Gesängen und Zaubern die Ehren der Helden und Geister. Die Tiere sind Geister, denn sie schenken den Menschen die Bahnen und Plätze zum Wandel durch den Raum. Die Helden sind Geister, denn sie schenken den Menschen die Bahnen und Titel im Wandel durch die Zeit. Die Stämme ehrten beide, ließen beide unter Masken zu Worte kommen, und hatten Helden und Tiere zu Stammvätern. Wir, die wir naiv Gott als unseren Vater im Himmel anzureden wagen, sollten also das Wort „Stammvater" auch mit einem Körnchen Salz verstehen. Den Stammvätern verdankte man die Ereignisse und die Sitzungsorte der Feiern. Deshalb hießen sie Väter kraft Geisteramts.

An den Feiern setzte sich die allen gemeinsame Zeit und der allen gemeinsame Raum durch.

Es ist schon von anderen vermerkt worden, wie wenig der Stamm sich für die Gestirne interessiert. Der Raum und die Zeit der Stämme wurzelt in Lebewesen, Toten und Tieren. Vom Himmel haben sich die Reiche später die Zeit und den Raum geholt. Aber die ersten geistigen Erfahrungen kamen den Menschen von Toten und Tieren. Die Toten einten im Namen Gottes; ihre Geister sind Spuren Gottes. Die Tiere geben die ersten Prozesse der Weltordnung; ihre Geister lehren die ersten Wissenschaften.

Der Leser beraubt sich selber des Verständnisses all der Überlieferungen seines Familienlebens, die ihm heut noch seine eigene Geschichte erzählen, wenn er nicht diesen einen Umstand klar festhält:

Die Zeiten und Räume des Stammes sind durch Todesfälle und Tierfährten, also durch lebendiges Vorauffahren und Voraufgehen, angebahnt, und auf den Feiertagen sind sie Kriegern eingetanzt, eingeritzt und eingehämmert worden. Von hier stammen alle unsere Vorstellungen von uns selber als Väter, Söhne, Töchter, Mütter, Tanten und Schwiegersöhne, Onkel und Großeltern, und die ersten Gesichtskreise von keusch und unzüchtig, Blutschande und Ehehindernis,

Name und Art, Wappen und Flaggen, Vor- und Zuname, Aufruf und Proklamation, Demokratie.

Der Werwolf, dieser Mannwolf der alten Zeit wie der Mowgli in Kiplings Dschungel-Buch, wird vom Busch eingeschlungen, und „in die Büsche schlägt" sich der feindliche Krieger wie das Wild. Geopfert wird dem Geist der Ahnen der Ungehorsame und der Ungehörige; denn sie sind ein und derselbe. Zum Zeichen dieser, gegen den Tod des Heißenden blinden, Ergebung wird der Erstgeborene dem Ahnen angeboten. Damit ist die Abschaffung des Naturgesetzes verbürgt. Hingegen bei Mowglis Wolfsrudel ist es umgekehrt: der alternde Wolf wird getötet. Bei den Stämmen, in denen die menschliche Stimme erwacht, darf, ja da muß der tote Ahn das Opfer des Jungen entgegennehmen. Oder der lebende Häuptling verlängert so sein Leben wie in Schweden, wo ein König sechs seiner Söhne schlachtete, jedesmal zur Streckung der eigenen Kraft. Wie er den Siebenten schlachten wollte, meuterte das Volk, erschlug den Vater, rief den Sohn zum König aus und bekehrte sich zum Christentum. Eben darin bestand die Bekehrung, daß die Vergangenheit nunmehr keine Menschenopfer heischte.

„Die Toten sterben nicht." „Die Tiere sind immer schon vorangegangen." Daher sind beide die Zeit- und Raumordner der Stämme, die Stützen der Gesellschaft.

Dem Grab tritt daher der Altar gegenüber, auf dem die Beziehung zur Ordnung der Gesellschaft immer wiederhergestellt werden kann. Der Altar erlaubt die Sühne gegen Tote und Tiere. Denn die Gesellschaftsordnung steht fest, und alle Änderung gilt als schuldhaft und sühnepflichtig. Der Stamm kann im Neuen nur Verfall und Fehltritt sehen. Die Welt, sie war schon, eh' er sie erschuf. Die Ahnung der kosmischen Ordnung fängt hier an, wie die Ahnung Gottes am Grabe. Der Altar stellt also die rechten geraden Pfade wieder her, und lehrt uns die krummen Pfade meiden. Am Altar entsteht Sühne und Gericht, Buße und Strafe, Asyl und Versöhnung, denn hier werden die Verbindungen zu Ahne und Tierwelt immer neu eingerichtet.

Aber der Stamm kann nur über ein winziges Ecklein der Erde und der Zeiten sich erheben. Das Zeitenfloß, das als ein „Nachwievor" über den Strom der Geschichte geistert, verliert seine Werwölfe und Verbrecher, seine Kains, an den Wald; und aus dem Wald kommen neue Konkurrenzstämme. Der Stamm existiert nie allein. All-Ein möchte jeder Stamm sich wissen, und es kann doch keiner. Über die Zahl von fünftausend Kriegern sind nur wenige Stämme hinausgekommen. Mit wenigen hundert Seelen hatten die meisten zufrieden zu sein. Die Unzufriedenen verschlang die Fremde.

Und aus dieser *Unzufriedenheit* entspringt die Spannung, die den Menschen aus den Stämmen in die Reiche hinübergeworfen hat. Die Einzelheiten sollen uns später beschäftigen.

Hier wolle der Leser nur sich noch einmal die ungeheure Spannung vergegenwärtigen, die aus der Alleinheit des Grabverbandes sich ergab. Alles für die Ahnen, hieß das Gebot. Höre auf ihre aus der Maske ertönende Person! Tanze nach ihrer Flöte! So mußte jeder geopfert werden, der dem widersprach oder widerstand; Feinde und Opfer, beide mußten den Geist des Stammes bekräftigen. Die furchtbarste Folge der Stämme war die Blutrache. Die Geister müssen für immer und für immer und für immer gerochen werden. So wie die Pfälzer mir vom Franzosen als dem Erbfeind gesprochen haben, weshalb denn in jeder Generation wieder gekriegt werden muß und soll, so stirbt die Rache nimmer aus, wenn der Ahne beleidigt worden ist. Und ganze Familien fliehen in den Busch, um den Stammesfehden zu entrinnen.

Hier, beim Mangel der Stämme, greifen die Reiche ein. Die Reiche ersetzen die Stammesfrieden und Stammesfehden durch die Tempelfrieden. Das Reich schafft die Arbeitsteilung, die den ewig mobilisierten Kriegern verboten bleibt. Das Reich schafft die ewige Rache der Totengeister ab, die den Stamm zum Weißbluten bringt. Das Reich schafft sich nämlich ein ungeheures *Nachwievor*, ein Zeitenfloß von Jahrtausenden, gegen das sich die fünf oder sechs Generationen des Stammesdenkens allerdings verkriechen müssen. Das Reich ersetzt die Hütten des Stammes durch die Häuser am Himmel, die Gräber durch Tempel, die Masken durch Gold und Edelsteine, die Tätowierung der lebenden Leiber durch die Inschriften der unwandelbaren Tempelwände.

Die Stämme vermummten und maskierten den Tod. Die Reiche umgehen ihn, indem weder die Pyramiden noch die Mumien je sterben können, denn sie sind so unsterblich wie die Sterne am Himmel.

So haben die Reiche der Ägypter, der Chinesen, der Inder, der Römer und Azteken mit den Stämmen gebrochen.

Denn im Stamm sprechen die Toten zu den Lebenden; aber im Reich spricht Himmel zu Erde.

2. Abschnitt

Reich: Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise

Der Sohn des Himmels, der Kaiser von China, benannte an jedem Neujahrstage von ungefähr 1100 vor Christi bis 1911 nach Christi die Arbeiten und die Jahreszeiten für diese Arbeiten im gesamten Doppelstromgebiet seines Reiches. Jedes Jahr begann mit seinem Edikt, kraft dessen er sein Reich ins Leben rief. Und jahrein, jahraus trugen die Felder, geborgen hinter des Reiches riesiger Mauer. Der Landbau spiegelte also die Tat, mit der ein Kaiser jedes Jahr die unruhigen Menschenkinder seßhaft machte. Die Himmel kamen auf die Erde, und teilten der Erde ihre ewige Ordnung mit; und nun konnten aus hundert

Kriegerstämmen ein seßhaftes Reich werden. „Hundert Stämme", so ging die Rede in China, hatte der Kaiser in Bauern umgewandelt.

Die Chinesen haben auf die Landwirtschaft einer Mehrzahl von Strömen, besonders aber zweier Hauptströme, das Lebensgesetz des Pharaonenreiches übertragen. Die Pharaonen hatten dem Nil sein einzigartiges Lebensgesetz abgelauscht. Seine Wasser steigen im Hochsommer dank der abessinischen Schneeschmelze, und so überschwemmen sie das Niltal zu einer Zeit, zu der in den meisten Ländern der Erde Trockenheit herrschte. Die eigentümliche Leistung der Chinesen hat darin bestanden, die für diesen einzigartigen Fall Ägyptens gefundene Regelung auf ein neues, ein Mehrstromland zu übertragen. Aber die chinesischen Tempel und die mexikanischen Pyramiden, die babylonischen Zikkuras und die römischen Zirkusse, gehen alle auf die große Verhimmelung des Niltales zurück. Und so gleichen sich alle Reiche in den Fragen des Ackerbaus und der Viehzucht, der Berufe, der Tempel, der Klasen und Berufe mehr, als man heute wahr haben will. Die ägyptische Antwort ist die klarste. Die Bemühungen der „Babylonier" in der Forschung in Ehren! Selbst wenn sie mit klarerem Recht für die Erstgeburt ihrer mesopotamischen Stadtreiche föchten, so wäre es trotzdem ratsam, die ägyptische Antwort auf die Frage nach dem Reich auszuwählen, um dem heutigen Leser klar zu machen, wonach ein „Reich" in der Antike fragte und weshalb es heute keine „hydraulischen" Weltkaiser mehr geben darf[1].

Alle Reiche der Antike beantworteten die gleiche Frage: wie kommen wir aus der Stammesverfassung heraus, aus Blutrache, Kriegerverband, Tier- und Totengeistern und aus ihren Folgen: unstetes Schweifen, Kleinheit des Verbandes, Kurzatmigkeit des Gedächtnisses, häufiges Hungern, Unmöglichkeit jeder Arbeitsteilung von weitreichendem Charakter? Alle Reiche sind Variationen der gleichen Antwort. Über den Stamm kommt der hinaus, der seinen Wagen an den Himmel anschirrt. Wem es gelingt, den Himmel auf die Erde zu bringen, der bringt eine Macht in die Politik, die mit den Ahnen fertig werden kann, die den Kriegern gestattet, Handwerker, Bauern, Schreiber, Künstler zu werden, die weite Länder ordentlich besiedeln kann. Dann gibt es eine Eigentumsordnung, wo es vorher nur Familien gab. Dem Reich entstammt der Grundbesitz.

Jedes Reich bringt den Himmel auf die Erde. Ein Reich ist der Himmel auf Erden. Ein Kaiser ist ein Doppelstern, der mit der Präzision sowohl der Sonne wie des Mondes „prozediert". Die Reiche sind alle auf Astropolitik, Astrogeographie, kurz, auf Astrologie aufgebaut.

Die Astrologie hat es möglich gemacht, den Teil der Welt, der die Stämme am meisten schreckt, zum Nabel der Welt, zum Anziehungspunkt der Reiche, zu

---

[1] K. Wittfogels Werk „Oriental Despotism", New Haven 1957, versucht, Stalin als Nachfolger der Pharaonen zu erweisen. Wichtig ist seine Bloßlegung der Lücke im naiven sozialistischen Schema bei der ökonomischen „Entwicklung".

wandeln: die Sumpfniederungen der Flußtäler. Aus diesen Niederungen muß jeder sich während der Überschwemmungen viele Meilen weit zurückziehen. Die Ägypter wurden zu Ägyptern, als aus dieser Not eine Tugend wurde. Die regelmäßige Verpflanzung der Bevölkerung aus dem Tal in die Höhe und zurück war die Neujahrsbotschaft ihrer Kaiser. Indem sie die Überschwemmungszeit zu öffentlichen Bauten benutzten, bei denen die Stammeskrieger aus der öffentlichen Hand gespeist wurden, wurden diese selben Krieger für den Rest des Jahres frei für ein großartiges Spezialistentum als Techniker, Bauern, Soldaten und Sterngucker.

So wurde, was die Stämme abgeschreckt hatte, das Überschwemmungsland, der Grund des Reichs. Alle Ägypter wechseln ihren Wohnsitz im Laufe des Jahres. Aber sie wandern nicht mehr. Ägypter wandern nicht aus, sogar heute nicht! Während der Überschwemmung werden die Riesenbauten des Reiches errichtet, die Baumaterialien über Monate und über Hunderte von Kilometern verschifft. Die Etappenorganisation war märchenhaft: 970 Ruderer standen zur Verfügung, um einen relativ kleinen Obelisken den Nil herunter zu schleppen. Die mußten verpflegt werden, und sie wurden verpflegt. Wenn aber die Flut fällt, dann kehren alle, der Flutenbeherrscher Pharao an der Spitze, zurück in das enggegliederte Land am Flusse, wo zwischen den zahllosen Gräben und Kanälen jedem das Seine zugewiesen wird, nachdem Pharao selber die Hacke geschwungen hat. Der Pflug war in China des Kaisers Szepter; von ähnlicher Bedeutung war das Joch in den Händen Pharaos beim Fest des Auflegens des Jochs auf die Rinder.

Der Rhythmus der Bewegung von drei Monaten öffentlicher Arbeit und Landbau während des restlichen Jahres ist der Atem des alten Reichs (2900 bis 2000 v. Chr.). Dieser Atem mußte also einen neuen Geist unter die Menschen bringen, denn sie mußten ihre Arbeit teilen und ihre Kriegerseelen abrüsten. Der Bruch zwischen Stamm und Reich ist so tief wie der von Kapitalismus zu Kommunismus, und vielleicht noch radikaler. Unsere Historiker haben evolutionär nach Übergängen gesucht und die Übergangszeiten erscheinen ihnen oft phantastisch lang, weil die Historiker den ungeheuren Abstand der beiden Ordnungen wahrnahmen und nun nach dem Schema des „Allmählich" sich sagten: Je größer der Wechsel, desto länger muß er gedauert haben. Das ist ein Trugschluß. Die neue Ordnung konnte nämlich nur auf einmal ins Leben treten. Sie konnte nur auf Anhieb gelingen und nun und nimmermehr allmählich. Denn auf einmal mußte der Stamm aufhören, über Gedeih und Verderb der Krieger zu entscheiden. Mit einem Schlage mußte das Auge des Horus die Augen vom Totenpfahl, mußte der Himmel die Ahnen, die Pyramide das Heldengrab, der Kalender die Tanzfeste ersetzen. Das Schreiben mußte von der Haut der Krieger auf die Steine übertragen werden, und Tote und Tiere mußten einer neuen Quelle der Begeisterung Platz machen. All dies hat zwar zu seiner vollkommenen Artikulierung geraume Zeit in Anspruch genommen, wie die Madonnen-

bilder erst nach 1400 Jahren Kirche vollendet wurden. Aber als Anspruch stand es vor den Bewohnern des Reichs vom ersten Tag an, an dem sie statt als Nachkommen als Bewohner, als Ägypter also, angerufen wurden. Denn wenn es dem neuen Lenker der Geschicke nicht am ersten Tage gelang, die 100 Stämme herumzureißen und auf die jährliche Nilreise mitzureißen, dann konnte es zu seiner Schöpfung des Pharaonenreiches niemals kommen.

Im Reich ist von etwas anderem die Rede als im Stamm. Bevor das Neue nicht gehört und bevor dem Neuen nicht unbedingt gehorcht wird, kann dies Neue sich auf keinen Kompromiß einlassen. Wir finden im späteren Verlauf der Geschichte, daß die Reiche allerdings mit den Stämmen Kompromisse schließen, aber das geschieht sehr, sehr spät. Das erste aber war ein „Entweder-Oder" der härtesten Entscheidung. Da die evolutionäre Geschichtsauffassung alles beherrscht, so will ich den an sich ungereimten Schritt wagen, erst einmal die Gegensätze, die in der Literatur verdeckt werden, zu unterstreichen. Nicht die Sache, aber die Verwirrung der Geister zwingt mich dazu.

Die Pharaonen tätowierten sich nicht. Sie halten ihre Haut strahlend rein. Sie brechen die Stammestabus, indem sie Schwester, ja, Mutter heiraten und sich nach der Mutter nennen (die Konfusion des sogenannten Mutterrechts, die Bachofen angerichtet hat, hat hier ihre Wurzel.) Kein Erbe baut dem Kaiser sein Grab, wie der Stamm dem Helden. Jeder Pharao beginnt selber seine Pyramide, sobald er den Thron besteigt, und sein Nachfolger vernachlässigt sie und denkt nur an die eigene. Ein paar berufsmäßige Tänzerinnen: das ist alles, was von den Stammesreigen übrigbleibt. Die Toten herrschen nicht, denn dann blieben ja die Ahnen allmächtig. Sondern die Toten werden vor *ein Gericht gestellt.* Es ist schwer, zu begreifen, weshalb unsere Ägyptologen diesen klaren Tatbestand: Geister der Ahnen souverän im Stamm, hingegen Botmäßigkeit der Gestorbenen unter einem Gericht des Pharao über sie setzt, nicht ein einziges Mal ausgesprochen haben. Das berühmte Totenbuch, mit dem soviel moderner Aberglaube verknüpft ist, ist das Dokument dieser Unterwerfung der Toten. Bevor wir dies ägyptische Totengericht entzifferten, lernte es jeder Gymnasiast in den Gestalten des Minos und Rhadamantys als Totenrichtern (Odyssee XI, 568 ff). Der Altar weicht dem Tempel. Und die Tempel, die das Land in großer Zahl bedecken, sollen weder den Tieren noch den Helden dienen, sondern den kosmischen Mächten des Jahreslaufs am Himmel und auf Erden. Der Leib des Reiches besteht nämlich nicht mehr aus den Abkömmlingen eines Zeitenschoßes. Die Ägypter stammen nicht ab. Die Ägypter wandeln mit den Gestirnen. Sie richten sich nach dem, was nie stirbt, was sich aber unausgesetzt bewegt, nach dem Firmament. „Himmelskörper" ist für uns heut ein schwacher Ausdruck. Und er gilt als tot, als corpus. Aber die Ägypter beschrifteten den toten Stein, weil er ihnen so herrlich unsterblich vorkam wie der Sternenleib, der ewige Himmelskörper! Die ägyptische Schrift der Hieroglyphen beschreibt die Tempelwände, weil diese Tempelwände der Weltleib sind, der ewig besteht.

Und alle diese grundstürzenden Änderungen gegen den Stamm zwingen das Reich, seine Zeitausdehnung und seine Raumeinteilung genau umgekehrt wie der Stamm auszubilden. Der Stamm will sich an einem oder einigen wenigen Tanz- und Feierplätzen im Walde versammeln. Das Reich will so weit wie der Himmel sein und teilt daher seine Gebiete so wie den Himmel in zahllose Tempelbezirke, Sternenhäuser und Gaue ein. 36 Himmelshäuser, nämlich 36mal zehn Tage für je ein Sternbild, spiegeln sich in 36 Gautempeln auf Erden. Das Reich will nicht die intime Augenbeziehung zu diesem deinem Ahn, sondern will majestätisch dich in die langsame Wandelzeit der Gestirne hinüberführen. So wird von Anfang an, und ich unterstreiche das: von Anfang an, den Bewohnern der Neujahrs- und Kalenderkulturen eingeschärft, daß dies Jahr von Ewigkeit zu Ewigkeit, über Millionen von Jahren, wiederkehre. Während die Stammeskrieger am Himmel nur Mord und Totschlag, Sturm und Jagd wie im Wald vernehmen, offenbart der Himmel den Reichen die friedvolle Wahrheit. Die Sterne sprechen und künden, und auf sie muß man hören, indem man es ihnen von den Lippen liest und von den Augen abguckt, was sie zu sagen haben. „Blickt auf die Sterne" ist das erste Gebot der Kaiser.

Weshalb ist das so? Weshalb ging es gar nicht anders, sollte es je zu Reichen kommen, die wie das Nilland sich auf 1500 Kilometer erstreckten? Diese Leistung ist ja selbst für heutige Begriffe ungeheuerlich, und sie sollte uns willig machen, den Schicksalszwang der Reichsgründer zu würdigen: die Astrologie kam als befreiende Tat.

Ein Atem, ein Rhythmus, ein Arbeitskalender mußte über 1500 Kilometer wehen und dem engen Niltal wie dem weiten Delta sich mitteilen. Wer diesen Atem anblasen konnte, der schuf Ägypten.

Die Geister der Helden konnten nichts dergleichen; die Tiere der Sümpfe gingen ein paar Meilen weit. Die wiesen also auf Aufsplitterung in die alten Jagdgründe. Unten auf der Erde sieht das Auge nicht weiter als bis zur nächsten Bodenwelle, der nächsten Windung des Nils. Wie soll da einer auf sechshundert Meilen Abstand Ansehen genießen? Er wird ja nicht gesehen. Was aber ist überall zu sehen? Was bleibt sich gleich? das Himmelszelt. Wenn also der Wandel der Gestirne zur Verfassungsurkunde gemacht werden kann, dann, und nur dann sehen alle Reichsbewohner dieselbe Welt. Und so ist es geschehen. Jeder Tempel spiegelt den Himmel für die Anrainer wieder; den *ganzen* Himmel beschreibt oder entziffert ein ägyptischer Tempel am einzelnen Ort. Die Tempel sind die lokalen Kommentare zum himmlischen universalen Gesetzbuch des Firmaments. Und allerdings bedürfen die Himmel eines Kommentars. Denn die Einführung des Ackerbaus im Niltal war ja die Tat des Horus und seiner Gefolgsmannen, des Reichsgründers und seiner Nachfolger. Auf sie mußte der Bauer hören, aus welchem Stamm er auch stammte und welche Sprache er auch sprach. Die herrschende Macht selber mußte also unter die himmlischen Mächte gesetzt werden.

Es war die Frage des Göttergnadentums: Unter welchen Bedingungen kann der Kommentator, der Pharao, selber eine Himmelsmacht werden? Das ist die eigentliche Frage der Reichsgründung gewesen. Denn nur dann konnte der neue Herrscher aus dem bloßen Stamm heraustreten und der Sohn des Himmels werden, wenn er selber etwas im Himmel zu suchen und zu finden wußte, was dem Himmel sonst abging. Genau dies war aber die neue Offenbarung. Pharao leistete etwas, was die Sonne, der Mond und die Sterne nicht leisteten, und in dieser einleitenden und rasch durchlaufenden Übersicht müssen wir diesen einen Punkt herausarbeiten. Viele Wunder der ägyptischen Verfassung werden in dem zweiten Teil unserer Darstellung erörtert werden, und der Leser wolle nicht ungeduldig werden, wenn er von diesen Dingen hier noch nichts erfährt. Aber der eine Punkt ist in der Literatur der letzten sechzig Jahre nie erwähnt worden, und doch sind alle Quellen und astronomischen Tatsachen allesamt in diesem Punkt einmütig: Pharao vollzieht die eine Bewegung, die den Sternen am Himmel versagt ist.

Der Nil strömt im wesentlichen von Süden nach Norden; die Windungen im einzelnen sind unbeträchtlich gegenüber den zehn Breitengraden, die der Strom in Ägypten von Süden nach Norden durchströmt. Drei Wochen braucht die Königsbarke, um auf der Hochflut der Schneeschmelze von Elefantine und dem ersten Katarakt bis zum Delta vorzustoßen. Diese Tat vollbrachte Pharao erst wohl alljährlich, dann alle zwei Jahre; ein ungeheurer Falke wurde auf die Königsbarke eingeschnitzt, und als Falke, als Horus machte der Herrscher seinen „Fortschritt", seinen „Progreß", wie das noch bei Elisabeth von England hieß, durch das unendliche Tal. In diesem progressus in infinitum also ergriff er Besitz von der noch nie dagewesenen Einheit eines Gebietes, das kein menschliches Auge je zusammengeschaut hatte, und das sich im Anwälzen der Wasserfluten alljährlich am 20. Juli ungefähr, dramatisch über die trägen Sumpfniederungen mit ungeheurer Macht bildete. Wir hatten schon bei den Stämmen der Tiere als der Pfadfinder, Brückenschläger und Wegebauer zu gedenken, denen wir Menschen unsere ersten dynamischen Vorstellungen vor den Bewegungen über die Erde hin verdanken. Aus dieser Vorzeit haben die ersten Jahrhunderte ägyptischer Geschichte als einziges Tier den Falken hervorgehoben; königlich hoch kann er sich über das Dickicht erheben und mit der Prunkbarke wetteifernd gegen die Sonne fliegend ganz Ägypten ermessen. Auf diese Ermessung aber kam es an. Es galt zum ersten, zum allerersten Male von einem Gebiet Besitz zu ergreifen. Wir mit unseren Vermessungen und kartographischen Begriffen haben große Mühe, uns klar zu machen, das vor dem Vermessen das Ermessen und Durchmessen zu kommen hatte, und vor dem Begreifen das Ergreifen. Auf diese beiden Akte aber, der Ergreifung und der Durchmessung, bleibt das Horusritual gestellt. Und hier war der Punkt, wo der Pharao es mit Sonne, Mond und Sterne allerdings aufnehmen konnte. Ja, er überbot sie. Denn am Himmelszelt gibt es die südnördliche Bewegung nicht. Die Sonne geht von

Osten nach Westen über den Südhorizont. Der Norden ist ihr verschlossen. Dem Mond geht es ebenso. Umgekehrt geht es mit den Polarsternen: Sie haften an der Nordseite und wechseln nie zu der Südseite hinüber. Sie erschienen den Alten die Teile des Firmaments als getrennte Himmel. Eine Mehrzahl von Himmeln war der erste Eindruck für den Beobachter. Noch die Bibel hält ja diesen Eindruck fest[1]. Gott ist in den Himmeln, das Reich ist das Reich der Himmel. Zum Beispiel steht in einem erst 1940 veröffentlichten Kopenhagener Papyrus klar ausgesprochen, daß Nut, die Himmelsgöttin, eben nur der Teil des Himmels sei, über den die Sonne läuft. Es war für die Ägypter klar, daß der Nordhimmel der Nacht dem Großen Bären, dem ewigen Gotte Seth, zustand und auf ewig der Sonne widerstand, der Südhimmel zwar bei Tag der Sonne, bei Nacht aber dem hellsten der südlichen Sterne, dem Orion. Der allerhellste Stern aber des gesamten Himmels, der Sirius, wurde ihnen zum wichtigsten Deuter der Weltordnung. Denn wenn am 19. Juli das Flutwasser in Elefantine am ersten Katarakt eintraf, dann konnte man zur Zeit der Reichsgründung das Wunder schauen, daß „Sopdit", wie Sirius hieß, und Sonne gleichzeitig zu sehen waren. Der schreckliche technische Ausdruck hierfür ist der „helikalische" Aufgang des Gestirns, er besagt, daß ein Stern bei Sonnenaufgang noch über dem Horizont ist. Aber es handelt sich um keine bloß gelehrte Sache: denn hier waren der weitaus imponierendste Stern der Nacht, Größe −59, Sirius, und das einzige Tagesgestirn, die Sonne, zu einer Konstellation vereinigt. So waren also Tag und Nacht versöhnt, vermählt, und das in demselben Augenblick, wo die Flut kam, die Pharao nordwärts trug.

Er muß den Nordhimmel, wo der große Bruder Seth herrscht, mit den Resten der Himmel im Siegeszug vereinigen. Dann tut er, was kein Stern vermag. Dann ist er der Stern, der fehlt. An dieser Fahrt ist Pharao zum Gott geworden. Ein Gott ist jede Macht, die etwas Unentbehrliches, niemandem sonst Mögliches tut. Und weil Horus die Einheit von Tag und Nacht, Süden und Norden verkörperte, wurde er der Stern der Sterne, Sonne und Mond zugleich.

Ägyptens Papstkaiser, der lebende Horus, orientiert Ägypten, indem er zu der täglichen Ost-West-Reise von Sonne und Mond die jährliche Südreise vom ersten Katarakt zum Delta zubringt. Horus trägt Sonne und Mond, Ra und Thot, auf seinem Siegeszug gen Norden, zu den Sternen des Nordpols, denen weder Sonne noch Mond etwas anhaben können! Das geflügelte Rad kennt der Leser noch als Eisenbahnsymbol. Ihm vorangeht die geflügelte Sonnenscheibe. Aber da liegt das Mißverständnis. Die Sonne besitzt diese Flügel nicht. Der Falke Horus besitzt sie! Er leiht also der Sonne seine Flügel, genauer, er tut was sie nicht kann: er trägt sie von Süden nach Norden!

Diese Orientierung der vier Ecken der Welt, der „Himmelsrichtungen", ist also keine astronomische Erkenntnis gewesen. Nein, diese Orientierung, von der

[1] Sowohl im Vater unser wie im Credo steht das Wort „Himmel" in der Einzahl und in der Mehrzahl.

noch jeder Kirchenbau zeugt, und die der König von Ungarn noch 1916 handhabte, als er sein Schwert in die vier Richtungen Ost, West, Süd, Nord schwang, war astropolitische Tat. Denn die Sterne wurden zurechtgesetzt. Der lebende Horus kreuzte den Nil nach Gefallen auch von Osten nach Westen wie die Sonne, aber er übertrumpfte die Sonne, indem er außerdem von Süden nach Norden fuhr. Die vier Himmelsrichtungen spiegelten also nicht ein totes Geviert der Welt, sondern das Errichten des ganzen Firmaments im Durchfahren von Ost nach West, nach Süd, nach Nord durch den lebenden Gott.

Horus setzte die Teile der Welt in die ihnen zukommende Beziehung, weil er sie durchzog. Er schuf die Ordnung der Welt, auf welche die Welt der Gestirne und die Erde unten solange geharrt hatte. Wenn Cäsar Augustus als Heiland der Welt zu Jesu Zeiten gefeiert wurde, so wurde damit von ihm nicht mehr behauptet, als was von dem Reichsherrn von jeher galt. Als Doppelstern überhimmelte der Kaiser die Sonne wie den Mond, weil nur er die Horizontbildung des achet vollzog; im Stamm hatte der Träger der Maske die Stimme der toten Häuptlinge hineingesprochen. Den Ländern der Krone schrieb der lebende Falke die endgültige Orientierung, den achet, ein. Auf jeder Pyramide steht dies zu lesen. Wenn uns der „achet", die harmonische Bewegung am Himmel und auf Erden, verschlossen bleibt, verstehen wir nicht den Ursprung der Welt, in der wir leben.

Weil Horus die Vereinigung von Orient und Occident, von Mittag und Mitternacht verbürgte, weil er sie, die noch nie dagewesene, zusammen mit seiner Mutter Isis-Hathor, vollzieht, deshalb gehorcht Ägypten vom ersten bis zum letzten Tage seiner Existenz der Isis und dem Horus. Um zu regieren, muß der Herrscher Horus sein und einen Horusnamen annehmen, seinen Namen in das Haus des Horus einschließen, die Schiffsreise den Nil hinunter unternehmen. Sein Gefolge heißt das Gefolge des Horus, in den offiziellen Urkunden.

Aber weil es ein Sieg im Himmel und auf Erden ist, deshalb bleibt Seth bestehen. Nach der Flut kommen ja die Wildschweine zurück, und die Dürre dringt vor. Norden und Süden fallen wieder auseinander, ebenso treten Nacht und Tag nach dem herrlichen Neujahrstag, an dem Re und Isis sich vereinigen, wieder in kalte Trennung zurück. Im Himmel gibt es Ereignisse, aber keine Geschichte, alles wiederholt sich ewig.

Die Astropolitik dient also einer ewigen zyklischen Wiederkehr. Das feindliche Brüderpaar Horus-Seth, wie der eine von Süden vordringt, der andere von Norden wieder mächtig wird, ist immer da.

Aber der Stern war gefunden, der einer in Busch und Sumpf, See und Wüste zerborstenen Welt den Atem der einheitlichen Begeisterung einhauchen konnte. Diese Welt wird fortan gern dem Pharao gehorchen, denn er hat *Mittag und Mitternacht zusammengeschweißt*. Deshalb regiert er nicht über ein Land. Die Einheit Ägyptens wurde als die Verbindung zweier Teile, des Mittags und der Mitternacht, aufgefaßt. Pharao thronte infolgedessen auf zwei Thronen. Er

hatte flußaufwärts und flußabwärts zu blicken. Der ägyptische Doppelthron hat die Freiheit der Stämme, dankbar rückwärts zu den Ahnen und flehend vorwärts zu den Enkeln in Abwechslung zu wandeln, auf die Geographie übertragen. Aus dem Wandel zwischen den Seelen der Toten und der Ungeborenen im Stamme stammte alles Zeitbewußtsein der Krieger. Aus dem von Süden nach Norden stürmenden, dann wieder frei nach Süden zurückkehrenden, und in der Mitte zwischen Delta und erstem Katarakt sich zwischen Ost und West, Nord und Süd niederlassenden Pharao zieht das Reich sein Selbstgefühl der Freiheit. Daß der Raum in Ägypten stärker ist als die Zeit, steht in vielen Büchern: „Alles Geschehen scheint unabänderlich geordnet im Raume zu stehen[1]." Aber dieser Raum ist der Erbe einer Zeitordnung und einer bereits vorher eroberten „überlebensgroßen" Freiheit; sie wird hinüberprojiziert oder hinübergerettet aus der Ahnenfolge in die „Vereinigung der beiden Länder", wie die Hauptstadt Memphis hieß.

Pharaos Sternenreise über die ungeheuren Entfernungen der Erde schlägt sich in Tempeln nieder. Wo immer er mit Seth gekämpft, wo ein Knick im Fluß, eine Schleife Aufenthalt geboten hatte, entstand ein Tempel. Die „Bewohner" des Reichs – und wo hätte es in dem Busch der Stämme „Bewohner" oder „Einwohner" geben können – müssen Horus und das selbst dem heutigen Laien bekannte Auge des Horus auf sich gerichtet sehen. Die Augen der Heroen hatten von den Totenpfählen herniedergeblickt, die vor des Häuptlings Hütte standen. Das Auge des Horus darf gerade nicht mit der Hütte eines örtlichen Stammeskriegers verknüpft sein. Sollen Millionen ein einziges Land zu bewohnen glauben, so muß das Auge des Horus extraterritorial, außerhalb der sinnlich mit dem Blick erreichbaren, mit Fuß betretbaren, mit der Nase erriechbaren Jagdgründen die Beherrschten erblicken. So kommt es zur Proskynese vor dem Herrscher in allen Himmelreichen.

Weil ein Stern auf die Erde wandelt, wirft sich der Reichsbewohner auf die Erde und „küßt seinen Geruch"[2]. Der Tempel ist in diesem besonderen Sinne extraterritorial, daß er mit der Terra, der sinnlich mit Händen zu greifenden Erde von vier oder neun Quadratmeilen nichts zu tun hat. Sondern eine andere Welt, die allen getrennt Siedelnden gemeinsam ist, der Himmel, wird im Tempel auf die Erde gebracht. So erhält jeder Gau und später eine noch viel größere Anzahl von Orten seine Tempel, und diese sind die Spiegelbilder des Himmels, der Himmelsrichtungen, und der Macht des Horus. Ein jeder Tempel war Tempel nur dadurch, daß der ganze Himmel sich in seinem Geviert spiegelte. Nicht, weil der Himmel fern oder groß ist, sondern weil er uns *vereinigt*, eig-

---

[1] Theodor Feigel, Ägypten und der moderne Mensch, Berlin 1926.

[2] Oriental Despotism von K. Wittfogel, S. 153. W. verschmäht es, die Verstirnung des Reiches ernst zu nehmen, hat aber die Zwangsläufigkeit der Prostration = Proskynese treffend beobachtet. Die Minister Kaiser Wilhelms II. hatten noch „in Ehrfurcht zu ersterben", falls sie Wilhelminer waren.

nete sich der Himmel für die Politik! Noch heute ist jede Kirche in jedem Dorf die ganze Kirche. Hingegen 1000 lokale Kirchen zusammen sind noch immer nicht „die" Kirche. Viele Sekten leiden unter dem Mißverständnis, als könne sich die Kirche aus „Kirchen" örtlicher Abkunft aufbauen. Das geht nicht, denn jede einzelne Kirche ist bloß eine „Replika", eine Wiederholung der Gesamtkirche an je einem Ort. Der Unterschied der Kirche unserer Ära vom Tempel der Antike ist aber der, daß die Alten noch keine einheitliche Himmelswelt begriffen, sondern sie erst im Akt der Kaiserreiche ergriffen. Auch der Himmel sind viele, wie uns der Papyrus Karlsberg gelehrt hat. Die Einheit mußte also im Tempel erst zustandegebracht werden, die Tempel bannten die zerstreute Wirklichkeit in eine Himmelswelt und eine Götterfamilie. Jeder lokale Beigeschmack der Tempel ist also Zutat. Sie sind als die Stätten der Zusammenschau gebaut. Deshalb stehen schon in den ältesten Tempeln die Statuen in 12-, 36-, 42facher Ausfertigung. Denn so werden alle Gaue, alle Himmelshäuser, alle Dekane in diesen einen „Himmel auf Erden" hineingezwängt. Der Rest der Flächen hingegen liegt unter dem Bann der *Auseinanderschau,* der Arbeitsteilung.

Daß der Zeus von Olympia und der Zeus in Athen und der Zeus von Otricoli ein Vater Zeus sind, das ist dem Laien selbstverständlich. Weshalb ereifere ich mich also über diesen Punkt? Nun, am Ende der Antike schrieb der Rhetor Ampelius ein Büchlein, das jede Artemis und jeden Zeus als verschiedene Götter nach ihren Ortstempeln säuberlich schied. Dem entspricht die heutige Verwechslung der Kirche mit irgendeiner bloßen Summe von Ortskirchen. In der Ägyptologie aber ist die falsche Lesart von rein lokalen Tempeln sogar die herrschende. Dreiviertel aller Geschichte Ägyptens in der Fachliteratur besteht aus Raisonnement über lokale Tempel, die der Einheit des Landes vorhergegangen seien und aus denen sich diese Einheit „entwickelt" habe. Dabei sind alle diese Tempel der Reichsgötter, Horus, Osiris, Isis, Ra, mit der einzigen Ausnahme vielleicht der Götzlein Bes und Min, die aus der Tierverehrung übriggeblieben zu sein scheinen. Jede andere Gottheit hingegen gehört in die von uns geschilderte Neujahrskonstellation und Nilreise von Süden nach Norden, in das Schreiben und Tempelbauen und Pyramidenerrichten und Totenrichten, wie es aus diesem Zentralakt sich ergab.

Aber in unseren Büchern muß man wörtlich lesen, daß Horus von Edfu und Seth von Lethopolis und Horus von X und Horus von Y „erst" verehrt wurden, bevor es den Sieger über Seth im Vormarsch auf das Delta gegeben habe. Daß die Glieder, in die der Gott des Landes zerstückt liegt, bis ihn die Flut überrieselt, auf die Gaue des gesamten Landes verteilt gedacht werden, wird nicht als klarer Beweis eines Geistes durch das ganze Reich anerkannt. Daß wie am Himmel 36 Dekane anerkannt wurden, das heißt 36 Horizontsternbilder, die mit 10 Tagen Abstand am Nachthimmel aufsteigen, entsprechend 36 Gaue

unten auf Erden unterschieden wurden, das wird nicht als der Ausdruck der Einheitsvision gewertet. Daß jeder Ägypter mit dem Gesamthimmel über seinem Kopf als Mumie dem Tod entzogen wird – der ganze unsterbliche Himmel mit den 36 Dekanen sieht ihn vom Inneren des Sargdeckels an – das wird nicht als ägyptische Reichseinheit gewürdigt. Mit jeder Geste aber wurde der Ägypter zum Einwohner des gesamten Reiches gemacht, einer vom Himmel ihre Maße und ihre Regel empfangenden Ordnung. Aber die Ausgräber graben hier und dort, und so sehen sie das Reich nirgends. Es ist mir leid, daß ich polemisieren muß. Aber wer mit dem Rhetor Ampelius und meinem eigenen Lehrer Adolf Erman, dem Ägyptologen der Berliner Universität, sich so des Verständnisses für die „Besitzergreifung" von Himmel und Erde beraubt, der hat nur Verachtung für die großartigste Anstrengung des Menschenvolkes, sich einer neuen Liebe, der Liebe zum Kosmos, zu öffnen. Und dem muß das innerste Geheimnis dieser neuen Liebe, die Vermählung von Himmel und Erde, die durch alle Völker gehende heilige Hochzeit, nur lächerlich und abergläubisch vorkommen. Von diesem Ritual aber ist jetzt mit Respekt zu sprechen, trotzdem es dem abgeschmackt dünkt, der es ablehnt, sich der Last mit zu unterstellen, die Pharao wie ein wahrer Atlas zu stemmen hatte. Wenn man sieht, wie profan und unehrerbietig diese heilige Hochzeit besprochen wird, erschrickt man und denkt an Goethes: „Sagt es niemand, nur den Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet."

Falls ich dem Leser den süßen Liebesschrecken vermitteln könnte, den die Reichseinwohner an jedem Neujahr empfanden, dann würde er dem geschlechtlichen Ritual der Heiligen Hochzeit nicht mehr neugierig, sondern ehrfürchtig gegenübertreten. Ich weiß nicht, ob ich das kann; ich bin ja kein Dichter. Aber der Leser stelle sich einmal die Lage vor: Im Juli liegt glühende Dürre über der Erde. In Ägypten – außer im Delta – fällt nie Regen. In zwölfmal dreißig Tage – anfangs wohl in dreimal 120 Tage, war das Jahr geteilt. Fünf Tage aber waren frei, frei für den Einbruch des Ungeheuren, der Gottestat. Die Berechnung des Jahres auf 360 und 5 hat man immer als Unvollkommenheit des ägyptischen Kalenders angesehen. Moderne Mathematiker wie Neugebauer haben ein Recht zu diesem Urteil, weil sie ja wissenschaftliche Richtigkeit von einem Kalender verlangen. Aber das Verlangen der Ägypter ging nicht in diese Richtung. Sie wollten ja weder Physik noch Astronomie noch Mathematik am Himmel erfahren, sondern die Anweisung zu politisch-ökonomischer Disziplin.

Indem fünf Tage am Anfang des Jahres außerhalb der Monate und Jahre stehen blieben, sammelte sich auf diese Tage eine wirkliche Spannung. Sie hießen griechisch „die fünf Tage über das Jahr hinaus"; in gelehrtem Jargon findet der Leser sie als die fünf epagomenalen Tage genannt. Aber das ist eine gelehrte Umdrehung der Reihenfolge. Sie waren die einzigen gewissen Tage; sie waren fundamental: Sie waren dem Horus und Seth, der Isis und ihrer Schwester, der

Gattin des Seth sowie Osiris heilig. Mit anderen Worten: an diesen Tagen hielten die Götter des Landes ihren Einzug[1].

Es ist, wie wenn sich an diesen fünf Tagen die Götter versammelten. Der 19. Juli ist der Geburtstag der Welt in Ägypten, sagt noch Porphyrius.

Dürr liegt das Land, in Glieder zerstückt als der Leib des Osiris, und ihm fehlt die strotzende Kraft des Lebens; seiner verschiedenen Gliedmaßen Hüter sind die verschiedenen Tempel, aber kein Tempel darf sich rühmen, den Phallus, das Zeugungsglied, zu besitzen. Denn dies Glied muß ja die einende Liebeskraft für die Erfassung des gesamten Reiches verspritzen, aus dem Samen des Osiris muß Horus, die Gotteskraft des Pharao, entspringen. Der Schoß des Horus, Hathor (die später Isis heißt, die aber zuerst ihre Existenz und ihren Namen Horit dem Umstand verdankt, daß sie des Sohnes Horus Mutterelement ist), sie muß sich über das zerstückelte Land neigen. Dann erst findet sich der Phallus. Dann erhebt er sich zu allen seinen Prachten, damit Osiris, das Nilland, zum Leben ersteht, wie im Himmel, also auf Erden. Wenn das Nilwasser die dürren zerstückten Glieder überströmt, dann wird Ägypten in der Überschwemmung die eine blühende Flur des lebendigen, wiedererstandenen Osiris, und im Himmel wird das Sternbild des Osiris, das am Neujahrstage unsichtbar ist, wieder auftreten.

In dem Allerheiligsten des ägyptischen Tempels ist dieser Akt der Wiederbelebung als das große Geheimnis des Reichs dargestellt: Ein Falkenweibchen hockt über einem flach ausgestreckten menschlichen Leichnam, und das erhobene Glied des Toten befruchtet das Falkenweibchen, die Mutter des Horus, und so kann Hathor den Horus ins Leben rufen, den Rächer seines Vaters an dem Zerstücker Seth, dem Gott des dürren Nordaspekts der Welt.

So wird Horus Pharao der Sproß von Himmel und Erde, statt von Ahn und Ahnherrin. Auch Mutter Hat-Hor heißt hier nach dem Sohn; statt daß die Augen des Ahnen auf den Enkel blicken, setzt das Auge des Horus den eigenen Vater Osiris auf seinen Sitz. Damit haben sie das Verhältnis gegenüber dem Stamm umgekehrt. Der Liebende ist der Toten Herr geworden. Er zwingt sie in seine ewig kreisende himmlische Gegenwart.

Das Falkenweibchen, in das der Same des toten Mannes aufsteigt — unsere Ägyptologen huschen über diese reichlich belegte Tatsache scheu hinweg, damit ihre Leser sie nicht für obszön halten. Aber hier ist der Sitz der Phallus- und Priapuskultus der Fruchtbarkeit, hier der Ausgangspunkt für Zeus' und Heras Heilige Hochzeit auf dem Ida bei Homer, hier stammen die Strohpuppenhochzeiten her, die der Bauer über ganz Europa durch die folgenden viertausend und fünftausend Jahre als Fruchtbarkeitszauber bei der Landbestellung ausführte. Das Weibchen sitzt auf der Lebensrute.

---

[1] Das Wort „progress" hat im Englischen, das Wort entrée im Französischen noch die fulminante Kraft, die im Deutschen „der Einzug" haben kann. Alle drei sind Reichsglaubensworte, lateinische „adventus".

Jahrtausende also haben eine perverse Form des Beischlafs zum Schaffensakt des Reiches und des Landbaues erhoben. Das Tierreich kennt solche Erhöhung des Weibchens über das Männchen nicht. Das spricht Bände, und das muß uns zur Besinnung bringen. Sahen wir nicht beim Stamm, daß im Nicht-vor-dem-Tod-Davonlaufen die Freiheit des ersten Stammesgeschlechts sich offenbarte? Daß da ein Naturgesetz abgeschafft wurde? Die Ägypter haben dasselbe getan. Sie haben die Tierwelt abgeschafft, und den Kosmos um ein neues Gesetz erweitert. Aus den Stämmen standen den Reichen zur Verfügung: Familiengründung, Ausharren bei den Sterbenden, die Namen der Helden als der Zeitenschoß, aus dem Nachkommen geboren wurden, und die Fährten der Tiere als Anwälte ewiger Ordnung der Bewegungen durch den Raum hin.

Mit diesem Pfund haben die Ägypter gewuchert, um die Welt zu gebären! Die Fälkin muß oben sitzen, weil ja nur sie das allenthalben sichtbare, das einigende Element, den Himmelschoß, darstellt, welcher alle Ägypter vereinigt, wenn er von Horus für sie zusammengestürmt werden kann. Der Same muß von unten nach oben sich ergießen, weil sich ja faktisch der Wasserstand auf der Erde hebt. Die Nilüberschwemmung ist absurd; sie durchbricht alle Regeln. So tut ihr Ritual dar; welch ein Tiefsinn, den zerstückten Leichnam des Gottes im Stromakt der Begattung zum Leben erwachen zu lassen! Während der Überschwemmung ist ja das Leben noch nicht unten im Lande, sondern es lebt nur in Isis-Hathor und im Horus-Pharao. Erst, wenn die Fluten sich Anfang Oktober verlaufen, ist Osiris selber wieder da, am Himmel wie auf Erden. So überbrückt die mystische Hochzeit die Zeitlücke zwischen der sommerlichen Dürre und der herbstlichen Fruchtbarkeit, diese Zeitlücke, die von einem Schrecken ausgefüllt ist: der Überschwemmung. Die große Flut ist ja an sich ein Entsetzen im wörtlichen Sinne: alle müssen vor ihr fliehen. ‚La grande peur' ist die erste Antwort auf eine Wasserflut von solchen Ausmaßen. Horus verkehrt diesen Wasserfluch in Segen. Die Überschwemmung wird zum Segen dank des Pharao organisatorischer Tat, die Anwohner des Nils über diese Monate der Flut zusammenzufassen. Der Hochzeitsakt verwandelt in eitel Freude, was für jagende Nomaden Grund zu hastiger Panik und Flucht gewesen wäre. Denn oben am Himmel überdauert eben das Erdgeheimnis die Flutzeit und steigt dann wieder in die Niederungen hinunter als Ordnung der Saaten. *Die Hochzeit mit dem Falkenweibchen beschreibt* also die geistige Ausfüllung der sinnlichen Lücke in der Kontinuität des Lebens im Flußtal, die Zeit zwischen Bewässerung und Bestellung. Deshalb ist dies Neigen der Göttin über den Gott den Alten ein unvergeßlicher Akt befreiender Begeisterung geblieben. Des zum Zeugnis will ich das letzte Wort der sterbenden Antike zitieren, des Lukretius großen Anruf an Venus und Mars von etwa 55 v. Chr. Mars ist sowohl der Gott des Krieges wie der römischen Feldfluren; er macht sie fruchtbar. Und doch führt uns des Lukretius Anruf in die Geburtsstunde Ägyptens dreitausend Jahre zuvor zurück:

„Mutter des Äneas, du Lust der Männer und Götter nährende Venus,
durch dich wird alles Geschlecht der Lebenden empfangen.
Du allein kannst den sterbenmüssenden Menschen mit ruhigem Frieden beispringen.
Denn Mars, der des Krieges wilde Dienste lenkt, wirft sich oft in deinen Schoß, von ewiger Liebeswunde überwältigt,
und so blickt er von unten herauf zu dir,
den stolzen Nacken zurückgebogen, und füttert seine gierigen Blicke.
Rückwärts liegt er, an deinem Antlitz hängt sein Atem.
Ihn, du Göttin, wie er auf dem Rücken liegt, umfließe von oben mit deinem heiligen Körper,
süße Redseligkeit fließe aus deinem Munde,
stillen Frieden erbettelnd für Rom."

Der Abstand ist ebenso groß wie die Nähe. 3000 Jahre Verfeinerung lassen uns den Lukretius als „Poesie" genießen, und den grausen Ritus am Nil als barbarisch empfinden. Es wurde von Otto Jahn angenommen, daß Lukretius eine bestimmte Skulptur im Sinn hatte, und sie würde sicher als eine Perle griechischer Kunst uns angepriesen werden. Aber alles Verfeinerte entspringt aus einstigen Glaubenstaten. Und so flößt mir der Ritus des Horus mehr Ehrfurcht ein als das verfeinerte Kunstwerk, die Ehrfurcht, die dem Epochalen innewohnt. In diesem Akt zum ersten Male gab es so etwas wie ein Land, das dem Zerfall und dem Urwald entrissen wird. Dies Land war an den Himmel angeschlossen. Es konnte seinen eigenen Flutentod überleben in der Liebe des Himmels zur Erde. Es war dem Tode gewachsen, weil der Reichsherr die Flut alljährlich aus Fluch in Segen verwandelte und die Welt trotz allen fantastischen Wechsels unten am gleichbleibenden Himmel oben festband.

Meine Ehrfurcht wird nicht geringer, sondern eher gesteigert, wenn ich bemerke, daß der Zusammenfassung eines riesigen fruchttragenden Reichsleibes ein Zeremoniell zu Grunde gelegt wurde, das auch Stämme für die Wiederauferstehung ihres Nährstoffs anwenden. Zwischen diesem Bärenzeremoniell, welches heut die Forscher sehr aufregt, zuletzt Meuli und Maringer, und dem Osirisritual besteht eine auffällige Übereinstimmung. Ich will sie hier nur bekanntgeben, ohne den Leser mit Prioritätsfragen zu behelligen. Osiris wurde in soviel Glieder zerstückt vorgestellt, als es Gautempel gab, nämlich 36 bis 42. Wenn er sich dank der Flut zusammenraffte – und schließlich sogar seine Mannheit an ihren Platz trat und sich aufrichtete, war das Reich erfolgreich für das laufende Jahr ins Leben getreten. Genau so denken die Lappen über ihren Bären. Sie bereiten ihm ein Erdgrab, das sie mit Birkenreisern auspolstern. Dahinein legen sie sämtliche Knochen in anatomischer Reihenfolge; die Rücken-

[1] „Hunc tu, diva tuo recubantem corpore sancto circumfusa super . . ."

wirbel werden auf eine Gerte gezogen – ich erinnere an den Ded Pfeiler – Nasenstück, Geschlechtsglied und Schwanz an ihren Platz gelegt, und das ganze wird schließlich mit Zweigen und Erde zugedeckt. Daraufhin wird der Waldgeist im nächsten Jahre den Jägern einen neuen Bären schicken, die Knochen werden sich wieder mit Fleisch und Pelz umgeben, der Bär wird sich erneut den Jägern zur Beute stellen[1]. Soweit die Jäger. Nicht ein Bär, sondern das Überschwemmungsland Ägypten wurde jährlich neu aus den zerstückten Gliedmaßen hergestellt. Die unzerstückte Leiche muß alljährlich aufgefunden werden! So schwer fiel die Eroberung der Vorstellung GEBIET durch das Reich. Aber verlorengegangen ist diese neue Eigenschaft der Erde sogar in den Ländern nicht, wo kein Fluß wie der Tigris oder Nil den Segen spendete. Auch dorthin ist der Ritus gedrungen, in dem panischer Schrecken, der in der Wildnis uns jagt, von einem großartigen Gleichmut abgelöst wurde. Für die Reiche hat dank des Himmels die Erde ihre Schrecken ein für allemal verloren, deshalb, weil sie ja den schlimmsten Moment, den der Hochwasser, zum Ausgang der Umwertung nahmen. Nur wer in die schwerste Krise einer Lage eingeht, meistert sie; aber der hat sie dann auch ein für allemal gemeistert.

Gleichmütig erwartet nun Pharao jedes Jahr das Schlimmste. Denn der Himmel wird zur sicheren Rettung aufgeboten werden. Die Samenflut hat die liebende Himmelsfrau, die sich über den toten Gatten bückt, aufgefangen; nun ruft sie stolz, was erst aus der Widernatur ihrer Tat verständlich wird:

„Es gibt weder Gott noch Göttin, die das getan hätte, was ich getan. Ich habe gehandelt wie ein Mann, meiner Weibheit zum Trotz, damit Dein Name wieder lebe auf Erden. Als dein göttlicher Same in meinem Schoß war, habe ich ihn zur Welt kommen lassen[2]." Die in den letzten zwanzig Jahren auch bereits für die erste Dynastie belegte Form der Vereinigung enträtselt die ungeheure Erregung der Ägypter über ihre Isis-Osiris-Vision.

Liebe war wieder einmal so stark wie der Tod geworden. Als Gestirn stirbt niemand: er kreist. Osiris kann in einem Sinne gerächt werden, wie kein erschlagener Ahn: durch ewigen Kreislauf. Indem gerade in den äußersten Schrekken eine Hochzeit hineingeschaut wurde, wurde ein neuer Äon geschaffen, der Aeon des großen Jahres von 1460 Jahren, nämlich der endlosen Wiederkehr des gleichen in einer vom Tod unangreifbaren kreisgespannten Zeit. Denn aus dem Chaos der sich selbst überlassenen, panischen Schrecken verbreitenden Welt des Seth trat man durch des Bruders Horus Geburts-Tat in eine Ordnung, die das Geschehen unveräußerlich an die Sterne hängte. Dort war das Firmament, die Feste. Die Reiche bauen Festungen um das Leben. So wird also der Tod besiegt, daß man ihn umgeht. Und man umgeht ihn, indem man dort

---

[1] Siehe K. Meuli, Griechische Opferbräuche 1945, Johannes Maringer, Vorgeschichtliche Religion 1956, S. 101 ff.

[2] A. Moret Le Nil 1929, 111—112. Die Stelle wird entweder übergangen oder mißdeutet wie von A. Marconi, Rendiconti del Istituto Lombardo, Milano vol. 79 (1945/46), 247 ff.

hinaus steigt, wo der Tod nicht hinkann, an das Firmament und indem man auf Erden nur des Himmels Materialien um sich herumstellt: Steine, Diamanten, Gold, Silber; und unter den Steinen die härtesten lieber als die weichen; also Syenit und Granit, Basalt und Quarz, nicht Kalk oder Schiefer.

Die Leidenschaft der Ägypter für das sprödeste Material ist bekannt. Ihr Goldkult hat bei der Entdeckung des Tutenkhamon-Grabes erneut das Publikum aufgeregt. Weshalb denn all dieser Prunk und Aufwand? Weshalb muß das Reich aus Stein gebaut sein, hat der von den Ägyptologen zurückgestoßene Ewert mit Recht in seinem wunderschönen Tafelwerk gefragt. „Das weiß der Himmel", kann man da nur antworten. Denn der Himmel erschien den Alten als die metallene und eherne Feste, in deren Dach die Sterne wie Lampen hingen. Es war also dem Himmel wohlgefällig, wenn man den härtesten Stein bearbeitete und das unsterbliche Geschmeide anlegte. Und so kommt es zu den Pyramiden nicht aus Zufall, sondern vom Grundsatz des Reichsrechts her. Von ihnen soll aber hier noch nicht die Rede sein, weil wir da ausführlich werden möchten und hier ja erst einmal die Mächte der Geschichte eine nach der anderen aufmarschieren lassen müssen.

Aber von den Göttern müssen wir reden, die nun über Tier und Totem aufsteigen. Die Monotheisten sagen, daß dem Glauben an einen Gott der an viele Nichtse, an Götzen, vorausging, und die Gelehrten sprechen von Polytheismus, Vielgötterei. So aber sah sich die neue Liebe nicht für die an, die ihr verfielen. Die Ägypter glaubten nicht, „viele Götter" anzubeten! Mit Recht sang Schiller: „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein." Der Glaube des wahren Israel an Gott geht natürlich durch alle Zeiten, und er begeisterte den Medizinmann im Stamm ebenso wie den Horusfalken auf seiner Nilbarke. Denn wie hätten sie die Toten oder die Tiere oder die Sterne verehren können, wenn nicht in ihnen das einheitliche Gebot ihres Schöpfers sich offenbart hätte? Eben weil sie alle an Gott glaubten, *eben deshalb* hörte der Stamm auf die Reihe der Ahnen, wie sie am Stammbaum ihn umstanden, und die Ägypter lauschten den Gesprächen einer Götterfamilie.

Noch der olympischen Götter sind nicht „viele". Sondern daß sie eine Familie bilden, die in einem Hause, in den Palästen des Götterberges „haust", dies gibt den „Zeus"- oder Hera- oder Poseidon-entsprossenen König auf Erden das Heimatrecht im Himmel, auf das es den Erdenkindern ankam. Wenn also sogar mehr als 2000 Jahre nach der ersten Beschriftung des Himmelsleibes mit heiliger Tätowierung die Familie das Haus der Götter bewohnt, so muß uns die Anstrengung nicht gereuen, diese Götterfamilie dialektisch zum Stamm zu verstehen. Denn unser eigener Gottesglaube kann sich daran neu erfrischen und reinigen.

Um es mit einem Worte zu sagen: Pharao mußte mit seinesgleichen verkehren können; deshalb Götter und deshalb eine Familie von Göttern. Diese Heiligung des Haushalts ist die Neuerung über die Begeisterung der Kriegerlager hinaus.

Er brach mit allen Tabus des Stammes, mit den Ehe- und Inzest-Regeln, dem Grabkult des Vorfahren, der Tätowierung, den Stammestänzen, der Kriegereigenschaft jedes Stammesgenossen. Es gehört die ganze Naivität der Aufklärung dazu, um eine solche mit allem Herkommen brechende Gestalt des Herrschers sich als bloßen Einzelnen, als Individuum im rationalen Sinne vorzustellen. Kein Kaiser, weder in der Antike noch im Mittelalter, hätte es in dieser Einsamkeit ausgehalten. Vielmehr wo er sich so mißverstand, wurde er cäsarenwahnsinnig wie die schlechten Imperatoren Roms oder fiel in die Hände seiner Familie wie Marc Aurel und Ludwig XIV. Aber die Pharaonen und Inkas und Aztekenkaiser sind nicht größenwahnsinnig geworden; auch die sächsischen und staufischen Kaiser vor Friedrich II. behielten ihren Verstand. Denn sie alle blieben Mitglieder eines „Hauses". Vielmehr: Der Kaiser wurde Mitglied einer Familie, eines „Hauses", wenn er Kaiser wurde. Z. B. wurde der sächsische Herzog Hausherr des fränkischen Reichshauses[1].

Er nahm einen neuen Namen an. In Ägypten war das der Horusname. Und ihn gilt es noch besser zu verstehen. Dieser Horusname war der Name, mit dem die Götter des Landes, und das heißt die Mächte im Himmel und auf Erden, ihren neuen Mitarbeiter anreden konnten. Den Häuptling erkennen zwar seine Ahnen an, aber den Pharao müssen Götter anerkennen, einsetzen, ernennen. Sie müssen zu ihm sprechen: „Wir brauchen Dich, Du voll-endest erst unsere Himmelsbewegungen. Sei willkommen!" Ungezählte Texte sind daher ein Willkommen der Götter an Horus, also genau das, was er braucht, um sich zu finden. Im Stamm, so haben wir entdeckt, sprach man nur auf den feierlichen „Sprachen", den Stammesversammlungen; in Hütten oder Höhlen bargen sich die einzelnen Familien, in formlosem Alltagsdasein. Ihr Schutz gegen die Unbilden des Wetters war noch nicht in den Bezirk der feierlichen Sanktion getreten.

Pharao brach mit den Feiern des Stammes. Und eben darum ersetzte er Hütten und Höhle der Kleinfamilie durch ein Himmelshaus. Das Reich steht und fällt mit der Existenz von Häusern. Der reine Stamm hatte kein „Haus", keine olympischen „Domata" mit einem Dominus; noch heute verlegt das Volk das Treiben der Stammesgeister mit Recht auf den Hexentanzplatz am Brocken, das heißt ins Freie. Der wilde Jäger reitet über die unvermessenen Himmelswälder. Dem Stamm fehlt der Begriff des Hauses am Himmel wie auf Erden. Also, weil im Stamm Wohn- und Arbeitswelt noch vorhistorisch blieben, kann Pharao hier eingreifen und eine neue Dimension schaffen: die Hütte wird zum vermessenen, am Himmel orientierten und eingeteilten Haus. Die Rundhütte weicht dem nach den vier Weltecken orientierten viereckigen Haus[2]. Sein später eigener Name, Pharao, heißt „Großes Haus", so wie die türkische Regierung

---

[1] Dies ist die Entdeckung meines Werkes „Königshaus und Stämme in Deutschland" 911—1250, Leipzig 1914.

[2] Emil Werth, Grabstock, Hacke und Pflug, Ludwigsburg 1954, 247 ff.

später „Die Hohe Pforte" und des Papstes Regierung „Kurie", das heißt „Reichshof" hieß. Eine solche Kurie hatte zwei dem Herrscher unentbehrliche Eigenschaften: sie war in ihren Maßen und Formen kosmisch bedeutsam. Sie war nicht nützlich gegen Regen, Wind oder Wetter, sondern sie war heilig und notwendig zum Wandel durch den Raum und die Zeit. Das Haus war ein Weg durch die Welt, ein Weg des Prozedierens. Die Tempel sind Prozessionswege durch Zeit und Raum[1].

Die Antike baute Häuser, weil sich Menschen kosmisch richtig bewegen sollten. Haus und Hof zusammen geben einigermaßen wieder, was ein antiker oikos, ein Bauernhaus, in der Antike bedeutete. Da stand vielleicht der Misthaufen in der Mitte. Aber auf die Bewegung kam es an, aus den Ställen zum Dunghaufen, und von dort auf die vermessenen Juchart und Morgen Landes. 1880 baute man Wände, hinter sie Stuben, und am Ende Zufahrtswege. Aber die Antike interessierte weder die Fassade noch das Kastenhafte eines modernen Hauses. Häuser am Himmel und Häuser auf Erden waren Bahnhöfe gesetzmäßiger und gebotener Bewegungen. Die Götter befahlen hier mehr als anderswo. Ein Tempel bestand nicht aus vier Wänden und einem Dach, sondern die Anlage war ein Rangierbahnhof. Beim Kaisertempel in Peking verlieren sich die einzelnen Bauten in einem Netz glorreich leitender Wege, Treppen und Tempelstraßen, aber das Ganze spiegelt die köstlichste Ordnung. Die Häuser sind eben erst am unermüdlich wandelnden Himmel der Astrologen geschaut worden, bevor sie als Tempel gebaut wurden. Deshalb erteilt jeder Tempel den Insassen Befehle, sich hierhin und dorthin zu wenden. Gang, Weg, Schritt, Wandel, Prozession, Eingang und Ausgang, Thron, Schemel, Treppe, Stufe, Tor und Tür, Pforte und Sitz, Niederlassen und Besitzen, Besteigen und Niedersteigen, Aufgang und Untergang, Festsetzen und Entsetzen, das alles war hohe Politik, Astropolitik. „Wie sie herrlich uns aufgeht, eine leuchtende Sonne", darf sogar Schiller noch von einer Fürstin sagen; denn immer empfingen sie eine Bewegung, und diese Bewegung ersetzte die Tänze der Stämme. Sie wurde die neue Begeisterung. Hier kam also – umgekehrt wie in unserer Epoche der Anatomie und Analyse – die Zufahrtsstraße zuerst, die Räume kamen als zweites, die Fassade darnach, und die Beschriftung zuletzt als das Siegel. Die Welt, dies Buch mit sieben Siegeln, soll dem kosmischen Geheimnis nachgebaut werden. Dazu muß die Unendlichkeit in die Taschenausgabe eines Tempels verdichtet werden; der Tempel wird diese Partitur der Sphärenmusik. Weil dies Weltall wie ein Leib lebt, atmet, sich dehnt, fährt, spricht, in einer durch keinen Augenblick unterbrochenen Bewegung, deshalb ist an den ägyptischen Bauten das Tor immer als wichtiger empfunden worden als die Wand. Wir verkleiden manche Türen als Wände, weil wir innen Raum haben wollen. Da die Ägypter aber

---

1 Siehe dazu die Untersuchung „Die Zeit im Raum der Pharaonen", in „Das Geheimnis der Universität" 1958.

sich bewegten, so störte sie jede Wand und sie bauten überallhin sogar Scheintüren, um die Wände zu verkleiden! Die Wände waren also den Ägyptern, uns aber sind die Türen das Nachträgliche und Störende. Welch ein Gedanke, Wände als Türen zu verkleiden! Dennoch beherrscht er schon die ältesten Baumeister. Denn Tore der Bewegung, Schleusen der Fahrt, Bahnen der Gestirne war das, was sie interessierte. Die Scheintüren verraten also dies Tempelgeheimnis am deutlichsten.

Es ist nicht einfach, aus den populärsten Tempeln der Antike, den griechischen und römischen, die volle Macht dieser Bewegungs- und Prozessionsarchitektur zu spüren. Die Griechen nämlich waren schon reformierte und puritanische antike Menschen. Auf ihren Tempelwänden fehlten die Hieroglyphen, die Zauberrunen des rätselhaften Sphinxleibes der Welt. Im ägyptischen Tempel aber gab der gewaltige Himmelsleib seine Befehle an alle in ihm sich Bewegenden: So bewege ich mich, so bewege du dich unter dem Siegel der heiligen Tätowierung der Hieroglyphen. Diese Tätowierung des Steins ist oft, z. B. in Karnak, so angebracht, daß nur die Augen der Himmlischen sie erblicken. So ausschließlich respondierte der Steinkörper auf Erden dem Anrufe der Himmel.

Daher wurde die „Geschichte" Ägyptens das immer bessere und immer genauere Lesen der himmlischen Häuser. Es gibt eine Geschichte Ägyptens, aber sie besteht nicht aus Kriegen und Thronwirren, sondern aus Epochen des Bindens der Örter an die Himmel, also aus der „Religion", der Prozession, der Architektur. Diese Geschichte begann in dem Augenblick, als Horus am Neujahrstag in Harmonie mit der Vermählung von Sirius-Hathor und Ra-Sonne gegen Mitternacht-Seth losbrach. Denn von jenem Augenblick an setzten die Herrscher Sterngucker beiseite, Priester und Schreiber, die nichts anderes zu tun hatten, als die Sterne zu betrachten; Theorie und Theater sind heute noch zwei von dem Anschauen der Sterne, der Gestirnsgötter stammende termini. Und so entstanden die Epochen der ägyptischen Geschichte mit der Sternenschau. Denn die ersten Jahrhunderte hindurch mußte erst einmal fortlaufend beobachtet werden. Die Gründung Ägyptens und jedes Reichs besteht in gewissem Sinn darin, daß man sich erst einmal zu diesem Studium des Himmels *entschließt*. Der Friede zwischen Himmel und Erde, statt zwischen Ahn und Enkel, wird täglich in diesen Beobachtungen bestätigt und verbessert. Die Aufklärung hat auch hier die Vorfrage nicht gestellt: Wie konnte es denn erst einmal zu dieser den Stämmen unbegreiflichen Kontinuität der Beobachtungen über Jahrtausende kommen? Wir fanden den Stamm ja an nicht mehr als fünf bis sieben Generationen interessiert. Dies ist in Ägypten vom ersten Tage an anders. Und es mußte vom ersten Tage an anders sein. Denn in eben dieser Wendung bestand und besteht die Bildung eines Reiches, daß man sich dem Himmel unterstellte und zu diesem Zweck tagtäglich in ihm las und auf ihn schaute. Alle Aufklärung beschreibt die Anfänge Ägyptens als ein Allmählich. Nein, es war ein ruckartiger Entschluß. Richtig ist, daß am Anfang nur ganz weniges am Himmel erforscht

sein konnte. Aber ebenso richtig ist, daß das Alte Reich eben das fortlaufende Beobachten durch Sterndeuter am ersten Tag seiner Existenz zu seinem Grundgebot machte. Ägypten entstand, als sich Raum anbot, fortlaufend Sterne zu beobachten. An einem ersten, unvermittelten, gar nicht „allmählichen", gar nicht evolutionistisch einherschleichenden, sondern einmal und ein für allemal angesetzten Tage befahl Horus den in der ältesten Schicht unserer Quellen bedeutungsvoll hervortretenden Getreuen, den „Folgern des Horus", eine berufsmäßige, in Schichtwechsel verfolgte Arbeit zu beginn: „Blickt auf die Sterne! Habt acht auf die Gräben!" In diesem Akt der Arbeitsteilung, des gelehrten Müßiggangs, des Belegsammelns, des Archivbeginns, steckt der Keim zu allem, was man fünfhundert Jahre später in Ägypten wußte. Horus hat z. B. lange regiert, bevor bekannt war, daß Frühlings- und Herbstgleiche sich vorausberechnen ließen, lange bevor man irgend etwas über die Planeten wußte; man wußte anfangs nur etwas über die sechsunddreißig riesigen Sternbilder, die am Nachthorizont in den Platz der Sopdit im Jahreslauf als Vikare einrückten. Der Tierkreis war unbekannt, die Finsternisse, die Mondphasen, die Harmonie von Mondjahr und Sonnenjahr. Aber der König auf dem Doppelthron von Memphis hat eines Tages befohlen: Lest in den Sternen, er hat an einem Tag einen Stab ausgesondert und verköstigt und besoldet, der das konnte und sollte. Er hat seinen Mauern, der einen die Mittagsfarbe, der anderen die Mitternachtsfarbe gegeben und sein Reich als Reich von Tag und Nacht, als Himmelsreich gesichert. Der Entschluß, den Himmelsfahrplan zu studieren und die Himmelsbahnhöfe zu bestimmen, kam folgerichtig dem, der selbst die neue Bahn von Süden nach Norden dem Reichsbahnnetz einverleiben wollte; Menes brauchte die Anerkennung, daß er als Teil der kosmischen Bewegungen die neue Einheit des ungeheuren Niltals einfuhr: Für ihn als Horus, der den Seth besiegte, war nur im Himmel die Grundlage der Autorität zu finden. Noch heut nennen wir den Himmel Firmament; aus Blei und Erz dachten sich die Ägypter das Himmelsgewölbe gefügt: Denn es war die GRUNDLAGE der Verfassung, und die Fahrt des Horus mußte sich diesem ehernen Reichsfahrplan eingliedern, um sich selbst als eherne Notwendigkeit zu rechtfertigen. Darüber wird noch mehr zu reden sein. Aber die Bedeutung der Himmel für die Pharaonen zeigt sich hier. Die Teile des Horizontes, die an sich gar nicht „ein" Himmel sind, werden, auf Erden und im Himmel, zusammengeschaut und zusammen entziffert. Die Fahrt des Horus auf dem Nil wird also als Sternenreise, die Fahrten der Sonne als Horizonterfassung, Horus als Gott des Horizonts gefaßt. Wie der Horizont zu Ägyptens Schicksal auch in Tel-Amarna kurz vor Moses geworden ist, erzählt unser Aufsatz: „Die Zeit im Raum der Pharaonen".

Wenn wir noch selber frisch unserem ersten Sinn trauen würden, so würden wir auch die erste Siedlungserfahrung der Menschheit leichter in uns reproduzieren. Am Horizont, besonders wenn ihn Berge umsäumen, wie in Ägyptens tief eingeschnittenem Niltal, sind Himmel und Erde eins; der Horizont trennt

sie also nicht nur, sondern er vereint sie auch. Horus im Horizont war ein besonderer Name, unter dem der Reichsgott angerufen wurde. Auf seiner Nilreise muß er ja zahllosen seiner neuen Untertanen am Horizont erschienen und im Horizont verschwunden sein. Der Zusammenhang von Himmeln und Ländern war also keine blasse logische Entsprechung oder Analogie. Wenn wir von den Tempeln als Spiegeln der Himmel redeten, so mag schon das eine zu abstrakte Analogie sein. Vom Horizont trat der Himmel in die Erde ein, und am Horizont trat er aus der Erde aus. Also begreifen wir, daß die alle zehn Tage über den Horizont hinaufstrebenden Konstellationen als „Dekane" wichtig genommen wurden; denn an diesem Horizont lag eben die Anschluß- und Einflußstelle der Sterne auf die Erde. Das Wort „Einfluß", Influenz, selber ist ein Astrologenwort unserer Sprache. Es stammt noch aus den Vorstellungen vom Horizont als der Einflußöffnung vom Himmel auf die Erde. Der Erde wurde entsprechend Refluenz zugeschrieben.

Wenn also bei den Römern Templum den Bezirk im Himmel wie auf Erden bezeichnete, der streng orientiert ist vom Norden, Süden, Westen, Osten her, so ist der Vogelflug, das auspicium, wohl organisch bei ihnen damit verbunden worden. Denn die Vögel bewegen sich eben in den Horizont und aus dem Horizont.

Die Sehnsucht aber aller Reiche ist die bestimmte Orientierung im Raum. Die Himmelsrichtungen wurden Himmelsrechte und Himmelsgerechtigkeit, und daß man die Bauwerke orientierte, war der Ausfluß des Glaubens an das Weltgesetz. Die Genauigkeit der Orientierung aller Reichsbauten ist also soviel wie Gesetzesbefolgung; jede neue Sternbeobachtung aber soviel wie Gesetzesverbesserung. Mit Recht hat Breasted in seiner Entwicklung des religiösen Denkens im Alten Ägypten fast am Anfang den ältesten „Orientierungshymnus" abgedruckt.

Heil Ra, der dir, Ägypten, erlaubt, nicht auf die Westler zu hören,
der dir erlaubt, nicht auf die Östler zu hören,
der dir erlaubt, nicht auf die Nordler zu hören,
der dir erlaubt, nicht auf die Südler zu hören,
er erlaubt dir nicht, zu hören auf die im Innern der Erde,
Denn du hörst auf Horus.
Die Tore deines Landes stehen fest wie die Säule seiner Mutter.
Sie öffnen nicht für Westler.
Sie öffnen nicht für Östler,
sie öffnen nicht für Nördler,
sie öffnen nicht für Südler.
Sie öffnen nicht für die vom Innern der Erde.
Sie öffnen für Horus.
Horus hat sie gemacht.

Horus hat sie aufgerichtet.
Horus hat sie von allem Schaden durch Seth bewahrt.
Horus hat dich besiedelt.
kraft dieses deines Namens, Besitzergriffene . . .
Horus hat dir seinen Besuch abgestattet
kraft dieses deines Namens Stätte.

Damit ist die erste Bedeutung der Himmel für die Reiche umrissen. Sie gaben einen Maßstab der Unfehlbarkeit, an dessen Vervollkommnung Jahrtausende schaffen konnten. Eine ungeheuer weite, zusammenhängende Aufgabe stellte sich neunzig Generationen bis hin zu Kaiser Diokletian, den man den letzten Pharao nennen sollte, weil er noch um 300 eine ägyptische Götterfamilie mit seinen Mitkaisern zu verkörpern suchte. In dieser nur das jeder Stufe für uns alle anvertraute Gut hervorhebenden Übersicht muß aber noch ein anderer Punkt klar erfaßt werden. Die Himmel, der Horizont, die Erde, sie werden mit einer Götterfamilie bevölkert, in welcher der Herrscher zu Hause ist.

Diese Götter reden den Herrscher als Horus an, und damit wird er ihresgleichen. Die grundlegende Vorstellung für diesen Akt ist zum täglichen Brot ägyptischen Kults geworden. Und so viel ist über diesen Punkt geschrieben worden, daß die einfache, aus allen Quellen sprechende Wahrheit von einer Unsumme moderner spiritistischer und abergläubischer Auslegungen überdeckt worden ist. Die grundlegende Aufnahme in die Götterfamilie verleiht dem Herrscher sein Ka. Ka heißt Du. Die Götter erkennen den Herrscher als einen der Ihren an, indem sie ihn duzen. Dieser Akt des Duzens wird auf den Denkmälern dargestellt. Die Lehre vom Du, als einem Urphänomen der Gesellschaft, haben erst wir im ersten Bande dieses Werkes dargestellt. Daher ist es keinem Ägyptologen bisher zuzumuten gewesen, das Ka als Dich und Du zu würdigen. Denn mit dieser Gleichsetzung von Ka mit Du war ja nichts anzufangen, solange man die wirkliche Welt aus lauter Subjekten und Objekten bestehen ließ, also aus lauter Ich-en und Es-en. Wie konnte denn da das Duzen des Pharao und später jedes reichen Ägypters etwas Vernünftiges bedeuten? Wenn der Leser aber in den ersten Band blickt, so wird er dort sehen, daß kein Mensch zum Ich erstarkt, es sei denn, er werde erst einmal angesprochen und angeschaut. „Laß dich einmal anschauen", muß erst dem gesagt werden, der etwas einsehen soll. Denn erst im gegenseitigen Anblick gewinnen die Menschen die Ruhe zur Besinnung. Der nicht angesehene Mensch ist in panischem Schrecken. Denn er bleibt ungerichtet. Auf jeden von uns muß sich ein Blick richten. Das Zentrum der Reiche wird nicht dadurch aufgerichtet, daß der Herrscher alles sieht, sondern daß auf ihn die Himmel sich richten.

Um diese Tatsache gruppiert sich alle Geschichte. Die Toten schauen in der Maske und vom Totenpfahl die Lebenden an, und deshalb kommen diese zum Bewußtsein dessen, was sie selber sein sollten und sein können.

Wir zeigten ferner im ersten Band, daß die Schulgrammatik dieser Tatsache nicht Rechnung trägt. Denn der Vokativ, mit dem ein Menschlein angerufen und zum Aufleuchten gebracht wird, wird oft als ein Fall der Deklination behandelt, als fünfter Fall, oder aber er wird mit dem Nominativ gleichgesetzt. Wir sahen, daß der Anruf bei Namen den Menschen aufblicken und sich umdrehen machen soll. Beim Appell, auf der Straße, beim Telefonanruf kraft der Glocke, wird jemand gezwungen, aufzublicken, sich umzudrehen oder sogar ans Telefon zu laufen, weil ein Vokativ ertönt. Dies ist also der Fall *vor* allen Fällen. Denn hier wird eine Versammlung, in der sich hernach soll reden lassen, erst einmal einberufen. Es wird noch nicht Konversation gemacht, sondern der Unterredner dazu veranlaßt, zu konvertieren.

Der Vorgang ist also viel imposanter als ein bloßes Gespräch. Im ersten Band nannten wir ihn die gegenseitige Vorstellung. Im alten deutschen Recht war ein Kind nach der Geburt seines Lebens erst versichert, nachdem der Vater es aufgehoben und bei seinem Namen gerufen hatte. Wir wiesen auf die Schopenhauersche Travestie dieser Sohnwerdung hin, daß er sein *„die Welt als Wille und Vorstellung"* seinem Mutterhaß, seiner Hilflosigkeit dem Geschlechtstrieb gegenüber abrang und deshalb die Vorstellungen der Menschen nicht als gegenseitig anerkennen konnte. Trotzdem aber hat dieser liebesverstümmelte Mann einmal in seinem Leben zu einem Geist so reden müssen, wie zu keinem einzigen Menschen sonst: Ich setze einige dieser Worte einer gegenseitigen Vorstellung absichtlich hierher, um den Leser auf Worte aus dem alten Ägypten, auf das Ka, vorzubereiten: Denn da fast nichts in unseren Sitten heut das Pathos der Urstiftung von großen Ordnungen auf Jahrtausende mehr trägt, kann die Herzenssprache des Genius allein uns in jene hohen Zeiten zurückleiten. Die Dedikation der zweiten Ausgabe von „Die Welt als Wille und Vorstellung" sollte lauten: „Den Manen meines Vaters, des Kaufmanns Heinrich Floris Schopenhauer."

„Edler wohltätiger Geist, dem ich alles danke, was ich bin. Deine waltende Vorsorge hat mich geschirmt und getragen, nicht bloß durch die hilflose Kindheit und unbedachtsame Jugend, sondern auch ins Mannesalter und bis auf den heutigen Tag. Denn, indem Du einen Sohn, wie ich bin, in die Welt setztest, sorgtest Du zugleich dafür, daß er auch als ein solcher in einer Welt, wie diese ist, bestehen und sich entwickeln konnte. Und ohne diese deine Fürsorge wäre ich hundert Male zugrunde gegangen. Du . . . scheinst vorhergesehen zu haben, daß Dein Sohn, Du stolzer Republikaner, nicht das Talent würde haben können, vor Ministern zu kriechen, daß er vielmehr als *Dein Sohn* auch mit *Deinem* verehrten Voltaire denken würde.

Daher weihe ich Dir mein Werk und rufe Dir im Grabe den Dank nach, den ich einzig Dir und keinem andern schuldig bin.

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, *daß ich dem angeborenen Triebe folgen und*

für Unzählige denken konnte, während keiner für mich etwas tat: Das danke ich Dir, mein Vater . . .“

Wahrlich, so konnte auch ein Pharao von Ägypten sprechen, und so hat er gesprochen. Ramses II. rief nach der siegreichen Schlacht bei Kadesch aus: „Wenn ich zu meinen Leuten schreie, hört mich keiner. Als ich ihnen rief, fand ich, daß Amon nützlicher für mich ist als Millionen Soldaten. Ich bin ja hierher gekommen nach dem Ausspruch Deines Mundes, o Ra, und habe Deine Pläne nicht überschritten. Rufe ich nicht am Ende der Länder, und doch ist meine Stimme in die Heimat gedrungen, Ra hört mich, er legt seine Hand auf mich, und ich jauchze; er ruft hinter mir: O Ramses, du bist nicht allein, ich bin bei Dir, dein Vater Ra. Meine Hand ist mit dir . . .“ Arthur Schopenhauer fährt in seiner Beschwörung fort: „Darum sei Du mir gepriesen, mein edler Vater! Und jeder, der an meinem Werk irgendeine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll Deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundertmal zugrunde gegangen wäre. Und so laß meine Dankbarkeit das Einzige tun, was ich für Dich, der Du vollendet hast, vermag: laß sie Deinen Namen so weit bringen, als meiner ihn zu bringen imstande ist.“

In Schopenhauer (wie in Ramses' Gebet) erwidern die Söhne auf die Aufnahme in einen Bund, den sonst niemand teilt noch teilen kann. Es ist das „Du“ in beiden Fällen, welches den Worten die unnachahmliche Beredsamkeit gibt: Bei Arthur Schopenhauer „Einzig Dir und keinem anderen, Du stolzer Republikaner, für Dich, der Du vollendet hast“. Und bei Ramses: „Wenn ich zu meinen Leuten schreie, hört mich keiner. Aber ich bin hier nach dem Ausspruch Deines Mundes . . .“

Schopenhauers innerster Raum vibrierte in dem Widmungsentwurf. So nimmt auch im altägyptischen Zeremoniell die Du-Werdung all den Raum ein, der ihr gebührt, das heißt, den eines vollen Kapitels in der Menschwerdung und nicht nur den banalen Augenblick einer bloßen Redensart.

Wenn Horus und Ra den neuen Herrscher anerkennen, so hat er von da an einen Namen als der von ihnen fortan Geduzte, den Ka-Namen. Und dieser Name hat Macht und ein abgesondertes Leben, wie ein Titel ja noch bei uns eine Art Eigenleben führt. Er *ist* der Ka-Name. Und er wird daher neben das Bild des Menschen als ein zweites, Geduztes, gesetzt.

Die schönste Form aber, an der sich diese geistige Einbürgerung in den Kosmos versinnbildlicht hat, ist wohl der körperliche Akt des ersten Augenblicks, in dem Pharao sich geduzt weiß. In einer berühmten Skulptur in Kairo schlägt der Falke seine beiden Flügel von hinten um den Pharao Chefren. Von hinten ertönt eben der Vokativ dieses Ka, dieses Du. In dem eben mitgeteilten Bericht Ramses' II. achte der Leser bitte auf das unscheinbare: „Er ruft hinter mir . . .“ Der den Neuling als Du Begrüßende steht noch in jener Haltung, die ein alter griechischer Grammatiker als die Urlage beim Vokativ empfunden hat: „Bevor

sich der Angeredete umdreht . . ." Durchweg legt in der ägyptischen Überlieferung der Gott seine Arme von hinten auf „Dich", d. h. auf den Angerufenen. Ägypten hat dem Du sein ganzes Denken unterworfen, ähnlich wie die Jahrhunderte seit der Renaissance dem Ich. Das Zeichen für Ka selber sind zwei sich von hinten auf die Schultern des Aufgerufenen legende Arme geworden. Und in der Plastik wie in den Gebeten wird dieser von hinten dem Du widerfahrenden Umarmung immer wieder gedacht.

Diese Erfassung des Pharao als Du, als Ka, hatte aber in Ägypten noch die besondere Bedeutung einer Aussonderung des Götterlieblings aus den Sippen. In den Sippen wie heute noch in der Armee gibt es jeden Mann nur mit seinem vollen Namen. Aber Pharao mußte ja über die Sippenformeln hinaufsteigen. Und so scheint uns Heutigen zwar das Duzen als formlos gegenüber dem Titel und Namen. Aber zu einer Zeit, wo der Stamm unter die Botmäßigkeit des Reichs gebeugt werden sollte, war es nicht sinnlos, dem Kaiserhaus im Himmel und auf Erden so nachdrücklich als nur möglich seinen neuen Amtsstil aufzuprägen. Jedes einzige Ka, im Olymp gesprochen, machte den Herrscher zum himmelsentsprossenen, zum „Diogenes". Wir haben das aus Ägypten selbst: „Horus hat sich nicht von Dir entfernt. Denn Du bist sein Ka" (Pyramidentext 601 d).

Oder: (Pyramidentext 582) „O Osiris, Horus hat dich gerächt, Er hat es getan für sein Ka in dir, damit du zufrieden seist kraft deines Namens, welcher lautet: Zufriedenes Ka."

Oder: O Atoum, du hast deine beiden Arme hinter sie gelegt in der Form des Ka, damit dein Ka in ihnen sei (Pyr.-T. 600). Oder: O Atoum, lege deine Arme hinter den Herrscher, hinter dies Bauwerk, hinter diese Pyramide, in der Form des Ka, damit das Ka des Herrschers in ihr auflebe (Pyr.-Text 1654).

Statt in eine endlose Polemik mit der Literatur einzutreten, habe ich lieber den Leser mit diesem einzigen Kosmos in Beziehung setzen wollen, in welchem die Urform, die „Dich" aussondert und bei deinem Namen ruft, auch sinnfällige sprachliche und liturgische Gestalt geworden ist. Dafür wäre selbst eine lange Abhandlung, wie ich sie gern vorlegen würde, zu kurz [1].

Die Herauslösung des Doppelgestirns aus der damaligen „menschlichen Gesellschaft", dem Stammesverband, dramatisierten die von rückwärts auf die Schultern gelegten Arme des Gottes auch deshalb, weil dem Schamanen die Gotteskraft in seinen Schultern wohnte. „Les esprits des ancêtres se sentent à l'emplacement des épaules", schreibt Zacharias von den Negern.

Das Possessivpronomen „Dein" hielt noch spät an der Wurzel „ka" fest, aber für Du trat später eine tabuierende, „Dich" vom liturgisch-politischen „Ka" absondernde Schreibweise und auch Benennung hervor. Diese Tabuierung ist einer

[1] Weitere Beispiele in Junker, Pyramidenzeit, Einsiedeln 1949, S. 108. Liselotte Greven, Der Ka, 1952, Glückstadt. Auch unten S. 454—461.

der Gründe, daß der schlichte Zusammenhang von „Berufung", „Du" und „Ka" nicht erkannt wurde, auch abgesehen von dem Fehlen der Duvorstellung[1] in der Erziehung unsrer Gelehrten bis vor kurzem. Wie es immer geht, daß, wenn wir selber reifer werden, wir auch in den Quellen die entsprechenden Angaben mit einem Male finden, so ist es auch mit der Einheit von Ka und Du. Edel hat in seiner großartigen Grammatik der altägyptischen Pyramidentexte, die Schreibweise für Du mit ka ermittelt, „während die übrigen Texte die älteren Formen mit ‚K' bereits nicht mehr kennen"[2].

Eines der auffallendsten und doch einleuchtendsten Merkmale der ersten Dynastien ist, daß sie dem Horus Bruder und Schwester beigeben, Vater und Mutter, aber nirgends darüber hinausstreben. Erst in der zweiten Epoche, Jahrhunderte später, wurden Ahnen zugelassen, die an die Sippenstammbäume von ferne erinnerten. Auch hier sogar blieb eine große Scheu hinsichtlich des Horus selber bestehen. Die modernen Aufklärer haben daher einfach von vielen verschiedenen Horusgöttern, einem Alten, einem Jungen, einem am Horizont, einem in der Sonne, einem Leib und einem cha gesprochen. Damit läßt sich nicht rechten. Man wird diese Art Denken nie bekehren. Aber wer begreift, daß Stamm der Krieger und Kleinfamilie des Pharao in dialektischem und revolutionärem Gegensatz standen, der begreift sofort, daß Horus niemals ganz und gar in eine Sippe zurücksinken durfte, sollte die Geistestat Ägyptens nicht rückgängig gemacht werden. Hier sprach zum ersten Mal die vorher in Hütte und Höhle hausende, also im Vollsinn noch ohne Hochsprache lebende[3] Kleinfamilie als Träger der kosmischen Ordnung; an die Stelle des Tanzplatzes trat mithin das Haus, das Große Haus. „Von Hütte zu Haus", so könnte man auch den Weg lesen, den Moret und Davies in ihrem Bande *„Des Clans aux Empires"* beschreiben. Als Zentralgestirn eines Himmelshauses auf Erden ist der Kaiser eben nicht ein Individuum, sondern ein Hausgenosse. Er hat einen Hofstaat, er hat Kammern und Kammerräte, er hat ein Kabinett und einen Reichshaushalt. Alle diese grundlegenden Begriffe des Reiches werden nur verstanden, wenn man den stolzen Aufstieg der Kleinfamilie aus der Hütte zum Palast, aus ungeformtem Alltag von Mutter und Kindern zur Oberherrschaft über die Stammeskrieger vieler Stämme begreift. Das Haus triumphiert, als das bisher aus der Geschichte

---

[1] E. Edel, Grammatik der altägyptischen Pyramidentexte, I, Rom 1955, 111.

[2] Es gehört vielleicht zur Sache, daß ich die Personwerdung aus der Anrede des Du und Dich seit 1916 — ganz ohne Zusammenhang mit der ägyptischen Welt — in meinen verschiedenen Sprachlehren immer neu untersucht habe. „Angewandte Seelenkunde", Darmstadt 1923, Der Atem des Geistes 1950, „Dich und Mich", „Neues Abendland" 1954. Die heutige „Ich-Du"-Gnosis geht an der Tatsache vorbei, daß jeder von uns erst jemandes Du gewesen ist, bevor er als Ich Posto faßt (dazu Band I, 154 ff. und 305) und die Schulbildung eines Ägyptologen impft ihm diese verfehlten Kategorien ein. S. auch jetzt „Das Geheimnis der Universität", 1958, passim.

[3] Die Frauensprache des sogenannten Emesal ist in Sumer eigener Art. Für die elsässischen Juden hat Ernest H. Levy einen Unterschied in Männer- und Frauensprache gefunden. Langue des Hommes et Langue des Femmes en Judéo-Allemend in „Mélanges offertes à Charles Andler", Straßburg 1924.

draußen gelassene, über die Kult- und Lebensformen der Heroen. Und auch aus diesem Grunde tritt das, was der Stamm geschaffen hatte, was aber den Stamm voraussetzt, tritt die Hochzeit als Verfassungsgrundlage ins Zentrum.

Die Stämme rufen Eheschließungen und Kleinfamilien ins Leben. Im Reich aber ruft die kaiserliche Haushaltung die Klassen und Berufe der Einwohner des Landes ins Leben. Die vom Stamm im Schatten gelassene Lebenshälfte steigt zur Sonnenhöhe des Bewußtseins auf. Aus der verweslichen Erde in den unverweslichen Himmelsraum erhob sich der bisher bewußtlos liegengelassene Teil des Menschen, der bloß mit seiner Mutter spielende Knabe im Krieger, der ahnenlose Liebling der Götter. Pharao konnte mit Hölderlin rufen: Im Arm der Götter wuchs ich groß; da, wo vorher nur Ahnen ihre Enkel in das Ritual eingeführt hatten, wurde Raum um ein neues Menschenbild, den Hausgenossen der kosmischen Mächte. Dieses neue Menschenbild erkennt sich nicht im Gehege des heiligen Hains, das seine Träger auf Tierfährten anschleichen. Es wandelt durch den als ein einziges Riesenhaus erkannten Kosmos als Hausgenosse. Dominieren, Hausherr sein, ist die neue Herrlichkeit. Denn eines Himmelshauses tempelhafte, steinerne und metallene Unverderblichkeit umgibt nun das Falkenkind und die „Königin des Himmels", wie das Alte Testament Isis-Nut-Hathor der Ägypter nennt. Des Himmels haben sich unsere Vorfahren zuerst als eines Himmelsreiches bemächtigt und nicht als einer Natur. Die Stämme hatten sich in der Wildnis behauptet. Die Reiche haben sich in einem Himmelreich angesiedelt. Die Juden werden daraus die Schöpfung erkennen und die Griechen etwas wieder anderes, die „Natur". Wir mischen alle diese Vorstellungen. Aber wir müssen lernen, sie zu unterscheiden. Denn dann wird es möglich, zu erkennen, wie wir Menschen sprechen gelernt haben.

Zuerst hat der Mensch die Sprache des Waldes erlernt, zu Schutz und Trutz. Da haben wir unseren Frieden mit unseresgleichen gemacht und heiraten können.

Die Reiche hatten ihren Frieden mit dem Himmel geschlossen, und dadurch haben sie arbeiten gelernt.

Das erklärt die Wichtigkeit des Stierkults; wir lächeln über das goldene Kalb. Aber das Verschneiden der Bullen zu Ochsen war ein buchstäblich welterschütterndes Ereignis. Denn nun wurden die Waldtiere und die Geister der Toten verdrängt durch Haustiere und Gestirne. Langsam wandeln noch heut auf der Via Appia die majestätischen hellfarbenen Ochsen der Bauern im Morgengrauen. Das moderne Automobil saust an ihnen vorbei und bemitleidet den dahinschleichenden Karren. Aber dieser Karren bewies einst, daß das Himmelreich auf die Erde gekommen sei. Denn diese Ochsen bewegen sich fast so langsam wie die Sterne. Weshalb sonst hieße Horus der Stier seiner Mutter Hathor, wäre es nicht, weil er auf Erden in langsamer Prozession die Schritte der Sterne am Himmel mitwandelt? Diese Kongruenz mit den Sternen unterschied die Stierprozession von den Stammestieren, die im Dickicht den Weg wiesen.

Der Ochsenwagen aber öffnet die weite Erde ihrem Schmuck (kosmos heißt ja Schmuck) durch Kongruenz mit den Konstellationen am Himmel. Auch am Himmel steht der Taurus zum Beispiel.

Wer das so ausdrückt, daß die Dinge von der Erde in den Himmel versetzt worden seien, irrt. Man versuchte die Sternenschrift zu lesen und zu deuten, damit man wisse, was auf Erden zu tun sei. Die Sterne haben aus Kriegern Zivilisten gemacht, weil sie ansagten, was zu tun sei. Die Arbeitsteilung stammt von den Sternen, weil sie uns sagen, wann wir was tun sollen. Das Bewegungszentrum der Stämme war ihr Tanz. Von hier teilte sich allen der Rhythmus des Lebens mit. Der Prozessionswagen im Sternkult war vermutlich älter als das Ochsengespann vor dem Pflug[1]. In Ägypten gibt es seit den Pharaonen nur noch professionelle Tänzer und Tänzerinnen. Eine besondere Untersuchung hat auch hier gefunden, daß eben ein Reich die Stammesordnung auch in diesem wichtigen Punkt überwand. Der Reichsgenosse tanzt nicht. Denn das Bewegungszentrum war nicht der Tanz der Glieder des Stammeskörpers. Das Bewegungszentrum wurde der Wandel der Sterne durch das Himmelshaus. Diese Bewegung aber teilte sich dem Menschen selber als Arbeitsordnung mit, als Jahresreigen, in dem sich alle zureichten und Handreichung taten. Je fester das Firmament steht und je fester ihm entsprechend die Tempel und die Felder und die Gärten in die Erde gerammt und gesetzt werden – Satzung, *Themis,* Konstitution sind ja alle Wörter des Festsetzens –, desto eifriger wird sich jeder Hausgenosse mitbewegen wollen. Arbeitseifer und Häuslichkeit rufen so einander. Das Wort Oikonomie ist kein Zufall. Es bewahrt die Urlage aller organisierten friedlichen Arbeit als Hausarbeit, Heimarbeit.

Deshalb haben die Ägypter nicht etwa einen Sonnenkultus im Sinne moderner Neuheiden gekannt. Der gelehrteste Ägyptologe hat angemerkt, daß die Ägypter an der Tagessonne als solcher gar nicht interessiert waren. Den einzelnen Tag nannten sie nach der Sonne. Aber der Kalender des Jahres und der Jahreszeiten bezieht sich gar nicht auf das Tagesgestirn (Kurt Sethe, Göttinger Gel. Nachr. 1920, S. 29), sondern auf Sirius. Die alten Völker waren nicht tot genug, um eine angestarrte Natur zu verehren und sich an Bildern zu berauschen. Sie wollten mit den Sternen Schritt halten und kongruieren. Die ewigen Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Sterne waren das erregende Moment, dem sich die Gläubigen unterwarfen, nicht aber das Gestirn an und für sich.

Sonnentag und Sternennacht in ihrer Annäherung und Abstoßung, die Annäherung der einzelnen Sterne an die Tageszeit, ihr Erscheinen und Versinken am Horizont hielt die Ägypter in Atem. Es inspirierte sie, weil eben ihr Land sich um diese unauffindbare Süd-Nord-Achse drehen mußte, sollte es ein Land

---

[1] Eduard Hahn hat das große Verdienst, den Kult als den Ursprung der Zucht des Stiers erkannt zu haben. Die Ägyptologen schweigen ihn tot. Kräftig für Hahn tritt ein Emil Werth, Grabstock, Hacke und Pflug, Ludwigsburg 1954.

werden und bleiben. Die Millionen Sterne erklärten die unermeßliche Arbeitsteilung auf Erden, und Josefs Traum in der Bibel bezeugt das noch.

Zum Reich gehörten Grade und Stufen, Spezialisten, Klassen, und hier ist zu Hause, was wir in Indien als Kasten finden und was Plato in *Timäus* vom Großen Jahre am Himmel und im *Staat* von den Kasten auf Erden behauptet. Beides ist ägptische Sternenfinsternis. „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht", singt der Heutige. Aber in den Reichen wurden wir von den Sternen angegehrt und begehrt. „Was begehrt Ihr?" fragte auf dem Tempeldach der Deuter die Sterne. Und das Wort „Einfluß" ist – wie Konjunktur und Opposition – bis heut ein Sternenwort, das unsere Schritte bei unserem Tun bestimmt.

So haben wir arbeiten gelernt.

Weil es an den Himmeln so viele eigenartige Häuser und Gebilde gab, so schreckte die Arbeitsteilung nicht. Aber das Vorbild der Sterne hatte seine Nachteile. Die Sterne bewegen sich. Aber sie leben nicht und sie sterben nicht. Die Mumie war der geniale Versuch der Ägypter, die Macht des Todes abzuschaffen, damit alles sich nach ewig wiederkehrender Bewegung weiterzubewegen scheine, ohne je zu sterben. Die Welt wurde unverderblich.

So war in den Reichszyklen der Millionen Jahre eine ungeheure Bewegung, die doch nicht Leben war. Angesichts des objektiven, anatomischen und analytischen Denkens der Moderne muß der Leser sich hüten, die Ägypter für Statiker anzusehen: Bewegung war ihr Rätsel. Und Bewegung war ihre Sterndeutung. Aber dies Kreisen war schauderhaft unbarmherzig wie das Glücksrad, ohne Rast und Ruh. Alles wurde majestätisch klar. Aber hier lag eben auch die Schranke der Reichswelten. Sie umgingen das aus Tod und Leben gemischte Dasein durch die gegen den Tod errichteten Bahnen und Prozessionen ihrer Festungsbauten. Ihre Tempel waren Festungen, Firmamente des kreisenden Verlaufs. Die Ägypter rennen hinter dem Weltenlauf her; sie sind wortwörtlich und der Absicht nach Weltkinder wie die Chinesen übrigens auch.

So treten wir vor die Pyramiden mit gemischten Empfindungen. Eine ungeheure Sphärenmusik ist zu Stein geronnen. Das menschliche Herz aber ist mehr als selbst Musik. Was ist es denn? Es ist der Teil in uns, der sich nach Freiheit von der Bewegung der Welt sehnt, nach Befreiung von dem Rade des Schicksals. Himmel und Erde der Ägypter schlossen die Einwohner des Reichs in die Welt ein. Kein Mensch aber ist in der Welt wirklich zu Hause, selbst wenn er sich seine Häuser in dieser Welt baut. Das Herz ist erst dort zu Hause, wo die Welt mit ihrer Gschaftlhuberei nicht hindringt. Die Ägypter lernten z. B. früh, das Herz der Mumie herauszuamputieren, weil sie zuerst nicht vermochten, es so einzubalsamieren, wie den Rest der Leiche. Dies Herz wurde in Ägypten nicht zufrieden gestellt. Jeder Pharao z. B. mußte in der Unterwelt schwören, daß er sein Herz niemals mit Schmerz und Kummer gegessen habe. Welch schreckliche Lüge! Welche Angst vor der Wahrheit des Herzens!

Um des Herzens willen waren die Reiche nicht das letzte der Liebesgeschichte des Menschen auf der Welt. Als die Welt hinreichend geliebt war, brach das Herz auf zu seiner Weiterfahrt.

3. Abschnitt

Volk: „Harret, daß ich höre, was der Herr sagt"

(4. Moses 9, 87)

Mit diesen Worten im vierten Buche Mosis wird dem Totengeist und dem Tempelreich ihre Allmacht abgesprochen. Die Harrenden werden von den Propheten des kommenden Gottes losgesprochen. Aus den Harrenden soll ein Volk, zu dem Moses und die Propheten sprechen, werden, das Volk des einzigen Gottes. Seitdem gibt es Israel. Seitdem erschrecken die Völker vor den Juden. Wie ist das geschehen?

Die Geister reißen die Liebe rückwärts zu jedem toten Helden. Sie einten Hunderte, ja Tausende in einer Liebe, und damit wurde die Geschlechterliebe weit überboten. Aber die Totenklage erstickte des Menschen Recht. Denn es ist nicht genug, den Tod zu beklagen. Es bleibt auch wahr, daß wir die Toten verabscheuen. Diesen Abscheu erstickte die neue Liebe der Stämme, um den Untergang der Heldentat zu verhüten, wurde also eine der Urtatsachen des Lebens verleugnet. Daher wurden die Kinder den Eltern zunächst aufgeopfert, weil man den Abscheu leugnete, den Leichen, Welke und Sterbende einflößen. Von diesem Übermaß ließen die Himmels-Reiche ab.

Die Reiche rochen weder das Sterben noch das Leben; sie sahen den Kreislauf der Erscheinungen, der Phänomene am Himmel und auf Erden. Sie hielten sich an das Unvergängliche, Stein und Stern, und sie machten Herrscher und Tote unverweslich. Hier wurde also die Liebe weggerissen von Fleisch und Blut und vermählte sich dem unlebendigsten Teil der Schöpfung, dem Äther, Feuer, Wasser und der Erde. Die Reiche haben die Kastration der Haustiere eingeführt. Und da der Mensch nie der Welt etwas antun kann, was er nicht auch sich selber antut, so kamen mit den verschnittenen Stieren und Hengsten auch die Männer unter das Messer. Eunuchen sind noch schrecklichere Denkmäler der Reiche als das Goldene Kalb. Die Liebe zum Weibe wurde hier buchstäblich ausgerissen, um die Liebe zum Boden einzupflanzen.

Die Masken um den Tod und die Festungen um das Leben sind von Abraham und Moses abgesetzt worden. Sie beide zusammen entlarvten die Geisterverehrung und die Steinvergötzung. Abrahams Geschichte von der Opferung Isaaks und Moses' Erfahrung mit dem Goldenen Kalb zeigte die Versuchung dessen, der den nächsten großen Schritt tut: Wenn Abraham seinen erstgebore-

nen Sohn geopfert hätte, dann wäre nur ein Stamm mehr in Erscheinung getreten, der Stamm Abrahams, niemals aber das Volk Gottes. Wenn Moses seinem Bruder das Goldene Kalb nachgesehen hätte, so wäre es zu einer schlechten Nachahmung ägyptischer Reichskunst gekommen. Solche Reiche gibt es bis heute z. B. in Afrika[1]. Moses aber stiftete die Stiftshütte in der Wüste; statt in den Fruchtbarkeitszaubern der Reiche, lag die Richtung seines Volkes in der Verheißung der Zeit jenseits der Wüstenwanderung. Und Abraham erkannte, daß der Gott Abrahams auch ebensosehr der Gott Isaaks und der Gott Jakobs heißen dürfe. Damit drehte er die Richtung des Geistes vom Ahn zum Enkel um.

Die neue Liebe gilt der Zukunft. Kinder und Verheißungen deuten auf die Zukunft. Sie treten in Israel an die Stelle der Toten und der Tiere. An die Stelle der Sterndeuter tritt der Prophet und an die Stelle Pharaos der Messias, der kommende Herrscher, der vom Ende her die Gegenwart ausrichten wird.

Jeder Stamm und jede Rasse, jeder Kaiser und jede Nation haben versucht, die Umdrehung der Liebe in die Zukunft den Israeliten abzusprechen. Der Leser wird oft genug vom Stammesgott der Juden und von ihrem Nationalismus haben reden hören. Glauben doch die heutigen Zionisten selber, daß es nur Stämme und Reiche geben soll, und träumen deshalb von einem Stammesstaat. Wer Stamm, Reich, Israel nicht auseinanderhält, kann kein Wort der Bibel verstehen. Die Bibel ist die Hieroglyphenschrift der Zukunft, so wie die Tempel-Hieroglyphen die Tätowierung der Gegenwart und sowie die Tätowierung der Stämme die Totenrunen der Vergangenheit sind. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft wurden nacheinander vergöttlicht in der Antike: Wenn in der Kirche gebetet wird: Wie er war im Anfang, ist und sein wird, so steht jeder dieser drei Satzteile in Dankbarkeit für eine große Einsetzung im Altertum.

Und Israel, welches weder die Vergangenheit der Geister noch die Gegenwart der Sonne vergöttlichte, hat im Harren auf den Herrn des Endes auch schon den eignen Anfang und die eigne Gegenwart befreit von den Menschenopfern der Kananäer und den goldenen Kälbern der Chaldäer und der Niltalbewohner, der Römer und der Chinesen.

Zwei Dinge mußten geschehen, um ein Volk zum Volk des kommenden Gottes zu mobilisieren: Seine Mitglieder mußten aufhören, sich als Stammeskrieger zu hören oder sich als Reichsbürger zu betrachten.

Jeder Antisemit bezeugt den Erfolg des Volkes Gottes; denn jeder Judenhasser sagt ihnen eben dies nach, daß sie weder das Gesetz des Urwaldes, the law of the jungle, wie Kipling es nannte, noch das Gesetz der Geographie anbetend verehren. Der Judenhasser hat Recht. Israel ließ den Alltag der Welt und die Orgien den Sippen, und es ruhte am Sabbath. Und damit wurde es

---

[1] Leider muß vor den meisten anthropologischen Schriften, die Afrika und Ägypten vergleichen, gewarnt werden. Das zu den Stämmen der Neger abgesunkene Reichsgut wird da oft umgekehrt aus den Stämmen hergeleitet. Der ägyptische Kosmos wird eben für ein bloßes Sammelsurium gehalten.

unheimlich. Die israelitische Woche hat nichts mit dem Reichskalender zu tun. Am Neujahrstag in China beginnt dank des kaiserlichen Rescripts die Welt eine neue Ordnung. Hingegen rollt die jüdische Woche über die Enden und Anfänge der Jahre hinweg. Neujahr kann also ebensogut an einem Mittwoch wie an einem Sonntag begangen werden. Der unaufhörliche Weltprozeß, das Rad, die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, das Große Jahr von 1460 Jahren, die ewige Wiederkehr besagen: Es gibt keine Ruhe. Der kleinste Jude lacht über diese Hast. Gott, der Schöpfer der Welt, und sein Volk ruhen jeden siebenten Tag. Der Kenner der Planetenwoche, Franz Boll, hat bis zu seinem Tode den Unterschied der jüdischen Woche und ihrer Nachahmung durch die Heiden nicht begreifen können. Kein Heide kann ihn wahrnehmen. Aber dies ist der Sinn des Sabbath: Er liegt bei Gott und nicht in den Sternen. Am Sabbath tritt der Mensch aus der Welt aus, hinüber zum Schöpfer der Welt. Und wer das nicht kann oder nicht tut, verwirkt seine Gottebenbildlichkeit und wird zum Zahnrad des Getriebes, zum Ödipus des psychischen Gezwänges. Die meisten Menschen sind ja Nervenbündel und in der Tretmühle, weil sie nicht wissen, daß der Sabbath des Herrn die Woche der Arbeit und des Familienlebens durchbricht. Die wenigsten Pfarrer scheinen zu wissen, daß der Sonntag wie der Sabbath nicht in die Welt, sondern in Gott hinein verlegt ist. Die Wochen werden heut nicht antithetisch, sondern evolutionistisch gedeutet, als ob es sich um eine bloße Abwechslung handle. Ja, der Familienkult floriert am Sonntag. So aber ist es mitnichten. Die Welt ist Gottes Schöpfung, und als seine Schöpfung schlingt sie uns, seine Geschöpfe, in Familien- und Berufsarbeiten, sechs Tage lang ein. Aber Gott ist der Schöpfer, und einmal in der Woche treten wir daher aus der Welt aus und zu Gott hinüber. Wir also wechseln unser Domizil, und wir verändern unsern Stand, von Welt zu Gott, von Geschöpf zu Schöpfern. Und wie wird der Mensch zum Schöpfer? Indem er lobpreist, indem er aus Gottes Innerem heraus jauchzt, indem er aus Gott heraus prophezeit und aus Gott heraus die Vergangenheit und die Gegenwart richtet als gewesene Geschichte. Osiris oder Minos richteten die Ahnen, aber der israelitische Prophet richtet den Herrscher von heute und die Toten von gestern!

Gott spricht, Gott ruft. Die Seele wird zum Teil Gottes, zum Einwohner Gottes, indem sie ihn rühmt, indem sie sich seiner im Lobpreis erinnert und sich von ihm mit der Prophetie erfüllen läßt.

Im Gesetz der Stämme muß dauernd die Zukunft entschuldigt werden. „Entschuldigen Sie", ist der Satz, indem ein jeder von uns seinen Glauben bezeugt, daß man den Verstoß gegen das Herkommen ungeschehen machen soll. Lateinisch heißt dieser Akt „excusare". Und diesem Wort kann man es sogar äußerlich ansehen, daß im Stamm Ursachen abgeschafft werden, causae, die gegen des Ahnen gegebene Gebote verstoßen würden: Ex-cuso, ich schaffe eine causa ab. Im Gesetz der Reiche muß dauernd die Erde sich gegenüber den Himmeln reinigen. Man muß in himmlisch geordnete Häuser eintreten und Wüste und

Wildnis abriegeln. Nur in Tempeln und hinter Mauern, nur im eigenen Lande wohnen die Götter. Templa heißen die Bezirke des Himmels und auf Erden, mit dem gleichen Wort. Israel verstößt gegen der Ahnen Gebot und wandert aus der Tempelwelt aus: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und wo ist Gott? Wo trifft man ihn, wo eint sich ihm das neue Volk? Außerhalb der Bewegung der Sterne und außerhalb des Kriegspfades der Geister. Niemand kennt das Grab des Moses. Der brennende Dornbusch war die einzige heilige Erde, statt der heiligen Tempel. Jerusalem ist die Stätte des Friedens. Es ist nicht die „Polis", also nicht der Sitz der Polemik, der Kriege.

Aber nicht in Einzelheiten brauchen wir die neue Schöpfung des Volkes zu suchen. Die Bibel ist um den Sabbath herum geschrieben. Und der Sabbath ist die eine Tat des Volkes Gottes, die weder Ägypter noch Krieger fertig bringen. Es gibt Feiertage im Stamm und Feste in Ägypten. Aber es kann in beiden nicht die Ruhe geben, die der Gott Israels fordert. Denn diese Rolle der Ruhe widerspricht allem, was die Sterne oder die Geister uns mitteilen. Die Geister ruhen nie. Nur deshalb können wir ja glauben, daß die Helden nicht gestorben sind. Die Sterne halten nie inne auf ihrer Bahn. Nur deshalb lehren sie uns ja, wie wir uns bewegen sollen. Die Geister sind wach, wahre Erinnyen ewiger Wachsamkeit; die Furien, die Ahnengeister lassen uns nicht schlafen; das ist ihre Haupteigenschaft. Und die Sterne stehen nie still. Wir haben beide Taten gepriesen. Denn der Geist stirbt allerdings nicht, und die Sterne kreisen ewig.

Aber den armen Sterblichen wecken die Rachegeister und treiben ihn friedlos über die Erde. Und die Einwohner der Erde treibt das ewige Rad der Dame Fortuna, das Glücksrad, die Lotterie des Lebens, der Kreislauf der Krisen, zur Verzweiflung. Raserei und Verzweiflung sind des Menschen Teil, der nicht aus Himmel und Erde, aus Familie und Stamm austreten kann. Wohin aber in aller Welt? Nicht in eine andere Welt und nicht in eine Götterfamilie oder an eine Ahnentafel, sondern zu dem, der Erde und Himmel gemacht hat und der den Menschen seinen Namen gegeben hat, der über alle Stammesnamen leuchtet. Denn Gott hat den Menschen in seinem Bilde geschaffen. Nur als Ebenbild Gottes kann der Mensch ruhen. Die Schöpfungsgeschichte ist von einem Volk und für ein Volk geschrieben worden, dem der Sabbath heilig war. Die Schöpfungsgeschichte ist um diese Ruhe des Volkes bei Gott sozusagen herumgeschrieben und nicht zu darwinistischen oder antidarwinistischen Zwecken. Die Bibel ist der Kommentar zu der Liturgie Israels. Der Mensch wird von den Sippen und Welten emanzipiert; er wird Gottes. Und Gott ist der Rufer, der ihm verheißt, daß weder die Stammestänze noch die Reichstempel die Vereinigung des Volkes sollen hindern können. Gott ist der Verheißene, der hinter den Stämmen und hinter den Ägyptern dies sein Volk der Verheißung schafft. „Ich bin der Gott, der dich aus Ägypten geführt hat." Und „ich muß die Stämme um ihrer Freiheit willen bis ins vierte und fünfte Glied sich selbst zerstören lassen, aber denen, die meine Gebote halten, will ich wohl tun bis ins tausendste Glied."

So ist der Gott des Volkes weder ein Geist der Toten noch einer der Götter des Landes. Und wer sich nicht die Mühe nimmt, das „Exodus"-Erlebnis Israels nachzuerleben und das ewige Israel in sich selber zu vollziehen, der wird unweigerlich den Gott Israels mit einem Stammesgott oder einem Landesgott verwechseln. Bekanntlich war diese Verwechslung sogar das Dogma der Bibelkritik im abgelaufenen Jahrhundert. Viele Leser werden davon gehört haben, daß im Alten Testament der Gott des Volkes mit verschiedenen Namen bezeichnet wird. Der eine Name ist „Elohim", der andre „Jahve"; flugs wurde daraus der Schluß gezogen, daß es zwei Schreiber der Bücher Mose gegeben habe, den Jahvisten und den Elohisten. Tatsächlich findet sich ein dritter Name Schaddaij. Nach den kritischen Gesetzen müßte es also drei Schichten in der Thora, dem Gebot der fünf Bücher Moses geben. Aber so einfach ist die dritte Stufe antiken Lebens denn doch nicht in nichts aufzulösen. Der Stamm ging über die Tiere hinaus, als er den Tod des Ahnen zur Namengebung umdeutete. Die Reiche gingen über die Stämme hinaus, als sie die Toten richteten. Israel ging über Pharaos Zyklen hinaus, indem es den einzigen und einmaligen Schöpfer Himmels und der Erde anrief, dem alle Kreise und Zyklen und Jahreszeiten und Äonen untertan sind. Jahve ist der Gott, der alles ein für allemal tut; Elohim ist derselbe Gott, insofern wir ihn als den Inbegriff aller „El"s, aller Gottheiten, als eine Summe also, erkennen. Elohim ist ein Plural, so wie sie Michelangelo im Mantel des Vaters bei der Schöpfung Adams gemalt hat: Elohim ist die Mehrzahl der himmlischen Gewalten; Jahve ihre Einzahl. Daraus folgt, daß der Wechsel der beiden Namen im Alten Testament gerade die Entdeckung Israels darstellt. Die Kritik des Liberalismus also zerstieß die Kraft zur Übersetzung der Gottesnamen, die Israel Jahve verdankt: Gerade in der Identität der Elohim mit dem einzigen, ein für allemal schaffenden Schöpfer gelangte Israel über die bloßen Mächte in der Vergangenheit hinaus und bahnte sich und dem menschlichen Geschlecht den Weg in eine unendliche und revolutionäre Zukunft.

Der Name Elohim bedeutet „alle himmlischen Mächte", der Name Jahve aber heißt: „Ich bin jetzt[1]." Der dritte Name, Schaddaj, unsicherer Bedeutung, besagt nach dem weisesten Interpreten Benno Jakob der überall im Raum Gegenwärtige.

Der vorübergehende Gebrauch des Namens Schaddaj illustriert die Lösung, die das Volk Gottes fand, sehr markant. Schaddaj, „der Gott hier wie da", war eine dem Elohim- und dem Jahve-Namen logisch durchaus ebenbürtige Prägung. Alle im Raum erfolgenden Erscheinungsweisen wurden in „Schaddaij" summiert. Alle in der Zeit geschehenen in Elohim. Logisch ist der Überall-Name ebenso notwendig, wenn man alle Götter zusammenzählen will, wie der „Zu-allen-Zeiten"-Gott. Aber Logik ist im Geisterreich der Geschichte ein schlechter

[1] Sum qui sum in der Vulgata ist nicht falsch, wenn man die Wucht der beiden Zeitangaben in „Sum" in der Übersetzung durch „jetzt" rettet.

Ratgeber. Denn die Verbindung der Zeiten ist die höchste unlogische Leistung aller Geschichte, weil hier die Klippen der Sterbefälle lauern. Die Verbindung der Räume hingegen ist gar nicht schwer oder unnatürlich, weil uns der Raum sowieso von vornherein als Universum erscheint und weil alle Grenzen innerhalb des Raumes unnatürlich sind. Daher enthält „Schaddaj" keinen Sieg über den Irrtum oder die Plattheit; Elohim aber ist solch ein Sieg, weil er die den einzelnen Stämmen voranleuchtenden Heldennamen und Geistesmächte als des Einen Gottes Rufe durchleuchtete. Schaddaj kehrte zur Natur der Raumwelt, dem Universum, zurück. Elohim aber erhebt die Geburtstage der Stämme im Tode der Helden in das Licht, in dem sie alle beheimatet bleiben müssen, um der Zukunft Jahves willen. Schaddaj ist wie später das Familien-Bistum des Herrenbruders Jakobus; Jahve wie Paulus' Bekehrung. Kein Wunder also, daß Schaddaj ein bloßer Versuchsname blieb, der wieder verschwand, daß Elohim aber im Alten Testament ebenso drinbleiben mußte, wie das Alte Testament im Neuen Testament blieb. Denn in diesem Namen: „Inbegriff aller göttlichen Erscheinungen" aus den Stämmen der Menschen, bleibt die vorisraelitische Welt unter dem Gott des Volkes gebannt. Als seinen „El" weiß jeder Mensch etwas von dem wahren Gott; Israel, das sich in „Elohim" dieser Wahrheit versichert, geht nur in „Jahve" über Stämme und Reiche hinaus: „Jahve" ist bei Israel, wenn immer Israel harrt. Denn Jahve ist noch im Kommen, noch im Handeln, noch im Gebieten. Er ist der Zeitname über alle Zeitnamen. Er besagt, daß alle Namen nur zu ihrer Zeit gelten. Denn „Ich werde jetzt sein, im künftigen Augenblick". Die Versöhnung Israels mit Gott beruht also auf der Kraft, zu harren. Darin ist Israel das Gottesvolk. Nicht aber, wenn es nach rückwärts auf den Totenpfahl oder in die Gegenwart auf die Götter in den Tempeln blickt. In beiden Fällen hurt die Seele mit Götzen. Die Liebe ist auch auf der neuen, dritten Stufe der Geschichte die bewegende Kraft. Der Stamm sieht im Enkel noch die Züge des Ahnherrn, und deshalb darf sich jeder Enkel der Liebe seiner Stammesgenossen erfreuen, weil er als Enkel anerkannt wird. Im Reich sieht noch die kleinste Scholle Erde aus wie ein Teil der Milchstraße am Himmel, und deshalb wird des Ärmsten Gartenerde ihm zugeeignet als sein Sternenlos. Die Tochter Zion, die bräutliche Seele Israels, die Geliebte Jahves, wird zur verlorenen Hure, zum verworfenen Weibsbild, wenn sie die Zukunft Gottes nicht länger erwartet. Die Sprache der Bibel ist von grausiger Brutalität; sobald das Harren nicht den Liebesbund mit Jahve ausmacht, ist der Bund gebrochen.

Die Keuschheit der Bibel offenbart sich in der sauberen Weglassung aller Götzennamen: Ra, Horus, Astarte, Isis werden nicht genannt, sie sind die Nichtse der Heiden, der Gojim; in dieser Mehrzahl der Gojim hat jeder nur seinen einzelnen El. Der Elohim Israels lacht der Els der Gojim. „Es gibt nur einen Gott; die Heiden wissen es auch und zittern", sagt die Bibel.

Wodurch fallen denn aber die Heiden in Irrtum? Für Israel ist das sonnenklar und für uns auch: die Geister und die Sterne sind in der Tretmühle ewiger

Wiederholung, und damit wird alle ihre Kraft vergeudet; so bleibt nicht genug Kraft zur Weiterschöpfung zur Verfügung; tagtäglich muß die Sonne aufgehen und täglich in Ägypten auf ihren Himmelsweg gebracht werden; täglich muß der Ahne versöhnt und jede Abweichung gesühnt werden. Die Geister und die Sterne verbrauchen alle ihre und alle menschliche Energie in der Wiederholung. Aber der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schafft Himmel und Erde, und dann bewegen sich die Sterne ein für allemal. Er sendet die eine Flut (am ägyptischen Tag der jährlichen Überschwemmungsfeier), und nun beginnt eine neue Epoche; mit der einen Sintflut wird der jährlichen Nilflut Hohn gesprochen. Noah erblickt den Regenbogen. Der ist unberechenbar. Deshalb wird der Regenbogen an die Stelle der Fixsterne das Bundeszeichen. Jede Geschichte der Bibel gibt's nur einmal, und sie kommt nicht wieder. Was es immer wieder gibt, die Jahreszeiten, die Zyklen, die Sternenläufe, das ist nicht göttlich, es ist geschöpflich. Und das, was göttlich ist, das kehrt nicht wieder. Israel entdeckt die Einmaligkeit des geschichtlichen Lebens und seine Unwiederbringlichkeit. Und nur dieses irreversible Leben ist Gottes; alles rotierende, wiederkehrende Leben, die ganze von Nietzsche mit heißem Bemühen wieder emporgepumpte ägyptische Welt der sphärischen Wiederkehr und ewiger Wiederholung – ist ägyptisch, und das heißt ein Rückfall, zurück vor Israels Entdeckung der Zukunft und der Einmaligkeit Gottes.

Der Gott Israels spricht in den zehn Geboten klar aus, daß er der Gott ist, der sein Volk aus Ägypten herausgeführt hat. Alle Gebote, die er gibt, beginnen mit seiner Einzigkeit und der Einsetzung jenes Tages, an dem der Mensch aus der kreisenden Welt und ihrer ruhelosen Drehbewegung austreten darf, dem Sabbat. Im Lichte des Sabbat wird die Arbeit an der Erde nach ägyptischem Vorbild für die Woche gestattet und geboten. Die kosmische Ordnung Ägyptens wird geerbt, nachdem sie unschädlich gemacht ist. Ebenso geht es dem Ahnenkult: wir haben schon den Stammeshorizont der vier Generationen mit dem Segen bis ins tausendste Glied kontrastiert, von dem die zehn Gebote wissen. Hier sei die „Ehrung der Eltern" hervorgehoben. Ehre gebührt ihnen. Aber die Liebe gilt Gott, und ihn muß man nicht ehren, sondern mit allen Sinnen, Herz, Verstand, Hand lieben.

Es wird dem historisch unterrichteten Leser sicher auch an diesem Punkt noch schwer fallen, die Richtung der Liebeskraft als die entscheidende Macht der Geschichte ernst zu nehmen. Und doch ist sie allein schöpferisch.

Die Stämme haben die Toten geliebt und sich von ihnen nennen lassen. Und ihre Gräber sind noch da. Und wir sprechen noch ihre namentliche Sprache. Die Ägypter haben die Himmel geliebt und sich in sie einschreiben lassen. Und wir leben deshalb auf vermessenem Land und unserm Eigentum, wohnen noch heut in Häusern und gebrauchen den Rest ihrer Schriftzeichen.

Israel aber hat die Geschichte Gottes mit uns Menschenkindern geliebt, und so ist es in die Geschichte selber eingetreten, diese erharrte Zukunft: „Höre,

Israel, Er unser Gott, ER Einer! So liebe denn Ihn, deinen Gott, mit allem deinem Herzen, mit all deiner Seele, mit all deiner Macht. So seien diese Reden, die ich dir heutzutags gebiete, auf deinem Herzen, einschärfe sie deinen Söhnen, rede davon, wann du sitzest in deinem Hause und wann du gehst auf den Weg, wann du dich legst und wann du dich erhebst, knote sie zu einem Zeichen an deine Hand, sie seien zu Gebind zwischen deinen Augen, schreibe sie an die Pfosten deines Hauses und in deine Tore!"

Wo diese Liebe zum Gott der Verheißung nicht geteilt wird, da stirbt die Zukunft, und da zerfallen die Völker; sie werden dann wieder zu Stämmen der Ahnen und zu geopolitischen Begriffen. Nur Gott hat ein Volk.

Der Glaube Israels ist der dritte Akt der Alten Welt, die vergängliche Zeit zu einer einzigen hinweg über die Sterbefälle der Natur zu wölben. Ein Volk, und das gilt für den Namen „Volk" bis auf den heutigen Tag, ob nun Deutsche oder Chinesen oder Juden sich Volk nennen, ist Eines nur als Ebenbild seines Gottes und seiner Zukunft. Der Stamm, das Reich, das Volk sind also wissenschaftlich unterscheidbare Tatsachen, wenn sie aus der bloßen Logik und Begriffspalterei hinausgenommen und der Erfahrungstatsache: „Zeit" unterstellt werden.

Stamm, Reich, Volk sind die Aspekte der Vergangenheit, der Gegenwart, der Zukunft eines Gruppenbewußtseins. Sie sind politische Zeitnamen. Es gibt also Zeitnamen ebensogut wie die sogenannten Zeitwörter, die Tätigkeitsworte oder „Verben".

In der Antike wurden diese Aspekte getrennt gehalten und nacheinander entdeckt, in Feindschaft gegeneinander. Deshalb konnte keine Gruppe das Lebenszentrum der anderen würdigen. Davon kann sich noch heute jeder überzeugen. Das Lebensgefühl Israels ist dem Stammeskrieger und dem Reichsbürger unverständlich. Der Judenhaß ist ihnen deshalb selbstverständlich. Der Gott des Volkes, Jahve, ist ihnen entweder ein Stammesgott: das kann man sogar von Gebildeten immer wieder hören. Oder er ist ihnen ein anderer Landesgott, ein palästinensischer Nationalgott, der sein Reich neben anderen Reichen zu besitzen oder zu besiedeln beansprucht. Die Bibel wird von ihnen daher entweder als ein Tugendspiegel der Hebräer gelesen, und dann wird den Hebräern tadelnd vorgehalten, daß so schreckliche Dinge in der biblischen Geschichte geschehen, die ja von Feigheit und Schwäche der einzelnen Israeliten berichtet. Oder aber man liest die jüdische Geschichte als eine Geschichte von der Verfassung Palästinas, von seinen wechselnden Grenzen, seinen Dynastien, also eine politische Geschichte. Nun ist aber die Bibel weder ein Tugendspiegel wie die Heldenlieder der Stämme noch eine politische Geschichte wie Ranke oder Treitschke. Es ist genau das, was es sagt; daß es sei: Die Geschichte der Liebe Gottes für sein Volk. Weil es diese Geschichte ist, deshalb sind die Menschen dasselbe, was alle Menschen sind, wenn sie weder den Totempfahl noch die Sterne als Stütze des Lebens zwischen sich und die Zukunft stellen: Schwache, ungläu-

bige, zaghafte und nur durch die Liebe Gottes gestützte Menschen, deren Seele dauernd des Gottesnamens bedarf, um stark zu werden. Die Greuel der Bibel sind der Beweis für die Ehre Gottes. Die Geschichte ist ein Beweis für die Herrschaft Gottes, für seinen unerwarteten täglichen Eintritt in die Welt, für die Echtheit des besonderen Namens des Gottes des Volkes, des Namens Jahve. Um die Echtheit des Namens, der eine Gruppe zusammenhält, kämpfen aber die Stammeskrieger und die Reichskaiser genau so heftig wie Israel. Auch der Stamm will beweisen, daß der Ahne den rechten Geist hatte, als er die Nachkommen zu seinen, des Stammvaters Nachkommen berief. Die Reiche wollen beweisen, daß ihr Reich wirklich das Reich des Osiris und Horus und der Isis, das Reich der Götter ist. Die Götter des Landes und die Geister des Stammes werden immer wieder angerufen, und in jeder Tat soll sich dieser Anruf bewähren. So bewährt sich aber auch der Gott des Volkes. Aber ihm dient man nicht, indem man sich auf seine Stammesriten oder seine Landesgesetze beruft. Ihm dient man nur, wenn man seiner harrt und daher keine einzige der eigenen Wandlungen aus dem Geblüt oder aus den Sternen ableitet. Gott, weil er ja kommt, wird erst hernach sagen, ob die Tat aus den Herzen der Israeliten, der Gottesstreiter, ihm wohlgefällig war. Es gibt keine Astrologen, die man fragen kann, und keine Heldenlieder, an denen man sich berauschen darf. Mit dem Gott Israels muß man einfältig wandeln, und dies berühmte Bibelwort „einfältig" heißt: Ohne die Weisheit der Ägypter, die Moses doch in- und auswendig wußte, und ohne die Feiern des Stammes, die Abraham doch um ein Haar wiederholt hätte. Nur die gläubige Tat des Menschen ruft die Arme der göttlichen Allmacht herbei. Dieser Glaube an Gott ist den Stämmen und Reichen unbekannt; weil ihnen die Toten und die Himmel bekannt sind. Sie gehorchen ihren Geistern und ihren Sternen, aber sie *glauben nicht an Gott.* Denn sie glauben nicht, daß Gott nur dem Antwort gibt, dessen Glaube ihm erst vertraut hat. Die Götter der Heiden sind stumm, weil sie ja vor des Menschen eigener Tat schon alles gesagt haben. Sie haben also hinterher nichts mehr zu sagen. Jahve aber wird erwartet, und er hat nur gesagt, wie man sein Kommen verhindert und wie man sein Wort verfehlt. Das Gesetz Israels verhindert nur, daß ein Israelit zum bloßen Ahnenkult oder zur Astrologie abfällt. Aber Gott bleibt frei, und der Zwang, unter dem die heidnischen Mächte der Geschichte herbeigezaubert werden können, ist verboten. Zauberei wird mit dem Tode bestraft. Und das Neujahrsdatum Israels wird jedes Jahr durch bloße Beobachtung des Neumondes gewonnen und dann durch Boten ins Land hinausgemeldet. Denn man führt keine Sternlisten, aus Furcht vor dem lebendigen Gott. Der Stamm verhängt den Tod mit Masken; das Reich hängt die Sterne über dem Leben auf. Das sind ihre Umhänge, die Israel als Nichtse durchschaut: „Sie werden insgesamt wie ein Gewand zerfallen; wie ein Kleid wirst du sie wechseln, und sie werden dahinfahren. Du aber bist derselbe. Die Kinder deiner Knechte werden sicher wohnen und ihre Nachkommen beständig vor dir bleiben" (Psalm 102).

Umgekehrt erscheinen die Israeliten den Heiden entweder als Hebräer oder als Juden, das heißt ohne den Umhang des Gottesnamens Jahve, so als seien sie eben auch Stämme oder als ein kleines Reich. Und in demselben Psalm wird dem Rechnung getragen. Es wird davon ausgegangen, daß der zu dem Gott der Verheißung betet, allerdings „nackt" ist (Luther versäumt diese Tatsache), denn erst im Gebet wächst ihm der Umhang: „Gott wendet sich zum Gebet der Nackten und verschmäht ihr Gebet nicht. Aufgeschrieben werde dies von dem kommenden Geschlecht; und das Volk, das geschaffen werden soll, preise Jahve."

Das Volk, das geschaffen werden soll ... Das ist wahrlich ein ungeheures Wort. Das Volk, das geschaffen werden soll, und der Gott, der es schaffen wird, offenbaren einander wechselseitig. Das Geheimnis des Volkes ist das Geheimnis Gottes; die Allmacht Gottes schafft Völker solange, wie diese Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Aus der Erfahrung, daß Gott es aus Ägypten geführt hat, wird aus Stammesjuden das Volk Israel, ein Wir.

Die Neuerung eines Wirvolkes ist das Letzte, was an diesem Punkte zu sagen wäre. Es bedeutet, daß zum ersten Male jeder im Volke von der Leber weg sprechen kann. Die jüdische Redensart „einer von unsre Leut" drückt diese Demokratie eines jeden wahren Volkes treffend aus. Eine weitere Form der sozialen Grammatik ist hier radikal verwirklicht worden: die Wir-form. Ein kurzer Rückblick mag das erhärten. Denn die Tatsachen kennt der Leser schon. Nur seien sie hier in die grammatische Ordnung gekleidet, weil erst von Israel her der Gang der Grammatik rückblickend klar wird.

Der einzige Geist, der „Ich" sagen kann im Stamm, ist des Toten Geist. Da befiehlt der Heros aus der Maske des Medizinmannes. So wörtlich wird das genommen, daß es wohl vom Medizinmann ausdrücklich heißt: seine Seele tritt aus seinem Leibe aus, damit der Heros von dem Leibe Besitz ergreifen kann. Die Seele des Medizinmannes geht inzwischen spazieren. Noch heute werden diese Besessenheiten in größtem Stil zum Beispiel von den Negern in Bahia, Brasilien, praktiziert. Jedes Ich ist eben übermenschlich, außerhalb des Menschlichen. Der Geist des Menschen ist also die einzige Person, die im Stamm allein stehen kann. Die Angeredeten Lebenden aber sind noch vorpersönlich, Horde, und nur unter seinen Augen erwachen sie zu einem Chor, der antworten kann. Heros, der Tote, ist Ich; der Chorus ist sein Stamm. Der einzelne Krieger spricht: „Landaëta hat gesprochen", also als Ernannter, nicht als „Ich".

Im Reich reden die Götter des Kosmos den Herrscher mit Du an, und dadurch wird er einer der Ihren. Dank ihrer Anrede empfängt er sein Ka, sein Du. Wenn der übereinsame Arthur Schopenhauer seines Vaters Ka anruft, um nicht allein zu sein in einer verachteten Welt, dann reproduziert das im neunzehnten Jahrhundert die schreckliche Einsamkeit eines Montezuma oder eines Ramses. Denn alle anderen Herrscher sind ja dieser Herrscher Knechte.

Im Volk Gottes aber sprechen weder bloß akklamierende Chöre noch Pharaos Knechte. Hier kommt es zum Gespräch! Das Hohe Lied Salomonis hat uns den Schlüssel zu unserem Buch geschenkt mit seinem Satz: „Die Liebe ist stark wie der Tod." Wo das steht, da wird wohl auch das Geheimnis der Sprache Israels, sein Wir, aufklingen. Wer sagt denn im Hohen Lied: „Die Liebe ist stark wie der Tod"? Die Geliebte spricht zum Liebenden. Und dieselbe Freundin sagt: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein."

Bevor das Menschen voneinander sagen, gibt es noch kein aus Personen gestaltetes „Wir". Vorher liegt die Anrede immer noch bei Geistern oder Göttern. Die Horde fühlt sich als angeredeter Chor; die Kaiser haben keine irdischen Gesprächspartner. Alles kniet ja vor ihnen.

Israeliten knien nur vor Gott. „Mardochai beugte die Knie nicht", heißt es im Buche Esther; und entsprechend ruft der junge Tell: „Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann!"

Von Gottes Geist freigesetzt sind Volksgenossen einander gewiß. Jedes Volk bis auf den heutigen Tag hat daher versucht, das wahre Israel zu werden. Denn nur so kann es über die Massenchöre und die Diktaturknechte fortschreiten. Der Stamm erzittert vor den Toten. Die Reichesuntertanen liegen vor der Doppelsonne des Kaisers auf dem Bauche. Israel sucht so gläubig zu werden, ein Staubkorn im Völkermeer, daß es singen kann: Harre, meine Seele, des Herrn!

4. Abschnitt

Publikum: „Singe mir Muse den Mann, der umherirrte"

Völker, Stämme, Reiche sind Zeithauptwörter. Die von ihnen benannten Gebilde sind die geschaffenen Zeitweisen der Antike. Von gestern ruft der Geisterstamm. Heut ernennt dich der Sterne Reich. Für Morgen wird das Volk. Aller Antiken bemächtigt sich mithin die Geschichte auf diesen Wegen, und so wurde Zeit gewonnen; von den Toten, von den Himmeln, vom Künftigen her, können die angeredeten Lebenden angesprochen werden.

Aber noch standen sie einander gegenüber, unzugänglich, undurchdringlich, unverständlich, diese Masken, diese Tempel, diese Prophetien. Keine Brücke führt von Stämmen in Reiche oder von Israel zu Leuten, die Indianer spielen oder sind. Wilde und Zivilisierte, Juden und Wilde, Zivilisierte und Juden konnten nichts miteinander anfangen.

Wer so die antike Menschheit gespalten sah, mochte sie wohl recht hilflos und vor allen Dingen reichlich verschroben finden. So ist schon in der Antike selber eine vierte Gruppe auf den Plan getreten. Diese vierte Gruppe hat sich über das Unmenschliche dieser drei Sonderformen entsetzt. So hat sie etwas

Viertes zu verkörpern getrachtet. Wie kann es denn aber etwas Viertes geben? Die Zeiten sind doch weggegeben an Stämme, Völker, Reiche, als Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart der Rasse? Für die vierte Gruppe ist also kein Zeitraum verfügbar. Die wirkliche Welt hat keine Zeit für diese vierte Gruppe.

Doch die vierte Großmacht hat an einen Überschuß appelliert, an die Muße des Menschen. An die Müßigen wendet sich der griechische Geist der Scholé, der Schule. Der griechische Humanismus singt und sagt zu diesem Publikum edler Muße von der wahren Natur des Menschen und der Welt. Kraft dieser Muße haben die Hellenen eine Ausweiche in dem sonst unausweichlichen Vernichtungskampf der Zeithauptgebilde erschaffen. Ein würdiger Einfall für die Stämme und Städte der Griechen; mit ihren Phylen und Tempeln lebten sie eingestreut zwischen Kolchis, wo Jason das Goldene Vließ holte, und dem Hunderttorigen Theben am Nil, wo jedem Tor zweihundert Reisige entquollen. Von ihnen beiden spricht die Ilias. (Ilias VII, 496; XX, 381 ff.) Sie standen also an der Wiege des Homerischen Menschen. Dieser aber hat sich einer auf den ersten Blick unmöglichen Aufgabe geweiht. Und er hat sie für immer gelöst. Und deshalb bleibt der griechische Geist in die Geschichte des Menschengeschlechtes eingewoben. Bis auf den heutigen Tag sind Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Spiele griechisch ... Die Olympischen Spiele, Plato und Aristoteles, Mathematik und Physik und Astronomie, Tragödie und Komödie, sind unentbehrliche Elemente der Erziehung geworden. Denn alle Erziehung schafft Zeit zum Ausweichen, sie erlaubt uns, zu spielen. Spielen heißt ausweichen. Die Sprache des menschlichen Gedenkens ist griechisch. Ob nun Japaner Philosophie oder Basutos Eugenik studieren: Jede neue Wissenschaft rüstet sich mit griechischen Vokabeln aus; wir selber haben die Sprache als syllogos in einer Grammatik höherer Ordnung bezeichnet. Syllogos und Grammatik sind griechische Wörter.

Den meisten Fachleuten ist dieses griechische Element so selbstverständlich, daß sie denken, es sei das einzige, das man brauchen müßte. Die akademische Welt von heute teilt sich in Platoniker und Aristoteliker, in Skeptiker und Epikuräer, in Physiker und Metaphysiker, in Empiriker und Theoretiker. Neulich sprach ich einen Professor der Philosophie, der wörtlich sagte: „Plato hat alles. Die Juden mit ihrem Stammesgott hatten eine Ahnung vom Wahren. Aber Plato hatte die volle Wahrheit." „Und das Christentum?" „Mein Gott", antwortete er, „alles Wahre daran steht bei Plato!"

Solch Irrtum muß doch gute Gründe haben. Wir sollen also glauben, daß Plato unser Ahnherr ist, die akademische Welt unsere Heimat, die Philosophie unsere Zukunft? „Göttlicher Plato" nannte Marsilio Ficino sein Buch. „Heiliger Sokrates" rief Erasmus von Rotterdam aus. Und Aristoteles gilt als der ewige Philosoph, seine Lehre als die Philosophia perennis. Göttlich, heilig, ewig? Nur weil ohne Masken, ohne Priesterkaste, ohne Speisegesetze, nur weil müßig?

Ja, es ist das eine nicht leicht zu nehmende Lage. Der Friede auf Erden hängt davon ab, daß wir diesen Sprachgebrauch überwinden. Die Philosophie herrscht sicher im Marxismus. Denn auch der umgekehrte Hegel ist immer noch Philosoph. Wenn die akademische Welt recht hat, so ist das zum Kommunistischwerden. Tatsächlich steht bei Plato ein guter Teil der Dogmen des Marxismus: Der Krieg ist ewig; die Sklaverei der Konzentrationslager ist ewig, die Herrschaft einer Minderheit, die sich als ideologische Kaste absondert, ist ewig. Der dialektische Materialismus ist heilig. Und Lenin ist göttlich. Die Philosophen herrschen in Rußland.

Wie sollen wir es also verstehen, daß Stefan George ausruft: „Hellas ewig unsere Liebe", daß der Graf Gobineau sich die Dichterkrone mit dem einen, kühnen Vers verdient:

„O toi, Athènes, Athènes, Athènes, Athènes."? Der Vers sagt's. Viermal angerufen, wird die Welt der Athener zur göttlichen Welt. Die Griechen haben eine göttliche Welt neben die wirkliche Welt gestellt. Dies ist die Welt des Schönen, Wahren, Guten, die Welt der Ideale, der ewigen Neutralität.

Zwischen die wirklichen Sterblichen, den wirklichen Gott und die wirkliche Welt, jene erschrocken, hungrig, anhänglich, der eine langmütig, unerkannt, kommend, die Welt unerbittlich fortrollend im Sternenlauf, haben die Griechen sich angebaut und aus der „Eintagsfliege Mensch" (Pindar), aus Gott, wie er sich in der Geschichte eröffnet, und aus der Welt, wie sie aller Geschichte spottet, etwas Viertes zusammengesetzt: ein *„göttliches Sein"*, das nie altert, nie stirbt, nie häßlich wird, nie aus dem Rahmen fällt. Die Welt der Ideale steht in einem Rahmen, in dem sie „Ewig klar und spiegelrein und eben fließt". Das Leben im Olymp „fließt den Himmlischen wandellos dahin". „Das Leben" ist weder männlich noch weiblich, weder Volk noch Stamm, weder ich noch du. Es ist sächlich. So ist „das Sein".

Dieses synthetische Sein ist nur für humane Menschen sichtbar oder betretbar[1]. Wer betritt die göttliche Welt der Ideale? Nicht der Sohn seiner Väter, nicht der Einwohner eines Landes, nicht der fromme Streiter für Gott. Denn sie alle leiden unter der Last des Irdischen. „Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen, frei sein in des Todes Reichen, müßt ihr nicht standhalten, sondern flüchten." Flüchtet in das Reich der Ideale, das Reich des Guten, Wahren, Schönen." Zur Flucht aber muß der Mensch eines haben, was der gewöhnliche Sterbliche nicht besitzt: Zeit. Nur wer Zeit hat, kann frei von der Angst des Irdischen im Sinne des Humanismus sein. Ein Vater, ein Forscher, ein Missionar haben keine Zeit; in der Tat, sie haben immer zu wenig Zeit. Die Griechen aber haben uns die Muße geschenkt. Die Zeit, die man hat, ist die Muße. Bei den Feiertänzen und im Wald und auf den Prozessionen zum Tempel mag man viel Zeit vertun; Israel muß endlos warten. Aber trotzdem haben sie alle nicht Zeit

[1] Näher ausgeführt habe ich das in „Zurück in das Wagnis der Sprache", Berlin 1956.

im Sinne der Muße. Der jüdische Sabbath gibt Ruhe. Aber die Muße erlaubt uns, das Theater zu besuchen, Bücher zu lesen, Liebschaften zu kultivieren, zu dichten, zu malen und „dein nicht zu achten, o Zeus". Denn der Mann der Muße hat keine Pflichten gegen Gott oder Menschen zu erfüllen. Das heißt es ja, daß er Zeit hat. Und weil er Zeit hat und keine besondere Pflicht gegen Gott oder Familie oder Land ihn aus seiner Ruhe aufstören darf, deshalb verändert sich seine Beziehung zu seinen Mitmenschen. Wenn immer die Zeit uns hat, haben wir nur Beziehungen zu ganz bestimmten Teilen des Menschengeschlechtes. Wenn immer wir Muße haben, werden alle Menschen in abstracto vorstellbar. Der Mann der Muße wird zum Humanisten, weil er an *alle* Menschen denken und sich *alle* Menschen vorstellen kann. Er kann sich ja einbilden, sie alle, alle, alle zu verstehen. Nichts menschliches ist ihm fremd. Der Humanist denkt also vom Menschen ohne Unterschied der Konfession, Nation, Rasse, Partei. Wir sind alle Menschen, ruft der Scholar und Schüler aus. Und angesichts der freien Künste, in den olympischen Spielen, in der Wissenschaft sind wir alle eins. Dem Einmaleins der Rechenkunst setzt der Humanist ein Allemaleins der Menschenkunst entgegen: Alle Menschen sind gleich. Zwischen Männern und Weibern haben die Stämme Frieden gestiftet. Ist gar nicht nötig, sagt der Humanist: Laßt die Liebe frei. Sie vertragen sich von alleine. Zwischen Bergen und Tälern haben die Pharaonen mit mächtiger Hand Frieden gestiftet und ihre Priester auf den Tempeldächern ausgesetzt. Die Pharaonen sind nicht nötig, sagt der Humanist; laßt die Philosophen als wahre Kosmopoliten, als Weltbürger statt dessen regieren! Zwischen Gott und seinem Volk hat Moses Frieden gestiftet. „Nur der schlechte Geschmack", sagt der Humanist, „gibt Gebote wie die, kein Schweinefleisch zu essen, bloß um des bißchen Volkstums willen. Wir essen alles, trinken alles auf unseren Symposien und lassen jeden nach seiner Fasson selig werden."

Das „Allemaleins" des Humanismus hat einen neuen Menschen geschaffen und einen neuen sozialen Verband: Wir nennen dies neue Atom das Individuum, und das resultierende Molekül das Publikum. Ein Richter am höchsten Gericht in Washington hat ein Buch betitelt: „The Public and its Government". Publikum steht hier statt Volk. Dieselbe Verwechslung beging das Preußische Allgemeine Landrecht in seinem berühmten II, 17[1].

Die meisten Menschen, und vor allen Dingen alle Humanisten (d. h. die Griechen von heute), sind sich dieser beiden Geschöpfe ihrer eigenen Künste beneidenswert unbewußt. Sie setzten das Individuum allen Menschen gleich, und das Publikum ist ihnen nicht ein durch sie selber erst geschaffener und am Leben gehaltener Verband, sondern sie wähnen, daß die Menschheit, von der sie sprechen, nämlich das Publikum, nicht nur die Summe aller Individuen sei, sondern

---

1 Hardenbergs Zusammenstoß mit Henrik Steffens in diesem Punkte berichtet meine Biographie von Steffens in den Schles. Lebensbildern IV, 1931.

auch dasselbe wie die Völker, das Menschengeschlecht, die menschliche Familie, und die Bewohner des Landes. Goebbels kannte nur „Publikum". Schon der Fürst Hardenberg hat die Polizei als die beste Vertretung der öffentlichen Meinung bei der Regierung bezeichnet. Denn sie beobachte das Publikum.

Bei solcher Verlotterung erlaube man uns eine Tabelle der verschiedenen Leistungen:

Stamm schafft Familien	Mitglieder tragen Namen
Reich schafft Klassen	Bewohner üben Berufe aus
Volk schafft Bestimmung	Seelen kommen zur Sprache
Muße schafft Poesie	Menschen haben Zeit.

Man sieht, was dem Publikum fehlt: Es fehlt jede Beziehung der Individuen im Publikum zu irgendeinem anderen Mitglied dieses Publikums. Eine Million Leser eines Buches haben dank des Buches einen und denselben Geschmackseindruck empfangen. Das ist alles. Und da man über den Geschmack nicht streiten kann, so ist das Publikum unter dem Eindruck des Werkes geteilter Meinung, und da es nur das Werk aus der Götterwelt des Schönen, Wahren, Guten vor sich gestellt sieht, so empfängt das Publikum selber keinen sinnvollen Namen, keine Berufung und keine Richtung; „Söhnchen, merke dir beizeiten, wenn sich Herz und Sinn erhöht, daß die Muße zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht.", so schrieb Goethe dem eigenen Sohn ins Stammbuch. Dem Sohn gegenüber mußte die Wahrheit wohl heraus. Die Äußerung war von Sorge und Liebe eingegeben. Und der größte deutsche Dichter dürfte ja wohl etwas von der Kunst verstanden haben. Was sagt Goethe in diesem Vers? Die Künste und Wissenschaften sind eine „Begleiterscheinung". Das Publikum ist also ein Ausnahmezustand der Menschen. Der Mensch im Ausweichen ist das Publikum! Und niemand sollte nach dem Benehmen als Individuum oder als Publikum den „Menschen" beurteilen dürfen oder wollen. Man könnte also uns Gelehrten und Künstlern und Sportsleuten und Massendemagogen unsere Spiele als Begleiterscheinungen des Lebens dankbar zugestehen, wenn wir nur geständen, daß auch das Publikum, dem wir dienen, eine Nebensache ist, und daß es die Individuen, aus denen wir als Wissenschaftler und Künstler bestehen, nur in der Muße gibt.

Sobald die akademische Welt, sobald wir Humanisten uns unsere Nebensächlichkeit zugestehen, werden wir in diesem Akt der wirklichen Bedingungen des Menschenlebens gewahr. Und dann darf man uns gewähren lassen. Wir werden dann nämlich gewahr der Tatsachen, die wir schon wissen, aber die wir nun noch einmal in verkehrter Front, vom Humanismus her, neu aus dem Irrwahn der Individuen und der Menschheit und des Publikums herauslösen müssen:

Kein Mensch kann leben, für den niemand anders zu sterben bereit ist. Alle Lebensgemeinschaften sind entweder Gemeinschaft mit denen, die vor uns ge-

storben sind, oder Gemeinschaft mit dem, was uns in dieser Welt oder mit dem, und auf dieser Erde als Eigen auf Leben und Tod anvertraut ist, oder Gemeinschaft mit denen, die nur durch unser Opfer ins Leben treten können. Die Gemeinschaften, die wirklichen Gemeinschaften sind alle auf Gedeih und Verderb gegründet. Die Schulen aber und die Kinos sind auf Gedeih allein gestellt. Sie liegen daher verlassen da, wenn es auf Leben und Tod geht. Sie sind also eine Begleiterscheinung des Lebens wie Goethe gesagt hat, aber sie sind es in dem besonderen Sinne, daß sie das Leben ohne den Tod meinen, sie begleiten das Leben in einer Welt, in der nicht gestorben wird. Die wirkliche Welt ist die Welt, in der unaufhörlich einer für den anderen oder am anderen stirbt oder dank eines anderen Tod selber lebt. Die Welt der Ideale ist die nebensächliche Welt, in der Individuen die Leiden der Künstler über dem Kunstwerk vergessen und die Leiden des Prometheus an ihren Herdfeuern leicht verschmerzen können. Die Individuen bleiben gegenüber denen, deren Opfer sie ihr Dasein verdanken, Publikum. Und das hat seinen guten Grund. Alle Werke der Musen nehmen den Zuhörer oder Zuschauer vor einen Rahmen oder eine Bühne. Das Bild hängt in einem Rahmen an der Wand. Damit doppelt sich der Raum, und das Publikum verharrt in seinem Zuschauerraum mit seinem bezahlten Billett, und kreischt: „Lache, Bajazzo!"

In einer evangelischen Kirche in Baltimore wollte die Gemeinde etwas für die neue liturgische Bewegung getan sehen. Man beschloß also, der Pfarrer sollte sich am Altar vor Gott der Länge nach auf die Erde niederwerfen. So geschieht es nun an jedem Sonntag. Die Gemeinde aber bleibt bei dieser Ekstase ihres Sprechers auf ihrem Sitzfleisch sitzen und guckt zu. Da hat sich der Sieg der Schule von Hellas über den Geist der lebenden Gemeinde vollendet. Seit den gelehrten Beratungen der Kirchenlehrer im 15. Jahrhundert sind ja die Stühle und Bänke in unsere Kirchen eingedrungen; sie sind also erst ein paar Jahrhundete alt. In jener Neuerung in Baltimore aber ist der normale Mensch sogar für die Kirche als Publikum festgestellt, statt als knieender Beter. Außer für „Publikum" ist es ja unanständig, wenn ich jemand anders mehr außer sich sehe als ich selber bin. Man sieht den Liebenden ja auch nicht zu, wenn sie in Ekstase sind, ohne schwere Sünde. Aber auch dies weiß der rasende Reporter des Zuschauerkultes von heut nicht. Mussolini sah sich die Hinrichtung seines Schwiegersohnes im Kino an, und das Hängen eines edlen letzten Preußen, des Feldmarschalls von Witzleben, wurde im Drehfilm einem verfluchten Publikum zugänglich gemacht. Ein amerikanischer Feldgeistlicher riet seinen Leuten, auf die Photographen zu schießen, die ihre sterbenden Kameraden knipsten. Und General Patton mußte diesen Ausbruch hinnehmen. Volk ist nicht Publikum. Indessen alle Berichtigung der Weltgeschichte und der Menschheitsgeschichte scheitert an diesem tauben Gestein eines aus bloßen Individuen zusammengesetzten Publikums. Das schadet nur dann nichts, wenn das Publikum sich als vorübergehende Versammlungsform wirklicher Personen weiß. Und wann

weiß es das? Wenn die Lehrer und Künstler und Wettkämpfer in Schulen, Büchern und Spielen allzumal den wirklichen Menschen, den Völkern und den Familien und Ländern den Spiegel vorhalten und um die eigene Funktion als Ausweiche wissen. Die lebendige Rolle des Reichs der Ideale liegt also in seinem vorübergehenden Charakter. Und dieser vorübergehende Charakter wird dadurch bewiesen, daß zum Beispiel Shakespeare die Könige, oder Schiller der Menschheit große Gegenstände auf die Bühne bringen. Die Kunst verfällt, wenn sie ein aus Individuen bestehendes Publikum nicht anders über sich hinaus reißt und zum Beispiel den Künstler selber verherrlicht. Die Wissenschaft verfällt, wenn sie die Gemeinschaft als Publikum statt als Sterbegemeinschaften auffaßt, und den Gelehrten oder den Denker zum König machen möchte. Der Sport verfällt, wenn er auf den Mob spekuliert, statt auf die kommende Jugend. Die moderne Geschichtsschreibung läßt die Opfer der Liebe aus, und so verdirbt sie ihre Leser zu Publikum statt sie zu Stiftern auszubilden.

Alles dies muß wegen unserer Vergriechung erst einmal gesagt werden, bevor wir wiederholen dürfen: „Hellas ewig unsere Liebe", und bevor wir hier dankbar festlegen, wie die Welt der Griechen den Humanismus geschaffen hat. Ach, lieber Leser, während du liesest, sind wir ja im Olymp. Das ist so schön. Aber es steht unter strengen Bedingungen. Erst der Leser, der die Unnatur der Bildung eines Publikums begreift, kann die ungeheure Leistung Homers würdigen, der dies Publikum zum erstenmal den reinen Ton der Welt der Muße vernehmen ließ. Denn beim ersten Liebling der Musen ist auch gleich die Liebe zum Humanen am reinsten verkörpert. Das Jahrhundert der Kritik hat diese Einheit von der Form Homers und seinen Inhalten totgeschwiegen. Sogar in Jägers „Paideia" ist kein Wort davon zu finden. Weshalb singt Homer vom Zorn des Peliden oder vom Mann, der vieler Menschen Städte gesehn? Weshalb beginnt er nicht wie alle vorgriechische Epik mit Himmel und Erde? Weshalb gibt es das Paar Achill und Hektor als die Torpfeiler der Ilias? Weshalb nennt Homer am Ende der Odyssee sein eigenes Gedicht eine Penelopeia?

Nie hätte die Kritik nur die Nähte von Heldenliedern und Sagen und Mythen in dem größten Kunstwerk Griechenlands aufgetrennt, wenn sie an die „Götter Griechenlands" einen Augenblick geglaubt hätte. Diese Götter sind aber der einzelne Mensch und sein Nächster, Feind, Freund, Weib, Gatte, Sohn. Mit anderen Worten: Während die Mächte der Geschichte mit großen Gruppen zu tun haben; Völkern, Stämmen, Reichen, bückt der Dichter seit Homer sich über ein einzelnes Menschenpaar, und eines einzigen Menschen Zwiesprache mit einem und dem anderen nächsten Menschen wird verherrlicht, oder eines einzelnen Denkers Geist ermißt die Welt bis hin zum System des Alls.

Bei Homer zum ersten Male wird die menschliche Gesellschaft aus einzelnen, die sich begegnen, aufgebaut. Die wirkliche Geschichte findet keinen Menschen außerhalb der Politik. Der Mensch existiert in seinem politischen Verband. Er ist ein politisches Geschöpf, ermahnt Aristoteles. Aber die Kunst bringt ja eine

Ausweiche hervor und begleitet die wirkliche Welt mit ihrem Gesang an ein der Muße ergebenes Publikum. Und da wird im Spiel das Mosaik der Gemeinschaften aus den Einzelnen, den Individuen, wie in einem Geduldspiel ein zweites Mal aufgebaut. Im Zusammensetzen eines Geduldspieles folgen sich alle Schritte in umgekehrter Reihenfolge, umgekehrt im Vergleich zur wirklichen Ordnung. Homer erzählt auch hinterher, und auch in umgekehrter Reihenfolge.

Was im Leben zuerst kommt, kommt zuletzt in der Erzählung, und umgekehrt. Odysseus tritt in den ersten Büchern der Odyssee nicht auf, obwohl doch der Dichter nur um seinetwillen in diesen Gesängen von Telemach und Menelaus und Nestor berichtet. Der Tod des Achilles hat die Ilias inspiriert; aber er wird nicht in ihr berichtet. *Die Dichtung spannt auf ein Ereignis hin, daß sie voraussetzt,* und wenn der Leser sich auf das Spannen der Zeit, wie es im ersten Bande geschildert ist, besinnen will, so wird er begreifen, weshalb die Kunst eine zweite Reise durch das Erleben darstellt, in der das erreichte Ende der Reise dem Sänger erlaubt, die Reise noch einmal im Geiste anzutreten[1].

Jede Wiedergeburt im Geiste verläuft in umgekehrter Reihenfolge. Die Renaissance der Antike bei uns hat mit Virgil, also mit Cäsars Zeitgenossen, begonnen und mit der Auferstehung der olympischen Spiele, deren Zeitgenosse Homer war, hat sie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts geendet. Das ist kein Zufall, sondern das Gesetz der Reflexion. Jeder Spiegel vertauscht die Richtungen. Der Spiegel der Kunst und des Gedankens vertauscht die Zeitrichtung. Der einzelne Mensch, das Individuum, diese letzte Frucht der Geschichte, kann für den Dichter zum ABC werden, aus dem er die ganze Geschichte wiedergebiert. Ein Sprachforscher hat jüngst betont, daß unsere Art, Konsonanten und Vokale zu schreiben, schon unerhörte Vereinfachungen sind. Das Kind, das schnalzt, so sagt er, hat den Laut „schn" in völliger Einheit. Und so war er für den Stamm einst ein einziger Laut. Daß wir ihn in vier Buchstaben schreiben, ist ein willkürlicher und irreführender Akt. Denn „schn" ist nicht aus den vier Lauten s, c, h, n entstanden, sondern wir zerlegen es hinterher. So aber *entsteht* auch die Geschichte nicht aus Achill, Hektor, Krösus, Darius, Themistokles, Perikles. Aber wenn man die Griechen liest, so möchte man's beinahe meinen. Die meisten Schulkinder glauben, daß schnalzen aus dem Zusammensetzen der Buchstaben *schnalzen* „entstanden" ist. Die meisten griechisch-humanistisch Gebildeten *„glauben"*, das heißt, denken steif und fest, daß die Menschheit aus Individuen zusammengesetzt und *entstanden ist.* Das ist Renaissance-Denken; Wiederentstehen in Gedanken vollzieht sich aus Atomen. Das, was ein Grieche „glauben" nennt, ist eine Sache für sich, und darf mit dem Glauben der Gemeinde nie verwechselt werden. Ein Grieche hält auch einen Glauben für einen Gedanken, so wie er ja auch Seele mit Geist verwechselt.

---

[1] G. E. Duckworth, Foreshadowings and Suspense in the Epics. Princeton 1933. Van Groningen, In the Grip of the Past, Leiden 1953.

Diese zweite Reise im Geist läßt uns also die Entstehung der Welt aus ihren Teilen nacherleben, und von Homer über Hesiod bis zu Lukrez und Spengler ist das höchste Ziel der Musen, uns die Entstehung zu berichten. Aber das ist nicht ein Vorzug, sondern ein Nachteil. Denn so ist die Geschichte nicht verlaufen. Ganzheiten tragen die Geschichte.

Dieser Glaube an Ursprünge ist ein Mangel des bloßen Nachdenkens und erzeugt die „falsche" Reihenfolge der Ereignisse in der Kunst und im Geist. Sie ist also wahrlich nicht der Grund, weshalb ich den Homer alljährlich mit derselben Begeisterung wieder vorhole.

Die Begeisterung, die der Homer erregt, erregt er, trotzdem er in den Schranken der Reflektion bleibt und nicht erwartet, daß wir mittanzen oder mitsingen oder den Boden mitstampfen.

Was mich am Homer begeistert, ist die langsame Erneuerung des Humanen, die sich in meinem Herzen vollzieht; wenn der aufs äußerste getriebene Achilleus Patroklus aufgeopfert hat, so fühle ich, daß er sein im menschlichen, humanen Bereich unentbehrliches anderes Ich verloren hat; es ist durch seinen eigenen Zorn ihm das Schrecklichste widerfahren: „Ich bin mir selbst verloren, der ich doch einst der Götter Liebling war." Und so hat Achilleus sich selbst nicht mehr in der Gewalt, weder zum Grimm noch zum Sanftmut. Er muß die Allgegenwart des Schmerzes um Patroklus gewalttätig verlängern, weil ihm jenseits dieser Beziehung sein Selbstgefühl verloren zu gehen droht.

Hier wird eben wieder einmal praktische Wahrheit, was uns auf unserem Weg durch die Geschichte so treulich geleitet hat: Daß der Mensch von sich nur in anderen weiß, daß wir uns nur gegenseitig vorstellen. Nach dem Tode des Patroklos ist Achilleus kein Mensch, es sei denn, ihm widerfahre eine neue gegenseitige Vorstellung. Deshalb schiebt er in seinem Bewußtsein den Abschied von Patroklos hinaus. Hektors Abschied von Andromache ist schon besungen worden. Aber das letzte Buch der Ilias dürfen wir als

„Achills Abschied von Patroklus"

durch die neue menschliche Begegnung mit Priamos feiern.

Denn es ist in diesem Zustand, wo Achilleus zum ersten Male sich selber unerkennbar an die Grenzen seines Daseins tritt, daß Homer die Ilias auf ihren Höhepunkt geführt hat.

Die Homerkritik hat auch hier die meisterhafte Einheit wegseziert, und da wir um ein erneuertes Publikum für Homer mit diesem Kapitel werben, wollen wir uns nun auch Zeit nehmen, wie seine Hörer und Leser, und uns das Humanwerden des entwurzelten Achilleus von Homer erzählen lassen. „Was nennt man groß, was hebt die Seele schaudernd dem immer wiederholenden Erzähler, als was mit unerwartetem Erfolg dem Mutigsten gelang?"

Es ist ja die Rechtfertigung aller Ausmalung einer Dichterstelle durch die Kommentare, daß wir uns gar noch mehr Zeit nehmen als der Dichter. Da

eben dies Sich-Zeit-nehmen sein Hauptgeschäft ist, so sorgt jeder literarische Kommentar dafür, daß wir uns sogar noch mehr Zeit nehmen, als der Dichter zunächst vorgesehen hatte. Die Muße breitet sich also durch den Kommentar noch weiter aus.

An der Wendung, die in der Ilias dem Zorn des Achilleus gegeben wird, läßt sich die Leistung Homers ermessen. Er hat der menschlichen Muße die ihr einzig angemessene Aufgabe gestellt: mit der Einbildungskraft des Herzens ein neues Menschentum auszubilden. Der *homerische Mensch* und die Sonne Homers blicken auch uns an.

In der Ökonomie des Fortschritts hat zwar die Muse nur die Rechte der Begleitmusik. Aber auch sie gehört in die Ökonomie und in das „Kalkül" (Hölderlins Ausdruck) der Geschichte. Für Deutsche ergibt sich überdies noch ein Gewinn: die *anti-homerische* Leistung der Nibelungen wird am Ende dieses Kapitel verständlich werden. Und wen der Homer wieder neu ergreift, kann einsehen, weshalb das so hat sein müssen.

Die Freizeit streift die Titel und Ämter, Stand und Land von den Gliedern der Gemeinschaften und beginnt mit einem Kern: „Den Mann singe, o Muse." Wir hören also zuerst dieses elementare Wort „Mann", von dem sein Träger doch zuletzt weiß. Denn du, lieber Leser, ob nun Mann oder Weib, mußt eine lange, lange Zeit als Hans oder Grete gelebt haben, bevor du entdeckst, daß du „ein Mann" oder „der Mann, der" genannt werden kannst und sollst. Odysseus ist Odysseus zuerst und erstarkt zu „dem Mann, der . . ."; aber die Muse spricht zu uns vom Manne zuerst, lange bevor sie uns den Helden mit Namen nennt. *Dies also ist wieder die umgekehrte Reihenfolge,* die für den Menschen der Muße und der freien Künste von Homer und den Griechen erfunden worden ist. Der sogenannte Existentialismus ist ja eine Auflehnung gegen diese Erfindung. Die Existentialisten haben erkannt, daß Odysseus für sich selber sein ganzes Leben hindurch immer erst Odysseus ist, und nur gelegentlich erlaubt er anderen, ihn zu rubrizieren und zu klassifizieren, immer mit dem Vorbehalt, sich auf seine Existenz als Odysseus, wenn immer es ihm paßt, zurückzubesinnen. Auch die Götter der Griechen hießen zuerst jeder für sich Zeus, Apollon, Hera. Nur die etwa auch fehlenden oder unbekannten Götter fügten die Hellenen als „Die Götter", θεοί, diesen großen namentlichen Göttern hinzu. Deshalb gibt es von θεος, Gott, im Griechischen keinen Vokativ! „Der Gott" ist eine verallgemeinernde Abstraktion. „Die Götter" waren nur der Griechen etcetera, ihr „und so weiter"!

Aber damit genug der Vorreden. Jetzt gilt es, zu sehen, was der Humanismus leistet.

Wir sind im 24. Buch der Ilias. Hektors Leiche liegt irgendwo scheußlich verstümmelt bei den Schiffen des Achilleus. Der alte Vater Priamos faßt sich ein Herz: Hektor muß von den Trojanern bestattet werden. Ich werde zu Achilleus gehen, komme was mag. Mit diesem Entschluß, den Hektor zu bestatten, endet

ein Sang von Achilleus, von dem wir in der Odyssee hören, daß er als Grablied für den frühen Tod des Achilleus zu gelten habe.

Eine tolle Idee, als Heldenehrung bei der Beerdigung des Siegers die Umstände der Bestattung des Besiegten zu schildern, oder ist sie vielleicht gar nicht so toll?

Offenbar kommt es darauf an, was die Ilias an dieser Stelle leistet; nur eines steht fest, es ist ein zerbrechliches Vorhaben; es kann mißlingen. Und in der Geschichte sind nur die Ereignisse erwähnenswert, die scheitern können, die ein Wagnis sind. Homer ist nicht ohne ungeheures Wagnis Homer geworden.

Homer lebte unter vorhomerischen Menschen. Wer ist ein vorhomerischer Mensch? Die Nazi-Gefangenen in einem Kriegsgefangenenlager zwangen einige der Ihren, Selbstmord zu begehen, weil sie politisch anders standen. Daß Kriegsgefangene sich so gegenseitig noch vernichten könnten, war dem humanen Lagerkommandanten unfaßbar. Deshalb wurde es nicht verhindert. Der Kommandant war ein nach-homerischer Mensch, aber die Gefangenen vor-homerisch.

Ninive und Babylon, und Wolf und Adler als Stammeszeichen können im Feind nicht dieselbe Seele wiedererkennen. Homer beginnt eben dies, die Wiedererkennung, zum Thema der Kunst zu machen. Aristoteles sagt von der Odyssee, sie bestehe aus anagnoriseis, aus Wiedererkennungen. Und von der plumpen Wiedererkennung eines fremd dreinschauenden Bettlers als des wahren Herrn bis zu allen höheren Stufen solchen Wiederfindens wimmelt die Odyssee. Aber hinter diesen Szenen steht das Geheimnis des Humanismus.

Humanismus wird heute mißverstanden als das Verstehen alles Menschlichen. Nein, es ist etwas Kraftvolleres. Humanismus bedeutet, daß der unmenschlich ist, der sich nicht in mindestens einem *anderen Wesen wiederfindet*, und daß *der unglücklich* ist, der nicht mindestens *von einem anderen Wesen wiedererkannt ist*. Der antike Humanismus gibt also eine Beschreibung menschlichen Glücks und menschlicher Art mit Hilfe der Regel, daß *kein Individuum Mensch ist, bevor einer dich als Menschen wie er anerkennt, und bevor du ein anderes Wesen als Mensch wiedererschaust*. Diese Definition des Humanismus ist unvergänglich, und unser Verdacht gegen den törichten Massenbrei allgemeiner Menschenliebe muß vor dieser knorrigen und bestimmten Haltung des Humanisten ehrfürchtig haltmachen.

Denn diese Definition läßt das Ziel einer an „Alle" gerichteten Humanität ganz dahingestellt; hier handelt es sich um das Einfachste und Erste, was dem Menschen widerfahren muß, sobald es mehr als einen Stamm, mehr als ein Reich, mehr als eine Religion gibt. Weil wir in pluralistischen Staaten, Gebieten, Gruppen leben, so ist der Humanismus die ewig geforderte erste Erhebung über die unbedingte Trennung in Gruppen, in mindestens einem bestimmten Fall. Wir erkennen uns um so tiefer gegenseitig als Menschen, je tiefer der Graben zwischen Freund und Feind an sich läuft. Die Trojaner und Griechen sind

Feinde; für den Humanismus heißt das: Hier muß es sein getan. Homer hat also etwas von da an Unentbehrliches angefangen.

„Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund.
Und wer's nie gekannt, der stehle
Weinend sich aus unserem Bund."

Darum heißt es im 24. Buche der Ilias:

Zeus spricht zu Achilleus und zu Priamos. Ihre Herzen beginnen sich zu öffnen. Priamos überwindet seine Furcht, fährt zum Griechenlager, betritt das Zelt des Achill, küßt die Hand, die Hektor erschlug, erinnert Achill an den eigenen Vater: „Achilleus, gedenke deines Vaters, so wie er ist, gleich mir, an der verderblichen Schwelle des Greisenalters. Umringt von all den Nachbarn um ihn herum, hat er niemand, Krieg oder Seuche abzuwehren. Dafür ist eins gewiß: wenn er hört, daß du am Leben bist, dann füllt Freude sein Herz, und tagein, tagaus hofft er, den lieben Jungen werde ich wiedersehen, wenn er von Troja kommt. Aber mich hat jedes vernünftige Geschick verlassen. Denn herrliche Söhne habe ich im weiten Troja gezeugt; keiner von ihnen, muß ich gesteh'n, ist übrig. Fünfzig hatte ich, als der Achaier Söhne eintrafen, neunzehn von einer einzigen Mutter, die anderen von Nebenfrauen. Der meisten Knie hat der stürmische Ares entspannt. Wer mir wie ein einziger war, der Schutz der Stadt und der Brüder, den hast du erschlagen, als er für seine Vaterstadt focht, Hektor. Seinetwegen gelangte ich zum Ankerplatz, ihn von dir einzulösen. Und glänzendes Lösegeld bring' ich. Scheue die Götter, Achill, mir schenke dein Mitleid, eingedenk deines Vaters. Doch mitleidswerter bin ich doch; ich überstand, was noch niemals ein Mensch auf der Erde bestanden, dem, der den Sohn erschlug, zum Munde die Hände zu heben. „Damit" erregt er Achills Sehnen, um den Vater zu klagen, so daß er seine Hand ausstreckte, und Priamos fiel nieder. Beide waren sie eingedenk, der eine des siegstarken Hektor, jammerte er, reichlich hingestreckt vor des Achilleus Füßen. Aber den Achilleus jammerte der eigene Vater, und dann auch wieder Patroklos. Beider Stöhnen hob sich durch die Hallen.

Als sich demgemäß durch Wehmut Achilleus erfrischt fand — aus dem Zwerchfell entwich seine Sehnsucht und aus seinen Gliedern —, hob er sich gleich von dem Hochstuhl, den Greis mit der Hand macht er aufstehn, mitleidend mit dem grauen Haupt, dem weißen Kinn: Wie hast du es über dich gebracht, allein zu der Achaier Schiffen zu kommen dem Mann in die Augen, der ich dir viele wackere Söhne geraubt? Von Eisen wirklich dein Herz. Aber nun sitz' auf dem Hochstuhl. Und Schmerzen wollen wir gänzlich ruhen lassen, mit all unserem Weh. Denn nichts wird ausgerichtet mit dem erkältenden Klagen. Denn so haben Götter das Gespinst auf die elenden Sterblichen gesponnen: Ein Leben voll Weh; doch sie sind unbekümmert. Denn zwei Fässer stehen auf Zeus' Schwelle,

zum Schenken beide, doch eins für Böses, das andere für Güter. Wem der blitzelüsterne Zeus die Mischung verabfolgt, der wird bald mit Bösem versorgt, und bald mit was Gutem. Wem er Trauriges gab, der wird ein Fall der Mißhandlung, und der schreckliche Heißhunger treibt ihn über Gottes Erde. Und weder Götter noch Menschen gehen ehrenhaft mit ihm um. Derart gaben auch Peleus die Götter herrliche Gaben bei der Geburt. Denn gegen alle Menschen stach er ab durch Glück und Reichtum, als Herrscher der Myrmidonen, und als sterblicher Mann erhielt er zur Gattin die Göttin. Und sogar ihm gab Gott das Unglück, es solle ihm nicht etwa eine Geburtenfolge in seinem Palaste geschehen, sondern ein Kind erzeugt er, ganz kurze Zeit nur lebend. Und so warte ich seiner nicht in seinem Alter, sondern in riesiger Entfernung sitz ich in der Troas, und bekümmere dich und deine Kinder. Und nun zu dir, von dem wir einst als glückhaft hörten ...

Schon in diesem Teil sieht der Leser hinter das äußere Geschehen. Nicht wie die Götter die Menschen behandeln oder mißhandeln, ist das einzige Einteilungselement der Menschen; denn kraft des Vergleichs der Geschichte betritt Achilleus mit Priamos einen *Ferienraum.* Die Schicksale sind so, wie sie sind: Priamos ist elend; Peleus darbt der Nachkommen; Achill muß früh sterben. Aber sie können sich so darüber unterhalten, daß die Götter in diesem Zwischenraum und in dieser Zwischenzeit nichts zu sagen haben. Das war aber noch niemals geschehen in der Geschichte der Menschheit, daß die Götter zum Gegenstand der Unterhaltung zwischen Todfeinden gemacht wurden. Das kommt mit Homer in die Welt. Diese Muße und diese Ruhe fehlt ja in der Zeit, bevor Geister und Götter und Gott den Menschen Frieden in das Herz gesenkt haben. Vor Homer würde jeder Fromme geglaubt haben, aus der Gnade zu fallen, wenn er seinen Frieden, den aus Geist und Gott teuer erkauften Schutzraum um ihn, in dem sich's sprechen und reden und singen läßt, wenn er diesen Schild gegen die eigene Panik vor einem Feinde weggeworfen hätte. Stamm, Reich und Volk erlaubten dem Menschen, aus der panischen Angst auszutreten und Zeit zu gewinnen. Also war der Einzelne *panisch,* sobald er sich von der Gemeinschaft trennte. So *sprachlos* war er, daß wir fanden, es mußte jede in den Busch ausgestoßene Gruppe sogleich eine eigene andere Sprache schaffen. Denn die Ausstoßung verschlug ihnen die Rede. Jeder Werwolf versuchte, eine neue Stammeszunge zu stiften.

Aber Achilleus kann reden, obwohl er sich den Göttern der Griechen gegenüberstellt, und sogar die Schicksale der Griechen von außen betrachtet. Diese „Natur", in der das Epos seine Menschen und Götter behandelt, ist eine *zweite* Natur. Diese zweite Natur wirft Achilleus und Priamos nicht in panischen Schrecken, sondern in eine gesellige Unterhaltung. Diese zweite Natur wird erst möglich, seit sich ein und derselbe Mensch abwechselnd in mehreren politischen Verbänden aufhält! Denn es ist ein Überschuß, über die sakrale und astrale und rituale und legale Haltung hinaus. Die Sprache Homers dient einem

weiteren Zweck. Hier geht der Mensch zwischen den Mauern seiner Tempel und den Zäunen seiner Felder spazieren und gebraucht die heilige Sprache zu einem neuen, „natürlichen" Zweck. Vom Standpunkt der Verbände, aus denen Homers Griechisch stammt, ist seine Sprache nicht natürlich, sondern höfisch, nicht national, sondern „international", und sie ist nicht auf Individuen gerichtet, sondern auf den Vergleich von Gliedern verschiedener Verbände. Der Vergleich von je zwei Volksgebundenen, Peleus und Priamos, Patroklus und Hektor, dieser Akt des Vergleichens ist alles, was an „Individualismus" bei Homer existiert. Im *Vergleich entsteht die Aussonderung* des Griechischen als einer eigenen Geistesart. Die Verglichenen individualisieren sich gegenseitig. Weil Peleus und Priamos verglichen werden, und indem sie verglichen werden, erwerben sie eine neue Eigenschaft, die den vorhomerischen Menschen abging: sie erwerben die Eigenschaft des Humanen, des Menschlichen. Sogar der Sprachgebrauch zeigt die Tatsache an, daß erst im Vergleich selber die Helden über ihrem Stamm und ihre Stadt hinauswachsen. Denn nur im Gegensatz zu den Göttern wird zunächst von den Sterblichen und den Menschen insgesamt gesprochen. An den Göttern erkennen die Menschen sich alle als eins. Aber vor den Göttern liegt man im Staub. Man rechtet nicht mit ihnen. Aber bei Homer haben die Menschen dank der Götter sich alle gegenseitig einzuschließen gelernt; und man kann bereits über die Götter in absentia diskutieren, ohne daß es Kopf und Kragen kostet. Das Kostengesetz der Poesie und des Humanismus lautet etwa so: 1. Die Namen aus dem Stamm Achaier, Troer, Peleus, Priamos, und 2. die Welterkenntnis aus den Reichen: Städte und Eisen, Fässer und Hochstühle, Schiffe und Wagen erbt Homer; 3. die Vergleichssprache, in der die vielen Stämme und Städte ihren sakralen *Zauber verlieren,* schafft er selber hinzu.

Er hat dazu eine Fülle neuer Wörter zu schaffen: Sein Lieblingswort ist naturgemäß das Wörtchen „wie". Aber „der eine und der andere", „jemand anders", „irgendwie", „irgendwo", „irgendwer", und vor allen Dingen „etwas" sind seine eigentlichen Entzauberungswörter. Denn alle diese Wörter verwandeln den Gott dieser Stadt oder den Ritus dieser Sippe in „einen" Gott und in „einen" Ritus. Von Homer hat die gesamte griechische Philosophie und Wissenschaft die neuen Wörter des Vergleichens, die „jemand", „etwas", „wie" und „ein" erhalten.

Damit ist zu dem Ich des Heros hinter der Maske, dem Du der Herrscher unter der Umarmung der Götter, dem Wir des Volkes unter der Erschaffung durch Gott eine vierte Haltung möglich geworden: Die dritte Person des Es, die Neutralität. Der Humanismus neutralisiert die menschliche Geschichte. Denn jeder Akt wird nun zu „etwas". Wer heute Professoren und Studenten reden hört und da Götter und Menschen als „Dinge", als etwa „soviel wie", als „ungefähr dasselbe wie" oder auch als „etwas Göttliches", ein „einigermaßen Verständliches" usw. behandelt sieht, der genießt die Früchte der homerischen Menschheit und des Humanismus. Denn überall wird da aus dem Anruf „Apollo

Poseidon Artemis Hermes und Ihr anderen Götter" das indefinite „ein Gott"; aus einem Gott wird der Göttliche; aus dem Göttlichen wird ein Göttliches; aus etwas Göttlichem wird eine Sache oder ein Ding; und aus den Dingen wird am Schluß „etwas". „Etwas" ist der letzte Grundsatz des Humanismus: gegeben sei „Etwas". Diese Welt besteht am Ende aus Mathematik, weil wir auf der zweiten Fahrt unseres Nachdenkens über Götter und Menschen ja mit dem Ende, dem Neutrum, anfangen können, mit der leeren Form der Zahl; aber das geht immer nur hinterher.

Doch haben wir anher nur so wenig von Homer zitiert, als nötig war, um seine neue Geistesart zu begreifen. Die herrliche Frucht dieser Art aber spreche nun für sich selber: Achilleus hat gesprochen. Priamos aber tritt nicht ein in die von Achilleus eröffnete Welt vergleichender Betrachtung. Er versagt sich diese und spricht, der „göttlich erscheinende Alte:

‚Nicht auf den Hochstuhl setz' ich mich, solange doch Hektor
unversorgt auf seiner Bahre liegt. Sondern aufs schnellste
gib ihn los, daß mit Augen ich seh' und du Lösegeld nehmest
reichlich, was wir dir bringen, dir zum Gewinn. Auch wünsch ich
Dir Heimkehr ins väterliche Land, denn du hast mich am Leben
Gelassen und lässest mich noch das Sonnenlicht schauen'."

Dieser Bruch des neuerrichteten Sprach- und Geisterreiches durch den praktisch gesonnenen Priamos führt fast zur Katastrophe. Nur wenn wir den ungeheuren Fortschritt Homers, den er im „Vergleich" zwischen Peleus und Priamos erreicht hat, mitleben, würdigen wir, weshalb dieser Fortschritt beinahe von Priamos vernichtet wird. Es heißt nämlich: „Ihn von unten wütend anblickend entgegnet der fußschnelle Achilles: *‚Nicht länger jetzt reize mich, Alter!* Ich denke schon selber dran, dir Hektor loszugeben. Von Zeus kam mir ein Bote, die eigene Mutter, die Tochter des Ozeanriesen. Und dich erkenne ich auch, o Priamos, nicht trügt mich mein Inneres, daß von den Göttern dich einer zu der Achaier schnellen Schiffen geführt hat. Kein Sterblicher nämlich brächt' es zuweg', selbst in Jugendkraft, soweit einzudringen. Die Wachen würden ihn sehen. Auch könnte er nicht leicht die schweren Riegel an unserem Tor weggeschoben haben. Mit *alledem rühre mir nicht mehr in Schmerzen das Innere auf. Ich möchte sonst sogar dich selber* (ergänze: geschweige den Hektor herauszugeben) — *nicht* hier auf dem Polster lassen, *so sehr du als Schutzflehender kommst, und ich möchte Zeus' eignen Auftrag vereiteln*'."

Priamos hat also den neuen Zauber der homerischen Freizeit gebrochen, den Zauber, unter dem allein Achilleus es ertragen kann, zu Priamos zu reden. Und weil der Zauber weicht, wird Achilleus womöglich in Raserei sogar Zeus' neuem Befehl ungehorsam werden.

„So sprach Achill. In Furcht fiel der Greis und gehorchte dem Spruche. Der Peleide aber, aus dem Haus heraus sprang er wie ein Löwe zur Türe, nicht nur

er; zugleich mit ihm folgten zwei Diener, Held Automedon und Alkimos, denen Achilleus den ersten Rang gab, seit Patroklus gefallen. Die jetzt spannten unter dem Joche die Pferde und Maultiere ab, brachten den Rufer und Herold des Alten herein und setzten ihn auf einen Sessel; und von dem wohlbeschlagenen Wagen hoben sie die für Hektors Haupt gegebenen Lösegelder. Sie breiteten nieder zwei Mäntel und ein volles Gewand, damit er die Leiche fest eingehüllt habe, bevor er sie zur Heimkehr herausgab. Und die Mägde rief er heraus und hieß sie den (herumgeschleiften und zerfetzten und staubbedeckten) Leichnam waschen und salben, aber erst nachdem sie ihn beiseite getragen, wo Priamos den Sohn nicht sehen konnte. *Damit nicht der eine bekümmert im Herzen den Groll aufsteigen fühle, wenn er den Sohn sähe, und dem Achill das liebe Herz entsprechend ergrimme, und er ihn niedersteche, und Zeus' Auftrag vereitle.*"

Wieder sollen wir das Unnatürliche, das Neue der ganzen Lage daran ermessen, daß sie jeden Augenblick zerfallen kann.

„Als ihn nun die Mägde gebadet und mit Öl gesalbt und um ihn den Mantel gebreitet und das Hemd angezogen, da legte Achilleus selber Hand an und hob ihn vom Bette, mit ihm die Kameraden; sie hoben ihn auf den gut gehobelten Wagen. In Seufzer brach Achill aus und nannte den Namen des lieben Kameraden: ‚Du sollst mir, Patroklos, nicht zürnen, falls du es hörst, selbst im Hades, daß Hektor, der Zeussproß, von mir seinem guten Vater losgegeben wird. Er hat mir immerhin nicht unansehnliche Lösegelder gegeben. Und meinerseits werd' ich dir den vollsten Anteil daran geben, alles, was recht ist (Patroklos also wird in der Strenge der Blutrache legal angeredet und nimmt nicht an der musischen Rede teil).

Dann kehrte Achill zum Zelt, nahm seinen Sitz wieder ein und wandte sich an Priamos mit folgender Rede: ‚Dein Sohn ist freigegeben, alter Mann, wie du gefordert. Er liegt bereits auf dem Bette. Und wenn die Morgenröte sich zeigt, dann wirst du ihn heimkehrend erblicken. Jetzt laßt uns der Mahlzeit gedenken. Denn auch die schön gepflegte Niobe kostete die Frucht der Ähren. Ihr gingen zwölf Kinder im Schloß zugrunde, sechs Töchter, sechs Söhne, in jugendlicher Kraft. Den Söhnen sandte Apollo den Tod vom silbernen Bogen, Niobe zürnend, den Töchtern Artemis. Sie nahmen Rache für ihre Mutter Leto. Denn Niobe hatte geprahlt: ‚Leto hat zwei, ich aber viele Kinder.' Und darum ließen die zwei, die doch nur zwei waren, die vielen umkommen. Neun Tage lang lagen sie in ihrem Blute, und niemand war da, sie zu bestatten. Das Gefolge war versteinert auf Zeus' Befehl. Daher am zehnten Tage begruben sie die Himmelsgötter selber. Und Niobe kostete die Frucht der Ähren, nachdem sie Tränen vergossen in ihrem Kampf. Und nun in den steinigten Gebirgen, im Sipylos, wo der Nymphengöttinnen Betten stehen sollen, jener, die den Achelous umtanzen, dort zwar ein Stein durch die Götter, sinnt Niobe ihrem Schmerz nach.

Und so sei's denn mit uns beiden, Verehrtester! Laß' uns die Frucht der Ähren kosten. Hernach magst du wieder den guten Sohn bejammern, wenn du ihn nach Troja hineinfährst, und dann werden die Tränen erst recht reichlich fließen!"

Homer hat die Situation durch den Vergleich zwischen Niobe und Priamos wieder gerettet. Und nun kommt der Höhepunkt der Szene, des Buches und der Ilias:

„So sprach und stand auf und schlachtete ein Lamm Achilleus. Die Kameraden rüsteten es in vorschriftsmäßiger Weise und steckten es auf den Bratspieß und rösteten es sachverständig und taten alles Nötige. Automedon nahm das Brot und teilte es aus. Aber das Fleisch wurde von Achill aufgelegt. Und wie alles Essen bereit lag, streckten sie die Hände aus. Und nachher war die Lust an Trank und Speise gestillt; da war die Zeit für den Dardanosenkel, für Priamos gekommen, Achilleus zu bestaunen, riesig und herrlich, wie er war; den Göttern schien er zu gleichen. Aber den Dardanosenkel Priamos bestaunte Achill *einschauend* auf das gute Gesicht, und die Sprache vernehmend. Als sie der Lust nachgegeben, die ihnen das gegenseitige Einschauen verschaffte . . .[1]"

Durch Wagemut und Großmut, Zittern und Schelten, Disziplin und Schweigen, Frömmigkeit und Trauer, ist der Punkt schließlich erreicht: Diese zwei auf äußerste getriebenen vermögen einander anzuschauen: „Hineinzuschauen" sagte Homer unter der Übermacht dieser ersten und erstmaligen Entdeckung. Dies Wort „hineinschauen", eishoran, bei Homer, ist die Quellstelle der griechischen Ideenlehre. Der griechische Idealismus ist eben nicht die abstrakte „Ansicht" irgendeiner Wahrheit. Es ist das Hineinschauen in den Feind im Licht der Bewunderung (Band I, 121); der Humanismus des Plato wäre unmenschlich, käme er nicht aus Homer, Platos geliebtem Lehrer. Mancher Leser wird wissen, daß Plato den Homer im Plan der Akademie zur Verbannung verurteilt hat, weil Homer die Götter verhöhne. Aber das Humanum des Plato hat Homer geschaffen, das wechselseitige staunende Durchblicken und Durchschauen zweier Menschen, die entgegengesetzten Gemeinschaften angehören. Nur weil der Kern der homerischen Leistung, der *einsehende* Mensch von Plato gerettet wird, verwirft Plato das Baugerüst seines Lehrers Homer. Aber ohne Homer kein Plato, ohne Poesie auch keine Philosophie. Denn beide, Homer und Plato, geben dem Hörigen einer Götterwelt als zweites Element des Daseins die Angehörigkeit zu einer „Natur", der er nicht hörig bleibt, sondern die er betrachten kann. Diese „Natur" der Griechen sind seine Feinde, seine Nachbarstädte, seine Mutter- und Großmutterstadt. Jede griechische Insel, und sogar der große Peloponnesus,

[1] Diese Seiten waren bereits 1944 englisch in meinem „The Next Homer" geschrieben. Das muß vielleicht angemerkt werden, weil inzwischen Ernst Howald in seinem „Dichter der Ilias" diese Stelle im gleichen Sinn behandelt hat. Ich habe seine schöne Schrift erst 1958 zu Gesicht bekommen.

diese auch nur „Insel" heißende Halbinsel Morea, diese Insel der Pelops, beten und opfern und singen daheim zu ihren Göttern. Aber daneben wissen sie auch von den Gebeten und Gesetzen und Göttern und Hymnen ihrer Nachbarn und ihrer Kolonien. Das ist ein ganz unerhörter Zustand, verglichen mit dem eines Chinesen oder eines Ägypters. Dieser mußte im wesentlichen ohne Neugier im eigenen Reich den Lauf der Sterne nachtreten. Die griechische Polis wurde so klein, die Zahl der zu Schiff aufgesuchten anderen Poleis so riesig, daß die Relation der Reiche:

Unendlich viel Zeit für Kaiser und Reich;
ein Milligramm Neugier für das Fremde

sich umdrehte. Die Neugier für 300 Nachbarstädte nahm mehr Raum ein als der Kult der Penaten.

Auf das, auf das sich diese Neugier richtet, auf dies zweite Erwachen fiel das Wort Physis, Natur, zuerst. Wo wir neugierig in der Physik hinblicken, liegen tote Dinge; dahin kam des Griechen Blick zuletzt. Er sah wie unsere Gevatterinnen zuerst neugierig auf das Menschenvolk, das sich außerhalb seines eigenen Gesetzes und Kultes, aber doch auch natürlich, ordentlich, gesetzhaft bewegte. Daß die Natur nicht Chaos sei, sondern Gesetz, das entnimmt der Humanist dem Gesetz seiner Nachbarn. Die moderne Idee vom „Naturgesetz" liegt ja den Stämmen und Reichen fern. Alles lebte, sprach, überraschte, und nur wenn sie mitliefen, mitbeteten, mitzauberten, konnten sie mit den Wundern der Welt in Stamm und Reich Schritt halten. Der Grieche aber lernte ein mittleres kennen. Es war weder die Gehorsamswelt seiner Vaterstadt noch war es das Chaos der Gewitter des Zeus. Es war überall außerhalb seiner Vaterstadt innerhalb der menschlichen Welt.

Bertrand Russell ist hinter die Voraussetzungen seines eigenen Griechentums gedrungen und hat die sogenannte „Natur" als gar nicht vorhanden bezeichnet. Sie sei nur Unordnung, Irrsal, Verwirrung. Er unterscheidet damit so wie die Griechen: Wir, die um uns herum und drittens das Unbekannte. Damit hat er seinen Schöpfern, den Griechen, den rechten Tribut gezollt. Soweit das Ägäische Meer Einfluß auf das Festland gewann, so weit wurde zum Reichsboden der Hellenen die Salzflut, und die orientierenden Straßen ihres Reiches wurden die Kanäle zwischen den Inseln des ägäischen Archipelagus.

Indem sich also das Meer an die Stelle des Flußtales setzte, ereignete sich das griechische Wunder des Pluralismus. Dieselben Kulte, Gebote, Gebete erschallen einmal als die Anrufe der Gläubigen und zum anderen Male als die Sehenswürdigkeiten für die Schiffer von nebenan. Meine Welt und eine natürliche Welt konnte ich keinen Augenblick vermengen, ohne hingerichtet zu werden. Und ich konnte doch auch keinen Augenblick lang die eine über der anderen vergessen. So lebte jeder Grieche in zwei konzentrischen Kreisen, und der innere Kreis

umfaßte nicht etwa ihn als einzelnen, sondern sein Vaterland; der äußere Kreis aber begann tief innerhalb der menschlichen Welt, bei der Kolonie zum Beispiel.

Das großartigste Beispiel für dies Doppelspiel des Geistes ist nicht Homer und ist nicht Plato. Denn sie haben nur als zweite und dritte Stufe wiederholt, was der Griechen Schicksal vom Anfang war. Das großartigste Beispiel sind die griechischen Mythen.

Da heut so viel von Mythen oder von dem Mythos die Rede ist, so muß eine Vorbemerkung die griechischen Mythen aus dem allgemeinen Müllkasten „Mythos" herausholen, der heut für alles öffentliche Gerede aufgestellt wird. Alles, was der Lösung der Welträtsel widerspricht, heißt ja heut „Mythos", entweder mit Begeisterung oder mit Verachtung. Die Lobredner des Mythos und seine Verächter sind sich beide darin einig, den Rahmen des Mythos um alles zu legen, was Adam Riese im kleinen Einmaleins nicht ausrechnen kann.

Dogmen, Liturgien, Gesetze, Gestalten, Gedichte, Sagen, Gebete – alles wird MYTHOS etikettiert. Es hat Panbabylonier und Pantheisten gegeben; so gibt es heut Panmythos-anbeter und Panmythos-hasser.

Wer mich von diesen Panmythologen nicht wegrückt, dem kann ich mich nicht verständlich machen. Der Mythos ist eine bescheidene einzelne geistige Zwangsvorstellung, die uns allen auferlegt wird, bevor die Weltgeschichte alle Menschen überall ineinandergeflochten haben wird. Mythos ergänzt nämlich eine Teilwahrheit zum Ganzen. Der Mythos ist ein die bisher errungene Wirklichkeit überschießender Bestandteil, ohne den wir glaubenslos wären. Der schlichteste Mythos ist der ägyptische von der Reise des Horus von der Mündung des Nils über Byblos und das Rote Meer zurück an den Ersten Katarakt in Oberägypten bei Nacht. Ich habe erzählt, daß jedes Jahr der Falke von Assuan stromab die Gaue Ägyptens unter den einen Himmel einte, indem er Sonne und Mond stromab trug, und Seth, das Trockenland, nach Norden zurücktrieb. Der Akt dieser Nilreise war die immer neue Stiftung der ägyptischen Reichsverfassung, war also kein Mythos, sondern Glaubenstat. Aber die Rückseite dieser Glaubenstat war nun allerdings die Erklärung, wie denn Horus wieder in Assuan von vorn anfange. Da raunte man sich die Erklärung zu, daß er durchs Rote Meer, also außerhalb des Niltals reise, fliege usw. Das war ein Mythos, eine ergänzende, nämlich eine auf das Ganze, in dem der Kultus ein Teil war, hinzielendes und überschießendes Wort.

Nur das ist der Mythos. Ein Beispiel zeige, wie die Griechen zwischen uns und den älteren Völkern mitten inne stehend zum Mythos kamen *und er darum sich änderte*. In Theben war der Held Ödipus. Jeder kennt seinen Namen heut. In Theben wurde er kultisch verehrt. Aber es holte der Athener Sophokles den Ödipus ins Theater von Athen auf die athenische Bühne am Kultfest der Dionysien und fügte ein Stück vom Tod des Ödipus in Attika auf Kolonos hinzu. Mit anderen Worten, *Ödipus war kein Athener, aber er ging die Athener an.* Über ihn bedurfte man daher des Mythos. In unserer Zeit kann Shakespeares

den Julius Cäsar oder Hamlet auf die Bühne bringen und wir schauen uns das an, ohne daß die Helden auf unseren Boden versetzt zu werden haben und ohne daß wir sie kultisch verehren. Umgekehrt führten lange vor den Griechen die Priester die jährliche Überschwemmung in Ur auf, aber da bangten sie um ihre eigene Reichsverfassung oder da setzten sie ihre eigene Verfassung in Kraft. Auch da war nichts mythisches. Aber in Hellas wurde der Kult des einen zum Mythos des andern!

Ein weiteres Gesetz des Mythos erinnert unmittelbar an das Gesetz aller Reflektion: die Reihenfolge kehrt sich um zwischen Daseinsursache und Erkenntnisursache. (Siehe dazu Band I, 107.) Dafür stehe ein Beispiel. Auf dem Vorgebirge des Triopion bei Knidos in Kleinasien stand ein Heiligtum, in dem sechs dorische Städte gemeinsam den Apollo anbeteten. Von diesen Städten war Rhodos die reichste. Alle sechs wollten uralt sein, wollten angeborene Rechte auf dies ihr Land haben und behaupten, und sie wollten auch für gute alte Griechen gelten. Wie vereint man alles dies?

Die Hexapolis-Bewohner stammten aus dem Peloponnes, aus Argos und Epidauros. Aber die Dorer der Pelopsinsel selber waren ja von Norden aus Thessalien eingewandert. Mithin ging der Mythos: Triopas war ein Sohn der Rhode (Rhodos!) und des Sonnengottes. (Helios und Apollo, beide waren Götter der Sonne.) Triopas mußte wegen eines Totschlages Rhodos verlassen und floh über den Chersonnes nach Thessalien. Hier beherrschte er die uralte Demetersiedlung Dotion. Als aber einmal Demeter Grund hatte, mit ihm unzufrieden zu sein, kam er nach Knidos und gründete das Triopische Heiligtum, das nach ihm den Namen trägt, und dem zusammen mit den Knidiern auch die Rhodier huldigen.

Triopas hat es nie gegeben. Er wie alle um eines Ortsnamens willen erfundenen Ortsheroen sind freie Erfindungen.

Aber der Mythos von Triopas söhnte die Zwangsvorstellungen miteinander aus, ohne die sich die Dorer in der Hexapolis zerstört hätten. Sie mußten ein unverbrüchliches Recht auf ihre Städte und Inseln in Anspruch nehmen. Sie mußten aber auch aus Thessalien, dem Heldenland der Achaier stammen. Also war einer von ihnen nach Thessalien gewandert, jenem auch die Peloponnesischen Dorer an Alter übertreffenden mythischen Boden der Olympier und des Achilleus, und dort hatte er ein dorisches Urgebiet, die Dotische Ebene beherrscht. Der Wanderer stammte aus dem anspruchsvollen Rhodos. Als er aus Thessalien wiederkam, da erst ließ er sich laut des Mythos dazu herab, er, der Rhodier, einen Tempel auf seinen Namen Triopas, nämlich Triopion, zu stiften.

Die Umkehrung in der Richtung der Wanderung, das Überspringen von Mittelgliedern der Kolonisation, das Verdichten in eine einzelne Person und das Verkürzen der Zeiten in ein kurzes Menschenleben: das sind die Gesetze der Mythen. Auch der Held der Arkadier soll aus dem Peloponnesischen Arkadien

in die Ebene Dotis in Thessalien gezogen sein, und auch da war die wirkliche Richtung die umgekehrte aus der Dotis nach Arkadien[1].

Was die Verkürzung der Zeiten angeht, so entspricht sie dem Blitzesflug der Gedanken im Märchen. Die zehn Jahre Trojanischer Krieg bringen viele Tatsachen der griechischen Kolonisation aus drei oder vier Jahrhunderten zur Sprache.

Die krasseste Umkehrung der Richtung stellt vielleicht der Danaosmythos in Argos dar. Der Tragöde brachte 50 Danaiden auf die Bühne, die 50 sie nach Argos verfolgende Ägypter in der Brautnacht umzubringen hatten. Zugrunde lag ein Einbruch der Danaer in das Land am Nil unter Psammetich. Auch da hat der Mythos die Richtung dessen umgedreht, was in der Geschichte geschehen war.

Aber wehe uns, wenn wir deshalb den Mythos für freies Spiel halten. Denn nur zu einer Hälfte ist er entwurzelt aus der Hörigkeit des einzig wahren Kultes einer unvergleichbaren Heimat; zur anderen teilt der griechische Mythos naturgemäß den vollen Glauben des bestimmten Kultes. Weder im Kult noch im Mythos „begriff" man die verehrten Mächte. So wie das christliche Dogma kein Mythos ist, sondern das Minimum des gesunden Menschenverstandes gegen ein Denken vor dem Leben und ohne Leben, so war der Weg, auf dem sich der Grieche den Göttern näherte, nicht rationalistisch-impotent, nicht mystisch-sentimental, sondern offenbarend und verrätselnd, beides. Wie das? Nun, unser Verstand klärt alles auf, legt bloß, analysiert. Er macht also alles nackt. Das bloß Nackte aber ist tot. Die Mystik umgekehrt verrätselt alles und sucht rosenkreuzerischen Tiefsinn. Sie lebt vom Geheimnis. Die Griechen aber verfahren wie alle Liebenden. Wir erklären unsere Liebe; wir schnitten sie ja gern in alle Rinden ein; wir rufen unsere Liebe aus. Aber wir verhüllen sie auch und verschleiern sie und machen aus unseren Liebesnamen ein großes Geheimnis nur für die Eingeweihten. Der gesunde Mensch regt sich unaufhörlich zwischen Offenlegung und Wiederverhüllung. So faßte der griechische Mythos die Götter nie als Begriff, sondern als eine Reihe von Tätigkeiten, durch welche die Gottheit hindurch gehn müsse, und für die der Mythos die dramatische Form setzte. Für jeden besonderen Zustand der Gottheit und für jede ihrer Tätigkeiten wurde eine besondere Täterperson oder Leidensperson aufgestellt. Der eine Hades mußte also Söhne, Wächter, Brüder erhalten, damit sein Hinabsteigen in die Unterwelt im Winter und sein Aufstieg in die Potenz der Zeugung sich dramatisch abspiele. Die sogenannten Genealogien waren also oft nur Entfaltungen der Macht des einen und selbigen Gottes in seine verschiedenen Aktionsabschnitte. Mit all diesem erlaubt uns der griechische Mythos das Betreten der vorgriechischen Geisterwelten der Stämme so sehr wie der Reiche.

---

[1] Ich entnehme diese Beispiele dem gerade hundert Jahre alten vorzüglichen Werk von Heinrich Dietrich Müller, Mythologie der Griechischen Stämme, gegen das die heutige Mythenforschung ein Rückschritt ist.

Wir haben damit sogar bereits vor Homer doch schon das besondere Griechische, wie es sich kraft des Zwanges, mindestens zwei Ordnungen vergleichen zu müssen, zu entwickeln begann.

Geister und Götzen fingen die Geister und Götzendiener in ein einziges Bezugssystem, in dem die Räume und die Zeiten kürzer waren als die wahre Welt und die wahre Zeit. Den Griechen band auch eine zu kleine politische Ordnung, ein zu kurzes Gedächtnis, ein zu winziges Territorium. Aber als die Inseln zu klein, die Verfassungen zu kurzatmig wurden, da ließ er die „Physis", die zweite, von ihm nur beobachtete, Menschen- und Götterwelt ein, von der die Musen sangen. Als Homer den Odysseus besang, der *vieler Menschen* Städte gesehen und ihren vielfältigen Sinn erkannt hatte, da trat neben den Polytheismus des Reichs die Polymythie der Anthropologie. Polyphem hieß der Zyklop des Odysseus. Aber Odysseus selber war ein Polyphem, nämlich ein vieler Ordnungen Sinn aussprechender Erzähler (vgl. Odyssee 22, 346).

Die Mythen, die Gedichte, die Philosophien sind ja alle Polymythien statt Polytheismen. Mit dem Polytheismus mußten auch die Griechen anheben, sobald sie siedelten. Davon noch ein Wort, weil es ihr Dilemma enthüllen wird. Vorgriechisch galt: ein Geist; ein Geistleib; eine Inkorporation. Die galt ein für allemal, im ewigen Kreisen der Zeit. Aber die Griechen haben den Genius jeder neuen Generation neu zum Gedankenflug einer besseren Lösung aufsteigen lassen.

Unheimlich ist die Intensität dieser Wellenfolge von Lösungen durch die Zeitalter des griechischen Genius. Dem entspricht nun der Zeitsinn der Griechen. Er ist der Zeitsinn der Genies und der Blitze. Noch bei Thukydides ist die Zeit ganz kurz, zwei, drei Generationen lang. Alles ältere ist in Nebel gehüllt. Nicht vor 600 v. Chr. weiß ein großer Geist wie Plato zurückzudringen, wenn er um 375 schreibt. Die Griechen hatten kein besseres Gedächtnis als die Indianer:[1] ein paar Generationen, nie mehr.

Aber dem Kairos, der Forderung des Augenblicks, haben sie gehuldigt. „Eintagswesen der Mensch. Was ist einer, was ist er nicht. Aber wenn der besondere Strahl des Zeus aufstrahlt, dann wird der Zeitraum zum schmeichelnden leichten Glück." (Pindar) Mit der Gunst der Stunde, so sagte einer ihrer Weisen, gibt es nichts, das nicht schön wird. So war die Schönheit selber den Griechen nicht ohne die Hülle der Zeit, freilich der kurzen Zeit. Und jede Göttergeneration mußte ihren Sturz erwarten. Carl Spitteler hat das aneinander Vorüberrücken der alten und der jungen Götter im Olympischen Frühling so geschildert wie es wohl die Griechen ansahen: Ohnmächtig, weit hinein in die Zeiten zu wirken, aber voll unendlichen Glanzes für die einzigartige hier heute gebotene Lösung der unaufhörlichen griechischen Aufgabe, Bewegung und Bleiben zu verkoppeln zur Schönheit einer flüchtigen Gestalt. Der Genius, die Zeugungskraft hat in Hellas alle tausend Abarten der Synthese von Geistern und Göttern

[1] Darüber unterrichtet sehr gut John Forsdyke, Greece before Homer, London 1956.

durchexerziert. Auch auf den Kronion Zeus fällt das Licht dieser neuen Lage: Keine Menschenopfer, aber auch keine Priesterkaste! Denn Kronos der dunkle und Dyeus, der lichte Gott, waren in den ältesten noch Menschenopfer heischenden Kulten zwei Gestalten der Einen entsetzlichen Gottheit. Die Verstoßung des Kronos – sein „Arm" oder Sohn, der Kronostreue Cheiron, blieb als Erzieher des Achills und des Jason übrig – bedeutete den Verzicht auf den Eintritt des Gottes in sein Opfer[1].

Dieser Zwang, sogar an ihren wichtigsten Vorbildern, den Reichen selber, und ebenso an ihren Ursprüngen, den Stammesriten, Abstriche vorzunehmen, hat die Hellenen zu einer neuen Beziehung zu ihrer eigenen Sprache gebracht. Wenn ich zu 90 Prozent ernst, priesterlich, kriegerisch und technisch lebe wie die Ägypter, dann bleibt mein Wort zauberisch und gebieterisch und vorschriftsmäßig.

Weil die Griechen 80 Prozent als Seefahrer, Piraten, Händler, Reisige, Kolonisten, wandernde Ärzte, Sänger, Handwerker zu leben hatten, wurde ihr Wort polymythisch, abwechslungsreich, Tonarten-mannigfaltig.

Das ist der Grundgehalt des Wortes „poetisch", daß sich der Grieche unausgesetzt vor die eigene Wahl seiner Tonart gestellt sah. Er konnte anbeten, vergleichen, reportieren, erzählen, erklären, weil er in 258 Städten bald als Bürgermeister, bald als Besucher, bald als Händler, bald als Gastgeber, bald als Fremdling zu sprechen hatte. Die griechische Sprache ist das Resultat der Pantomythie, des unendlichen Wählens zwischen Graden der Innigkeit und der Fremdheit, des Exodus und des Einwanderns, des Abschiednehmens und des Willkommenheißens.

Das Wort „Pantomythie" ist daher vielleicht der Name für die homerische Menschheit. Denn Polytheisten und Pantheisten waren zwar die Griechen; aber viele andere waren das auch. Und „Mythos" ist heut ein vogelfreies Wort. Ringt sich der Leser dazu durch, die „Pantomythie" als das einzigartige Geschick der Griechen zu erfassen, dann weiß er etwas über den Gang der Sprache über die Erde einerseits, über das besondere Geschick der Griechen andererseits. Homer hat es gewußt: „Zu vielen Tönen ist die Sprache der Sterblichen geschmeidig" („Streptos" ist sein Wort). „Zahlreich sind die Reden aller Art. Zahlreich ist die Satzung (der „Nomos"!) der Worte bald auf eine bald auf andere Weise." Hier wird die Sprachwelt erster Ordnung: die von Gebeten und Befehlen, nicht oberhalb der Sprache der Muße und der Kinder und der Dienenden belassen. Hochsprache und Umgangssprache, in den menschlichen Verbänden eifersüchtig getrennt, hat Homer auf einer Ebene vereinigt, um seinen geliebten Gesang hoch zu heben. Die gesamte heutige Sprachwissenschaft und Psychologie ist ihm hörig[2]

---

[1] Wilamowitz erkannte (Berliner SB. 1925) den Zusammenhang von Kronos und Cheiron an. Siehe die wichtigen, aber nicht abschließenden Seiten über Cheiron in Paula Philippsons Thessalischer Mythologie 1944. Ich vermute Zusammenhang der Namenswurzel mit einem Wort für ‚Höhle'.

[2] Vgl. „Frankreich — Deutschland", Mythos oder Anrede, Berlin 1957.

und leitet aus dem Kinderlallen die Geburt der Sprache her, nur weil Homer statt des Dualismus von sakral und profan, von produktiver und konsumierender Sprache die Einheit der Pantomythie, der Rede „aller Art" gesetzt hat. Die Worte: „alles", „alle", „All" sind auch sonst zum Schicksal des griechischen Geistes geworden. Das Hebräische erlaubt sich nicht, von weltlichen Dingen „alle" zu sagen[1]. In dem Homervers 20, 249 ist umgekehrt der erste Schritt in diese All-verliebtheit erkennbar. Zuerst mußte die Sprache „aller Art" werden, bevor auch die Dinge, die in ihr zu Wort kommen, so allartig erfaßbar scheinen konnten. Vielleicht hilft es der so unfruchtbaren Rederei über Mythen auf, wenn ihre Vorbedingung, die Allfälligkeit der Sprache, sozusagen die klassenlose Sprache, als griechische Schöpfung erkannt wird. Alle anderen Völker singen und dichten und erzählen. Aber nur die Griechen haben die Kluft zwischen heiliger und weltlicher Sprache grundsätzlich aufgehoben. Pantomythisch sind sie, und die strenge Dialektik haben sie gerade für die zwei Ebenen des Sprechens abgeschafft. Die Sprache zu den Göttern ist bei Homer nur noch ein Idiom der Götter unter sich geworden. Unten die Menschen aber gebrauchen einerlei Sprachmacht, ob sie nun über die Dinge oder unter den Göttern den Mund auftun. Ihre heutigen Vertreter, die Denker, scheinen es nicht anders zu wissen und reden sogar „über" Gott statt unter Gott, wovon man sich in jeder theologischen Vorlesung leicht überzeugt. So vollständig ist die Schule in der ganzen Welt beherrscht von der Pantomythie der Hellenen. Der Gewinn für die ganze Welt war die Emanzipation der Poesie. Nur dadurch, daß sie für die Liturgie der Heimkehr religiösen Rang erhielt, hörte sie auf, zweiten Ranges zu bleiben.

Von den Griechen allein stammt Poesie als Großmacht, als ersten Ranges.

Hinter aller griechischen Philosophie steckt diese größere Tat. Unsere Denkübungen erörtern zum Beispiel gern den Gegensatz von Natur und Gesellschaft, von Physis und Nomos. Aber wie anders sieht diese Erörterung aus, wenn dabei im Auge behalten wird, daß Homer den scheinbar *Einen* Nomos bereits in Polynomik verwandelt hat. Des Menschen Geist untersteht seit Homer nicht einem Nomos, sondern am einen Ort dem einen, am anderen Ort dem anderen, oder auch zu einer Zeit dem einen, zur anderen Zeit dem anderen. Mir ist nicht gegenwärtig, daß jemals diese homerische Polynomik aus Ilias 20, 250 der Diskussion zugrunde gelegt würde. Aber der Sänger Einheilungsliturgien für die von den Abenteuern unterwegs geschlagenen Wunden in den Seelen der Helden setzen die Polynomik voraus. Denn in vielen Städten und vielen Inseln gilt vielerlei Satzung. Damit haben die Gesetze jeder einzelnen Stadt ihre Einzigkeit eingebüßt und haben ihren heiligen Charakter an die Künste abgetreten: ἐπέων δὲ νόμος πολὺς ἔνθα καὶ ἔνθα.

Was also ist diese neue Poesie? Die freie Wahl des Tons, in dem ich mich von einem Ereignis jeweils ergreifen lasse. Poesie entzieht sich jedem vorschrifts-

[1] Joachim Jeremias im Artikel πολλοι in Kittels Wörterbuch zum N. T. 1958.

mäßigen Stil; sie erfindet für jedes Ereignis seinen eigenen Stil. Das unausgesetzte Wetzen des Messers des Geschmacks haben wir im ersten Bande als das Geheimnis zwischen Künstler und Publikum erkannt. Aber bei den Griechen sind wir in dem Wunderland, in dem dieser Wetzstein eines ewig neuen Geschmacks zum Prüfstein der politischen Existenz erhoben wurde.

Apollon

In zwei einzigartigen Vorgängen haben die Griechen eine in allen Völkern gegebene Anlage so ausgebildet, daß sie heut und ewig unter dem Namen des hellenischen Geistes umgehen, wo immer sie vor sich gehen. Der Superlativ ihrer Leistung hat ihren Namen einer ewigen geistigen Sonne, eben der Sonne Homers, aufgedrückt.

Die beiden einzigartigen Vorgänge sind die Kolonisation vom Asowschen Meere bis Massilia (Marseille) und der Kult des Apollon und der Musen, des Gottes der Kolonisatoren und der vieltonigen pantomythischen Musik. Denn erst alle Musen zusammen machten ja die Musik der alten Welt.

Die eine Stadt Milet hat in dem einen Jahrhundert von 675 bis 600 vor Christi Geburt nachweislich fünfundvierzig Kolonien gegründet. Die Alten haben diese Zahl sogar verdoppelt und vermutlich alle Enkelstädte mit eingeschlossen. Also mußten in fünfundvierzig Töchterstädten von der Mutterstadt die Rede sein. Während aber von ihr die Rede ging, ging gleichzeitig das eigene Leben dieser Städte seinen Gang. Und so umgab jeden Bewohner der Tochterstadt oder Enkelstadt ein zweiter Ring von Kultberichten, Gesetzeskenntnis und Kriegsgeschichte der entfernten Väter und Großväter, obwohl diese nach anderem Gesetze mit abgewandeltem Kult und gegen ganz andere Feinde sich behaupteten. Diesem zweiten Ring seines inneren Lebens gab also der Grieche den Beinamen der „Unsterblichen Natur" (Dion von Prusa, oratio XII) und für sie suchte er nach einem Sprecher, Propheten, Sänger, Interpreten und auf dieser Suche ergab sich ihm, daß die Zungen sich teilten, daß keine Zunge, wie doch im Stamm, genügte, daß kein Priesterkönig wie in der eigenen Stadt die heilige Sprache dieser „unsterblichen Physis" allein spräche. Für diesen weiten Umkreis der Natur, der zweiten eigenen Art um die eigene erste herum, mußten die Musen alle aufgeboten werden, die Bedrängnis jeder einzelnen griechischen Stadt durch hunderte anderer Städte und Landschaften dringt ihren Bürgern die musische Kraft ab, die der Gott Apollon zum Segen wendet.

Apollon hat sein Orakel in Koropos, auf der thessalischen Halbinsel Magnesia, schon im 7. Jahrhundert, und er hat seinen Sitz auf der kleinsten der ägäischen Inseln, auf Delos, und er hat ihn im Schatten der ungeheuren Schenkel der Erdgöttin, der beiden Phaidriaden, der Felsen, zwischen denen die kastalische Quelle fließt. Die delphische Vision eines Quellschoßes ist auch auf Delos im ältesten Apolloheiligtum erhalten. Ungeheure Felsplatten, deren Handhabung

Staunen erregt, überdachen eine Quelle, die sich zwischen zwei Felswänden hervorringt, und auch hier wird die lebendige Gestalt eines Fruchtbarkeitsschoßes die Gläubigen in Atem gehalten haben.

In Delphi aber schlug die kolonisatorische Umarmung des Festlandes durch die Inselgriechen, einschließlich der auf die Insel des Pelops Verschlagenen, auf das Festland zurück. Denn Delphi liegt an der Südkante des anfangs allein Hellas heißenden Kontinents. Und es liegt am Fuße des Parnaß, der hier die Macht des Olymposgebirges im Norden, nämlich die Schneekuppe, für lange Teile des Jahres widerspiegelt[1].

Delos galt als die Wiege Apolls, als eine Offenbarung oder Epiphanie (denn „Deloun" ist offenbaren), und nichts als dies sein Sichtbarwerden war der Sinn dieser winzigen, keinen einzigen Menschen ernährenden Insel. Wie die Wiege in Bethlehem verkörperte also Delos die Schwäche als die echte Gotteskraft. Nackt, unbewehrt ist die vollendete Manneskraft des Apollon. Er ist unbedürftig all der Stadtmauern, hinter denen sich doch jede der Kolonistengruppen birgt, die er beraten soll, und die zu ihm und zu Delos und Delphi sich halten als zu den Räten der Auswanderung und der Übersiedlung.

Für alle Kolonien, Heereszüge, Verfassungsänderungen holten sich die Griechen Rat bei dem Erzherzog Apollon, dem Archageten ihrer „Schöpfungen", wie sie die Pflanzungen nannten. Das Unerhörte eines zwischenstaatlichen Geistes, zwischen Lipp und Kelchesrand, zwischen Verlassen der alten Heimat und dem Betreten der neuen, ward Gestalt in Apollon.

Agyieus, der die Trift bahnende, ist der höchst altertümliche „Herzogs" Name des Gottes. Und was wir vom Bahnbrecher und vom seltsamen Folgezwang auf jede gebahnte Straße zu sagen hatten im Ersten Teile, das mag dieser Heerstraßengott uns erneut eindringlich machen. Denn nicht die eherne, dröhnende Stärke, sondern die leichte Musik ist jene unwiderstehliche Bahnungskraft, der unsere Bildsamkeit anheimfällt. In Apollo ist zum ersten Male das Zarte als unwiderstehlicher denn das Grobe erkannt worden. Wir alle werden gebildet durch die zarten und leisen und stillen, nicht durch die lauten und lärmenden Einflüsse. Das zarte Dasein Apollos hat die Bahnen und Wege auf Hunderten von Kolonisationen den Griechen aufgezwungen, denn von Apollon kann es mit den Worten Heinrichs von Kleist heißen:

Du bist so mild, o Sohn der Götter,
der Frühling kann nicht milder sein.
Sei furchtbar nun wie Sturmeswetter
und Blitze laß Dein Antlitz spein.

Jedes Jahr erging vom fernsten Norden her, aus Thracien und von der Adriatik ein Zug mit Getreidespenden. Über Dodona, den malischen Golf,

[1] Delphi ist doch viel eher von der Seeseite als vom Norden her „apollinisiert" worden. Die Mission ins Tempetal ist meines Erachtens hinterher eingeführt worden, getreu dem wichtigen Gesetz H. W. Müllers.

Euboia, Karystos, Tonos erreicht er Delos mit seinen Weizengeschenken. Diese „Hyperboräische", die Berge und die Meere übersteigende Nahrungsspende band die Gläubigen fester an das delische Heiligtum als Kriegsmacht und Schwerter[1]. Es mag das folgerichtige Vorgehen der Hellenen erhärten, wenn sich zeigt, daß Apollon dort seine Hauptsitze erhielt, wo kein Heratempel das Ackerland weihte. Auf Delos, das nichts selber trug, hat Hera keinen Platz.

Auf Delos erschien Apollon in jener hilflosen, abhängigen Gestalt, ohne Stadt, ohne Rinderherden oder Fruchtfelder, in der sich die ersten Kolonisten jeweils selber fanden. Nur dank der mitgenommenen Ziegen fristeten sie auf den neu besetzten Eiländern ihr Leben. Denn nur sie kann auf unvorbereitetem Boden durchkommen. Dafür zerstört sie die Vegetation. Noch heut ist die Ziege an den unmöglichen felsigsten Punkten das Nutztier der Griechen. Ihr Vorzug, keine Vorbereitung zu erfordern, macht sie zum Tier der Kolonisation par excellence. Aber sie bedroht umgekehrt den Fortschritt gedeihlicher Landwirtschaft und Gartenkunst durch ihre brutale Abweidegier, mehr als irgendein anderes Nutztier.

Indem Apollon auf Delos sich ganz auf den Glauben der umwohnenden reicheren Inseln verließ, ja auf den Glauben aller Hellenen, erfüllte sein klarer Geist auch den letzten seefahrenden Kolonisten. Kein Wunder also, daß schon in der Odyssee der Held wie selbstverständlich seine Schützerin Nausikaa, die Königstochter auf Scheria, mit der Palme auf der Insel Delos am Fuß des Altares Apollos verglich. Eine Pilgerfahrt nach Delos war also gerade in den Jahrhunderten, in denen Hunderte neuer Städte entstanden, die Ehrensache der Helden.

Der Mythos wußte zu berichten, daß Apollon fünf Tage nach seiner Geburt bereits sich nach Delphi aufgemacht habe. An dieser Nachricht ermesse der Leser die Enge in der Weite, die den Seelen dank des Gottes Apollo geschenkt wurde. In fünf Tagen umzirkelte Apollo den Archipelagus! Apollo hieß der Fernhintreffende, der mit dem Silberbogen von weither Schießende. Eine wörtliche Auslegung sieht darin nur den Gott der Bogenschützen. Aber der Archeget Apollon verknüpfte die weiten Räume der Salzflut und die Pfade der Meere. Da, wo in Ägypten Horus über 1200, 1400 Kilometer den einen Himmel auf die vielen Orte brachte, da bedurfte die Seelandschaft der Griechen des Archegeten, Musageten und „Wortführer" Apollon, damit das Wort hier und dort mit gleicher Inbrunst, gleicher Treue erschalle.

Mit dem Lockenhaar, das kein Schermesser verkürzt hat, eines seiner beliebtesten Beinamen, glich er den jugendlichen Männern jedes Weihefrühlings, der aus einer Mutterstadt ausfuhr. Das Herbe ihrer eigenen Expeditionen brauchte die Verklärung eines die Leidenschaften innen mit sich selber abmachenden be-

[1] Jacques Treheux, La Realité Historique des Offrandes Hyperboréennes à Delos, Studies David M. Robinson, II (St. Louis 1953), 759 ff.

sonnenen Fürsten, eines Herren („Anax" daher immer sein beliebtester Herrenname).

Um seine Einheit für Festlandhellas und die gesamte Ägäis festzustellen, hieß es, er sei von Delos „delphinisch" über Kreta nach Delphi gekommen. Das ist ein zu durchsichtiges Wortspiel, um uns viel zu sagen. Ähnlich verdächtig ist der Name Pytho für die alte Drachenmacht, die er in Delphi überwunden habe. Denn Pytho soll gerade in der Legende mit dem griechischen Worte für Fragen (Pythesthai) zusammengehören. Aber sehr ernst zu nehmen ist die Erwähnung Kretas, denn diese Insel sperrt wie ein Riegel das griechische Gebiet ab. Fünf Tage segelte man von Kreta nach Ägypten; das war also wie eine moderne Ozeanüberquerung verglichen mit der Binnenseefahrt von Insel zu Insel nördlich Kretas. Vom Olymp in Thessalien bis zur Ida auf Kreta war Zeus der Herr.

Auch gegen Norden hin wurde der Spruch- und Machtbereich des Jungherrengottes Apollon sorgfältig bestimmt. Von dem Apollo-Orakel in Koropos bei den Magneten am Golf von Pagasai – unweit des Peliongebirges – war schon die Rede. Aber von Delphi selber ging alle acht Jahre eine Gesandtschaft nach dem nördlichsten griechischen Geistesgebiet, in das Tempetal, wo der Peneios am Olympos vorbei zum Meere durchbricht. Am Meere jenseits des Tempetals streckt sich die Landschaft Pierien. In ihr ist die Heimat der Musen, also jener Töchter des Zeus, deren Anführer Apollon ist. Die Gesandtschaft aus Delphi suchte also jene Stelle auf, an der Apollos mächtiger Vater Zeus sein Haus hielt, den Olymp, und allwo er sich seines Geistes im Reigen mit den Musen versicherte. Zurück aus diesem Tempetal brachten sie Lorbeer, um den Sturz der vorapollonischen Ordnung in Delphi zu sühnen. Es sollte also des Gottes Unschuld, sein ewiger Neubeginn hergestellt werden. Solche Wiedergeburt ist kein Reservat der christlichen Domäne. So wurde in Argos die Hausfrau, die züchtig bekleidet und daher ihre Ellenbogen vor dem Dunkelwerden schützende, weißarmige Hera – von allen Göttinnen hat nur sie diesen Beinamen, die mit den weißen Ellenbogen –, also in Argos wurde die Zeusgemahlin Hera alljährlich wieder zur Jungfrau zurückgebadet. Noch heut zeigt die Äbtissin des Nonnenklosters von Nauplia uns die Quelle, in der die Göttin das Bad nahm, durch das sie wieder als Jungfrau „in die Ehe" mit Zeus treten konnte. Diesem Akt läßt es sich also vergleichen, wenn von Delphi alle acht Jahre der Urausgang Apollos aus dem Tempetal neu hergestellt wurde. Aber was kleinräumig in Argos geschah, umfaßte für Apollo ganz Hellas!

Denn Götter sind nicht Begriffe, sondern Vorgänge, Vorgänge, die uns so überwältigen, daß uns der Gott in vielen Gestalten begegnet. Täte er das nicht, so wäre er kein Gott. Man hat es fertig gebracht, jedem Gott ein Fach zuzuweisen, also Zeus den Himmel, Poseidon das Meer, Apollon das Sonnenlicht. Darnach gäbe es keine Götter, sondern eben nur Fachleute. Wer die Götter Griechenlands erben will, der muß einsehen, daß die Heilige Dreieinigkeit das Maximum an Vereinfachung darstellt, welches das Christentum der Panik jedes

Gottesgläubigen abgerungen hat. Dem Gläubigen erscheint der lebendige Gott in vielerlei Gestalt, zürnend, vernichtend, erscheinend, verschwindend, schweigend, sprechend, erhörend, sich versagend, unheimlich und vertraut, Opferer und Opfer.

Die Anthropologen haben längst gefunden, wie dasselbe Tier, das geopfert wird, auch der mächtige Geist ist, der für das Opfer versöhnt werden muß. Wir Menschen stehen eben unter dem Gesetz des Todes. Wir haben das Leben nur auf Kosten von Leben. Du oder ich: das ist das Gesetz der geschaffenen Kreatur. Was von dem Leben hingegeben werden muß, um das Leben wiederzugewinnen, das ist der jeweilige Inhalt des Glaubens einer Zeit. Die Zeit, die das Glauben für unnötig und die Welträtsel für gelöst hielt, vergaste sechs Millionen Juden und vernichtete, versklavte, vertrieb, ächtete, enteignete etwa zwanzig bis dreißig weitere Millionen. Da man abgeleugnet hatte, daß unser Leben auf Lebenshingabe aufruhe, so passierten alle diese Opfertaten ohne jede Mitwirkung der Kleriker, Philosophen, Juristen, Historiker, Poeten, kurz ohne die Mitwirkung aller Priester Apollos und der Musen in unserer eigenen Gegenwart.

Den Griechen selber aber ist im Laufe ihres immer mehr zu Griechen-werdens das gleiche Schicksal widerfahren. Nie war Deutschland mehr griechisch, mehr gleichzeitig der Zerstörung von Korinth und der Eroberung Griechenlands durch Rom 146 vor Christi, als in den letzten vier Jahrzehnten. Und so müssen wir noch vom Ausgang der Götter in Hellas ein Wort sagen. Die Herrlichkeit des Apollo hat etwa von 800 bis 340 vor Christi geleuchtet.

Noch Plato wurde für einen Sohn des Apollo gehalten (428 bis 348). Der Loxias, der die Verfassung des Lykurgos den Spartiaten geraten hatte, der inspirierte auch noch den Einbruch Philipps von Mazedonien in das apollinisch-freistaatlich verfaßte Griechenland. Auf dem Wege nach Delphi steht der Löwe von Chaironeia, das Grabmal der Stadtfreiheit der Thebaner. Denn aus dem Lande nördlich des Olymp und als Herr der Pierischen Musen bemächtigte sich Philipp, der König des bis dahin nicht zu Griechenland gezählten Makedoniens, der Orakel in Delphi und alles dessen, das zwischen ihm und Delphi lag.

Bis dahin war der Ausbreitungsweg der musengeleiteten Jungherren fortgegangen, war Apollon also dem Frithjof Nansen in jedem seefahrenden Kolonisten entgegengekommen. So sehr war Apollon aber auf die weiten und langen Wege und Entfernungen angewiesen, daß die ortsfest gewordenen seßhaften Bewohner der gegründeten Städte, die ehrsamen Töpfer und Schreiner und Schmiede und Bäcker und Sattler und Olivenpflanzer beschwichtigt werden mußten. Die Führung durch den musischen Apollo hatte einen Mangel. Sie ließ die zweite Generation allenthalben seelisch darben. In Amerika ist diese Frage der zweiten Generation, die verweichlichte, die Frage aller Fragen. Am Nil zwang sie die Herrscher, sich dem Alltag ihrer Untertanen mit einer Sonnen-Theologie zuzuwenden.

In Hellas war eine große Frage, was auf den Apollondienst folgen könne. Denn der Erzherzog und Musenherzog griff in die Saiten für den außerordentlichen Zeitabschnitt, der im Übergang von hier nach dort, von Elternhaus nach eigenem Haus, von Mutterstadt zu Tochtergründung einherziehenden Jungmannschaft. Man kann Apollon gewiß nicht einen Gott der Jugendbewegung nennen, aber doch sehr wohl den Gott bewegter Jugend, ja sich weithin bewegender Jugend.

Da hat ein anderer Sohn des Zeus den schlaffen Tagen der ewig wiederkehrenden Ortsansässigen Mühe das andere Leben zugeführt, auf das die Gefolgsmannen Apollos Verzicht taten. Der kleine Zeusknabe, Dionysos, der Sohn der Semele, den Zeus in seinem Oberschenkel austrug, als Semele vor des Zeus Blitz verbrannte, hat den Kult der Rebe und des Rausches den bodenständigen Gemeinden von Thrakien bis in den fernsten Süden zugebracht. Die Kinder der Freien, die dem Apollon den Paian anstimmten, mußten den Gevatter Schneider und Handschuhmacher den Ruf Thriambe, Triumph gönnen, dem das ewig wiederkehrende Fest des Weins auch dem nie die Heimat räumenden Gemüt entlockt. Dionysos vollbringt das scheinbar unmögliche; ohne daß wir uns aus unserer alltäglichen Arbeitswelt weit zu entfernen haben, nur dank der Huldigung an den Wein, erhöht sich unser Dasein. Dies ist das oft diskutierte Wunder des Einzugs des Dionysos. Auf ihn griff die stagnierende Welt der besiedelten Landschaften und der abgefundenen Bewohner. Dionysos wurde der Gott aller, Frauen und Kinder und Handwerker und Mühseligen und Beladenen, die nicht als Junker den junkerlichen Gentleman-Gott Apollon mit der Tat verehren konnten.

Wie wichtig, ja entscheidend dies dionysische Element sein kann, mag ein Bericht über Ostdeutsche und Bayern zeigen.

„I will describe one typical evening. My little room was full of greenery and spring flowers, and after dinner we opened the balcony windows, turned out nearly all the lights, and each man produced a harmonica, flute or other instrument and we sang folk-songs and „yodelled". All Germans are, of course, almost without exception, natural musicians and devoted to music. Herr Martner had given me a Tyrolean dress, a red silk bodice with a dark flowered skirt, and to please him, I once put it on over my white silk blouse . . . Afterwards all the servants came in and danced, and my chauffeur sat and smoked as an equal with the royalties and others. In Silesia, as I knew it, this would be unimaginable; indeed no Prussian could have understood it, and it made even me feel rather shy. But Bavarians are extraordinary people. The next day the staff were all perfect servants again as if the music and dancing of the night before had been a dream[1]." Das war 1916.

---

[1] Daisy Princess of Pless, New York 1931, p. 390

Dieselbe Rolle hat am Nil der Kult der Sonne gespielt. Für die Regierung des Landes war die Sonne ohne jede Wichtigkeit. Ihre Hieroglyphe heißt der einzelne Tag. Den Ägyptischen Himmel aber ordneten mitnichten die Mächte des Tages. Politik gab es nur dank des Großen Jahres vor 1460 Jahren. Aber 300 Jahre etwa nachdem Horus die Natur besiegt und den Norden des Himmels erstürmt hatte, ließen sich die Regierenden notgedrungen herbei, zu den Bewohnern zu reden. Der ägyptische Bauer sieht nur die Sonne am Morgen aufgehn und am Abend sinken. Er besiegt nie den Polarstern, und er reitet nie auf der Woge der Überschwemmung. Alles, was in Ägypten von der Sonne, vom Ra erzählt wurde, war also ein demokratisches Zugeständnis an den Alltagsmenschen. So muß auch der seit 800 hervorbrechende Dionysoskult gesehen werden. Überall war er der Gegenspieler des Apollon, so wie der Marienkult der Masse des Volkes die strenge Nachfolge Christi balanciert.

Es ist eine große Ironie in dem Umstand zu finden, daß der Herrenmensch Nietzsche den Dionysos heraufbeschwor, als er für sich selber doch ganz und gar den Apollon meinte. Aber die Klassik hatte aus dem herben Musageten Apollo den süßlichen Virtuosen, den Apollon vom Belvedere, gemacht. Nietzsche wollte zu den Göttern von den bloßen Begriffen zurück. Auf diesem Wege stieß er den Ruf aus: Dionysos. Aber so wie er von Richard Wagner weg sich bekehrt hat, so muß der heutige Mitrufer des „Hellas ewig unsere Liebe", Apollons Mut und Herbheit wieder preisen, der da zwischen die festgelegten Wohnsitze der Menschen als der noch ungeöffnete, sich immer neu eröffnende Mund, als der Loxias seines Vaters Zeus getreten ist. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. So sang Apollon, so weissagte er, so erzählte er. So lockte – in einem soeben gefundenen Gedichte von etwa 600 v. Chr. – die Pythia des apollinischen Orakels den Sänger Archilochos in die Nachfolge seines Großvaters und seines Vaters auf die Insel Thasos[1].

Dionysos und Apollon haben einander nicht Abbruch getan. Die Athenische Tragödie, im Dionysostheater gesungen, ist eine neue Tat der Treue gegen Apollo und die Musen gewesen. Hier ist das von Dionysos begeisterungsfähig gemachte Volk in die Wege der hohen heroischen Ahnen hineingerissen worden. „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein." Im Theater läßt sich das noch heut einatmen, nachatmen.

Den Todesstoß empfing der Glaube der Hellenen, als sich mehr und mehr Männer der Mantik und dem Rasen, das jedem Gotte seine Gläubigen unterwerfen muß, soll anders es Gott sein, der lebt, und nicht ein Gespenst, das nur geistert ... als sich mehr und mehr dieser Unterwerfung entzogen. Der Gott war in der Jägerin und in der Hinde, der sie nachjagt: zusammen waren sie

[1] Giuseppe Schiassi, De novo Archilocho Oxy. Pap. 2310, 1. Rivista di Filologia N. S. XXXV, 1957, 151 ff.

Artemis. Gott war in dem Hades, der die Persephone hinunterriß in den Winter, und in dem Zeus, der sie hinaufhob in das himmlische Licht. Der Zeus Lykaios und der Zeus Aktaios verlangte eines Menschen teilnehmendes Lebensopfer. Der Geopferte selber wurde für diesen einen Augenblick zum Gott, und nur dadurch trat Gott in die menschlichen Ordnungen maßgebend ein, daß sich ein solches Opfer ihm darbot.

In alledem waren die Griechen nur wie die Frommen überall. Jesus hat ja dasselbe geglaubt, als er sein Blut für uns vergoß. Ohne sein letztes blutiges Opfer anzuerkennen, stürzen auch wir nur auf neue Menschenopfer. Blutzeugen wie der Pastor von Buchenwald, wie Moltke und Bonhöffer, und so viele Opfer müssen dann den Glauben an den Zusammenhang zwischen unseren Opfern, Gott und uns selber wiederherstellen.

Die Gebildeten unter uns, die Griechen also von heute und die Griechen von damals, sind an einem anderen Punkte gescheitert. Sie haben nämlich den prozedierenden, sich verwandelnden, furchtbaren und milden, schwachen und mächtigen Gott immer mehr vereinfacht. Am Ende der griechischen Welt, in Alexandria, sah jeder Gott wie ein Menschentyp aus, und zwar wie immer derselbe. Die Humanisierung der Göttergestalten hatte die unvorhergesehene Folge, die immer eintreten muß, wenn der Mensch zuoberst zu stehn kommt. Er, der durchaus das Maß aller Dinge sein soll, wird dann auch, was er nicht sein kann, zum Maß Gottes. Da Gott aber Mann und Weib, alt und jung, weiß und schwarz, dumm und genial in uns Menschen hineingeschaffen hat, und da der Schöpfer der Millionen Ohren selber ein feineres Ohr hat für die Sprache seiner Geschöpfe, so werden wir taub, wenn wir irgendwo, irgendwann, die Götter auf ihr Fach, ihren Begriff einschränken. Das, was die Gelehrten an den Anfang ihrer Gedanken über die griechischen Götter gesetzt hatten, Zeus, der Blitz, Poseidon, das Meer, Apollon Phoibos, die Sonne, diese tote Plattheit ist am Ende der griechischen Gedankenfährten eingetreten. Damals war es so weit, daß Apollon mit der Sonne gleichgesetzt wurde, Kronos, der Urgott mit Chronos, dem Begriff des Zeitablaufs. Alle Erklärungen der Heutigen finden sich auch in der Antike, aber in dem Augenblick als die Götter Griechenlands starben. Wenn Gott nicht ein mich ergreifender Vorgang heut hier und jedesmal ist, eine Nacht, die sogar diesen Augenblick verwünscht oder segnet, dann ist es verlorene Liebesmühe, den Gottesnamen in die Feder zu nehmen. An ihrer Vereinfachung, an ihrem sich nicht mehr Verwandeln, an ihren Statuen und Gemälden, an ihrer Herumreichbarkeit als Nippes sind die Götter Griechenlands unglaubwürdig geworden. Das Schulhaus gibt eben den Göttern nicht die Zeit, dank derer sie wirkliche ewige Elemente der Schöpfung heißen dürften. Zurückgeschraubt nicht auf ein Drama aus vielen Stadien, Phasen, Akten, sondern auf ein Menschenwort der Schulen der Philosophen, haben die homerischen Götter vor dem homerischen Menschen den Geist aufgegeben.

In den griechischen Kunstwerken, in der Welt des griechischen Geistes, ist ein Rahmen errichtet, in dem sich eine zweite Natur hinter den Erscheinungen der geschichtlichen Mächte auftut.

Das Poiema, das Poem, heißt auf Griechisch alles vom Genius der Menschen Geschaffene. Und dies Poiema, dies Gedichtete, ist das, was von allen Griechen, allen Humanisten vergöttlicht wird. Jener Psychologe, der von den Frauen sagte: Sie führen uns zur Kunst, hatte eine griechische Werttafel[1]. Hier steht die Kunst am höchsten. Denn sie öffnet feindliche Gruppen, so daß sie einander ins Herz blicken können. Darum kann jeder Protestant den Dante lesen und daraus die Kirche verstehen. Jeder Katholik kann den Faust lesen, und dadurch die Protestanten verstehen. Deshalb also „Hellas ewig unsere Liebe".

Am Ende der Odysee ruft Homer aus: oder richtiger: Agamemnon sagt zu Achilleus im Totenland „Bei deiner Beerdigung haben die Musen solch einen Gesang angestimmt, daß er niemals und niemals von dieser Erde verschwinden soll." Das ist eine wundersame Anspielung auf die Ilias selber, aber alle Prophezeiung ist noch viel wundersamer; es ist die ewige Verheißung der Poesie. Bei Homer wird eine neue Position gewonnen, und das ungeheure Wagnis dieser neuen Position zittert noch in den Abgründen, die sich unter dem Gespräch zwischen Priamos und Achilleus öffnen. Ich habe aber vielleicht nur noch zu erklären, weshalb heut diese Leistung als etwas „Natürliches" angesehen wird. Nicht als Schöpfer eines neuen Menschentums, sondern als Sänger der menschlichen „Natur" ist Homer heut bekannt.

Der Grund dafür ist nun aufzeigbar. Der homerische Mensch machte Schule; ein Gedicht nach dem anderen gab dem Publikum einen Zutritt mehr in das Blickfeld gegenseitigen Staunens. Auf Achill und Hektor und Priamos und Patroklos waren tausende ähnlicher Auftritte Gesang und Gestalt geworden. Sowie auf die vielen benannten Heiligen im Fest Allerheiligen ein Fest für die unbekannten Heiligen gefolgt ist, so ist auf Homers gegenseitige Helden und all die Heldendichtung nach ihm am Ende ihre Zusammenballung geschehen: Was wir oben von der späten Abstraktion „θεός" zu berichten hatten, das haben wir nun auch von der berühmtesten griechischen Abstraktion zu berichten: „Der ‚Mensch'" ist die feinste Frucht eines Jahrtausends poetischer Verklärung unseres einander Anstaunens. Daraus sprang der Satz: Homo sum, Alienum a me nihil humani puto. Ich bin ein Mensch; kein Tatbestand des Menschlichen ist so fremd, daß er mich nicht eines Tages angehn kann.

Dieser Satz kam am Ende einer unendlichen Kette von Wiedererkennungen in Poesie und Philosophie. In der Poesie der Griechen erkannten Menschen bewundernd einander. In der Philosophie erkannten sich die Dinge gegenseitig

---

[1] Band I, S. 95 ff.

im Licht ihres „eidos" (Sichtbarkeit). Beidemal ist es ein Sicherkennen von Angesicht zu Angesicht. Wenn Paulus sagt, daß wir erst hernach von „Antlitz zu Antlitz" schauen werden, so betont er, daß der Weg der Augen Schranken hat. Doch dieser Weg, der die Zeitdifferenz verkennt, blieb der Weg der Griechen. Nur bleibt natürlich immer eine Verschiedenheit beim Anschauen von außen übrig. Wie Plato sich ausdrückte: „Beim Anschauen bleiben die Menschen so verschieden, als da politische Verbände bestehen." (Staat: VIII, 544 d.) Auch bei Plato ist also der Abgrund zwischen den Sichtbarkeiten, nicht gefüllt, sondern nur wie bei Homer *überbrückt.* Denn wer in die Fremde *„einschaut"* wie Homer und Plato, muß erst einmal daheim gesprochen haben. Sehen durften sich erst Hektors Vater und Hektors Besieger. Hinterher erst wird gesehen! Es ist aber nichts geringes, daß wenigstens hinterher eingesehen werde! Die Geschichte dieses Pontons-Schlagens beginnt bei Homer, als Achilleus den Freund verloren hat und in Gefahr schwebt, sich selber fremd zu werden. Deshalb ist der Humanismus ewig wahr, weil ich mich selber oft genug verliere. Ich muß mich wieder finden, aber ich kann das nur, falls ich einen Teil meiner selbst außerhalb meiner gewohnten Umwelt neu in einem neuen Menschen entdecke. Ich muß mir selber neu begegnen. Als Philipp II. ganz einsam ist, läßt Schiller ihn beten: „Jetzt gib mir einen Menschen", nicht einen Diener, nicht einen Beamten, nicht eine Geliebte. Bloß einen Menschen, einen, der bloß Mensch ist. Das ist Humanismus. Dem aus seinem Verband Vereinsamten muß ein außerhalb dieses Verbandes lebender Mensch begegnen, damit er sich wiedererkenne.

Der deutsche Leser des Homer mag verwundert fragen, weshalb er siebenhundert Jahre vor der Stiftung der Kirche den Freund im Feind sich selber erkennen läßt, wo doch die Nibelungen unseres Mittelalters in grauser Feindschaft von Teufelinnen erschlagen werden. Deshalb soll dies unerwartet inhumane Gegenstück dazu dienen, den Homer noch kurz zu erläutern. In unserer Ära wird das Selbstverständnis aller Menschen nicht nur abstrahiert aus vielen Liedern; im Kommen des einen vollkommenen Menschen war es ein für allemal konkret geworden; und jeder Mönch, ja, jeder Gläubige konnte im Herzen dieser Einheit gewiß leben. Aber die Verbände waren nach Roms Fall wieder so zahlreich wie in der Antike. Nach wie vor raste der Krieg, nach wie vor widerstanden die Stammesgeister den Kaisern, und die Kaiser der Kirche. Einzahl schon in den Herzen und Mehrzahl noch in der Welt ist unsere wirkliche Lage in den letzten zweitausend Jahren. Dadurch wird die Nibelungensage zum Gefäß einer *Gegenwelt,* die in der schon ein Herz und eine Seele gewordene Menschenwelt das Schwert träg, und die sich in endlose Kriege verstrickt findet. Wo Homer zum ersten Male das Ganze der Welt umfaßt und mit seinem Einschaun hinter die Trennungen dringt, da umfaßt die Nibelungensage jene seelische Hälfte der Welt, die trotz unserer Ära noch im argen liegt. Und an dieser halben Welt ist nicht die Humanität, sondern die Unmenschlichkeit der auffallendste und „eingeschauteste" Tatbestand. Um ihn kreist daher das deutsche

Epos in christlicher Zeit. Und dies alte Epos mußte zu neuem Leben seit 1750 erwachen, weil die offizielle Menschheit eben seit 1750 nur noch vom Menschen im allgemeinen und von der Humanität redete. Als Schiller den Menschen mit dem Palmenzweige grüßte, und als Goethe ein Jahr vor der französischen Revolution sein Gedicht auf HUMANUS begann („Die Geheimnisse"), da wurde der gemeine Mann in die blutigsten Kriege geschickt. Und das ging so fort bis zu den Weltkriegen. Oben lebten die Bürger in Kunst und Wissenschaft nach Homers und Platos Muster; unten aber rüsteten die Nationen nach dem Muster der Imperien und Stämme gegen den Erbfeind und den Nebenbuhler.

Dieser unteren, aber jedem von uns Wehrpflichtigen vertrauten Schicht des Daseins gab die Nibelungensage Ausdruck. Ob Simrock oder Hebbel, Lachmann oder Richard Wagner die Nibelungen erneuerten — diese pluralistische in Familienzwist hadernde Menschheit kam den Sorgen und Ängsten der Völker des von Feinden umringten Mitteleuropa um so näher, je weniger die offiziellen Zivilisten sich mit dieser Hälfte der Wirklichkeit zu befassen liebten.

Auf einem Pulverfaß lebend bekannten sich die Deutschen als Volk zum Schicksal der Nibelungen. Daß aber die Nibelungen wirklich ein Spiegelbild, ein umgekehrtes Bild der homerischen Welt darbieten, lehrt ein Vergleich. Homer blickt zurück auf ein furchtbares Gemetzel, aber während des zweiten Weltkrieges wurde ein Lied an die Schuljugend verteilt: „Wir Helden aus Burgundenland rücken in Atillas Land. Schrecklich wird das Gemetzel sein. Laßt uns als rechte Helden fechten, wenn das große Schlachten kommt; laßt uns zeigen, daß wir wahre Nibelungen sind." Das „Einschaun" in diesen Abgrund ist also hier Vorausschau, bei Homer war es ein Rückblick.

Zwischen Rhein und Donau dehnt sich die Nibelungensage. Zwischen Troja in Kleinasien und Griechenland schwingt die homerische Sage. In den Nibelungen behandelt der erste Teil das Leben daheim am Rheine; im zweiten Teil rücken wir an die Donau, in feindliches, halbasiatisches Land, zu den Hunnen. Bei Homer wird der Held Achilleus in dem ersten Liede erschlagen; im zweiten, der Odyssee, sind wir in der Heimat der Sieger über Troja. In den Nibelungen wird der Achilleus entsprechende Held Siegfried daheim erschlagen von seinen eigenen Kriegskameraden. Bei Homer folgt dem auswärtigen Krieg das Friedemachen daheim. Das letzte Wort der Odyssee lautet: Die Blutrache der Verwandten, die auf Ithaka ihre erschlagenen Freunde, die Freier der Penelope rächen sollten, wird aufgegeben. Die Nibelungen haben die Rache für die häusliche Freveltat zum Ausgangspunkt, und diese Rache nimmt die Burgunder außer Landes und reißt die östliche Welt in den westlichen Racheakt hinein. Bei Homer verkehren die Freier der Penelope die Regeln der Brautwerbung und anstatt auswärts auf Freiersfüßen zu gehen, lassen sie die Abenteuer dem verheirateten Fürsten Odysseus und umlagern seine Gattin daheim. Der Gatte ist fort, die Freier sind zu Hause. Aber in den Nibelungen war es Siegfried, der in der Fremde über alle Pflicht hinaus um Brunhilde für Gunther warb; sein

Verderben war ein Übermaß von Werbung; um Krimhilds willen beleidigte er Brunhilde. Daß er einer anderen Frau Stolz um seiner Brautwerbung willen brach, wurde Siegfrieds Verderben.

Im Homer bildet der Untergang Agamemnons von Klytämnestras und ihres Liebhabers Händen den ständigen Hintergrund der Odyssee. In den Nibelungen aber bildet der Tod des Siegfried von Hagens Hand den Vordergrund des ersten Teiles. In Ilias und Odyssee finden wir uns erst in der Ferne, und dann kehren wir heim. In den Nibelungen beginnen wir zu Hause und gehen dann in die Ferne. Bei Homer liegt ein Wettbewerb zwischen zwei Männern, Menelaos und Paris, hinter der ganzen Entwicklung. Im dritten Buch der Ilias wird uns vom Dichter für einen Augenblick die Illusion verschafft, als ließe sich der gewaltige Krieg bis auf diesen Ausgangspunkt zurückschrauben; Paris und Menelaos treten zum Zweikampf an. Aber längst ist dieser Krieg über diese beiden hinausgewachsen. Und ihre Eifersucht hat ganz Griechenland und Kleinasien mitgerissen. In den Nibelungen tobt der Kampf zwischen den beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild. Ihre Eifersucht wird geschildert. Aber auch hier ist die Eifersucht zu weit gediehen, und bereits ist die Ehre von allen in Mitleidenschaft gezogen.

Achilles zürnt, so beginnt die Ilias. Das Nibelungenlied hätte wohl anheben können mit den Worten: „Sing, o Muse, von Brunhilds Zorn!"

Ein Hohlspiegel wie die Nibelungen hat einen unaufhebbaren Mangel. Das lebendige Vorbild zielt auf einen lebendigen Fortschritt. Die Linien des umkehrenden Spiegels aber führen nicht aus dem Bild heraus, sondern sie führen sozusagen hinter den Spiegel, ins Nichts. Und dies ist in der Tat die seltsame Richtung der Nibelungen, wenn sie mit Homer verglichen werden. Homer führt aus seinen eigenen Erzählungen hinaus in die Menschheit. Die Nibelungen führen nirgend hin, weil sie die schon anhebende Einheit abschreckt. Bei Homer wird der, dessen Rat endlich den Fall Trojas – mittels des hölzernen Pferdes – veranlaßt –, wird Odysseus sinngemäß zum Träger des zweiten Teils, und ein langer, zukunftsträchtiger Friede für alle Griechen wird von uns leicht geglaubt, weil wir ihn heimkehren und die Anarchie beenden sehen. In den Nibelungen aber tobt die Revolution des Nihilismus. Ein Außenseiter, Dietrich von Bern, muß den Kreis der Blutrache betreten, damit sie je ans bittere Ende komme. Nichts bleibt übrig als das Nichts, weil das Sich-Sträuben gegen die werdende Einheit der Völkerwelt das Thema ist. Die Tortur der Spannung zwischen dem Kriegspfad des ersten Stammes und dem schon verheißenen Seelenfrieden – erzeugt den Liedleib der Nibelungen. Weil das *Sträuben* besungen wird, muß Liebe in Leid enden.

Der homerische Epos trat aus der Welt der Stämme heraus, und begann über sie in der neuen Sprache der Menschlichkeit, einer Menschlichkeit, zu reflektieren. Die Nibelungen stolpern in den engeren und engeren Kreisumfang der Rachegeister aus dem einfachen Grunde, weil hier das innere Wegenetz der

alten Kriegspfade ringsum auf die vordringende und es umringende christliche Welt stieß. Die Nibelungen liegen wie das Dornröschen inmitten einer ansonsten schon vereinheitlichten Welt. Homer aber ist der erste, eine vorchristliche Welt in Gedanken zu vereinheitlichen.

Weil die Kirche ein Leben predigt, die Staaten aber ein anderes Leben leben, durchzieht unsere Ära ein Zwiespalt. Solange Jünglinge für Land oder Volk zu sterben haben, kann man den Kriegsmythos nicht leichthin abtun. Wir leben in einer Ära, wo ein Mann seinem Feinde vergeben kann, wo aber Nationen nicht wissen wie sie das einander antun können. Von dieser Zweiteilung sind die Nibelungen besessen; denn es ist die chronische Krankheit der christlichen Zeitrechnung; in *„Europa und die Christenheit"* schrieb ich 1918, daß sich das Epos unserer Ära viel heidnischer gebärden dürfe als das homerische, weil es die „andere" Seite durch die Kirche vertreten wisse. Das germanische Epos ist bewußt ein Halb; Homer aber ist das Ganze des nationalen Selbstbewußtseins. Weil also die Nibelungen den Kriegsrest in einer zunehmend christlichen Welt beschreiben, so geben sie dem Krieg nur sein negatives Zeichen. Das ist um so beachtenswerter, als die uns erhaltene Niederschrift im Zeitalter der Kreuzzüge geschah. Die Neubelebung der Nibelungen seit Haller und Bodmer und Klopstock kann vielleicht wie das Neuaufbrechen einer alten, schon für verheilt geltenden Wunde angesehen werden. Noch einmal mußte sie fürchterlich schwären, damit endlich die Erbfeinde, Deutschland und Frankreich, und der ganze Lebensraum, den die Nibelungen umgreifen, in ein größeres Ganze endgültig hineinfallen, eben jenes geheimnisvoll über den Teilen aufwachsende Ganze, dem sich unsere Zeitrechnung seit Christi Geburt offen zugewendet hat, und aus dessen Unvollkommenheit die Nibelungen ihr Teilrecht ableiten konnten.

So erläutern die *späten* Nibelungen, die in eine vorhomerische Zeit zurückeifern, die frühe Tat Homers. Homeros hat ein für allemal das griechische Problem entdeckt: Die Mehrzahl der griechischen Ordnungen gibt hier den Anstoß zu einem außerhalb des politischen Pluralismus stehenden Reiche der Gedanken. Ein System der Natur wird versucht, eine Enkyklopaidia des Wissens aus Natur und Geisteswelt.

Dieser Geist der Ideen findet sich seither allenthalben in der Muße zwischen den Zeiten, zu denen gehorcht und befohlen, geliebt und gelitten, gestorben und geglaubt wird.

Der Fortschritt der Griechen führt in das freie Reich der Ideen. Das ist eine neue Freiheit besonderer Art.

Im Stamm fand durch die Ehe und das Band zwischen Eltern und Kindern der Mensch eine neue Freiheit, wie sie die Natur nicht kennt. Mord und Notzucht, Treulosigkeit und Undank sind die entsetzlichen Verschwendungsposten der „Natur" in ungezähmten Menschen. Die Freiheit wuchs, als die Krieger abrüsten konnten und jeder seinen eigenen Beruf haben durfte, als es Bauern gab und die Toten gerichtet wurden. Israel befreite die Seelen von Zauberei

und Gespensterfurcht, zum Jauchzen seiner Gottespsalmen. Die Opfer, die jedesmal gebracht werden, ermöglichen einen gewaltigen Fortschritt in die Freiheit. Die Reihenfolge ist „Entsagung, Fortschritt, Freiheit". Der Beweis für jeden Fortschritt liegt also in der größeren Freiheit, welche folgt. Freiheit garantiert niemals den Fortschritt. Aber einen Fortschritt kann man nur durch den Gewinn von mehr Freiheit beweisen, und da erhebt sich die Frage, ob die Griechen einen solchen Fortschritt gemacht haben. Die Griechen haben weder Stamm noch Reich geändert. Kein Götzenbild ist dank griechischer Philosophie je von irgend einem Volke aufgegeben worden. Die Ideen haben in der Antike die Welt nicht geändert; das tun sie erst in unserer Zeitrechnung. Man konnte also dank der Griechen freier denken, aber nicht freier handeln. Ist das ein Fortschritt, der in der Geschichte zählt?

Wie alle Spiegelung der wirklichen Welt im Geist, so ist auch der wirkliche Fortschritt, wenn die Griechen ihn abbinden, ohne die Dimensionen der wirkenden Schöpfung.

Wir können also hier die Probe auf das Exempel machen, das wir aufgestellt haben: Die Welt der Gedanken dreht das Vorher und Nachher um. Was zuerst im Leben erfolgt, wird zuletzt im Denken wahrgenommen; was vom Denken als erstes wahrgenommen wird, ist zuletzt geworden. Wenn der griechische Geist sich zum Träger des „Denkens" gemacht hat, dann muß sich für die Griechen die Rangordnung der drei Akte: Opfer, Fortschritt, Freiheit umgedreht haben. Denn der menschliche Geist *schafft nach*. Und dem Nachschaffenden steht das Ergebnis und der Ausgang bereits vor Augen, wenn er zu gestalten anfängt. Der menschliche Schöpfer, der Künstler, vor dessen entzücktem Blick das fertige Gebilde steht, und der endgültige Ausgang, dieser am Ende bereits angelangte Geist, geht noch einmal an den Anfang zurück, um das Leben ein zweites Mal ablaufen zu lassen. Wenn es uns gelingt, diesem Schöpfer über die Schulter zu sehen, dann werden wir die einheitliche Front aller Liberalen, aller Künstler und Gelehrten verstanden haben, in ihrem Verhalten zur Zeit. Wir werden dann verstehen, weshalb Homer allen Ernstes der Schöpfer der Poesie ist. Poesie in dem Sinne der Moderne hat es vor Homer nicht gegeben. Und Homer ist sich dessen bewußt gewesen. Wie Jesus der fürnehmste Christ gewesen ist, weil er der erste war, so ist Homer der große Poet, weil er als erster der Muse gebot. Denn worin besteht dieses Gebot?

Man nehme ein modernes Drama wie den Wallenstein. Daß Wallenstein ermordet wird, steht von allem Anfang fest. Dieses ist das eine unverrückbare Datum für Schiller. Die Kunst aber besteht darin, *vor dieses Ereignis vorzubauen*. Im Wallenstein wird die Treppe zu dem Untergang in vier Stufen gebaut: Prolog, Lager, Pikkolomini, Tod. Schwank, Schauspiel und Tragödie folgen einander, durch eine Ouverture zusammengehalten, in der das entscheidende Wort lautet: „Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst, auch eurem Herzen menschlich näher bringen . . ." Die beiden Wörter „Doch" und „Auch"

verraten das Ziel der zweiten Fahrt, die von dem Schiff der Kunst angetreten wird. Sie verhält sich dialektisch (*„doch"*), damit sie *„auch"* die Hörer in das längst geschehene Ereignis hineinnehmen kann. Die Poesie *erweitert* den Kreis der Beteiligten durch einen *zweiten Kreis*, die Zuhörer und Zuschauer. Der erste Kreis, das ist ja der Chor auf der Bühne, oder die Freunde des Helden, und das Gefolge der Großen. Das Wiedererleben durch den zweiten Ring der unbegrenzten Menge der Leser oder Theaterbesucher wird der Poesie verdankt. Und weil ein zweiter Ring um das Ereignis geschmiedet werden soll, deshalb ist das Formgesetz aller Poesie ein für allemal von dem Poeten gefunden worden, der diese Operation zuerst vorgenommen hat. Als Homer dem trojanischen Hektor den Satz in den Mund legte, mit dem seitdem jeder griechische Schulknabe aufwuchs: „Ein Vogelzeichen ist das Beste: fürs Vaterland zu fechten", da hatte er den Feind dem eigenen Herzen der Griechen bis zur Deckung nahe gebracht. Hektor ist also nicht für den ersten Ring, die gegen die Trojaner wütend kämpfenden Griechen, sondern überhaupt nur für die zweite Ringbildung, die späten Hörer, denkbar. Hektor ist eine poetische Schöpfung. Hektors griechischer Name beweist, daß Homer ihn erfand. Man hat sogar in Hektor die Seele der Ilias gefunden. Aber die Alten haben es besser verstanden, wenn sie sagten: „Homer liebte Achilleus." Denn *weil er Achilleus liebte*, mußte Homer die *zweite* für den unendlichen Kreis aller seiner Hörer bestimmte Erzeugung des Achilles am Hektor sich vollziehen lassen: Im Feind erkennt sich der Held. In seinen Feinden erkennen wir den Helden. Mag Menelaos den Paris auch zum Gegenspieler haben, Achilleus gewinnt durch Hektor eine Reife, die dem sonst Unreifen nicht zugewachsen wäre.

Auch in der Odyssee wird der Held an einem Gegenspieler für den zweiten Kreis erfaßbar. Die vielen, vielen Abenteuer und die vielen Menschen und die vielen Städte, die dem Odysseus begegnen, würden ihn uns nicht nahe bringen, wenn es nicht „auch" dank der Kunst ein Mittel gäbe, die innere Einheit des Helden des Epos uns „doch" ins Herz zu schreiben. Als der Held der Geschichte braucht weder Achilleus den Hektor noch Odysseus die Penelope. Beide brauchen ihre Gegenspieler, weil sie Helden eines Epos werden sollen!

Denn im Epos wird eben dem *zweiten Ring des Publikums* etwas poetisch gezeigt, was *sie* ansonsten nichts angeht. Und da wird der vielsinnige, vielausstehende Odysseus, wie ihn Homer nennt, durch die fest auf dem Sinn beharrende, durch Penelope, sinnvoll. Auf dem Sinn beharrend, eche-phron, ist denn auch ihr Beiwort. Und Höhepunkt der Odyssee ist bekanntlich die Szene, in der Odysseus mit allen seinen vielen Einfällen schließlich an Penelopes standhaftem Sinn scheitert. Seine Pfeile sind verschossen; Penelope bestimmt selber, wann sie soll glauben können, Odysseus sei heimgekehrt. Und sie, Penelope, überlistet den Listigen, indem sie so tut, als habe sich bei ihr, der Beharrlichen, Bleibenden, Unverrückbaren, das Zentrum des Daseins, die eheliche Bettstatt selber, verrückt. Alles hat Odysseus an sich vorüberziehen sehen; alles hat sich

unzählige Male gewandelt. Menschen in Schweine, Glück in Untergang, Segen in Fluch, aber auch, bei den Phäaken zum Beispiel, Fremde in Freunde; alles hat das Herz des Odysseus erduldet. Aber wie der eine ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht wankt, wie Penelope so tut, als könne man ihr gemeinsames Ehebett wie ein bloßes Möbel umhertragen, da braust Odysseus auf; das ist zuviel. Und in diesem Augenblick, wo er beharrt, und die Gattin vielsinnig spielt, wo also beide die Rollen vertauschen, wird uns Odysseus erst vertraut. Es ist der Höhepunkt der Odyssee, diese durch Rollentausch bewirkte Wiedererkennung des Mannes Vielgewandt und der Frau Haltefest. Und die moderne Kritik hat diesen Höhepunkt so bewundert, daß sie durchaus das Epos damit als dem Happy ending enden lassen wollte. Aber das ist ein Mißverständnis der Poesie. Das Poetische der Penelope, wie des Hektor, ist ja ein zweites Element des Epos, jenes Gegenstück oder die Folie, damit *auch* das Publikum teilnehme. Die Geschichte selber bleibt in der Ilias der Zorn des Achilleus vor seinem frühen Tode, und in der Odyssee der Friede, den der Zürner Odysseus als Veteran nach dem Weltkriege zu Hause aufrichtet. Daher endet die Ilias nicht, wenn Hektor fällt, und die Odyssee endet nicht, wenn Odysseus und Penelope in dem umstrittenen unbeweglichen Ehebett ruhen, so wenig wie der Wallenstein endet, wenn Max Pikkolomini stirbt. Höhepunkt und Ende sind auch in jeder Symphonie zweierlei. Und an einem zweiten Zuge erprobt sich das poetische, nachschaffende Vermögen Homers. Achilleus und Odysseus heben sich nämlich gegen ihren unbelebten Gegenspieler Agamemnon ab. Ihm versagt Homer das „auch" des „Euren Herzen menschlich Näherbringens" der Kunst. Ihn, Agamemnon, läßt der Dichter nur im Vollbesitz seiner Königsrechte aus der vorepischen Überlieferung. Agamemnon ist der *starre, vorhomerische Held* im Homer. Von ihm sagt daher Achilleus zu Hektors Vater in der von uns nacherzählten Szene: „Agamemnon würde es nicht verstehen, was ich hier tue; daher, o Priamos, darf er es nicht erfahren." Und in der Odyssee ist der unselige Agamemnon, den die unbeständige Gattin Klytämnestra erschlägt, die grausige Folie zu des Odysseus' Eheglück. Nur dank Penelopes Beharrlichkeit kann ja Odysseus siegen, und so ruft Agamemnon unten im Hades am Ende der beiden Epen das homerische Geheimnis aus:

Agamemnon ist unbetrauert und unbeweint gestorben. Achilleus sagt zu ihm mitleidig: „O Feldmarschall, weshalb fielst Du nicht vor Troja? Denn nun bist du um deinen Namen betrogen. Keine Seele wird dich erwähnen, unbeerdigt und unbetrauert liegst du da." Da erwidert Agamemnons Schatten: Du, Achill, wirst auf ewig leben. Die ganze Welt kann das Grab am Hellespont sehen. Und die Musen selber sind zu deiner Bestattung erschienen, und ihr Gesang — die Ilias — wird dich für alle Zeiten unsterblich machen. Und von Odysseus redend sagt alsdann derselbe König Agamemnons, es werde seine Rückkehr verherrlicht werden in einem Lied — und das ist natürlich die Odyssee selber — das man

nicht nach Odysseus nennen werde, sondern die Nachwelt werde es betiteln: Wie Penelope treu auf dem Sinne beharrte.

Die Poesie ist Wiederschöpfung, denn sie macht unsterblich, sagt Homer. Dem Agamemnon fehlt eben dieser Gesang der Musen; nur indirekt, nur, weil Homer ihn in seinen beiden Liedern erwähnt, fällt auch auf Agamemnon noch das Licht der Poesie.

Nachdem wir nun einen Blick in die Werkstatt der Poesie getan, können wir verstehen, weshalb sie zu den äußeren Ereignissen hinzu erfindet. Daraus aber, daß sie beides tut: nach außen einen zweiten Kreis, das Publikum dadurch gewinnt, nach innen einen zweiten Kreis von herzhaften Vorgängen bewundernswert erfindet, *verlängert die Poesie die Zeit* und spinnt das aus, was sich ja sonst mit einem kahlen Wort sagen ließe: „Achill zürnt" oder „Odysseus kehrt heim", ist der kahle unpoetische Tatbestand. Wie gewinnt also die Poesie solche Macht über unsere Herzen, daß wir willig uns ihrem Zauber gefangen geben?

Dies ist die eigentliche Frage an die Poesie: Wie schaffst du die Spannung in der Muße? Weshalb geben wir dir alle Zeit, die wir haben? Weshalb nehmen sich die Leute die Zeit, ins Theater zu gehen? Im ersten Bande wird der Leser eine Erörterung finden, daß alle Zeit gespannt und erstreckt und anberaumt werden muß. Auch alle Räume werden ja gebaut. Vom Spannen der Zeit durch Poesie muß also jetzt gehandelt werden. Ein Vergleich mag das einleiten helfen. Die Ur-aktion der Himmelskaiser in der vorhomerischen Welt ist das Anspannen des Meßseils, um den Tempelbezirk gegen den Horizont abzugrenzen. In diesem Akt durchmaß der Herrscher jene wiederkehrende kreisende erleuchtete Welt, in die hinein durch das Tempeltor die Gläubigen eingestellt werden. Im Spannen des Meßseils, so empfanden die Ägypter, kam die Göttin des Anvisierens, des Bewußtseins, dem Herrscher zu Hilfe. Sie ist es, die das Seil spannen hilft. Sie muß gegenwärtig sein, die Göttin des Visierens des Himmels, Seschât.

Damit darf ich wohl die Tat der Muse vergleichen, die den Zeitraum der poetischen Spannung errichten hilft. Die poetische Spannung ist das Geheimnis Homers. Und Goethe hat es in einem Brief an Schiller klar formuliert. Aber wir modernen Leser von Detektivgeschichten müssen dies Geheimnis neu lernen, weil wir denken, daß ein Roman uns deshalb spannt, weil wir seinen Ausgang nicht vorher wissen. Das ist keine poetische Spannung. Im Gegenteil: In der großen musischen Poesie steht der Ausgang von vornherein fest, so wie das Thema in einer Symphonie. Alle Hörer Homers wußten, daß Odysseus heimkehre und Hektor falle. Das Spannungselement der Poesie liegt nicht in irgendeiner Unwissenheit. Es ist buchstäblich Spannung, weil es nämlich in der Kunst der Verlangsamung, der Retardierung besteht. Die Zeitlupe ist das Element der Poesie.

Wie schon erwähnt, dauert es vier lange Gesänge, bevor der im ersten Vers berufene „Mann" selber erscheint. Im Lande der Phäaken verzögern drei lange

Bücher den Augenblick, in dem das große Wort aus des Helden Mund hervorbricht: „Ich bin Odysseus, von dem alle Menschen und die Himmel selber wissen." In der Ilias, nachdem Achill den Hektor erschlagen, nehmen wir erst an den Leichenspielen zu des Patroklus Ehre teil, die dann Achill nicht helfen, bevor wir auf den Höhepunkt der Begegnung zwischen Hektors Vater und Achill hinaufgelassen werden. Deshalb ist die kritische Zerschlagung der Einheit der Ilias oder der Odyssee so unglaublich stupide gewesen, weil zum Beispiel in der Odyssee die ganze Absicht dahin zielt, zehn Jahre in sechs Wochen zusammenzudrängen; das heißt, der Dichter beginnt sechs Wochen vor dem Ende und greift nun immer weiter nach außen und nach rückwärts aus und stopft immer neue Stoffmassen zwischen seinen Anfang und das Ende, damit wir immer noch einmal unterwegs aufgehalten und unterhalten werden. Genau so beginnt ja die Ilias gegen das Ende des Krieges, im zehnten Jahre. Aber sie ist schier noch raffinierter. Denn sie bricht sogar vor dem Tod des Achilleus und vor der Einnahme Trojas ab. Sie will eben nicht den Tod des Achilleus schildern. Sie hat etwas Besseres zu tun. Sie will den Achilleus unsterblich machen.

Sein ganzes Leben lang hat Wilamowitz-Moellendorf, dieser selten große und selten blinde Philologe, diese einfache Tatsache nicht begreifen können. Er glaubte, jemand habe den Tod des Achilleus besungen und die Odyssee „bestehe" aus Abenteuern. Leider ist die Blindheit eines Philologen ganz anders als die Blindheit des Sängers Homeros. Dem Homer gab seine Blindheit die Macht, eine kurze Frist von wenigen Wochen unaufhörlich zu verlangsamen, unaufhörlich zu erweitern und mit immer mehr Spannungen zu laden. Die Ilias und die Odyssee sind gar nichts, wenn sie nicht eben dieses einheitliche poetische Schaffen einer Spannung sind. Die Einheit fällt viel mehr in die Augen an diesen Epen, als irgend etwas anderes. Alle Kunst des Dichters geht auf die Herstellung einer kurzen Zeit, die endlos wirkt. Dies ist eben das Geheimnis der *Unterhaltung*. Und Poesie ist die Unterhaltung einer Spannung, weil das Publikum die Freude empfinden soll, Zeit zu haben, Muße zu genießen.

Poesie gibt das Gefühl der *freien* Zeit. Und dies Gefühl war den Menschen vor Homer unbekannt. Goethe schrieb an Schiller: „Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mitteilen. Da es in der *ersten Ruhe und Behaglichkeit* angehört werden soll ... Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes ist, daß es immer vor und zurück geht, daher sind alle retardierenden Momente episch. Sollte dies Erfordernis des Retardierens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt ist, wirklich wesentlich sein, so würden alle Pläne, die geradehin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen sein ..." Und Schiller erwidert: „Ihre Idee von dem retardierenden Gange des epischen Gedichts leuchtet mir ganz ein." Darauf vertieft Goethe seine Entdeckung: „Ich suche das Gesetz des Retardierens unter ein höheres unterzuordnen ... daß *man von einem guten Gedicht den Ausgang wissen könne, ja wissen müsse* ... Dadurch erhält die Neugierde gar keinen Anteil an

solchem Werke ... die Odyssee ist in ihren kleinsten Teilen retardierend, dafür wird aber auch vielleicht fünfzigmal versichert und beteuert, daß die Sache einen glücklichen Ausgang nehmen werde ..."

Gehen wir nun mit diesem Gewinn zu der letzten Frage: Wie gewinnen denn wir etwas durch die Griechen? Und was gewannen sie selber, was ohne sie nicht in der Welt war? Wir haben nun die Antwort.

Die Griechen schreiten nicht aus Opfern dank Fortschritts in größere Freiheit vor. Sondern sie pflanzen in unser Herz die Überzeugung, daß wir die Freiheit *schon haben*, daß wir das Irdische schon hinter uns gelassen haben und daß wir nicht mehr die Opfer oder Sklaven der Zeit sind. Nicht der Fortschritt zur Freiheit, sondern die Freiheit fortzuschreiten, ist das Thema oder die Erfahrung unserer Mußestunden!

Die Metanomik des Fortschritts, d. h. das Kostengesetz der von uns erkämpften Freiheiten wird also von den Musen umgekehrt geschrieben: in der rauhen Wirklichkeit heißt es: „Durch Opfer zu Fortschritten in die Freiheit." Die Poesie aber, die ja nachschafft und wiedererstehen läßt, muß mit der freien Zeit anheben. Erst muß sie ihrem Publikum die Freiheit spannen, bevor wir uns von Fortschritten im Epos und von Opfern in den Tragödien werden erzählen lassen. Poesietrunken sind die Hellenen und hatten immerdar Zeit, sich auf ein neues Kunstwerk, ein neues Poiema, ein Kunstwerk, ein Poem, einzulassen. Hier aber endet die Antike. Diese Kunst führte ihr Publikum nicht zurück in, sei es Stamm, sei es Reich, sei es Volk[1].

Wenn die ägyptische Göttin Seschât neben Pharao trat, so gewann der tempelbauende Herrscher durch ihr Meßseil und ihre Orientierung den Himmelsraum, in dem sich alle Zeiten auf der Erde fingen und wiederholbar wurden. Dies Einfangen der Zeit war das Wesen der Tempel; die Göttinnen drücken eben allemal die Frucht der Tat, das Bleibende, das der Mann hinterläßt, aus.

Neben dem Dichter steht die Muse. Sie *wiederholt* die Zeit. Das schöne Wort Wiederholung ist heut oft in Anwendung, als sei es langweilige Repetition. Aber Wiederheraufholen ist ein machtvoller Zauber. Es ist nicht an dem, daß wir ohne Kunst wiederholen könnten, sondern der Muse bedarf es, damit diese Wiederholung gelinge. Denn zur Wiederholung muß sich jedes Glied des Geschehens eine Ausdehnung in der Phantasie gefallen lassen. Der trockene Kalender der Daten muß sich unermeßlich weit ausdehnen, spannend ausdehnen. Weder die bloße Spannung noch die bloße Ausdehnung sind hohe Kunst. Es muß ausgedehnte Spannung hervorrufen, was die Kunst in uns tun soll. „Kunst kommt von Können, nicht von Wollen. Käm' sie von Wollen, hieß' sie Wulst." Und was muß sie können? Uns das Leben *wiederholen*. Der homerische Mensch ist der wieder herausgeholte und wieder hervorgeholte Mensch, befreit von dem, was ihn das erste Mal von uns trennen mußte. Das kann die Kunst. Denn

[1] Jakob Burckhardt ist nie müde geworden, diese Schwäche der Griechen aufzuweisen.

das zweite Mal ist der Drang und die Not und die Eifersucht und der Haß und die Angst des Irdischen nicht mehr das Ausschlaggebende: das zweitemal wissen wir es besser. Zwar gilt das „Deutero-nomium", das zweite Gesetz in der Bibel für weniger begeisternd als die erste Offenbarung. Aber Homers Deuteronomie erhebt und verbreitet den Schimmer des Eigentlichen und des Besseren. So hat er alle Griechen auf ihren Festen über ihre Blutfehden erhoben. Deuteronom sind Dante und Goethe. Denn Dante hat in der göttlichen Komödie sich über Guelphen und Ghibellinen emporgeschwungen und Goethe im Faust über Protestanten und Katholiken. Das ist die Rolle der Hohen Dichtung, daß sie das im Leben einander Verschlossene in einem zweiten Leben für einander öffnet und dadurch seine Zusammengehörigkeit enthüllt. Da nun die Hälfte der menschlichen Geschichte aus Kriegen besteht, in denen sich Feinde gegeneinander panzern, so wäre die Hälfte aller menschlichen Erfahrung verloren, würde nicht der Gesang den im Kriege die Feinde einigenden und in eine Schöpfung hineinzwingenden Vorgang mindestens nachträglich enthüllen. Das, was wir im ersten Augenblick nicht wissen dürfen, um handlungsfähig zu bleiben, das wird uns hernach von den Musen geschenkt. So dürfen wir uns nicht wundern, daß über dieser Deuteronomen Leistung dem ersten Nomos Abbruch geschehen ist. Man sehe sich die Musen an: nicht einmal die gewaltige Gotteskraft des Schreibens ist da erwähnt. Die Schrift hatte man eben von außen aus den Reichen mitgeteilt bekommen. Sieht man, wer unter den Musen fehlt, dann erst begreift sich der griechische Stolz auf die eigene Leistung. Sie war ein Zusatz, ein Deuteronomium, zu dem baulichen, astronomischen, technischen Können der Vorzeit.

5. Abschnitt

Der Herr der Aeonen

a) Auf dem Trümmerfeld der Äonen

Die vier Antiken sind zu Ende, als unsere Zeitrechnung beginnt. Im Reich des Cäsar Augustus gab es den Zirkus, der auf Erden den Sonnenlauf spiegelt, den Sabbath der Juden und der vielen Judengenossen, der aus dem kosmischen Rad eben des Sonnenlaufs erlöste; es gab die Stämme der Wälder und Wüsten, der ersten, ungeweihten Erde für Araber wie Mongolen, Basken wie Teutonen, und es gab schließlich die „Aretalogoi", deren Ritus und Satzung im Deuteronomium des Worte-Setzens sich erwies[1].

[1] „Ritus" der Lateiner und „Arete", Tugend der Griechen, kommen von derselben Wurzel. In Rom ordnet aber die „Tugend" das Gemeinwesen, in Hellas hingegen den tauglichen Sinn des Einzelnen. „Füglich" bedeuten beide. Im Sanskrit wie in Rom bedeutet es die „heilige Ordnung" im Sinne von

Den Zeitgenossen war diese Vollendung deutlich. Ein Midrasch zum 31. Psalm lautet: „Rabbi Jonathan hat gesagt: Es gibt vier Sprachen: die römische für den Krieg, die aramäische für die Trauerklage, die griechische für die Künste, die hebräische für das Gebet[1]."

Wer dies Buch bis hierher gelesen hat, wird ohne weiteres jede dieser „Sprachen bis zum Rande füllen können: zum Kriege gehört das Recht, zur Totenklage die gesamte Familiensitte, zum Gebet die Heilige Schrift von den Zehn Geboten bis zum letzten Satz im Propheten Maleachi, der nämlich sagt, wofür wir beten können. Und zum griechischen Bereich die ganze Wortliebe der Philosophen und Philologen, die Wortliebe, die bei uns als DENKEN und Geist behandelt wird, Intellektualismus oder Intelligentsia.

Aber indem die vier Satzungen nunmehr, d. h. um Christi Geburt, ineinander gefügt erschienen, so daß derselbe Mensch aller vier zu seinem Dasein bedurfte, wurde jeder dieser Satzungen ihr Kernsatz ausgebrochen. Die Wahrheit, die Maat des Horus, die These der Griechen, die Offenbarung, die Klage und Rache gelten unbedingt oder gar nicht. Der Leser braucht nur an Kriemhilds Klage und Rache zu denken, an Sokrates' These, an das Totengericht im Totenbuch, an den Fluch des Fünften Buch Mosis gegen den Juden, der auszubrechen wage, dann steht ihm die antike Welt als vier verschiedene, jede aber ausweglose und unbedingte Satzungen vor Augen.

Wer sie also wie der Rabbiner oder wie Juvenal oder wie Lukas ineinander geschachtelt sah, der wollte die Zweige, die Blätter und Blüten dieser vier Bäume und grub ihnen gleichzeitig die Wurzeln ab. Denn sie konnten fort-an nicht als einzigartig und unbedingt ihre Gläubigen ergreifen. Ohne Ergriffenheit aber gibt es nur Ungehorsam und Abfall.

Deshalb begann unsere Ära auf dem Trümmerfeld der Zeitbögen, der Zeitarkaden, die bis dahin Geschlecht um Geschlecht sich unterwarfen.

Sie begann aber erst. Bis 1911 gab es den Zwilling Ägyptens, die chinesischen Kaiser. Es gab und gibt Stämme der Steinzeit, es gibt Akademiker und es gibt Israel. Alle diese gibt es so, als ob die christliche Zeitrechnung noch nicht eingetreten sei. Wenigstens bis zum ersten Weltkrieg ist daher das Nebeneinander christlich durchgerüttelter und vorchristlich stehengebliebener Ordnung die Spannung der Geschichte. Vom Jahr 1 bis heute ist immer noch dasselbe Jahr 1 irgendwo in der Welt gewesen.

Die beiden Weltkriege haben Japans, Chinas, Indiens vorchristliche Reste verbraucht. Sie haben die islamitischen Reste des ersten Jahrtausends unserer

---

Schillers Glocke. Aber bei der germanischen Stämmewelt ist diesselbe Wort „füglich" zur „Art", Stammesart, Eigenart, geworden. Die drei Richtungen, in der sich also „Art", „Ritus", „Arete", das heißt Stammes-Art, Staatsordnung, persönliche Artikulation (auch Artikulieren stammt aus dieser Wurzel) aus der gemeinsamen „Füglichkeit" entfaltet haben, ist selber die Weltgeschichte der Äonen. Der Bibel am nächsten bleibt die von Zarathustra geprägte Sprache; da heißt „ratu-" der rechte Zeitpunkt. Damit sind die vier möglichen Abzweigungen also auch wirklich in Avesta, Griechisch, Latein, Germanisch erfolgt.

[1] Strack-Billerbeck H 7, 120 B.

Ära neu in Bewegung gesetzt. Die Trennung in vorchristliche und binnenchristliche Nationen hat aufgehört oder muß aufhören. Hitlers Vernichtungskrieg gegen Gott hat die Juden, also die letzte vorchristliche Zeit, die Zeit Israels, und die Zeit der Kirche zu Zeitgenossen gemacht. Es liegt jetzt alles auf der flachen Hand der Gegenwart, sozusagen, was vorher fein hintereinander aufgefädelt war. Juden, Katholiken, Protestanten sind gleichzeitig seit 1933[1]. Es mag dem Leser helfen, wenn ich ihn erinnere, daß Preußen dreimal in hundert Jahren alle drei Konfessionen angegriffen hat: 1825 ff., 1872 ff., 1933 ff. 1825 waren die „Alt-Lutheraner" die Hauptopfer, also Protestanten, 1872 wurden die Katholiken die Zielscheibe, 1933 die Juden. Die Verfolgung hat also jedesmal die Zielscheibe gewechselt, aber jedesmal trotz der verschiedenen Gruppierung alle drei Offenbarungszeugen gemeinsam bedräut. Heut sind sie zu ihrem eigenen Erstaunen solidarisch in einer heidnischen Welt.

Was also ist kraft unserer Ära anders geworden? Woher kommt das Christentum in zwei Weltkriegen so sehr an das Ziel seiner Wünsche, daß die Endzeit da ist, in der alles gleichzeitig lebt? Und weshalb beklagt sich das Christentum gleichzeitig so bitter? Warum gefällt die Erfüllung den Christen selber nicht?

Dies ist also in kurzen zweitausend Jahren geschehen, daß gegenüber den Altertümern alles neu geworden ist und daß die Neuheit selber uns allen so selbstverständlich vorkommt, daß wir das Kommen des Christentums nicht mehr begreifen.

Der Sieg unserer Zeitrechnung über die Zyklen Ägyptens, die Jahre Roms, die Ur-Urgroßvater-Ur-Urenkel-Spanne des Indianerstammes, und über das ideale Denken der Akademiker ist fast vollständig.

Oder genauer gesprochen, er schien um 1870 vollständig. Denn man hielt es damals für *natürlich*, daß alle Menschen einander etwas zu sagen hätten.

Man hielt es für natürlich, daß man ohne Paß überall reisen könne oder bald werde.

Man hielt es für natürlich, daß Friede sei.

Man hielt es für natürlich, daß die Welt fortschreite. Man hielt es für natürlich, daß Kunst und Wissenschaft frei seien.

Man hielt es für natürlich, daß der Mensch gut sei. Er war von Natur gut. Die Natur war gut. Der Erfolg im Lebenskampf gab immer denen recht, die es verdienten.

Wären diese Sätze über unsere Urnatur wahr, so wäre kein Grund, zwischen den Antiken und unserer Ära zu unterscheiden. Wenn unsere Zeitrechnung nicht eine Wendung gebracht hat, wenn Jesus nicht die Wasserscheide der Geschichte ist, dann wollen wir uns lieber nicht länger mit diesem unehelichen Kind aus Nazareth beschäftigen. Die Juden kriegen ja Palästina ganz wie die Polen Stettin; und das Christentum ist ein böser Traum, genau wie der Deutsche

[1] Das geben auch römische Christen zu; so Karl Thieme über Franz Rosenzweig, Hochland Dezember 1957.

Orden, der ausgeträumt ist in der nächsten Sonnenperiode, die mit Darwin, Freud, Nietzsche und Karl Marx beginnt. Diese vier Namen haben die Leistung der Familien (Freud), der Klassen (Marx), der Geschichte (Nietzsche), der Menschen überhaupt (Darwin) in Abrede gestellt. Darwin verlegte die Grundregeln des Werdens vor das Auftreten des Menschen. Also wurde die menschliche Geschichte ein Anhang zur Naturgeschichte. Freud entwurzelte die Keuschheitsregeln der Familie und vernichtete damit die Stammesphase. Nietzsche erledigte die Leistung Israels, denn er predigte die ewige Wiederkehr wie die pharaonischen Priester der Sterne; und Karl Marx vernichtete das Besitzrecht und das Eigentum der Reiche; denn er vernichtete die Klassen und damit, ohne es zu suchen, unsere Bodenständigkeit.

Von 1840 bis 1940 hat also das Wissen den Menschen dazu gedient, in die Knechtschaft der Vorgeschichte zurückzugleiten. Man hat gesagt, daß eine babylonische Gefangenschaft die Universitäten durch diese siebzig Jahre gefangen hielt. Dieser tiefsinnige Ausdruck von Hans Ehrenberg (in seinem Nachwort zu Band II seines *„Östliches Christentum"*, München 1925) ist sehr fruchtbar. Er hat aber zum Zwilling die Abschaffung unserer eigenen Zeitrechnung. Tatsächlich ist die Nichtexistenz einer christlichen Ära seit 1870 von den verschiedensten Seiten proklamiert worden. Darunter befanden sich christliche Theologen wie Overbeck. Infolgedessen ist es besser, von der Annahme auszugehen, daß die Weltgeschichte innerlich die Existenz einer christlichen Ära selbst dann nicht anerkannt, wenn sie noch aus Bequemlichkeit die Jahre äußerlich nach ihr rechnet.

Das Letztere ist nur eine technische Angelegenheit. Die Weltgeschichte leugnet aber, daß die Geschichte mit dem Jahre 0 eine entscheidende Wendung genommen habe.

Das Christentum ist also eine unbewiesene Behauptung. Mit dem klarsten Ausdruck dieser Lage ist jeder vertraut; es ist das Bemühen der letzten Jahrzehnte, an die Stelle des Christentums ein Leben Jesu zu setzen. Von Jesus, dem Jüngling, zu Paulus, dem Apostel, ist das Leben der ersten Christen biographisch verarztet worden. Man hat erforscht, welche Sprache sie sprachen, wie sie sich kleideten, wie ihre Nachbarn dachten, und wie die Welt in den paar Jahren, da Jesus auf Erden umherging, aussah. Das Leben Jesu hat also seit 150 Jahren den Platz des zweiten Glaubensartikels eingenommen. Damit wäre Jesus als Wendepunkt der Zeiten beseitigt. Für den bloßen Zeitgenossen des Cäsar brauchen wir uns nur in weitem Abstand zu interessieren. Wir haben unsere eigenen Zeitgenossen. Wenn Jesus ein Zeitgenosse war, dann war mit seinem Leben sein Dasein besiegelt. Dies Leben war kurz, es war ein Fehlschlag, und es sollte jedermann zur Warnung dienen; Goethe hat es ja schon verraten: (oben S. 38).

Die Leben-Jesu-Forschung hat dreihundertmal recht: Die Existenz Jesu hat die Geschichte nicht entscheidend verändert.

Jesus selber hat das auch nie angenommen, die Artikel des Credo haben es nie behauptet, die Zeugen und Apostel haben es nie gepredigt. Jesus hat alle Zeichen seiner Existenz freiwillig abgelegt. Zu seiner Zeit gab es vier große geistige Ämter in der Menschenwelt: die Ämter der Kriegführung, der Friedenswaltung, der Prophetie, und der Kunst (im weiten Sinne der griechischen „Poesie"), das heißt nämlich: der Schaffenskraft. Diese vier Ämter hätte Jesus ausfüllen können, und damit wäre er unweigerlich ins Leben getreten. Könige, Priester, Propheten, Poeten waren die Früchte der Antike.

Nun wird uns ausdrücklich gesagt, daß er kein Prophet war. Es wird uns ausdrücklich geschildert, wie der Sprosse aus königlichem Stamm zum Opfer des Staates wird. Anstatt Bücher zu schreiben, wird Jesus selber zu einem Wort, nämlich zu dem Wort und Gedicht, das Gott uns sagt und dichtet. Und statt eines Priesters im Tempel wird Jesus zum Tempel, zum Eckstein des Tempels aus Lebendigen.

Wohl hat er wie Abraham und wie Aaron die Versuchung verspürt, als ein gewöhnlicher Weltenherrscher und Fütterer und technologischer Wundertäter aufzutreten. Die drei Versuchungen in der Wüste, die heut offizielle Religion der Bolschewiki, luden Jesus ein, es doch auch so gut zu haben wie andere Sterbliche und einen der längst begangenen Pfade zur Ausnutzung seiner Gaben zu gehen. Wie Abraham Isaak nicht opferte und dadurch vermied, der Heros eines weiteren Stammes zu werden, wie Moses über das goldene Kalb ergrimmte, weil er nicht ein anderes Ägypten neben das alte setzen wollte, wie Homer die Versuchung überkam, den Fall Trojas zu erzählen, weil er Achill unsterblich machen mußte, so hat Jesus in der Antike oder in den Antiken nichts weiteres für sich zu tun gefunden. Er ist keinen der alten Wege weiter gegangen. Er hat sie abgeschnitten, indem er ihnen absagte. Und in dieser Absage hat er die gesamten Gewänder der Antike von sich abfallen lassen. Ein Weltalterskleid ist an Jesus abgeglitten. „Sie werden alle veralten wie ein Gewand" (Psalm 102). *Denn er war nicht da.* Er hatte kein Dasein. Er trat nicht in dies antike Leben ein, sondern er trat aus diesem Leben aus. Kann man es Existenz nennen, wenn das Austreten aus der existierenden Form der Existenz das Anliegen eines Menschen wird? Die Nicht-Existenz ist das Ziel Jesu. Alles, alles, alles ist daher in seiner Lebenszeit zerronnen. Jesus hat die Nichtexistenz zum Samenkorn einer schier nimmer endenden Geschlechterfolge von Christen gemacht. Wer also etwas über das Geschehen an der Zeitenwende sagen will, kann sich von Heiden, Juden, Christen übereinstimmend sagen lassen, daß die Nichtexistenz Jesu in seiner eigenen Zeit ihn zum Christus gemacht hat.

Jesus hat sich seiner eigenen Zeit entäußert. Er ist ihr als ein nach draußen Gestoßener gegenübergestanden. Wer aber neben eine existierende Welt als Samenkorn einer noch nicht existierenden Menschheit ausgesät wird, der ist in seiner eigenen Welt und Zeit nicht zu Hause. Die Leben Jesu betreffen den Samen unserer Zeitrechnung nicht. Der Same ist nicht zu sehen.

Sie betreffen aber auch nicht die andere Sicht des Menschensohnes. Und von ihr werden wir hier reden, weil sie sichtbar gemacht werden kann: der erst nach seinem Leben Auferstandene ist unsichtbarer Same zu seiner eigenen Lebenszeit. Aber jeder Same ist auch Frucht. Und da wir die Vorrechte des Geschichtsschreibers ausüben, so ist es uns erlaubt, statt vom Samen von der Frucht zu berichten. Als den Samen der Zukunft kann man den Auferstandenen nur predigen und verkünden und verheißen und bezeugen. Es gibt keine Geschichte des Christentums. Aber es gibt seine Vorgeschichte. Jesus ist die Frucht der gesamten Antiken.

Und das läßt sich beweisen. Nur muß man hierfür die anerkannte Methode der Geschichte anwenden, die ausgerechnet in diesem Falle obstruiert und sabotiert wird. Man muß auf die Ursprünge zurückgehen. Jesus erklärte, im Zeitpunkt der Vollzahl der Zeiten zu kommen, die Ströme der vier Zeitsprachen (Stämme, Reiche, Juden, Griechen) aus ihrer Trennung und ihrem Versiegen zurückzubringen zu ihrer Quelle. Er setzte sich an die Quelle der Zeiten, in den Herzpunkt, aus dem heraus es immer wieder zur Bildung von Stämmen, von Reichen, von Humanisten und von dem wahren Israel kommen darf.

Die vier Ströme des Paradieses hatten die Welt bewässert. Allenthalben war die Erde erfüllt mit Wohnungen und Gesetzen und Riten und Sprachen und Geistern. Die Welt war voller Geister und Götter, voller Künste und voller Gebete.

In allem sprach das Menschengeschlecht sein Anliegen aus, zusammenzuhängen und zu dauern. Aber in jedem zerstörte es sich gegenseitig ebensosehr, wie es sich band. Um zu dauern, banden sich die angstvollen Menschen an jeden Geisterkult für immer. Sie konnten sich keine Lösung vom Banne ihrer eigenen Zauber vorstellen. Die Rachegeister und die Besessenheiten mit Geistern jagten die Menschen ebensosehr wie sie das Fatum der Eingeweideschau, der Vogelflüge, der Horoskope, des Loswerfens und all der anderen Hokuspokusse fesselte. Alle Völker wußten unterm Zwerchfell, daß dies ein verhaßter und verzauberter Zustand war. Unter dem Zwerchfell wissen wir ja fast alles. Aber wenn es zur Sprache kommt, dann reden wir von was anderem, als wir wirklich meinen. Ich muß den Leser, der ja nun schon einiges von den Hürden alles Mitteilens und Sprechens weiß, noch einmal daran erinnern, daß die meisten Menschen nicht das sagen, was sie meinen, sondern das, was unter den Umständen von ihnen erwartet wird. Es ist nämlich zu schwer, das zu sagen, was man auf dem Herzen hat; warum? Weil die Zeit meines gegenwärtigen Herzens doch eigentlich nie auch die Zeit meines Gegenüber im Raum ist. Raumgenossen sind selten Zeitgenossen. Da Jesus seinen Namen „Gott schafft Raum", den Namen, unter dem das gelobte Land von Israel nach vierzig Jahren in der Wüste in Besitz genommen wurde, da Jesus diesen Namen räumlicher Herrschaft im Laufe seines Sterbens an den Namen des Christus und des zweiten

Adams, des Menschensohnes verlor, so ist es nicht schwer zu erkennen, daß Jesus den Raum mit der Zeit vertauscht hat. *Jesus hat die Ungleichzeitigkeit der menchlichen Herzen beseitigt.* Er hatte einen, diesen einen und speziellen Beruf: Jesus heißt: Der Raum schafft. Christus heißt: Ich schaffe Zeit. Da wir alle Stümper sind in dieser Aufgabe verglichen mit ihm, weil sie unser Beruf nicht ist, so können wir alle nur annähernd von seinem Beruf reden. Ich werde keinem Uhrmacher ins Handwerk pfuschen, weil ich weiß, ich mache mich lächerlich. Aber es scheint, daß jedermann das Recht hat, dem Uhrmacher der Weltzeiten hineinzureden. Der liebenswürdige Jüngling, den die Pfaffen aller Kleinkinderbewahranstalten aus diesem Uhrmacher der Menschenzeiten und der Zeitenmenschen gemacht haben, muß sich von allen gefallen lassen, ob seiner Liebenswürdigkeit gepriesen zu werden. Zum Henker! möchte man da wörtlich ausrufen. Denn alle die, die seine Nettigkeit loben, schlagen ihn meistens im selben Atemzug für seine wirkliche Leistung ans Kreuz. Wer wagt es, das geheimnisvolle Herz der Zeiten unzart anzufassen, ja selbst ihn zu belobigen? Wir ihn loben? Möchte er uns loben können!

Jesus war kein netter Mann, er war vielleicht sehr häßlich und sicher unansehnlich. Als der Maler Liebermann ihn wahrheitsgemäß in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Judenjungen malte, brach ein antisemitischer Aufruhr los. So sehr hatten die Deutschen sich schon in Deutsche Christen verwandelt, daß sie der Bedingung christlicher Zeitigung nicht mehr nachsannen: Jesus müsse ohne Schöne erscheinen.

Denn eine Bedingung des Gleichzeitigmachens aller Zeiten war die Unansehnlichkeit des Zeitenherrn, seine Niedrigkeit. So war sein unbedingter Ernst.

Ich will, so gut ich es kann, dieses Synchronisieren der Uhren, dieses Gleichzeitigmachen unserer Herzen, nunmehr erläutern. Dazu wolle der Leser mir einen Ausflug in die bei Christi Geburt existierenden Zeiten gestatten, um sie mit unseren vier Kalendern zu vergleichen. Diese Zeiten, in denen ich kraft meiner Familie, meines Vaterlandes, kraft meines Denkens und kraft meiner Hoffnungen lebe, sind ja vier Rhythmen, die sich zwar alle überkreuzen, in denen aber ich und du notgedrungen schwingen. Der einfachste Rhythmus, an den jeder bei dem Stichwort „Kalender" denkt, ist das Wetter. Das Wetter haben wir mit unseren Raumgenossen gemein. Und deshalb sprechen wir mit denen, die wir im Raum treffen, nämlich auf der Straße, zuerst über das Wetter. Das ist in der ganzen Welt so. Es ist unser ägyptischer Bestandteil. Denn das Wetter geht mit den Jahreszeiten, mit den Sternen, mit Mond, Sonne und vielleicht Planeten. Daß ich mich mit dir über das Wetter des einzelnen Tages unterhalte, ist eine harmlose Affäre verglichen mit den endlosen Diensten und Verbeugungen und Opfern an jedem Tage des Isisjahres. Wir haben gesehen, wie Noahs Regenbogen den ganzen astrologischen Zauber durchbrach, und so sind dank Noah unsere Gespräche über das Wetter die bescheidenen, vernünftig gewordenen

Überreste einer „Kalenderzeit", in der die armen Siedler in Mexiko oder China den Kalendern ihrer eigenen Herzen aus den fühllosen Sternen ableiten wollten und sich Jahrtausende lang diesen Zwang antaten, auf Befehl der Sterne und des Wetters zu jauchzen oder zu weinen. Diesen Kult des Sonnen- und Siriusjahres wollen wir also Kalender Nummer eins nennen von denen, die Jesus eingeschmolzen hat. Regenbögen lassen sich nicht vorhersagen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben den Regenbogen als ihr Zeichen[1].

Der zweite Kalender, der uns rhythmisiert, ist der Familienkalender, der Rest der Sippentänze. Da gibt es die Todesfälle, die Geburtstage und die Hochzeiten und Verlobungen, Geburten und Kindtaufen, Krankheiten und Examina. In einer zahlreichen Familie sind sie so häufig, daß den Tanten und Großmüttern bisweilen der Atem ausgeht. Wenn das sogar heute oft ein bißchen viel wird, was soll man da von den Tagen des Tantalos und der Helden in Walhalla denken, wo diese Freuden und Leiden jedesmal mit nicht endenwollenden Zeremonien umrauscht wurden? Dreißig Tage dauerte ein Todesfall. Nicht unter drei Tagen eine ehrliche Hochzeit; und das ganze Dorf trank sich sternhagelvoll. Bei den Magisterschmäusen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war das Examen der Mittelpunkt. Man sieht aber wohl, worauf es ankommt: Hier ist der Lebenslauf durch die Generationen das rhythmisierende, gemeinschaftsbildende Element. Nun gibt es drittens den Kalender der geistigen Genüsse. Das markanteste Beispiel auf deutschem Boden war die Rhythmisierung des neunzehnten Jahrhunderts der Gebildeten in Deutschland durch die theatralischen und musikalischen Genüsse. Ich bin noch mit dieser Aufregung des Kunstkalenders als Kind und Student in engste Berührung gekommen. Von Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Brahms, Chopin, Liszt schien eine Zeitstraße zu Wagner, Mahler, Strauß zu führen. Und wehe dem Banausen, der an den Rhythmus dieses höchst aufregenden Kalenders nicht inneren Anteil nahm. Man durfte da seine Lieblingsstation haben, den späten Beethoven meinethalben, auf der man öfter anhielt als auf den übrigen Haltepunkten. Aber *daß man mit in einem Zug saß, der sich von Station zu Station bewegte,* daran war kein Zweifel. So war es natürlich auch in der Literatur, in der Malerei und in der Architektur usw. Die Musenalmanache, die „Horen" von Schiller und Goethe, sprechen es ja in ihren Namen aus, daß der Geist der Kunst und Wissenschaft sein Publikum synchronisiert, nämlich nach den Neuerscheinungen. Jeder Jahrgang hatte „seinen" Roman, seit dem Werther, z. B. Hermann Hesse hat zweimal einem Jugendjahrgang „das" Buch geschenkt, auf das sich diese Jahrgangsgenossen wie Verschworene ihres geistigen Kalenders flüsternd anredeten. Ein solcher zweimaliger Morgensternenaufgang ist eine große Seltenheit.

Das wahre Zion, aber, die ewigen Gottesvölker, haben einen vierten Kalender, und der hat weder mit dem Sternenjahr noch mit dem Familienkalender

[1] Eisenhowers Hauptquartier im Zweiten Weltkrieg hatte dasselbe Symbol. Zum ganzen Out of Revolution, New York 1938, S. 674—686.

noch mit der Literaturgeschichte zu schaffen. Er betrifft die Feiertage in der Geschichte, an denen dies Volk seine Bestimmung erfuhr. Gesamtdeutschland hatte von solchen Tagen fast keine, weil die Fürsten ja zur Familie rechneten oder die Untertanen zur fürstlichen Familie, und man daher vornehmlich Großherzogs Geburtstag, und Kaisers silberne Hochzeit mitfeierte. Am reinsten hat das Volk Gottes seinen Kalender um seine Bestimmung aufgebaut: Ostern, Passah feiert den Auszug aus Ägypten. Purim, die Errettung aus Hamanns schrecklicher Hand, als Israel in fremdem Lande lebte. Die beiden äußersten Ecken der israelitischen Geschichte und die beiden entferntesten Geschichtsmomente, welche das Alte Testament erzählt, haben hier den Rhythmus der Erfahrungsfeste des Volkes Gottes bestimmt. Auch dies ist ein empirischer Kalender. So singt auch das neue Zion: „Jauchzt, Himmel, daß ihr ihn *erfuhrt*, den Tag der heiligsten Geburt . . ."

Vier Kalender umringen uns. Die meisten Menschen wissen davon nichts mehr. Wenn man sie fragt, dann glauben sie ihrer eigenen Wahnidee nach an Frühlingsfeste und Sonnenwendfeiern oder an Siegesfeste oder an Geburtstage oder an das nächste Musikfest: mit anderen Worten: Diese Kalender sind längst durcheinandergequirlt, und niemand sondert sie streng voneinander ab; ja, er weiß gar nicht mehr, unter welcher Bedingung allein diese Kalender uns nicht übermannen. Nach den Versuchen der letzten Jahrzehnte, neue Naturkalender oder Revolutionskalender aufzustellen, sind die Ohren vielleicht geschärfter für das Rauschen der Zeitläufte, die uns gern ein jeder für sich, mit Haut und Haaren verschlingen möchten.

Das christliche Jahr ist eben kraft der Entzeitlichung Jesu in unsere Herzen so tief eingedrungen, daß wir der vier anderen Jahresrechnungen gelassen gedenken können. Wir sind ihrer Herr geworden. Sie sind nun untergeordnet. Wem? Unserem Herren.

Das christliche Jahr besteht aus Advent, Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten und den Sonntagen nach Trinitatis. Es verdichtet also das Kommen, Gehen und Auferstehen, kraft dessen aus Jesus von Nazareth raumgeboren, raumbenannt, raumhingerichtet, der Uhrmacher und das Herz des Menschengeschlechts alle Zeiten und durch die vier Kalender hindurch geworden ist. In den Kalender eines Jahres ist also der Sinn des menschlichen Lebens selber verdichtet, wie es in jedem Menschen vom Anfang der Schöpfung bis ans Ende der Zeiten seine Bedeutung hat. Erbe der Zeiten, aller Zeiten, und Urheber alles Geschehens bis zum jüngsten Tage ist jeder Mensch. Denn was ich meinem Sohn sage und tue und mitgebe, das geht bis ans Ende der Welt. Und Adam ist mein Stammvater, Eva meine Urmutter. Die Linien aller Zeiten kreuzen sich in mir und dir. Sobald wir das wissen, kann uns keine der verschiedenen Kalenderordnungen ausschließlich regieren. Wir sind frei. Nicht, daß wir ohne Kalender wären. Dann würden wir ja nicht leben. Wer atmet, muß rhythmisch atmen. Der Geist der Zeiten ist nur unser Kollektivatmen. Und mir würde der

Atem ausgehen, wenn ich unter Fischen mit Kiemenatmung leben müßte. *Geist ist jener Atem, den ich nicht allein entfachen kann.* Aber ein unerhörtes Maß der Freiheit ist mit Christi Geburt in die Welt gekommen: Die Seele ist frei von jedem einzelnen der vier Kalender: Sie atmet ihr eigenartiges Leben, weil sie zwischen den vier Kalendern der Familiengeister, der Naturfeste, der Volksfeiern und der Geistesgeschichte wie ein gutes Segelboot hin- und herkreuzt. Jeder, der von Weihnachten, Ostern und Pfingsten je etwas weiß, bekommt diese Freiheit geschenkt oder mitgeteilt.

Wie also mußte der Rhythmus dessen verlaufen, der uns von diesen vier eisernen Banden um unsere Gestalt gelöst hat?

Der Rhythmus, der vier andere Rhythmen unterbricht, muß sich von diesen vier bekannten und bereits existierenden Rhythmen freihalten. Damit wird er für jeden, der in einem der vier Rhythmen oder auch in mehreren von ihnen schwingt, unhörbar. Jesus ist unerhört. Um das zu begreifen, wolle sich der Leser einen Augenblick darauf besinnen, daß er jeden seiner Mitmenschen nur im Zusammenhange eines oder des anderen dieser Rhythmen sich vorzustellen pflegt. Auf den ersten Blick teilen wir unsere Mitmenschen ein in Verwandte, Nachbarn und Fremde, Kollegen und Nichtkollegen, Schicksalsgenossen und Nichtverbundene, Gebildete und Ungebildete. Mit den Verwandten teilen wir die Familienereignisse, mit den Schicksalsgenossen die Politik, mit den Kollegen die Arbeit, mit den Nachbarn das Wetter, mit den Gebildeten die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft. Mit keinem einzigen teilen wir unser ganzes Zeiten-Immer. Aber wir beurteilen sie alle nach unseren Beziehungen in diesen Dingen. Hier mag der Ort sein, dem Leser mitzuteilen, daß diese „Dinge" wortwörtlich Termine, Gezeiten, Rhythmen bedeuten. Der schreckliche Verlust der Denker von heute liegt darin, daß sie Dinge wie Murmeln behandeln. Aber Ding, Ring, ist „tempus" im lateinischen; Dinge sind die entschiedenen und bescheidenen Bestimmungen der Zeit, für die wir „Kalender" sagen! Wir sind alle dingbesessen, wenn uns nur Ein Kalender regiert.

Das ist sogar nach 1900 Jahren so; wieviel mehr also war es damals der Fall, als der neue Rhythmus zuerst sich zu spannen anhob, der alle die vier Rhythmen brüsk durchschnitt.

Das erste Gesetz der Inkarnation war also: Ihr Rhythmus war unhörbar und erst recht unsichtbar. Der Wandel Jesu auf Erden konnte von keinem Zeitgenossen gehört werden. Der Inhalt der vier Evangelien besteht zum ersten in dem Bericht dieser Tatsache, daß niemand, einschließlich der Apostel, diesen neuen Rhythmus wahrnahm.

Die Diskussion zwischen den Schulen und Sekten und Konfessionen hat sich ja oft damit abgemüht, zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche zu unterscheiden. Das ist kein fruchtbares Thema mehr; es ist ausgedroschen. Ich warne ausdrücklich, es möge mir niemand diese Debatte über sichtbar oder unsichtbar unterschieben. Ich halte sie für methodisch ungeeignet. Ich diskutiere hier die

ganz andere Tatsache, daß das Kommen des vollen Rhythmus des wirklichen Lebens unvernehmbar und unhörbar ist, solange unsere Trommelfelle die vier anderen Kalender mitvibrieren. Jesus wußte das natürlich viel besser als ich. Er beschied sich also, Gott hörbar zu machen.

b) Maria Magdalena

„Würde Gott mit irgend einem Namen genannt werden können, dann würde er Die Person zu seinem Oberen haben, die ihm den Namen zu verleihen vermöchte[1]."

Wir kennen also Gottes Namen nicht. Das Ende der Antike war das Ende der Gottesnamen Zeus, Osiris, Wodan, Aphrodite. Den Vater kennen wir nur am Sohn.

Wer ist der Sohn? Nun, unter den Menschenkindern, die immerfort sterben und immerfort wiederkehren, ist der Sohn der uns mit dem Vater bekannt machende Mensch. Deshalb heißt er Gottes Sohn statt Josephs Sohn; deshalb hat er gefragt, „wer sind meine Mutter und meine Brüder?" Deshalb hat er kein Weib zur Ehe genommen und deshalb hat er keine leiblichen Nachkommen erzeugt. Der Bekanntmacher – die Theologen sagen altmödig: der Offenbarer – ist weder Ehemann noch Erdensohn, noch Familienvater, noch Onkel, noch Bruder – trotzdem Martin Buber ihn herablassend seinen älteren Bruder nennt. Das Neue Testament hat einen besonderen Namen für ihn bereit.

Im Alten Testament kommt das Wort „Bräutigam" an neun Stellen vor, das Wort Braut siebzehnmal. An den neun Stellen für Bräutigam ist in jedem einzigen Falle von einem bestimmten Bräutigam die Rede, der sich zum Eintritt in seine bestimmte Ehe rüstet.

Im Neuen Testament wird das Wort „Braut" fünfmal gebraucht, Bräutigam hingegen sechzehnmal. Und an diesen sechzehn Stellen ist jedes einzige Mal Jesus von Nazareth der Bräutigam, Jesus, der nie mit einem irdischen Weibe Hochzeit gehalten hat. Da werden wir also wohl oder übel erklären müssen, weshalb die Evangelisten den Weltenwender mit dem Titel Bräutigam – ihm selber nach – bezeichnet haben. Ich werde das versuchen; doch ist das Mattwerden der Evangelien nicht zu leugnen. Ich selber will daher den Bräutigam den Herrn der Äonen nennen. Der eine Name soll dem anderen aufhelfen.

„Der Braut, der Geliebten gegenüber, wird jedermann, Mann oder Jüngling, gleichermaßen zum Bräutigam" (Band I, 133). Das Wort Bräutigam macht ja rein sprachlich den Mann von dem Hinzutritt seiner Braut abhängig. Unsere Seele, die Einheit unseres menschlichen Geschlechts, ist die Braut, an der Jesus zum Bräutigam wird. Soweit er selber unter der Obhut seiner Eltern in Israel aufwuchs, war auch seine Seele bräutlich. Deshalb wird Weihnachten und nicht

---

[1] Justin, 2. Apologie, Kapitel 6.

nur Ostern gefeiert. Aus dem Hörer geht der Sprecher hervor; aus der Braut der Bräutigam. In der Krippe war Jesu Seele reine Bräutlichkeit. Niemand also kann Bräutigam werden, er sei denn einer Mutter Sohn; denn ihr gegenüber lächelt der Säugling in der Wiege seiner Seele erstes bräutliches Lächeln.

Deshalb durfte zum Erstaunen der Schriftgelehrten aller Jahrhunderte die Sophia nicht Christi Braut heißen. Seit Christus ist der Geist der im Hebräischen Ruach, ein Femininum war, pneuma, neutral. Auch sapientia, Weisheit sind weibliche Worte. Die angeblich unterdrückten Weiber und ihre Anwälte laufen Sturm gegen die Entfeminierung des Geistes. Die Ketzerei der Sophia taucht heut mit Macht wieder auf, weil die vor den Bolschewiki fliehenden orthodoxen Russen die Weisheit beinahe zur vierten Person der Gottheit heraufdrücken. Rom wirft im Gegenstoß gegen diese Sophianer mit Mariendogmen um sich, von denen es selber sagt, daß sie weder in der Schrift noch in der Tradition der ersten Jahrhunderte wurzeln.

Der Streit zwischen Sophia und Maria kann ewig weitergehen. Aber er hilft uns nichts. Die Seele Jesu war erst Braut und dann Bräutigam, und daher hat er den Unterschied der beiden Geschlechter überwunden. Oft haben die Väter — Tertullian z. B. — festgestellt, daß Christus selber der heilige Geist in der Schrift genannt werde. Natürlich. Vor Pfingsten und nach Ostern war er, durch die Kreuzigung unser aller Bräutigam, der einzige Träger des Geistes. Seitdem geht aller Geist von ihm aus. Auch die Juden in Zion sind heut um des Gottes willen in Zion, den der Sohn ihnen bekannt gemacht hat. Franz Rosenzweig (1886–1929) ist ein durch Christus zu Israel bekehrter Jude geworden. Es gibt nicht mehr vorchristliche Juden oder Griechen. Auch sie haben nur noch Geist aus Christus.

Weil Christus die beiden Geschlechter zuerst im Geiste ausgesöhnt hat, deshalb konnte das Weib in seine Kirche am ersten Tag eintreten. Vorher war ihr die Klage auferlegt; das Außersich geraten war ihr Teil:

„Für Dich schlagen sie ihre Brust,
für Dich klatschen sie in die Hände,
für Dich raufen sie ihre Haare,
für Dich klopfen sie ihre Oberschenkel"

sagt ein Pyramidentext (1974). Gemietete Klageweiber gibt es heut noch im vorchristlichen Judentum. Deshalb sagte Paulus: „Das Weib schweige in der Gemeinde!" Denn seit Christus wurde sie vom Geschrei befreit. Die heutigen Suffragetten wissen gar nicht, daß sie erst dank des Schweigeverbots des Paulus zu Geistesbraut und Geistesbräutigam in 1900 Jahren geläutert worden sind.

Nun ist das Kennzeichen des Geistes seine Fruchtbarkeit. Wer nicht einen Christen zeugt, ist selber kein Christ. So hat der Herr selber das christliche Volk sich nach gezeugt. Die Kleriker und Pfarrer starren mit Vorliebe auf Jesu Zeugung der Apostel und berufen sich für ihre Klerusvorrechte auf die

Geistausgießung. Ich denke, der Klerus hat genug Ehre bei Katholiken und Protestanten. Der Größenwahn eines deutschen evangelischen Theologieprofessors ist schwer zu überbieten. So möchte ich zusätzlich hier die Sache des christlichen Volkes verfechten. Jesus hat nämlich keineswegs nur den Klerus erzeugt. Er selber war ja ein Laie. Aber auch logisch sind die Formeln

Clerus et populus
Pfarrer und Gemeinde
Theologe und Laie

nur haltbar, wenn es vor dem Klerus ein Volk, vor dem Pfarrer eine Gemeinde, und vor dem Theologen die Laien gibt. Muß doch aus dem Volk der Klerus, aus den Laien der Fachmann, aus der Gemeinde der Pfarrer herauswachsen. Der Priester wird „segregatus a populo". Joseph Wittig erzählt, wie er da gelobt habe, congregatus mit seinem Volk zu bleiben. Ich bin Joseph Wittigs Glaubensgenosse[1]. Daher möchte ich erzählen, daß Jesus, bevor er dem Klerus seine Kirche übergab und bevor er den harmlosen Kindern die Süße der Mariendogmen freigab, das christliche Volk geschaffen hat. Das christliche Volk besteht aus mündigen einzelnen, aus namentlichen Personen. Denn wir sind die geschöpfliche Art, die aus Arten bestehen soll; wir sind die species specierum. Jeder unter uns wird zu einer eigenen Art in die ganze Art hinein ernannt. Aus solchen Ernannten, deren Leben zum Amt geworden ist, besteht das christliche Volk.

Johannes, der Freund Jesu, hat immer neidlos Peters Amtsprimat anerkannt. Noch unbefangener zeigt sich der Evangelist Johannes, wenn er uns die erste Bürgerin der neuen Civitas Dei, der ersten Herrengemeinde, benennt. Das ist weder die Mutter Maria noch der Felsenmann. Zwischen Ostern und Pfingsten ernennt Jesus keine Priester, keine Apostel, keine Diakonen. Aber er nennt mit Majestät den einzigen Namen der Frau, die ihn geliebt und vorweg beerdigt hatte mit ihrer Salbung, Maria Magdalena (20, 16).

An dieser einen einzigen Stelle im Neuen Testament hören wir Jesus den Namen „Maria" aussprechen. Auf seine Lippen tritt nicht der Name seiner Mutter, sondern der der großen Sünderin, der Schwester des beweinten Lazarus, der Aspasia in seinem geistigen Kreise[2]. An Maria vollzieht diese Ernennung die große Reinigung. In der Kirche fällt ihr Vorleben von ihr ab. Da nur ist Kirche, wo diese Kraft obwaltet. Die meisten Kirchen sind ja so urkomisch, weil sie genau das Gegenteil tun: sie halten uns bei unserem Vorleben auf und nageln uns auf unser Vorleben fest. Damit hören sie auf, als Kirchen zu wirken. Hingegen ist überall da Kirche, wo einem Menschen die Kraft verliehen wird, aus seiner Zukunft heraus seine Vergangenheit umzuschmelzen. Ob da nun ein

[1] Joseph Wittig und Eugen Rosenstock, Das Alter der Kirche, 3 Bände, Berlin 1927/28.
[2] Abbé R.-I. Bruckberger O.P., Marie Madeleine, La Jeune Parque 1952.

Priester Laie oder ein Laie Priester werden soll, macht für Brautschaft der Seele keinen Unterschied. Joseph Wittig ist Laie aus Priester geworden. Er wurde für ein schönes Buch exkommuniziert. Dann las der Papst das Buch und sagte, er habe noch nie ein so schönes Buch gelesen, und auf die Bitte des Kardinals Hlond hat er Wittig telegraphisch bedingungslos in die Kirchengemeinschaft 1945 wieder aufgenommen. Ein bischöfliches Offizialat hat mich zwar deswegen des Irrtums öffentlich bezichtigt. Aber es hat gelogen. Der Papst hat den Laien Josef Wittig restituiert. Heut kann es ebenso gläubig sein, aus Priester Laie zu werden[1], wie es für Augustinus im Jahre 397 nach Christus gläubig war, sich zum Bischofsamt zwingen zu lassen.

Mit dem Anruf „Maria" hat Christus uns gegen alle Einbahnstraßen geschützt. Denn in ihm wurde sie frei –

Nun weiß der Leser, wer Braut und Bräutigam sind. Sie sind der Bund von Seele und Geist, der uns frei macht. Die Weltkinder schreien, der Mensch sei frei und wäre er in Ketten geboren. Die Großinquisitoren lachen darüber, und sie sehen uns alle in den Fesseln unserer Einbahnstraßen. Als ich aus einem ordentlichen Professor ein Laie wurde, fürchteten meine Freunde für meinen Verstand. Als Joseph Wittig aus einem Priester zum Laien wurde, d. h., als er seine Segregation vom Volke rückgängig machte, verloren die niederen Kirchenbehörden den Kopf. Das ganz reine Buch „I was a monk" erzählt die rührende Umkehr der Richtung eines frommen Paulinianers in USA ohne jeden Tropfen Gift. Weil eben solch ein Heilsweg von Christus offen gelassen wird, hat sich der Papst im Falle Wittigs Gottes Willen laudabiliter subjecit. Wer weiß, ob Augustin sich nicht heut vom Bischof zum Weltkind umwendete! Als der Papst einen Erzbischof in Wien ernannte, brach der arme Kandidat aus der Zeremonie aus. Rom hat ihn dann nachträglich trotzdem zur Übernahme des Amtes genötigt. Wo aber war der Heilige Geist? (Ich habe keine Kenntnisse, um in diesem Falle mir ein Urteil zu bilden.)

Nun, sicher hat der Evangelist uns laut und deutlich mitgeteilt: es gibt keine Einbahnstraßen. Die Zeiten, die Äonen verlaufen nicht so, daß alles zunehmen soll. Es sollen durchaus nicht immer mehr Amerikaner Millionäre, immer mehr Deutsche Professoren, immer mehr Franzosen Intellektuelle werden. Denn der Herr der Äonen hat erst das Volk und erst dann die Ämter im Volke geschaffen, und wer ihn liebt, der ist um dieser Liebe willen nicht zu einem Amt ernannt, er ist frei geworden zum Leben trotz seiner Ämter. Trotz ihrer Gatten und Sünden war Maria die erste Genossin Jesu im Volke, von ihm ernannt, aber eben deshalb auch ihn als erste nennend. Niemand ist frei. Aber wir sprechen einander frei.

Ernenner und Ernannt sind Bräutigam und Braut. Nach rückwärts die Väter und die Mütter, nach vorwärts die Töchter und die Söhne werden aus dieser

---

[1] Weiteres über diese Richtungsänderung in „Des Christen Zukunft", 2. Auflage, München 1957.

Nennkraft heraus jeden Tag neu bestimmt. Das ist die Tat des Herrn der Äonen.

„Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns?" war alles, was Jesu Schulkameraden zu sagen hatten. Es kostete ihn dreißig Jahre, dieses Nachhinken der Raumgenossen zu überwinden.

c) Die Zeitdifferenz

Jesus kam in die Welt, um die Zeitdifferenz zwischen mir und dir, während wir uns im Sichtbaren begegnen, auszulöschen. Da die meisten Menschen diese Zeitdifferenz nicht einmal anerkennen, so ist das Unternehmen Jesu den meisten Menschen absolut unverständlich. Sie stellen sich jeden Menschen, den sie im Raum treffen, falsch vor.

Daher muß es unermüdlich wiederholt werden, daß wir einander nie gleichzeitig sind, wenn wir uns im Raum begegnen. Jeder ist selber immer weiter voran im eignen Erleiden und sich Ereignen, als ihn der andre sehen kann. Du siehst mich, aber du hast keine Ahnung, wie ich unter meinem falschen Amt, meiner falschen Partei, meiner toten Kirche, meiner verrückten Ausdrucksweise, meiner Klassenlage leide. Du *siehst* mich, also denkst du, mich aus meiner zeitlichen und räumlichen Verpackung zu erkennen; indes die Hälfte meiner eigenen Erscheinung habe ich bereits innerlich preisgegeben. Nur weißt du es nicht. Oder wenn du mich es sogar sagen hörst, daß ich meine Millionen am liebsten los wäre, glaubst du mir es doch nicht und verachtest mich vielleicht sogar dafür, daß ich so daherschwätze. Ich aber sehe dich, und habe keine Ahnung, daß du vor Verlegenheit lauter dummes Zeug redest. Ich kreide dir alle die Dummheiten an, die du sagst; und doch sagst du sie nur, weil du mir in Wirklichkeit um den Hals fallen möchtest. Aber da du das nicht gut kannst, sagst du mir allerhand furchtbare Grobheiten. Und ich nehme sie dir sehr übel.

Diese Ungleichzeitigkeit der scheinbaren Zeitgenossen ist immer da. Wenn du über sie nicht erschrickst und wenn du nie unter ihr gelitten, lies nicht weiter. Das Kreuz der Christen ist dir dann ein Ärgernis und eine Torheit. Ich wenigstens kann es dir dann nicht verständlich machen. Denn alle Möglichkeiten, gleichzeitig zu werden, gehen auf Christus zurück.

Jesus hat für seine Zeitgenossen nicht existiert. Der Philosoph Gentile hat ähnlich naiv von dem größten italienischen Denker des 19. Jahrhunderts gesagt: „Nach meiner Geschichtsauffassung hätte es ihn eigentlich nicht geben können." Nietzsche sagt von den Kurgästen im Engadin: „Entweder sie leben oder ich, daß wir beide leben, ist unmöglich." Gobineau läßt die Fee Oriane, der sein Held Amadis seine Dienste geweiht hat, vor den Mob treten, der Amadis töten möchte, und ruhig sagen: „Geht nach Hause, liebe Leute. Amadis hat niemals existiert." Goethe hat es ausgesprochen, was den Kern der christlichen Botschaft ausmacht: „Wir müssen uns in die Nichtexistenz stellen, um zur Existenz zu

kommen." Das Wort fiel ein Jahrhundert vor dem „Existentialismus" von heute, der von dieser „Nichtexistenz" des Kreuzes noch nicht einmal gehört hat. Nur wer die alte Existenz aufgibt, kann dir gleichzeitig werden! Das gilt auch von deinen eigenen früheren Lebensformen. Von Goethe heißt es daher: „Nicht die von den Biographen erdachte Trennung seiner Lebensstationen, sondern ihr gleichzeitiges Zusammenklingen war sein Element[1]." Du siehst sonst den alten Adam in ihn hinein. Also die Nichtexistenz Jesu in seiner Zeit war die Bedingung, unter der allein Jesus die eigene Zeit zur Wende aller Zeiten machen konnte. Denn er benutzte die eigne Zeit, die ja den meisten Menschen dazu dient, zu sich selber zu kommen und in ihrer eigenen Zeit zu leben, zu der unbetreuten Aufgabe, alle Zeiten ineinander zu verfügen. Wer die Erde aus den Angeln heben will, sagte Archimedes, der muß außerhalb der Erde Posto gefaßt haben. Das gilt genau so von den Zeiten. Wer aus vier Kalendern einen machen will, der muß aus seiner von diesen vier Kalendern besessenen Zeit erst einmal heraustreten. Das Leiden Jesu ist also der vollständige Inhalt des Lebens Jesu zu seiner „eigenen" Zeit. *Dieser Zeit hat er sich entäußert,* als er weder Priester noch Prophet noch Feldherr noch Künstler wurde. Es war daher das erste Anliegen der Liberalen, dieser angeblich vorurteilslosen Erfinder der „Leben Jesu", ihn in seine eigene Zeit zurückzustoßen und ihn für einen Revolutionär, einen Lehrer, einen Künstler, ein religiöses Genie auszugeben. Wäre er einer von diesen „Typen", dann gehörte er in das Konversationslexikon für die Neugier des Publikums. Denn dann wäre er in den Daten seiner Lebensgeschichte von 0 bis 33 oder 4 v. Chr. bis 29 n. Chr. hängen geblieben.

So ist es seinem Gegenspieler Judas Ischarioth ergangen. Und besagter Judas hat sich eben deshalb erhängt. Die Psychoanalyse hat daher auch die Gleichung Jesus–Judas vollzogen und die Zwillingnatur beider „entdeckt". Ja, gewiß, die Zeitlichkeit Jesu fiel dem Judas zum Opfer. Judas konnte allerdings nicht verstehen, daß Jesus seine Aufgabe nur dadurch erfüllte, daß er der eignen Lebenszeit unvernehmlich blieb; er glaubte das nicht; aber eben das brach Judas das Genick. So blieb Jesus den Zeitgenossen gegenüber nur das Vergeben als Beziehung übrig.

Durch den Kuß, den er dem Judas aufdrückte, bog er diesen Verrat in die Erfüllung der eigensten Aufgabe um, die eigne Zeit zum Scharnier aller Zeiten vom Anfang bis zum Ende aller menschlichen Geschichte zu machen. In dem Kuß band er sogar die nachhinkende Generation seiner Raumgenossen in die neue Geschichte. Jesus wird also um so verständlicher, je weiter sein Zeitrahmen gespannt wird. Er wird um so lächerlicher, je kürzer die Welle ist, auf der du ihn vernehmen willst. Ist die Welle nicht länger als die Zeit seines eignen Lebens, dann sinkt er herunter zu einem Emanuel Quint, wie Gerhart Hauptmann Jesus

[1] W. Muschg, Tragische Literaturgeschichte, 2. Aufl., 1953, S. 64.

mißzuverstehen versucht war, zu einem Schwärmer, den man im dreißigsten Jahre ans Kreuz schlagen sollte.

So wollen wir uns vielleicht erst einmal dieser Tatsache seines Todes am Ende der ersten Lebenshälfte zuwenden. Die Lebenszeit Jesu ist nämlich zwischen zwei gleich wichtige Ereignisse eingebettet: Die Regierung des Herodes und die Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Dieser Herodes war kein Jude, und sein Regierungsantritt war prophezeit worden als das Ende Israels, zumal er nicht einmal die Unabhängigkeit der Hohenpriester respektierte. Die alte Kirche lehrte, daß schon mit Herodes' Krönung die von Moses und Abraham geschaffene Macht der Zukunft, das Gottesvolk, zu Ende war. Innerlich war sie also zu Ende, *bevor* Jesus geboren wurde. Äußerlich war sie erst zu Ende, als der Tempel zerstört wurde. Also *lag Israel im Sterben, als Jesus* kam. Diesen Sterbeprozeß begleiteten nun drei Lebensgenerationen: Maria, Jesus und die Apostel. Im Jahre 70, als der Tempel fällt, sind auch Petrus und Paulus schon hingerichtet. Es war also Jesus gelungen, während der Sterbeperiode der letzten Antike bereits eine Zeitfuge zu schaffen, zwischen sich und den Aposteln. Wäre er bis 70 am Leben geblieben – theoretisch ja durchaus möglich –, so hätte er seinen Beruf verfehlt gehabt. Denn es kam darauf an, im Augenblick, wo jedermann den Tod der Antike mit Händen greifen konnte, bereits einen neuen Zeitkörper geschaffen zu haben. Dieser neue Zeitkörper aber konnte nur dann in die nun folgenden Zeiten als selber nicht mehr antik eintreten und eingreifen, wenn er bereits zwei Menschenalter vorher aus den Antiken ausgeschieden war und daher rein in seinem eigenen Lebensrhythmus bereits vernommen werden konnte.

Der Kreuzestod Jesu geschah also im letzten Moment, der den Aposteln noch Zeit gab, vor der Zerstörung des Tempels eine zweite Generation lang im neuen Rhythmus zu leben. Geschichte kann nie von einer Generation gemacht werden.

Die Leidensgeschichte kam ebenso auch im ersten Moment, in dem es sinnlos geworden war, dem wahren Israel die eigne Sohneskraft zuzuführen. Die Regierung des Herodes annullierte alle Verheißungen Israels und dispensierte den nach seinem Regierungsantritt geborenen Sohn Josephs von jeder Hingabe an das Volk Gottes, welches das gelobte Land besaß. Josephs, Marias und Jesu Flucht nach Ägypten war daher wie das Rückwärtsschreiben des Auszuges aus Ägypten unter Moses. Die Raumnamen Ägypten und Gelobtes Land verschollen auf dieser Flucht.

Damals war mit Kleopatra auch die letzte Pharaonin dahingegangen, und so war auch die letzte Repräsentantin jenes Urreiches verschwunden, gegen welches Israel aufgekommen war. Wir wollen hier nicht in eine weitläufige Untersuchung eintreten, inwiefern auch die Stämme und das Griechentum im Jahre Eins als nicht mehr „rein" gelten mußten. In jedem Falle war das antike Strömen in vier, eine Art Gleichgewichtszustand bildende geschichtliche Äonen auf-

gehoben, als Jesus geboren wurde. Ich weiß nicht, weshalb unsere moderne Kritik die Bedeutung des Herodes ganz verschüttet hat. Noch in der Universalgeschichte, die Freculph für die Kaiserin Judith 829 schrieb, wird davon nachdrücklich Gebrauch gemacht, meines Erachtens mit Recht: Jesus wurde im ersten Augenblick geboren, in dem die Zeiten erfüllet waren. Und er wurde im letzten Augenblick gekreuzigt, indem das alte Israel einen Messias kreuzigen konnte. Jesus hat den alten Bund gerettet, der sonst nicht zu retten war.

Denn die vier Säulen der antiken Geschichtlichkeit, die Verheißungen auf den Messias, die Festungen des Himmels, die Masken der Toten und die Musen des Parnasses, alle waren nun in solcher Konfusion und Mischung, daß niemand mehr wußte, wohin er gehöre, wem er gehorche, wer ihn bestimme, welche Ordnung der Welt er bedenken solle. Cäsar war da, heut, jetzt, hier. Aber wir haben ja erkannt, daß die Menschen nur sprechen können, wenn sie den Tod durch die Liebe überwinden müssen. Der Adel Roms beging durch das ganze erste Jahrhundert Selbstmord, und das Verstummen des Forums, der Künste und der Wissenschaften war den Zeitgenossen der Cäsaren ein vertrautes Thema.

Die einzelnen Cäsaren kamen von nirgendwo und gingen nirgendwohin. Das bloße Dasein war so richtungslos, daß der Cäsarenwahnsinn zur schrecklichen Tatsache wurde.

Die Geschichte bedarf eben des Sieges über die Sterbefälle, bedarf der Fortpflanzung des Geistes. Und da wir das begeisterungsfähige Wesen auf der Erde sind, so entarten wir ohne den über die eigene Lebenszeit hinausreißenden Geist der Liebe, Kraft, Zucht. Wir verlieren unsere Richtung. Das Vätererbe zu erneuern, das Weltenjahr zu wiederholen, das Kommen Gottes zu erwarten, diese Welt in einer anderen Welt musisch zu verklären, das waren die vier Disziplinen der Alten Welt. Sie alle waren im Jahre Eins in Frage gestellt. Sie hoben einander auf, durchdrangen und schwächten sich gegenseitig.

Man hat von dem ungeheuren Synkretismus der römischen Kaiserzeit oft gesprochen.

Synkretismus wird dabei einfach im Sinne der Vermischung der Gegensätze gebraucht. In Wahrheit heißt Synkretismus, daß Feinde gegen einen neuen gemeinsamen Feind sich zusammenschließen. Wie immer man es deutet, das Wort ist keine Empfehlung. Kein Synkretismus ist lebensfähig aus sich selber, weil er „desorientiert". Er nimmt nämlich die Richtung weg, die vorher klar war. Jesus wird geboren, als die vier Zeitkörper der Antike ihrer bisherigen Richtungen unsicher geworden sind. Er stirbt, um den Menschen die Orientierung wiederzugeben, indem er ihnen allen eine neue Richtung gibt. Das gelingt ihm, aber um den Preis, daß jeder einzige der bisherigen Zeitkörper ihn, den Richtungsgeber, erschlägt. Rom, Israel, Stämme, Denker „synkretisieren" gegen ihn. In diesem Schlag erfahren nämlich die antiken Zeitkörper erst, daß sie nicht mehr richtungweisend sind. Jesus hat es auf sich genommen, die antiken, die ewigen Mächte der Geschichte zum Bewußtsein ihres Endes zu bringen.

Wie hat er das getan?

Jeder antike Zeitkörper betrog seine Einwohner, seine „Zellen", die Mitglieder, in einer Beziehung. Er verhieß ihnen ein Leben, welches dem uns eingeschaffenen Rhythmus von Leben und Tod Abbruch tat. Mit schrecklichen Opfern verschaffte sich der Ahnherr auch dann noch Respekt, wenn er längst hätte den Geist aufgeben sollen. Mit eisernen Ketten schmiedeten die Reiche ihre Siedler auch dann noch an die Scholle, wenn das Land den Feinden offen lag. Mit machtvollem Eifer fluchte der Prophet auch dann noch den Gojim, als die Menschen in Samaria oder Rom Jahwe mehr liebten als viele Juden. Und mit ewigem Lächeln reizten Venus und Apollo und Dionysos das griechische Publikum, als doch längst die Lage der Griechen zwischen Kolchis am Pontus und Nil, zwischen Stamm und Reich, aufgehört hatte, diese ideale Schöpfung des Humanismus zu rechtfertigen. Als die Barbaren unter dem Ungeheuer Mithradates von Pontus den griechischen Schauspielen zujauchzten, hatte der Humanismus sogar die Stammeskrieger entnervt.

Diese Not nötigte Jesus, die Kosten eines jeden dieser Zeitkörper jedem Mitglied jedes einzelnen allgegenwärtig zu machen. Agamemnon hatte Iphigenie geschlachtet. Wie nun, wenn jeder Stammesgenosse die Stimme des Opfers sogar lauter hören würde als die des schlachtenden Häuptlings? Die Propheten hatten den Messias verheißen. Wie nun, wenn jeder Israelite die Stimme des Messias selber vernähme? Die Reiche hatten die Himmel in Tempeln auf die Erde geholt. Wie nun, wenn der Tempel selber zu sprechen anhübe, und alle die Frohnden und Beunden, der Schweiß derer, die an seinen Steinen schleppten und karrten, zu Wort käme? Und die Griechen hatten eine Welt von Poesie in Genialität produziert. Wie nun, wenn einer statt des Poems, das die Griechen schrieben, das Gedicht, das jedes Menschenleben selber existentiell *ist*, rein darlebte und ausspräche?

Wenn es gelang, den Preis, den jeder antike Zeitkörper kostete und kostet, jedem Menschen so auf die Seele zu binden, daß die Opfer, die Kunstwerke, die Tempel, und die Prophetien davon balanziert würden, dann würde damit in jede Seele ein Mitwissen gesenkt. Der Mensch wäre nicht mehr allein mit seiner Tat. Er stünde seinem äußersten Gegenüber nie mehr einfach gegenüber. Er würde wissen, was die Geschichte koste. Und in diesem Mitwissen würde er Gott in die Karten gucken. Denn nun könne er in jedem Augenblick entscheiden, ob sein Handeln das Opfer wert sei. Das Mitsprechen der Opfer in der Seele der Handelnden ist die Schöpfung Jesu. Durch sie hat er die Zeiten der politischen Tat und der politischen Opfer gleichzeitig gemacht, den Amboß in den Hammer, die Reaktion in die Aktion, den Bruch des Gesetzes in das Gesetz hineinverlegt. Tausend Jahre nach Jesus hat der Beichtspiegel „De vera poenitentia" das grandios formuliert: Nur der darf den Bruch eines Gesetzes richten, der sich des Bruches selber innerlich zeihen kann."

Wer hat denn in unseren Augen eine Seele? Der, der unberechenbar bleibt bis an sein Lebensende. Galsworthy in seinem Theaterstück *Escaped* gibt dem Ausbrecher, der von einem Pfarrer in der Kirche Asylrecht fordert, weil Jesus selber es ihm doch sicher gewähren würde, die klassische Antwort: „Würde er? Sind Sie dessen so sicher? Er ist unberechenbar." Die neue Freiheit unsrer Zeitrechnung besteht also nicht etwa darin, weder für die Sippe noch für das Land noch für das Genie noch für den Messias etwas zu tun. Nein, sie besteht darin, daß kein einziger dieser vier Zeitkörper das Recht hat, meiner Dienste totsicher zu sein. Ich habe das Opfer, das diese Kulte kosten, vor Augen und ich habe es meinem Herzen. Und in jeder Stunde hat ein andrer Christ einen andern dieser Preise zu hoch befunden und damit die Tyrannei seines Verbandes beschränkt. Jeder Christ wird dadurch Christ, daß er einmal zu einem gesellschaftlichen Konventionskalender aus Liebe zu seinem Opfer Nein sagt. Diese eine Tat bekehrt ihn. Und dank dieser Kehrtwendungen sind wir alle freie Brüder des Herrn der Zeiten.

Jeder einzelne kann das, indem er selber statt des Opfers die Zeche bezahlt.

Das Opfer Jesu ist also allerdings stellvertretend. Er hat sich nicht in einem törichten oder kindischen oder fanatischen oder ästhetischen Rausch geopfert. *Er hat sich nicht geopfert,* sondern etwas Schwierigeres vollbracht. Er hat uns die unerhörten Opfer, die im Krieg, im Klassenkampf, in der Revolution, in der Anarchie, in der Regeneration von falschen Geistern verschlungen werden, vorweg und ein für allemal zugänglich gemacht. Wer mit ihm leidet, dem sind die Augen aufgetan, und er ist mit seinen Opfern gleichzeitig. Ich darf nun meinen Nachbarn auf der Straße zwar immer noch auf das Wetter anreden, aber er und ich wissen beide oder könnten wissen, daß das nicht unsre wirkliche Beziehung ist. Unsre wirkliche Beziehung ist unsre gegenseitige Befangenheit und Verlegenheit, ist also gerade unser Versagen, und nicht, was wir sagen. Wen dies Versagen nämlich schmerzt, der hat die Nachfolge Christi begonnen. Er ist weniger tot als er vorher war.

Wegen dieser seiner Allgegegenwart sagen wir, Christus ist auferstanden. Denn in keinem anderen Namen heilen die unerhörten Orgien der antiken Zeitkörper zu Ordnungen des Friedens aus. Wenn er nicht auferstanden ist, dann ist all unsre Hoffnung dahin, jemals irgend eine Richtung des Handelns ungestraft verfolgen zu dürfen. Die Liebe zu Ahn und Enkel, zum Nachbarn und zur Kunst sind ewige Lieben. Aber Verlaine kann nicht deshalb seine Mutter zu erschlagen trachten, damit er ein besseres Gedicht schreibe. Die Menschenopfer sind vor Christus „unerhört" gefallen, jetzt werden sie hörbar, und sie fordern uns in jedem Augenblick zur Rechenschaft heraus. „Gib Rechenschaft dem Könige des Himmels!", ruft die Jungfrau. Und vom Gewissen hat Bonaventura schlicht gesagt: „Das Gewissen ist das Gewicht, das ein Mensch in seinem Innern einer Zuneigung einräumt." Die Allgegenwart des Gekreuzigten hat aus Orestes Hamlet gemacht. Beim antiken Orestes ist die Tat erst, die Erinnyen

folgen der Tat auf dem Fuß. Im Hamlet rast der Sturm der Furien. Aber wenn die Tat geschieht, befällt uns erlösende Ruhe. Aus König Kreon, der Antigone, das Begräbnis ihrer im Bürgerkrieg gefallenen Brüder verbietet, wird Abraham Lincoln, der als ein Fußgänger in das von seinen Truppen im Bruderkrieg eroberte Richmond hineingeht; aus den ägyptischen und chaldäischen Sternguckern werden Seelsorger, bei denen mehr Freude ist über einen Bekehrten denn über neunundneunzig Gerechte, weil mit dem umkehrenden Sünder ein neuer Stern unvorausberechnet am Himmel aufgeht. Aus den Propheten, die die zukünftige Freiheit ansagen, sind die Apostel geworden, welche aus der bereits erfahrenen Freiheit heraus sprechen.

Jesus hat als Opferlamm, als unberechenbarer Stern, als der Prophezeite, und als Gedicht Gottes gelebt. Könige, Priester, Propheten, Dichter hat er überboten.

Jedes der vier Evangelien betont eine dieser vier Lösungen von der Blindheit, Gefangenschaft, Eifersucht, und Neugier. Stamm, Reich, Volk, Publikum werden ersetzt durch einen neuen politischen Körper. In den vier Evangelien wird erst von Matthäus das in Israel ja noch fortwirkende älteste Leben der zwölf Stämme konfrontiert; der König als Opferlamm ist das Thema des ersten der vier Evangelien. Der Hohepriester als Tempel und Stern ist das Thema des Markus, der daher mit Recht in Alexandria als Patriarch Ägyptens sein Leben beschlossen hat. Der prophezeite Messias ist das Thema des Lukas. Und das Wort Gottes, das Jesus verkörpert, ist der Beitrag, kraft dessen Johannes die griechische Kunstvergötzung geheilt hat.

Der Leser sei unbesorgt: ich habe nicht vergessen, daß die Leben-Jesu-Forscher das Evangelium des Markus, weil es das kürzeste ist, für das älteste erklären, und daß sie aus den drei ersten Evangelien die sogenannten Synoptiker, auf Deutsch, ein einziges Evangelium haben destillieren wollen. Sie haben hier dasselbe getan wie im Homer. Wie sie den antimythschen Homer zum Mythenerzähler hinter sich selbst zurückgeschmissen haben und die unglaubliche Kunst seiner Verzögerungen, seiner Gegenspieler, seines Charmes für ein unbeteiligtes Publikum der Muße verschweigen, so haben sie den Evangelien ihre eigene Art abgesprochen. Genau so wie die Zeitgenossen Jesu seine Existenz geleugnet haben, obwohl sie den Mann vor Augen sahen, so haben die Bibelkritiker die vier Zeugnisse seines Wirkens auf Erden abgeleugnet, obwohl sie die Texte unter Augen hatten. Denn sie haben ja mit der Kritik eingesetzt, weil sie, um 1800, davon ausgingen, daß die Geschichte eines Mannes in seinem Dasein beschlossen liege. Nun melden aber die Evangelien genau das Gegenteil. Sie besagen, daß derselbe Mann, den niemand aufnahm, es auf sich genommen hat, den Opfern der Stammeskönige, den Knechten der Tempelbauer, dem Messias der Propheten, den Masken der Tragödien und Kamödien, Sitz und Stimme und Fleisch und Blut und Leben zu verleihen. Das können sie aber nur vermelden, wenn sie nacheinander zu den Stämmen, den Reichen, den Juden und

den Griechen sprechen. Und deshalb ist die Vierzahl der Evangelien nötig und ausreichend gewesen, um ein für allemal die Zeitformen aller Zeiten über ihren in sich geschlossenen Zirkel hinauszureißen in eine neue und größere Liebe; die neue Liebe hat auch die Opfer, die das eigene Begehren kosten wird, gleichzeitig mit dem Begehren im Herzen. Hier ist nicht der Ort, die philologischen Widerlegungen der Bibelkritik anzubringen. Schließlich ist die Beweislast ja nicht mir, der ich die 1800jährige Tradition erneuere, sondern ihnen auferlegt. Und das Turnier mit ihnen gehört allemal nicht in dies Kapitel vom Friedensfürsten. Die Liberalen haben den Frieden, den Jesus zwischen die Zeiten gestiftet hat, für unmöglich erklärt. Wir aber können uns dieses Jahrhunderts der Kritik freuen, weil es uns heut erlaubt, für alle, Juden und Griechen, Skythen und Ägypter, die Wahrheit neu zu formulieren. Sicher hatten es sich viele Christen längst zu bequem gemacht und hatten sich weder über die Zeitenwende noch über die Evangelien genugsam verwundert.

Wie, wenn freiwillig jedes Oberhaupt sein Gegenstück verkörperte? Wenn

der König	zum Opferlamm,
der Priester	zum Tempel,
der Prophet	zum Verheißenen,
der Dichter	zum Gedicht

wird, so wird jeder Macht der Geschichte ihre Ohnmacht beigesellt, und auf diese Leistung Jesu geht die Trennung unserer Zeitrechnung in Staat und Kirche, in geistlich und weltlich, in die zwei Schwerter zurück. Im Namen Jesu Christi trifft nämlich jede Macht der Geschichte auf ihren von ihr selber hervorgerufenen Widerstand, der Kaiser auf den Papst, die Natur auf die Übernatur, die Gesellschaft auf die Gemeinschaft, das Geistige auf das Geistliche, der Großinquisitor auf seine Opfer.

Das, was die Denker die Dialektik nennen, ob nun Abäland, Hegel, Thomas von Aquino oder Marx, ist zuerst nicht im Denken, sondern in Fleisch und Blut vor uns hingestellt worden. Zunächst gibt es das Tun und das unter diesem Tun Leiden. In der Antike sagt der tragische Dichter: „Nun aber bleibt des Zeus': Leiden muß, wer gehandelt hat." In Christus werden Handeln und Leiden gleichzeitig, und deshalb können sie sich wechselseitig verändern und erhellen. In der Antike fallen die Geschlechter der Menschen „wie Wasser von Klippe zu Klippe geschleudert wehrlos ins Ungewisse hinab", denn jeder Akt wird von seiner blinden Reaktion gefolgt. So kommt es zu dem blindwütigen Kreislauf der Verfassungen, zur Ebbe und Flut der Zivilisationen, zu den Spenglerschen Jahreszeiten der Kulturen. Da wo der Buddha dieser Kettenreaktion entläuft, nimmt der Christ sein Kreuz auf sich.

Im Christentum steht die Reaktion neben der Aktion. Der Preis wird nicht gestundet. Der Täter ist seines Leidens Zeitgenosse, und so wird das Gefälle aufgefangen, die Flut der Geschichte wird freiwillig wieder aufgestaut, der not-

wendige Preis für die Willkür der Macht wird eingefordert, lange bevor „nichts mehr zu machen ist". So wird eine Wiedergeburt möglich statt einer Ursachenkette.

Denn das Sterben selber ist nun zu einem Inhalt des Lebens selber geworden; es ist vor alles nach ihm geschehende Leben getreten. Jeder, der nach Christi Geburt geboren wird, tritt in eine Zeitrechnung ein, die den ewigen Kreislauf, die ewige Rache, die ewige Prophete ablöst mit einer neuen Empfängnis der Gleichzeitigkeit, die es vor der Kreuzigung nie gegeben. Der Tod ist nun als Aussaat vor das Leben getreten, und das ihm folgende Leben kann durchschaut werden. Es ist gar nicht die Fortsetzung des vorigen Lebens. Nein, es wird nun durchschaut als die Frucht des vorangehenden Todes. Wir dürfen als die schon Erwarteten leben, für die Jesus schon Zeit gewonnen hat.

Es genügt, auch nur ein Beispiel der vorchristlichen Todesverwertung zu studieren, um die Umwälzung durch die Kreuzigung zu begreifen. Wir wollen dazu das Stammesritual benutzen. Wir begraben unsre Familienmitglieder. Das ist unsre Pflicht. Diese Pflicht geht zurück auf eine umfassende Tat des Urstammes, die Hingabe an den Geist des toten Helden. Wir sind seine „Hinterbliebenen". Es ist unsere Aufgabe, seinen Tod zu verneinen. Er ist gar nicht tot. Wir halten sein Andenken wach. Wir tragen seinen Namen: „Ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch." Die Maske, die der Schamane trägt, beweist es, daß der Geist des Toten zu uns sprechen kann: Er ist Per-son.

Mit anderen Worten, der Tote im Stamm wird im Tode geehrt, weil er gelebt hat und für das, was er im Leben angeordnet hat. Mit Christus ist es nicht so. Seine Reichtümer des Geistes und Herzens sind alle dahingegeben; er hat seinen Geist aufgegeben; niemand hat ihn zu Lebzeiten erkannt. Alles konzentriert sich auf die Tatsache, daß er seinen Tod vor unser Leben gesetzt hat, damit wir unsre Opfer, unsre Objekte, unsre Programme, unsre Werke schon bei uns haben, bevor wir die Leiden der Welt vermehren. Je reicher das Leben, die Wunder, die Visionen, die Lehren, die Jesus *aufgab*, desto reicher und wirksamer ist sein auf diese Wunder verzichtender stellvertretender Tod. Seit der Krippe, ja, seit der vaterlosen Geburt, seit der Flucht nach Ägypten, ist ein Akt des Sterbens nach dem anderen gefolgt. Die Kreuzigung ist daher mitnichten ein Augenblick oder ein Tag. Nein, sie ist der Schlüssel für ein ganzes Leben, das aus Sterben bestanden hat. Und es wird also hinterher, im Rückblick nach dem letzten Akt, erst ganz klar, daß der Sinn seines Auftretens eben in dieser Hingabe seines Lebensbesitzes an sein den Tod vor alles kommende Leben stellendes Sterben besteht.

Dieser Satz ist ungeschickt genug, und ich lasse ihn nur stehen, um die logische Operation nicht zu verdecken, in der hier der Kontrast gegen die Totenkulte formuliert ist.

Der Tod ist in der Antike das Ereignis, das abgeleugnet, umgangen, überglaubt oder vergessen werden soll. Christus macht seinen Tod zu dem Ereignis,

hinter dem alles Leben verändert verläuft, *weil es zum Vorfahren einen Tod hat.* Lieber Leser, denke doch an alle unsre Philosophien über den Menschen. Sie führen einen jeden bis zu seiner Geburt zurück, oder in der Erblichkeitslehre bis zur Geburt von Ahnherrn Nr. 134 oder Ahnfrau Nr. 87. Geburt und Geburt und Geburt ist doch immer noch Lüge. Denn zwischen dir und der Urzeit stehen eben gar nicht diese von der Rassenlehre so wichtig genommenen Geburten allein. Zwischen dir und der Vorzeit stehen in Wahrheit die Namen der Liebe, die Worte deiner Sprache, die Gesetze des Staates, die Begriffe der Wissenschaft.

Namen, Worte, Gesetze und Begriffe haben aber Sterben gekostet. Sprache ist nicht zu haben ohne Opfer. Die Namen gehen auf die Gestorbenen zurück, die uns geliebt haben, die Worte auf die Wiederkehr der Dinge im Kreislauf ihres Verschwindens und Wachsens im Wandel der Jahreszeiten, die Gesetze auf die Verbrechen und Brüche des Friedens, die Begriffe auf die Analyse, und das heißt auf die Vivisektion und das Manipulieren eines Stückes Natur. Nur unseren Toten entspringt geistiges Leben; und wer dies weiß, dem ist das Geheimnis seiner eigenen Existenz offenbart. Die „Natur"philosophen sind Kinder, schrieb der großartige Vater der amerikanischen Philosophen William James an seinen Sohn. Sie wollen bloß in ihrer Mutter Schoß kriechen, ohne zu wissen, daß ihr Vater sich erst etwas hatte versagen müssen, also ein Stück Tod leiden mußte, bevor sie Söhne eines Vaters sein konnten. Es gibt also kein „Leben Jesu", ohne Jesus zu verhöhnen. Denn seine Schöpfungstat war die Einsetzung des Todes vor das Leben. Wer hinter dem Kreuz lebt, ist ein Christ. Seitdem Christ auferstanden ist, teilt sich also die Menschheit in Vorchristen, Binnenchristen und Nachchristen.

d) Die christliche Zeitrechnung

Vorchristen sind die Heiden. Binnenchristen sind die getauften Völkerscharen. Nachchristen sind die Heiligen.

Wir leben in einem Augenblick, in dem Vorchristen, d. h. antike Menschen, die vom Kreuz nie gehört haben und die vom Kreuz auch nicht einmal indirekt erfaßt sind, aufhören zu existieren. Es gibt heut praktisch keine Vorchristenheit mehr. Das neue der augenblicklichen Situation ist also die Verteilung der Kräfte zwischen Binnenchristen und Nachchristen.

Aus der dreifachen Einteilung in Vor-, Mit- und Nachchristen ergibt sich die Einteilung der christlichen Zeitrechnung in drei Jahrtausende. Im ersten gilt alles Interesse den Vorchristen, der Völkertaufe und der Heidenmission. Im zweiten gilt alles Interesse den Mitchristen, das heißt den Staaten, den Künsten und Wissenschaften. Im dritten gilt alles Interesse den Nachchristen, den auf der Kreuzestat schlicht weiterbauenden Mitgliedern der Familie Christi, das heißt der menschlichen Gesellschaft.

Das erste Jahrtausend unsrer Zeitrechnung ist daher mit den Daten der Kirchengeschichte ausgefüllt. Der atheistischste Student der Geschichte der Jahre 0 bis 999 n. Chr. muß Paulus und Petrus, die Christenverfolgungen, die Taufe Konstantins, das Konzil von Nicäa und seine Nachfolger, den Islam und Karl den Großen erwähnen. Er kann die Einsiedler und Mönche schwerlich übergehen, die in den Wüsten Ägyptens und in den Wäldern Germaniens sich niederließen. Gibbon z. B. mußte sogar der wilden Kämpfe um die Dreieinigkeit kopfschüttelnd gedenken. Mit anderen Worten, ob wir wollen oder nicht: Das erste Jahrtausend unsrer Zeitrechnung ist nur interessant in seinen Kirchenereignissen. Aus allen Göttern wird — Gott, den heidnischen Skulpturen werden die Nasen abgeschlagen oder sie werden wie die Statue der nackten Venus am Eingang der Kirche im alten römischen Trier von jedem Eintretenden gegeißelt. Andrerseits bäumen sich während dieses ganzen ersten Jahrtausends die heidnischen Götter auf. Sie sträuben sich ähnlich wie die Stammesgeister im Nibelungenlied sich sträuben. Gnosis, Manichäismus und Mithras und Serapion kämpfen mit dem Kreuz, als eine Art Kartellierungsallianz, ein „Religionstrust", allen vorchristlichen Glaubens. Paulus und Petrus und Stephanus und Jakobus und Bonifatius und Fridolinus werden im Predigen des Kreuzes erschlagen.

Das erste Jahrtausend ist also kein roher Zahlenwert. Es ist immer da anzutreffen, wo die Ausbreitung des Christentums in Frage steht. Denn jeder vorchristliche Mensch gefährdet das Christentum. Christus hat ja seinen Beruf verfehlt, falls er nicht alle Geschlechter vom ersten bis zum letzten einigt.

Die Tat Jesu, so sagten wir, wird um so einsichtiger, je weiter man von seiner Lebenszeit absieht. Indem das tägliche Sterben zur Saat des Lebens wurde, wurden die Masken der Stämme, die Pyramiden der Pharaonen ja alle einander offenbart als das, was sie wirklich waren: eine besondere Art des Wettlaufs der Liebe mit dem Tod. Die Wettläufer wurden gleichberechtigt.

Christ widerlegt nichts Vorchristliches, sondern adelt es zu dem, was es trotz der scheußlichen Menschenopfer, trotz der ägyptischen Knechtschaft, trotz der Einsiegelung Israels, trotz des Geniekultes und der Homosexualität der Griechen wirklich war: ein irres Bemühen der Menschen, zu lieben, und so den Tod aus dem Wege zu räumen. Aber Christus sagt: Ihr könnt den Tod nicht aus dem Wege räumen. Wir sterben, damit das Leben erneuert, gereinigt in der Liebe, in dem Schrei der allein Gelassenen, wieder aufbreche. Das Leben wird nicht verlängert, nein, es wird unterbrochen, um verstärkt wieder hervorzubrechen.

So ist Jesus der endgültige Mensch. Er ist der, hinter dem kein weiteres Lebensgeheimnis mehr zu enthüllen ist. Er ist der letzte Mensch, auf den wir nur alle zu leben. Die drei Jahrtausende folgen sich nicht einfach von seiner Geburt her, sie stammen auch schon alle von seinem endgültigen Kommen ab. Wir sind zwischen dem Augenblick, da ein Mensch recht gelebt hat, und dem Augenblick, da alle recht leben. Das ist ja nur eine andere Form für den bereits

ausgesprochenen Satz: Es gebe seit Christi Geburt drei Arten Menschen: vorchristliche, mitchristliche, nachchristliche.

Denn alle drei Arten werden ja durch Christus selber zum Ziel ausgerichtet. Die Nachristlichen verdanken ihm ihre Einbettung in eine Zeitrechnung, der nichts Vor-Christliches mehr den Stempel aufgedrückt hat. Die Vorchristlichen werden durch sein Kommen als veraltet und rückständig bestimmt. Die mitchristlichen verdanken seinem, des Christus, Verstehen ihre vorläufige Weiterexistenz, wie zum Beispiel die Staaten. Die alten Reiche der Sonnenkönige und der Sterndeuter waren so vorchristlich, daß sie vom bloßen Anhauch der Christen wie Kartenhäuser eingestürzt sind. Aber dieselbe Kirche, die im Kommen des Herrn die steinernen Götzen umblies, hat die Kaiser und Fürsten und Obrigkeiten als weltliche Staaten stehen lassen. Der Staat ist das antike Reich minus seiner Tempel. Auf Grund dieses Abzugs seines vorchristlichen Elementes war auch der Teilstaat des zweiten Jahrtausends der Kirche erträglich. Heut, am Vorabend des dritten Jahrtausends wird dies Binnenchristentum, die Welt der Nationen, blutleer. Das ganze zweite Jahrtausend hat ihnen noch das Recht der Kriegführung zugestanden; nur die eigenen Götter, Tempel, Himmel waren vergangen. Offenbar wankt heut die Kriegsgewalt der mitchristlichen Staatenwelt. Der Mensch will nachchristlich leben. Und so wird im dritten Jahrtausend weder die Kirche noch der Staat, das heißt weder das vorchristliche Heidentum und seine Bekehrung, noch das mitchristliche Staatentum und seine Konkurrenz mit der Kirche das Hauptanliegen lebendiger Menschen bleiben. Wir wollen nachchristlich leben, um überhaupt zu leben. Dazu müssen wir doch Christi rechtes Leben und Sterben fortsetzen. Er hat uns zu Königen, zu Dichtern, zu Propheten, zu Priestern bestellt, und zwar ebensosehr wie zu Opfern, Gedichten, Tempeln und Leidenden.

Deshalb müssen wir aber Wert darauf legen, daß wir von Christi Geburt unsre Zeiten rechnen, und nicht etwa von seiner Kreuzigung ums Jahr dreißig. Weshalb macht das einen großen Unterschied?

Die Zeitrechnung ist sehr wichtig. Wer von Christi Geburt an zählt, ist dahin belehrbar, daß Jesus Christus selber bereits die endgültige Lebensform des Menschen offenbar dargelebt hat: Die Reise des geschichtlichen Menschen baut auf dem Tode der Geliebten auf, nicht auf den Leben anderer, deren Parasit man ist, sondern auf der Liebe anderer, deren Frucht man ist.

Wer nach Christi Geburt sagt, schließt, ob er es weiß oder nicht, Jesus selber in die eigne Zeit ein. Wer von der Kreuzigung ab rechnen wollte, würde Jesus um seine eigne freie Liebestat betrügen und ihn zum alten Eisen werfen. Er wäre dann nicht der Bürge unsrer Bestimmung, sondern der Bürger der vorchristlichen Welt. Das wäre wirklicher Wahnsinn, und so ist in der Zeitrechnung, wie sie der Mönch Dionysus Exiguus im Jahre 534 zuerst angewandt hat, der Wahrheit Genüge geschehen, und wir setzen in dieser Zeitrechnung Jesus selber als den ersten Christen in die neue Ära ein.

Dadurch aber wird das dritte Jahrtausend nach Christi Geburt zwar ein nachchristliches, aber Christus selber bleibt. Denn es ist ja die Tat Jesu, als einziger Mensch aller Zeiten, aus seiner Zeit herausgetreten zu sein, damit alle Zeiten sich in ihm erkennen möchten. Jesus ist also ebensosehr „nachchristlich" wie „vorchristlich". Sein Opfer bestand darin, daß er nichts Mitchristliches an sich ließ. Alles Cäsarische, das heißt Politik, Bürgerrechte, Ehe, Eigentum, Autorenrechte, Sicherheit, gab er dahin. Er ist kein Großinquisitor, kein Grundbesitzer oder Siedler, kein Familienvater und kein Professor geworden. Das Verhältnis der „Mitchristen" im zweiten Jahrtausend, der Anhänger Karls V. und Bismarcks und Barbarossas und Friedrichs des Großen zu Christus ist ein anderes gewesen als das der „Nachchristen" zu dem Erstgeborenen sein muß. Wir lernen von ihm, Könige, Priester, Künstler, und Seher, schöpferisch, glaubwürdig zu werden.

Und alles vorchristliche Leben seit dem ersten Grabe auf Erden findet in dem Namen Jesu Christi seine volle Erklärung. Papst Leo der Große hat in seiner Weihnachtspredigt lebhaft davon gesprochen, daß alles vorchristliches Leben in Jesus seine nachträgliche Segnung und Aufhellung empfange. Niemand solle tadeln, daß Jesus so spät erschienen sei. Denn der rechte Glaube vor seinem Kommen war kein anderer als nachher. „Es ist immer geglaubt worden. Von der Erschaffung der Welt ist der Gesundheitsweg immer genau der gleiche für alle und jeden. Der Plan Gottes in der Erschaffung Jesu und im Leiden Christi gehört zu den Zeiten der sämtlichen Generationen der Menschen. Die Gottesdienste sind nach den Zeitumständen verschieden gewesen. *Der Glaube, von dem wir leben („fides, qua vivimus") ist zu keiner Zeit ein andrer gewesen.*"

Wir haben es in diesem Abschnitt nur mit der WENDE DER ZEITEN zu tun. So wird es wohl vollständig sein, wenn wir zum Schluß darauf hinweisen, daß die Tat Jesu ungeschehen gemacht wird, wenn irgend jemand von vorne anfinge, und eine „neue Religion" ausriefe, oder den neuen Heiland spielte, oder sich als Antichrist auf den Thron des Gekreuzigten setzte oder die Geschichte in 21 Zivilisationen auflöste. Die Einmaligkeit der Tat ist ihr Wesen. Es gibt nur eine einzige Geschichte aller Menschen. Denn wenn Christus nicht alle Zeitgeister vereint, dann vereint er keine. Entweder er bringt die Wendung, oder er bringt sie nicht. Unmöglich kann man sagen: er hat „eine" Wendung gebracht, es gibt aber noch ebenso wichtige andere. Jede Wendung seit Christi Geburt hat freilich mit einer neuen Zeitrechnung gespielt. Die Franzosen von 1792 zählten Jahr Eins, Jahr Zwei, Jahr Drei. Die Mohammedaner zählen von der Hedschra. Nach dem ersten Weltkrieg schlug ein Türke eine neue Weltzeitrechnung ab 1918 vor. Die Russen hätten wohl gern auch so etwas versucht. Es geht nicht.

Wer nicht alles ungeschehen machen will, woran der Glaube und die Hoffnung der Menschen hängt, der muß die Aufrichtung des Kreuzes in der Mitte der Geschichte für sein Denken akzeptieren, auch wenn sein Herz schweigt.

Christus als Mitte der Geschichte wird heut eine wissenschaftliche Forderung des Verstandes. Die christliche Zeitrechnung ist eine rationale Forderung. Die Akademiker sind ohne sie unwissenschaftlich.

Im ersten Jahrtausend mußten die Gläubigen Christus lieben. Im zweiten mußten sie mindestens an ihn glauben. Der Liebe ist die Seele fähig, und es ist eine Freude zu lieben. Das zweite legt sich der natürliche Verstand als Übernatur auf, und es ist eine Last für alle Denker, für die philosophierenden Zweifler. Glaube ist asketisch.

Im dritten Jahrtausend aber müssen wir auf Christus hoffen, weil wir sonst im Chaos des Hexensabbats aller freien Geister versinken. Das Hoffen ist Sache unserer Begeisterung. Die christliche Zeitrechnung wird geistige Hoffenstat; ohne sie, gegen sie, außerhalb ihrer, gibt es weder Richtung noch Anfang noch Ende der Geschichte des Menschengeschlechtes Denn Geschichte ist Generationen-Zusammenhang. Und heutzutage hängt niemand mit niemandem zusammen, weil die Gesellschaft uns die eigene Zeit wegnimmt[1].

Von hier aus fällt Licht auf das Leben-Jesu-Problem, das die besten Geister des neunzehnten Jahrhunderts umgetrieben hat und das wir noch aufzulösen haben; würden wir es einfach stehen lassen, so bliebe es unbegreiflich, daß für uns das ganze Problem überhaupt nicht existiert. Die zwei Jahrhunderte, das liberale und das gegenwärtige, wären dann ohne Zusammenhang.

Es ist aber in Wirklichkeit ein dialektischer Zusammenhang vorhanden. Wir haben nämlich das Verhältnis von Leben und Sterben wieder so hingestellt, wie es sich für die Apostel stellte. Die Liberalen hatten es auf den Kopf gestellt, – was das Denken immer tut –, als sie aus dem Leben Jesu sein Sterben zu erklären versuchten. Sie folgten der Methode der Naturforschung. Wir aber haben dem Denken selber in die Karten geguckt, dank Marx und Kierkegaard und Freud, und wissen, daß alles Denken Nachdenken ist. Deshalb fängt es immer am umgekehrten Punkte zu denken an als das Erleben. Realgrund und Erkenntnisgrund verhalten sich wie Ende und Anfang. Das Leben Jesu steht im Schatten des Kreuzes. *Jedes dem letzten Augenblick vorausliegende Ereignis im „Leben" wird also eine Miniaturausgabe der Kreuzigung.* Man kann und soll kein Ereignis dieses „Lebens" von der Geburt nach vorn, man soll sie alle vom Sterben rückwärts konstruieren. Man braucht nur an die Abendmahlsszene zu erinnern, die eben vom Tode her gesprochen ist. Wo die Ahnen als lebend behandelt wurden, nachdem sie tot waren, behandelt sich Jesus als gestorben oder sterbend, während er noch lebt. Die Lehren Jesu, die Parabeln, die Prophezeiungen sind in unseren Evangelien nur deshalb aufgezeichnet, weil sie im Schatten des Kreuzes nicht mißverstanden werden können. Sie sind wie die Heilungen alle nur vorläufig, sie sind Gleichnisse der Gipfeltat, die in der Be-

[1] Siehe im letzten Kapitel den Abschnitt „Das Lohnbüro".

freiung von Rom, von Israel, von den zwölf Stämmen und von der Literatur und Philosophie besteht.

Keine Erzählung der Evangelien ist also gleichgültig oder wertlos. Aber die Evangelien sind Thanatographien, denn sie haben die Vortode vor dem Tod aufgezeichnet, die Demütigungen, die Fluchten, die Enttäuschungen, die Versuche, ohne das volle Kreuz die neue Zeit anzuheben. Das hätte gelingen können, wenn auch nur ein einziger Bruder Jesu gleichzeitig gelebt hätte. Aber die Evangelien sind ja geschrieben, weil es keinen zweiten gab. Kein Jünger verstand. So war das Leben Jesu als Leben jungfräulich; erst als Sterben gefaßt trug es Frucht.

Wer das Datum: Nach Christi Geburt, heut wissenschaftlich behandelt, verdankt also der Leben-Jesu-Forschung eine Freiheit seines Denkens. Denn die Jungfräulichkeit des „Lebens" Jesu hat ihn die Kirche stiften lassen, als die Geburt aus seinem Sterben. Sein jungfräuliches Gebären der Kirche ist für zukünftige Geschichtswissenschaft der maßgebende Vorgang, von dem die Gesetze alles Stiftens, aller Errichtung geistiger Ordnungen ausgehn. Daß der zu Lebzeiten nicht Erfolg haben darf, der Erfolg nach seinem Tode und auf die Dauer haben soll, ist oft geahnt worden. Ebenso oft wird es übersehen. Aber die Einheit des Sterbens Jesu und des apostolischen Zeitalters ist eine so offenbare, daß von bloßem Meinen nicht mehr die Rede zu sein braucht. Dadurch, daß Jesus sein Werk den Zwölfen anvertraute, band er die volle Hälfte seiner Energie während seines Lebens in ihr Leben hinein. Dies allein sollte genügen, die Etiketten für ihn als Lehrer oder Revolutionär oder Wundertäter oder Prophet abzureißen. Er war der Stifter, weil er ja in zwei Kreisen lebte, die er beide um sich zu legen hatte; den Kreis der Widerstände gegen ihn, und den Kreis der zukünftigen Beistände. Darin bestand seine Lebensaufgabe. Der Kreis der Widerstände warf ihn aus aller Vergangenheit heraus. Den Kreis der Beistände warf er selbst als die Wolke der Zeugen an den Himmel der Zukunft. Die beiden Kreise bedingten einander, wie Druck und Gegendruck. Die „Umgebung" im Sinne der Milieutheorie schleuderte ihn heraus als ein Samenkorn. Den Kreis der Apostel aber schleuderte er über seine Lebenszeit hinaus als den Mutterboden für eben dies Samenkorn. Sich selber hatte er also zu Lebzeiten den Boden zu bereiten, in dem sein Sterben nach der Vollendung Frucht tragen würde. Die Apostel haben ihn „bei sich" und in sich, weil er beides und nicht nur eines tat. Jesus hat nicht „gelebt". Sondern es muß heißen: 1. er ist gestorben, und 2. er hat den Schoß geformt, in den er hineingestorben ist. Die Schaffung eines Zeitenschoßes, ganz rein, ganz neu, ganz unberührt von den Antiken war also eine doppelte Aufgabe, eine des Mannes, der ans Kreuz ging, die andre des Menschen, der dies selbe Kreuz den Aposteln in ihre Seele senkte. Er hat etwas absolut Neues geschaffen. Der heut anhebenden Wissenschaft von einer Geschichte des Menschen (statt einer Geschichte der Welt oder der Kirche) ist dies Neue, die Schaffung eines Zeitenschoßes, der Mittelpunkt aller For-

schung. Denn wer die wechselnden Naturen „des Menschen" durch die Zeiten hindurch erforscht, der muß sich erst vergewissern, daß es bereits eine Grundlage gibt, einen archimedischen Punkt, von dem aus alle Zeiten sichtbar, oder von dem aus wir aller Zeiten ansichtig werden können. Ich möchte hier ein Gespräch mit Spengler vom Frühling 1919 in München festhalten. Ich hatte seine Leistung in meinem „Selbstmord Europas" gewürdigt und fragte ihn, wie er es erkläre, daß er von morgenländischem und ägyptischem und euklidischem Menschentum alles so genau wisse, da er doch behaupte, daß jedes Kulturkästchen, jedes Jahrtausend den Menschen völlig in seine mütterliche Landschaft einfange. „Ja", antwortete er, „ich weiß, das ist mein Widerspruch und die Ironie meines Buches. Das kann ich nicht erklären." Wer die Tat unsrer Ära begreift, begreift die Komik und Tragik der Spenglerschen Antwort. Jedermann hat als Mitglied unsrer Ära Zutritt zu allen Zeiten, Geschlechtern, Klimaten und Rassen, weil nach Christi Geburt ein Zeitenschoß geschaffen ist, aus dem heraus die Zeiten von uns betreten und wieder verlassen werden können. Wir sind durch ihn von jeder einzelnen Zeit frei. Die alte Kirche debattierte die Jungfrauengeburt ihres Herrn. Wir werden uns der jungfräulichen Geburt der Kirche, nicht aus dem Willen von Organisatoren, sondern aus dem Leiden Christi, das heißt dem Wehen des Geistes als Frucht eines Sterbens widmen müssen, wollen wir unsern eignen geschichtlichen Einsichten trauen. Das Wort „Zeitenschoß" ist eben gar keine poetische Metapher, sondern die genaueste Beschreibung dessen, was wir alle in unsrer Ära mitbekommen. Wir können ja von Natur nirgends vor unsre Geburt oder nach unsren Tod vordringen. Das Universum des Raums können wir erreisen, ersehen, erfahren. Die Zeiten vor uns und nach uns sind uns absolut verrammelt. Sinnlich ist kein Augenblick erfahrbar, der vor meinem Geburtstag liegt. Die empirische Grundlage aller Geschichte mußte also erst einmal geschaffen werden. Dies ist die Tat Jesu. Damit der Leser dies für keine Redensart hält, sondern für immer begreift, daß Sokrates nicht Jesus, Plato nicht Paulus vertreten kann, muß er nur beachten, womit der liberale Mensch, der Zeit zu haben glaubt, anhebt, wennn er denkt, und womit das Denken über die Zeitrechnung, in der wir leben, beginnt.

Der Liberale fragt: „Was ist das Leben? Gibt es einen Gott? Was ist der Mensch?" Aber ein wirklicher Mensch vergißt das Gebäude seiner Philosophie, wenn er ein Kind ertrinken sieht; er springt ins Wasser und rettet es oder er ertrinkt mit ihm. Die Philosophie, die er vorher gehabt hat, muß es sich dann gefallen lassen, vor dieser einen wirklichen Tat zu bestehen. Diese eine erfahrene Tat wiegt schwerer als sämtliche vorher gemachten Deduktionen. Der Alltagsmensch hält die Tat und seine Philosophie getrennt. Er schämt sich, seine so gut gereimte, so logische Philosophie wegen der einen ungereimten Tat umzugießen. Der wirkliche Mensch aber tut gerade das: er lacht seine alten Gedanken aus. Er beginnt mit der Frage: Welchen Sinn hat der eine nie wiederholbare Tod des einmal Gestorbenen für mich? Und er entdeckt, daß der Sinn

dieses Todes von ihm selber abhängt. Nur unter der Bedingung, daß er diesen Tod ernst nimmt, hat jener Tod jemals Sinn gehabt. Denn die Einigung *aller* Zeiten war der Sinn dieses Todes. Und so bleibt das gesamte Leben Jesu, weil es ein Sterben war, uns allen bis ans Ende der Tage anvertraut.

Alles, was nach Christi Geburt geschieht, geschieht nur dann *nach* Christi Geburt, wenn und solange das Sterben Jesu sich zwischen die Kinder der Zeit und die Zukunft einschiebt. Dieses Einschieben ist ein Akt, der nie von selber geschieht. Er muß immer neu erfunden werden. Diesen Keil in einen 1800 geborenen Menschen zu treiben, ist genauso schwer, wie den gleichen Keil 200 n. Chr. oder 1950 nach Christi Geburt zwischen die Zeit und die Zukunft der gerade Lebenden zu hämmern. Was wir erben, ist die Sicherheit, daß diese Freiheit neu geschaffen werden kann und daß, wenn wir sie nicht schaffen, die Menschen sich nicht länger friedlich zusammentun können, sondern Sündenböcke suchen müssen, die die Natur oder die Naturwissenschaft anbeten oder vor Bildungsstolz und Revolutionssucht absterben. Jesus heißt der Sohn aus diesem besonderen Grunde.

Wir wurzeln alle in unsrer eignen Zeit, weil unsre Sinne zeitlicher Natur sind. Die Bäume wurzeln in der Erde. Nicht so der Mensch. Die Kleidermoden und Sprechweisen, die Lebenshaltung und Diät, die Rechtssätze und Kultformen, die er um sich sieht, sind alles, was er wirklich empirisch fassen kann. Leben kann man nur in seiner Zeit. Auch Museen und Bücher können darüber nicht hinweghelfen. Denn sie sind ja eben Museen und Buchdeckel, das heißt tot. So läuft jede Generation von ihrer Geburt zu ihrem Tode vorwärts als die blinde Dialektikerin gegen ihre Väter. Bloße Reize treiben diese Dialektik in jedem Zeitalter hervor. „Weh dir, daß du ein Enkel bist", sagt sich jede Generation und revolutioniert die Welt im Namen des Rechts, das mit ihr geboren. So verschlingt die Zeit sich selber, ein wahrer Kannibale, der die Söhne die Väter fressen macht oder die Väter die Söhne oder die astronomischen Sternenbahnen die freie Ökonomie der Seelen oder deren Sensationsfolge die Kassenerfolge hintereinander her hetzt.

Der Sohn des Menschen spricht: „Selbst am jüngsten Tage würde dieser blinde Geschlechter-Kampf weitergehn müssen, einfach weil jeder Mensch zeitgenährt wird. Ich fasse also am jüngsten Tage Posto. Und ich drehe die Reihenfolge des dialektischen Prozesses um. Ich beginne mit meiner Kritik am letzten Sohne, weil auch er als bloßer Sohn ja immer noch seine eigene Zeit nur kannte. *Und ich mache die Zeiten des Vaters und des Sohnes, aller Väter und aller Söhne gleichzeitig.*" Aus der Dialektik wird nun plötzlich ein Wechselspiel, in dem das Spätere ebenso sehr existiert wie das Frühere. Seitdem quillt die Fülle der Zeiten aus einem Schoß.

6. Abschnitt

Das Erste Jahrtausend: Gott ist Mensch geworden

In der Kirche des ersten Jahrtausends ist die Stiftung Jesu verewigt. Sie ist der nicht endende Zeitenschoß.

Denn die Kirche besteht aus den Akten, kraft deren wir Menschen vor, hinter, in und außer unsre eigne Zeit gerückt werden. Im ersten Band hat es sich gezeigt, daß die Grundworte der menschlichen Familie Danke, Bitte, Ja und Nein sind. Die Mutter verkörpert den Dank an die ererbte Gestalt, der Vater das Nein an die Gefahren der Außenwelt, die Tochter das Bitte der Hoffnung, der Sohn das Ja des Glaubens an die Rechtschaffenheit der Schöpfung. Wo Dank und Bitte, Ja und Nein in den einzelnen eintreten, ist die Seele gesund. Denn wo sie alle anklingen, da kann keine Schminke und Kleidung, keine Verführung durch bloßen Schein, keine ungläubige Gleichgültigkeit, keine herzlose Rebellion die Seele hindern, ihre Wurzeln dahin auszustrecken, von wo alle Gesten der Rassen, alle Gesetze des Landes, alle Schminken des Zeitgeistes, alle Programme der Zukunft stammen.

Die Kirche lehrt und lebt daher diese vier Grundworte der gesunden Seele. Und sie kann das nur, wenn sich diese vier Grundsätze gegenseitig bedingen und wechselseitig erhellen. Das tun sie am einfachsten in der Familie. Daher besteht die Kirche aus der Familie des Herrn, nämlich den Bischöfen, den Lehrern, den Märtyrern und den Mönchen. Das ist die Gemeinschaft der geistlich zu Vätern und Müttern, zu Söhnen und Töchtern geheilten Heilenden. Mit einem kraftlos gewordenen Wort werden sie die Heiligen genannt.

Aber es ist zu früh, deren Geschichte zu erzählen. Es ist viel wichtiger, daß der Leser dies Kapitel dazu benutzt, das Unwesentliche zu vergessen, was er von der Kirche zusammen mit dem Wesentlichen weiß. *Er weiß zu viel, nicht zu wenig.* Es ist das nur natürlich, aber es wird selten ausgesprochen, daß wir auch zuviel Geschichte mit uns herumschleppen können, nicht nur zu wenig. Die ganze Geschichte kann nur dann eingesehen werden, wenn ich von jeder Zeit ungefähr gleichviel weiß. Wie soll denn sonst das schöne Ebenmaß des Geschichtskörpers je sichtbar werden? Auf das rechte Verhältnis der Teile zum Ganzen kommt es an, und nicht darauf, gegen das Ende hin immer ausführlicher zu werden. Dies Kapitel unternimmt es daher, auf dies Ebenmaß hinzuwirken. Von der Kirche, der Welt, der Gesellschaft, die im Laufe unsrer Zeitrechnung entstanden sind, weiß der Leser unendlich viel, eigentlich alles.

Von Homer, Ägypten, den Juden, den Sioux-Indianern mußte hingegen im Hinblick auf den Sinn vieles neubestimmt werden.

Lebendes erfahren wir ja durch Teilnahme an seinen Äußerungen. Weihnachten, Ostern, Pfingsten sind doch nicht ganz tot. Allerheiligen und Allerseelen

sind oft noch vertraut. Da steht also die Kirchengeschichte, und man braucht keine Bücher.

Gerade so steht es mit der Erde, deren Bruchteil man bewohnt, die man durchreist, entdeckt und verwertet. Und fast so steht es mit der Gesellschaft, in der man stöhnt und zum Psychoanalytiker geht, streikt, hungert und geschieden wird.

Was soll ich hier also groß von der Kirche erzählen, da wir ja in diesem Teil nur auf den gesamten Gang der Geschichte und nicht auf die inneren Wandlungen innerhalb der Kirche achten wollen? Dies ist ja noch immer die erste *Übersicht über die Geschichte als ein Ganzes* und noch nicht der zweite Teil einer *Einsicht* in das Leben der Teile. So werden wir uns kurz fassen.

Die Geschichte der Kirche ist die Geschichte des Sichtbarmachens des Sterbens. Das Kreuz, die Reliquien, die Wüste, die Katakomben, pressen das Sterben vor das Leben. Kirche und Staat ist uns eine vertraute Redewendung. Aber sie ist zu logisch, zu zeitlos, zu unlebendig, um das Geheimnis des Kirchewerdens im ersten Jahrtausend zu beschreiben. Vor jedem Lebensakt hatte sichtbar ein Sterbensvorgang zu treten. Die Kirche ist der vor das Leben und die Geburten der Menschen zurückreichende Anteil des Todes am Leben. *Die Kirche ist also die Vorschaltung des Todes vor jedes Menschenleben.*

Das Verhältnis von Staat und Kirche ist nicht eines von zwei Raumgrößen, sondern von zwei Zeitphasen, und die Kirche muß sich vor das Leben zwängen, weil das Leben um seine Herkunft aus dem Tode von sich aus nichts weiß und meistens nichts wissen mag.

Deshalb besteht die Kirche aus vier Akten der Todeseinzwängung oder Einpflanzung, um überhaupt Kirche sein zu können. Sie muß des ersten Christen gedenken, sie muß die Vorchristen erreichen; die Kirche ist ausgespannt zwischen die Messe, das Innewerdens der Tat Christi und die Heidenmission; die Messe könnte die Verrückwärtigung, die Mission die Vervorwärtigung seiner Allgegenwart heißen.

Jeder Christ muß sich des Herrn erinnern; jeder Christ muß bekehren. Wenn eines oder das andere oder beides aufhören sollte, würde die Kirche sterben. Und sie stirbt immer, wenn die Mission versagt oder wenn von den Kanzeln Politik geredet wird. Denn gegenüber den beiden Forderungen an die Kirche, nach vorwärts mit dem Herrn ans Kreuz zu gehen und nach rückwärts unter das Kreuz des Herrn zu treten, gibt es keine so unbedingt andere.

Doch ist zwischen beiden Forderungen ein großer quantitativer Unterschied: die Mission gewinnt neue Seelen, die Erinnerung vereint alle schon gewonnenen Seelen. Da sieht es auf den ersten Blick so aus, als müsse die sichtbare Kirche nach rückwärts blickend von Millionen angefüllt sein, aber auf dem einsamen Posten der Mission auf Samoa müsse ein einziger Missionar oft sechszehn Jahre warten, damit auch nur eine Seele eines Tages den Mund auftue und sage: „Meister, wer war eigentlich jener Jesus?“ (Dies ist eine wahre Geschichte.)

Nach rückwärts blickend hätten wir also immer Riesenzahlen und nach vorwärts immer nur einzelne?

Wer heut in die vielen Kirchen geht und wer an die Trümmer des Missionswerkes denkt, der wird dies Zahlenverhältnis bestätigt finden. Es ist aber für das erste Jahrtausend ein sehr einseitiges Bild. Der Heiden waren so viele, der Christen so wenige, daß damals die Heidenpredigt von wenigen an die Tausende erging. Petrus taufte 3000. Und der Erinnerungsdienst an das Abendmahl wurde umgekehrt oft von ganz wenigen gefeiert; selbständige Kirchenbauten gab es in den ersten 200 Jahren nicht: So stark war das Sich-Ausstrecken in die Mission, so gelassen das Sich-Besinnen auf des Herrn Leiden.

Die Zukunft der Kirche war zuerst von soviel unermeßlicherer Dringlichkeit als ihre Vergangenheit. Heut scheint das umgekehrt. *Beides ist relativ.* Ohne das unter das Kreuz treten und ohne das Bringen des Kreuzes, also ohne Herkunft und Zukunft, gibt es keine Kirche. Nun sind das ihre beiden Erstreckungen in die Zeit. Das Feiern von Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die tägliche Messe, in der die Glieder sich und ihren eigenen Lebenswillen zusammen mit dem Haupt opfern, ist also kein sentimentaler Akt der Gefühle, sondern die unerläßliche Bedingung der Existenz einer Kirche durch die Zeiten. An dem Kirchenkalender kann der Leser sich überzeugen, daß es ein Gesetz in der Geschichte gibt, das hier und überall wirksam ist. Eine neue Lebensstufe kann nur solange in Kraft bleiben, als der Einstieg in sie bezeichnet bleibt. Wo Jesus aus den Antiken austrat, muß in täglichem Dienst bezeichnet bleiben, oder das ganze Christentum löst sich in Dunst und Gefühl und Mystik und Philosophie auf. Diese mythische Form hat es denn auch in der Tat bei allen denen angenommen, denen die rückwärts gewandte Kultfeier der Liturgie für überflüssig gilt, und die sich mit einer Art Jesusfreundschaft begnügen. Aber die Juden, die reale Existenz des Gottesvolkes, aus dem er kam, die reale Elendigkeit seiner weihnachtlichen Herkunft, das Verhör vor Pontius Pilatus, die reale Gottverlassenheit des Karfreitag, die reale Einsetzung des Abendmahles am Gründonnerstag und die wirkliche Umwandlung seiner *neben* den Jüngern stehenden Person in den *in ihnen* neue Rede schaffenden Geist: Sie alle sind dazu da, von uns immer wiederholt durchwandelt zu werden, wenn wir nicht vor die Kirche und vor unsre Zeitrechnung zurückfallen sollen. Ohne Datierung wird unsere Geschichte Schall und Rauch.

Weil aber der Datierungszwang abgeleugnet wird, ist es durchaus häufig, daß sogenannte Christen aus dem Christentum ein bloßes Stammfest, ein bloßes Reichspriestertum, ein bloß prophetisches Zion und, ach, sogar eine bloß griechische Philosophie machen.

Echtes Christentum begründet christliche Zeitrechnung und Kirche. Sonst fällt es zurück

1. in Stammeskult mit christlichen Fronten und Antisemitismus (Rassenseligkeit),

2. in Reichskult mit Landeskirchen (Blasphemie) und Nationalismus (lautet: „Das Reich muß uns doch bleiben."),
3. in bloßes Israel: Stündler (ecclesiola in ecclesia: Sekte),
4. in Philosophie: Idealismus (Blasphemie: Akademismus).

Da erfindet man das Leben Jesu. Jesus wird ein bloßer Lehrer (Ernest Renan).

Alle vier Verzerrungen sind vorchristlich. Denn nur die Erfahrung der Gläubigen, daß Jesus hinter den Philosophen, hinter den Stammeskönigen, hinter den Imperien und hinter den Propheten kommt, schafft unsre Zeitrechnung. Der Gottesdienst hat also eben diesen Einstieg Jesu am Ende aller Zeiten an jedes Kind der eignen Zeit heranzutragen. Denn sobald es nur die eigne Zeit gibt, dann stellt sich die antike Welt wieder um uns her: in meiner eignen Zeit, das hat ja das Kapitel über die Einmaligkeit Jesu gezeigt, in meiner eignen Zeit werde ich noch heut in die vier sich gegenseitig überkreuzenden Kalender der Familienfeste, der Nationalsiege, der Jahreszeiten und der Geistesgenüsse zerrissen. *Als Kinder unserer Zeit können wir keine Christen sein.*

Das Jahr der Seele, welches die Liturgie der Kirche über diese vier Kalender hochhebt, muß daher zwar jedem der vier Kalender sein Recht lassen, aber seine Tyrannei brechen. Ja, alle diese vier Ordnungen bestehen zu Recht, solange wie sie nicht zu Unrecht bestehen. Das heißt, solange nicht die Zeit erfüllt ist, zu der sie von uns hinter uns getan werden müssen aus einer größeren Liebe heraus. „Ehre Vater und Mutter." Wenn das ein Rassekomplex wird, dann geh lieber und heirate eine Malayin. Für Kaiser und Reich: Wenn das ein imperialistischer Wahntraum wird, dann geh und befrei dein Land von dem Wüterich. „Zion, Zion, mein Verlangen", wenn dich die Sehnsucht nach Schweigen und Versenkung ganz einhüllt, dann denke, daß der Herr dich nackt und bloß und zu irdischer Bedürftigkeit geschaffen hat, daß also auch die Irdischsten deiner Mitmenschen noch in eine Gemeinde mit dir gehören. Und wenn du dich ins Reich der Ideale flüchtest und das Wissen umarmst und die Kunst, dann lerne, daß dein Geist um nichts besser ist als dein Leib; daß Gott Fleisch geworden ist, aber niemalen Philosophie.

Die Kirche ist also das Organ, kraft dessen Christus nicht ins Vorchristliche verfälscht werden kann. Sie sollte dies Organ sein und sie ist daher um so mehr Kirche, je mehr sie die Rückfälle verhindert.

Andererseits darf und kann sie über das Leiden mit Christus nicht hinausschreiten. Weder das zweite noch das dritte Jahrtausend unsrer Ära ist „Sache" der Kirche. Sie muß die Zeitgenossin und Braut, die Mitgespielin des Herrn bleiben. Dies Stehenbleiben bei ihm zeigt die Kirche in den zwei weiteren Konstanten oder Bedingungen ihres Daseins. Während Mission und Missa (Messe) ihre Zukunft und ihre Herkunft bezeichnen, hat das Leben des Herrn in uns, also die Kirche, auch ihr Innen und ihr Außen. Gemeinschaftstat, „Kommunion", und Entsagung, „Askese", begrenzen die Kirche nach innen gegen den

Gedankentraum und nach außen gegen den Materialismus. Die Kirche ist weder für Mystiker noch für Rationalisten. Weh dem, der allein für sich den Leib des Herrn oder die Gegenwart Gottes oder das Kommen des Reichs „genießen" will. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Wo nur einer ist, da ist noch gar nichts Christliches da. Denn Jesus ist in die wirkliche Welt gekommen, wo es Stämme, Reiche, Völker, Schulen gibt. Aber mehr als zwei oder drei wiederum sind nicht nötig, denn die Allgegenwart Gottes zu allen Zeiten und in jedem Augenblick wird um so besser geglaubt, je weniger sich eine Masse oder ein Mob an die Stelle wirklicher Söhne und Väter, wirklicher Königinnen und Priester, wirklicher Beter und Propheten, wirklicher Künstler und Gelehrten setzt. Die hier aufgezählte Liste wirklicher Menschen soll sich zu zweien oder dreien in Seinem Namen finden. Wo sich zehntausend massieren, sind es meist nicht die wirklich menschlich geformten, sondern die zum Pöbel entformten Elemente in ihnen, die sich vereinigen: Daher ist dieser Satz: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", von großer soziologischer Schärfe. Die Kommunionsstatistiken der Abendmahlsbesucher werden durch diesen Satz als nahezu Heidentum bloßgestellt. Denn in diesen Statistiken wird eben nicht das Hinübertreten aus einer antiken Bindung ins Kreuz der Freiheit zugrunde gelegt. Wenn es vielmehr auf die Zahl der Kommunikanten ankäme, würde jeder, der im Massenbesuch aus Zimmermann oder Studenten bloß Pöbel, bloß gleichgeschaltet, bloß suggeriert wurde, als das Salz der Erde angesehen. Dies Salz aber sind nur jene, die nicht unter den Zimmermann und den Studenten in sich hinunterfallen, sondern über ihn hinauswachsen. Und das tun sie eben nur, wenn die Nächsten, mit denen sie kommunizieren, ihnen als diese wirklichen berufs- und nationsgefesselten Mitbrüder gegenüberstehen. Mit einem anderen zu kommunizieren ist schwieriger als mit zehntausend. Denn bei den Zehntausend abstrahiere ich einfach von ihrem Anderssein und Andersdenken und Andersfühlen und Andersaussehn. Solche Abstraktion ist wertlos. Die Unterschiede sind ja trotzdem da. Aber wer mit zwei anderen sich das Sakrament reicht, der muß über die wirklichen Unähnlichkeiten hinausklettern. Er weiß zu wohl, wie anders diese anderen sind, um sich mit Abstraktionen helfen zu können. Jedes Abendmahl ist ein *Trotzdem.* Judas nahm ja auch teil. Der heutige Modetheologe glaubt die Ähnlichkeit des jüdischen und des christlichen Abendmahles betonen zu sollen: Die Jünger am Gründonnerstag feierten eben ein jüdisches Mahl. Damit ist die Kluft des Kreuzes geleugnet. Auf diese Weise wird die Kirche das ewige Israel. Die Israeliten warten auf das Kommen des Messias, so wie die Christen auf das zweite Kommen des Herrn warten sollten. Das gibt eine Ähnlichkeit. Aber der Gegensatz ist heftig und wichtiger: Nicht die Blutsfamilie sitzt am Tische des Herrn nieder. Die „Zwei oder Drei" treffen sich in der Kommunion, ob sie nun Gatte und Gattin, Freund und Freund oder Feind und Gegner, abstoßend und Fremder sind, nicht weil sie im Leben zu-

sammengehören, sondern *trotzdem sie im Leben nicht zusammengehören.* Die zwei oder drei treffen sich nur dann in SEINEM Namen, wenn sie mit ihm das Sterben ihres Eigenwillens zelebrieren, nicht das Leben. Kurz, die Kommunion schafft Sterbegemeinschaft oder sie tut gar nichts und ist ein lächerlicher Aberglaube. Wir reichen uns das Sakrament, damit wir beide unseren Willen aufgeben, damit uns ein Gemeinwille geschehe. Weil dieses *Trotzdem* den Trotz der Selbste bricht, so ist es nicht die Familie, nicht die Nation, nicht das Volk, die kommunizieren, sondern die enttrotzten Angehörigen dieser Trutzgemeinschaften. Weil die antiken Gemeinschaften Schutz- und Trutzverbände waren, die den einzelnen hinter dem Panzer des Verbandes um seine Wandlungsfähigkeit betrogen, deshalb ist die Kommunion ein Entpanzerungsvorgang. Die Wandlung des Abendmahlssakraments, die Transsubstantion, haben wir schon im ersten Band als Todesüberwindung, als Schaffung der Seele, kennengelernt. Die Kirchen haben heut die Unterschiede von Lebensgemeinschaften und dieser einen Sterbegemeinschaft schier vergessen. Aber *wandeln* soll sich der gebildete und geformte und kultivierte und erzogene und eingegliederte Mensch. All diesem soll er absterben, soll seine Scham, den Todesschmerz seiner Gemeinschaften, der in ihm brennt, überwinden. Wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da erproben sich die Brüder. Ist ihr Glaube groß genug, die Sicherheiten ihrer bürgerlichen, nationalen, geistigen, rassischen Existenz aufzugeben? Können sie die damit immer verbundene Beschämung ertragen, nicht mehr die Billigung der Familie, die Bescheinigung des Sippenamtes, die glatte Karriere, die ausverkauften Häuser vorweisen zu können?

Das Abendmahl führt unter das Kreuz der eignen Wandlung, oder es verführt zu onanistischem Genuß eines beliebig wiederholbaren faulen Zaubers. Hütet euch vor den Mystikern, denn sie wollen allein und ohne Beschämung das Abendmahl feiern. Sie haben sich ein Innen in der zweiten Potenz ersonnen. Das einzig wirksame Innen ist aber da, wo Gemeinwille aufglüht. Hütet euch aber auch vor den Rationalisten. Denn sie verreden euch die Askese, das Entsagen von der Welt. So wenig wie die kommunizierende Gemeinschaft darf der Kirche des Gekreuzigten die Wüste fehlen, die an die Stelle des fruchtreichen Ägypten tritt. Rational ist das nicht zu fassen. Gott hat beide geschaffen, Wüste und Fruchtland. Weshalb also die Wüste wählen wie die ägyptischen Anachoreten und Mönche? Weshalb in der Rhön leben statt in der Goldenen Aue? Tanzen und Springen, Weintrinken und Rauchen erfreuen des Menschen Herz, und schöne Frauen tun das noch besser, und König Salomon erfreute sich ihrer ohne End. Weshalb also Zölibate und schwarze Röcke und griesgrämige Gesichter, und das für einen Dienst Gottes ausgeben?

Ja, weshalb? Wenn ich das geschickt genug sagen könnte, so wäre ich glücklich. Denn heut hat sich die Welt als CHRISTLICHE WELT aufgetan. Eine Zeitschrift heißt so. Und in dieser naiven Formel hat die asketische Trennung von Christentum und Welt ihr leichtfertiges Grab gefunden. Ich behaupte, daß

ohne solche Feindschaft von Kirche und Welt, wie sie das Mönchtum warnend schuf, wie es das Kreuz und die Martyrien vorher darlebten, wie es die Untergrundkämpfer auf NAIV weltlich nachbildeten, daß ohne den Trennungsstrich zwischen Kirche und Welt unsre Zeitrechnung sich in Rauch auflöst und wir vor Christi Geburt zurückgefallen sind.

Diese Gefahr besteht eben in jedem Augenblick. Jeder Teufel kann gegen das Kreuz rebellieren. Ihr seid frei, innen mystischer Einsamkeit und außen rationalem Säkularismus zu verfallen.

Aber die Kirche wird dann durch noch größere Wandlung sich wieder zu ihrer Bestimmung überwinden müssen.

Ohne Welt keine Kirche. „Die christliche Welt" vernichtet diese Unterscheidung. Wenn wir die Geister nicht mehr unterscheiden, dann sind wir richtungslos. Der Rationalist hat keine Orientierung. Die Unterscheidung einer jeden Gruppe gegen die Außenwelt ist wie die Haut um den Leib des einzelnen. Wir dürfen nicht ohne Haut sein wollen, wollen wir zusammen leben.

Fragen wir hier nach den vier Außenseiten der Antiken, so werden wir etwas über ihren Charakter in Erfahrung bringen und zugleich die Entsagung der Kirche von diesen vier „Häuten" begreifen. Diese vier Häute sind eben das, was Welt heißt, die Außenwelt ist sichtbar kraft dieser Häute. Die Welt, der die Kirche sich versagt, bleibt kraft dieser Häute antik und vorchristlich. Würde also der Christ und würde das Glied der Kirche diese Welthäute nie ablegen, so wäre er gar nicht in der Kirche. Er wäre dann hilflos den vier vorchristlichen Weltordnungen verfallen. Dieser so einfache Tatbestand wird nur dadurch seit hundert Jahren vergessen, weil Rousseau uns mit einem Naturmenschen seiner Erfindung beglückt hat. Der „Natur"mensch ist weder rassisch noch bodenmäßig noch national noch sprachlich, nein, er ist bloß natürlich. Die fünftausend Jahre vor Christi Geburt, in denen Herr Adam Émile Rousseau sprechen, tanzen, rechnen, beten und denken lernte, sind alle vergessen. Der Naturmensch hat dies alles aus sich selbst. In dieser Narrenwelt wird der Unterschied von Welt und Kirche unbegreiflich. Die Erschleichung oder der Schwindel liegt in dem Worte „Natur". Die Angeborenheit der Koralle auf dem Korallenriff und die Eingeborenheit in den Gang der Geschichte macht das Wort Natur ununterscheidbar. Diese Urkundenfälschung hat die Kirche gezwungen, sich ihrer Übernatur zu berühmen. Aber es gibt weder Natur noch Übernatur für die wirkliche Menschheit. Sie ist ein Geschöpf, das aus der Hand des Schöpfers fällt, wenn sie sich nicht beizeiten wandelt. In diesem Satz kommt das Wort „Natur" gar nicht vor, denn der Mensch hat eben gar keine Natur: Er soll ja erst morgen fertig geschaffen werden. Er lebt *vor* der Zeit, zu der er seine endgültige Natur haben kann. Hat er die, dann ist er tot. Solange ein Mensch noch spricht und hört, hat er keine Natur. Sprache ist ja Liebesanruf und fortreißende Stimme über meine individuelle Form hinaus. So fanden wir es im Tierreich,

und so geht es weiter zu immer höherer Begattung. Kreaturen sind wir, weil wir erst noch geschaffen werden sollen.

Als Stück „Welt" würde also unser individueller Körper Aus-der-Haut-fahren verhindern, worin doch alle Liebe besteht. Ich wiederhole, die Welt verhinderte uns am Aus-der-Haut-fahren, wenn sie uns enthielte und wenn sie christliche Welt heißen dürfte. Der Körper, in dem ich mit Haut und Haaren enthalten wäre, ließe ja dann nichts zu wünschen übrig. Die Mission, die Kommunion, aber auch die Messe hörten auf, wenn ich nicht mehr aus Liebe zu einem unerlösten Bruder oder aus Wandlung aus meinem Panzer herausgerufen würde.

Die Kenntnis des Liebesvorgangs ist alles, das notwendig ist, um zu sehen, daß die Gemeinschaften zweite Häute um uns legen und daß wir diese Häute auch immer wieder abstreifen müssen, soll das Leben auf Erden weitergehen. Denn es geht nur durch Lieben weiter. Wenn der Herausgeber der „Christlichen Welt", ein sehr wackerer Mann, vor dem ersten Weltkrieg die Welt als christlich ansprach, so hatte er eben dasselbe Empfinden wie Nietzsche und wie so viele andere, daß die Welt zu Ende war, fertig zum Begrabenwerden. Die christliche Welt würde niemandem etwas zu lieben aufgeben. So, wie wenn man dem Vogel Phönix sagte, daß er die ganze Vogelwelt bereits vollkommen verkörpere, und, da er unsterblich sei, so brauche er sich nicht zu begatten. Aber das befriedigte den Phönix keineswegs. Er mußte lieben. Und so verbrannte er seine Vollkommenheit alle fünfhundert Jahre; dadurch konnte er weiter geliebt werden.

Die Häute der Welt sind beim Stamm die Uniform, beim Reich die befestigten Grenzen, bei Israel die Speisegesetze, bei den Griechen die Sprache. Die Uniform der Krieger beginnt mit ihrem Minimum, der Tätowierung und der Tracht. Daß der Mann in der Kirche wenigstens den Hut abnimmt und daß die Frauen ihr Haupt bedecken, sind letzte Andeutungen eines Widerstandes der Kirche gegen die Uniformen. Denn in der Kirche sollen wir abrüsten. Indem auch das Mädchen vor Gott das Haupt bedeckt, entwaffnet sie sich aus ihrer Sonderobhut; auch sie wird Person. Umgekehrt betrage sich der Mann, dessen Helm ihn ja panzert und dessen „Hut" ihn behütet. In der Kirche trete er in eines Anderen Hut und entpanzere sich.

Die Kirche ist überall. Sie ist ökumenisch. Landesgrenzen darf sie niemals ernst nehmen, oder sie stirbt am Reichsmythos.

Die Menschen aßen Kräuter und Früchte eine lange Zeit. Dann durften sie Tiere essen, wie bei Noah erzählt wird und wie offenbar wird in allen Reichs- und Brandopferkulturen. Die Juden schlossen das Tier des Seth, das Schwein, aus und entwickelten weitere Milderungen des Fleischgenusses.

Im Leibe des Herrn wird eine letzte Schranke hinfällig. Wenn es wahr ist, daß Jesus Brot und Wein seinen Leib nennen konnte, so war er entweder wahnsinnig, oder aber Gott, Welt und Mensch sind viel näher und recht anders in-

einander geknüpft, als die gewöhnliche Faulheit meines Denkens mir nahe legt. „Der arische Opfertrank vernichtete den Unsterblichen nicht, den er sich einverleibte, sondern der Trinkende legte seinen eignen Leib um den Unsterblichen als Kraftfeld (‚zur Rührigkeit') herum[1]. Offenbar läßt sich die Welt und Gott und der Mensch weder auseinander denken noch einfach gleichsetzen. Gott ist nicht die Welt: Er schafft sie. Aber die Welt ist auch nicht gottlos. Gott ist in sie eingegangen, indem er sie schuf. Und in den Menschen geht Gott ein, wenn der Mensch die Schöpfung weiter schafft. Wäre die Welt also unbewaffnete und entwaffnete Liebe, hätte sie keine Haut, keine Schuppenpanzer, keine Grenzen, dann wäre sie in der Tat vollebendige gotterfüllte Leiblichkeit Gottes. Nur weil wir die Welt gewöhnlich von außen nach innen anvisieren, sehen wir das an ihr, was tot ist, vornehmlich und das, wodurch sie lebt, fast nie. Die „Welt" ist also der Todesaspekt der Schöpfung, einfach deshalb, weil jede Zunahme an Verkörperung das Leben dem Tode näherbringt und weil wir die „Welt" von der Körperseite her anstarren. Im Abendmahl wird nun die Schöpfung als Liebestat restituiert. Die Häute der Welt, ihre ungeliebte und lieblose Angst vor Verwundung, ihr Schutz- und Trutz- und Panzer-Suchen werden in dieser in Jesus geschaffenen Lage der EINSETZUNG übersehen, und weil Gott in die Materie eingeht, so ist sie als Brot und Wein unter dem Wort das vollebendige Geschöpf, das in der Tat sein Leib und Blut ist. So ist das Abendmahl *Entgrenzung* des Leibes und der leiblichen Welt durch das schöpferische Wort. Jesus zwingt uns, seine Kreuzigung als die Bedingung des Lebens zu erkennen.

Einen Augenblick werden alle unsere Worte, unsere Termini, unsere Einteilungen zunichte; einen Augenblick fallen die Grenzen, die unsre Sinne und unser zweifelnder Verstand sonst immer errichten. Wir treten im Abendmahl an die Grenzen der Welt außerhalb unsrer Individualität, und Gott tritt in uns ein, weil wir ja nur dadurch, daß wir uns wandeln, das Recht erwerben, die Mächte Gottes und seiner Schöpfung uns zu Hilfe zu rufen und in uns hineinzureißen. Wer seinen Willen liebend wandelt, der ist selber Schöpfer und Geschöpf, weil er ja gläubig stirbt und also nicht das bloße Leben für das ganze Leben hält, sondern den Tod einbezieht.

Für solche Entgrenzung der Welt im Abendmahl muß offenbar ein Preis bezahlt werden. Denn für gewöhnlich ist die Welt eben nicht unter der Kraft des Einsetzungsworts, und wir wandeln uns nicht, sondern sind starr und stur, was wir sind oder sein zu sollen glauben. Die „Welt" ist jeden Augenblick etwas anderes, nämlich das Todeswürdige! Da die ganze Welt Gottes ist, so muß im Innern der ausgegrenzten Welt das Inselmeer der Sünden eingegrenzt werden, das heißt der abgestorbenen Weltteile, die auch in das letzte Abendmahl nicht als sein Leib und Blut eingehen werden. Die innerweltliche Enthaltung von dieser Schlacke ist also der Preis, den jeder Christ zahlen muß, sollen

[1] I. Hertel, Sächs. Ges. der Wiss. Berichte 90, 1, 139 f.

wir ihm glauben, daß er Christ ist. Das, was in dieser Welt jeweils „extrapoliert" werden muß, wechselt. Bei den Mönchen war es alle sinnliche Fruchtbarkeit, weil die Kirche sich ja erst einmal *durch den Geist allein* fortpflanzen sollte, bevor die leibliche Nachfolge wieder Wert erhalten konnte. Bei den Kalvinisten war es die Akkumulierung des Kapitals, mit der Gott ihre Enthaltsamkeit von den sinnlichen Genüssen segnete. Die Juden kennen diese mönchischen Haltungen innerhalb ihres Judenseins gar nicht. Sie trinken Wein, heiraten und lassen sich's wohl sein, weil sie ja als ganzes Volk aus der Welt der Völker herausgenommen und exiliert, verbannt, sind. Israel ist ein einziger Akt der Askese. Was soll da noch Askese im einzelnen? Die Christen aber füllen die ganze Welt und sind die Völker der Welt selber, nur im erneuerten Zustand sich wandelnder Geschöpfe. Sie also müssen ein jeglicher zu seiner Zeit sich einem Stück Welt, nämlich unbekehrbarer Welt versagen, denn sonst wären sie nicht das dritte Geschlecht aus Heiden und Juden, sondern blieben bloß vorchristliche Griechen und Ägypter und Skythen, also jene, die ein Stück Welt vergötzt hatten, weil sie nicht rechtzeitig diese Weltdinge sterben lassen wollten. In der Askese sühnt also an einem Punkt der Christ den heidnischen Götzendienst, weil dieser ja noch allenthalben spukt. Götzendienst ist aber: ein geschaffenes Ding einen Augenblick länger mit Leben zu begaben, als Gott es ihm gibt. Es wird überschätzt. Der Asket *unter*schätzt es um der Befreiung willen. Der Asket betont sozusagen umgekehrt.

Die vier Wege der Kirche sind also nach rückwärts das Gedächtnis des Stifters, nach vorwärts die Mission, nach innen die Gemeinschaft, nach außen die Entsagung oder Absage. An diesen vier Kardinalwegen läßt sich nichts abdingen, soll es anders eine Kirche geben. Aber mit allen vier Wegen wird der Kardinalpunkt gesichert: die neue Zeitrechnung, das Hinausgehen über die Antiken und die neue Wahrheit, daß unser Leben eine Frucht des Todes und der Sterbenden, die uns liebten, werden soll.

Vier Rhythmen beanspruchen noch heut als Überreste der Antiken unsre Teilnahme an ihrem Kalender, aber ein Kalender der Seele erlaubt jedem von uns, zu entscheiden, wann und wie lange er sich diesen Rhythmen hingibt, wann er streikt. „Zu binden und zu lösen" ist das Amt der Kirche. Die meisten Christen wissen nicht mehr, daß dies ganz wörtlich die Einbindung in und die Entbindung von gelebten Gemeinschaftsrhythmen ist. Als der Mensch ein Herr des Sabbaths wurde, da wurde jedem Menschen ein einzigartiges Verhältnis zu seiner eignen Lebenszeit aufgetragen; die Biographie eines Menschen besteht ja aus seinem Stundenplan. Ich bin nicht etwa dadurch ein Staatsbürger, daß ich in meinem Verstand politische Überzeugungen nähre. Ich bin es nach dem Aufwand an Zuhören, Arbeiten, Erregung während der Wahlen, Verschlingen von Nachrichten, Sitzungen. Ich mag über alle meine Verwandten abfällige Bemerkungen machen. Wie ich wirklich mit ihnen zusammenhänge, zeigt sich in ihren oder meinen Testamenten, in meinen Geburtstagsgeschenken, in meiner Trauer

oder Gleichgültigkeit, wenn sie verscheiden. Ob ich über meinen Beruf stöhne, ist nebensächlich. Wie ich an ihm hänge, zeigt sich in meiner Abhängigkeit von Telephon und Post, vom Stirnrunzeln des Chefs, von meinen Angstträumen nachts. Nicht der Inhalt meiner Gedanken, sondern die *Zeit*, die ich einem der vier Kreisrhythmen spende, zeigt, wes Geistes Kind ich bin. Jeder aber, der sich von einem dieser Rhythmen verschlungen fühlt, ist es sich schuldig, abzuspringen. Er begeht eine Todsünde, wenn er seine Freiheit nicht wiederherstellt, selbst wenn es ihn die Pension kostet. Todsünde? Ja, einfach deshalb, weil es ihn tötet. Denn dieser eine Rhythmus hat dann den freien Menschen in dir getötet; nun bist du ein Sklave, weil du glaubst, ohne diesen Rhythmus nicht leben zu können. Aber dieser Rhythmus stammt ja von außen, aus Familie, Gesellschaft, Politik und Geist; und so ist er nicht dein eigener. Nur dein Jahr ist deines. Das Sonnenjahr, das Arbeitsjahr, das Theater- und Geselligkeitsjahr, das Familienjahr sind alle vorpersönlich. Es wird oft gedruckt, daß die freie Persönlichkeit aus dem Christentum stamme. Aber ich bin ein Skeptiker. Und so ist mir diese These fragwürdig geblieben, bis ich empirische Tatsachen fand, die dies bewiesen. Die vier Rhythmen sind solche einfachen Tatsachen, die jeder aus der eigenen Erfahrung kennt. Man braucht dazu nicht ins Laboratorium oder Museum zu gehen. Die Rhythmen sind nachweisbar. Allerdings können die meisten Menschen Zeit noch immer nicht wahrnehmen. Sie denken, drei Pfund seien wirklicher als drei Tage. Ich bestreite das. Drei Jahre, ein Tag, vier Stunden sind wissenschaftlich wägbare Wirklichkeit. So ist ein Jahrtausend. Dafür hat aber nur die Kirche unsern Sinn geöffnet. Die Kalender der Antiken, die Rhythmen der Moderne haben nicht von ihrer Notwendigkeit verloren; aber wir haben gelernt, sie frei zu wägen und zu durchwandeln, je nachdem uns ums Herz ist. Mithin hat der Kirchenkalender in jeden ein Wissen hineingestellt, wie der freie Mensch selbst den höchsten Nationalfeiertag vielleicht nicht mitfeiern darf: Ostern fällt mit dem Auszug aus Ägypten zusammen, und dies großartige Gründungsfest Israels hatte zu weichen vor dem einsamen Tod der einsamen Seele, die verlassen von Gott und Menschen ihr eignes Datum am Kreuz uns allen als den jedem mitgeteilten Tag der Freiheit schenkte.

In seinem letzten Wort: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?", hat der erste Christ auch einen anderen Kalender zerbrochen, den des geistigen Fortschritts. Jesus hat das Denken entthront. Dieser Augenblick, in dem er seinen Geist dem Vater zurückgab und in dem sein Denken nicht Herr der Situation war, hat ihn und uns entgriecht. Denn das Denken glaubt ja, dann Herr der Lage zu sein, wenn es sich ein Bild der Lage macht. Nein, Jesus war Herr der Situation, als er am Kreuz hing. Dafür war aber das, was er nun im Todeskampf „dachte", zum erstenmal unwesentlich gegenüber der Tatsache, daß er dort hing, ein für allemal hing. Der Kalender der Seele ist nicht auf das Denken gegründet. Das ärmste Mütterlein kann seine Zeit richtig verwenden; was sie denkt, ist dagegen zweiten Ranges. Als Jesus am Kreuz hing,

wurde er erst ganz der erste Christ, weil er uns zeigte, daß das „Bewußtsein" keineswegs den wirklichen Helden, Heiligen, Menschen macht. Die eine Sekunde, in der er seine Tat in Frage stellte, war die Sekunde seines größten Glaubens, denn indem er schlicht verzagte, nachdem er alles getan, was ihm zu tun aufgetragen war, bewies er die erhabenste Freiheit: Wer nämlich recht handelt, braucht sich nicht selber zu beurteilen. Die Sokratesse müssen über sich selbst reflektieren. Jesus hat das nicht nötig. Er kann selbstvergessen das Urteil aus den Früchten seiner Tat erwarten. *Der Kalender der Seele trägt Frucht,* die Überlegenheit des Denkens aber ist unfruchtbar. Und bis ans Ende der Tage werden die Menschen von der Freiheit zehren, die Jesus im Einsatz seiner Lebenszeit ans Tageslicht gefördert hat und die von der Liturgie der Kirche uns täglich eingeimpft wird. Denn Jesus hat nicht die Denkfreiheit proklamiert, sondern die Freiheit von den eisernen Banden der Zeiten. Er macht uns zum Miterben der Vollzahl der Zeiten.

7. Abschnitt

Das Zweite Jahrtausend: Die Welt wird revolutioniert

Aus der Antike empfing die Christenheit die Kriegs- und Jagdzüge der Stämme, die Astrologie der Reiche, das Alte Testament und die griechische, teilweise durch Römer fortgesetzte Literatur.

Wir haben statt dessen Nationalökonomie, eine astronomisch fundierte Physik und Naturwissenschaft, das Alte und und das Neue Testament und die nationalen Geistesgeschichten und Nationalliteraturen.

Was dies bedeutet, möchte dieses Kapitel andeuten. Denn es bedeutet ein neues Verhältnis zur Welt, und dies ist die historische Leistung des letzten Jahrtausends.

Zwischen 1000 und 1100 wurde die erste umwälzende Kraftmehrung erfunden: die neue Beschirrung der Pferde. seitdem hat die Kraftvermehrung angehalten, bis wir heut Dampf, Elektrizität, Gas, Wellen, Explosionen zum Aufbruch der Erdenenergien manipulieren.

Da die Erfindung der Pferdekraftvermehrung fast unbekannt ist, so muß hier erst das Tatsächliche festgestellt werden.

Die Zugtiere des Altertums waren Ochsen, Renntiere, Hunde, nicht aber das Pferd. Das Pferd kam als Reittier in die Geschichte. Die Zentauren halten den ungeheuren Eindruck fest, den die Verschmelzung des Reiters mit seinem Pferde um 1500 v. Chr. hervorrief. In die Landbau-Riten aber trat das Pferd nicht ein. Das Joch der Ochsen wurde nur kümmerlich auf die Pferde umverpaßt, da sich ein Pferdehals für ein Joch nicht eignet. Man senkte und verkleinerte

das Joch, ließ vom Maul und von der Brust des Rosses die Riemen *auf dem Rücken* sich treffen und kam nie auf den Gedanken, daß ein Pferd sich in die Sielen legen kann, wenn man ihm nur erlaubt, den Druck von der Brust direkt nach hinten an das Fahrzeug zu übertragen. Die antiken Streitwagen mit ihren vier Pferden in Front konnten nicht mehr als zwei, höchstens drei Männer tragen. Denn die Pferde gaben ihre Kraft nur über den Rücken nach hinten ab. *Kein Frachtverkehr, keine Personenkutsche fuhr durch die Lande vor dem Jahre 1000 nach Christi Geburt.* Das Pferd war als Streitroß um 1500 vor Christi erschienen, und mit der mageren Anpassung an die schon bekannte Ochsenbespannung hatte es für zweitausendfünfhundert Jahre sein Bewenden.

Doch jeder hat Bilder von Kaufmannskarawanen des Mittelalters gesehen. Da sind zwölf- und sechzehnspännige Wagen zu sehen. Und auch die vier- und zweispännigen Wagen können tausende von Pfunden ziehen. Der Pferdekragen und der Brustriemen übertragen eben ihre Kraft waagerecht und unmittelbar an das Ortscheit, das vor dem Wagen hängt. Weder Ortscheit noch Brustriemen sind älter als des elfte Jahrhundert. Sie sind um 1150 durchgedrungen. In Herrads von Lansberg Hortus Deliciarum, einer berühmten Bilderhandschrift von 1200, ist der typische antike Sonnenwagen mit den vier armen, zugunfähigen Sonnenrossen umgewandelt in einen mächtigen Wagen, in dem schon wie heut „Alle Viere", das heißt zwei Vorspannpferde vor den zwei Wagenpferden, ziehen, alle in ihrem neuen Kummet, und so erscheint schon die Himmelfahrt des Elias auf der Bronzetür für Nowgorod, die um 1153 in Magdeburg angefertigt wurde. Um diese Zeit wurde auch das die Erfindung bezeichnende Wort Kummet aus dem Slawischen ins Ostdeutsche entlehnt. Es ist dasselbe Wort wie Hame, Home im Westdeutschen.

Mit einem Schlage stieg die Leistungsfähigkeit der Fahrzeuge um das zehn- bis dreißigfache. Alle unsre Steinburgen und Steinstädte und Steinbrücken des Mittelalters wurden Kinderspiel. Wie hätten die gotischen Kathedralen gebaut werden können ohne das neue Transportmittel? So groß war die Umwälzung, daß die seelische Erschütterung sich Luft machen mußte. Der hohe Adel und sogar Frauen gingen um 1140 in Frankreich selber ins Geschirr; sie spannten sich wörtlich selber in die Kummets, um die Steine zur Kathedrale zu karren. Diese Flammen der Begeisterung beleuchten die Erregung durch eine neue Kraft der Natur, die hier auf die Erde kam.

Dieselbe Kirche, die im ersten Jahrtausend den Menschen hoch über die Ordnungen der Antiken hinaus gehoben hatte – Christus wurde ja als über und auf dem Himmel stehend abgebildet –, diese selbe Kirche fügte nun ihrer Gottesnähe eine unerhörte Erdennähe hinzu. Nur dadurch, daß die mittelalterliche Kirche selber in die Welt hinunterstieg, wurde das Jahrtausend zum Dialog zwischen Kirche und Welt. Seit 1100 spricht die Kirche sich das Recht des Himmelsgewölbes und des Marktplatzes zu, ius poli et fori.

Spengler hat ganz richtig dies faustische Jahrtausend eben so sehr in den Akten der gotischen Kirche wie in denen der Renaissance gefunden. Der Weltklerus hieß ja MUNDUS. Nur die Mönche waren nach dem Jahre 1000 „nicht von dieser Welt". Sie hießen im *Gegensatz* zu dem mundanen Weltklerus als einzige die conversi und religiosi. Das erste neue Symbol für dies *Hinzunehmen* der Welt zu den Aufgaben der Christenheit wurde der neubespannte Wagen, von dem ich eben berichtet habe. Dieser Wagen wurde nach 1100 zum Symbol der Kirche erhoben, was natürlich im ersten Jahrtausend – wo sie ein Schifflein, das Schifflein Petri, ist – undenkbar war. Der neue Wagen fährt eben auf der Erde, mit der Macht, die sonst nur Schiffe auf dem Wasser haben. Das zweite Symbol ist die Hinzunahme eines zweiten Schwertes. Gregor VII. schreibt an den Abt von Cluny: „wir müssen das Schwert nicht nur in der rechten Hand, nein, auch in der linken Hand schwingen", und dem entsprechend empfingen Rompilger in Rom Denkmünzen von den Gräbern der Apostelfürsten, auf denen Petrus die Schlüssel, Paulus aber in jeder Hand ein Schwert schwang. Das dritte Symbol war die Hinzunahme menschlichen Rechts zum himmlischen Recht der Alten Kirche des ersten Jahrtausends. Das Decretum Gratiani unterschied definitiv Sakramentsordnungen, die kein Papst ändern kann, und bewegliche menschliche Satzung im Rechtspanzer der Kirche. Das war im Jahre 1142. Gerade damals starb Abälard, der diese Hinzunahme des Menschlichen zum Göttlichen, der Erde zum Himmel ebenfalls verkörperte[1]. Er begann die Theologie.

Das vierte Symbol ist das gegen 1100 neu gebildete Wort „Geistlicher", spirituales. *Ein Geistlicher unterscheidet sich vom Klerus des alten Jahrtausends dadurch, daß er über seinen Glauben reflektiert hat: bald wird er Theologie studiert haben.*

Heut verwechseln die meisten Menschen Theologie mit Religion. Die griechische Natur der Theologie, ihr sekundärer Rang, ihr Hinterherhinken hinter dem Leben der Seelen, der Geschichte der Kirche, ihr *weltlicher* Charakter wird nicht verstanden. Theologie betrachtet aber das Reich Gottes mit den Augen des Publikums, mit den Augen des zweiten Rings, der Zuschauer. Geistliche sind Menschen, die selber auf der Bühne der Kirche als Priester und außerdem im Zuschauerraum als Theologen sitzen. Geistige aber werden nach 1500 die, welche von vornherein sich in dem Zuschauerraum setzen und auf alles soziale Geschehen auf der Geschichtsbühne als auf ein Schauspiel ihres Verstandes *ohne* gleichzeitig im Leben auch Mitspieler zu sein.

Die alte Kirche hatte Heilige und Kleriker gehabt. Nach 1100 Jahrhundert wird es also Geistliche geben, die „Theologie" studieren, und seit 1500 Geistige, welche Philosophie treiben.

---

[1] Siehe Teil III, Kapitel 9.

Wer die Verschiebung der Geisteskraft in den Geistlichen und in den Geistigen von der Geschichtsbühne in den Zuschauerraum durchschaut, wird verstehen, daß die beiden Gruppen des letzten Jahrtausends, welche unsern Geist geformt haben, zusammengehören. Er wird begreifen, daß beide, Thomas von Aquino und Descartes oder Leibnitz ihren Verstand als ein weltliches von den Leiden der Zeit noch unberührtes Mittel des jungen ungelebten Menschen, das heißt als Griechen, benutzen. *Theologen und Philosophen sind weltliche Denker.* Im ersten Jahrtausend betrat ein Priester nur dort eine Kirche, wo das Blut der Märtyrer den Boden gerötet hatte. Ohne die Reliquien der Söhne Gottes keine Mutter Kirche. Maria war „dieses Sohnes Mutter!" Sie war keineswegs bloß die Mutter an sich!

Die Kirche war jene Bahn, auf der sich ein Herz den Eisenbanden der Welt entwinden konnte. Sie war so bunt gewesen, weil jeder Heilige in einem anderen Punkte den Zauber der Zeiten gebrochen hatte. So viele Kirchen gab es, wie es besondere Heilige gab, besondere Tode, besondere Sterbestunden freier Menschen. Nun, mit den Geistlichen und dem Geist und dem weltlichen Kirchenrecht und als Wagen, der auf der Erde herumfuhr, ermaß sie die Welt. Die erste Statistik unseres Millenniums wurde von dem Kämmerer der Romkirche, Cencius, gemacht, als er die Bistümer in der Christenheit *zählte.*

Hier trat an die Stelle der Erzählung von jedem Heiligen in seiner Legende die Numerierung der Palliengelder zahlenden Kirchen; Cencius, der römische Finanzminister, zählte die Steuerkraft aller Kirchen unter Rom. *Die Handhabung* war ihm eben aufgetragen, nicht die Liebe. „Welt" ist also die Form, in der wir die Wirklichkeit handhaben, wenn wir gerecht sind, auch ohne zu lieben. Und dann lieben wir nicht, wenn wir uns unser eignes Dasein ohne dies Ding denken können. Und wenn wir handhaben, so tritt der Geist in den Dienst der Hände, und die Hände sind nicht wie unsre Zeugungsglieder gemacht, um Leben zu zeugen; die Hände fabrizieren, manipulieren, zählen, greifen. Der Begriff ist die Sprache dieser Weltdinge, denn wir reden von ihnen, nicht zu ihnen.

Vom Begriff zur Zahl: Dies ist der Weg von 1050 bis 1950.

Im ganzen Jahrtausend wird also die ganze Wirklichkeit umgewandelt in Begriff und Zahl, so daß wir uns ihrer bemächtigen können. Dies geschieht in den zwei Stufen, durch die Geistlichen und durch die Geistigen. Die ersteren verwandeln die Kirchengeschichte und die biblische Geschichte in theologische Begriffe. Die letzteren verwandeln die Welt in Naturbegriffe und Mathematik.

Beide aber, Theologen und Philosophen tun dasselbe: Sie zeigen uns, wie und daß wir auch ohne diese Begriffe und Zahlendinge existieren können. Wir abstrahieren ja von ihnen und reduzieren sie.

Beide machen uns so zu Meistern der Welt. Denn das, was ich reduzieren und von dem ich abstrahieren kann, verliert seine Macht über mich. Das wird sehr deutlich beim größten Symbol des zweiten Jahrtausends, der Geometrie. Als Spinoza seine Ethik „More Geometrico" schrieb, wollte er den Menschen

sich selber handhaben lassen. Aber noch viel höher verstieg sich die Geometrie: Die Geometrie steht am Eingang dieser ganzen Weltwerdung, das heißt am Eingang dieser Verwandlung aller Geschichte in Weltgeschichte. Im Jahre 1074 bestieg Gregor VII., der Heilige Satan, wie ihn sein Kardinal nannte, den päpstlichen Stuhl. Unter ihm wurde die neue Welt proklamiert. Entsprechend schrieb ihm ein Freund: Verwandle die Welt in einen geometrischen Kreis und ziehe auf diesem Kreis Linien, gerade Linien von der Peripherie nach Rom. Konstruiere die Kirche als einen Kreis, Wahlkreis für die Papstwahl, Länderkreis für die Verwaltung.

In diesen gewaltigen Sätzen wurden die Kirchen entheiligt. Ich habe versucht, die Seele der alten Kirche zu erzählen als den Kampf um die Freiheit von den vier vorchristlichen sozialen Rhythmen. Jeder Tag im Kirchenkalender war ja nur deshalb in den Kalender gekommen, weil hier jemand nicht mit den Wölfen geheult hatte. Weder Geister noch Sterne noch Sensationen sind im Kirchenkalender zu finden. Und die Kirchen waren eben deshalb genesen machende, heilige Freistätten.

Für den Ratgeber ~~Georgs~~ VII. aber wurden diese selben heiligenden Kirchen Greg *Punkte im Raum.* Punkte im Raum sind nicht heilig: sie sind abstrakt.

Abstrakt und heilsam sind Wörter, die auf verschiedenen Ebenen unsres Daseins liegen. Gesund muß ich selber sein; deshalb kann ich von dem, was ich zum Leben brauche, nie absehen. Abstrakt aber bin ich *nie* selber. Alles Abstrakte liegt außer mir. Und ich kann davon absehen. Heilsam ist das, wovon ich nicht absehen kann; abstrakt ist das, wovon ich absehen kann. Ein junger Reporter aus Amerika war am Karfreitag 1940 bei den Finnen in Helsinki und schrieb heim: „Ich habe Christus leibhaftig leiden sehen." Das war gute, aber abstrakte Reportage. Gott kann man nicht „sehen"; unser Heil, Christus, kann man nie leiden sehen *ohne selber etwas zu tun.* Dieser Reporter aber berichtete alsdann über Norwegen und Holland usw.; er sammelte leidende Christusse, sozusagen. Er verfehlte sich also gegen das von den scholastischen Theologen ermittelte Grundgesetz, daß sich alles begreifen lasse, nur nicht das Sterben Jesu am Kreuz, weil es ja das Ereignis sei, aus dem heraus wir erst verstehen. Aber das ist Nebensache an diesem modernen Beispiel. Wichtig ist: der Reporter lebte nur noch in der Welt, und sein eigenes Heil war ihm abhanden gekommen. So war er imstande, sogar von dem lebendigen Gotte, der durch uns selber weht, zu abstrahieren, und ohne das Herz der Welt in sich zu tragen, manipulierte seine Hand die Ereignisse mit der Füllfeder und begriff sein Verstand mit Analyse sogar das Sterben des Herzens!

Die römische Kirche mußte um 1100 die vielen wilden Kirchen und wildgewachsenen Heiligen verschneiden und finanziell organisieren. Dazu mußte sie von jeder bestimmten Heiligenerzählung nüchtern abstrahieren und die Stimmen zählen und nicht wägen. Damit steht also die Papstkirche am Eingang unseres Weltjahrtausends. Hätte sie nicht sogar alle Kirchen außer Rom erst

einmal zu Welt gemacht, so wäre es nie zu Weltgeschichte und Naturwissenschaft gekommen. Denn alsdann wäre ja ein Teil, der wichtigste Teil, von der Mathematik der Natur nicht erfaßbar geblieben.

Die Kirche selber hat sich also in einen neuen Raum als erste Raumgröße hineingestellt. Das zweite Jahrtausend bearbeitet die Dinge im Raum. Und wenn wir nun fragen: Was sind Dinge im Raum, so wissen wir die Antwort schon und wissen, daß es diesen Raum vorher nie gegeben hat. Weder Griechen noch Chinesen haben diesen reinen Raum unseres Jahrtausends.

Der Raum der weltlichen Wissenschaft ist ein Raum, in dem es nichts Heiliges gibt. Soweit also Menschen doch noch etwas heilig halten, können sie es gewiß nicht in diesem Raum der Wissenschaft heilig halten. Die Heiligtümer der Menschen sind im zweiten Jahrtausend enträumlicht worden; der Raum aber ist entheiligt worden.

Dies hat dem Kosmos der Griechen gefehlt. Der Kosmos der Griechen enthielt Seele, Gott, Liebe, Schönheit, Harmonie. Ihm gegenüber stand das Chaos, mit Schrecken, Dämonen, Leiden. Ein Kosmologe wie Alfred Whitehead hat noch einmal, vielleicht ein letztes Mal, den alten platonischen Kosmos wachgerufen, um darin Liebe und Leid und Gott und Mensch zu beheimaten. Aber die Räumlinge der modernen Logik, Semantik, Mathematik trauen Whiteheads Kosmos nicht, analog dem Mißtrauen der Römlinge gegen die urchristliche Unorganisiertheit der Ostkirche. Scholastiker und Akademiker handhaben einen entseelten, entheiligten Raum.

Am Anfang der Kirchengeometrie Gregors VII. steht wörtlich der Satz, daß *keine einzige Kirche* heilig sei in ihrer Gründungsgeschichte außer der einen in Rom. Und die Räumlinge halten ja auch dafür, daß keine einzige Sache außerhalb des entheiligten Raums sich befinde außer ihrem eignen Geist.

„Welt" und „Natur" sind also nicht etwa Tatsachen, sondern Sehweisen. Es ist die Sehweise, die sagt: Weil ich alles im Raum antreffe, so ist das Betreffende nichts als ein Teil dieses Raums.

Die großen Franzosen Felix Ravaisson und Charles Renouvier (1814—1903), der Lehrer von William James, haben ausgesprochen, daß die Dinge im Raum Leichen seien, detritus (*Correspondance*, par Secretan, Paris 1910, p. 165). Meine Leiche erklärt mich nicht, sie vernichtet mich.

Das Weltall besteht aus Leichen, aus vernichtetem Leben. Der Raum ist Totenraum, Leichenkammer, nicht aber die Speisekammer des Lebens. Gespeist wird dein und mein Leben aus unräumlicher, *unreiner* Wirklichkeit; gegenüber dem reinen Raum des Toten ist das Kreuz der Lebenden Wirklichkeit, ja doppelpolig, in zwei Zeiten und zwei Räume gegliedert. Der von den Augen wahrgenommene Raum ist nach seiner Definition Ausscheidungsraum. Das Weltall ist Totenhalle, empfängt die Kohlensäuregifte, die Ermüdungsgifte, die Leichen, die erfrorenen, entgeisterten Kadaver ehemaliger Begeisterung. Was du an mir siehst, ist „töter" als das, was du an mir nicht siehst.

In zwei Namen hat das zweite naturverliebte Jahrtausend sich allerdings seine Freiheit von diesem Naturraum der toten Dinge bewahrt, in seinem Namen für „Körper" und für „Gegenwart". Die meisten unsrer Zeitgenossen wissen nicht, daß sie kraft dieser zwei Namen dem ersten Jahrtausend auch dann noch angehören, wenn sie sich für reine Rationalisten halten. Die Natur allerdings ist die meßbare, die widerstehende und reduzierbare, die abstrakte Räumlichkeit an allem. *In der Natur gibt es aber weder Körper noch Gegenwart.* Beides sind vornatürliche Namen! Beide sind Glaubensnamen.

Diese beiden Worte ragen in die Naturwissenschaft als Religionsmächte hinein. Weshalb?

Jeder einzige Körper kann ja reduziert, gefällt, zusammengesetzt werden? Ja, aber der Mensch lebt ja doch in dieser Körperwelt. Er hat einen *Leib*. Die Leiblichkeit des Menschen ist unabdingbar. Wir sind Fleisch und Blut. Die Natur kann also zwar jeden einzigen bestimmten Körper reduzieren. Aber er muß ersetzt werden. In geheimnisvoller Weise verkörpern alle Leiber notwendige und *heilige* Vorgänge. Jeder einzige Zahn mag mit gezogen werden: beißen muß ich ja doch; also erwarte ich ein künstliches Gebiß von dem Mann, der mir die vielen einzelnen Zähne bedenkenlos zieht. Das Gebiß heischt Bürgerrecht in der „Natur der Dinge".

Die moderne Naturwissenschaft kann keinen Körper aus ihrer Welt herausanalysieren, ohne ein Substitut vorschlagen zu müssen. Ersatz ist alles. Ja, aber die Körper brauchen wir. Wir können nicht von Pillen leben. Sogar der Umfang des Einzuverleibenden ist zu respektieren. Dieselbe Naturwissenschaft, die keinen einzigen Körper heilig hält, muß die Körper, die sie reduziert und von denen sie abstrahiert, ständig *ersetzen*. Sie befreit also nur von jedem bestimmten Lebensmittel oder Transportmittel oder Kampfmittel oder Genußmittel. Aber sie muß Leben, Transport, Kampf, Genuß heilig halten. Die Physiker können die Materie reduzieren, aber die Atombombe mußten sie doch erfinden. Weshalb? Warum dieser Respekt für die Körperwelt im ganzen ohne Respekt für einen einzigen vivisezierten Hund?

Nicolaus Cusa, der große Kardinal von Cues, hat sich darüber den Kopf zerbrochen. Er lebte zwischen Geistlichen und Geistigen, zwischen Gottesgelehrten und Naturforschern in der genauen Mitte des Jahrtausends. Und er hat den Unterschied unsres zweiten nachchristlichen Jahrtausends von der griechischen Kosmologie gut ausgesprochen.

Die Naturwissenschaftler würden ihren geheimnisvollen Trieb besser verstehen, wenn sie auf sein Wort etwas gäben. Doch habe ich nicht bemerkt, daß Naturforscher auf ein Selbstverständnis aus sind. Sie wollen eben die Welt verstehen und setzen immer voraus, daß es nur einen Raum und eine Zeit gibt, beide rein, beide abstrakt. Damit verzichten sie darauf, unsere Gesellschaft zu verstehen.

Hinter ihrem Analysieren des einzelnen Körpers regt sich der Glaube an die Heiligkeit der Körperwelt. Sie wollen freilich nicht glauben, daß ihre ganze Wissenschaft nur in unsrer Zeitrechnung möglich und wirklich geworden ist. Sie denken erstens, die Griechen hätten schon ebenso gedacht. Und sie denken zweitens, das reine Forschen setze gar keine geglaubten Namen in der Gesellschaft voraus. Sie glauben nicht einmal, daß erst die Geistlichen an das Dasein von „Natur" glauben mußten, bevor Geistige diese Natur physikalisch erforschen konnten[1].

Nun geht uns kein Teil der bloßen Welt etwas an. Aber es geht nicht an, die Welt bloß preiszugeben. Sie muß wiederkehren, reproduziert werden. *Die Materie ist Dreck, die Schöpfung heilig.* Nur wenn die Materie, jedes Atom für sich, Dreck ist, darf der Mensch ungestraft die ganze Schöpfung heiligen. Nur wenn die ganze Wirklichkeit heilig bleibt, darf jeder Atomteil entheiligt und enträselt werden.

Auf diesem Widerspruch operiert das zweite Jahrtausend, seit die heilige Kirche für ihre eignen Geistlichen beides wurde: ein heiliges Ganzes und eine unheilige Summe von Kirchen, ein übernatürliches Geschöpf, eine zweite Kreatur und eine bloße Organisation von Menschenhand. Was Natur sei, wurde nicht an Atomen, sondern an der Kirche selber in unserm Jahrtausend entdeckt!

Nur weil der Widerspruch an der Kirche selber entstand, daß sie halb Natur, halb Wunder sei, wurde er so fruchtbar, daß wir Menschen seither die ganze übrige Welt entdeckt und geheiligt haben. Wir haben alles in jedes überführt, zuerst in der Weltkirche ihre weltlichen Teile, hernach das Weltliche der gesamten Schöpfung.

So ist sogar der Himmel selber zum bloßen Schauspiel geworden, in Dantes Divina Comedia (1300 bis 1319) und umgekehrt die ganze Welt selber zur Handelnden (Funksprüche „an Alle", 1917, zwei Weltkriege).

Die Wissenschaft des zweiten Jahrtausends steht unter dem strengen Gesetz dieses Widerspruchs: sie muß jeden Menschen, der um sie weiß, für solidarisch erklären und als solidarisch behandeln, um sich ihr eigenes Vordringen zuzutrauen. Das äußert sich in drei naturwissenschaftlichen Glaubenssätzen des zweiten Jahrtausends: 1) Die Welt ist eine für alle. 2) Daher können alle dasselbe von der Welt wissen. 3) Daher muß Weltwissen allen zugute kommen.

Ich will diese drei Sätze erst kurz illustrieren. Zu 3): Keine Erfindung ist seit 1000 gemacht worden, Telefon, Seifenfabriken, Drucken, die nicht von wenigen zu allen ging. Es gibt keine Erfindung für den Kaiser von China oder für die Zauberer Pharaos im zweiten Jahrtausend. Der Versuch ist immer wieder gemacht worden, mit Giften in Paris im 17. Jahrhundert, mit Chemikalien von den Alchimisten, mit der Autohupe für Wilhelm II., mit der Atombombe ge-

[1] Näheres in der Untersuchung „Die Natur der Physischen Welt" in „Der Atem des Geistes" 1951.

rade heut: Er scheitert an der Natur der Naturwissenschaft. Zu 1): Es gibt nur *eine* Welt. Am Ende dieses zweiten Jahrtausends glaubt niemand mehr an eine andere Welt als unsre. Die buddhistischen Lehren von vielen Welten, die ägyptische Annahme vieler Himmel, der griechische Wahn an ein Reich der Ideale und ein „Jenseits" sind entlarvt. Dies ist die eine Schöpfung. Suche keine andre! Zu 2): Der Weg durch die Welt wird von Bahnbrechern wie Faust begonnen. Aber wo Wahn und Bahn der erste brach, folgt an und an der letzte nach. Mit andern Worten, das Menschengeschlecht marschiert als ein Keil, mit ständig sich verbreiternder Basis, zur Eroberung der Welt. Es gibt daher eine universale menschliche Gläubigkeit, es gibt nur einen Glauben aller Menschen, und er schließt die genannten Sätze ein: Die Welt – das ist das All, soweit wir mit keinem seiner Teile solidarisch sind – soll entdeckt und erforscht werden. Wer's nicht glaubt, wird nicht selig. Damit wird diese Welt zur bloßen Natur. Wer irgend etwas Natürliches verehrte, wäre abergläubisch.

Nun ist diese selbe Welt aber auch Schöpfung. Wir sind für ihre Bestimmung als Ganzes verantwortlich. An allen Menschen zwingt uns nicht das zur Heilighaltung, daß sie Natur sind, sondern, daß wir mit ihnen solidarisch bleiben müssen, um nicht in die Natur zu fallen und abzusinken. Daß wir alle unsere Mitmenschen brauchen, um uns der Natur zu bemächtigen, zeigt sich darin, daß nur das gewußt wird, was alle wissen können, und daß allen das Gewußte zugute kommen muß.

Und der dritte dogmatische Satz der Naturwissenschaft lautet: Diese vorgenannten beiden Hälften unsres Dogmas *müßt ihr für wahr halten.* Ihr müßt Geld und Steuern für Wissenschaft bezahlen. Ihr müßt eure Kinder Wissenschaft lernen lassen. Ihr müßt uns entdecken lassen und Nobelpreisträger bewundern. *Die Wahrheit wird euch frei machen. Und ihr müßt frei sein wollen.*

Das Dogma des zweiten Jahrtausends ist ein bißchen nach dem alten Friedrich Wilhelm I. geraten: Wenn die Berliner Kinder vor ihm ausrissen, dann prügelte er sie weidlich durch mit dem Rufe: Lieben sollt ihr mich! Lieben sollt ihr mich!

Dies Dogma kann nicht gut anders tönen, weil es ja die Welt behandelt, *also das, was wir nicht lieben dürfen,* aus Angst, irgend etwas zu vergötzen.

Der Leib, der Körper ist mehr als ein Naturbegriff: Der Leib verkörpert und repräsentiert. Auch eine zweite Anleihe machte der naturwissenschaftliche Forscher, der Mathematiker und der Physiker, die nicht aus seinem Wissen stammt und die doch erst Wissenschaft ermöglicht.

Diese Anleihe wird von den Philosophen und Gelehrten totgeschwiegen. Und man kann bei einem typischen Meister des zweiten Jahrtausends, bei Laplace, lesen: „Die Vergangenheit erklärt die Gegenwart. Die Vergangenheit und die Gegenwart zusammen erklären die Zukunft." Mit der Kritik dieses Satzes sollte der Unterricht in den Prinzipien, die zwischen den Jahrtausenden trennend

stehen, künftig beginnen. Er ist Unsinn. Und doch ist er das unbezweifelte, unkritische Dogma des „Raum"-Jahrtausends[1].

Laplace hat kein Recht, das soziale Geschöpf Gegenwart in die Natur zu verlegen, denn sie zwängt sich zwischen die Zeiten der Außenwelt als ein Geschichtliches Glaubensbekenntnis. Die Naturwissenschaftler als Masse genommen, lehnen Glaubensbekenntnisse ab. Aber Laplace und alle Naturforscher glauben allerdings an eine Zusammenarbeit der Geister durch die Zeiten. Sie glauben an einen Fortschritt der Wissenschaft. Und es ist kraft dieses Glaubens, daß sie etwas Vergangenes, nämlich den Anfang ihrer Wissenschaft, für immer festhalten. Damit retten sie ihn aber aus der Vergänglichkeit, und Newton wird für Einstein, Niebuhr wird für Mommsen, Euklid wird für Bertrand Russel in einen vergangenen und einen gegenwärtigen aufgespalten. Denn der ist gegenwärtig, dessen Wirken *noch umdeutbar ist.*

Wenn Laplace von Gegenwart redet, so meint er die freie Gegenwart des Geistes Gottes und der in seinem Ebenbild geschaffenen menschlichen Wissenschaften. Jede Wissenschaft ist ein Zeitkontinuum, in dem auf *Beobachtungen zurückgekommen und vorgegriffen werden kann.*

Der Jahrgang einer Zeitschrift und der Jahrgang einer Mannschaft sind sinnvoll nur, wenn sie in Reih und Glied mit anderen Jahrgängen aufgefaßt werden.

Die Zeitrechnung enthüllt hier ihre gegenwartsbildende Macht. Daß Stephenson 1814 die erste Lokomotive, Gottfried Daimler 1883 seinen Explosionsmotor baute, das trägt sich wechselseitig. Und weil der Dampf nicht die letzte Energiequelle geblieben ist, deshalb liest sich heut die Stephensonsche Tat sehr anders als im ersten Augenblick. Die Gegenwart fordert, die alte Tat neu umzudeuten. Weil aber Stephenson und Daimler am technischen Fortschritt beide beteiligt sind, so ist dies ganze Jahrtausend der Raumbeherrschung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch umstimmbar, umdeutbar. Vor der Atombombe sah die Geschichte des zweiten Jahrtausends anders aus als heut. Und doch waren auch 1930 schon 1929 Jahre von den ersten zweitausend Jahren unsrer Ära vergangen.

Der Forscher selber ist eben das Wunder der Freiheit in der Gesetzeswelt der Natur. Auch der wildeste Determinist und Naturgesetzgläubige muß ja zugeben, daß seine eigne Wildheit und Gläubigkeit von ihm heut zum erstenmal in die Waagschale geworfen wird. Planck und Einstein und Pasteur und Mendeljeff und Kekulé von Stradonitz haben bleibende Eigenschaften der Natur entdeckt. Aber sie selber traten plötzlich und erstmalig auf den Plan. Alle ihre Entdeckungen sind datiert. Die Vision vom sechseckigen Benzolring kam Kekulé in Gent an dem und dem Tage des Jahres des Heils 1865. Also lebt Naturforschung vom Glauben an Unvorhersehbares, noch nie Dagewesenes und vom Wissen um vorhersehbar Dagewesenes. Sie lebt in zwei Zeiten. Sie selbst über-

[1] Was unser erster Band 284 ff. prinzipiell bekämpft, gehört also nur dem zweiten Jahrtausend an!

rascht. Aber dies Unvorhersehbare fiel in eine Gegenwart. Denn es wurde erhofft, und es wurde empfangen. Sowohl ein Vorher wie ein Nachher also gehören zu Kekulés Entdeckung dazu. Denn keine Entdeckung trägt Frucht, wenn kein gepflügter Boden sie als Samen empfängt, und wenn niemand harrt, sie in die Scheuern zu fahren. Alle Wissenschaft ist opfervoll geschaffene Gegenwart.

Derselbe Kekulé hätte mit seiner Vision 1526 kein Gehör gefunden. In diesem Jahre mußte Theophrastus Paracelsus aus Basel fliehen, weil dort die Humanisten nicht an Experimente glaubten. Paracelsus war kein Revolutionär von Beruf. Er war bloß *schon* ein Natur*forscher, aber ohne Gegenwart.*

Das muß der voll erfassen, der die Zeiten und Gezeiten als Zeitbrücken, als Zeiträume erfassen will, die erst aus Menschenopfern gebildet werden. Im zweiten Jahrtausend ist die Zeit einer Naturforschung und der Fortschritte in ihr *konstruiert worden.* Die Theologen, Juristen, Mediziner haben im Mittelalter diese Gegenwarten konstruiert. Die heutigen Forscher, die innerhalb dieses Bezugskörpers einer bezugsfähigen *Gegenwart,* einer *Wissenschaft* operieren, lehnen es ab, auf ihren Glauben angesprochen zu werden. Sie sind Positivisten. Ein Positivist ist ein Gelehrter, der es verweigert, vor Nichtfachmännern sein eigenes Tun zu rechtfertigen. Die Wissenschaft erscheint nämlich den Positivisten als eine ewige Tatsache. Und sie wissen nicht einmal, daß alle Tatsachen erst einmal Taten haben gewesen sein müssen. Sie wissen nicht, daß Wissenchaften keine abstrakte, sondern Zeitkörper, Gegenwärtigkeiten sein müssen, um zu operieren. Nur wenn Leute Physik studieren, gibt es Physika. Das ist aber ein komplizierter historischer Prozeß. Kekulé z. B. durfte zuerst nicht Chemie studieren; das galt damals als kein „Fach". Die Naturforschung, die uns heut das Leben fristet, ist also nur dadurch geschaffen worden, daß Menschen Zeitkörper geschaffen haben, in denen es über mehrere Jahrhunderte hinweg Fortschritt gegeben hat. Fortschritt ist ohne Gegenwart nicht möglich. Gegenwart aber ist Umdeutbarkeit des Sinnes, ist Freiheit. Sie muß gestiftet werden!

Woher haben nun die Naturforscher diese Weisheit vom Zeitkörper bezogen? Die Gegenwart der Wissenschaften, ihr Fortschritt und ihre lebendige Freiheit, stammen aus der Kirche. Gott ist allgegenwärtig; wir sind in seinem Ebenbild ein bißchen gegenwärtig, und alle Wissenschaften sind im Ebenbild der göttlichen Allgegenwart erschaffen.

Von Max Planck sagten wir, er habe eben nicht einfach mit seinem materiellen Körper gleichgesetzt werden können, denn er *verkörperte* „Die Physik". *Das zweite Jahrtausend wie das erste glaubt an Verkörperung, an Inkarnation.*

Damit haben wir den zweiten christlichen Glaubenssatz ermittelt, der auch durch die beiden Jahrtausende durchgeht: Das zweite Jahrtausend beantwortet die Offenbarung von der Allgegenwart Gottes mit der Schaffung ebenbildlicher Gegenwarten der Menschen.

Gegenwart ist ein Glaubensartikel. Gegenwart ist *unbeweisbar*. Verkörperung ist ein Glaubensartikel. Sie ist *unbeweisbar*.

Das erste Jahrtausend hat diesen Glauben in die Welt gebracht. Das zweite hat auf ihn geantwortet. Denn da der Mensch das Ebenbild des Schöpfers ist, so darf er ihm gleichen, wenn immer aus Menschen „der Mensch" wird. Die Kirche mit dem einzigen Menschen, der in alle Zeiten außer seiner eignen gehört, als ihrem Haupte, hat für jedermann diese Gegenwart eröffnet. Die Wissenschaften sind nicht eine, sondern viele. In ihnen vervielfältigt sich und verkürzt sich die Gegenwart zu bloßen Abbildern der Omnipräsenz. Keine Wissenschaft des zweiten Jahrtausends dauert ewig. Aber die Wissenschaften im Ganzen, in ihrem Reigen, wie sie hervorquellen und steigen und fallen, haben alle zusammen eine Unaufhörlichkeit. Der Geist der Menschen ist nicht Gott, sagt das zweite Jahrtausend. Beileibe nicht. Es ist der Abhub des zweiten Jahrtausends, es sind die Affen und Gecken unter den Akademikern, die das Wort des Johannes, daß Gott Geist sei, dahin lasen, daß ihr Geist Gott sei.

Aber die Demut wissenschaftlicher Solidarität und forschenden Fortschritts hat allerdings diesen Scholastikern und Akademikern erlaubt, Zeitkörper zu stiften, Zeitkörper im Abbild der Ewigkeit, in denen „spät erklingt, was früh erklang", und in denen der tödliche Verfall der Zeit besiegt wird, indem eine Wissenschaft einen Anblick der Wahrheit *vergegenwärtigt*, und in denen unaufhörlich eine Wissenschaft die andre als Grundwissenschaft ablöst. Mathematik hat einst der Logik substituiert. So weiche sie heut der Grammatik!

Die Wissenschaften vergegenwärtigen unser Wissen von den Toten, den toten Dingen und den toten Menschen, und so retten sie die Schöpfungsgeschichte aus der toten Zeit in die lebendige Freiheit, *wo sie umstimmbar wird*. Denn Gegenwart ist Freiheit.

Aber am Ende des zweiten Jahrtausends haben zu viele Wissenschaften ihre bloße Ebenbildlichkeit geleugnet. Und so sehen wir heut die babylonische Sprachenverwirrung der positiven Wissenschaften. Es ist wie im Jahre 1000 mit den vielen Kirchen. Damals mußte der Papst das Messer nehmen und die Wucherungen ausschneiden. Und die Christen wendeten sich von der Ewigkeit in den Raum der Natur. Die Natur ist heut als Raum erhellt. Aber wir haben keine Zeit. Die Naturforscher leugnen, daß sie in Zeitkörpern leben. Sie haben ihre Dankesschuld gegen die Allgegenwart der Kirche und ihres Hauptes vergessen. Von der Raumbeherrschung entweichen daher die Menschen, die noch gehorchen können, in die Eroberung der Zeiten. Von der Freiheit in der Zeit wird das dritte Jahrtausend handeln.

8. Abschnitt

Das Dritte Jahrtausend: Der Mensch soll vollzählig werden

Jesus ist etwa dreißig Jahre alt geworden, Goethe dreiundachtzig. Kardinal Newman war fünfundvierzig Jahre ein Anglikaner, fünfundvierzig Jahre ein Römischer Katholik. Die beiden Weltkriege reichen von 1914 bis 1945. Novalis starb mit 29 Jahren, Schiller mit 45, Florence Nightingale mit 87.

Sind das Zufälle? Oder haben diese Längen der Zeiten Sinn? Kein Mensch fragt diese Fragen. Denn wir leben im Jahrtausend der Raumbeherrschung. Die Fragen sind sogar verpönt. Wer sie fragt, kann nicht Professor werden. Die Idealisten verachten alles Fragen nach den Gezeiten des Lebens.

Nun, es sind dies genau die Fragen, die das dritte Jahrtausend fragen wird.

Wir sind dazu gezwungen, weil wir keine Zeit mehr haben. Wir müssen Zeit gewinnen.

Das beginnt schon beim Kinde. Man kann mit Nürnberger Trichtern Wunderkinder fabrizieren. Aber der Mensch ist dann ruiniert. Dann geht es fort mit dem Fliegen, denn wir können in 24 Stunden recht weit kommen, aber unser Herz ist nicht dabei. Wer nach zehntausend Meilen im Flugzeug landet, ist leiblich angekommen. Aber er gehe besser im neuen Land erst einmal ein paar Tage ins Bett. „Er" selber ist nämlich noch lange nicht angekommen. Der technische Weltkrieg war in vier Jahren vorbei. Der Dreißigjährige Krieg verschlang eine Generation. Also ist vielleicht nur technisch unser Kriegführen fixer. Vielleicht müssen wir trotz alledem noch genau so lange uns ins Bett legen, wie die Leutchen im siebzehnten Jahrhundert. Das ist vermutlich der ganze Grund für den zweiten Weltkrieg. Die Sache ließ sich nicht überstürzen.

Erziehung, Transport, Krieg leiden unter dem Fehlen der Zeitmaße. Nehmt die Ehe. Die Menschen stopfen so viel Leben in ein Jahrzehnt und gucken immer so schnell über die Gegenwart hinaus, daß wir uns alle vor die Frage der Ehescheidung geschleppt sehen. Die Zeit schwemmt alles fort. Gelübde zerbrechen.

Wir haben also die Gewalt über die Zeit verloren. Über die Räume aber haben wir alle Gewalt und mehr, als uns gut ist. So beginnt denn das dritte Jahrtausend genau dort, wo das zweite endet: Mit dem Gefühl des Endes der Zeiten. „A la Recherche du Temps Perdu" findet sich der moderne Romanleser. Beim Untergang des Abendlandes befindet sich das Geschichtsdenken. Am Ende der Klassenkämpfe hält die letzte Revolution. Nietzsche hat die ewige Wiederkehr ausgerufen. Und Alfred Weber empfiehlt das Ende der Geschichte. „Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein, wie die Vögel sind – nur Zeit", sang Dehmel. Seit Bergsons Philosophie der Zeit ist die Zeit das Thema der Philosophenschulen verschiedenster Observanz geworden.

Die Klassenkämpfe, die jungen Rassen, die Jugendbewegung verleihen aber der Zeittheorie eine unerwartete Dringlichkeit.

Denn während die Eilfertigkeit der Maschine das Reisen und die Kriege über Menschenmaß beschleunigt hat, bricht ja in der Jugendbewegung, im Klassenkampf und in den Träumen der „jungen" Völker die Beziehung zwischen den Gezeiten der Generationen auseinander. Die Polen rechtfertigen ihre Grenzen unter Berufung auf das Jahr 900 unsrer Zeitrechnung. Einem Norweger hielt ich vor, daß so ein kleines Land unmöglich „souverän" bleiben könne. Schließlich sei doch Norwegen mit Schweden vereint gewesen und vorher mit Dänemark. Da antwortete er: „Mit Dänemark waren wir doch nur 400 Jahre vereinigt."

Bloß vierhundert Jahre!

Die „skeptische Generation", die Klasse, die Nation spielt mit Jahrtausenden Ball, aber in der Wirklichkeit bringen wir die Zeit nicht auf, auch nur normale fünf, sechs Jahre auf den Frieden zu warten. Sogar nach dem Dreißigjährigen Krieg dauerte es sechs Jahre, bis zum jüngsten Reichstagsabschied von 1654, bis der „Bürgerkrieg" zwischen Gläubigern und Schuldnern beigelegt wurde. Wie konnte man vor 1951 oder 1952 diesmal Frieden erwarten? Weil man 1945 alles für erledigt hielt, kam es 1956 zum Aufstand der Ungarn.

Dabei ist die Ungeduld unvermeidlich. Niemand weiß, ob er morgen noch da sein wird, noch Arbeit haben wird, noch gesund ist. Die Zukunft ist so kurzfristig, daß sich das Jonglieren mit den Jahrtausenden um so gespenstischer ausnimmt.

Aber die beiden Tatsachen, daß die Existenz keine Zeit hat, und daß die Gedanken es nicht unter tausend Jahren tun, sind sicher aufeinander zu beziehen. Wer keine Zeit im Leben hat, sucht sie in den Gedanken. Der Hungertyphus und die Weltgeschichtspanoramen gehören zusammen. Gesundheit rechnet mit fünf oder dreißig Jahren. Krankheit spricht abwechselnd vom tausendjährigen Reich und dem Zahltag am nächsten Donnerstag.

Der Löhnungsappell und die nächsten viertausend Jahre, die auf die Grenadiere Napoleons herniederschauten, oder die zu Hitler aufschauen sollten[1], sind nichts als die Maxima und Minima, zwischen denen die Menschen fiebern, wenn ihnen ihre angemessenen Gezeiten, von zehn und dreißig und siebzig Jahren, verwehrt werden.

Die Raumgestaltung der Natur hat die in sie einbezogene Welt der Techniker, Ingenieure, Arbeiter um ihre Zeitgestaltung geprellt. Das wird damit die Riesenfrage an das dritte Jahrtausend: Kann der Rhythmus der Menschen erneut aus der Natur herausgerufen und herausgeläutert werden? Kann der zeitgenährte, zeitenbildende Mensch, dessen Leben siebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre währt, aus der ägyptischen Finsternis der Maschinenzeit austreten?

---

[1] Maifeier-Rede Hitlers, eingeblasen vom Sohne eines Ägyptologen.

Es sieht noch nicht danach aus. Die Physiker haben die Naivität, die Zeit als vierte Dimension des Raumes anzusprechen. Und sie wissen nicht einmal, daß das eine unbewiesene Behauptung ist. Sie wissen nichts von der Doppelzeit und dem Doppelraum, ohne den es ja ihre eignen Fortschritte gar nicht gäbe. So graben sie sich selber das Grab. Es gibt jetzt schon viel zu viele sogenannte Wissenschaften: Alle mit eignen Zeitkörpern, eignen Gegenwarten, die einander gegenseitig unzugänglich sind. In 500 Jahren wird es gewiß nicht mehr vier Fakultäten oder 43 Abteilungen des Wissens geben oder 147 „Gebiete", sondern sehr simpel eine Räume- und eine Zeitenfakultät, die eine gefüllt mit geographischen, die andre mit biographischen Erkenntnissen. (1921 legten wir diese Einteilung der Akademie der Arbeit in Frankfurt am Main zugrunde; es war ein paar Jahrhunderte zu früh: siehe den Band Picht-Rosenstock, Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912–1926, Leipzig, 1926.)

Doch in dieser vor uns liegenden Geschichtswende zu einem dritten Jahrtausend hin muß man nicht Antworten geben, sondern die neue Frage stellen, von der sich eine Reihe von Generationen disziplinieren und bestimmen lassen kann.

Die Frage aller Fragen also ist die nach der Nichtnatürlichkeit der menschlichen Gezeiten. Der Mensch geht zugrunde, sobald er einem Naturrhythmus verfällt.

Dies ist die Frage aller Fragen. Damit ist eine ungeheure Reihe von Fragen aufgeworfen, von denen ich einige nenne. Da der Mensch unnatürlich leben muß, so ist zum Beispiel die wahrscheinlich mögliche Verlängerung seines natürlichen Lebens auf 150 Jahre ein entsetzlicher Gedanke. Ich kann in sechs Stunden nach Europa fliegen, aber ich darf es nicht. So könnte ich also *zu lange* leben? Allerdings! Wie lange darf ich leben? Die Nationen haben eine bestimmte Lebensdauer; sie dürfen diese Dauer nicht überdauern wollen. Die Rassen bezeichnen Geburtstage ihrer Abzweigung. Wann müssen sie in den Zeitenschoß zurückgenommen werden? Mönche, Ingenieure, Maler, Doktoren, sie alle sind zu einer bestimmten Zeit dialektisch aufgeboten worden. Wie viele Zeiten, die von ihnen verkörpert werden, müssen jederzeit gleichzeitig existieren? Die Menschen sind mithin wohl gar nicht einfach Zeitgenossen, sondern Unzeitgenossen?

Wie viel Unzeitgemäßheit muß jederzeit existieren, damit der Teppich der Zeiten nicht auseinanderfällt?

Das dritte Jahrtausend richtet im Dunkel dieser Fragen seine Augen auf die Triebsicherheit der Zeitkörper mittlerer Stärke, auf die Stämme. Hat das zweite Jahrtausend Aristoteles und Plato, Virgil und Homer zu Renaissancepatronen, so werden unsre Kinder nach der Vätersitte und den Sohnesopfern, nach der Bruderliebe und der Tochterhingabe der Urzeiten sich sehnen.

Aus *dem vorhomerischen Menschen in unsrer nachräumlichen Zukunft* formt sich das seltsame Janusbild des dritten Jahrtausends.

Denn die Nomaden wichen dem Raume, dem Dschungel aus, und nahmen die Generationen, die Geschlechterfolgen sich zu Herzen. Nicht nach dem Bau der Tempel und Städte, sondern nach der Folge von Eltern und Kindern bemaßen sie das Gelingen des Lebens.

Die Zeitmaße, nicht die Raummaße, erläuterten ihnen ihr eignes Dasein. Wir müssen die Menschenopfer und die Ahnengeister, den Gräberkult und die Kriegspfade der Stämme beiseite lassen, aber ihre Begeisterungsfähigkeit, ihre heroische Einseitigkeit, ihre Namhaftigkeit wiedergewinnen. Damit setzt eine ungeheure Bewegung der Wiederbelebung ein.

Der moderne Mensch hat seine Gezeiten verloren.

Er bedarf der Wiederbelebung, des Wieder-ins-Leben-gerufen-werdens.

Die alten Stämme müssen wiederbelebt werden, weil der moderne Mensch wiederbelebt werden muß. Aber nun kommen die Prähistoriker und die Anthropologen und die Rassenforscher und die Psychoanalytiker und machen keinen Unterschied innerhalb der verschollenen Geisterwelt. Sie geben vielleicht die Familie, die Kleinfamilie preis, die wir doch in unsre Ära gerettet haben, und proklamieren staatliche Kindererziehung, außereheliche Geburten und Blutschande mit Mutter oder Schwester.

Die Wiederbelebung wird also zur Zeit zu einem dämonischen Ringen zwischen dem, was tot bleiben müßte, aber der Neugier angepriesen wird, und dem, was wir aus der Urzeit unsrer selbst allerdings heilig halten müssen: Name und Art. Mit Rasse haben die Namen und Arten allerdings wenig zu tun. *Namen und Arten haben ja erst alle Rasse erschaffen.* An der Disziplin der Stämme wird uns zum Beispiel die Frage der Geschwister sehr auffallen. Sie ist ja heut durch die Literatur sehr breit aufgerollt. Inzest ist fast Mode.

Die Arbeitsschicht und Arbeitskürze und die Familienzersetzung von heut erzwingen unsren Respekt für die Urzeit, in der eine Generation sich als Lebenszeit begriff und eine Familie als Keuschheitsraum.

So ist allerdings von dort her ein Erbe neu zu entdecken. Und in solcher Neuentdeckung hat unsre Ära gute Übung. Davon ist ein Wort zu sagen, das ermutigen kann. Die ersten tausend Jahre unsrer Zeitrechnung haben Israel beerbt: Am Ende des ersten Jahrtausends sangen die christlichen Mönche allenthalben die altbiblischen Psalmen Tag und Nacht.

Die zweiten tausend Jahre haben Hellas und Rom wiedergeboren. Virgil war der erste vorchristliche Mensch, den das elfte und zwölfte Jahrhundert wieder einließ. Dantes Gedicht hat diesen Wiedereintritt des vorchristlichen Virgil verewigt. Dann kam Aristoteles im 13. Jahrhundert, dann Plato im 15. Jahrhundert, dann die griechischen Tragiker, und schließlich Homer um 1800 an die Reihe in diesem exakten Krebsgang der Wiedergeburt. Von 1100 bis 1900 unsrer Zeitrechnung ging unser Gedanke wie an einem Geländer rückwärts von Virgil, der zur Zeit Christi lebte, bis zu Homer, der siebenhundert Jahre vorher schrieb oder diktierte.

Hier ist das Denken in seiner Rolle der Umkehrung erlöst. Denken, so sagten wir, ist ein Spiegel des Lebens, und es muß sich daher in umgekehrter Reihenfolge vollziehen. Was zuerst im Leben, ist zuletzt im Denken und umgekehrt. Nun, die Renaissance der letzten 1000 Jahre beweist diesen Satz. Wir haben uns der Antike in umgekehrter Reihenfolge wieder bemächtigt, des letzten zuerst und des ersten zuletzt.

Heut halten wir genau im Jahre 1000 vor Christi, möchte man behaupten. Statt von Sokrates hören wir nun von Jason, der schon für Homer Vorzeit war[1], von den Mythen der Griechen geht Freud aus, den Mythen also, die vor Homer entstanden sind. Die Grausamkeit der Konzentrationslager hat es nur in Ninive und Assur, vorhomerisch also, gegeben. Die *vorgriechische Welt* taucht unter uns auf, ohne Literatur, aber mit Masken und Tänzen, wie in „Noa Noa" von Gauguin.

Die Sprache wird zum großen Rätsel, so wie sie es war, als Sprachen an jedem Tag des Jahres neu geschaffen wurden. So kann es nicht wunder nehmen, daß statt der romantischen Verhimmlung der Muttersprache durch die Schüler humanistischer Gymnasien, die – vollgepfropft mit Griechisch und Latein – der eigenen Volkssprache Altäre bauten, diese Soziologie die Vierzahl entdeckte, in der sich alle Zungen bewegen, als Vatersprache, Muttersprache, Sohnessprache und Tochtersprache[2]. Und „wenn James Joyce auf vierundzwanzig Sprachen wie auf einem Klavier spielt, finden die Studenten von heut das nicht unsinnig"[3].

„Alle Zungen der Welt sind nur lokale Unterschiede einer einzigen Sprache des Planeten[4]."

Von der Nennkraft her kann die Fülle der Menschen auf der Erde einen Sinn gewinnen, der den Rassen und Leibern in ihrer bloßen Massenhaftigkeit und Erdraum-Enge abhanden kommt. Wir beginnen uns überflüssig zu fühlen, oder genauer: „überzählig". Es gibt zu viele Menschen: das ist die Folge des einen kahlen offenen Weltraums, in den uns die Physik hineinweist.

Was kann dem helfen, der sich überzählig fühlt? Die Antwort gibt das Stichwort: vollzählig. Denn kein Übel wird geheilt, das verleugnet wird. Daher muß durch den Abgrund des sich-überzählig-wissens der hindurch passieren, der jenseits des tiefen Grabens zwischen bisheriger Welt und künftiger Gesellschaft Posto fassen soll.

Ja, die Automation, die Atomkraft, die Düsenjäger machen uns überzählig. „Der Einzige und sein Eigentum" ist ein Buchtitel aus dem vorigen Jahrtausend. Wer wird sich noch so wichtig nehmen?

---

[1] Der genialische Robert Graves besingt Jason in „Hercules, my Shipmate".

[2] „Jakob Grimms Spracherlebnis" in Der Ev. Erzieher 1953 führt das näher aus. Dieser Kasseler Vortrag von 1952 steht jetzt auch in „Das Geheimnis der Universität", Stuttgart 1958.

[3] Thornton Wilder im „Monat", Mai 1957, S. 70.

[4] Näheres dazu in dem Kapitel: „Die Umkehr des Worts".

Aber wenn unsere Schwäche unsere Stärke wäre? Wenn wir nur den Mut haben müßten, innerhalb der ungeheuren Zahl getrost zu verharren? Überzählig bin ich; aber überflüssig?

Aus allem und jedem entsteht der Mensch, der einzig und allein den bestimmten Artikel „Der" Mensch tragen dürfte. Es war und ist die Lüge der weltlichen Denker, daß sie seit Parmenides von DEM Menschen und seinem Verstand oder seiner Vernunft oder seiner Seele oder seiner Natur ausgegangen sind.

Diese Hölle der Verallgemeinerung kann sich die Gesellschaft nicht leisten. Weil wir alle überzählig scheinen; so hat sie nur eine Entschuldigung für ihr Dasein: *sie muß vollzählig werden.* Das ist leichter gesagt als getan. Aber Thornton Wilder sagt sehr schön: alle menschlichen Gesellschaften seien nur Abarten voneinander. Von nun an wären alle Kriege gewissermaßen Bürgerkriege. Es sei aufregend und begeisternd, unter den ersten zu sein, die die einzige brüderliche Gemeinschaft begrüßen und willkommen heißen, die letztlich gültig sein kann – die allmählich und schmerzhaft heraufkommende Einheit all derer, die auf diesem einzigen von Menschen bewohnten Planeten leben.

Die Wildersche Sicht bedarf nur noch einer kleinen „Entgriechung": die Natur der Welt hat uns das Wort „Einheit" entleert. „Natur" war ja in Hellas die Flucht aus der Polynomie der zahllosen Städte in eine Allordnung. Statt „Polynomie" sagten sie daher „Physis", das heißt Pantonomos, Allgesetzlichkeit. Gerade diese Art Einheit vernichtet uns. Wäre Einheit im All das Ziel, so stürben wir unterwegs aus Mangel an Begeisterung.

Aber wenn es den vollzähligen Menschen nicht ohne dich geben kann? Dann werden wir vielleicht freiwillig die Last auf uns nehmen, um des lieben Friedens willen, das heißt um der Vollzähligkeit willen, bei unserer Überzahl anzufangen, und gerade dadurch in unserer Vollzahl diesen seltsamen Sohn Gottes, der zugleich Braut und Bräutigam, Wort und Fleisch sein soll, zu verkörpern. Götter auf Zeit hat uns Nikolaus von Kues genannt. Sollte der Kusaner nicht damit recht behalten? Denn dann wären wir unentbehrlich.

Dritter Teil

DIE INSTITUTIONEN

(Ereignisse und Erlebnisse verstärken einander)

„History shows us that the powers of evil have won their greatest triumphs by capturing the organisations which were formed to defeat them, and that when the Devil has changed the contents of the bottles, he never alters the labels."

Dean William Ralph Inge
1860–1919.

„The Discovery that inherited character may change at a comparatively high-frequency rate, changes our attitude towards questions of evolution.
Instead of considering how species change from one to another, we must rather determine in what way they remain stable."

F. W. Sansome, F.R.S.E. 1934, abgedruckt in The Scientific Journal of the Royal College of Science V (1935), 83.

Dritter Teil

Die Institutionen

(Erlebnisse und Ereignisse verstärken einander)

1. Die Vergangenheit der Masken
   a) Splitterstämme
      Das Zeitenfloß. Die Sekte. Feuer und Geist. Pfingsten. Zwischen Fetisch und Begriff. Gastfreundschaft 319
   b) Der wahre Stamm
      Auf Freiersfüßen. Hochzeit. Totenbeschwörung und Theater. „Rabinal" in Guatemala. Definition des Stammes. Die Verkörperungen des Stammes. Fressen und Speisen. Mit Fingern zeigen. Die Lüge des Stammes und der Schwur. Kriegspfad und Naturwissenschaft 334
   c) Das All der Stämme
      Zauber. Spielraum und Rassen. Das Kleid der Scham. Die Na-Khi in Südchina. Die Völkerwanderung. Der Islam. Der ewige Strom. Die Sintflut. 358

2. Die Gegenwart der Tempel
   a) Der Äon oder die bleibende Statt 390
   b) Das güldene Jerusalem 396
   c) Die Epochen des Reichs 400
   d) Fatum und Zufall 409
   e) Wie im Himmel also auch auf Erden: Die Pyramiden 414
   f) Fluch und Segen der Schrift 419
   g) Das Götterlabyrinth 427
   h) Sema: Ein Reichsorgan 432
   i) Allgegenwart: Jahr und Tag 438
   j) Horus und Seth: Liturgie gegen Mythos 441
   k) Die Verstirnung 446
   l) Hofstaat und Haushalt 1750 von Christi Geburt 449
   m) Das Ka und dein Beruf 454
   n) Die Translatio Imperii 461

3. Die Schule der Genies
   a) Argos und Olympia 470
   b) Der Tempel der Musen 476
   c) Kritik der reinen Vernunft 478
   d) Die Stadien der Polynomie 482
   e) Die Größe Roms 487
   f) Das Meer und der Olymp 489
   g) Die Verallgemeinerung 496
   h) Das Genie 504
   i) Der Liebeshorizont und die Mathematik 509

4. Die Zukunft der Propheten
   a) Der gesprochen hat durch Moses und die Propheten 517
   b) Der Sabbath der Sabbathe 529
   c) Die Horizonte des Stamms, Reichs, Volks 540
   d) David 545
   e) Salomon und Hesiod 553

5. Die Umkehr des Worts
a) Die Septuaginta 558
b) Das Heiligtum 560
c) Eingeborenes Christentum? 568
d) Das Evangelium Johannis 572
e) Die vier Evangelisten 590

6. Auf den Wegen des Glaubens: Eine Kirche aus Heiligen
a) Die Unermeßlichkeit 593
b) Antonius 595
c) Die Grenzen überschneiden sich 598
d) Athanasius oder das Dogma 606
e) Hieronymus und die Sprachen 611
f) Augustinus und die Universalgeschichte 613
g) Das Fest Allerheiligen 618

7. Heilige, Revolutionäre, Nihilisten
Zerfall und Anrede 624

8. In die Räume der Hoffnung: Eine Welt aus Revolutionen
a) Was darf Weltgeschichte heißen? 639
b) Tafel der Zirkumvolution 641
c) Das Baugerüst: Rom und Gold 643
d) Gott ist keine Person 645
e) Die Räume der Welt 650
f) Washington und das Rolandslied: Der unverhoffte Zeitgewinn 661
g) Moskau und der Himmel 674

9. Die Bemannung der Hochschule: Scholastik, Akademik, Argonautik
a) Dreimal von Idee zu Gemeinplatz 683
b) Drei Don Quichotes: Walter v. St. Viktor, D. Hofmann Wolfenbüttel, Heinrich v. Treitschke 703
c) Übersicht über die drei Zyklen der Hochschulwissenschaft 707

10. Vor den Zeiten der Liebe: Eine Gesellschaft aus . . . ?
a) Die Arbeitszeit 709
b) Die Welt wird geliefert 711
c) Das Lohnbüro 712
d) Wirtschafts-Polyglotte 720
e) Tao 722
f) Das Totschlagen der Zeit 726

11. Wiederverhüllung
a) Kaironomie 734
b) Der Schleier 738
c) Antiope oder die Binität 744

Im Kreuz der Wirklichkeit 757

1. Abschnitt

Die Vergangenheit der Masken

a) Splitterstämme

Das Zeitenfloß

Die Stämme, die den Südzipfel Südamerikas bewohnen, scheinen vor zwei- bis dreitausend Jahren – Paul Rivet denkt: vor 6000[1] – aus Australien eingewandert zu sein. Sie sprechen noch heute ihr australisches Spracherbe in ihren Substantiven. Indessen Zahlwörter und Pronomina haben sie sich neu erschaffen. Schon im Kapitel über die Himmelreiche erwiesen sich uns die Pro-nomina, die Fürwörter, als Formlosigkeiten späteren Häuslichwerdens[2]. Die Feuerländer mit australischen Substantiven und amerikanischen Fürwörtern beweisen, daß auch ohne die neueren Sprachglieder ein Stamm bereits Frieden, Dauer, Wanderfähigkeit über Erdteile besaß. Das ist verblüffend.

Diese Stämme hatten weder das Rad noch die Töpferscheibe, weder Getreide noch Metalle; ja ganz Amerika ist von Stämmen erwandert worden, die ebenso wie die Patagonier diese Güter entbehrten und natürlich auch keine Schrift kannten. Ein Stamm, wie ihn bereits der zweite Teil geschildert hat, war also schon damals eine Macht, die Frieden zwischen den Geschlechtern, Freundschaft zwischen den Alten und Jungen, und Beständigkeit trotz Wechsel der Erdteile und der Jahrtausende stiften konnte. Namen waren ihm unentbehrlich, Tracht und Feiern, aber die Zeit vieler Werkzeuge oder der Bodenbestellung, der häuslichen Fürworte und der kosmischen Schrift brauchte noch nicht angebrochen zu sein.

So ein kleiner Stamm ist also eine respektable Großmacht. Seine Macht reicht durch Jahrtausende und über Erdteile. Obgleich er seinen lebenden Gliedern nur 150 oder 200 Jahre und ein paar tausend Quadratmeilen bewußt einprägt und erschließt, existiert er 6000 Jahre und länger; er vermag Asien und die 12 000 Kilometer des Stillen Ozeans zu überqueren.

Mit anderen Worten, dreißigmal mögen sich des gleichen Stammes Lebenszeit und Lebensraum gehäutet haben, und trotzdem erscheint sein Leben den erlebenden Kriegern ein und dasselbe. Die Stämme sind also wirksame Verbände obschon ihr Zeitmaßstab und Ortsgedächtnis hinter ihrer wirksamen

---

[1] Les Origines de L'homme Americain, Montreal 1943, p. 85.

[2] Dazu Band I, 167 f. und ausführlich in Zurück in das Wagnis der Sprache, Berlin 1956.

Erfahrung weit zurückbleibt. Ihre „Idee" bleibt hinter ihrer „Existenz" zurück. Es genügte, daß ihr Zeitmaß über jedes Einzelleben hinaus- und hinüberreichte. Denn schon damit wurden in den einzelnen hinein Fugen gekerbt, in die sich alle Zeiten und Räume hineinverfugen ließen.

Die im Stamm errichtete Zeit ist ein Zeitenfloß, das auf dem Strom der Zeit treibt, viel kleiner als die wirkliche Zeit, aber wirksam, um alle Zeiten zu verfugen und zu umklammern.

Die Sekte

Dies Zeitenfloß sei nunmehr studiert. Es kann aber erst jetzt studiert werden. Denn erst nun sind unsere Augen aufgetan für die Sonderung vollständiger und unvollständiger Verbände. Kirche und Sekte unterscheiden sich eben dadurch, daß jene vollständig sein muß, diese unvollständig sein kann.

Die Mennoniten z. B. sind unvollständig. Denn von der Sekte her bleibt es immer ein Rätsel, wie Simon Menno je vom Christentum 1500 Jahre nach der Auferstehung gehört oder er das Gehörte mitteilen konnte. Für diese Rätsel der Mission und Kontinuität ist die Sekte nicht strukturiert und dafür hält sie sich nicht verantwortlich. Sie ist nicht verantwortlich für das ewige Hervorgehen des Kreuzes aus den Strömen der Welt, sondern bewahrt dieses oder jenes Kleinod, diese oder jene köstliche Frucht. Nie kann die Sekte erklären, wie der Name Christus selber je mit Majestät über ihren ersten Gründer ausgerufen wurde. Die Kirche aber ist gerade für dies Herankommen an alle durch alle Zeiten und Plätze verantwortlich. Hingegen versagt die Kirche oft genug in einzelnen Zügen, die den Sekten ins Herz geschrieben sind, den Quäkern das innere Licht, den Baptisten die Bekehrung des Mannes, den Ernsten Bibelforschern die Endzeit, den Herrnhutern die Brautschaft der Seele und dergleichen mehr.

Nun wird alle Geschichte notwendig verschroben, wenn Kirchen und Sekten nicht als zweierlei unterschieden werden. Und eben diese Verschrobenheit entstellt unser Bild der Urzeit und der Wilden. Die Anthropologen erforschen vollständige und unvollständige Stämme, weil sie den Begriff der Vollständigkeit oder Totalität nicht anerkennen, in einem Durcheinander.

Aber offenbar sind die meisten Verbände lückenhaft. Kann Luxemburg oder Siam oder Portugal beweisen, was die europäischen Großmächte bedeutet haben? Die meisten von Forschern untersuchten Stämme sind unvollständig. Die ungeheure Masse der „Primitiven" lebt angelehnt oder auf Borg in einer Fusion. Angelehnt mögen sie an kraftvollere Stämme sein, und zwar erst an den, dann an jenen, in häufigem Wechsel. Ich gebe grobe Beispiele: In einer Grafschaft Kentuckys haben Bergarbeiter rein europäischer Herkunft den Klapperschlangekult der Indianer sich angeeignet: In einer entlegenen Ortschaft Virginias, rein englischer Abkunft, werden Indianerriten beim Tode eines Verwandten

gefeiert, die aus einem künstlichen Kindbett und Geburtswehen aller weiblichen Leidtragenden bestehen! Wenn das am grünen Holz geschieht, dann sind wir gewarnt. Auf der anderen Seite schmücken sich so ziemlich alle Stämme mit fremden Federn einer überlegenen Kultur, wie der Israeliten oder der Reiche. Im Römerreiche wurde viel Jüdisches nachgeäfft, bei den afrikanischen Stämmen viel Ägyptisches.

Das verhält sich ebenso mit sogenannten Staaten wie Island, Albanien oder Costa Rica. Keine einzige heut angetroffene Gruppe ist vollständig aus eigener Machtvollkommenheit, auch nicht die Pygmäen oder Eskimos, auch nicht die Deutschen oder die Briten.

Der Atomismus, der von Nationen oder von Individuen ausging, schrieb jedem Menschen Geist zu und jeder Nation ihre Literatur. Von beidem findet sich keine Spur. Es gibt den Einen Geist, der durch die Zeiten und Räume schreitet, und nach Luthers großem Wort wie ein Platzregen kommt und geht. So kann sich denn auch im Rückblick auf die angeblichen Nationalliteraturen, auf Shakespeare, Corneille, Voltaire, Schiller, Dante, niemand der Tatsache verschließen, daß diese Gebilde sich keineswegs für sich entfaltet haben. Sie sind hervorgerufen. Ob slowenisch oder flämisch, ob deutsch oder italienisch, diese Literaturen eiferten alle um die Wette, die seelischen Früchte der Kirche in den Herzen der Bürger durch Blüten der Poesie zu ersetzen. „Die Dichter müssen, auch die geistlichen, weltlich sein." Darin ist das Geheimnis der Nationaldichtung verraten. Für die Verfassungen habe ich das gleiche Geheimnis in den „Europäischen Revolutionen" ausgeplaudert. Doch ist diese Tatsache so wenig zum Angelpunkt unserer Volkskunde erhoben worden, daß der Leser verlangen mag, ich solle diese Unvollständigkeit nun auch für die Stämme erst einmal beweisen.

Ein jeder völkerkundliche Band steckt voller einzelner Mitteilungen dieser Art. Aber manchmal gibt es auch ein rundes Bild solches „geflickten" Daseins, wie es Baron Christoph von Fürer-Haimendorf 1943 im Auftrag des Nizam von Haiderabad in Indien beschrieben hat.

Auf dem oberen Plateau über dem Kistnafluß leben noch 426 Chenchus. Diese Chenchus sind Waldleute, die sich in den Busch geflüchtet zu haben scheinen. Physisch sind sie nicht einheitlich. Einige tätowieren, andere aber nicht. Inzest ist verboten, aber in einem Fall von verbotener Vetternehe der jüngsten Zeit hatte es bei allgemeiner Empörung sein Bewenden, die Kinder dieses Paares mögen es schwer haben, von unbescholtenen Chenchus geheiratet zu werden, aber sonst ist nichts erfolgt. Dies zeigt, daß Ausheiratsgruppen und Inzestregeln existieren, aber keine Vollzugsorgane mehr hervorrufen. Das ist aber Entartung. Denn andernorts, wo die Art gedeiht, heißt es: „Inzest und Blutschande wurden in den Augen der Eingeborenen zum größten Verbrechen, das sie überhaupt begehen konnten. Die Todesstrafe stand darauf. Sie wurde von den eigenen Angehörigen vollstreckt. Oft mußte der Blutschänder zuerst

das Weib und dann sich selbst töten. Wem Blutschande nachgesagt würde, nähme sich selbst das Leben[1]." Hier ist die Kraft der Ausheiratsregeln als Leidenschaft wirksam. Die Zeiten wechseln. Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung rissen die Literaten in Gallien Witze über den Blutschänder und heut zeigt ein Blick ins Schrifttum seit Goethes „Geschwistern", daß die Ausheirat nicht mehr begriffen, daß also der Geist des Stammes aufgegeben ist. Bei den Chenchus lebt er noch, aber *unvollständig;* er ist unvollständig, weil er sich nicht mehr den Körper baut, den Körper von Vollstreckungsorganen.

Der Chenchu trägt einen Lendenschurz, ist aber sonst schmucklos. Er erinnert sich, daß seine Ahnen keine Haustiere hatten, mag aber selbst Büffel oder Ziegen halten. Da ihn die Hindu dies gelehrt, so hat er von diesen das Verbot mit übernommen, kein Fleisch der Tiere zu essen. Aber in seinen eigenen Vorstellungen ist dies Verbot nicht begründet.

Ein paar Chenchus pflanzen Hirse, unter Anrufung einer Göttinmutter, aber gepflügt wird nirgends.

Die Überreste eines Sprechers, pedda mauchi, Hauptmann genannt, sind noch spürbar, aber er hat fast nichts mehr zu sagen. Kinder werden ohne jede Zeremonie benannt, oft drei oder vier nach demselben Geist. Unter 166 Personen fand Fürer-Haimendorf 55mal Lingaru (männlich) und Lingama (weiblich), 45mal Gurnovaru und Guruvama. Dazu sei angemerkt, daß es in ganz China nur 400 Familiennamen gibt[2].

Mithin sind die 55 „Ling –" bei den Chenchus nichts Besonderes, wenn doch in China nur ein Name auf eine Million Menschen entfällt. Aber die Chenchus nennen niemanden selber. Die Unvollständigkeit der Chenchus hat nämlich ihren Höhepunkt in dem Umstand, daß die Chenchus keine eigene Zunge haben. Sie sprechen Telugu, eine dravidische Sprache. Ihre Geisternamen sind nicht mehr Chenchu, ihre Verwandtschaftsbezeichnungen sind auch Telugu. Das ist ja auch in Europa durchgängig so. Die „Bevölkerung" des Hotzenwaldes oberhalb Säckingens oder die von Braunau am Inn ist nicht deutscher Abstammung, spricht aber diese Sprache, weil eben „Deutsch" die Religionssprache der Eroberer war. Deshalb wurden Geisternamen und die Verwandtschaftsnamen der fränkischen Kirche in diese Widerborste hineingeschrien[3].

Die Chenchus sind mithin das Muster einer zusammengestoppelten Gruppe. Weder Sprache noch Geister noch Recht noch Namen sind ihren Herzen entsprungen. Ebenso wenig erhält sie die eigene Vollmacht am Leben. Die Mehrzahl aller heut bekannten Stämme befinden sich in ähnlichem Zustand. In ganz Afrika zum Beispiel spuken Reste des Pharaonen-Reiches und des Islam.

So sehr dem Pater Wilhelm Schmidt die friedlichen frommen Urkulturen ans Herz greifen, so sind sie immerhin als abgesprengt und angelehnt an feu-

---

[1] G. Meier, Anthropos 14/15, 1919/20, S. 541.

[2] Kurt Breysing, Stufenbau der Weltgeschichte II (1927), 26.

[3] Siehe mein „Frankreich – Deutschland, Mythos oder Anrede", Berlin 1957.

rige Kriegerstämme zu denken. In diesen baute sich der Geist noch den Körper in Kriegsbemalung, Opfern und Rache, und nur deshalb kam es ja dazu, daß sie sich durch dick und dünn behaupteten. Denn „durch dick und dünn" bedeutet Verfolgung, Rache, konsequentes Durchhalten, alles zusammen. Anerkennung verschafft sich nur der Begeisterte. Denn nur, weil er den Geist bezeugt, wird dieser erkennbar. Zeugen und Zeugnis sind nicht zufällig, sondern notwendig ein Wort. Ein Stamm, der nicht bezeugt, zeugt nichts von Dauer; sein Dasein wird rein zufällig. Die Erschlaffung der Chenchus hat eben zur Aberkennung ihrer Zunge geführt. Nun müssen sie sich in der fremden Sprache der Telugu wieder erkennen. Das ist ein Elend. Denn „Elend" heißt Fremde. Und füllt nun nicht den Geist der Chenchus das Fremde, das sich die Telugu vorgestellt? Ja, Fürer-Haimendorf meint (S. 279), daß vor den Telugus noch ein anderes Volk bei den Göttern der Chenchu Pate gestanden habe.

Unaufhörlich nehmen sogenannte „Urstämme" ganze Ordnungen anderer nicht minder komplizierter „Urstämme" von außen auf. In Australien geht das vor den Blicken des Anthropologen vor sich, wie A. P. Elkin beobachtet hat. Seine Worte leuchten in die Nacht unserer Vorurteile, weil er selber sich in diesen Vorgang einbezieht: er selbst werde durch das Sprechen der Eingeborenensprache verändert, nur weil er sie studiere. Wie könne es also je einen Stillstand in diesen Veränderungen geben? Da er einer der wenigen Gerechten ist, der weiß, daß der Geist uns umschafft, so gebe ich ihm einen Ehrenplatz: „We then realize that we are not using language as a tool — rather it is ‚using' us, acting upon us just as other forms of behaviour do[1]."

Feuer und Geist

So ist also das Zeitenfloß, das ein Stamm errichtet, nur selten vollständig. Das lehrt der Augenschein. Aber der Augenschein und die Beobachtung bleiben bei dieser negativen Feststellung stehen; denn von außen läßt sich nie sagen, was denn dazu gehören würde, um die Zeiten und Räume des Floßes zu schaffen und wirksam zu erhalten. Infolgedessen ist die beschreibende Völkerkunde oft nicht einmal auf den Unterschied der vollständigen und der unvollständigen Gruppe verfallen. Mit einer Art Diesseits von Gut und Böse ist das Mosaik des Befundes aufgenommen, ohne einen Maßstab für die Macht, kraft der wir noch nach viertausend Jahren „drei und vier, Tag und Nacht, Leib und Seele, Vater und Mutter" sagen, wie die indoeuropäischen Reiterhorden, mit denen doch sehr wenige meiner Leser einen Tropfen Blut gemein haben.

Der Leser des ersten Bandes weiß, daß solcher Maßstab existiert. Das Feuer der Begeisterung bemächtigt sich der Menschen und kerbt die Namen in sie, kraft derer sie sich gegenseitig als Verwandte erkennen. Mit milder Freundlich-

[1] The American Anthropologist N. S. 43 (1941), 89.

keit wird kein Sprachstamm und keine Mutterzunge erschaffen. Nur in aufgelöster Klage oder glühender Hingabe kann ein leibliches Wesen den Toten treu werden und ihren Tod rächen, ihre Spuren verfolgen, ihre Maske tragen. Wer nicht außer sich geraten kann oder will, in den kann die Erfahrung einer Mutterzunge nie hereinfahren. Nur die Ekstase benennt und erkennt an.

„Aus Feuer ist der Geist geschaffen", singt der alte Arndt mit Recht. Ja, sogar darin hat sein Lied recht, daß es die Begeisterung, Lieder und Waffen zusammenrückt.

„Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein.
Die Kunst der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein."

„Alles Kriegsgerät war nach arischer Anschauung von Siegesfeuer erfüllt und strahlte es aus[1]."

Und ebenso ist das Lied leuchtende Rede; die Strophe, welche den Namen des Lichtfeuers Airyaman enthält, ist mit diesem Heilfeuer selbst identisch[2]. Die Hochsprache selber durchrinnt ihre Sprecher wie Feuer. „Bei der Zeremonie der Burjaten streicht der Schamane mit bloßen Füßen das rotglühende Eisen, doch fühlt selbst dabei gar kein Brennen. Es ist unglaublich, doch Tatsache[3]." Oder: „ein Alter von 70, Chariton, erschien auf der Szene und rief den Himmelsschmied an. Endlich erschien dieser, das heißt Chariton versetzte den Geist in sich hinein. Er riß aus dem brennenden Holzhaufen ein brennendes Scheit, mit welchem er herumlief. Er strich mit den nackten Händen, während er lief, das Feuer von dem Scheit ab, daß die Funken auf die Seite flogen, und war bestrebt, das Feuer mit der Zunge zu belecken, wie das nach der Zeremonie vorgeschrieben war." Die Sprache, die als Feuer den Menschen gegen das leibliche Feuer immunisiert, ist ungetrennte Kraft der Politik, der Religion, der Kunst, der leiblichen Bewegung, des Familienlebens alles in einem. Poesie, Prosa, Liturgie, Rechtsprechung und Unterhaltung ruhen noch ungschieden in diesen Äußerungen. Im alten Irland waren die Dichter die Richter, denn alles Richten mußte in gehobener Äußerung vor sich gehen. Oder wir lesen von einem Bumerangstamm: „Im Anfang gab das Wort dem Gottvater den Ursprung[4]." Der Leser wolle also die seltsame Idee verscheuchen, daß Sprachen nichts mit den Vorgängen der physischen und chemischen und atmenden Natur zu tun hätten. Wer spricht, entbrennt. Wer entbrennt, spricht. Zu oft findet sich die tolle Vorstellung, daß Sprechen leiblos und kraftlos „Gedanken ausdrücke", und abseits der Welt von Stoß und Zug sich abspiele; daher sei dieser Aberglaube

---

[1] J. Hertel, Verhdlg. Sächsische Gd W. 90 (1938), 1, 137 f.
[2] J. Hertel, Abh. Sächs. Gd. W. 40 (1929), 224.
[3] G. Sandschejev (selbst Burjate) in Anthropos 23 (1928), 550 f.
[4] K. Th. Preuss, Anthropos 23 (1928), 469.

der Theologen, Naturwissenschaftler und „Denker" ausdrücklich niedriger gehängt. Thomas Aquinas ist darin gerade so töricht wie Häckel. Sie sehen beide nicht, was sie sprechend tun, nämlich, daß sie in einen Haushalt von Energien hineingeraten. Daß wir sprechen, ist tödlicher Ernst, denn wir verbrennen dabei. Und daß wir hören, ist lebensgefährlich, denn jeder Name, den ich vernehme, vermag mich in Flammen zu setzen. Wenn dich jemand einen Nazi oder einen Juden nennt, so trifft dich das. Und daraufhin kratzest selbst du ein paar Funken aus der Asche deines Denkens zusammen, und der „Siegleib" des Sprachfeuers loht jäh in dir auf. Die Beleidigung nämlich brennt dich wie das höllische Feuer.

So ist aber jeder einzige Name unter die Menschen gefahren, als Feuerbrand, der sie selber umschmolz. Dagegen halte der Leser nunmehr die folgende Stelle in einer guten Völkerkunde: „Naturvölker *ohne* Heiratsordnung. Heiratsverbote bestehen bei den Buschleuten keine weiteren, als daß ein Mann nicht seine eigene Schwester oder Mutter, ein Vater nicht seine eigene Tochter heiratet . . .[1]"

Da heißt ein Verband „Naturvolk ohne Heiratsordnung", der sich doch zur äußersten Klarheit über die Grundlage des Inzests durchgerungen hat. Wieviel gehörte dazu, den ungeheuren Geschlechterfrieden am Ende auf sein notwendigstes Maß zurückzuschneiden! Die großen Namen, Vater, Tochter, Sohn, Mutter, Schwester, Bruder müssen sich einst wie Feuer, d. h. höchst unnatürlich diesen Buschleuten eingebrannt haben. Mit Verlaub, sie sind ein „Geschichtsvolk mit Heiratsordnung". Denn von außen sind in die Naturgruppe des Weibchens und seiner Jungen der Vater und die Mutter, der Sohn und die Tochter getreten. Dazu mußten Eltern in ihre Ehe von außen hineingeglüht und hineingehämmert werden. Und dies konnte nur im Namen der Geister geschehen, die über ihnen ausgerufen wurden. Das waren die Geister der Stammeshälften. Denn diese Geister traten zwischen Vater und Tochter als intervenierende Mächte. Nur Ahnen konnten den lüsternen Mann zum Vater entmächtigen, kraft ihrer gebietenden Übermacht.

Als der geniale Forscher Lewis Morgan 1870 uns lehrte, auf die Verwandtschaftsordnung zu achten, da erschien ihm jedes Inzestverbot „spät", die Promiskuität oder die Geschwisterehe „ursprünglich". Die Familie galt eben als ein „allmählich" sich entwickelndes Naturgebilde.

Aber man frage nur, was ein Vater sei, und die Familie erscheint als ein der Natur abgetrotztes Wunder.

Darum haben wir es leicht, die Größe der Übermacht zu erfassen, kraft derer Vater und Sohn und Bruder Vollmacht und Ohnmacht in einem verkörpern. Ihre Vollmacht und ihre Ohnmacht sind eins. Beide rühren aus der Übermacht des Stammes. Der Aufstieg des „Reiches" — man erinnere sich — stieß

[1] R. Thurnwald, Die Menschliche Gesellschaft II (1932), 141.

an diese Klippe. Die „Kaiserpäpste" erhielten eine himmlische Familie und mußten eben daher in Blutschande leben. Denn die Geister der Stammeshälften durften ihnen nichts zu sagen haben. Pharaonen müssen dem Gebot der Ahnen trotzen; nur so steigen sie über sie empor.

Statt der Geschwisterehe versuchen bis heute Herrscher ausländische Prinzessinnen heimzuführen, und das war schon in Ägypten der Fall. Ging das nicht, so war es für eine Majestät besser, die Schwester zu ehelichen, und in einer Himmelsfamilie zu bleiben, als in die Eheklassen des überwundenen Stammesrechts zurückzufallen.

Diese Gefahr eines Rückfalles unter die Stammesgeister trieb die Kaiserpäpste voran, das Totengericht zu proklamieren. Indem sie sich so über diese Toten erhoben, gewannen sie selbst über die Untertanen Macht, auch wenn sie für die Untertanen das Stammesheiratsgebot nicht außer Kraft setzten. Aus der Gegenwehr der Pharaonen ermißt sich die ungeheure Gewalt, die dazu gehört hatte, erst einmal den Alltag der Horden unter den Feiertag des Ahnenbefehls zu rücken: „Väter und Mütter, ihr sollt Tochter und Sohn ehren", ist älter als die zehn Gebote. Nur „aus allen guten Stunden, erhöht von Lieb und Wein", konnten sich Menschen das Maß solcher Ehe holen.

Der französische Forscher Dumézil hat daher den Rauschtrank, den Met, den indischen „Soma", das Bier, den Wein, die peruanische Agave, den Wodka, den Whisky, als politische Nahrungsmittel erkannt[1].

Jeder Bund war genötigt, das erhöhte Leben durch einen Rauschtrank allen Kriegern des Stammes einzuflößen. Lied, Trank, Begeisterung, Trauer wurden unlöslich ineinander geknotet, um das Feuer der Liebe in einem Verband so stark zu entfachen, daß er vollständig, nämlich seiner Macht voll mächtig wurde. Wie die Banner das Wehen des Geistes proklamieren, so der Rausch sein Feuer. Dank beider treten unsere Leiber unter die einigende Gewalt Eines Geistes.

Pfingsten

Heut erinnern die Pfingstfeuer daran, daß sich der Heilige Geist der Christenheit und die Stammesfeuer entsprechen. Der Heilige Geist ist das „Feuer aller Feuer". Er entfacht das Feuer, in dem alle besonderen Stammesfeuer zurechtgeglüht werden. Wie will einer das Wehen des Heiligen Geistes fassen, wenn er die Feurigkeit der Stammeszungen belächelt? Wie will umgekehrt einer die Ursprachen studieren, wenn er ihre Heilung an Pfingsten nicht ernst nimmt? Beide beruhen auf einem „excessus mentis"[2], auf unsere Fähigkeit, vom Geist ergriffen zu werden, freilich in verschiedener Weise.

---

[1] Annales Musée Guimet 34 (1924).

[2] Dazu unser Kapitel: „Die Bemannung der Hochschule" bei Bonaventura und in „Geheimnis der Universität" der Aufsatz „Pfingsten".

Auf Pfingsten fällt die Auseinandersetzung unseres neuen Lebens mit den Stammeszungen und der Sieg über ihre erbliche Insichgekehrtheit.

Die feurigen Zungen, die laut der Apostelgeschichte an Pfingsten den Gläubigen erschienen, sind dialektische Erlöser von den bloßen Stammeszungen. Die Urgemeinde war versammelt und „es wurden von ihnen gespaltene Zungen gesehen, wie von Feuer. Und je eine setzte sich auf einen jeden, und alle wurden des heilenden Geistes voll und begannen in verschiedenen Zungen zu reden, je nachdem sie der Geist zu verlautbaren zwang. Es bewohnten aber Jerusalem Juden, fromme Männer aus jedem Stamm unter dem Himmel. Als diese Stimme sich ereignete, lief die Menge zusammen und war verwirrt, weil jeder einzelne in seiner eigenen Mundart die von dem heftigen Wehen des Geistes Ergriffenen reden hörte. Und die Menge geriet außer sich, wunderte sich und sagte: „Seht doch, alle diese Männer, die hier reden, sind Galiläer. Wie kommt es, daß jeder von uns die eigene angeborene Mundart heraushört, Parther und Meder, Elamiter, Leute aus Mesopotamien, Judäa, Kappadokien, Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien, Ägypten und von der Nordküste Afrikas, Römer, Juden, Kreter und Araber sind wir hier und hören sie in unseren Zungen die Großtaten Gottes aussprechen."

Mit der Strenge einer Haushaltsrechnung stellt sich hier der Pfingstgeist als die Öffnung aller Stammeszungen dar. Wie das Abendmahl zu Ostern das Passahmahl des Volkes Gottes überbietet, und wie die Nativität Jesu unter Herodes den Morgenstern der Isis überstrahlt, so übersetzt Pfingsten die Geistererfahrungen der getrennten Zweige des menschlichen Stammbaums.

Die Präzision ist in allen drei Fällen die gleiche. Und wie konnte es anders sein, da Stämme, Reiche und Volk unter dem Kreuz in den Schoß der Ewigkeit zurückgepflanzt wurden? Die an den Gräbern der Helden Lied gewordenen Geister sonderten jeden Stamm ab. Zu Pfingsten wurden sie eingemeindet. Das war den Aposteln so einleuchtend, weil sie ihrem neuen Haupt sich als seinen neuen politischen Körper „zustarben". Dieser Körper, den der Name „Christus" zusammenrief aus allen alten politischen Körpern, bedurfte der feurigen Zungen Pfingstens gegen die Höhenfeuer der Heiden. Uns hingegen ist der Sieg Pfingstens über die Sonderzungen unverständlich geworden. Wir sprechen nämlich keine antike Zunge mehr. Wir sprechen nur noch Sprachen, und diese bestehen aus einer Stammeszunge plus der Sprache des einheitlichen Geistes. Englisch zum Beispiel ist mitnichten ein verlängertes Angelsächsisch. Französisch und Italienisch sind kein weiterentwickeltes Latein. Deutsch ist kein germanischer Dialekt. Englisch ist angelsächsisch plus Bibel, eine Mischung aus Heeressprache und Klerikersprache. Die „romanischen" Sprachen sind Vulgärlatein plus romanischer Kirchensprache. „Deutsch" ist fränkisch plus des Wortschatzes der Kirche. Die „Zunge" verbirgt ihre heiligen Namen in sich: die Sprachen aber empfangen ihre heiligen Namen von außen offen in sich hinein, und auf diesen Zufahrtsstraßen erwuchs ein neues Gespräch zwischen Klerikern und

Recken, Rittern und Mönchen, Helden und Heiligen, wie ich das für die Zeit Karls des Großen und seiner Gründung des Konzilorts „Frankenfurt" anderwärts geschildert habe[1], und wie es Chaucers Canterbury Tales höchst leibhaftig uns vor Augen stellen. In Chaucer vermählt sich Stammeszunge und Heilige Schrift zur englischen Literatur. „Literatur" ist ein Brauch, der in den Antiken nicht existierte: alles Geschriebene wurde in der Antike laut gelesen, Schriftsteller gab es nicht, nur Schreiber für das technische, und auctores, Gewährsmänner, für den Inhalt. Die menschliche Stimme erhob sich also auch in die höchsten Verlautbarungen des Geistes. Cicero und Plato ließen sich *vor*lesen! Die nachchristlichen Sprachen aber zerfallen in das gelesene und in das gehörte Wort, weil sie aus Schriftlesung in der Kirche plus Thingzunge stammen. Sie appellieren an „Leser", und das ist ein neues Wesen, der Leser ist nicht ganz ein Hörer und nicht ganz ein Denker[2]. Als Leser wird er nämlich an die innersten Geheimnisse herangelassen! Dieser berufsmäßige Leser wird die „Intelligentia"; die Intelligentia ist das Endprodukt des Leseweltalters. Alle modernen Sprachen sind die Abkömmlinge einer Durchdringung von Mutterzunge und Heiligem Geist. Wenn in unseren Schulen Heinrich Böhmers „Das Germanische Christentum" gelesen würde, dann würden die Lehrer endlich auch das wissen, was jedes Kind weiß, bevor es in die Schule geht, daß nämlich in unserer Ära in jeder Sprache die Namen des wahren Gottes angerufen werden, weil seit Pfingsten der Geist in alle hineingerufen wird.

Wie anders jede Sprache vorher gesprochen wurde, sieht man aus der Idee einer Heiligen oder Sakralen Sprache in allen Altertümern. Durch diese Idee wurde das Weiterfließen der Sprache verhindert, die Namen verklebt oder verriegelt. Rom, diese Reichshauptstadt selber, hatte einen Geheimnamen, den nur die Priester wußten. Er lautete vielleicht Flora, Kaiser Konstantin übertrug dies Geheimnis auf sein neues Rom, trotz Pfingsten, und Jakob Burckhardt sagt daher trocken: „Der Gott, welcher diese Benennung befahl, war schwerlich der Christengott."[3]

Das Tetragramm für Jehova im Hebräischen war Schutz und Schirm gegen Unbefugte. Nur im innersten Heiligtum durfte der Gottesname in Ägypten ausgesprochen werden. Der Ka-Name Pharaos veranlaßte ihn, sich zu brüsten: „Ich bin der, dessen Name seine Mutter nicht kennt."

Ohne die Profanierung durch Pfingsten würden wir also noch heute nur die Geheimsprachen unserer Stämme sprechen und würden unsere Namen vor unseren Feinden verbergen. Denn nur innerhalb des Schoßes eines einzelnen Geistes

---

[1] In „Die Furt der Franken und das Schisma", Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche I, Berlin 1927, 495 ff., und über deutsch „Frankreich — Deutschland, Mythos oder Anrede", Berlin 1957. Th. Frings, Europäische Heldendichtung 1938.

[2] Daß sich die meisten Leser als Denker mißverstehen, ist eine schlimme Folge des Irrtums, vom Sprecher statt vom Hörer auszugehen! Band I, 140 ff.

[3] Zeitalter Konstantins, S. 439.

sollte das Feuer der Stammeszunge den Liedleib durchglühen. Aber unsere Ära kennt keine Geheimnisse, die nicht am Ende bekannt werden. Statt hebräischer oder griechischer lesen wir lateinische und deutsche Bibeln. Weder Katholiken noch Protestanten verwechseln Geist und Buchstaben.

Zwischen Fetisch und Begriff

Von Gott weiß jeder, dessen Seele aus Liebe jemanden hat beim rechten Namen nennen müssen und kraft dieses Liebesaktes hat anerkennen dürfen. Den Grat zwischen materialistischem Fetisch und idealistischem Götzen (Idee), zwischen dem geistigen Tod der Masse und dem des Intellektuellen wandelt jede Seele, die ihrer Liebe vertraut und deshalb das Kind beim rechten Namen nennt.

Die Urstämme riefen in dem Namen ihrer eigenen Geister den bekannten und im Lauschen auf das Leben des Alls jenseits des Stammes den unbekannten Gott an und ahnten, daß er die Macht sei, die ihnen selber Sprache verlieh. Dies verbindet uns mit den Bororo am Amazonas, den Zulu in Afrika, den Samojeden in Asien. Diese Ahnung errichtet die Hürde, über die wir beim Sprechen allemal springen sollen. Wir sollen Gott die Ehre geben, nicht der Person, die ihn nennt! Denn Gott ist der, der mir Sprache verleiht! – hier in diesem Augenblick.

Daher war der Geist im Stamm (und später die Götter) vielnamig. Diese Mehrnamigkeit muß zum Kultzwang gerechnet werden. Denn sie muß jedem widerfahren, der einen Namen ehrt und liebt, bewundert oder fürchtet. Der geliebte Name weist immer über mein Kennen hinaus. Wer freilich nicht liebt, definiert. Der definierte Gott ist mein Gefangener; er ist eine Sache, bei Aristoteles die Ur-Sache. Der interessiert nur Leute, die über ihn examiniert werden. An Gott glaubt nur der, der mehr als den selbstgefundenen Namen für den geliebten Geist aus großer Liebe gelten läßt! Denn nur der liebt, der gelten läßt! In der Mehrnamigkeit der Stammesgeister „wächst das Reich". Denn meine Namen für den Geist sind nun nicht ein despotisches Besitzen dieses Geistes, sondern ich öffne mich dem Einen Geist, der mich und dich und den und jenen nacheinander durchweht. Ohne diese wirksame, und das heißt vielnamige Liebe der Stammesmitglieder hätte es also nie zu einer Sprache kommen können. So wenig wie es ohne Pfingstgeist die Vielnamigkeit der Heiligen gäbe. Denn jede Sprache ist doch ein wachsendes Ganzes unendlich vieler Namen, wo sich einer an die anderen fügen mußte! Hat man je bedacht, wie seltsam dieser ewige Reichtum ist, daß jede Sprache wachsen kann, weil jede neue Liebe in ihr Spuren hinterlassen darf? Nur darin also erweist ein Verband seinen Glauben an Einen Geist, daß alle ihn anrufen und im Anrufen verschieden benennen und doch als einen wiedererkennen.

Anfänglich liebten sich die Stammeshälften, oder die Totem-Gruppen, kraft der beiderseitigen Namen; sie allein hatten den Rang, der bei uns den einzelnen

Seelen innewohnt. Bei den Ibos gelten die Träger desselben Totems, desselben Namens, auch wenn sie gar nicht verwandt sind, als eine und dieselbe Person[1]. *Es gibt eben nur so viel geliebte Seelen, wie es Namen gibt.* Im Urstamm werden alle Stammväter und alle Stammesweiber von einander wie zwei Seelen geliebt, weil sie sich gegenseitig zu Stammvätern und Stammüttern ernennen. Noch hat nicht jeder einzelne die andere Seele anerkannt, weil eben noch nicht jeder einzeln benannt ist. Aber das heißt nicht etwa, daß man im allgemeinen lieben könnte; weder Gott noch Mensch kann das. Wer begreifen will, was die Urstämme durch die Jahrtausende leisteten, muß sich also bequemen, nicht die allgemeine Menschenliebe zu erwarten. Statt dessen haben sie jedem vom Weibe geborenen durch den Namen die Liebeserfahrung zukommen lassen. Werde ich geliebt, so erfahre ich mich als beides zugleich, als schon bekannt und noch unbekannt, weil ja alle Liebe wachsen soll. Ich erkenne mich als vollständig und doch unvollständig.

Im Heiraten wird eben dieser Doppelcharakter erfahren, kraft der Lösung von Liebenden und der Bindung an neue Liebe. Ohne die Schaffung dieses Übergangs aus dem Liebesfrieden, der mich schon liebenswert macht, in den neuen Frieden, wäre also der Geisterglaube der Primitiven ein abstrakter Begriff. Man glaubt nicht dadurch an Gott, daß man einen Begriff von ihm hat, sondern jeder Glaube erweist sich an der Kraft, kraft der die Liebe in seinem Namen den Geist fortpflanzt. Die Primitiven haben alle an Gott geglaubt, und nicht bloß über ihn philosophiert. Denn sie haben in seinem Namen getrost alte Bindungen gelöst und neue Bindungen geknüpft. In den verschiedenen Stämmen sind die Lösungen von den Eltern und die Bindungen an das Weib „seiner Wahl" sehr verschieden ausgefallen. Alle Varianten und Dosierungen sind versucht worden. Aber immer mußten die Geister der Heiratsklassen angerufen werden, und darüber der Geist, der im Moment der Hochzeit über beiden schwebend den Wechsel segnete! Dieser Geist war also der feurigere, der Hauptgeist, denn er konnte aus zwei Geistern einen Bund einglühen.

Der Stamm vor 8000 Jahren stand eben nicht anders als jede lebende Seele mitten inne zwischen schon Geliebten und erst zu Liebenden. Eine „Religion" ist die jeweilige Proportion zwischen alter und neuer Liebe. Der Mensch aber beginnt erst da, wo er über beide, alte wie neue Liebe, Bestimmungen trifft. Jeder, der ein Weib Mutter und ein anderes Braut nennt, wird zum Namenssachverständigen, d. h. geschichtlich wirksam. Deshalb werden nur Narren die Namen „im Zusammenhang mit alltäglichen Angelegenheiten nennen"[2]. Der Name ist eben nichts Alltägliches. Kein Indianer nennt seinen eigenen Namen. Dies ist eine wundersame Keuschheit. Der Indianer nimmt seinen Namen noch ernst. Nur andere nennen ihn. „Auch ein Klagelied zu sein im Mund der Ge-

[1] Oben S. 170

[2] Thurnwald, Die Menschliche Gesellschaft IV, 157.

liebten ist herrlich. Alles Gemeine geht klaglos zum Orkus hinab." Das gilt aber schon vom Lebenden! Denn war sein Name nicht an sich ein ganzes Liebeslied? Nennte sich also der Indianer selber, so wäre das obszöne Selbstliebe[1]. Den vopisianischen Arawak durfte Curtis Farabee nicht mit seinem Namen anreden, er durftte ihn aber vor Dritten nennen[2].

Weil Namen nichts Alltägliches sind, und doch alle Stämme nennen, unterschieden alle Stämme Alltag und Feiertag. Und alle Zungen gehörten in den Feiertag. Daher bestanden sie aus Namen und Amtstiteln und Amtshandlungen und Ernennungen und Anerkennungen und Aberkennungen. Jeder Name sprach Recht. Wir gehen heute a) zum Standesamt, b) in die Kirche und c) ins Hotel, um die drei Drittel der Hochzeit oder des Begräbnisses oder der Kindstaufe zu feiern. Dem Stamm werden wir nur gerecht, wenn wir diese Dreiteilung rückgängig machen und uns vorstellen können, wie es wäre, wenn eine einzige Feier alles mit einem Wort sagte.

Deshalb hatten Sklaven keinen Namen. „Einen Vatersnamen hat Hagar als leibeigene Magd und Sklavin nicht ... Mit Namen nennen Sara und Abraham die Hagar nie."[3] Der Neger, der es zu einem Sklaven bringt, nennt ihn „Ich habe es zu einem Sklaven gebracht". Hier ist der Herr, nicht der Sklave, der namentlich verewigte. So gibt es auch viele andere Namen für Sklaven, die alle ausschließlich des Eigentümers Gefühle widerspiegeln. Der Sklave verlor seinen Freiheitsnamen und hieß hernach: „Mein Schatten", weil sein Herr jetzt im Schatten sitzen kann, während der Sklave für ihn in der Sonne schwitzt[4]. Der Name „Mein Schatten" für diesen vor den Augen des Herrn schwitzenden Sklaven scheint eines Fichte würdig, der ja auch alles Nicht-Ich vom Ich her sah. Aber es gab wirklich keinen anderen Weg, das Eigentum des Herrn zu sichern, als diesen. Im Patent und Gebrauchsmuster tun wir noch dasselbe. Nur appellieren unsere Namen an des Käufers Interesse. Der Sklave aber war ja keine Ware. Sein Name mußte also des Herrn Interesse widerspiegeln, wenn doch Namen naturalisierende und öffentliche Verfassungsurkunden waren. Denn das ist nun das richtige Wort, das der *Einweihung* der Kinder entspricht: Erwachsene *beurkunden!* Das schöne Wort „Urkunde" war anfangs nicht auf Papier bezogen, sondern meinte jede einzelne Äußerung der Ursprache. Da alle Namen Urkunden sind, so würde ein dem geraubten Sklaven verbliebener Freiheitsname das Eigentum falsch beurkunden. Sprechen hieß eben, Mitglied sein. Unordnung drohte, wenn jemand Basuto redete, ohne Basuto zu sein. „Mein Schatten" war der richtige Name, weil er aus dem Munde dessen kam, der auf Basuto zu urkunden hatte.

---

[1] Lewis H. Morgan, System of Consanguinity 1870, S. 132 f.
[2] W. Curtis Farabee, The Central Arawaks, 1918, S. 99.
[3] B. Jakob, Genesis, S. 407.
[4] Noel, Revue d'Ethnographie, Nr. 20 (1924), 368 ff.

Hierauf beruht das Gastrecht. Es ist das dritte Wunder der menschlichen Geschichte, nach dem Begraben und Heiraten. Die Gastfreundschaft hat den Pfingstgeist vorweggenommen. Überall findet sich diese Tugend. Sie ist aber die Anerkennung der Macht der Sprache. Kein blinder Zufall hat das Gastrecht geschaffen, diese Stimme „der Wahrheit und der Menschlichkeit. Es hört sie jeder, geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt." Weil wir sprechen, müssen wir gastlich sein. Denn hat ein Fremder meiner Zunge sich bemächtigt, so ist er damit selber schon ein Freund. Die Indianer und Südseeinsulaner ernennen alle ihnen freundlich begegnenden Weißen zu Ehrenmitgliedern des Stammes. Das ist kein Luxus und keine Farce. Seine Kenntnis ihrer geistigen Welt ist nur dann unschädlich! Da niemand eine Sprache sprechen sollte, der nicht auf ihren Geist vereidigt ist, so dient die Gastfreundschaft der Verwandlung von Gefahr in Sicherheit. Alle Verbände sind eben unvollständig. So kann ihre Sprache nie auf Vollkrieger beschränkt bleiben. Die Beschränktheit der Gruppe wird durch hospitalitas ergänzt.

Das Gastrecht gehört in die Urgeschichte der Stämme. Denn es erläutert den Dreispalt, in den jeder Stamm gerät; 1. Er ist ehrlich begeistert. 2. Der Geist weht, wo er will. 3. Der Stamm muß sich behaupten gegen andere. Diese drei Tatsachen widersprechen einander. Sie verurteilen den Stamm dazu, in einem Atem dem Geist zu gehorchen und ihm zu befehlen. Geist ist aber Zungenmacht. „Soweit die deutsche Zunge klingt", ist ein Geist am Werk. So wird der Geist geliehen oder verliehen, sobald andere mit Stammesgenossen verkehren, der Hos-tis wird zum Hos-pes, der Xenos-Fremder zum Xenos-Gastfreund, wie das griechische Wort doppelsinnig lautet, und „Gast" einst auch beides, Fremden und Eingeladenen, meinte. Wenn das Gastrecht unter uns unverletzlich ist, so ist das die letzte Erinnerung an die Vollmacht jedes Kriegers, durch Sprechen zu ernennen und Recht zu verleihen. Du sagst: „Sie sind mein Gast heute nacht", und schon kannst du ihn nicht mehr den Häschern verraten! Weshalb denn? Weil du den Namen „Gast" selbst beurkundet hast. Der Name ist für diese eine Nacht grundlegende Urkunde deiner Pflichten und deiner Rechte. Wie machtvoll ist also die Sprache. Umgekehrt schützt die Gastfreundschaft auch den Gastgeber. Des Fremden Kraft, sich in einer Zunge auszudrücken, würde den Frieden gefährden, es sei denn, dem Fremden werde seine Fremdheit abgenommen. Die Einladung des Fremden macht die Stammeszunge triumphieren, denn kraft dieser Zunge wird ja der Fremde zum Gast ernannt. Er tritt also in die Halle dieser Sprachmacht ein und lernt aus der Tischordnung sich selbst neu erkennen.

Hier also tobt der ewige Daseinskampf des Stammes und jeder Gruppe: Ein Stamm und eine Gruppe sind nur da, wenn sie mit Vollmacht sprechen. Im Urkunden wird die Macht des Stammes durchgesetzt oder sie unterliegt.

Der Liberalismus hat das Dasein des „Menschen mit dem Palmenzweige" in den Gedanken und die Idee verlegt. Der Kommunismus setzt alles Dasein in die Materie. Die namentliche Stellung der Menschen ist aber weder eins noch das andere. Seit uns die Stämme unsere Namen geschaffen haben, ist die menschliche Lage weder idealistisch noch materialistisch zu denken. Wir werden nämlich ernannte Mitglieder eines Geisterorchesters, weil uns ein Name eignet. Dieser Name ruft uns ins Dasein. Und er befreit und beschränkt uns in einem Atem. Die patriotischsten Reichsdeutschen jüdischer Herkunft erfuhren, daß ihren Namen die Einschränkung hinzugesetzt wurde. Schiller, Wordsworth, Robespierre, Jean Jacques Rousseau besangen die Menschenrechte. Aber die Völker hörten den Deutschen Schiller, den Engländer Wordsworth, den Franzosen Robespierre und den Schweizer Rousseau. Goethe hatte gerade vor der Proklamierung der Menschenrechte 1788 ein Gedicht auf „Humanus" angefangen. Er hat es dann nie beendet. Denn selbst Peter Mensch im Roman „Zirkus Mensch" heißt „Mensch" mit einem deutschen Namen, und „Humanus" ist lateinisch. Wider Willen entdeckten alle Menschenrechtler, daß gerade ihre Rücksichtslosigkeit gegen Namen zu dem wahnwitzigsten Nationalismus führte.

Nein, anders mußte der Zungenstreit geschlichtet werden. Jede Zunge mußte durch Namen erweitert werden, kraft derer in jeder Zunge für alle Menschen Raum wurde. In Italien sagt heute die Bauersfrau, wenn ein entsprungener Verbrecher oder ein deutscher Deserteur zu beschirmen war: è figlio di madre, er ist einer Mutter Sohn. Dies Wort erzwang den Schutz. Seit Christi Geburt dank Mariens Sohn haben wir alle diese Visitenkarte. Für den Stamm war das illegitime Kind das „Junge" eines „Weibchens". Nach Christi Geburt ist vor Gott jedes Weib Mutter, jedes Junge Sohn und Tochter. Du bist „figlio di madre".

Aber dazu mußte der Heilige Geist in jedem einzigen Stamm die Rache der Furien, der Ahnengeister überwinden. Denn sie haftete an allem Namenlosen, Illegitimen und Fremden. Und nur im uralten Gastrecht, welches dem Gastfreund oft einen einheimischen Namen verlieh, ist Pfingsten von Anbeginn verheißen.

Aber das Gastrecht ist nur Verheißung. Daher wurde überwiegend mit Feuer und Schwert gesprochen. Denn sonst wäre überhaupt nicht gesprochen worden! Nur deshalb konnten dem Stamm zahllose Familien und Zungen entkeimen. Seine Feuer müssen erst wieder in unserer Phantasie entfacht werden, ehe wir fragen dürfen, wie wir diese Flammen läutern. Die Antiken marschierten von Stämmen auf Pfingsten zu, wir tasten uns von Pfingsten her an den Stamm zurück. Dies Kapitel hat erst einmal festgestellt, daß der reine Stamm, in dem jedes Wort Urkunde ist, in dem also mit Vollmacht gesprochen wird, daraus allein noch nicht vollständig wird. Ihm fehlt noch die Welt. Jetzt können wir die Mindestleistungen des vollständigen Stammes genauer definieren.

b) Der Wahre Stamm

Auf Freiersfüßen

Ein vollständiger Stamm macht die Toten stärker als die Liebe zwischen den Geschlechtern, und die Liebe zum Helden stärker als den Tod. Jeder Stamm hat Eheregeln. Ehen sind das, was der Stamm produziert. Wir sagten, daß wie die Industrie Fabrikbetriebe ins Leben ruft, so rufe der Stamm Ehen ins Leben.

Damit wird das Paaren der Geschlechter im Stamm zu einem Koppeln von Geistern. Wer heiraten will, muß geistig übersetzen. Er darf ja nicht so weiterschwätzen, wie man daheim bei ihm schwätzt. Denn er findet sein Weib außerhalb des Heims, in einem anderen Heim, wo man anders schwätzt. Daheim an der Wärme des Herdfeuers hatte er die Mundart erlernt, aber das Feuer geschlechtlicher Glut war hier bezähmt aus Pietät gegen die Penaten und Manen. Die Brüder und Schwestern eines menschgewordenen Heimes blicken aufeinander als anerkannte Geschwister. Aus Treue verlieben sie sich nicht ineinander. Dafür sollte aber von keinem Menschen behauptet werden, er habe die Sprache gemeistert, solange er sie nur daheim gelernt hat. Denn da gebraucht er sie nur zum Kinderspiel in abgekühltem Zustand. „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius. Mich Knaben ärgerte die Sentenz, die ich nun gelten lassen muß." (Goethe). Glaubt man etwa, es sei Zufall, daß Bachofen sein Mutterrecht schrieb, bevor seine Mutter in seinem 49. Jahre starb, er aber alsdann sogleich heiratete? Sein „Mutterrecht" ist eben ein schreckliches Mißverständnis der Liebe durch den nicht abgenabelten Knaben. Es ist dieselbe Liebesunfähigkeit entarteter Kinder, die in der Psychoanalyse, in Elisabeth Nietzsches Drachenhut über ihren Bruder, in Cornelia Goethes Schwermut, und in den schrecklichen geschlechtlichen Entartungen Hitlers, Görings, Röhms neu aufbrach. Der Satz vom Terenz und Grotius besagt nichts Geringeres, als daß die Mutterzunge vor dem Einfall der Liebe von uns selber noch gar nicht gesprochen wird. „Weil Dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaust Du ein Dichter zu sein?" Der Vers dürfte auch lauten: „. . . glaubst Du ein Sprecher zu sein?" Denn bevor wir nicht unsere Liebe beurkundet haben, ist die Mutterzunge in unser eigenes Leben noch nicht eingeglüht. Wir sprechen dann noch nicht für jenen Vorsatz, dem Sprache dient: für die Beurkundung unserer Übersetzung des Geistes in seine nächste Verkörperung.

Sprechen heißt übersetzen. Heiraten kann nie ohne übersetzen vor sich gehen. Denn der Sohn heißt nun Ehemann und Vater, die Tochter wird umernannt. Die erste und schwerste Übersetzung ist nicht:

la vache	die Kuh
le boeuf	der Ochs,

sondern die erste und schwerste Übersetzung ist das Binden in einen neuen Bund dadurch, daß alte Namenstafeln gebrochen und neue Namen über den Häup-

tern der Liebenden ausgerufen werden. Bevor das geschehen ist, sind die Kinder des Heims nur erst Gefäße, in denen Mundart plätschert. Ruhe des Lebendigen ist ja nicht Tod. Die Jungen *üben* die Sprache. Aber es ist Vorübung und Spiel. Der Strom ihrer Sprache hat noch nicht das Gefälle des Zeugnisses. Wir können als junge Leute sprechen, müssen es aber noch nicht, weil wir noch kein Amt bekleiden. Nun aber trete ein anderer Mensch uns entgegen, der einen anderen Geist habe als wir, dem die Familie, der ich angehöre, gleichgültig oder verhaßt sei, von dem ich mithin fürchte, daß er mich mißversteht. Da bricht in mir Flut der Sprache auf, die ruhende, verhaltene, spielerische Geschwätzigkeit taugt nichts mehr, wenn ich auf Freiersfüßen gehe. Der Freier muß die Braut so lieben, daß sie ihm glauben darf und aus ihrer Freundschaft heraus in seinen ungestalteten Frieden hinübertritt. Kann er das nicht, dann ist seine Mundart entartet und er selbst degeneriert. *Mundart ist also Art.* Freiheit, Freite, Freundschaft, Frieden, gehen im Deutschen alle auf den in „Freitag" steckenden Namen der Freya, der Göttin der Liebe, zurück. „Frei" ist liebesfähig, „Freund" ist liebend, der Freier macht lieben, Friede ist der von einer Liebe einverleibte Raum. Daher kann man nur auf Freiersfüßen mündig werden. Denn erst auf Freiersfüßen meistert der Lehrling der Sprache sie zum ersten Male, indem er in ihr seine erste Urkunde ausstellt, die gilt.

Hochzeit

Wenn es vom Papst heißt, er habe die Gewalt zu binden und zu lösen, so muß es von den Hochzeiten umgekehrt heißen, daß sie lösten und banden. Der Individualismus und Kommunismus können das beide nicht begreifen, weil sie mit dem Nullpunkt „Mensch" beginnen. Es gibt aber im Stamm nur Kinder, die zu Eltern werden; also geht das Lösen dem Binden voran. Sobald diese Not erkannt ist, öffnet sich die Geschichte der Eheschließungsformen. Denn nun reißen die Einkleidungen in Kauf, Lauf, Raub, Ring, Schatzwurf, Verlöbnis, Besteigen des Lagers, Kirchgang, Morgengabe, dieselbe Einehe nicht mehr in abgrundtief getrennte Institute auseinander. Die Gemeinde muß jedesmal zu derselben Sache gezwungen werden: einen alten Rechtstitel für ungültig zu erklären, einen neuen anzuerkennen. Der Vorgang muß diesen öffentlichen Zauber ausüben. Fräulein Bär heiratet Herrn Hahn. Aber kennen müssen alle Bärs, anerkennen müssen alle Hahns. Aber Bärs und Hahns reichen mit ihren Mundarten zu dieser Beurkundung nicht aus: die neue Weichenstellung muß unter einem Namen verlaufen, dem die Bahngeleise Hahn und Bär beide unterstehen. Er darf also weder Hahnisch noch Bärisch reden, denn er ist der Lichtschein des Wechsels selber, der auf jedes Männlein und jedes Weiblein am Tage ihrer Hochzeit fällt. Der gemeinsame Ursprung der bestehenden Ordnungen oder Eheklassen Hahn und Bär steigt daher für einen Augenblick aus der Tiefe der Vorzeit herauf. Urvater oder Urmutter des Stammes werden deshalb immer

doppelgeschlechtlich vorgestellt. Da hat z. B. der Stifter seinen Ursprung aus fünf Eiern genommen[1], oder die Stammesmutter ist durch den Mund schwanger geworden. Oft klingen diese Ursagen uns obszön. Es war eben eine *ernste* Hürde zu nehmen, wenn es den gemeinsamen Geist über den Hähnen und den Bären des Alltags zu beschwören galt. Wenn diese Schwierigkeit ermessen wird, werden wir die oft unappetitlichen Mythen nicht bekritteln, in denen diese bei jeder Hochzeit heraufbeschworene Einheit abgeleitet wird. Wie wenige Christen wissen, weshalb der Name Jesus Christus zu dem einzigen Bindeglied aller Bünde und zu dem einzigen Erlöser aller Lösungen hat eingesetzt werden müssen! Wer bedenkt denn, was „Erlöser" heißt? Es ist aber in dem Satz: „Und ist in keinem anderen Namen Heil" (Apostelgeschichte 4, 12) nur ausgesprochen, daß bis dahin das Heil in zahllosen Stiftern von Stammesmythen hatte gesucht werden müssen. Deren Namen wurden auf den Hochzeiten beschworen, um alle Wandlungen im Stamm zu sanktionieren. Aus der Natur seiner Bärschaft oder Hahnheit war jeder Lebende nur ein halber Mensch. Um ganze Menschen zu machen, stieg der Urgeist aus einem Namen am Hochzeitstag wirksam hervor. Hähne und Bären riefen ihn gemeinsam an. Der erste Toast beim Mahl galt immer dem, der die beim Mahl versammelten Parteien vereinigen konnte. Er war das einzige „Ich" des Stammes; am Puget Sound singt der Makahjunge seine Liedchen, aber der Stamm selber ist das Ich dieser Lieder (F. Densmore's Bericht von 1939)!

Totenbeschwörung und Theater

Deshalb ist es in antiken Stämmen nie ohne Totenbeschwörung abgegangen. Im 28. Kapitel des Ersten Buches Samuelis wird eine solche geschildert! Sie sehen sich aber allenthalben gleich. Denn jedesmal muß der Tote „Liedleib" werden, das heißt von einem Träger in den Mund genommen werden. Er muß also in einen Lebenden eintreten, da ja die Beschwörung nur dann ins Leben ruft, wenn der Tote wieder Stimme hat. Im Buch Samuel war die Hexe von Endor Trägerin der Stimme des Toten. Während der Tote spricht, muß seiner Maske lebender Träger außer sich geraten und dem Toten Raum geben. Gibt es davon noch einen Nachhall unter uns? O ja, im Spiel. Freilich, kein Mensch wundert sich heute, wenn Schauspieler auf der Bühne Könige und Helden „spielen". Wir sollten uns vielleicht wundern. Unsere Spiele ahmen nämlich den blutigen Ernst der Totenbeschwörungen nach. Er war blutig, als Vampyre tranken die Toten Blut, wirkliches Blut menschlicher oder tierischer Opfer, um durch dies Blut gespeist wieder zu Kräften zu kommen. So wird die Physik der Totenbeschwörung bei unserem Theaterspielen nicht mehr bemerkt. Sie besteht in dem simplen Gesetz, daß der tote Mann nur reden konnte, wenn ein Lebender sein Mund-

[1] In Peru, Sr. Franciso de Avila, Dämonen und Zauber im Inkareich, Leipzig 1939, S. 82.

stück wurde. Das war die „Person"-werdung, das Tönend-werden des Toten, daß er durch einen Lebenden hindurch sprach. Ich wähle eine Beschreibung von Orinoko aus dem Jahre 1939[1]. Ein aussterbender Stamm, die Yaruros, verehren Kuma als Schöpferin des Menschenvolkes. Landaeta, ihr Geisterbeschwörer, sang in einer einzigen Nacht, von Mitternacht bis Sonnenaufgang 6000 und mehr Strophen „Liedleib", tanzend und die Kürbisklapper rasselnd. Auf diesem Kürbis war Kuma als Frau mit erhobenen Armen abgebildet. Kuma hat niemand neben oder über sich. Unter ihr auf dem Kürbis figurieren die Häupter der beiden Stammes-„moieties" oder Hälften. Itciai, der Jaguar, und Puama, die Schlange. Bei den Yaruros heißt der Beschwörer Tohigwame, wir gebrauchen oft den sibirischen Titel „Schamane". Er hält die aussterbenden Yaruros, hundertfünfzig, zusammen. Dank seiner Lieder und Kumas Menschenbild sind sie noch Mensch, nicht Tiere. Denn nur der ganze Stamm zusammen hat Menschengestalt. Und das war jedes antiken Stammes Geheimnis. Die Yaruros wissen, daß sie keine Zukunft haben. Menschenjagden haben sie fast ausgerottet. Ihre Frauen und Töchter müssen jedem Strolch des Urwaldes zu willen sein. Ich verewige hier den Tohigwame Landaeta, dem diese zu Ende gehenden Yaruros jede Nacht den Vorgeschmack der Seligkeit verdanken, schon jetzt in den ewigen Jagdgründen Kumas zu weilen.

Musik, Tänze, Tabak, ein berauschendes Gewürz, ein Gärtrank aus Mais, helfen dem Tohigwame bei seiner Ekstase. In einer Nacht rauchte er 42 Zigaretten, ungefähr 8 Dutzend Zigarren, 15 Zentimeter Gewürz und trank etwa 2 Liter Maisschnaps. Eine Zigarette wurde in etwa 12 Sekunden aufgeraucht. Aber die rohgewickelte Zigarre verdampfte fast ebenso rasch. Jede Strophe, die Landaeta sang, dauerte etwa eine Viertelminute. Dann wurde sie von allen wiederholt. In dieser Pause sog also der Tohigwame den Rauch ein und blies ihn aus. Der Kürbis rasselt derweil. Die Zeichnungen auf ihm sind übrigens ganz anderen Stiles als die gleichzeitig von jedermann angefertigten Zeichnungen. Dieselbe winzige Gruppe von 150 Köpfen meistert einen sakralen Stil auf den Klappern und einen realistischen auf Gebrauchsgegenständen: Feiertag und Alltag ergeben eine Doppelung in Essen, Kunst, Sprache überall auf dem Erdboden[2]. Landaeta gab sich nicht für einen Heilkünstler oder Offenbarer aus. Er war ein Werkzeug oder Gefäß, durch welches die Geister imstande waren, die Yaruros zu besuchen, indem sie sich auf die Stelle der Seele des Tohigwame setzten. Über unsere „Seele" ist viel fabelhaftes Zeug geschrieben worden. Ich lenke auch hier die Aufmerksamkeit auf unsere Liturgien. Spekulationen über die Seele sind immer wertlos, heute und vor 6000 Jahren. Wenn aber der Tohigwame der Yaruros Geister in sich einläßt, dann ist damit der

---

[1] „Yaruros of Venezuela", by Vincenzo Petrullo, Bureau of American Ethnology, Bulletin 123, 167 ff., besonders 247 ff.

[2] Für Ägypten wundert sich Roger Frye über diesen Doppelstil. „Last Lectures" 1939, 54—56. Er ist allenthalben, unten S. 349.

Beweis erbracht, daß er eine Seele hat. Denn „er" ist eben irgendwo, während sein Leib von den Geistern besessen ist. Auf die Seele sind also die Menschen nicht in philosophischen Seminaren verfallen, sondern unter dem freien Himmel der feierlichen Erfahrung, daß ich außer mir gerate! Der Tohigwame nimmt nämlich die Fähigkeit in Anspruch, daß seine Seele ihren Leib verläßt und ins Land Kumas ausreist. Seinen „entseelten" Leib besetzen infolgedessen verschiedene Geister, die mit ihren Verwandten auf Erden Verkehr suchen. „Während der Tohigwame sang, verließ seine Seele den Körper und reiste in Kumas Land. Sie ließ ihren Leib zurück. So konnten die Geister kommen, konnten seinen Leib in der Form von Liedern betreten und ihre Botschaften den Yaruros mitteilen. In dieser Nacht waren sie erschienen, um mich zu begrüßen und um meine Freunde meiner guten Gesinnung und meiner eigenen Gaben als ein Tohigwame zu versichern."

Der Tanz begann als ein einfaches Schreiten um den Stiftspfosten, das sich im Lauf der Nacht beschleunigt. „Der ganze Leib tanzt und ist am Ende so heftig erschüttert wie die Rassel, die er schwingt." Die Umstehenden werden allmählich von diesen heftigen Bewegungen mit ergriffen. Es dauert oft Stunden, ehe Landaeta in Kumas Land ankommt. Seine Angehörigen reichen ihm Rauchzeug und Getränke, so daß er niemals den Tanz oder Gesang zu unterbrechen hat.

„Kurz nach Mitternacht wurde Landaeta von einem Mann und einer Frau umarmt, die ihm zu essen und zu trinken brachten. Auf meine Anfrage ergab sich, daß ihr verstorbener Vater sie zu besuchen gekommen war. Deshalb versuchten sie, ihn zu umarmen und ihn zu bewirten. Von diesem Augenblick an war Landaeta nur noch körperlich vorhanden. Denn mehr und mehr tote Yaruros kamen uns besuchen. Fast jedermann hatte also Ursache, den Tohigwame als Gefäß dieser Verstorbenen zu umarmen und zu bewirten." Über eine Stunde lang trat Itciai, der Jaguar, in den Tohigwame ein, um Petrullo, den Besucher, zu beschreiben und zu loben. Petrullo hatte Itciai, das heißt den Tohigwame Landaeta, öfters zu umarmen. Die Umstehenden wiederholten jede Strophe mit besonderem Gusto als Kompliment für den Gast. „Stimmt an und singt den Kehrreim mit", geht also bis auf die Tänze am Totempfahl zurück. Landaeta trug als Sänger am Pfahl besondere Hosenbinden und eine Kopfbedeckung. Aber eine Maske trug er nicht, denn die Yaruros sind ganz heruntergekommen und bettelarm. Mit dieser Ausnahme hat der Tohigwame eine 8000jährige Geschichte wohl bewahrt. Vom ersten Tag des ersten Stammes bis zum letzten Sprecher der aussterbenden Yaruros steht im Mittelpunkt des wahren Stammes sein Herzensgeheimnis: Die Toten reden zu den Lebenden! Als Lieder treten sie in den Leib des Begeisterten, aber jeder einzelne, der sie hört, singt jedes ihrer Worte im Tanze mit. Dank des Refrains dringen die Gesänge der Toten in alle Lebenden ein, und wer einen Stammeskrieger sprechen hört, hört weniger ihn als seine Toten sprechen. Das also ist das Herkom-

men. Die Rassisten kennen nicht die Kluft zwischen Abkunft und Herkunft. Vom Weibe her geht die Abkunft, aber von Vater und Mutter, ob leiblich oder adoptiert, die Herkunft in begeisterndem Gesang. Wenn die Abkunft auftrumpft, dann geschieht das, weil das Herkommen verstummt ist und statt zu Kumas ewiger Seligkeit zu kommen, verkommen wir dann als Tiermenschen.

Rabinal

Die großartigste uns bekannte Feier eines Indianerstammes ist der wundersam gerettete „Rabinal" aus Guatemala[1]. In diesem schaurigen und rührenden Ritual ist ein junger Kriegsgefangener der Held. Er steht vor seiner Schlachtung am Opferstein der Sieger. Aber er wird hochgeehrt, denn vor dem Sterben darf er die höchsten irdischen Güter im Hofe des Siegers eines nach dem andern für einen Augenblick zeremoniell kosten. Jedesmal sind die hohen Ahnen gegenwärtig. Sie blicken auf ihn. In der letzten Verzückung aber ruft Rabinal: „Schon sehe ich meine eigenen Augen auf dem Totempfahl. Dort sind sie geschnitzt und von dort blicken sie auf die jungen Krieger. Diese ihrerseits schauen auf mich. Sie erkennen mich. Sie erkennen mich an. Und sie rufen: Unser Vater, schau auf uns herab." Das ist eine herrliche Urkunde, und es tut fast weh, sie logisch aufzugliedern. Um des Lesers willen, dem dies Geisterreich unvertraut ist, sei es doch getan. Hier sind klar drei Lebensstufen des Stammes durch Ansehen verkittet: Rabinal wird von den Ahnen angesehen. Die Nachkommen werden Rabinal als Ahnen ansehen. Er sieht im Tode Ahnen und Enkel beide auf ihn blicken und darf diese vollkommene Seligkeit aussagen. Die Vorfahren erkennen ihn als ihren Nachkommen an. Erster Erkenntnisakt. Die Nachkommen werden sich zu Rabinal bekennen und ihn „Unser Vater" nennen und im Ausschnitzen seiner Augen ihn adeln. Zweiter Erkenntnisakt. Rabinal aber vergißt den eigenen Tod, vergißt sich selbst, weil ihn Ahnen anerkennen und Enkel sich zu ihm bekennen. Was ist dann aber dies für ein Erkenntnisvorgang? Rabinal fühlt unsterblich, weil Anerkennung und Bekenntnis zusammen ihm seine Wiedererkennung in Ahn und Enkel gewähren. Wird nun sein Blut von den „Jaguaren", den Kriegern des Siegers, am Opferstein vergossen, dann verströmt es nicht ins Nichts: es wird gerochen. Es träufelt und rieselt aus Ahn in Enkel hinein. Seine Tat stammt ihn diesen zu. Ohne die Bildung des neuen Wortes zu-stammen, kommt man dem Heldentum der Stammeskrieger nicht nahe genug. Und da alles Heldentum von dort kommt, das kommunistische so gut wie das christliche, so sollten wir uns die Mühe nehmen zu fragen: Wann kann denn der Mensch seinen eigenen Tod gleichmütig hinnehmen? Der Held ist

[1] Veröffentlicht 1946 in Herbert Steiners schöner Zeitschrift „Mesa" I, 1. Er wurde um 1950 für einen französischen Missionar zum letzten Mal gespielt.

unerschrocken, weil ihn die Augen vom Totempfahl anschauen und ihm verheißen, daß auch er von dort her schauen wird. Er vertauscht also sein Leben von Fleisch und Blut gern für dies Geisterdasein. Seine Erben werden ihn speisen und tränken. Aber sein Geist lebt mächtig fort, wie das die Sage von den Geistern der Hunnenschlacht ausdrückt. Nach der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern kämpften die Geister der Erschlagenen weiter. Speisen war das Wort für dies Essen der Toten. Es gibt also die drei Stufen des

Fressens		Tiere
Essens	für	Menschen
Speisens		Heroen.

Und die Geister leben fort, weil sie gespeist werden, schmecken sie den Tod nicht. Wir sind Standespersonen, durch tote Vorgänger erhöht, wenn wir speisen. Wer speist, bekleidet eine Stellung.

Der heutige Kommunist gleicht Rabinal. Alle Geschichte ist die Folge von Klassenkämpfen. Also sind alle geschichtlichen Kämpfer Klassenmenschen. So kriegt der Prolet hohe Ahnen. Indessen wird er nie die klassenlose Gesellschaft schauen; „die Bewegung ist alles, das Ziel nichts". So stirbt der Kommunist unbekümmert, weil ihn die Enkel auf den Totempfahl schnitzen und als Vorkämpfer des klassenbewußten Proletariats ehren werden. Derselbe Dreizack von Anerkennen, Bekennen, Wiedererkennen tröstet die Kommunisten wie die Indianer. Des Indianers Kriegspfad und die Bolschewiki entsprechen sich genau in ihrem Anschleichen, ihrer Taktik, ihrem Bruch mit Treu und Glauben. Der Kommunismus hat die Stammesethik und den Unsterblichkeitsglauben der vorchristlichen Welt, weil eben dem ganzen Geschlecht der Geist innewohnt. Nicht darin also liegt die Neuheit unserer Zeitrechnung. Der Geist ist einer. Kommunisten und Indianer scheitern an etwas anderem.

Rabinal jedenfalls schmeckte im Tod die volle Seligkeit. Denn das ist die Seligkeit, wenn sich Bekenntnis, Anerkennung und Wiedererkennung verschmelzen. Der dreieinige Geist ist damit offenbar geworden, mit seinem Dreizack dringt er in drei Generationen, wendet sie einander zu und verfugt sie unlöslich in Eines.

Nicht die vollste Majestät oder das ganze Licht des uns alle tragenden Geistes war dem Stamm bekannt. Aber immerhin weiß er eine Hauptsache: während die einzelnen Menschlein und Weiblein „sich" fortpflanzen, wird der Geist durch Menschen hindurch fortgepflanzt. Diese kreuzweise Wahrheit, daß wir uns als Geschlechterwesen, der Geist aber sich durch uns als Menschen fortpflanzt, hat den Stamm ergriffen und gebildet. Viele Stämme haben sich dabei vergriffen und verbildet. Denn „in der Religion hat jedes Volk volle Freiheit, sich selbst zum Untergang zu verhelfen."[1] Die herrliche Szene des Rabinal ver-

[1] K. Th. Preuss, Lehrbuch der Völkerkunde 1937, S. 85.

söhnt die Generationen. Aber Stämme verbluten oft an ihren Blutorgien und an den Erinnerungen der Blutrache, sie erschöpfen sich an ihren „Potlachs", wie die Ethnologen mit einem Indianerwort die Hoch-Zeiten nennen, welche die Lebenden befrieden und durch Liebesmähler versöhnen. Sie verschwenden ihr Hab und Gut auf ihren Beerdigungen. Die meisten Stämme sind an der übertriebenen Begeisterung untergegangen. Trotzdem hat auch für sie Friedrich von Hügel recht gesprochen, daß immer, seit Gott die Welt geschaffen, er in sie auch in wechselndem Umfang und auf wechselvolle Weise selber eingetreten sei[1].

Definition des Stammes

Ich darf mich wohl nach alledem nicht länger der Aufgabe entziehen, einen Stamm zu bestimmen. Ein Stamm besteht, wo ein lebendes Geschlecht seine Namen zwischen Vorfahren und Nachkommen bestimmt. Wo das geschieht, bilden sich Herkommen und Sühne, Krieg und Frieden. Herkommen und Friede herrschen, wo die Namen etwas besagen. Krieg und Sühne werden nötig, wo sie versagen. Krieg und Versöhnung machen aus Feinden Freunde, aus Friedensbrechern Nachkommen.

Jeder Stamm ist ein Kraftfeld. Vier Sätze sind in diesem Kraftfeld aufeinander abgestimmt. Nur zusammen haben alle vier Sinn. Die vier Sätze besagen: „Dies sei unser Herkommen. Dies seien Daheim und Fremde. Diese bleiben draußen, im ‚Elend', als Fremde. Und diese sollen Nachkommen heißen und uns selber einst Vorfahren nennen." Von dieser vierfachen Orientierung in Herkommen und Nachkommen, Heimat und Elend, lebt eines Stammes Zeitenfloß. Dafür wird es errichtet. So ist es recht.

Damit diese Richtungen festliegen, wird gesprochen. Die vier Sätze sind die vier Grundgesetze jeder Sprache. Der Satz: Dies sei Herkommen, begründet die Sprache des Kults der Toten. Sie setzt auch fest, was nicht vorkommen darf. Durch den Satz: Dies seien Nachkommen, begründet die Sprache der Versöhnung aller neu in den Bund einzufügenden, sei es nach einem Rechtsbruch, sei es als Neukrieger. Er begründet Recht und Gesetz. Satz drei: Dies sei Elend, Fremde, begründet die Sprache wissenschaftlichen Waffengebrauchs und der technischen Taktik. Satz vier: Dies sei Heimat, begründet die Sprache der Poesie und Künste. Kultsprache, Rechtssprache, wissenschaftliche Sprache, poetische Sprache entspringen alle zusammen aus dem Bund der Generationen.

Der Leser weiß es schon, aber der Rezensent sei daran erinnert: Sprechen bedeutet niemals, daß jemand solche Plattheiten von sich gibt, wie „es regnet" oder „die Rose ist eine Blume". Die Dummen werden nicht alle, die daraus die

[1] Selected Letters, 1928, 65.

Sprache „erklären". Je gelehrter, desto verkehrter, kann man nur ausrufen, wenn man das Buch des Ägyptologen Alan Gardiner liest, in dem aus solchen Sätzen das Sprechen erklärt wird. Wir sprechen, weil wir die uns widerfahrene Liebe erwidern möchten. Jeder Versuch, die Sprache ohne Zeugungskraft zu erklären, muß in Albernheit enden, wie Bernhard Shaw in seinem Vorwort zu Wilsons „The Miraculous Birth of Language" ausgesprochen hat. Denn unsere einzelnen Sätze gehören alle in die vier Stile des Kults, des Rechts, der Poesie oder Wissenschaft. Die gesamte Literatur der Sprachgelehrten aber bestreitet, daß die Sprache ein Ganzes sei, bevor es einen einzigen Satz geben konnte. Sie gehen bestenfalls vom einzelnen Satz aus. Und schon das durchzusetzen, hat Wilhelm Wundts Lebensarbeit gekostet. Es ist aber nicht gut genug. Denn kein einzelner Satz kann sinnvoll gesprochen werden, es sei denn, er vereinige Sprecher und Hörer auf einem Zeitenfloß zwischen Herkommen und Sühne, zwischen Kunst und Wissenschaft. Jeder Sprecher und jeder Hörer können in jedem Augenblick, bloß weil sie miteinander reden, in jeden der vier Stile einzulenken haben. Sie sind frei, entweder Herkommen oder Zukunft oder Übereinkunft oder Auskunft durch ihre Betonung zu stärken. Also, sprechen ist gerade nicht die Technik zu sagen: „Es regnet" und „Du hast eine Nase" und „Laß uns spazierengehen" und „Danke schön". Sondern sprechen ist die Vollmacht zwischen den Sätzen „Weil es regnet", „Daß es doch regnete!", „Es hat geregnet", und „Tauet, Himmel, den Gerechten!" dergestalt abzuwechseln, daß weder Hörer noch Sprecher je vorhersagen können, welcher Stil demnächst gesprochen werden muß. Denn sprechen heißt, Vorfahren, Fremde, Feinde, Nachkommen zu bestimmen, dadurch, daß absichtlich die vier Gruppen angesprochen werden, um deren Zusammenleben sich jeder Satz bemüht. Wir müssen gemeinsam feststellen, daß es regnet, damit wir gleichzeitig leben können. Man hat oft das Denken in „Generationen", das z. B. Ferrari und ich selber, Joel und Wechsler repräsentieren, als Unsinn bekrittelt: jeden Tag sterbe doch jemand und werde jemand geboren. Wie könne man da von Weltkriegsgeneration, Generation des „Sturm und Drang" usw. reden? Die Übergänge seien unmerklich und es gäbe daher so viele Generationen wie Tage im Jahre, und die Generationen seien eine Fiktion. Das erinnert an den berüchtigten Als-ob-Vaihinger, der den Tod in der Schlacht auch auf die Als-ob-Hypothese gründete, die aber nicht „wahr" zu sein brauche. Man tue bloß so, als ob die Sache des Vaterlandes gut sei. O, hätte doch das Menschengeschlecht es niemals mit etwas anderem zu tun als mit den fruchtbringenden, heilsamen Gebilden seiner Einbildungskraft, mit Fiktionen. Was nämlich durch unsere Opfer bewährt wird, das kann wahr werden. Die Wahrheit ist das Wunder, das Gott unserer Einbildungskraft verheißt, wenn wir wirksam sprechen, benennen, bekennen und erkennen, d. h., wenn wir auf den Pfaden des Kults unserer Vorfahren, des Rechts unserer Nachkommen, des Kriegs mit der Natur und auf den Freiersfüßen der Poesie einfältig wandeln.

Jeder Zusammenhang der Momente der Zeit beruht ja auf menschlichem Ausspruch!

Nur die Einbildungskraft erlaubt uns also die Ausbildung unseres Lebensgangs. Die Erschaffung von Generationen durch die Trennung in Vorfahren und Nachkommen, Friede und Krieg, ist keine Fiktion, sondern die Haupt- und Staatsaktion, die Geschichte heißt. Die Einheit der Nachkriegsgeneration ist daher zehntausendmal wahrer als die höchst unbedeutende Tatsache, daß jede Minute astronomischer Zeit ein Mensch geboren wird. Denn neun Zehntel dieser jede Minute geborenen Menschen könnten statistisch gar nicht erfaßt werden; niemand würde wissen, daß sie geboren werden; auch würden sie nichts zu essen haben und würden binnen einem Jahr alle wieder tot sein, gäbe es nicht die geschichtsbildenden Generationen, die aufeinander blickten und als Eltern für Enkel, als Enkel für Ahnen sprächen. Dieser Akt der Geschichte hat mit der Stoppuhr oder der Hebamme nichts zu tun, außer daß er Stoppuhren, Hebammen und Philosophien erst ermöglicht hat. Nicht ein schreiender Säugling, sondern ein benannter Sohn ist der Nachkomme, auf den vom Totempfosten seine Vorfahren niederschauen. Schon die ältesten Stämme haben adoptiert, haben Menschenraub getrieben und Rassen gekreuzt. Was sie Blutsverwandtschaft nannten, wurde nicht durch die leibliche Lebensrute vermittelt, sondern durch das andere Zeugungsglied, die urkundende Zunge. Der zoologische Rassenbegriff fesselte sie nicht, weil sie ja von der Einheit der Menschenrasse so felsenfest überzeugt waren, daß sie sich selber für den wahren Menschen hielten. Der Stamm ist Der Mensch; Tiere, Totemtiere, setzen ihn zusammen.

Weil es aber kraft der Augen der Ahnen nur einen Weg der Menschwerdung, nämlich diesen Stamm gibt, in den man adoptiert, dem man zustammen muß, um aller Freuden des geistigen Lebens teilhaftig zu werden, tritt die moderne Fragestellung nach der Rasse noch gar nicht auf. Denn davon, daß er des Geistes wahrer Stamm sei, war jeder Stamm überzeugt, weil er ja des hinterrückischsten Ereignisses, des Todes, und des gewaltigsten Tiertriebes, des Geschlechts, Herr wurde. Die bloße Brunst war überzeugt durch namentliches zeugen, der Tod durch Grabmale. Wer das vollbringt, wird Herr seiner Geschicke, denn er übersieht nun seine inbrünstigen Augenblicke.

Nietzsches Übermensch steht am Anfang der Geschichte, weil Übermann und Überweib ihren Anfang bilden. Denn ein Vater ist ein Über-Mann, seine Mutter ein Über-Weib. Zusammen überzeugen und übertragen sie. Wo das Männchen zeugt, überzeugt der Vater, wo das Weibchen Junge trägt, überträgt jede Mutter ihres Mannes Liebe auf seine Kinder. Damit sie das aber kann, muß er sie überzeugen. Zum Übertragen statt bloßer Trächtigkeit und zum Überzeugen statt bloßer Zeugung wurde unsere Rasse begeistert. Und sie ruht allerdings auf der unbedingten Zählung nach Generationen. Es gibt keine Sprache ohne unser Bekenntnis, daß wir Generationen bilden. Wir sollen die Dinge zählen, aber von uns müssen wir erzählen, wer Ahn, wer Enkel ist.

In seinem schönen Buch über die Stämme des Aschantihinterlandes in Westafrika (Oxford 1932) hat R. S. Rattray Listen veröffentlicht. Die Namen sind da von ihm wie folgt angeordnet:

Generation des Sprechers
Erste Generation vor ihm
Zweite Generation vor ihm
Erste Generation nach dem Sprecher
Zweite und dritte Generation nach dem Sprecher.

So sehr drängt sich also diese Zeitbestimmung der zentralen Namen dem Forscher von Stämmen auf. Väter werden dort übrigens von ihren Frauen als „Vater von so und so" angeredet, und in diesem tiefsinnigen Gebrauch spiegelt sich die Gewalt der Hochzeit. Denn welch größere Gewalt, als daß ein Herr Johannsohn nun von seiner jungen Frau als Jakobsvater vorgestellt wird! „Stamm", „Reich", „Volk" selber haben wir schon als Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft des Menschengeschlechts konjugieren gelernt (siehe Band I und den zweiten Teil dieses Bandes). Die Stämme wollten reif werden. Und reif sein heißt, sich über das eigene zufällige Lebensalter erheben und statt dessen des Lebens Wege auf die verschiedenen Lebensalter aufteilen.

Die Übermänner und Überweibchen des Stammes vollbrachten eben dies, weil es fortan die sich ansehenden Gruppen Jugend und Alter gab. Es gab diese Gruppen gleichzeitig. Von selbst ist die Zeit ungleich. Geist ist also nur ein anderes Wort für Gleichzeitigmachen. Der Stamm hat Geist, weil er meine eigenen verschiedenen Lebenszeiten gleichzeitig vor mich und mich vor sie stellt. Die Lebenden unterstehen daher den Toten. Nur diese können „Ich" sagen. Unter den Lebenden ist daher ihr Maskenträger der einzige „Ich"-Sager[1].

Die Verkörperungen des Stammes

„Das Gestern muß eine Spur zurücklassen"[2], sonst wird unsere Bewegung durch die Zeit unverkennbar und sinnlos. Das Gestern muß eine Spur zurücklassen, die sich sehen läßt, während man schon auf einer anderen Spur weilt. Man kann nur weitergehen, wenn der Hervorgang, der Vorgang, sichtbar bleibt. Wegen der Spurfolge alles geschichtlichen Lebens — das Wörtchen „wegen" ist dieser Spurfolge (weg, wegen) entnommen — öffnet sich die Tragik des Stammes. Dank, Pietät zwingen ewig auf des Gestern Spur zu beharren. Zum Werwolf wird jeder, der einer neuen Spur nachjagt. So hat sich der wahre Stamm in hunderttausend Stämmen zersplittern müssen, damit die Treue kein

[1] „Der Ichsager" heißt daher der Zauberer bei den Jibaros Südamerikas. Der Berichterstatter R. Karsten mißversteht das: Er betone seinen Willen und seine Persönlichkeit! Oh, Jean Jacques Rousseau! Zts. für Ethnologie 1955, Bd. 80, 171.

[2] H. G. Evers, Staat aus dem Stein I, 1929, S. 13. Dies ist ein großartiges Werk.

leerer Wahn sei. Der Gräberkult der Antike ist so wie der Persönlichkeitskult des 19. Jahrhunderts oft einseitig mißbraucht worden, z. B. in der indischen Witwenverbrennung. Indessen das Grab war immer nur „eine Spur" unter mehreren. Der Geist prozediert immer dialektisch aus dem Vater und von dem Sohn. Der Ahn wurde im wahren Stamm erinnert, es wurde aber ebensosehr der rechte Erbe gesucht. Ahnenkult und Vererbung waren ein und dieselbe Kraft, obgleich sie das lebende Geschlecht in die beiden sich öffnenden Zeiträume verschieden hineinriß. Gräber bestatten die Geister, aber Altäre der Erben versöhnen sie. Zwischen beiden lebte der Stamm. Wer Großvater und Enkel begreifen kann, steht selbst zwischen Väter und Söhnen!

Denn aus den Gräbern hallt die Stimme, die in die Masken jeder Generation hineintönt wie Kumas Geist in Landaeta. Umgekehrt werden die Nachfahren an Altären wieder zu Nachkommen entsühnt, wenn sie durch irgend ein Vergehen vom rechten Pfade abgewichen sind. Sühne und Versöhnung gehören also zum Stamm wie die Genesung zur leiblichen Gesundheit. Daher sind sie auch sprachlich dasselbe Wort wie unser Wort Ge-*sun*-dheit! Wer bedenkt, daß der Stamm rückwärts schaut, wird begreifen, daß der Stamm nicht gesund bleiben kann, wenn nicht in jeder Generation Sühnen die Gesundheit wiederherstellen. Das ist „pietas" im Lateinischen.

Was muß gesühnt werden? Die Abweichungen vom Herkommen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts konnte der Kanzler von Frankreich, also der angeblich neugierigsten Nation, erklären: „Altes Recht ist gutes Recht." Goethes Vers: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, weh Dir, daß Du ein Enkel bist", kann im Stamm weder gedacht noch ausgesprochen werden. Denn das Herkommen ist da unser Weg bis hierher. Alle Gefühle, die wir zur Zeit des Advents, der Zukunft also, verspüren, sammelten sich im Stamm auf die Herkunft. Was könnte herrlicher sein, denn als Enkel zu leben, also „nicht von schlechten Eltern" zu sein? Adel sind Eltern, deren man sich erinnert. Nicht jeder wollte freilich tagtäglich an sie erinnert werden. Der Stamm kennt Gliederverlust. Immer haben Mitglieder rebelliert und sind dem unbarmherzigen Ahnenkult entlaufen. Neue Stammeskeime wurden unablässig als Werwölfe in den Busch ausgestoßen oder durch umständliche Lossagung von der Sippe begründet. Die Tausende von Stämmen traten ins Leben, weil kein Stamm für alle der wahre Stamm blieb, jeder aber der wahre Stamm sein wollte.

Aber wer drinnen blieb, war dankbar. Dank sagten die Enkel, und das war ihre stärkste geistige Regung. Danken und Denken und Gedenken war ungeschieden.

Vom Danken allein freilich konnte niemand leben. Allenthalben flutete also neues Leben über den Rahmen des Herkommens hinaus. Deshalb mußte jeder Stamm Wege finden, Dank und Freiheit zu versöhnen. So kam es zu den Sühnealtären. Sie waren unentbehrlich und gehörten zum Wesen der Stämme.

Hier ist die Wurzel des Rechts. Mit unseren sogenannten Religionsgeschichten, Literaturgeschichten und Weltgeschichten hat die Geschichte des Rechts in der populären Achtung nie ganz Schritt gehalten. Weil das Recht nur dann als ewig verstanden wird, wenn man es aus Kult, Krieg und Poesie hervorgehen sieht, so verträgt es am schlechtesten eine gesonderte Behandlung. Ohne Gottesliebe und Nächstenliebe und Welthaß kann das Recht nie richtig werden. Im Stamm ist die Wurzel des Rechts noch innig in die Wurzeln aller Sprache, dem Syl-logos, dem Miteinander-sprechen-müssen, verflochten. Denn das Recht ist Sakralrecht. Es blickt nämlich nicht auf den einzelnen Beschädigten, sondern beschädigt ist der in seiner Geradheit und Einheit bedrohte „Wuchs der Wüchse", die Aetas aetatum, die ein Stamm ist. Sie braucht die Sühne, genau wie ein Baum einen toten Ast abstößt, um gesund zu bleiben.

Einem friedlichen Splitter wie den Chenchus in Haiderabad fehlen alle ausführenden Organe des Strafrechts. Aber Sühne muß auch dort sein. „Kein Verbrechen, das nicht gesühnt werden könnte", schreibt ihr Erforscher, „und die übliche Art der Versöhnung für einen Gesetzesbruch ist das Mahl der verantwortlichen Gemeindehäupter. Solcher Versammlung der Ältesten bedarf es, um die üblen Folgen eines Vergehens zu berichtigen und jede solche Versammlung muß ausnahmslos von einem Schmaus auf Kosten des Schuldigen begleitet werden. Die Chenchus reden vielleicht von einer Buße, die der Schuldige entrichten muß. Das heißt aber nicht, daß diese Buße an die Geschädigten geht, vielmehr muß der Schuldige Speis und Trank an die Alten, die das Ratskollegium bilden, liefern, damit diese bewirtet werden. Daher findet die Tagung an seinem Wohnsitz statt, wo er die Lebensmittel zu liefern hat. Sollte er sich weigern, so beschlagnahmen die Alten eines seiner Haustiere. Sie mögen seine Ziege schlachten oder seine Kuh gegen Getreide veräußern. In alter Zeit, heißt es, mußte auch das geistige Getränk des Stammes, Mohnalikör, von ihm geliefert werden.

Es ist tatsächlich das Mahl selber, bei dem Kläger und Beklagter zusammen essen und trinken, welches das gesellschaftliche Gleichgewicht wiederherstellt und die Vergebung der Missetat bedeutet."[1]

Stellt man diesem Sühnemahl die rituelle Opferung des gefangenen Rabinal in Guatemala gegenüber, so ermißt sich die Amplitude, die Spannweite des sakralen Strafrechts, der Versöhnung von Geist und Leben. Sie ist ein tägliches Bedürfnis. Wir sind, außer im Meßopfer, der täglichen Sühne ganz entrückt, aber mehr noch, unser Intellekt weiß gar nicht, daß der Intellekt Opfer heischt! Jeder Geist muß täglich versühnt, geheilt werden. Seit 450 Jahren hat z. B. der akademische Geist ungezählte Opfer gefordert. Der Leser muß uns nicht für besser als die Wilden halten. Die Rauchaltäre des Molochs der Wissenschaft gelten dem gebildeten Deutschen noch immer als selbstverständlich. Ich finde in der

[1] Übersetzt aus Fürer-Haimendorf, The Chenchus. London 1943, S. 167 f.

Moderne kein schlagenderes Beispiel für die Verwurzelung von Recht und Religion in dem einen Bedürfnis, das Leben Geistern zu unterwerfen. Dies ist das Bedürfnis des Intellekts zu allen Zeiten. Die Antiken wußten, daß Denken unterwerfen heißt. Wer dachte, wurde zum Subjekt, zum Geist-unterworfenen Träger. Das moderne Subjekt hört das „sub" nicht mehr aus dem Namen heraus, und so hat Subjekt die Ehre eines Amtstitels verloren. Im Recht subjiziert der Geist ein widerspenstiges Subjekt. Der erste Subjektivist ist der Verbrecher. Das Recht sühnt ein unerträglich gewordenes Zurückfallen hinter die Regeln des Geisterzuges der Menschheit. Ein Verbrecher weiß „noch nicht", daß man dies nicht tun darf. So muß der Geist über seiner Tat aufsteigen, und im Lichte dieses Geistes enthüllt sich die verbrecherische Tat als Untat, als vom Geist bereits verworfene und ausgeschiedene Tat. Alles Recht ist rückwärts bezogen.

Zum Sprachgebrauch „sakral" sei noch angemerkt, daß die Altertumswissenschaft diesen Begriff eines sakralen Strafrechts kennt; die Anthropologen anerkennen ihn nur teilweise. Es ist aber notwendig, dies Wort in seinem Zusammenhang mit der Gesundheit politischer Körper lebendig zu machen. Sakrale Rechtssätze sühnen den Leib des Verbandes. Redet man heut vom Strafrecht, so steht die „Täter-Beleidigter" Beziehung im Vordergrund. Ein Romantitel „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", beleuchtete vor zwanzig Jahren schon die Sackgasse, in die eine solche Zurechnung führt. Dem Stamm liegt eine solche Studie der Schuldmotive fern. Was im „Verbrechen" gebrochen wird, ist der schöne Wuchs des „Wuchses aller Wüchse", der wachstumerlaubenden Korporation. Wem im „Vergehen" entgangen wird, ist der Gang des Herkommens. In beiden Fällen droht dem Bund der Geist auszugehen; im Verbrechen werden seine schon auskristallisierten Organe herausgefordert, ein „Vergehen" wiegt leichter. Denn es fordert nicht die Organe, die schon inkarniertes Recht sind, heraus, wie den Staat oder die Familie oder das Eigentum. Aber das Vergehen gefährdet immerhin schon die Wege des Herkommens; in ihm hat ein bisher in Ehren gehaltenes Urteil versagt. Die kleinsten Frevel sind die Übertretungen. Sie gefährden nichts Feierliches wie die leibgewordenen Gestalten und die lautgewordenen Rechtssätze. Übertrete ich eine Anweisung, so hat mir der Beamte nicht imponiert, der sie erließ. Hier hat nicht die ganze Gemeinde gesprochen, sondern bloß vielleicht der Ortspolizist.

Aber überall im Recht muß der Geist dem Beweis sich kräftig erweisen, seine Glieder zu befrieden. Nicht der Geschädigte muß entschädigt, sondern der Geist muß gekräftigt werden. Er muß genesen. Wie kann er das? Durch Nahrung. Genesung ist sprachlich das Resultat von Nähren. So ist es des Stammes erste Regung, die Nahrung für politische Genesung zu brauchen. Hierin liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis der sakralen Einheit von Opfer und Recht, hierin der Schlüssel zu dem Sittenkodex der Chenchus. Sie haben ganz recht, daß im Mahl der Ältesten, an dem Beklagter und Kläger teilnehmen, der Geist genest. Er wird doch genährt.

Fressen und Speisen

Allem Essen und Trinken wohnt Heilkraft und Genesungskraft inne; diese Kraft strömt jeweils dem zu, in dessen Namen wir essen und trinken. Dem Hypochonder, der im Namen seines eigenen Zellenleibes Vitamine und Kalorien abwiegt, kann das Essen nur leiblich nützen. Beim Abendmahl stärken wir die Kirche, beim Hochzeitsmahl die Familien, beim Zweckessen – welch ein Wort! – unsere Zwecke; wir speisen im rechten Geiste, falls wir dem Geist, zu dessen Ehren das Mahl ausgerichtet wird, auch mit Leib und Seele angehören.

Ich denke, wir sollten uns mehr über den Geist der Tischmanieren wundern und entsetzen. Ich habe junge, verwahrloste Arbeitslose sich um das Essen bei Tisch balgen sehen. Denn die Mitanwesenheit eines Geistes ist notwendig, bevor streitbare Männer einer dem anderen den besten Bissen gönnen. Die Moral eines Heeres oder eines Volkes mißt sich an den Graden des Neides. Der Amerikaner ist neidloser als irgendein Europäer, weil er den Geist des Erfolges in dem, der es besser hat, verkörpert sieht. Es ist ein Irrtum, daß irgend jemand irgend jemandem irgend etwas von selbst gönnen würde; immer hat ein Geist zwischen sie treten müssen. Wo der Neid alles zerfrißt, ist der Geist vergangen. Und der Neid ist allenthalben dann die einfache Begleitmusik des Hungers. Vom gemeinsamen Mahl der Christen und Juden zu Ostern zum gemeinsamen Alltagseinkommen für alle Welt ist der geistige Abstand nicht halb so weit, wie vom Fressen des Tieres zum Essen der Stammesgenossen. „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral", haben die Jugendbewegten begeistert aus der Dreigroschen-Oper nachgesungen. Ein wahrer Satz. Ein wichtiger Satz. Natürlich kommt das Fressen vor der Moral; aber nicht das Essen. Noch weniger das Speisen.

Daher steht in den meisten Stämmen eine Scheidewand zwischen der Atzung und den Mählern, zwischen dem „Butterbrot", zu dem formlos gebeten wird, und dem Abendbrot, zu dem formal geladen wird. Wird die Zeit dem Essen zugesetzt, so wird es zum Mahl! Mahl kommt nämlich von Mal im Sinn von einmal, „Zeitpunkt". Die gemessene Zeit entdecken wir dank des Mittagessens, des Abendmahls, des Hochzeitsmahls und des Frühstücks als die Macht, die das Fressen vergeistigt! Überall ist es eben die Macht der Zeiten, die uns zu Geschichtswesen erhebt. Wer frühstückt und zu Abend ißt, der hat, ohne daß er es ahnt, die ganze Erbschaft der Mönche des Mittelalters und ihrer Klosterhoren hinter sich und verleibt sie sich mit jedem Bissen dieser Mahlzeiten neu ein. Als Ludwig Feuerbach schrieb: „Der Mensch ist, was er ißt", verriet er das entsetzliche Geheimnis des 19. Jahrhunderts. Idealisten und Materialisten hatten der Gemeinschaften vergessen, dank derer alles, was wir tun, allein Sinn erhält, „An Deinen Feiertagen, Germania", hatte Hölderlin, umgekehrt als Feuerbach, ausgerufen. Er hätte auch sagen dürfen: „Bei unseren Mahlzeiten . . .", um auszusprechen, wann wir des Geistes inne werden, kraft dessen wir zusammenleben.

Es war die Schwäche des Hölderlinschen Idealismus, um das Mahl am Feiertag sich herumzudrücken. Es war die Schwäche Feuerbachs, von der Gemeinschaftszeit des Mahls nichts zu ahnen.

Festmahl, Krönungsmahl, Liebesmahl, Herrenmahl, sind datiert; datierte Essen, Schmäuse, Mähler werden mit Toasten, das heißt mit Namensanruf begangen; sie haben auch eine Tischordnung. Bei einer Mahlzeit kommt es darauf an, wo man sitzt oder, beim antiken Mahl, liegt. In der formlosen Welt nimmt man etwas zu sich, kaut ein Stück Brot, hat einen Imbiß, oder man „futtert", wo man zu stehen oder zu liegen kommt. Am Alltag wird meist anderes gegessen und getrunken. Bei den arabischen Stämmen wird in der Kleinfamilie kein Kamelfleisch genossen. „Every slaughter was a clan sacrifice; that is a domestic animal was not slain except to procure the material for a public meal." [1]

Nur am Sonntag, dachte Heinrich IV. von Frankreich, habe der Bauer sein Huhn im Topfe, d. h. esse er Fleisch. In den guten Familien der Schweiz gab es 1900 zum Wochentags-Frühstück Brot, nur am Sonntag weiße Brötchen, Kuchen nur an Festtagen und wenn Gäste kamen. Die deutsche Preisgabe dieser Unterschiede, besonders in der Süßspeise am Wochentag verkörpert, berührte solche Schweizer als Verworfenheit.

Fleisch von Lebendigen, Süßspeisen und geistige Getränke wurden nur beim feierlichen Mahl serviert, so dürfen wir feststellen. Am Alltag rührte man alle drei nicht an, weil sie in erhöhter Stimmung genossen werden müssen, um zu munden. Wenn sie der Gruppe Leben und Geist zuführen, dann dürfen wir Tiere schlachten und geistigen Getränken zusprechen. Sonst sollen wir Vegetarianer und Rohköstler und Wassertrinker sein.

Jeder Mensch trägt also zwei Mägen in sich, des vegetarischen Individuums und des fleischessenden Festteilnehmers. Als diese – in der Genesis erst ab Noah datierte – Doppelhaltung zum Lebensgenuß aus unserer Gesellschaft verschwand, erhob sich die Sekte der Vegetarianer sinnvoll genug. Wie jede Sekte übertrieben sie ein wahres Element. Aber wie jede Sekte hatten sie den Ruf der Stunde vernommen: Unsere Gesellschaft aß nur noch Kuchen und Rebhuhn und sie aß es jeden Tag. Oder – in der Not – war umgekehrt auch am Sonntag Hungersnot.

Diese Verwirrung durchzieht die Gegenwart. Wenn man die Mundarten und die Pronomina, das Duzen und Ihrzen an die Stelle der Gottesnamen und Eigennamen setzt, ist das im Grund derselbe Mißbrauch. Wie die Yaruros im sakralen Stil die Kürbisklapper des Tohigwame und im realistischen Stil ihre Alltagsgegenstände schnitzen[2], so gibt es zwei Speisezettel. Das Vogelstellen zweier Knaben steht gegen den Kriegspfad in voller Bemalung, das Liedchen, das ich trällere, gegen die Psalmresponsorien im Chorgebet.

---

[1] W. Robertson Smith, The Religion of the Semites, 3 ed. 1927, 281.

[2] Oben S. 337.

Überall trennte eine Scheidelinie Feiertag und Wildleben. Man darf dies letztere nämlich genau gesprochen anfangs nicht für „Alltag" erklären, denn nur die Feiertage waren anfangs aus Abend und Morgen geordnete Tage mit Mahlzeiten. Die anderen Zeiten aber waren im Urstamm noch vorkalendarisch und „ungemein", „wild", unvermessen wie das unvermessene Land des Urwalds oder der Wüste. Wüstenzeit, Buschleben, Urwalddasein sind noch nicht Alltag. Denn den Alltag hat der Feiertag schon ergriffen und zu seiner Spielform gebildet. Die ersten heiligen Zeiten des Stammes hoben sich wohl um so greller von dem Chaos des Wildlebens ab, weil die Feiertage überwiegend Feierabende und Feiernächte waren. Die meisten Stämme zählten nach Nächten. „Weihnachten", das die heiligen Nächte bedeutet, Johannisnacht, Fastnacht, Shakespeare's „Twelfth Night", Walpurgisnacht sind ja alle solche Nächte, die im Altertum zum Tage gemacht wurden.

Aber diese Feiernächte und die Wildtage haben sich einander genähert, so daß wir heute von Feiertag und von Alltag reden können, als hätten beide von vornherein auf einen gemeinsamen Nenner gehört. Die Nächte waren wohl in halben Jahren nach dem Stand der Plejaden zusammengeordnet. Sobald hingegen Weiber und Kinder auch alle sprechen durften wie die Krieger, und das wird nicht lange haben auf sich warten lassen, da wurde der Wildtag oder das All-Leben zum Alltag zurechtgestutzt. Und von da an lebte auch der Geist selber dies Doppelleben von feierlichem Ernst und kindlichem Spiel, welches alle Regungen des Leibes und der Seele doppelt vergeistigt: es gibt seitdem feiertägliches Essen, feiertägliche Rede, feiertäglichen Kunststil und gleichzeitig nicht nur „alltägliche" Nahrung, sondern auch alltägliche Zeichnungen, alltägliche Unterhaltung, alltägliches Gewand. Die Romantik hat Feier und Wildnis, Formenstrenge und Willkür nicht getrennt, das hat unser Urteil über die Anfänge so lange verwirrt. Und wir müssen erst einmal streng scheiden. Derselbe Stammeskrieger muß am Alltag und am Feiertag essen, jagen und sich ausdrücken. Aber er ißt, kämpft, spricht als ein anderes Wesen am Feiertag und am Alltag. Und er gefällt sich nicht nur in diesen verschieden Rollen und Kostümen des Sonntagsrocks und des Arbeitshemdes. Nein, er erkennt sich überhaupt nur dank dieses Wechsels als Mensch! Wird diese Scheidewand nicht gewürdigt, dann werden die Geschichte des Stammes und die Regeln des Familienlebens beide unverständlich. Im Familieninnern herrscht nämlich die Ungeschichte, das Schwatzen, Kichern, Plappern, Raunen, Flüstern, Klatschen, Summen, Gestikulieren, Dazwischenreden, Ins-Wort-fallen. Dies Wild- und Spielleben gibt sich auf den Hochzeiten dem Stammesgeist gefangen.

Mit Fingern zeigen

Es gibt aber einen Grenzfall, an dem sich noch heute Alltag und Hochzeiten scheiden. Und an diesem Grenzfall läßt sich studieren, welche Gefahren uns vom Alltag her drohen. Der Grenzfall ist der Vorgang, in dem ein Mensch absicht-

lich aus seiner feierlichen Behandlung in die „wüste" Behandlung hinübergestoßen wird.

Das ist viel drastischer als die regelmäßige Abwechslung, dank der aus Stiefel zu Hause Pantoffel werden, aus dem Frack der Schlafrock, aus dem Vater der Papa und aus der Frau Mutter, Mutti oder Mama. Dieser Wechsel ist vollkommen in unseren Händen. Ein Engländer, politisch durchtrainiert wie er ist, wird zu Dritten von der eigenen Frau nur als Mrs. Perkins sprechen. Nie wird er von „meine Frau" sprechen; das wäre unzüchtig. Der Berliner aber, der den Zuchtlosen zu spielen liebt, weil er unterm Pantoffel steht, tut auf der Straße, wie wenn er in Hemsdärmeln umherliefe und redet da von „meiner Ollen".

In einer Darstellung der Mundarten wird gewöhnlich nur beschrieben, daß hochdeutsch Gemüt und berlinisch jemietlich sich entsprächen. Indessen ist es nicht bezeichnender, daß „Mrs." Perkins und „meene Olle" sich entsprechen? In Hemdsärmeln und Pantoffeln werden alle Namen, die man im bunten Tuch, in Uniform hört, durch Fürnamen ersetzt. Der Stamm gebietet; Mitglieder tragen Uniform. Das Sprichwort scherzt: Kleider machen Leute. Beide haben recht. Aber wir müssen endlich den Versuch machen, Scherz und Ernst, Alltag und Feiertag polar zu sehen. Dazu haben wir schon Speisen gegen Fressen, Fleisch und Wein gegen Brot und Milch gestellt. Nun können wir zusammenfassen: Menschen wechseln Kleider. Und Kleiderwechsel und Tischordnungen bestimmen die Jahreszeiten des Menschenwesens.

Wie die Blätter am Baum grünen, welken, abfallen und dann die Baumblüte neu einsetzt, so hat jedes Lebendige seine eigenen Jahreszeiten. Die Hühner mausern, die Schlangen häuten sich. Das Menschenwesen aber hat dazu Kostümvorschriften und Tischordnungen. Also nicht daß du während du dies Buch liesest, diese Hosen an hast, sondern daß du zur Kirche anders bekleidet bist als beim Heuen, erhält deine Menschlichkeit. Nicht die Dinge, sondern dein Abwechseln zwischen den Dingen schließt dich an das Menschenwesen an. Im Stamm ist nur der ganze Stamm der große Mensch, weil nur er die Vollmacht hat, Mahlzeiten und Kleiderzeiten festzusetzen. Damit tritt dein Augenblick unter die Herrschaft der Hohen Zeit. Die einzelne Abfütterung oder Ausstaffierung wären ja Zufälle. Ein Mahl aber und das richtige Gewand weisen dich in die Plätze und Tage der Geschichte ein.

Wie der Vegetarier, so haben die Pariser Schneider diese rhythmisch-kalendarische Saite der Seele dank der Kleidermoden neu angeschlagen in einem Augenblick, wo die „Sans culottes" die Menschen auf den Kopf stellten statt an ihren Platz bei Tisch und in ihre Zeit im Kalender. Fanatisch und einseitig wie der Vegetarier ist die Mode. Aber als der Verstand den Alltag, die Feiertage, die Festtage und die Hochzeiten, den Imbiß und das Abendmahl nivellierte, ist die Kleidermode in die Bresche getreten.

Wer uns von der Sklaverei der Mode befreien will, wird Besseres als sie bieten müssen. Bloß hochmütig auf die Mode herunterzusehen, wie der Ver-

ständige, ist wirkungslos. Erst gilt es, den Menschen dort aufzusuchen, wo sein Herz lebendig schlägt. Und es schlägt dort, wo kein Kleid immer getragen wird und keine einzige Tischordnung die einzige Tischordnung ist.

Die Kraft zum Umgruppieren ist die Kraft zu leben.

Damit sind wir gerüstet, den grausamsten Zug dieser Kraft anzuerkennen: den Zug, mit dem ein Mitglied ausgezählt und ausgeätscht wird.

Das geschieht, wenn wir auf jemanden mit Fingern zeigen. Mit den sogenannten Pronomina, dieser, jener, der, da, dort, weisen unsere Finger auf das, was jeder sehen kann, also auf das Alltägliche. Aber in guter Gesellschaft dürfen Menschen in ihrer Gegenwart nicht als „die", „die da" bezeichnet werden. Wenn Elisabeth, Hans, Fritz und Else zusammensitzen, kann Fritz zu Hans von Elisabeth nicht als „die" reden. Er muß sagen: Elisabeth will nicht tanzen. Sagt er, während Elisabeth dabei ist und es hören kann, „sie will nicht tanzen", so ist er ungezogen. Weshalb? In guter Gesellschaft gedenken wir des Feiertags; und am Feiertag ist Elisabeth Elisabeth und nicht „sie".

Erst recht darfst du in guter Gesellschaft nicht mit dem Finger auf jemand zeigen und so, daß er es hören kann, sagen: „Wer ist denn der da?" Den Kindern muß das ausdrücklich von den Großen abgewöhnt werden. Mit dem Finger auf einen Anwesenden zu deuten, ist verboten. Die Notwendigkeit dieses Verbots ist der Kern aller Sprache.

Wir sprechen nämlich, um bei unseren Feiern Abwesendes ins Leben zu rufen, um sie zu re-präsentieren. Würde man also auf uns mit den Fingern zeigen, so würden wir aufhören, Personen zu sein. Wir würden nicht mehr Dr. Schmidt sein, der den Geist der Medizin repräsentiert, oder Justizrat Handtke oder der Hofschulze, wir würden niemanden und nichts darstellen. Wer aber in der Gesellschaft nichts vorstellt und nichts darstellt, der hört auf, in die Gesellschaft zu gehören.

Wenn beim Appell ein Rekrut aufgerufen wird, so soll sein Name genannt und von ihm auf die Nennung geantwortet werden. Träte aber statt dessen der Oberst an den Feldwebel heran und wiese mit dem Finger auf einen Mann: „Wer ist denn der?" so wäre dieser Mann beim Appell „aufgefallen". Damit entsteht ein völliger Szenenwechsel für den „Betreffenden". Der Betreffende ist nämlich betroffen. Der eben noch namentliche und bestimmte Soldat in Reih und Glied wird verlegen. Das eben ist das Wesen der Verlegenheit. Der Arme hat seine Sicherheit verloren, bloß weil jemand auf ihn mit dem Finger gezeigt hat. Der Mann wird mit gutem Grunde verlegen; denn seine Lage hat sich von Grund auf verändert. Er stand in einer namentlichen Ordnung mit anderen Namen, und das war seine eigene Vorstellung von sich selber, daß er nämlich den Rekruten Müller in Reih und Glied darstelle. Selbst alphabetisch ruhte Müller sicher zwischen Muckermann und Mumm. Die Ordnung einer Komponie ist eine Namensordnung, die nicht mit den Fingern, sondern mit dem Mund gedeutet wird. Der zeigende Finger aber entzieht Müller seine Bedeutung in der

geistigen Ordnung der Kompanie. *Wer mit dem Finger auf eine Person deutet, entzieht ihr den Rang und die Bedeutung.* Die 55 Lingaru und Lingana bei den Chenchus hatten uns schon oben gezeigt, daß die Namen nicht ungeordnete Atome benennen, sondern ordentliche Menschen. Der Name ist Geisterordnung[1].

So enthüllt sich uns jeder Name, jeder Titel, jede Anrede als Teilhaberschaft einer Ordnung. So ist es auch mit dem Heiligennamen im Kalender. Nur zusammen bilden sie die Wolke der Zeugen. Zusammen bilden die Schriftsteller Frankreichs das Pantheon der Geister, denen das Gebäude dieses Namens geweiht ist.

Auch in der Familie bilden die Namen die Familie. Und sie tun das, nicht die Leiber oder Körper. Ein unbenanntes Baby kann mit der Familie nicht mitleben. Aber sobald es einen Namen eingerammt kriegt, zählt es mit, ganz gleich, ob es schon Verstand hat oder nicht, weiterlebt oder stirbt. Es zählt für immer.

Namen verkörpern die Abwechslungsmacht, kraft derer wir in die politischen, kultischen, militärischen, zivilen Bindungen eintreten können, ohne uns aufzugeben.

Nicht mit Fingern dürfen wir auf Menschen zeigen, weil wir sie mit dem rechten Namen nennen sollen. So werden sie eingereiht. Sonst ätschen wir sie aus.

Die Lüge des Stammes und der Schwur

Eingereiht? Ja, das ist doch wohl das Wort. Denn wenn wir noch heute von in Reih und Glied sprechen, gedenken wir damit der Reihenfolge in den Reigentänzen des wahren Stamms. Wo Namen noch Macht haben, da wird getanzt. Im Tanz wird der Name wirksam eingekerbt. Denn er wird gehüpft und gesprungen. Der Tanz ist mit dem Namenszwang verknüpft. Der Platz in der Prozession ist festgelegt. Im Tanz reihen sich hier die Mädchen auf, dort die Knaben. Der Ansager beim Contretanz erzwingt von jedem Tänzer eine erste Orientierung, wo er hingehört; zum Beispiel auf der Festwiese beim Aufzug der Meistersinger. Wieder zeigt sich im Tanz, daß im Stamm die Scheidelinie nicht da lief, wo wir unser Leben zerschneiden. Wir trennen Geist und Körper, Denken und Wollen, Sittlichkeit und Sitte. Das ist Unsinn. Im Stamm wird aber unsere Erkenntnis aus dem ersten Band, daß diese Scheidelinien Unsinn seien, praktisch wichtig. Die Geschichte wird nämlich mißverstanden, wenn sogar die tanzenden Mädchen nicht als Geistverkörperer verstanden werden. Wer einen Namen trägt, der muß ihn auch tanzen. Tanzen heißt, freiwillig seinen Namen in Reih und Glied verkörpern. Wir können unsere Namen tanzen auf Pilgerfahrten, Hochzeitsmärschen, Fronleichnamsprozessionen, Polonaisen, weil Namen ja nicht toten Einzeldingen beigelegt werden, sondern lebenden Gliedern eines Ganzen. Mein Name ist der Ton, der mich zur Mitbwegung bringt.

---

[1] „Die Europäischen Revolutionen", Jena 1931, S. 264 f., geben ein großartiges englisches Beispiel.

Die Hexentanzplätze sind die alten Tanzwiesen der Stämme. Auf dem Brokken mag die Tanzwiese des alten Sachsenstammes gelegen sein, mit der die Pfalz in Werle, später Goslar, zusammengehörte. Denn hier haben die Sachsen durch sieben und mehr Jahrhunderte ihren Mittelpunkt gesucht[1].

Der Hexensabbath ist eine richtige Erinnerung an die vorkirchlichen Stammesfeiern.

Die Tanzwiese und das Orchester, das „Tanzgruppe" bedeutet, gehören wie Grab und Altar zum wahren Stamm. Totenklage, Sühne, Reigentanz spiegeln die Geisterwelt auf dreifache Weise: in den Namen der Helden, den Sprüchen des Herkommens, den Titeln der Lebenden; sie spiegeln sie an drei Orten: an Gräbern, an Opfersteinen und auf Tanzwiesen.

Das hört sich sinnvoll genug an. Doch ist ein Grausen dabei. Wenn die Toten auch als weiterlebend galten, so war es deshalb doch nicht wahr. Der wahre Stamm war also in eine Lüge verstrickt; er log die Toten in Lebende um; die Vergangenheit sollte unvergangen bleiben. Wo wir das Leben an einer Stelle fälschen, in dem wir es übertreiben, da fehlt uns die Kraft zum Leben an einer anderen Stelle. So ging es den Stämmen mit der Zukunft: die lebendige Zukunft mußte gewaltsam ins Grab gelegt werden, weil man die Toten zur Tafel bat. Ausdruck dieses Grauens vor der Zukunft waren und sind die Eide und Schwüre. Hier verfluchten sich die Menschen für den Fall, daß die Zukunft sie widerlege, mit gräßlichen Verfluchungen. Beim Styx, beim Acheron, bei der eigenen Kinder Leben, gab man den Geistern die Gewähr der Erfüllung seines Gelöbnisses. Der Eid, der eine noch nie dagewesene Leistung sicherstellen sollte, ist zum Herkommen der Stämme ein unheimlich bleibender Widerspruch. Menschen, die in der Zukunft leben, können gar nicht mehr begreifen, wie der Stamm vor der Zukunft zurückschrak. Denn es sollte doch gerade nichts noch nie dagewesenes geben können. So wird der Eid zur schlechthinigen Selbstverwünschung. Dem Schwörenden ging es nicht nur an die Schwurhand; es ging ihm sein Namen verloren. Dem Bankrotteur wurde die Namenstafel zerbrochen. Der Ritter verlor die Ehre, Wappenzier und Ahnenrechte. Und „eigentlich" wollte man die erst künftig mögliche Leistung schon heute geschehen wissen; deshalb die Fülle der Geiseln wie Hildegard, Walthari und Hagen an Attilas Hofe, die Größe der Pfänder. Als Pfand empfing der erste Hohenzoller die Mark Brandenburg. Und das Pfand nahm fast in der Mehrzahl der Fälle die Stelle der beschworenen späteren Leistung ein.

Die Hilflosigkeit der Stämme gegenüber der Zukunft flackert in jedem Kriege mit seiner Geiselnahme wieder auf. In Geiseln, Pfändern und Eiden leben wir das maßlose Mißtrauen gegen die Zukunft nach. Dies Mißtrauen entsprach im genauesten Gleichmaß ihrer maßlosen Treue gegen die Vergangenheit. Man möchte fast sagen, daß die Stämme wie der Großinquisitor im Don Carlos die

[1] Siehe mein „Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250". Leipzig 1914, S. 337 ff.

Zukunft der Verwesung preisgeben, weil sie das Verweste nicht freigeben wollten. Der schrecklichste Zug in diesem an der ersten Begeisterung ein für allemal hängenbleibenden Verhängnis war die Aufopferung der Erstgeburt. Wer über das Knabenalter hinaus gehorchen soll, wird ja gegen die „Natur" behandelt. So mißtraut der Stamm wie der Zukunft so der Jugend. Die Söhne sind Altknechte in ihres Vaters Anwesen, in einfacher Sippeordnung. Im Rat der Alten kann der Junge nicht den Mund auftun. Und wie zum Siegel dieser Unnatur wurde vielerorts der Erstgeborene geschlachtet. An diesem Opfer erweist sich also unsere Definition der Stämme am krassesten: Er opfert alles der Vergangenheit auf. Der Stamm ist das Hauptwort des grammatischen Präteritums.

Der Kriegspfad und die Naturwissenschaft

Dieser Sinn bestimmt auch die nach außen gerichtete Haltung des Stammes. Um die Gräber trauerte der wahre Stamm über die ganze Welt hin am Anfang des Winters; Allerheiligen und Allerseelen sind Totentage, die in Australien und in Peru, in Schweden und in Indien, in Island und Ägypten galten. Auf Tanzwiesen wurden die Paare vermählt über die ganze Erde. Des Opfersteins bedarf es ebenfalls überall zur Versöhnung von alt und jung. Am Opferstein wurde Rabinal, der Kriegsgefangene, geschlachtet. Was also war die vierte Seite des Stammes, der Kriegspfad? Nur wer Frieden hat, weiß, was Krieg ist. Kein Krieg existiert vor dem Wort, das ihn erklärt. 1939 brach die heilige Welt der erklärten Kriege zusammen. Die Welt hatte damit die Sprache der Stammeszeit verloren. Das ist das Urgrauen des Tieres aus dem Abgrund, das die Weissagung der Offenbarung Johannis erfüllt; im Konzentrationslager und im „Gegenangriff mit Verfolgung" verlor der Krieger seine Ehre, die Ehre dessen, der zwischen Friedensschlüssen Krieg führt.

Der Kriegspfad nimmt die Feinde an. Der Geist weht in den Bannern. Wenn der Wind sie bläht, dann bläst der Geist durch die Scharen der Krieger. Und nun werfen sie sich nicht auf die feindlichen Leiber, sondern sie fordern Geister heraus.

Der Pazifist hatte die fantastische Vorstellung, alles Töten für Mord zu erklären. Dem gesunden Empfinden wird das nie eingehen. Wer den Notzüchtiger seiner Tochter nicht niederschlägt wie einen räudigen Hund, mag sich meinetwegen aufhängen (gegen den Selbstmord scheinen die Friedensfreunde seltsamerweise nichts einzuwenden). Töten ist Pflicht, und ins Leben rufen ist Pflicht. Trotzdem ist Mord ein Verbrechen.

So denkt der Stammeskrieger. Im Krieg wagt er nämlich sein Leben an seinen Geist. Daß er sich der neun Skalpe der erschlagenen Feinde freut, geschieht aus Geisterdienst. Der Krieger ist stolz, daß er dem Geist zu Ehren sein Leben neunmal aufs Spiel gesetzt hat. Das aufs Spiel setzen des eigenen Lebens ist das Wesen des Kriegers; das Töten der Feinde ist dem untergeordnet.

Der Krieg entspringt der Unheimlichkeit unserer Existenz auf dieser Erde. Der wahre Stamm hat seine Heimat nur in den eigenen Totempfählen. Nur diese Augen sehen ihn freundlich an. Überall aus dem Busch glotzen ihn Gefahren an. Die glotzende Wildnis erzwingt den Krieg. Der Kriegspfad ist das Ausfallstor eines vom Busch umringten Stammes. Als Deutschland sich eingekreist fühlte, war Weltkrieg I unvermeidlich, und auch der Reinfall auf den Stammeswahn war die unmittelbare Folge. Denn der Stamm ist der Welt noch nirgends mächtig. Reiche sind friedlich, weil sie sich mit Himmel und Erde ausgesöhnt haben. Stämme sind kriegerisch, weil ihre Sühnen nie die weite Welt einschließen können. Und werden die Totempfähle ausgeliefert, so erlischt der Stamm, auch wenn noch Weiber und Kinder übrig sind. So schwach ist die Heimat.

Der Krieg ist also der Widerstreit des Stammesgeistes und des von überall her dräuenden Dschungels. Die zahmen Wälder Europas geben dem Leser nicht mehr den Hintergrund, vor dem Kriege unvermeidlich erscheinen. Auf der übrigen Welt greift der Busch an. Der anrückende Wald im „Macbeth" ist täglich in den wilden Erdteilen wahrzunehmen. Die Wildnis steht nie still. Das Unterholz wächst. Das Wild vermehrt sich unaufhörlich. Die ungeheuren Jagden waren alles andere als ökonomische Abenteuer. Sie waren Riesenausfälle gegen das Ungeheuer Welt. Im Kriegspfad enthüllt sich uns das Weltbild des Stammes. Die „Werlde" ist ein angreiferisches all-lebendiges Ungeheuer, das keinen Augenblick still steht, und das also den Stamm herausfordert, entweder zurückzuweichen oder dem Drachen das Haupt abzuschlagen. Dies Haupt wird nachwachsen. Und wenn wir ihm hundert Häupter abschlügen, keine Sorge, sie wüchsen alle nach. Denn die Welt lebt, kreist unausgesetzt, ist trächtig mit ungeheuren Geburten und schwanger mit noch nie gesehenen Scheusalen. Unsere Naturbeherrschung hat die heutige Menschheit so um die Weltangst geprellt, daß 1933 aus den Menschen selber die Scheusäler, Drachen, Ungeheuer kommen mußten, um das Dschungel, das Glotzen einer andringenden Welt dem zahmen Stadtmenschen wieder zu geben. Der Kriegspfad nimmt Rache an dem Schrekken, in den uns die Welt versetzt. Im Krieg wird alles nicht Befriedete zum Ungeheuer einschließlich der Feinde; aber diese Feinde wären nicht Teile des Ungeheuers Welt für den einzelnen Menschenknirps, sie werden erst ungeheuerlich, weil sie seinem Menschenbild, dem wahren Stamm, nicht zustimmen. Man vergesse doch nie, daß dem Wilden in seinem Stamm der Mensch selber erscheint, nicht etwa in den bescheidenen „Individuen". Die Feinde dräuen also mit ihrem Trotz den vollen Menschen zu zerstören, der jeden Wilden erzieht. Was die Jagd der Welt, tut der Krieg den Feinden an. Jeder Jäger und jeder Krieger genießt sein Tun am meisten, wenn er sich herausgefordert fühlt. Die Herausforderung liegt im Wuchs und Überwuchern, im Lebensdrang der Welt. Mit „Wuchs der Wüchse" hatten wir die Bändigung der Lebensalter im Stamm erklärt. Das Wort „Wucher" bedeutete nämlich einst „Nachkommenschaft"! Aber wenn draußen angetroffen, wird der Wuchs Wildwuchs, Unkraut, ein

Wuchern. Der Wucher ist uns ein von draußen friedlos eindringender Wuchs.

Der Kriegspfad beweist dem Stamm, daß er sich in einer andrängenden Welt zu behaupten vermag. Solange wir dem platonischen Wahn einer schönen, gar göttlichen Natur huldigen, können wir die Gleichgewichtsbestrebungen nicht begreifen, welche die Geschichte durchziehen. Denn der Wahn des Naturbildes unseres Humanismus ist am groteskesten darin, daß er die Natur für immer gleich groß oder sogar schrumpfend ausgibt. Das ist sie aber ganz und gar nicht. „Die Wüste wächst", schrie Nietzsche in kaltem Entsetzen. Kein Zeitgenosse verstand diesen Schrei echter Panik. Ein Stammeskrieger hätte ihn ausstoßen können: „Die Drachen kommen." „Der Fenriswolf ist los." „Jeder Augenblick gebiert das Unheil." Der indische Stammeskrieger hatte Recht; und Nietzsche hatte Recht. Gegen den Krieger wälzten sich die tropischen Dschungel, gegen Nietzsche aber die zu Schlacke gebrannten Industriemassen heran. Wenn wir uns nicht anstrengen, den Kriegspfad in den Busch hinaus mitzugehen, verfehlen wir den Sinn der Siegfrieden des wahren Stammes. Dank jedes Sieges wird aus Unheimlichem Vertrautes. Die Überlistung der Jagdbeute gebar das sachliche Wissen des Stammes. *Technik ist im Krieg erworbenes Wissen.* Das gilt noch von der Atombombe. Jeder siegreiche Krieg wirft tausend Kriegsgeheimnisse aus der feindlichen Wildnis in den Friedenbezirk zu gemächlicher Verarbeitung. „Natur" ist die in siegreichen Kriegen aus der Wildnis heimgebrachte und daher systematisierbare Beute. Denn als Natur hat die Welt aufgehört, der Drache Welt zu sein. Aber der Naturbegriff läßt sich vom Weltbegriff nicht trennen. Beide zusammen haben Naturforschung und Krieg durch 8000 Jahre in Kraft erhalten. Wieland der Schmied, der „faber" der Antike, war so wenig frei und selbständig in seiner „Fabrikation" wie Fritz Haber im ersten Weltkrieg oder die Versuchsstation in Peenemünde im zweiten. Der Schmied war vielmehr der Naturforscher der Antike. Und niemals durfte er herrschen. Er wurde immer als dienstbarer Geist angesehen; das sind auch die heutigen Naturforscher vom Staat aus gesehen. Aber sie selber sehen sich unseligerweise nicht so. Sie halten sich nicht für dienstbare Geister.

Weltkriege, Panik und Naturforschung lassen sich nicht trennen. Wer Weltkriege verbieten wollte, müßte nämlich den Naturbegriff fallen lassen; denn kraft des Wörtleins „Natur" behandeln wir die Welt als Kriegsbeute, und die Psychologen behandeln ihre Objekte als Kriegsgefangene; die Soziologen behandeln die Nationen als Besiegte. Rohstoffe, Kohle, Elektrizität, Öl sind Pfänder. Und die Konsumenten sind die Geiseln der Nationalökonomie.

Die naturwissenschaftlichen Verfahren bauen zwar auf Erfahrung. Aber was ist ihre Erfahrung? Ihre Erfahrung ist bestandene Kriegsgefahr; ihre Erfahrung ist selber die Frucht eines geschichtlichen Zusammenpralls, eines Kriegspfades und eines gesellschaftlichen Auftrages. Es gibt keine geistlose „Empirie". Denn die bestandene Kriegsgefahr, die Erfahrung, wurde nur aus Begeisterung bestanden. Die Ehre des Kriegers lag in seinem Kult der Geister auf seinem Pfad

zum Sieg. Er wollte nicht Leiber vernichten, sondern die den eigenen Geistern dräuenden Gefahren in Sieg umwandeln. Kein Stammeskrieger konnte es aufgeben, den Geist zum Siege zu führen. Er konnte nie den Geist aufgeben. Noch Ludendorff ist daran zu Grunde gegangen. Wer den Geist, obschon er schon besiegt ist, nicht aufgeben kann, wird verrückt wie Ludendorff. Zahllose Stämme sind vom Erdboden verschwunden, ohne daß ihre Frauen und Kinder aufhörten weiter zu leben, nur weil der Geist des Stammes zu lange verteidigt wurde.

Wie wir durch Pfingsten die Zungen begreifen, so erklärt das Neue Testament dialektisch den Kriegspfad. Jesus befahl seinen Geist in seines Vaters Hände. Kein Stammeskrieger konnte das. Was von ihm erwartet wurde, war das genaue Gegenteil: niemals den Geist aufzugeben, sondern vielmehr das eigene Leben, um dadurch den Geist zu verewigen. Jesus aber gebot seinen Jüngern, nicht mit seinem geistigen Gut zu wuchern, sondern auf den Heiligen Geist zu harren. Damit endete der Fluch der Verwesung, der von Siegfried bis Ludendorff die Stämme unter der Vergangenheit begräbt. Die Naziphrasen vom Widerstand bis zum letzten verrieten, daß die Herren auf Kosten des Volkes Indianer spielten. Der Arktisforscher Stefansson sagt von den Eskimos: „Sie glauben an eine Unsterblichkeit nach rückwärts in die Vergangenheit, nicht an eine Unsterblichkeit in die Zukunft." So glauben alle Stämme.

c) Das All der Stämme

Heldengrab, Tanzplatz, Opferstein, Kriegspfad, orientieren den Stamm in seinen Altern und Wegen. Um diese Zeichen herum lag eine Geisterwelt. Alles nämlich, das nicht zum Stamm gehört, konnte doch hören und sprechen. Die Fischernetze der Algonquins sprachen und beklagten sich, daß ihre Frauen gestorben seien; also wurden ihnen alljährlich zwei Jungfrauen anvermählt[1]. Die Vögel sangen den Ausgang des Kampfes den Helden ins Ohr. Ich empfing 1946 einen Brief aus dem Kaukasus darüber. Ein älterer Arzt war vor den andringenden Deutschen geflohen. „Von allem entblößt, den schrecklichsten Entbehrungen und Gefahren preisgegeben", schreibt er, „lernte ich die Sprache der Tiere verstehen". Sprechende Wesen sind mit uns solidarisch. Jedes Jagdtier mußte daher versöhnt werden, wenn man es tötete. Andererseits wurde Tieren der Prozeß gemacht, als seien sie bußfähig. Weil das All zu den Kriegern sprach, so war es ebenso unaussprechlich oder aussprechbar wie sie selber. Launen regierten die Büsche und Seen, Leidenschaften die Wolken und die Sterne. Riesen fochten am Himmel. Schlange und Fuchs führten Krieg.

Mit das Lebendigste, mit dem der Stamm verwoben war, sind die Gewässer. Das Wasser ist so leibhaftig Geist wie Baumwuchs und Tier-Fortpflanzung.

[1] Francis Parkman, The Jesuits in North America in the Seventeenth Century, Boston 1867, S. LXIX.

Die Zungen unterschieden die Arten der Wasserläufe so ausführlich wie die Verwandtschaftsnamen die Generationen. Diesem belebten All wurde die schöne Ordnung der Tänze des Friedens, der Hochzeiten, der Lieder, nach Kräften zugesprochen. Freilich, das All war und ist selten so „wohlfrisiert" wie die Stammesreigentänzer. Es ist eben das All. Eben deshalb fühlt sich der Stamm über die lebende Umgebung durch nichts so erhaben wie durch sein Zeremoniell. Am Zeremoniell, an den Formen des Rituals wird unser Geschlecht zuerst mit Stolz seiner Menschlichkeit inne. Wer die Seele der Wilden im Busch besuchen will, muß sie im Ritus aufsuchen und erlösen. Im Rhythmus seiner Riten überflügelt der Wilde die Welt, und so ist es kein Wunder, daß er auch in diesen Riten dem Urwald, in dem noch alles ritenlos ist, sein bestes Geheimnis abzulisten sucht.

Zauber

Das leistet der Zauber.

Den Zauber der Stämme über die Tiere, Steine, Blumen, Wasser rücke ich mit ihrem Hochgefühl über ihr Ritual zusammen; so wird er achtbar. Dank ihrer Feiern waren diese Menschen Menschen. Dank ihrer Toten hatten diese Lebenden Wuchs und Wachstumszeit. Dank ihrer Namen hatten sie ihren Platz. Kein Wunder also, daß sie ihre Ordnung dem All überimpfen wollten.

Jede Generation verhält sich ebenso. Auch du versuchst, deine Bundes-Welt und die Außen-Welt zur Deckung zu bringen. Alle Stämme haben versucht, ihr Stammesritual zur Geltung zu bringen.

Und bei allen findet sich der entscheidende Zug, der sie zu unseren Brüdern macht: Die Magie war im echten Stamm Kommunaleigentum. Nur der ganze Stamm zauberte, denn ihm gehörte ja das Urheberrecht am Ritual.

Ich bitte den Leser, sich das klar zu machen, weil 99 von 100 Berichten der Ethnologen ihm das Gegenteil erzählen. Die Hexe, so heißt es, kränke ihres Nachbarn Kuh; der böse Blick des Hexenmeisters lähme seinen Feind. Aber aller Individualzauber ist Auflösungssymptom. Und diese Quacksalberei nahm mit dem Verfall der Stämme zu. Die Zauberer, von denen die Bücher voll sind, stellen fast alle das Ergebnis des *Verfalles dar*. Der Stamm hat seine Disziplin über sein Ritual eingebüßt und natürlich blüht nun das Hexenwesen. Auch Astrologie blühte als Schwindel um so mehr, je weniger die Reichsdisziplin aus den Sternen geboten wurde.

Ich habe einen Freund, der viele Jahre der Erforschung heutiger Indianerzauberei gewidmet hat, ohne sich je dieses Privatwerden als Verfall einzugestehen; natürlich konnte er nicht ein einziges Zauberritual erklären. Ein für Europas Kirche ergiebiger Gesichtspunkt ergibt sich ebenfalls: Die Kirche hatte um 1400 mehr mit Hexen zu schaffen als um 400. Trat der Stamm unter das Kreuz, dann schwiegen die Feuerzauber. Aber um 1400 tobte der Kampf gegen die von Individuen erhobenen Zauberansprüche. Um 400 also war die Urheberrechtsordnung von der unseren nicht zu verschieden: wie Salvarsan und Diph-

terieserum mußten die Merseburger Zaubersprüche der gesamten Stammeszunge dienen. Als aber das Arsen in Paris 1650 zu privaten Morden diente, war dieser Kampf für den Kommunismus der neuen chemischen Zaubermacht noch nicht entschieden. Heute ist es mit der Technik wie im gesunden Stamm mit dem Zauber: Die Masten unserer Hochspannungsleitung genießen eine fabelhafte Immunität. Ähnlich standen die Stammesfetische als Stammeseigentum in Geltung. Die Zauber standen politischen Körpern als solchen zu. Ein politischer Körper bestand ja aus denen, die sich voneinander eine Vorstellung gebildet hatten. Und wer miteinander spricht, bildet sich eine solche Vorstellung. Solche Gruppe nimmt wie selbstverständlich gemeinsame Macht über die Außenwelt in Anspruch. Immer fließt aus gemeinsamer Rede Gemeindeeigentum. Denn das Wissen ist ein Geschenk des Geistes, und er bläst in seine Träger hinein, wenn sie als Mitglieder einer seiner Verkörperungen leben.

Wissenschaft überträgt also ein Verhalten zwischen Mitgliedern auf Nichtmitglieder. Sie trägt innere Erfahrung versuchsweise in die Außenwelt hinein. Deshalb sollen die Früchte der Übertragung allen Gliedern zukommen. Alle Wissenschaft existiert nur innerhalb einer politischen Solidarität, weil der Bund die Erfahrung liefert, welche in den Wissenschaften verallgemeinert wird.

Verallgemeinern heißt aus der politischen Geltung in die natürliche Welt hinausdrängen. Uns ist dieser geistige Stoffwechsel aus den Augen gekommen, weil wir das Kreuz unserer Wirklichkeit nirgends mehr ernst genommen haben. Den Wilden aber war dieser Stoffwechsel ihrer Lebenswege klar. Sie schufen das All dem Stamm nach. Wirklich?

Da wandelten sie in den Reigen ihrer Feiern, zwischen den Gräbern, von denen er herkommt, und an den Opfersteinen, die Genesung und Jungbrunnenheilung verhießen, auf den Kriegspfaden gegen Feinde und den Tänzen unter Freunden. Bei verschwenderischen Mählern hebt sich ein kleiner Stamm als das Ebenbild des wahren Geistes und das heißt, als das Vorbild der ganzen Welt herauf. Und da sollte die Welt diesem Vorbild nicht nachgebildet werden?

Es ist wahr, sein All war eine Welt, die mit der physikalischen Welt von uns fast nichts gemein hatte. Den Raum verändert der Wilde noch kaum: was sind die paar Opfersteine, Hünengräber, Tanzwiesen, Trommeln und Kriegsbemalung für einen modernen Ingenieur oder einen antiken Pyramidenbauer? Den „Raum" dieser neuen Herren haben die Stämme nicht angerührt. Siebzigtausend Quadratmeilen durchziehen die paar Algonquin in Canada. Ähnlich unermeßliche Räume durchzogen die Stämme überall. Denn nur ihre Sippen und Clans konnten sie einrichten, aber nicht „den Raum".

Doch geht der fehl, der vor den späteren Reichsräumen nicht das „All" wahrnimmt. Das All meisterten die Stämme mit Hochgefühl, und dies All war die Welt des Lebendigen.

In jedes Getier des Waldes verwandelten sie sich, ob sie schwammen wie die Fische, pirschten wie die großen Waldtiere, auf Bäumen umherkletterten wie

Katzen und oben nisteten wie Vögel oder wie die Schlangen sich unter Steinen verbargen und wie Füchse in Höhlen krochen. Die eigene Verwandlung in alles Lebendige, was da kreucht und fleucht, gab ihnen das Hochgefühl, das All zu meistern.

Spielraum und Rassen

Daß sich der Mensch in die ganze Welt verwandeln kann, macht ihn zum Mikrokosmos des Alls. Und in den Stämmen wurde diese Kunst ausgebildet. Die Krieger, die Rabinal zum Opferstein führten, waren Jaguare. Der australische Emumann, der für deren Fruchtbarkeit zaubert, ist von Fuß bis Kopf selber ein Emu. Dem jungen Krieger vor der Jugendweihe begegnet im Wald der Adler oder die Schildkröte, und in ihnen wird er sich fortan erkennen. Die Disziplin des ersten Zeitenfloßes war hart; aber sie gab den Menschen die erste große Freiheit. Jeder durfte sich von dem Zeitenfloß hinunterbücken über die bunte Tiefe der lebenden, rauschenden, unablässig wechselnden Welt und sie sich ein-bilden. Als das Tier der Tiere, den Baum der Bäume, die Welle der Wellen fühlte sich der im „Wuchs der Wüchse" geborgene Krieger.

Geborgenheit im Stammesschoß und Verwandlungsmacht in die weite Welt waren also wie zwei Seiten derselben Lebensweise. Daß sich unser Zeitenlauf aus Geheimnis und Geständnis wölbte, wissen wir bereits. Parallel baute sich unser Raumwandel aus Geborgenheit und Verwandlung.

Diese Lebensweise hat nichts, das sich unserem Verständnis entzieht. Es gibt keine „Mentalité Primitive" und jedenfalls keine mysteriöse. Ich kann mich auf die Welt einlassen, sobald ich Rückendeckung habe. Die Krieger der Stämme können Fisch, Otter, Löwe, Bär und Schlange spielen, ein Pilot kann eine Focke-12 fliegen, sobald ein Frieden sie dazu befreit. Die menschliche Freiheit ist es, die als Freundschaft den Rücken deckt, als Freite den Menschheitsraum für Eltern und Kinder begründet, und als Friede die Angst vor dem All, den panischen Schrecken, überwindet. Der Stamm ist Mensch; deshalb sind seine Untergruppen, die Totems, Tiere[1]. Sich wundern und Wunder sind für den aufgeklärten freigeistigen Verstand primitive Stufen. Aber in der Szenenfolge der Geschichte ist gerade das Wundertum die erste Frucht der Freiheit. Wer um 6000 v. Chr. Feuer bohrte, sollte der vielleicht nicht so stolz darauf sein wie die ganze heutige ölbohrende Gesellschaft zusammengenommen? Es bedurfte des Friedens, damit der Schrecken dem Wunder wich. Alle Wunder „lächeln". Das Lächeln besiegt ja den ersten Schrecken. Es entspannt. Und so besiegt das Wunder den ersten Widerstand und Gegensatz. Es entblüht dem lächelnden Signaturenglauben, daß wir und die Geschöpfe füreinander geschaffen sind, und so ist das Wunder eine Frucht des Geistes.

---

[1] A. Caspary, Eine biologische Theorie des Totemismus, Zeitschrift f. vgl. Religionswissenschaft 42 (1927), 443.

Auf Seite 198 wies ich darauf hin, daß Arbeitsteilung erst von den Sternenreichen eingeführt wurde. Das bleibt wahr: Spezialisten der Fabrikation konnten die Stammeskrieger nie werden, wegen der Totalmobilmachung in Permanenz. So gab es keine Klassen.

Und doch muß jene Behauptung hier richtig gestellt werden. Die Wunder, die der Wilde entwickelte, wenn er in sich des Hirsches Schnelligkeit, des Bibers Geschicklichkeit, des Falken Scharfäugigkeit, des Fuchses List, des Wolfes Grausamkeit, des Hundes Geilheit und der Ameise Disziplin entdeckte, wenn er sich in alle diese Tiere zu einem erstaunlichen Grade abwandelte[1], sind eine erste Aufgliederung in kultivierende Rollen. Die Nationalökonomie nennt diese Wunder noch nicht Arbeitsteilung, weil keine Güter produziert, keine Objekte bearbeitet wurden. Aber es war eine Rollenverteilung in alle Wege der Welt hinein. Und die Arbeitsteilung der Güterproduktion ist nur ein Sonderfall dieser menschlichen Freiheit, sich vorübergehend zu verwandeln. Des Stammes Arbeitsteilung schuf nicht Klassen wie das Reich, sondern Rollen.

Diese Freiheit sich zu verwandeln erschafft die wahre Variationsbreite unseres Geschlechts. Wenn der moderne Großstädter schwimmt, skiläuft, fliegt und Automobil fährt, so verdankt er das den Stammeskriegern. Denn diese haben entdeckt, daß der Mensch nach „Variationsbreite" lechzt, sobald er sich geborgen fühlt. Dies Variieren geschieht innerhalb jedes wahren Stammes und fehlt nur den Splittern. Es ist dasselbe mit Kirche und Sekten, daß die Kirche gar nicht genug verschiedene Typen hervorbringen kann, die Sekten aber nur auf einen abzielen. Dem wahren Stamm fiel die Aufgabe wissentlichen Variierens zu. Dies war sein Thema von Anbeginn und es ist das unsere. Wir wollen weder Eskimos noch Dattelpalmeneingeborene sein; aber wir wollen am Nordpol wie am Äquator zu Hause sein. Das macht uns zu Menschen und eben das machte die Stammesgenossen zu Menschen. „So waren sie auch Priester, Redner, Dichter, Künstler, Bauer, Krieger, Tänzer, Schauspieler, Sänger, Zimmermann — alles in einem."[2] Die Rassenkundler haben sich fanatisch auf die biologischen Varianten der Volksstämme konzentriert, also auf das genaue Gegenteil. Sie behandeln nicht die Variationsbreite, sondern die aus Mangel an Variationsbreite eingetretenen Varianten, die Fehlgeburten. Natürlich verdienen Basutos, Chungusen, Malayen und Eskimos studiert zu werden. Aber solche endgültigen Abarten hat schon der Urstamm als ein Unglück betrachtet. Diese Abweichungen sind uns immer nur unfreiwillig widerfahren. Es sind die nicht siegreich bestandenen Gefahren, die in den Abarten uns widerfahren sind.

Jedes Volk überall hat sich überall schlechtweg das Volk genannt[3]. Kein

---

[1] Große Beispiele bei Franz Boas, Rep. Nationalmuseum 1895, 431 ff.

[2] K. Breysig, Der Stufenbau der Weltgeschichte 1927, 2. Auflage, 40 f.

[3] Sogar die 150 Yaruros am Otinoko sind sich selber „das" Volk. „Deutsch" bedeutet „in der Sprache des Heervolkes". Vgl. Goesta Langenfeldt, On the Origin of Tribal Names, Anthropos 14 (1919), 295 ff. Der Name der Indianer in Texas Hasinai heißt „unsere eigenen Leute", unser Volk. Swanton, Bulletin 132 Bureau of American Ethnology 1942, 5.

Mensch hat je den Anspruch aufgegeben, den Menschen darzustellen. Selbst Gobineau mit seinem aufgeschminkten Edelrassenstammbaum gab ärgerlich zu, daß die minderwertigen Rassen sich gar nicht für minderwertig hielten. Die herrschende Völkerkunde hat es also mit den Unglücksfällen unseres Geschlechts zu tun, daß sie ihre Freiheit, Menschen zu sein, weitgehend eingebüßt haben.

Dies Buch handelt umgekehrt von dem Kampf um die Freiheit, Mensch zu bleiben. Ich stamme von Urmenschen in zweihundert Generationen ab und schreibe dies Buch in Amerika; du stammst von Urmenschen ab und liest dies Buch vermutlich in Europa. Das ist ein recht ansehnlicher *Spielraum*. Die Schaffung dieses Spielraums ist die Leistung unseres Bundes als Schreiber und Leser dieses Buches. Aber wenn wir diese Leistung ernst nehmen, dann verbrüdert sie uns dem wahren Stamm.

Je mehr Freiheit der Friede innerhalb der Gesellschaft gewährt, desto reichlicher ist die Wandlungsfähigkeit, die *Variationsbreite* seiner Mitglieder. Die ethnologischen Varianten der Rassekundler stehen in einem genauen Verhältnis zu dieser Wandlungsfreiheit: nämlich im umgekehrten Verhältnis. Jedesmal, wenn der wahre Stamm, die in sich zusammenhängende Gesellschaft, eine Lebensweise sich einverleibt, kann der Splitter oder die Sekte, die dem Kult dieser Lebensweise bis dahin aufgeopfert worden ist, pensioniert werden. Nicht als die Weißen nach Amerika kamen, wurde der Indianer überflüssig. Aber als und seitdem die Weißen seine nomadische Spannweite übernommen haben, wird er es. Der Weiße klebt an der Scholle in Europa. In Amerika baut er noch Häuser wie in Europa, aber er klebt nicht an ihnen. Und von da an wurde der Indianer eingeschmolzen. Denn er ist nun „eingemeindet" für das, was er Eigentümliches geleistet und behauptet hatte. Die Splitter müssen unfreiwillig immer eines tun und sein, es sei denn, der wahre Stamm hole die Splittervariante heim. Mithin verhalten sich unsere Rassen zu unseren Rollen wie das unfreiwillige Element unseres Lebens zu unserem freiwilligen Dasein! Und die gesamte Geschichte des Geschlechts besteht in der andauernden Umbestimmung der Ration oder Proportion zwischen unfreiwilligen Variationen der Menschenrasse und freiwilliger Variationsbreite der menschlichen Gesellschaft; diese fällt mit dem wahren Stamm zusammen; denn in ihm wurde der Spielraum erweitert und er hielt dieser Aufgabe die Treue. Der Kampf um den Spielraum ist menschlich selber nicht Spiel, sondern blutiger Ernst. Und dies wird von den Abarten, die entarten, nicht verstanden. Daß du schwimmst und ich rudere, ist Spiel. Aber daß du schwimmen darfst, während ich rudern will, das ist nicht Spielerei, sondern von großer Wichtigkeit. Alle abstrakte Lebenstheorie verwechselt den Ernst des Zeitgebots: Schafft Spielraum!, mit dem Spaß des einzelnen innerhalb dieses Spielraums. Die späten Liberalen des 19. Jahrhunderts hatten diese beiden Akte: den Ernst der Zeit und das Spiel im Raum, verwechselt. Denn indem sie die Sprache und Sitten der Erwachsenen aus denen der Kinder erklärten, wurde das Gebot der Stunde zum Spiel. Das Gebot jeder

Stunde ist aber ernst. Denn das Gebot lautet: Schafft Spielraum. Die Liberalen aber lehrten: Es sei unser Recht, im Weltraum zu spielen. Die gesamte liberale Gelehrsamkeit ist dieser falschen Fährte, daß Recht vor der Pflicht komme, gefolgt. Alle Religion, alle Geschichte, alle Kunst sind erklärt worden, als habe Hölderlin nie gesungen: „Der Not ist jede Lust entsprossen." Und so, als hätten Säuglinge die Sprache „verschmatzt".

Der wahre Stamm mußte seinen Mitgliedern Freiheit geben. Denn weshalb wird Liebe stark wie der Tod? Damit mehr Friede, Freite, Freundschaft, Freiheit in die Welt komme. Das ist das Himmelreich, das Wachsen des Reiches. Der Stamm erfüllte seine Sendung, indem er seinen Gliedern die gesamte Schöpfung des Lebendigen erschloß. Der Naturforscher der Rassen wird merken, was diese „ausgerichtet" haben, wenn er erkennt, daß der Krieger sich das Otternfell, die Löwenhaut, die Adlerfedern, die Wespenmaske umtun konnte, daß er jedem Kraut und jeder Beere ihren treffendsten Namen geben konnte, weil der Stammesfriede ihn umschloß. (Dazu das Beispiel Band I, 176.)

Der Name, den er trug, befreite ihn; dank dieses Namens fand er den Frieden der Ehe und Angehörigkeit nach jedem Abenteuer wieder. Der freiwilligen Wandlung war mithin die Gefahr des Freiheitsverlustes, des Steckenbleibens, genommen. Wer Frieden hat, verwandelt sich nämlich; nur wandelt er sich nur vorübergehend in ein Stück Welt. Alle Märchen trösten die Zuhörer: Der Held wird zurückverwandelt! Die Eskimos aber und die Australier sind erstarrt, für immer Eskimos, auf ewig Australier zu sein, und so verwelken sie rasch, wenn sie dem Luftzug der Freiheit ausgesetzt werden.

Der Kampf tobt also an dieser Front, wo die vorübergehende und freiwillige Abwechslung eingeführt werden soll, um dem Eskimo das ewige Bloß-Eskimo-Sein-müssen zu ersparen! Das wäre seine Emanzipation, seine Sklavenbefreiung. Die Sklaverei ist eben nichts bloß Juristisches, sondern das Mancipium vor der Emanzipation, ist „versachlicht", und der Herr Geheime Untersteuersekretär a. D. Schmidt kann genau so versachlicht und verweltlicht sein wie in dem bekannten Liede „ein deutscher Sklave Schmidt geheißen". Die Sachlichkeit ist eine Krankheit, die ebenso töten kann wie die Sklaverei. Der Mensch soll immer nur vorübergehend sachlich sein. Das All darf ihn nie ganz verschlucken.

Auch die Deutschen oder Israeliten, Schweizer oder Elsässer würden sich als Menschen aufgeben, wären sie je einverstanden, in der Rassenkunde des Herrn von Eickstädt auf Blatt 57 sachlich abgebildet zu werden.

Das sagt nichts gegen dies ausgezeichnete Werk. Aber es handelt von den Unglücksfällen der Rasse und dem zwangsläufigen Zerfall unseres Geschlechts, wenn Splitter in Sackgassen stecken bleiben.

Der Zerfall tritt immer ein, wenn ein politischer Verband seinen Gliedern nicht genügend Variationsbreite, nicht genug Spielraum in seinem Schoß ver-

schafft. Denn Nietzsche hat die Wahrheit gesagt: „Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus, nicht Gott zu sein?" Niemand hält das aus.

Den Urstämmen war diese Wahrheit ebenso praktisch nahe oder fern wie uns. *Es ist immer genau gleich schwer, recht zu leben.* Der wahre Stamm hat immer seinen Mitgliedern die Freiheit gewährt, sich in alle Teile des Alls zu verwandeln. Märchen und Sagen, die das erzählen, sind so zahlreich, daß der Leser leicht ein Dutzend selber beibringen kann.

Die Dialektik von Stammesschoß und Spielraum setzt also den Menschen frei, solange er zwischen Grab, Altar, Tanzwiese und Kriegspfad geborgen bleibt.

Das Kleid der Scham

Das nächste Anliegen muß sein, die Kraft zu finden, kraft derer wir so federn und hin und her wechseln. Wann kehren wir in den Schoß unseres Namens unversehrt zurück? Wann schnellen wir erfolgreich vorwärts in eine unerhörte Form?

Wenn die Scham uns freigibt. Die Rolle der Scham in der Geschichte ist es, frei und frech zu unterscheiden, und Frieden von Friedensbruch. Denn die Scham ist das Keimblatt, unter dem sich ein Namensträger wandeln kann. Solange wir noch erröten können, können wir wachsen. Deshalb wurde bei der Namensweihe dem Manne das Glied verhüllt. Und es bleibt verhüllt; denn es ist das Organ eben jener stärksten Verwandlung, des Emporschnellens durch die Liebe. Dieser Spielraum wird bei den angeblich kommunistischen Urstämmen so sehr des einzelnen Eigentum, daß Noahs Sohn sich schwer vergeht, als er diesen Hag nicht respektiert. Ein Reisender in Guyana hat die nackten Wilden beschrieben, die in der Tropensonne durch die moderne Kolonialstadt schreiten, mit nichts als ihrem Kraftband angetan. Und erfügt hinzu: „Keinen Augenblick kommt man auf den Gedanken, daß sie nackt seien."

Sie sind eben nicht nackt. Der Mensch, der Spielraum hat, ist bekleidet. Und auf diese Investitur zielt das Kleid. „Scham ist Todesschmerz der Gemeinschaft in uns", steht im ersten Band. Ein Weib schämt sich nicht vor ihrem Mann. Die Scham ist des Kleides Schöpfer, um diesem Weibe und jedem, den sie bekleidet, ihr Heiligtum abzugrenzen und ihren Spielraum. Denn Heiligtum und Spielraum sind keinesweis einander unwert. Romano Guardini hat die Liturgie als heiliges Spiel vor Gott gedeutet. Und die Weihe des ehelichen Heimes für das Spiel der Liebe weiht das Spiel und befreit die Gatten.

Das wird solange nicht verstanden, wie geglaubt wird, daß Kleider gegen das Wetter erfunden seien. Das kultische Kleid ist das erste Kleid, so wie das kultische Haus das erste Haus ist. Schon im zweiten Teil hat eine Kluft zwischen Hütte, Höhle auf der einen, Haus am Himmel und auf Erden auf der anderen Seite von uns aufgerissen werden müssen. So riesig, wie zwischen Essen und

Fressen, Namen und Fürwort, sakralem und realistischem Kunststil ist auch die Kluft in der Tracht zwischen Kleid und Fell.

Der Lendenschurz mag unbequem und unpraktisch sein. Aber sogar in Chicago trägt man nicht sein Kleid aus Bequemlichkeit oder aus praktischen Gründen.

Das Kleid stammt nicht aus der Hygiene, sondern aus der Politik. Das Kleid investiert in die Bekleideten ihre Lebenszeit, das politisches Aktienkapital des Stammes ist – umgekehrt wie in der Aktiengesellschaft! – in die Aktionen, die Spielräume seiner Glieder investiert. Und die Kleider sind der Rechtstitel. Das Wort Alter – ich muß mich hier wiederholen – gehört mit „alma" in Alma Mater zusammen. Wie Alma Mater Nährmutter heißt und Ko-alition, Kultur, Alumnus, adolescent, alle mit dieser Wurzel, wachsen machen, nähren, zusammengehören, so ist Alter der Wuchs und meint die Länge eines er-wachsenden Lebens. Mein Alter ist also, was mir erwächst. Und im Kleide wird mir eben diese Zeitspanne als mein Spielraum angemessen. Die Stämme kennen weder den Raum noch die Zeit in der Abstraktion. Denn abstrakte Räume und Zeiten sind tot. Die Stämme denken in lebendigen Wachstumszeiten, die also das Tote geradezu ausschließen. Der Lendenschurz und die Amtstracht sind die ersten Beispiele für den Behelf aller Politik und aller Sprache: Zeitspannen werden durch Räume symbolisiert. Sprechen heißt Zeitvorgänge durch Raumdinge ausdrücken[1]. In jeder Kirche wurden z. B. die sechs Weltalter verkörpert. Ein Kalvarienberg spiegelt die Passionswoche. Meinen ehelichen Stand, in den ich eines Tages eingetreten bin, erweise ich durch meinen Ehering. Die Investitur mit dem Lendenschurz bekleidete mit einer Aktie, einer Aktion, einem Amt, auf Lebenszeit. Ein Wilder zieht seinen Schurz daher selbst vor seinem nächsten Freund nicht ab. Denn der ist ja nur sein „Freund", solange ihm der Lendenschurz verliehen ist. Der Lendenschurz, dies bißchen Zeug, verschafft seinem Träger die Freiheit eines Amtsbereiches, nämlich die Freiheit, in allen und aus allen Verwandlungen wiedererkannt zu werden. Der Mann beweist kraft des Lendenschurzes, daß er einen Namen empfangen hat.

Als der nackte Odysseus auf Scheria strandet, bricht er mit versagender Faust einen mächtigen Zweig, um seine Scham zu bedecken. Da weiß Nausikaa, daß sie einen zuchtvollen Freien vor sich hat. Und so kann diesem sechsten Gesang der Odyssee der neunte folgen, in dem der Held herrlich bekennt: „Ich bin Odysseus, des Laertes Sohn. Ich wende mich in meinen Künsten zu allem, dessen Menschen fähig sind, und von mir hat der Himmel gehört." Odysseus ist der Allverwandler. Aber seinen Namen kann er nur deshalb unter den Phäaken vorbringen, weil er schamhaft geblieben ist. Es ist unmöglich, die Geschichte der Menschen zu schreiben, ohne von der Scham zuerst und zuletzt zu handeln. Der Freche zerstößt die Geschichte. Die Scham aber ist der Schleier, unter der das

[1] Oben Teil I, 2. Kapitel.

Leben sich wandeln kann. Selbst von dem lebendigen Gott heißt es, daß er erröte. Mit recht. Denn wer sich nicht verwandeln kann, lebt nicht. Aber ohne Schleier ist Verwandlung undenkbar, denn sie braucht Zeit. Durch den Schleier der Scham wird die zur Verwandlung nötige Zeit gewonnen. Weil die Lebenden sich vor den Augen ihrer Toten scheuten, hielten sie Frieden und machten ihren Namen Ehre. Ich merke an, daß „Ehre" mit dem gotischen Zeitwort für scheuen, achten („aistan") zusammenhängt. „Aistan" aber ist dasselbe Wort wie griechisch αἴδομαι, ich schäme mich! Von diesem kommen Griechisch die Worte für Ehrfurcht und Schamteile. Weil es dem Hunde an Scham gebricht, ist der schrecklichste Schimpf, auf Russisch wie auf Amerikanisch, Sohn einer Hündin genannt zu werden. Denn Scham ist recht verwendete Freiheit, welche die Hunde mißbrauchen. Nur um den Preis der Scham ist mithin die Freiheit erschaffen worden! Der Mensch kann nie mehr Freiheit erwerben, als er Scham besitzt.

Wir sagten schon: Der Lendenschurz verberge das lebendigste Glied des Menschen. Der Mensch ist nicht aus Stein und anders wie die Tiere kann er zu allen Zeiten Helena in jedem Weibe sehen. Die Scham aber verbirgt die bloße Regung. So gewinnt die Seele Zeit zur Zuchtwahl, und nur so.

Demgemäß geht vom Lendenschurz zum Krönungsmantel eine Stufenleiter von Bekleidungen, die den Geschlechtstrieb der Berufung dieses einen einzigen Menschen zusehends stärker unterwerfen. Der König kann nur die Königin ehelichen und muß dabei weise wählen. Je feierlicher sein Kleid, desto leichter fällt es ihm, über bloße Regung zu triumphieren. Denn wo der Stamm Zeit gewinnt, kann er das Rechte tun. In seinem wunderbaren Taktgefühl hat Edmund Burke diesen Zusammenhang gefunden, wenn er vor 175 Jahren schrieb: „A nation is a vestment. Die Nation ist ein Kleid, das sich dem Leibe anpaßt. Das Individuum ist töricht, die Masse des Augenblicks ist töricht. Aber die Art ist weise, und wenn ihr Zeit gewährt wird, handelt sie als Art genommen immer recht!" [1]

Ein englischer Richter sagte mir, daß seine Perücke es ihm erleichtere, die delikatesten Prozeßfragen an Zeuginnen zu richten. Häuptlinge legen in manchen Stämmen Frauenkleidung an und dasselbe tut jeder Priester. Damit hört ihr Spielraum auf, bloß der eines Mannes im Stamm zu sein. Wir kommen also vom Kleid her noch einmal auf die Verwandlung der Männlein und Weiblein in Menschen zurück, die eben den Schoß aller übrigen Wandlungen bildet.

Entgegen der augen- und lippenlosen Tierbrunst können Mann und Weib einander küssen und in der Liebe anschauen und in ihren Armen halten. Ich höre den aufrechten Gang unseres Geschlechts oft dafür gepriesen, daß nun der Mensch zur Sonne aufblicke. Die Wilden haben nicht zur Sonne aufgeschaut: Sie blendet. Aber sie haben einander angesehen und wie kein Tier es kann, einander in den Armen gelegen. Und in Kleidern und Ringen haben sie diese Um-

[1] Works VI, 146.

armung verewigen wollen. Denn in ihr teilte sich den Weibern die namentliche Tat, den Männern die stille Leidenschaft des anderen Geschlechts mit. Nur weil sie sich so einander mitteilten, wurde der Mensch zum Unterschied vom Tier selber verwandlungsfähig! Weil jeder einzelne von uns doppelgeschlechtlich geworden ist, tun wir Wunder, wandeln uns in das All und befreien uns von dem Zufall der Geburt. Die Ehefeiern schaffen den neuen Schoß, aus dem wir beliebig nach außen treten, in den wir beliebig heimkehren.

Paten verschaffen den Kindern gleich nach dem Zufall der Geburt einen Freiheitstraum, indem sie ihn auch gegen die Eltern an des Neugeborenen Stelle in Anspruch nehmen. Bei den Wasipiani in Südamerika spielt der Vater selber den Paten. Er geht ins Männerkindbett, d. h. er legt sich in die Hängematte, darf einen Monat lang keine grobe Kost essen und zwei Jahre lang kein Tier töten, dessen Zorn sein Kind gefährden könnte. In dieser „Couvade" handelt und ißt der Vater, als sei er der Neugeborene. Welch eine seelische Leistung! Sie ist nur durch die Ernennung zum Ehegatten möglich. Ein solches Wort wie das Burkes über die Nation als ein Kleid und über den Gewinn der Zeit, verdiente selber ein ganzes Buch zu seiner vollen Erfassung. Ich muß zufrieden sein, wenn der Akt der Bekleidung vor dem Leser als der Akt menschlicher Befreiung aufersteht. Nackt sind wir Feinde; bekleidet werden wir frei. Es ist kein Zufall, daß „Tracht" und „Betragen" zusammenhängen. Der wildeste Trieb, der Geschlechtstrieb, fällt zuerst unter die Zucht der Tracht. Das „künstliche Betragen" (aus Goethes „Ilmenau") stammt nicht von Fürstenhöfen, sondern von den „Corrobarrees" der Wilden. Da durfte man nicht husten oder niesen, wenn man die Weiheformel sprach; da mußte der Reigen noch einmal getanzt werden, wenn einer den falschen Fuß zuerst aufhob, da durfte der Schwiegersohn die Schwiegermutter nicht ansehen, noch sie ihn anreden, auch wenn sie sich noch gut leiden mochten. Im Zeremoniell baut sich Geschichte ihr Tor. Denn es verkörpert Zeitspannen in leiblichem Betragen! So hat auch der Apostel Paulus es für unmöglich erklärt, „unbekleidet" zu leben. Der liberale Humanismus hat den Massen, als er ihnen die bekleidenden Symbole verleidete, auch die Lebenszeiten und den Wuchs abgesprochen. Aber wegen der Maschinen hätten wir die Kleidungsstücke nur wechseln, niemals aber verachten sollen.

Es ist wie eine Probe aufs Exempel, daß die Phalluskulte der Reiche und des Dionysos hinterher wieder in großartigem Zeremoniell enthüllt haben, was die Stämme züchtig verhüllen. Der Phalluskult war nicht das erste in der Geschichte, sondern bereits ein Tabubruch, eine Wiedergutmachung. Er brachte etwas auch Gegebenes nachträglich zur Geltung, was der Stamm überwunden glaubte.

Das erste war, daß der Mensch seine Liebe zur Ewigkeit steigerte und sich in Ehen zum Stamm, zur „Generation der Generationen" erhob. Diese Projektion in ein Gesamt-Ich entriß den Mann seinem Geschlechtstrieb. Außer sich geraten, umwarb er das Reich der Totengeister, und so oft er zu seinem geschlechtlichen Alltag zurückkehrte, fand er sich im Innern seiner Hütte, unter

dem Frieden jener Geister, denen er in der Ewigkeit begegnet war, als Mensch statt als bloßer Mann. Und die schönen Regungen seines Leibes waren nun im Spielraum seiner Menschlichkeit züchtig geregelt.

Die Na-Khi in Südchina

Wie wenig wir übertreiben, zeigen die zwei Tragödien, die augenblicklich den Stamm der Na-Khi in Südchina zerstören. Ihr liebevoller Erforscher, Joseph Rock, hat uns aus dem Jahre 1939 ein erschütterndes Bild entrollt, wie ein Stamm zerfällt, dessen Ehen versagen.

Die Na-Khi sind unter chinesisches Reichsrecht gefallen. Der Grundbesitz ist jedes Reichsrechts Grundlage und er erzwingt Ehen nach Eigentumsinteressen, damit die Höfe sich gut ergänzen. Das ist also die chinesische Ordnung, die den alten Schamanentänzen die Autorität wegnimmt, Knaben und Mädchen zusammenzubringen zur Ehe.

Im Zusammenprall der zwei Ordnungen hat die eine Hälfte des Stammes gegen sie überhaupt gestreikt. Die andere Hälfte aber hat ein „Werthers Leiden en masse" in Szene gesetzt. Es ist unglaublich, aber wahr. Die Na-Khis enthüllen uns den Ur-Reigen des Stammes „per negationem".

In der einen Hälfte wird nämlich nicht mehr geheiratet und alles lebt zusammen, ohne daß die Kinder zu irgend jemand „Vater" sagen. Sie wachsen auf wie das liebe Vieh: Die zweite Lebenshälfte, die verheiratete, tritt nie ein. Es ist alles wilde Ehe. In der anderen Hälfte gehen die Liebespaare nach einer kurzen Liebesnacht auf den Tanzwiesen freiwillig gemeinsam in den Tod. Die Schamanen versprechen ihnen für diese Treue gegen das alte Eherecht die ewigen Freuden des Geisterschoßes. Doch da im Stamm der Sterbende seine Seele in Gegenwart seiner Angehörigen verhauchen muß, so wären die Selbstmörder nicht imstande, den seligen Schoß zu erreichen, wenn nicht eine Sühne für ihren einsamen Selbstmord einträte. Die Familie jedes Selbstmörders muß feierlich ein Huhn erdrosseln. Wenn dessen letzter Hauch in Gegenwart der ganzen Familie aufgegeben wird, dann ersetzt das den „Tod in absentia", der des Selbstmörders letzten Hauch nicht im Schoß der Familie hatte landen lassen.

Nun aber kommt das Tollste: Rock schreibt, daß keine Woche, ja fast kein Tag vergeht, wo nicht solche Huhnopfer fällig werden. Denn die Zahl der Selbstmörder-Liebespaare sei Legion.

Hier sind also die endliche Gestalt des Liebesbundes, die Ehe, und die freiwilligen Kräfte, die sie herbeiführen, auseinander gesägt. Und der Stamm geht zu Grunde, wie anderwärts durch Syphilis oder Alkohol, so hier durch die Schizosomatik seines politischen und seiner geschlechtlichen Körper. Die heute so viel beredete Schizophrenie der einzelnen ist eben nur die andere Seite der Schizosomatik ihres Ganzen.

Ich lenke auf denselben Punkt zurück, auf den der erste Band hinwies: Über die tierische Liebesbrunst ist des Menschen Sprache emporgestiegen. Die Tiere singen, girren, balzen sich aus ihrem Individualleib zur Begattung heraus.

Der Mensch spricht auch um seines Leibes Vergänglichkeit willen und um wieder zu inkarnieren. Aber nicht auf die Begattung des Augenblicks, sondern auf die ewige Gattung geht sein Liebesruf und Sehnen. Jeder Mensch steht für die ganze Gattung, jeder Augenblick der Liebesregung bezeugt die Zeugung des endgültigen Geschlechts. So wirft er seine hohen Laute der Begeisterung nicht in den flüchtigen Augenblick des Liebesaktes, sondern er wirft sie auf die Liebe, die zu versagen droht, auf die Toten, deren Zeugungskraft nicht erlöschen soll und die er deshalb nicht allein lassen will.

Dadurch formt sich der Liebesaugenblick nach einem „Wuchsbild". Wie die Toten die Lebenden ansehnlich machen, so macht dies große Wuchsbild den nur einzelnen Augenblick ansehnlich. Bei den Na-Khis versagen sich die einen die Ehe, die anderen das Leben. In freien Verhältnissen aber sichert die Scham dies Verhältnis der endgültigen Liebe heiliger Namen zu den Bruchteilen täglicher Neigung.

Das Angeloben der Großzeiten, aus denen sich die Augenblicke verklären und erklären sollten, war natürlich ein solch brutaler Eingriff in das Triebleben, daß sexuelle Orgien der Stämme neben der Ehe übrig bleiben. Ehe und Prostitution bedingen sich; indessen läßt sich die Spannung auf viele Arten lösen. Die Teilung in außereheliche und eheliche Liebe kann jedem Mädchen nahegelegt werden; dann lebt sie zwei verschiedene Formen der Liebe. Bei vielen Stämmen wird eine bestimmte Epoche im Leben der Weiber dem Trieb freigegeben. Da herrscht nicht so sehr ein schamloser Zustand als eine prähistorische Zeit voller Schamfreiheit[1]. Varro und Augustin umgekehrt nahmen die in den seßhaften Klassengesellschaften herrschende Prostitution als gottgegeben hin und rühmten den Bordellen nach, daß sie die Keuschheit der Familie behüteten.

In beiden Lösungen bleibt ein weiter Raum frei von der politischen Erfassung: und hier wird nicht gesprochen. Die Geishas haben keine erblichen Namen. La Dame aux Camélias ist ein Euphemismus; damit man niemandem sagen muß, wer sie eigentlich ist.

Aber auch das keusche Liebesspiel zwischen dem Mann und seiner Erwählten befeuert die Sprache der großen Erregung zuerst nur funkenweise. Den Stämmen ist die Sprache so feierlich, so erhaben, daß die Liebeslyrik zwischen einzelnen Mitgliedern der Geschlechter weit hinter den großen Gebeten und Gesängen herhinkt.

Dantes Beatrice, Goethes Briefe an Frau von Stein spiegeln noch die Unnatur der von den Stämmen gespannten Ordnung. Wilhelm von Humboldts Briefe an seine Braut und Ehefrau sind eines der ersten Dokumente, in denen sich die

[1] Ein Beispiel in Lindblom, The Akamba in British East Africa, 1920, 50, 65.

Sprache bis zu der privaten, geheimen Liebesrede vom einzelnen Freier und einzelner ehelicher Braut buchstäblich hinunterläßt. Die ganze Geschichte unseres Geschlechts hat darauf beruht, daß kein Liebhaber *nur* im Sprechen zu seiner Geliebten sprechen lernte, sondern daß wir immer mehr aussprechen und eine größere Liebe beanspruchten, wenn wir unsere Grete und unseren Fritz andichteten. Hingegen ist heutigentags der schier umgekehrte Zustand erreicht. Die Hochsprache ist abgebaut. Der einzelne bemächtigt sich entweder nie der Sprache, weil er nie liebt – er plappert nur nach und hört Propaganda auf sich niederprasseln – oder bestenfalls ist er noch begeistert genug, in seltenen Fällen, sich und sein Mädchen in einen Glauben hinein zu sprechen und zu verloben. Es gibt dann Ehesprachen von Gatten, wie sie Svedenborgs Evangelium vor 200 Jahren verhieß. Die weiteren Sprachströme der liebesrufdurchhallten Bünde unseres Geschlechts aber sind erkaltet. Um so eindringlicher erhebe ich hier der Stämme Maßstab: Die Leidenschaft des Sprechens galt ihrer Ewigkeit; daher hing über jeder einzelnen Ehe der Ehrenkranz der Sprache des ganzen Geschlechts. Im Abglanz der Geisterliebe umarmten *sich die Lebenden;* denn das sicherte ihre Gottebenbildlichkeit, daß der Schall der höchsten Namen in ihren Namen widerhallte. Das ist ein ungefährer Aufriß des wahren Stammes. Splitter mußten sich anlehnen und wußten, daß sie sich anlehnen mußten.

Völkerwanderung

Erst von dieser Sicht aus erhellt sich die Geschichte der Stämme. Dann nur, wenn das All des wahren Stammes Ziel blieb, erfassen wir die zwei unbestrittenen Wunder der Stammesgeschichte als von Anfang an gegeben:

1. Stämme haben die ganze weite Erde eingenommen.
2. Stammeskrieger waren fähig, Ägypter, Juden, Griechen, Christen zu werden. Freud, Marx, Darwin, Nietzsche, wir alle stammen von Stammeskriegern ab.

Wenn aber dies beides wahr ist, dann muß beides schon den Urstämmen an der Wiege gesungen worden sein. Der Mensch ist also in die Stammesgeschichte dergestalt eingetreten, daß sie von vornherein über sich hinaustrieb und über sich hinauswies. „Für jeden Verband sind die gegenwärtig Lebenden an sich völlig irrelevant und nur die momentanen Vertreter der Verkettung der Generationen. Er ist seiner Idee nach ewig und umfaßt Vergangenheit und Zukunft ebenso gut wie die Gegenwart.“[1] Das gilt auch von allen Formen, Stamm, Reich, Volk, Staaten, Kirche, Weltgeschichte, Gesellschaft. Der Mensch lebt in allen diesen Körpern, als seien sie ewig. Um diese Ewigkeit zu sichern, mußte der Volksstamm das All durchstreifen. Am All wurde er ja seiner Ewigkeit

[1] Eduard Meyer, Weltgeschichte 1⁴, 19 f.

inne. Die sogenannte Völkerwanderung der Jahre 400–700 nach Christi ist der Abschnitt dieses Filmstreifens, der vor den Projektionsapparat unserer Schulbücher geraten ist. In Wahrheit ist die gesamte Existenz der Stämme von Anfang bis Ende Völkerwanderung. Der wahre Stamm ist eben jener Kern der Stämme, der seiner Sendung ins All nie untreu wurde und daher weder als Eskimo noch als Feuerländer den Geist aufgab. Der wahre Stamm drang von Südasien nach Norden vor, füllte China und Sibirien, kreuzte die Behringstraße und durchzog Nordamerika von Nord nach Süden. Andere Heroen drangen in die Arktis ein und nahmen dort jene Sitten an, die sie uns heute als Eskimos erscheinen lassen. Aus demselben Südasien und aus Australien drangen aber auch Stämme durch die Archipele vor, da ja unser Kapitel damit begann: Ostaustralier haben Patagonien in Besitz genommen.

Dies ist freilich ein falscher Ausdruck für diese Wanderungen. In der Zeit, bevor es Reich gab, wollten die Wanderer gerade nicht von einem Raum Besitz ergreifen. Das hätte ja sicheren Tod bedeutet! Die Stämme wollten sich mit allem Lebendigen einlassen, aber weil sie das wollten, durften sie sich niemals mit geographischen Räumen abfinden. Der Enkel war nicht der bluttreue Enkel, wenn er selber dort starb, wo das Ahnengrab lag! Die Totempfähle, die Banner, die Totenmähler, machten es möglich, den Ahn-Enkel-Bund als das zu pflegen, was er war: Zeitbestimmung, nicht Ortsbestimmung.

Der weitestgewanderte Stamm ist der wahrste Stamm. Und kein Stamm, der nicht weit gewandert wäre. Dies zeigt, daß wir die Bewegung in das All dem Stamm ins Herz geschrieben finden. Er bewährt sich im Wandern. „Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß", läßt Goethe die Auswanderer anstimmen.

Die Indoeuropäer verdanken ihr besonderes Schicksal dem späten Datum ihrer Wanderungen. Als sie 1800 v. Chr. ungefähr losbrachen, stießen sie auf die großen Himmelreiche. Seitdem wird gewandert, um mit Reichen in Berührung zu kommen und von ihnen zu rauben und zu erben. Aber die andere Art des Wanderns bleibt daneben bestehen; rachemüde Typen flohen und brachen als neue Absplitterungen weg. Vom Nordpol, von Nordasien, von Melanesien und Australien her kamen die Züge in den amerikanischen Erdteil. Im innersten Südamerika sitzen die mongoloiden Bororos! Homo sapiens könnte Homo migrans heißen. „Stirb nicht dort, wo du geboren bist", ist seine Devise. Vieles wäre besser, wenn wir das bei der Heraufbeschwörung der Prähistorie einsähen. Der seßhafte Stamm verstieß gegen seine Zukunft. Denn nur im Wandern erwehrte sich der Stamm seiner zufälligen Zauberformeln. Hingegen Klimawechsel, Bodenwechsel, Gefahrenwechsel zerstieß den immer neu wuchernden Aberglauben. Die Er-fahrung war also wirklich fahrtgeborene Richtigstellung der gefährlichen Verzauberung in des Stammes eigene Geheimsprache; Stammesgenossen erfahren im Wandern. Der „Landsmann" braucht hingegen Wissenschaft, weil er in einer und derselben Erfahrungswelt festsitzt.

Der Leser weiß dies aus seiner Umwelt, wenn er nur die Namen zu durchschauen lernt.

Im letzten Jahrtausend haben die christlichen Sekten im Westen diese Stammesüberlieferung verkörpert. Die Mennoniten, Quäker, Hutterer, Täufer, Mährischen Brüder usw. sind echte Stämme der christlichen Welt und so sind sie in Holland und Kanada, in Stuttgart und in Liverpool, in Brasilien und Südrußland anzutreffen. An den Sekten mag der Moderne sich eher des Lebensgefühls eines Stammes bemächtigen, als mit Hilfe von Wunschträumen Karl Mays oder des Wandervogels oder den Büchern über Prähistorie.

Ein Beispiel. Der alte Mennonit Musselmann in Pennsylvania sprach 1935 auf seinem Sterbebett zu seinem Sohne, der es mir erzählt hat, wie folgt: „Zur Zeit von William Penn sind wir hierher gekommen, weil uns in Deutschland die Fürsten ins Heer preßten. Wir aber verwarfen den Heeresdienst. Wenn jetzt auch in den „Staaten" die Wehrpflicht eingeführt wird, dann ist unseres Bleibens auch hier nicht länger. Versprich mir, die Gemeinde so gut in Stand zu setzen, daß sie die Kraft behält, auch aus den Vereinigten Staaten wieder weiter zu wandern." Welch Hochgefühl gehört dazu, solchen Segen nach 250 Jahren zu erteilen. Diesem Mann war der Geist noch der siegesgewisse Schoß und das reiche, strotzende Amerika eine bloße Fremde. Es teilen also Sekten der Kirche und wahrer Stamm die Durchblutung aller ihrer Glieder mit einem raumgefeiten Geist. Deshalb haben sie auf Erden keine bleibende Statt. Deshalb ist wandern sprachlich nur eine Weiterbildung von Wende, Wandel, Wunder, Verwandlung.

Der Islam

Die Stämme haben aber noch ein großartigeres Denkmal des ewigen Stroms hinterlassen. Das ist der Islam. Der Islam hat offiziell 622 v. Chr. seine eigene Zeitrechnung begründet. Nur 90 Jahre vorher war die christliche Jahresrechnung „nach Christi Geburt" in Aufnahme gekommen und nur wenige Jahrzehnte vorher die jüdische Zählung der Jahre „seit Erschaffung der Welt". Es ist also irreführend, dem Islam die Ära des Jahres 622 zuzuschreiben, wenn wir nicht hinzufügen: Die Ära der Juden und Christen hat sich erst etwa gleichzeitig mit Mohammed Gehör verschafft! Denn erst dann leuchtet die Konkurrenz ein, in der Mohammeds Hedschra sich gegen Kirche und Israel als „auch eine Ära" fühlte. Alle diese drei Ären wurden im selben Moment akut. Mohammed machte die Ausbreitung von Schöpfungs-Ära(Israel) und Offenbarungs-Ära (Kirche) in die Stämme hinein durch seine dritte Ära unmöglich. Nur Reiche und Städte hat die griechische Kirche bekehrt. Denn Mohammed reduzierte die Frohe Botschaft, so als seien Pharao, Moses, Jesus nur Menschen und nicht Epochenschöpfer, und der Häuptling noch immer das letzte Hochamt des Geistes. Dem Islam gelang das nur, indem er die älteren Botschaften Moses und Jesu für Gottes Wort an „andere" Völker ausgab. Jedes Volk habe seine Offenbarung. An die

Stelle eines organischen Wuchses des Reiches Gottes durch die Welt in Stämmen, Reichen, Völkern, setzte der Islam einen Versandkatalog von unverbundenen Taten des Göttlichen Erbarmens. Für ihn gab es nämlich von Adam bis Mohammed immer nur erst Stämme! Jeder Erzeuger Göttlicher Wahrheit stand für Mohammed in derselben Epoche, der des Stammes. Das erlaubte ihm, der größte Plagiator der Weltgeschichte zu werden. Abraham und Jesus schlug er einfach dadurch aus dem Felde, daß er eines „anderen" Volkes Haupt und doch gleichzeitig der letzte Prophet sei. Als eines „anderen" Volkes Haupt war er niemandem als Gott Dank schuldig. Als der letzte Prophet aber durfte er sein Heer zum Heer aller Heere erklären. Sein Kriegspfad wurde nun der einzige Pfad, auf dem diese letzte Prophetie alle ältere „Andersheit" verschlingen werde. Durch diese Eifersucht verleugnete Mohammed die anderen Gestalten der Geschichte. Totenliebe, Himmelsliebe, Gottesliebe und Nächstenliebe gliederten die wirkliche Völkerwelt in Skythen und Ägypter, Juden und Griechen. Für Mohammed waren alle diese einerlei. Erbarmen hatte Gott mit allen Geschöpfen, aber er schuf sie nicht in einem farbenreichen Heilsplan. Was wir als den ersten Leuchtkern des Geistesglaubens fanden, daß der Mensch aus Mann und Weib Gottes Ebenbild dadurch wird, daß er sein Gegenteil liebt, wäre dem Propheten Mohammed ein Grauen. Denn er allein vermittelt Gottes Geheimnisse den anderen, von ihm als einzelne mißverstandenen Menschen. Daß sich die Ehegatten selber in der Ehe das volle Sakrament der Gottesgegenwart spenden, das war den ersten Menschen so gut wie den Christen offenbar. Aber Mohammed wußte nichts davon. Sondern er fuhr über diese schon geliebten Liebesbünde mit dem Irrwisch der Vielweiberei. Die zur Einehe führende Begeisterung des Rauschtranks, des erhöhten Lebens an Hochtagen, verbot er und so verbot er die Verwandlung. Die schreckliche Zweitrangigkeit des Islam — Islam heißt nämlich nicht Gottergeben wie Goethe glaubte, sondern bloß „sich zufriedengeben" — erklärt sich aber aus seiner Nachlese. Als den letzten freien Stämmen die Aufsaugung durch Reiche und Städte, Juden und Kirche drohte, brach Mohammed hervor und schuf einen Stamm aller Stämme. Nicht umsonst hat er an Abrahams Wüsten-Sohn, das Kind der Hagar, Ishmael, sein Werk geknüpft. Der Islam ist eine Anklage gegen die Unfähigkeit der Reiche, der Juden, der Griechen, der Kirche; sie hatten der Araber — oder Germanen, oder Bantus, oder Fischi-Insulaner — schriftlose, tempellose, bilderlose, reichslose Stammesalter nicht befriedet. Wie Moses „sieben" und „zwölf" vertauscht hat, so hat Mohammed die Funktionen von Rausch und Frauenliebe ausgetauscht.

Von Dakar bis Aden, von Persien bis Pakistan danken es die Stämme dem Islam, daß er sie während der letzten 1300 Jahre homöopathisch behandelt hat: Die Welle des Islam hat diese Verbände galvanisiert. Er erneuerte für jeden kleinsten Stamm von 1000 oder 2000 Seelen einen heroischen, überlebensgroßen Maßstab, an dem sich Häuptlinge und Medizinmänner reformierten.

Schätzungsweise muß der Islam vielen tausend Stämmen den Gang durch Reiche und Hellas und Rom erspart haben. Was das Römerreich den griechischen Städten schenkte: Die All-macht, die in der Schrumpelung vom Reich zur Polis abhanden gekommen war, das brachte der Islam den nie verstädterten Klans. So geht seine Lastenrechnung erst auf, wenn man ihn nicht den Reichen, sondern den Stämmen zurechnet.

Der Islam hat z. B. die Genealogie beibehalten, von der Stämme geistig leben. Jeder Lehrsatz wird genealogisch „zurückgestuppt" von A zu seinem Lehrer B zu dessen Lehrer C zu dessen Autorität D. Die Geister der toten Lehrer sind also nicht befreit, wie der Geist der Heiligen, aus deren Reihen jeder frei zu uns redet. Nein, die „Frommen" des Islam haben zum Ideal die Farblosigkeit. Sie sind alle bloß „fromm", und daher müssen ihre Aussprüche, also das Originellste am Menschen, durch einen lückenlosen Stammbaum, d. h. das Unoriginellste, das es gibt, legitimiert werden. Im Stamm ist eben die eheliche Abstammung das einzige, was den rechten Geist verbürgt, und diese Formelhaftigkeit lebt im Islam weiter. Über die „Macht der Zeiten" belehrt uns der Islam: Die Stammeszeit war im Jahre 622 unserer Zeitrechnung mitnichten abgelaufen. Und doch hatte es die Pharaonen damals schon 3500 Jahre lang gegeben.

Ich kenne ein Lehrbuch der Religionsgeschichte, das den Ehrgeiz hat, ehrlich neutral zu sein. So verfiel sein ehrenwerter Verfasser auf den Ausweg, die Religionen streng chronologisch aufzureihen. Hinter der jüdischen, persischen, christlichen Religion steht in diesem Buch ein abschließendes Kapitel: Der Islam. Ich fragte den Autor: „Ja, ist denn der Islam in Ihren Augen die abschließende Religion?" Das verneinte er lebhaft, aber er fand kein Argument, um sein eigenes Gespenst der Chronologie in die Flucht zu schlagen! Das ist eine unschätzbare Warnung gegen Götzendienst, den unser heidnisches Denken bis heute mit der Chronologie treibt und für die Impotenz solcher vergötzten Chronologie, die sie mit allen Götzen teilt. Eine Chronologie, die glaubt, die Hedschra von 622 v. Chr. müsse „später" liegen als die Cheopspyramide, macht aus dem Zählen unserer eigenen Hirnkästen einen Fetisch. Die akademische Welt hat kein Verhältnis zur lebendigen Zeit und wird daher mit „der Macht der Zeiten" nicht fertig. Die Gewalt der Zeiten ist der ewige Wiedereinbruch einer jeden Art Zeit, ob Stammes-, Reiches-, Volks- oder Ideen-Zeit; wenn man sich von ihnen nicht ausdrücklich löst, befallen uns diese Mächte unausweichlich wieder!

„Die Zeiten", deren Fülle im Jahre des Heils übers Kreuz geschlagen wurde, sind freilich Äonen, Geschöpfe, und werden in der Newtonschen „Zeit" nicht angetroffen. Der Islam hat die Stammesäonen mit dem Einheitsäon ersetzt, als ihre eigenen Gedächtnisse zersplitterten und es keinen „wahren" Stamm in der alten Welt mehr geben konnte. Dieser Vorgang mag unsere Augen für viele verwandte Vorgänge öffnen.

Zoroaster hatte ein Jahrtausend vorher etwas ähnliches für seine iranischen Hirtenstämme geleistet. Dieser Zarathustra hat nicht den Vortrab unseres Geschlechts gebildet. Er leistete etwas Angemesseneres: Ihm traten Reich und Israel im 6. Jahrhundert als Mederreich und als Israel im Exil machtvoll vor Augen. Ich sage machtvoll, weil jedesmal im Exil Israel machtvoll ist. Unter dem Einfluß des Königs der Könige und des Volkes Gottes schuf Zarathustra seinen Stammeskriegern eine neue geistige Existenz. Sie waren noch zu ungelehrt und unbeständig, um sich auf die Astrologie der Chaldäer und Ägypter einzulassen. Das Feuer am Himmel und auf Erden wurde Zarathustra Gleichnis für die Gestirne. Wo die Reichstempel Tore bauten, durch die der Herrscher in den Himmel eintrat, befahl Zarathustra dem Heer, zwischen Feuern durchzuschreiten, um sich zu reinigen. Das hieß „Durchleuchtung", Lustration[1]. Sie war ein Kompromiß; dank seiner wurden die noch ungesiedelten Krieger lichtbezogen und feuerorientiert, und die Niederlassung wurde erleichtert auch da, wo dem Lande keine einheitliche Stromnatur eignete. Die heutigen 100 000 Parsen Indiens singen den Ruhm Zoroasters.

So ist es also nicht richtig, daß erst der Islam den Stämmen und ihrem ewigen Strom nachgegeben hat. Im Stamm war und ist eben etwas ein für allemal gestaltet, das immer wieder Rücksicht heischte. Auch die christliche Kirche selber hat den Stämmen die drei Totentage um den 1. November einräumen müssen. Sie heißen heute Allerheiligen und Allerseelen. Allerheiligen wurde seit 854 an zwei Tagen gefeiert und Allerseelen seit 998 am nächsten Tag. Aber ein November-Totenfest findet sich über die gesamte Erde hin und wird von allen Stämmen begangen[2]. Als den Sippen der getauften Germanenstämme das Allerseelenfest eingeräumt wurde[3], da eröffnete sich ihnen der Zugang zu ihren unheiligen Ahnen. Die konnten nun ins neue Reich Gottes hinübergebetet werden.

Immerhin blieb das Verhältnis Kirche : Stamm anders als das Verhältnis Islam : Stamm. Die Kirche behielt ihre Freiheit, zu allen Zeitmächten Ja oder Nein zu sagen. Im Islam war das nicht so. Der kriegerische Erfolg des Augenblicks, den der Heros im Stamm verkörperte, ist für die Kalifen der Maßstab geblieben. Kein Mohammedaner versteht die Früchte unseres Austretens aus der Zeit, des aus der Existenz Austretens, um gerade dadurch ins Dasein zu treten. Der schrecklichste Beweis für das islamische Mißverständnis der Zeit sind die vier ersten Kalifen. Diese vier Nachfolger des Propheten waren erfolgreiche Eroberer. Und sie haben im Islam den Platz der christlichen vier Evangelisten eingenommen! An ihnen weiß man nämlich, was orthodox ist. Damit aber fiel der Islam auf die alte Häuptlingschaft der Stämme zurück. Wer in die Vergangenheit blickt, kann nur den Erfolg anbeten, die Skalpe zählen; man muß das schon Gesprochene dem noch Unausgesprochenen vorziehen. Dies

[1] Dazu unten, Seite 709. stimmt nicht

[2] R. G. Haliburton, The Festival of the Dead. Reprint Toronto, 1920.

[3] Die Europäischen Revolutionen. 2. A. 1951, S. 110 ff.

Fatum, dem die Stämme verfallen – das „Schongesagte" ist die Bedeutung von Fatum –, ist im Kismet Mohammeds einfach erhalten geblieben. Der Frömmste ist auch der Unoriginellste im Islam. Er zaubert nicht mehr und ist nicht mehr bezaubert. Der Islam hat diesen Segen gestiftet. Die Stammesflüche verstummten. Insofern kam er als Befreier.

Rückzug der Stämme vor Israel und Kirche ist der Islam. Er riegelt die Söhne der Wüste gegen die von Israel „aufgehobenen" und eben damit auch bewahrten „Reichs"wahrheiten ab (gegen Tempel, Astrologie, Schrift, Landwirtschaft), er erspart ihnen die von der Kirche aufbewahrten Schätze der „Polis", der humanistischen Wissenschaften und Künste. Gegen die Künste ergeht das Bilderverbot mit einer Absolutheit, die den Juden ganz fremd geblieben ist. Gegen die Welt der Siedlungskalender aber empfängt Mohammed noch ein Jahr vor seinem Tode eine Spezialoffenbarung (Koran IX, 36/37). Die Jahreskalender, die sich auf Sterne oder Sonne gründen, dürfen die Gläubigen dieses Propheten nicht beflecken.

Mohammed erfindet einen einzigartigen Kalender aus 354 Tagen, der sich weder um die Sonne noch um die Jahreszeiten, weder um die Tierkreisbilder noch die Planeten kümmert. Der zunehmende Mond, die Sichel, ist das Wahrzeichen des Islams, aber wenige sind sich bewußt, daß sich der Islam dies Symbol der Mondsichel in Gegenwehr gegen den Davidsstern der Bibel und die Sonne Christi wählte.

Jedes Jahr fallen die Monde des mohammedanischen Jahres weit ab von irgendwelcher kosmischen Regel. Jahreszeiten sind hier triumphierend vernachlässigt. Man hat dadurch die leere Hülse eines Kalenders für alle Gläubigen; wo vorher jeder Stamm für sich feierte, kann im Islam dank des Mondkalenders durch ganz Afrika und Asien das Fasten im Ramadan zur selben Zeit vor sich gehen, abgelöst von Himmel und Erde. Nun, abgelöst von Himmel und Erde, nur auf die Ahnen blickend, lebte der alte Stamm im lebendigen All. Mohammed sägt die Einheit des einzelnen Stamms mit seinem lebendigen All auseinander und wirft ihn in das eine Mondjahr in einem unlebendigen All. Der Rauschtrank begeisterte die Stammeskrieger; die Einehe disziplinierte den einzelnen. Mohammed, so sagten wir, gibt den Rausch der Sinne dem einzelnen Krieger in der Vielweiberei, aber die Ortsgemeinde ernüchtert er im Weinverbot. Genau dahin paßt sein Mondkalender. Der Mond ist über die Ungeheuer und Ungetüme und Gespenster im Busch erhaben; aber nur negativ hat dieser Mondkalender Wert. Positiv lehrt er nichts außer einer formalen Gleichartigkeit. Es geschieht nichts dank dieser Ordnung. Es wird nur etwas anderes verhindert. Der trotzigen Umstülpung der Offenbarung dient der Mondkalender[1]. Umgestülpt hat er die Seelen der Stammeskrieger allerdings, aber ohne sie

[1] Die Beschränkung der heutigen Astronomen und Historiker auf ihre eigene Vorstellung, daß Kalender „naturwissenschaftlich" zu sein wünschten, verhindert jedes Verständnis der Kalenderdialektik.

zu erneuern. Der einzelne gibt nun seine Seele unter die Regel des Propheten anstelle des Blutsahnen. Ein ungeheurer Stammestrust, ein Kartell aller Wüstensöhne wird dadurch geschaffen, das bis auf den heutigen Tag die Trennung der übrigen Welt in Bauern und Städter dem Islam erspart hat. Er kommt in die Krise, weil heute die wissenschaftliche Produktion den Unterschied von Land und Stadt und Wüsten abschafft.

Daß aber der Davidsstern, das Sonnenstrahlenkreuz Christi und die Mondsichel, alle drei Verwendung gefunden haben, ist geeignet, uns im Glauben an eine Ökonomie des Geistes zu stärken. „Die Geschichte ist so genau wie die Preußische Oberrechnungskammer", hat Bismarck gesagt. Sonne, Mond und Sterne sagen Amen dazu!

Und so gewinnen wir den sinnvollen Platz für den Islam mit seiner seltsamen Zeitrechnung nach Mondjahren seit der Flucht des Propheten von Mekka nach Medina. Diese Flucht ist wirklich eine Flucht aus Reich und Stadt und Judentum und Kirche in die Sippe und den Klan. Die Ära des Islam basiert auf einer Flucht; das ist seine Wahrheit. Und sie erläutert den Stammesglauben.

Auch die Kirche hat zwar den Ahnenseelen Heimatrecht in der neuen Ära des Heils gewährt. Aber sie hat sich nicht ihrem Fatum, ihren Geistern gebeugt. Und so ist der Heilige Geist nicht aus der Kirche gewichen. Mit Allerseelen begann vielmehr ein neues Zeitalter des Geistes.

Seitdem hat es zwar noch hie und da gespukt. Aber im ganzen hat das Allerseelenfest die Stammestoten der Vorzeit mit der Kirche ausgesöhnt. Als der Edelstein des Ahnenrituals, die Gräber, ihren Platz an der Kirchenmauer, auf dem Kirch-hof, gefunden hatten, da konnten die übrigen Riten zum Kinderspiel werden. Das Karussel, der Reigentanz, die Jahrmarktswunder und die Pferderennen, die Johannisfeuer und das Blutsbruderschaftstrinken, Rundgesang und Rebensaft, Mensur und Toast, Karneval und Leichenschmaus wurden gefahrlos. Hexen und Hexenmeister sind nur noch um den „Maypole", den Maienpfosten oder Totenpfahl auf dem Besenstiel herumgeritten. Das waren einzelne vertrotzte Splitter, einzelne Hexen, Berserker und Einzelgänger.

Ernsthaft und wirksam aber konnten die Sitten bleiben, welche die Kirche bestätigte oder fortbildete: Ehehindernisse, Totenmahl, Adoption, Freundschaft, Erntedankfest, Hausfriede und Gastrecht, die Ehrung der Alten, die Flurumgänge und Prozessionen.

Der ewige Strom

Heute indessen sind gerade die von der Kirche bejahten Stammessitten gefährdet und deshalb ist eine Wiederbegeisterung des wahren Stammes zu einer ernsten Angelegenheit geworden. Die Rückwanderung der deutschen Ostflüchtlinge ist eine scheußliche Karrikatur des alten Wanderungsstromes.

Die Reichswanderung ist über Europa verhängt worden, nachdem der Trotz jeder Nation sie zu allen dreien gestempelt hatte: zu Stammesvolk, Reichsbewohnern, Gottesvolk. Nach Ostland reiten, das Land besiedeln, am eigenen Wesen die Welt genesen machen, sind drei sich widersprechende Dinge. Denn der Genesenmachende muß leiden, der Reitende muß unstät weiterziehen, der Siedelnde muß in „China", in Grenzen verharren. Erlöser leiden, Kaiser beobachten, Häuptlinge er-fahren, alle drei aus Gehorsam gegen Wahrheit. Denn ein Reich vermißt die Erde nach Sternstunden, ein Stamm hält seine versteinernden Zauber flüssig im Weiterschreiten, und dem Volke Gottes ist nur die Zukunft verheißen. In der Rückwanderung ist die Wahrheit wieder zutage getreten, daß wir nicht Götter sind, sondern zu jeder Stunde nur eines unternehmen können. Das All hat die Urstämme demütig erhalten. Sie waren nie Allvolk, nie Allreich, nie Allstamm, es sei denn auf Hoffnung.

Der weiterschreitende Stamm ist der wahre Stamm. Das Gleichnis jener 6000 vor Christi Geburt anhebenden Stammeszeit sind daher die Wasserläufe und die Meere. Der ganze Stamm ist sich selber Der Mensch, und der Stammesahn ist beiderlei Geschlechts. Die Stammesteile sind Tiere. Aber der wahre Stamm dehnt sich über das, was jeder Stamm von sich selber aussagt. Und im Wasser ist jenes treibende Element zu spüren, das uns Landratten abhanden gekommen ist. Ich bin nicht beredt genug, dies Gleichnis der Stammeswanderer und des Fließens und Strömens der Wasser über die Erde hin auszugestalten. Aber wer in unbesiedeltem Land gewandert ist, weiß, wie man da unter den Einfluß der Wasserläufe gerät. Das Wasser ist halblebendig. Weder die Physiker noch die Biologen wissen das Geheimnis der Gewässer. Wir brauchen es zum Leben und können es durch nichts anderes ersetzen. Es ist kein Zufall, daß am Ende der griechischen Wanderzeit ein Grieche ausrief: „Alles ist Wasser"; auch hat die Flutsage auf der ganzen Erde die kleine Stammeszeit von der Reichszeit scharf abgesetzt. Die Flut war jenes Übermaß an Wasser, das den Stämmen ihren Weg des geringsten Widerstandes auf der Erde verlegte. Das ist wichtig. Das Wasser zeigt immer den Weg des geringsten Widerstandes. Es rinnt abwärts nach dem Gesetz der Schwere. Der Geist folgt dem Gesetz des härtesten Widerstands: Bei den Stämmen wird der wildeste Trieb, der Geschlechtertrieb, befriedet. Die Natur aber folgt der Schwerkraft. Und deshalb war das Wasser das Gleichnis der Stammesbewegungen durch die Erdräume. Diese unbewehrten Wilden überkreuzten Ozeane in unwiderstehlichem Drang und doch auch in bewunderungswürdiger Organisation. Von den Quellgebirgen zur Mündung scheinen Stämme in Peru vorgedrungen zu sein; anderwärts müssen sie flußaufwärts gezogen sein. Schnee, Sturm, Steigen und Versiegen der Quellen, und vor allem Sümpfe machten schrecklich zu schaffen. Nicht zur Sonne blickte, sondern mit dem Wasser bewegte sich der Stamm. In den wässrigen Gewittern offenbarte sich der Blitz, auch er also nicht unverbunden mit den Himmels-

wassern. Und so schenkte das Wasser den Stämmen ihren größten Freund, das Feuer. Tausend Sänger lockten dem Indra aus der Wolke den Regen ab[1].

Mir scheint, daß dieser mächtige Eindruck des Wassers noch lange nicht genug in Rechnung gestellt worden ist. Eine rechte Zeichnung der Stammeswanderungen würde sie gleich Strömen darstellen. Goethe empfand, daß wir in der Götter Augen wie Wellen erscheinen, „ein ewiger Strom". Tatsache ist, daß die Stämme ein lückenloses Stromnetz gebildet haben, ohne ins Vormenschliche abzusinken.

Die Stämme bewegen sich endlos im Raume fort, weil sie angstvoll jeden Augenblick einen Vorstoß von irgendwoher aus der Welt befürchten. Sie müssen wanderfähig bleiben. Das wußte der Sektenpfarrer Musselmann. Aber die Altstämme wollten das nicht wissen. Ihr Wissen zielte auf die eigene Unsterblichkeit, kraft der Masken. Um den Tod hängen sie ihre Masken, damit keine „Kraft" vergehe.

Man hat viel an diesem „mana" des Animismus herumgestochert; aber der Sänger hat es uns weit aufgetan, als er dem „Ahnenbild" den lateinischen Vers vorsetzte: „Ne virtus ulla pereat!" Keine Kraft soll vergeudet sein. Die virtus des Ahnen ist das mana des „Animismus". Darum halten die Krieger ihre Augen auf die Toten gerichtet. Hinterrücks aber werden sie von der Zukunft in der Gestalt des Wanderns ereilt. Erbfolge plus Wandern, Ahnenkult plus Weiterschreiten ist ihr wirkliches Schicksal. Erbfolge, eine bloße Hälfte ihres Geschicks, füllte ihre Gedanken und ihre Sprache. Die andere Hälfte blieb unausgesprochen: die furchtbare Angst, das abscheuliche Gemetzel, die lähmende Erwartung des Ungeheuren, das unheimliche „Elend", sie werden diesen Stämmen zum Verhängnis. Denn Verhängnis heißt doch das, dem wir preisgegeben sind. Und preisgegeben sind wir dem, das noch nicht Wort werden kann.

Forscher haben oft genug darauf hingewiesen, es sei der Lebensprozeß eine unaufhörliche Steigerung des von der Umwelt Freiwerdens, eine wachsende Hineinverlegung der Daseinsbedingungen aus der Außenwelt in das eigene Innere. Sie haben das vom Infusorium bis zum Säugetier nachgewiesen. Der Mensch ist lebendig. So verlegt auch seine Geschichte die Bedingungen unseres Daseins aus der Umwelt ins Innere. Aber es ist dem Menschen mehr zu erkennen vergönnt als eine mathematische Kurve dieser „Hineinverlegung". In Stufen der Wortwerdung schreiten wir in neue Freiheiten. Jeder Stamm hat schon Freiheit. Aber die physikalische Welt spricht noch nicht. Und was nicht spricht, ist noch unter Fatum. Die Freiheit wächst nicht allmählich. Sondern die Freiheiten werden in gewaltigen Ursprüngen ausgesprochen. Die Geschichte ist nicht auf Zahlen, sondern auf neue Aus-sprüche der Liebe angewiesen.

Die weite Welt ist für den Stamm noch unaussprechlich. Ungeheuerlich heißt

[1] J. Hertel, Sächsische Ges. Wiss. Leipzig Abh. 40 (1929, 34 ff.).

sie, weil sie uns die Rede verschlägt. Die für die Lebensalter gemeisterte Zeit hat keine Macht über dies Verhängnis und man kann es daher nicht wie den fremden Gast mit dem Lächeln der Begrüßung entwaffnen. Während in ihm die Wege von Ahn zum Enkel gerade und recht erhalten werden, überfällt den Stamm die „arge" Welt unversehens, unvorhersehbar und ganz abgesehen von seinen eigenen Beschlüssen, als Bewegung. Die Stämme sind in Bewegung, so wie die Fische im Wasser sind und nur deshalb Fische, weil im Wasser! In dieser Bewegung stoßen sich die Stämme gegenseitig zurecht. Sonst gingen sie zugrunde! „Sehr viele Stämme sind völlig der Machtstellung der Zauberer verfallen. Und damit ist ihnen, mögen sie sonst noch so gut veranlagt, noch so männlich und selbstbewußt sein, hoffnungslos jede Aussicht auf Erreichung einer höheren Kulturstufe, jede Möglichkeit eines Fortschritts abgeschnitten"[1]. Indes kraft der Niederlagen auf dem Kriegspfade und der Erfahrungen im Elend kann ein Stamm seine Zauberer loswerden oder doch in ihre Schranken weisen. Und wer über die Kriege der Rasse verzweifelt, sollte dies Abschuppen der perversen Zauber den Kriegen zugutehalten. Hoffnungslos ist eben die Rasse, die ihren eigenen Wahn nie beargwöhnt und nie ins Laboratorium des Wanderns gerät. „Forschung" ist übrigens auch organisiertes Wandern. Faust ist der in die Studierstube verlegte Wanderer. Und ohne Forschung verfällt das gelehrte Wissen dem faulen Zauber der Schulbücher, ohne Wandern die ungelehrte Erfahrung dem Aberglauben.

Es ist also nicht leichtfertig zu behaupten: Nur die Wanderungen haben den wahren Stamm Gottes unerforschten Ratschlüssen nachforschen lassen. Man nehme das wörtlich. In dem Zusammenströmen der zahllosen Stämme und nicht in irgendeiner einzelnen Stammeswelle formt sich der ewige Strom. Die wirkliche Geschichte muß also die vermeintlichen Ahnentafeln der verschiedenen Herren und Häuptlinge, auf die geblickt wird, rücksichtslos beiseiteschieben; sie erhebt den Krieg zum Vater aller Bünde. Wenn Herakleitos ausrief, daß „Krieg Vater aller" sei, so hören wir leicht heraus, daß Krieg die Ursache aller Dinge sei. Aber „Vater" war nicht „Ursache", und „aller" war nicht „aller Dinge"; „Vater" und „Aller" zielten 500 vor Christi auf Lebende, nicht auf tote Dinge. Heraklit hat den ewigen Strom der Geschlechter ähnlich aus dem Zusammenstoß gegnerischer Welten sich bilden sehen wie der modernste Pragmatismus, oder wie der dialektische Materialismus, oder wie das älteste Christentum oder wie Goethe. Wir verfälschen immerfort die Geschichte, weil wir davon ausgehen, daß die Spanier oder die Franzosen oder die Deutschen eine Geschichte „haben". Das ist die optische Täuschung jedes Stammes. Eine „deutsche" Geschichte ist bloße Verführung. Alle Geschichte ist zwischen Dir und Mir, zwischen Deutschen und Franzosen, Römern und Karthagern; sie ist

[1] Eduard Meyer, Weltgeschichte I⁴ (1921), 96.

ja ein „Engagement", in der sich mindestens zwei Ordnungen verflechten. Nur im Strom der Völkerwanderung gilt also jedes Stammes Heldensage. Alle Heldensage ist die Hälfte der Wahrheit, die andere ist die Völkerwanderung.

Die Sintflut

Ich will am Ende der Stammeszeit den Punkt herausheben, an dem die Stämme selber ans Ende ihres Wanderns in jedem Falle kommen mußten.

In alles Lebendige konnte sich der Stammeskrieger dank seines Spielraums verwandeln, und er hat es getan. Aber das Wasser ist allmächtiger als sogar Löwe und Panther und Schakal.

Angesichts des Meeres und angesichts der großen Fluten der Deltas, der Überschwemmungen der Hochtäler, kam der Stamm an die Grenzen seiner Verwandlungskraft. Die Wanderungen ergossen sich wie das Wasser nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes. Was sollte geschehen, wenn dieser Freiheitsraum an unüberwindbare Hindernisse stieß? Wohin ging die Reise, wenn dem bloßen Weiter, Weiter Einhalt geboten wurde? In der „wilden Jagd" erschöpft sich der Glaube der Stämme. Die sinnlose Bewegung und der endlose Hader von Stamm zu Stamm schreien nach Schlichtung. Die Menschenopfer und die Ausstoßungen in den Busch, wenn Jahrhunderte fortgesetzt, schreien nach einer Abschaffung der Tyrannei der Totengeister.

Ein neuer Lösungsversuch in der Geschichte tritt nicht erst dann auf, wenn die alte Lösung nirgends mehr funktioniert. Er tritt auf, sobald zum erstenmal feststeht, daß sie eines Tages nicht mehr funktionieren *wird*. Moses z. B. verließ Ägypten 1600 und mehr Jahre vor der Zeit, in der Roms Kaiser Diokletian ein letztes Mal versuchte, als ägyptischer Pharao zu regieren.

Christi Zeitenwende kam 1900 Jahre vor dem Aufhören des Kaiserrreiches China.

So hat sich auch eine Schar 3000 Jahre vor den Goten oder Franken von den Wanderstämmen losgerissen zu einer Zeit, als noch Tausende von Stämmen auf lange hinaus wetteiferten, den ewigen Strom des wahren Stammes darzustellen.

Wie geschah's? Vor allen Mächten auf Erden war es der Strom, der dem Wandern Einhalt gebot, zumal ein Strom wie der Nil oder der Mississippi oder der Euphrat, deren Lauf in keinem Jahr derselbe bleibt, ja von Woche oder Monat zu Monat sich ändert. Der Strom war also im „Busch", im unheimlichen Außenraum, besonders unheimlich und mit seinen Krokodilen und Tücken am ungeheuerlichsten, wenn seine Hochwasser alles verheerten. Aber was hier Einhalt gebot, wurde zum Aufenthalt, als sich Pharao einem Stromhimmel unterstellte. Die ungeheure Erfahrung eines Hochwassers verbot den Stämmen, die Parallele von Mensch und Wasser, unter der ihr Wanderleben verlief, weiter zu treiben. Vielmehr, angesichts der Hochflut, wendete sich die

Richtung des Strebens. Wo das Wasser gemächlich zu Tal rinnt, ist es noch heut ein Vorbild für „des Müllers Lust". Aber die Hochflut fordert auf Leben und Tod heraus. Mehrere Stämme sahen sich vor die gemeinsame Bedrohung gestellt, und zum erstenmal sahen sie einander an (S. 367 f.) und hielten gemeinsam stand, und ein gemeinsames Wort sprang auf.

Es kam zum Reich, als der Aufenthalt durch die Hochflut bejaht wurde. Der Strom schreibt ein neues Gesetz in Handeln und Denken. Wer von uns fände wohl einen Strom oder Ozean am Himmel? Aber einen Strom fanden die Siedler im Himmel wie auf Erden. Nach dem Muster der Sonne auf dem Himmelsstrom wagte sich der neue Mensch auf die endlose Fahrt den Strom hinab. Göttlicher als die Totenklage um den Helden erschien nun der morgendliche Lobgesang auf dieser Fahrt. Diese Fahrt wurde verfassungsgebend, nicht das Grab. Die Horusfolger lernten dem Verhängnis die Hand in den Rachen zu legen, ohne daß der Fenriswolf, der ewige Fänger, zuschnappte. Kann die Unheimlichkeit geheuer werden, kann „Elend" uns anlächeln? Dazu bedurfte es eines neuen Sinnes: Der Aufenthalt durch die Überschwemmung wurde zur Grundlage des Daseins: Das Reich wandert nicht. Und hier enthüllt sich uns das Grundgesetz aller Geschichte an einem ersten Beispiel. Nur dort, wo der äußerste Widerstand überwunden wird, wird ein neuer Ursprung möglich. Gemeinhin leben wir nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes. Die Stämme jagten durch die Prärie und Wüsten und folgten in den Dickichten den Großtierfährten oder Bach und Fluß. Aber in Ägypten galt, was noch jedesmal im Leben gilt, wo es ums Schaffen statt ums bloße Entwickeln geht: Der schlimmste Widerstand, hier die Spur der Hochwässer, muß gebrochen werden. Da setzt bloße „Entwicklung" aus. Und dann setzt die epochemachende Geschichte ein, weil etwas zum erstenmal geschieht. In Ägypten ist ein für allemal etwas zum erstenmal geschehen. Was nicht nur neu, sondern obwohl neu dauernd bleiben soll, muß am Ort des härtesten Widerstandes herausgeschliffen werden, also die Dauersiedlung im Überschwemmungsland, die Kirche in Jerusalem und Rom, die Gleichheit in der Hochburg des Geblütsadels, in Frankreich, die Heiligkeit geplanter Arbeitseinteilung in den gleichförmigen Steppen von Mütterchen Rußland, die Rechte der Gemeinen in dem Normannenstaat auf englischem Boden usw. usw.[1]

Die Liturgie des Reichs, seine göttliche Leistung, bestand eben in dem einen einfachen Ruf: Halt, Hochwasser! Die Flutsagen aller Völker sind wie alle Mythen und Sagen das Gefolge einer Flut-Liturgie. Wenn man aber die Behandlung der ägyptischen Leistung durch die Gelehrten studiert, so wird die Stiftung der ägyptischen Göttertempel für das Ergebnis einer Theologie ge-

[1] „Ama quia durissimum", habe ich dies Gesetz benannt in Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche I, (1927) 97—108. Weil die Darwinisten dies Gesetz nicht kennen, hat sich ihnen das Wesen des Neuen verflüchtigt. Sie haben alles „entwicklungsgeschichtlich" auf ein allmähliches Werden zurückverfolgt. Schon Eduard Meyer hat ihnen zugerufen, daß mit dem Zurückverfolgen nichts erklärt sei.

nommen. Aber Theologien sind ancillae ecclesiarum, Dienstmädchen ihrer Kirchen. Bevor „Mythen", Kosmogonien, Weltschöpfungsmythen in Umlauf kommen konnten, mußte schon längst ein Pharao den Umlauf um die Mauern von Memphis vollzogen haben. Längst also gab es das Reich. Wie denn? Der gesunde Stamm ist Wanderstamm. Der nicht wandernde Stamm verdirbt wie manche Neger in Afrika. Um also das Wandern, dies politische Sakrament unserer eigenen, uns die Lebendigkeit vererbenden Ahnen, aufzugeben, mußten die lebendigen Stämme — und es müssen Dutzende gewesen sein — sich nicht als Tiere, Bäche und Geistererben ansehen, sondern als etwas anderes. Wie Thomas von Aquino erst selber Christ heißen mußte, bevor er Theologie „machen" konnte, so mußten die Ägypter erst Bewohner einer „bleibenden Statt" sein, bevor sie anfangen konnten, von da aus von Himmel und Erde zu erzählen. Dazu mußte die große lebendige Bruderschaft des Lebenden Alls gegen eine neue Heimat eingetauscht sein. Diese neue Heimat ist nicht lebendig wie das All, sondern unvergänglich und allgegenwärtig, wie nichts lebendiges sein kann. Stern unter Sternen gebietet der neue Führer, und die ersten Ägypter mußten sich mit seinem Namen, Leute des Horus, anreden, um ihrer neuen Heimat eben dadurch inne zu werden. Vom Wüten der Stammesgeister, von der Wut der Schamanen und Tohigames, wagt sich das Auge sonnenhaft zu der Ansicht zu erheben, mit der ein Stern die Erde erblickt und umgekehrt überall geschaut und beobachtet werden kann. Wenn Hegel von der französischen Revolution sagte, damals wahrhaftig habe der Mensch gewagt, sich auf seinen Kopf zu stellen, so gilt von den Aufenthaltern im Flutgebiet, daß sie eine Stellung gegenüber den Fluten bezogen, dank der sie unter den Sternen Posto faßten. Die Sterne wandern nicht; sie kreisen. Stämme wandern; Reiche kreisen. Denn die Zeit der Siedlung beginnt mit dem Entschluß, nicht „die toten Seelen als Ätzrunen auf die Haut zu ritzen", um sie durch das All zu tragen, sondern von den Sternen und Sonnenstrahlen die Erde mit Schriftcharaktern der astrologischen Kreisläufe beschreiben zu lassen, damit man *statt zu wandern* in ewigem Kreise prozediere. Prozessionen ersetzen das Wandern, der Wandel die Fahrt.

Als die Inkas die Peruvianer seßhaft machten, da soll das wie folgt vor sich gegangen sein. Der Gründer des Reichs, Manco Tampa, hielt ein Szepter aus Gold. Wo immer dies Szepter wie ein Keil in den Boden drang, an dem Platze sollte der Mann und die Frau bleiben. Wie eine Wünschelrute bestimmte diese goldene Waffe die bleibenden Sitze, wo fortan Häuser auf ewig stehen mußten. Denn das Gold galt als eine Träne, die der Sonnenball hier geweint habe[1].

„Tauet, Himmel, den Gerechten!" Also, Hochflut und Himmelskörper zusammen machten dem freien Wunderall des Stammes ein Ende. Beide waren unlebendiger und großartiger als die Tiere und Pflanzen, in die sich die Stam-

[1] Violet Clifton, Vision of Peru, London 1947, 27 f.

mesmenschheit, ein wahrer Proteus, zu verwandeln gelernt hatte. Hochflut und Himmelskörper waren nicht von ein paar Tausend begeisterten Leibern zu meistern. Zwar gab es schon Allianzen und Koalitionen von 4, 5, 6 Stämmen. Aber die berühmten sechs Nationen Nordwest-New Yorks zählten 1778 alle zusammen erst 5000 lebende Glieder, die Kinder eingeschlossen. Grundlegend ließ sich weder an der geringen Zahl noch an der strömenden Weitläufigkeit dieser Jäger, Fischer, Fruchtsammler viel ändern.

Nur ein entschlossener Bruch mit dem Grundsatz des Stammes vermochte das. Welches war denn der Grundsatz, aus dem alle anderen folgten, aus dem Totenkult, Sühne, Tanz, Kriegsbemalung flossen? Es war ein neues Gebot: Bisher sprachen die Toten zu den Lebenden und das Herkommen sprach zu den Nachkommen.

Dieses Grundgebot mußte überboten werden.

Und so geschah es.

Im Reich schreiben Hochflut und Himmelskörper ihre Strophen vieltausendfach auf die Erde. Jeder Bewässerungsgraben wurde eine Schriftrune, die einer Ätzrune eines Stammeskriegers ein Ende machte. Damit war die Schizosomatik in Totenmaske und Wandertrieb überwunden. Denn der Boden jagte den Menschen nicht weiter, sondern gerade er band ihn an eine Stelle. Der Bauer der Reiche geht wohl hin und her, aus der Höhe ins Fruchtland und aus dem Überschwemmungsgebiet an die Steilufer. Aber dies ist eine kreisende Bewegung, und das Gegenteil des Wanderns. Denn dem Boden ist das Gesetz eingeschrieben, statt den Ehepaaren. Die Transhumanz der Hirten ist z. B. durchaus nicht Wanderung.

Die Reiche hefteten die Augen auf das Verhängnis, wie es bis dahin in Strom und Sternenzelt gelebt. Und dies Verhängnis begann menschliche Züge anzunehmen, denn es läuterte sich zu einem erkennbaren Drama.

Das Verhängnis, das über den Stämmen hing, war die unheimliche Welt. Nun beugten sich Isis und Nepthys über den toten Strom und weinten über Osiris. Sirius-Sopdit weinte über den verschwundenen Orion und er tauchte wieder auf in festem Rhythmus. Isis beugte sich über den neugeborenen Horus und lächelte, und er herrschte ewig als der „Durchschreiter der Hunderttausenden von Jahren“ [1]. Das Nichtwandern hatte volle Frucht getragen, als der Himmel lächelte. In diesem Lächeln und Weinen ist an die Stelle des Alls und seiner panischen Schrecken etwas neues getreten. Denn die Gegenwart ist ewig geworden. Was nunmehr in Hunderttausenden von Jahren wiederkehrt, ist nicht mehr das unheimliche „All“, sondern das Universum, d. h. ein geordneter Kosmos. Himmel und Erde sind fest geworden. Die Eintagsfliege Mensch hat es gewagt, auf die ungemessenen Zahlen der Jahrtausende eine Gegenwart zu

[1] E. A. Wallis Budge, The Chapters of Coming Forth by Day, London 1898, 43, 15.

bauen. Statt der Generation, des genus, herrscht von nun ab der Äon, der Aufgang der Gestirne als der Maßstab der Zeit. Ätas und Äon, Lebensalter und Sternenumlauf traten so in Gegensatz. In einem Mischwort der römischen Sprache ist uns vielleicht eine Spur erhalten, in welcher sich die beiden Zeitrechnungen kombiniert haben. Wäre dem so, dann würde auch hier der Geist von Hellas und Rom sich als der erweisen, als den wir ihn bis heute verehren: als die humane Mischung von Stammeszeit und Reichszeit. Das fragliche Wort ist „Origo", Mehrzahl: „origines". Dies Wort hat Hippolyte Taine durch seine „Origines de la France Contemporaire" für unsere Jahrhunderte belebt. In Varros „Origines" wurde es in der Antike feierlich gebraucht. Unsere „Ursprünge" geben sein Pathos wieder. In diesem Wort stecken rein etymologisch gesprochen „Orient" und „Genus". Es ist also Aufgang und Geburt in einem. Die Sterne und die Ahnen haben Rom vom ersten Tage, da Rom orientiert und gentiliziert wurde, beschützt, da es „originierte". Jede antike „Polis" beruhte auf der Verdichtung des Reichs zur Einzelstadt und auf der Erweiterung des Stammesfriedens, den z. B. Orestes verloren hatte, zum Tempelfrieden, der dem Muttermörder und Vaterrächer Asylrecht gab. Es mag also dieser sprachliche Tatbestand des Wortes Origines als eine Art Merkwort für die Dialektik der Geschichte dienen, auch wenn es mir fern liegt, dogmatisch seine bewußte Schaffung für diesen Zweck zu behaupten. Denn ich habe zwar etymologisch recht: Wurzel „ori" und „gen". Aber der Geburtstag des Wortes bleibt verhüllt. Das Gedächtnis der Völker vom Bruch der Reiche mit dem Stammesritual ist uns in den Sintflutsagen aufbewahrt. Das Gedächtnis der Antike ist liturgisch. Wir Menschen wissen nur, was wir aufgefordert tun. Das gilt auch vom experimentierenden Physiker. Zwischen Anruf und Erfüllung schwingt unsere Geistesgegenwart. Die Sagen und Mythen umkleiden liturgische Handlungen. Denn niemand war damals bereits „Publikum", dem etwas vorerzählt wurde. Alle tanzten und sangen mit; denn alle wurden eingepflanzt. Wenn gesprochen wurde, war also die Sintflutsage die Erklärung, wie ein neues Ritual, das man ausübte, jenes alte zerbrach und ersetzte, das man die Stämme noch ausüben sah.

Der Leser weiß schon, daß die Bibel in Noah den liturgischen Mythos von Osiris und Isis zur Geschichte läuterte. Die Aufgabe Israels war es, die Liturgien von Stamm und Reich zu zerstören; sie führte zu der grandiosen Erkenntnis, daß die Geschichte immer wieder auf neue Stufen tritt. Das Volk Gottes hatte eben dies in die verblendete Welt hineinzurufen; wir heutigen dürfen hinzufügen, daß Israel dem liturgischen Element der Flutsage eben darum nicht gerecht zu werden brauchte. Denn Israel verhieß weitere Stufen in der Zukunft! Die Flutsage der Reiche aber rechtfertigte nachträglich die ewige Liturgie, die weitergehen sollte für *immer;* die Geschichte Noahs umgekehrt verstopfte das Leck, wo aus Geschichte Liturgie geworden war, damit dies Er-

eignis nicht als das Letzte gelte. Die Liturgie des Reichs liegt dem Mythus zugrunde; Genesis aber erzählt Geschichte, damit sich nicht etwa Götzendienst bilde. Liturgie und Geschichte verhalten sich in Ägypten und Israel genau umgekehrt. Liturgie führt zu Geschichte in Ägypten, damit die Liturgie ewig sei. Geschichte verhindert Liturgie in der Bibel, damit Gott als einzigmalig in jeder Offenbarung erkannt werde.

Wollen wir im Stamm einen verwandten Bewußtseinsvorgang finden, so müssen wir an die liturgische Entdeckung der „Seele" denken. Von der Seele wissen der Schamane und sein Umstand, sobald einmal die Ekstase erlebt worden ist. Weil der Mensch aus seinem Leib zu Lebzeiten austritt, weiß er, daß er nicht mit seinem Leib zusammenfällt. Die Seele ist in den Stämmen eine experimentelle Erfahrung. Diese Erfahrung ist eben daher keine logische. *Der Mensch besteht nicht aus Leib und Seele!* So besteht er im Schwachsinn bloßen Nachdenkens. Im ersten Band hat sich gezeigt, daß Seele, Geist, Kultur, Leib, Umordnungen unseres Selbst sind, Hauptworte vier verschiedener Reihenfolgen unseres Daseins.

Wenn man Pater Wilhelm Schmidt oder Erwin Rhode oder die Ägyptologen über die Seelenvorstellungen der Alten hört, so muß man annehmen, diese hätten ein System der Philosophie sich ausgedacht. Aber was geschah, was geschieht, was geschehen wird, so oft wir den Tod eines Geliebten ins Auge fassen, ist nichts nachgedachtes. Vielmehr wird der Stamm bezwungen von dem „Liedleib", zu dem der Tote im Sprachrohr des ersten Schauspielers wird. Durch die Maske, das Mundstück, erklingt, erzwingt sich der Gestorbene seine Person unter seinen dankbar zu seinen Nachkommen sich ordnenden Hinterbliebenen. Die aber, durch die hindurch er spricht, aus denen er spricht, entdecken ihre eigene Seele reziprok, je mehr sie den Toten verkörpern. Spiele ich z. B. Cyrano de Bergerac, so gibt mir die Tatsache, daß ich ihn zu spielen *vermag*, die Gewißheit, daß auch in mir ein Funke glüht; Seelenfunke des Toten, von der Liebe als unverstorben maskiert, induziert in mir, dem Rezitierenden, denselben Funken. Noch heute ist jedes Zitat eine Totenbeschwörung.

Es ist ja ein Pfaffentrug, daß wir durch die Furcht vor unserem eigenen Tod auf unsere Seligkeit achteten. Mich leitet doch die Trauer um die Toten, die ich geliebt habe. Welch anderen Sinn hat denn die Liebe zum Heiland? Ich erschrecke über seinen Tod.

In genauer Parallele räume ich meiner eigenen Seelenkraft Raum ein, sobald ich die Maske eines anderen vorbinde und im Akt des Schauspielers sehend werde für mein Inneres, weil ich es zugunsten eines anderen *geräumt* habe. Der Seelenglaube ist eine Erfahrung, die unserer Solidarität mit den Geliebten entspricht, die vor uns sterben. Der Leser wird nun besser begreifen, weshalb wir im ersten Bande bereits dem Kapitel über die Todesüberwinder den Namen „Seele" beisetzen mußten.

So wie wir durch die Trauer um unsere Toten vom Tode erfahren, nicht aber etwa durch unsere eigene Todesfurcht, so wird das Dasein unserer Seele unwiderleglich, sobald wir uns seelisch in einen „Unwiederbringlichen" hinein versetzen. Denn damit treten wir aus unserer eigenen seelischen Existenz heraus. Statt des starren Selbst ist der, der sich auch nur einen Liebesaugenblick lang in einen anderen hineinversetzt, fähig, dies, in das er sich hineinversetzt, als eine Seele anzuerkennen. *Mehr weiß zuerst niemand,* sei es vom Tode, sei es von der Seele! Nur die Solidarität mit den Geliebten belehrt uns über beides.

Weshalb wird das nicht von den Pfarrern oder „Psychologen" gelehrt? Es ist doch jedermanns Erfahrung.

Seine eigene „Seele" erfährt der Mensch, dessen Leib begeistert die Toten personifiziert und damit eine Kultur-Rolle spielt. Da wir aber Seele und Leib nur deshalb zu Aspekten unseres Daseins machen müssen, weil wir uns in den Toten lieben, so ist es unsinnig, Leib oder Seele als zeitlose Dingworte zu definieren. Sie sind liturgische Zeitworte der menschlichen Komödie, des sozialen Dramas, das wir vollführen. Und als die Seele benannt wurde, da definierte der Stamm eigene Erfahrungen seiner Krieger.

Auch die Hochflutmythen dürfen nicht als Chronik einmaliger Naturschauspiele verstanden werden. Diese Mythen von dem einen Gott, der die Flut sendet und dem anderen, der sie stillt, wären ja sonst bereits ihre eigene Antithese; es ist nämlich erst das Alte Testament, das sie bekämpft, und zwar mittels seiner einmaligen Geschichte aller Liebestaten Gottes. Die Bibel kennt nur den einen Gott als Aktor. Wer aber den Bekämpften selber schon die Kampfmittel Israels zuschreibt, kann weder die Reiche noch Israel würdigen. Wie die Seele ewig, nämlich immer wieder, aus dem Leib des „Tohigwame" austritt und es deshalb nötig wurde, uns Menschen begrifflich mehr als den Leib zuzusprechen, so tritt jährlich die Hochflut über das Land und befruchtet es. Dieses Vorgangs bemächtigen sich die Reiche und deshalb wird es nötig, der Wildnis nach der Flut begrifflich einen neuen Charakter zuzusprechen. Es gibt nun erstens Busch, zweitens Überschwemmungsland und drittens den göttlichen Charakter des von der Flut wieder verlassenen Pfluglandes, der legendären AROURA, der vom Götterfluch gereinigten schwarzen Erde, des von der Wildnis zur beobachtbaren Regel erlösten Kosmos. Diese zweite Geburt des Begriffes „Land" wurde in den Flutsagen geleistet. Die Form in Ostindien sei hier wiedergegeben, weil in ihr die liturgischen Elemente offenliegen. „Die Menschen wollten nur tanzen und sich betrinken (eine Beschreibung der Stammesfeiern; man erinnere sich, daß die Reiche nur Berufstänzer zuließen) und nicht arbeiten, noch sich reinigen. Die große Flut wird vom großen Urhebergeist Singboga geschickt. Alle Menschen kommen um. Nur Zuli, ein Bruder und seine Schwester entkommen. (Hier ist die ägyptische Pharaonenehe erfaßt.) Eine Schlange wird erschaffen, die ihre Seele gen Himmel als Regenbogen bläst, und der Regen endet." Ge-

winnt denn die Sintflut nicht an Wichtigkeit, wenn sie die Einsetzung der neuen Liturgie erklärt? Sie hält doch die Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis wirklich fest. Die Erklärer tun ihr zu wenig Ehre an, wenn sie nur an eine beliebige Naturkatastrophe erinnern soll. Sie erinnert an jenes Phänomen der Flut, dem der Mensch *standhielt.* Die Mythen berichten nicht Naturzufälle, sondern Ereignisse. Und nur das ereignet sich in der Welt, dem wir Menschen standhalten.

Sobald wir diese Überlieferungen als Ereignisüberlieferungen würdigen, werden wir ihnen vielleicht noch mehr Geschichte entnehmen können. Ich halte es nicht für unmöglich, daß die babylonische Flutsage und das ägyptische Zeremoniell der Horusfahrt bei genauerer Forschung uns noch etwas über den Einfluß beider Landschaften aufeinander sagen.

Heute ist es zu früh, die absolut feststehenden Beziehungen von Sinear und Niltal aufzudröseln. Die babylonische Flutsage kann älter oder kann jünger sein als die Nilfahrt. Da harren die Probleme noch der Lösung. Ein Beispiel. Der Nil fließt nordwärts und die Hochflut verrinnt hier ins Meer. Die Barke des Herrschers wird bis nach Byblos am Mittelmeer getrieben. Auch in Babylons, Indiens und der Bibel Sinflut treibt die Arche nach Norden, landete aber auf einem Berggipfel. Beibehaltung der Nordrichtung des Nils und Änderung der Pointe? Oder war es umgekehrt? Änderten die Ägypter die Liturgie? Euphrat und Tigris fließen ja südwärts und statt des großen Bären verehrt man in Sinear eine Südkonstellation. Hier klafft ein fundamentaler Unterschied, der genaueren Nachdenkens wert erscheint. Ebenso empfiehlt sich eine technische Untersuchung, inwiefern bei Hochwasser die Alten sich aufs Wasser wagen konnten oder nur dem „rette sich wer kann!" gehorchen mußten. Aber die Reichsliturgien in ihren Jahrtausenden jährlicher Vollziehung des neuen „Erdreichs", und die Bibel in ihrer heiligen, gegenhaltenden Nüchternheit berichten beide von der neuen Stufe der Geschichte, als die Hochflut Ereignis wurde und Epoche machte. Statt das belebte All zu durchziehen, wurde nun ewigen Göttern standgehalten.

Da der Stämme Generationsprinzip weder Hochflut noch Horizont erläuterte, entwuchsen ihnen die Menschen. Sie hörten nicht mehr auf die Ahnen. Die Pharaonen verschwiegen sogar ihre leiblichen Väter, weil dies Zeugungsprinzip sie nicht länger legitimierte. Sie wurden Söhne der Isis, Söhne des Ra und gingen auf, statt geboren zu werden! Gestirnaufgang ist ihre Hieroglyphe für Herrscherwerden! Die neuen Menschen legitimierte, daß sie aus einem Bunde von Himmel und Erden entsproßten. Mit einem Vater im Himmel allein hätte der neue Standhalter Mensch nicht viel anfangen können. Wir brauchen Eltern. Der Horizont war dieser elterliche Orientierungspunkt! Aus dem Horizont zwischen Himmel und Erde geboren, stürmen die neuen Herrscher in die Welt gemäß dem Fortschritt der Stundengötter, der Horen, und nehmen sich selber für tanzende Sterne. Aus dem Geister- und Ahnen-All wurde da Kosmos.

Wohl mochten den befreiten Stämmen die gegenwärtigen Götter des Stroms und des Himmels Freudentränen entlocken und unter diesen Freudentränen wurden sie ihrer Rachegeister Herr. Es war eine neue Begeisterung über sie gekommen:

„O Begeisterung, so finden wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Wogen schwinden still frohlockend wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht."

Ja, wortwörtlich wie die Sterne. Der poetische Duft der Hölderlinschen Verse läßt uns kaum noch ahnen, was es hieß, wie die Sterne wiederzukehren in ewig unablässigem pausenlosem Kreisen.

2. Abschnitt

Die Gegenwart der Tempel

a) Der Äon oder die bleibende Statt

Zwei Drittel der Erdoberfläche sind von Wasser bedeckt. Das letzte Drittel wird aber auch überflutet, nämlich von dem ewigen Strom der Wildnisstämme. Wo ist also denn Platz, wo ist ein trockener Boden für die „Hochbauer", die Architekten der Reiche, die dem Wandern abschwören? Immer wieder bringt der Wanderstrom der Wilden die Hochbauten zum Einsturz. Dem Fall Ninivehs und Ägyptens sind die Untergänge aller anderen großen Reiche gefolgt. 21 Zivilisationen sind laut Arnold Toynbee vergangen. Die Fellachen Ägyptens spielen mit den Restgedanken sowohl Pharaos wie der Kalifen[1]. Die Sardinier spielen heute noch oder wieder mit vorrömischen Gebräuchen[2]. Am oberen Amazonas fand Curtis Farabee Petroglyphen so hohen Alters, daß er nur bemerkt[3]: „Felsschrift einer erloschenen Kultur." Die Arawaks, die an ihrem Fuße zelten, wissen nicht einmal, daß diese Kultur je da war.

Was schließlich wird aus Japan und Schlesien und Ostpreußen vor unsern Augen, oder aus dem ewigen Reich der Mitte? Ein chinesischer Christ schrieb mir 1933 dies Weihnachtsgedicht auf:

---

[1] Winifred S. Blackman, The Fellahin of Upper Egypt, London 1927, 280 ff.
[2] A. Bresciani, Dei Costumi dell'Isola di Sardegna comparati con gli Antichissimi popoli Orientalj, 1850. L. M. Wagner, Die vorrömischen Bestandteile des Sardischen, Arch. Romanicum XV.
[3] The Central Arawaks, Philadelphia 1918, 167.

There is not even a chance for tears,
There is not even a chance for tears,
The China of the 4000 years is gone.

Werden die Stätten der Reiche nicht alle bald von Arawaks überwohnt werden?

Die Flut der Wanderstämme ist gefräßig. Sie hat keine Geschichte. Nicht die Heuschrecken oder die Meere schlingen die Reiche ein; die Stämme verschlingen sie immer aufs neue.

Mein genialerer Vorgänger Giuseppe Ferrari sah in diesem Mangel an Geschichte die Barbarei der Wilden. Mit homerischer Beredsamkeit zieht einer seiner weltgeschichtlichen Versuche den Vergleich zwischen Wilden und Ozean[1]: „Toute civilisation est ainsi comme un navire dans l'océan de la barbarie; la force de l'humanité est dans la force de cet océan qui peut fair sombrer (sinken) tous les vaisseaux." Ferrari leitete aus dem Mangel an Geschichtssinn den Ruin aller großen Zivilisationen ab. Mein Buch ist aus einem anderen Lebensgefühl heraus geschrieben. Wir leben wie der Stamm von Stunde zu Stunde. Mag sein, daß Goethe und die Pyramiden sich von 3000 Jahren Rechenschaft ablegen konnten. Aber mir scheint es schon ein edles Ziel, dem Stundenlöhner eine Rechnungslegung seines siebenzig Jahre währenden Daseins einzugeben, einer Massenregierung die Schonung des Waldes auf drei Geschlechter hin aufzuerlegen, Frauen statt nach der jüngsten Mode nach dem jüngsten Kind sich sehnen zu lassen. Vielleicht verkörpern die vier oder fünf Generationen der „Wilden" die mittlere Güte der Zeit. Vielleicht darf die Zeit weder in Jahrtausenden noch in Sekunden gelebt werden, damit sie nicht furchtbar böse wird? Wir verdanken den Architekten der Jahrtausende viel, aber deshalb brauchen wir nicht zu verheimlichen, was sie der Zeit böses antun. Sie rauben nämlich der Zeit, was sie dem Raum zuwenden; und dennoch: selbst der, dessen Bedarf an Weltgeschichte auf lange hinaus gedeckt ist, will und kann nur dankbar der Reiche gedenken, die uns eine ganze Erde als Behausung, als Ökumene, geschenkt. Dank der Reiche ist die hausbebaute Erde nicht in „Urwald" verlottert. Auf den Raum muß das Auge schauen, das die Reiche verklären will. Mit dem Auge des Horus muß ein Mensch auf eine wohlbebaute Aue geblickt haben, um den Segen eines Reichs zu verspüren!

„Zum Raum wird hier die Zeit." Der Raum wird im Reich gesegnet, dadurch nämlich, daß die Unwiederbringlichkeit der Zeit im Reich verleugnet wird! Die Zeit stirbt hier nicht. Das ist der neue Sieg über den Tod!

Ist das eine Übertreibung?

Betreten wir daraufhin irgend ein Tempelland oder einen kontemplativen Gedankenraum wie das Reich der Ideale des Platonismus. Da wird die wirksame Zeit, die aus Menschenaltern sich fügt, umgangen. An die Stelle der sich bildenden

[1] La Chine et l'Europe, Paris 1869, 41.

Ätates, der „Alter", tritt eine andere Zeiterfahrung. Von den Stämmen galt, daß sie bei einem Gedächtnis von oft nur 200 ein Dasein von 6000 oder 8000 Jahren hatten. Von den Reichen gilt das umgekehrte: Sie bilden ein Gedächtnis von solcher Länge aus, daß ihre wahre Dauer von ein paar Jahrhunderten sich armselig dagegen ausnimmt. Als Rom 139 n. Chr. „Das große Jahr" von 1460 Jahren feierte, weil es das Erbe Ägyptens angetreten, da war Rom selber noch keine 900 Jahre alt! Das Inkareich hat anscheinend nur 400 Jahre bestanden. Die Azteken hatten ihre Ära auf 3800 Jahre emporgeschraubt, als sie nach ungefähr 1800 Jahren wirklichen Daseins zugrunde gingen.

Jedes Reich, so will ich einmal apodiktisch behaupten, schreibt sich notgedrungen ein Gedächtnis zu, das länger ist als seine wahre Geschichte. Bevor Ägypten den Römern das Große Jahr schenkte, bauten die Römer schon mit Hilfe des Äneas von Troja einen weiten Anmarschweg vor ihre kurze Geschichte. Cromwells „Commonwealth" berief sich auf Papst Lucius aus dem zweiten Jahrhundert!

All das muß so sein. Denn es gehört zum Wesen der antiken Zeiten. Stämme wurden gestiftet, um Vorfahren und Nachkommen in dem jeweils lebenden Geschlechte auszusöhnen. Reiche aber wurden gegründet, um Himmel und Erde miteinander zu versöhnen. Himmel und Erde aber stehen und werden stehen, bevor der erste Ahn begraben und nach dem der letzte Sohn begraben ist. Weil es war, als „hätte der Himmel, die Erde still geküßt", deshalb ist das Reichsgedächtnis ein Gedanke, der jenseits der Menschenalter in die „Kugelläufe", in die „Sphären" der Weltzeiten greift. Dabei greift es unfehlbar zu weit, weil es seinen Beruf als Reich verfehlt, solange es nicht hinter alle Ahnen zu stehen kommt. Auch das Raumwagnis der Neuzeit versteckt sich in dem Gedanken einer unendlichen Weltzeit. Kein einzelnes Weltreich monumentalisiert heute den ewigen Kreislauf der Gestirne; aber die Wissenschaft von der ganzen Welt setzt dem unendlichen Raum eine ebensolche Zeit ein. Es hat mich erschüttert, bei einem römischen Priester diesen Ausspruch zu finden:

„Früher war der Zeithorizont nach rückwärts begrenzt: 4000 Jahre vor Christus war die Welt entstanden. Und entsprechend nach vorwärts: nach einigen tausend höchstens wird sie untergehen. Heute blicken wir nach rückwärts in Zeitabgründe und lernen, was wir für den Raum schon können: das Bodenlose aushalten. Was bedeutete eine Zukunft, die auf das Maß einer solchen Vergangenheit zugeschnitten wäre?" [1] Man meint einen Ägypter zu vernehmen. Und nach dem Rezept der Ägypter hat Nietzsche das Bodenlose dieser Neuen Zeit durch die Ewige Wiederkehr haltbar machen wollen.

Vom Stamm weg hat sich unsere Neue Zeit in einen Weltzeitraum hineingewagt und rechnet mit Millionen Jahren, mit Äonen.

---

[1] von Balthasar, Apokalypse der Deutschen Seele III, 1939, S. 440.

Schon in der Stufenpyramide des großen Architekten Imhotep lesen wir die Hieroglyphe „ḥeḥ“ für „eine Million Jahre“, „eine Ewigkeit“[1]. Das ist vor 2500 v. Chr. eingemeißelt. Später hat man sogar zehn Millionen Jahre, hundert Millionen Jahre am Nil unterschieden. Und das ḥeḥ des Imhotep mag anfangs nicht mehr als „die längste berechenbare Zeit“ bedeutet haben. Worauf es ankommt, ist die Sehnsucht der Ägypter nach einer solchen höchsten und unendlichen Länge und ihr überreicher Gebrauch dieser Vorstellung.

Daher beginne ich mit diesem Zahlzeichen die Geschichte der Tempelstaaten. Es trennt das Reich von allem Stammesleben.

Die Propheten haben die fantastischen Jahreszahlen der Reiche abgelehnt. Israel zählt die Jahre von der Schöpfung unseres Geschlechtes als die Jahre seit der Erschaffung von Himmel und Erde. Der Einfluß der Bibel veranlaßte den Ägypter Manetho, in seinem Geschichtsbuch die hohen Ziffern schamhaft als Monatszahlen zu deuten. Aber alle antiken Reiche zählen zu lang. Die Japaner geben noch heute ihrem Reiche eintausend Jahre zu viel Ehre, denn Japan ist nicht 661 v. Chr., sondern ungefähr ein Jahrtausend später ein Reich geworden. Das Denken in Kilojahren ergibt sich, wenn immer ein politisches Gebilde sich am Himmel verankert.

Dann werden sogar die kurzen Zeiten als Gleichnisse der Ewigkeit behandelt. Dazu machen die Ägypter den Tag zum Jahre, den Monat zu dreißig Jahren, das Jahr zu 1460 Jahren, eben zum Großjahr. Ein immer wiederkehrender Text spricht z. B. von 365 Jahren, die verstreichen, wenn Horus den Seth besiegt hat. Besonnene Forscher haben den berühmten Text als die 365 Tage des Jahres gelesen, seit Horus auf kaiserlicher Barke von Elephantine im Süden gen Norden fleucht und dem Seth so das letzte Mal den Speer in den Schenkel stieß, bis die Liturgie neu beginnt.

Aber dieselbe Schule, die von „lokalen“ Kulten ausging, hat diese Angabe wörtlich genommen und 365 Jahre Fremdherrschaft über Ägypten deduziert! Jedem Weltzeitentext hat während der trostlosen letzten Jahrzehnte die höhere Kritik ein geschichtliches Faktum entpreßt. Und nachdem das geleistet war, wurde festgestellt, daß „eigentlich“ nirgends astrologische Angaben in unseren Texten hervorträten! Der fehlerhafte Zirkel dieser Kritik ist nicht zu brechen. Wer die Besessenheit aller Reiche mit Weltzeit leugnet, wer die Zyklen der Ägypter von 30, 60, 120, 360 Jahren nicht aus dem kreisenden Jahre heraufsteigen läßt, wer die immer wiederholten Äonen der Äonen überliest und das daher stammende „und von Ewigkeit zu Ewigkeit“ der Bibel für unwichtig erklärt, der hält das Rückgrat dieser Reiche für eine Arabeske. Er erklärt, daß alles Geld und Gut, Leben und Schweiß von diesen Azteken oder Niloten für eine Nebenbeschäftigung geopfert worden sei. Dann allerdings lösen sich die Riesentempel des einen Reichs in beliebig viele Ortskulte auf. Jeder ägyptische

[1] Lauer, Step Pyramid Fig. 43. Als archaisch wird hh anerkannt von Alan Gardiner, Eg. Grammar § 259.

Gott „stammt" alsdann aus irgendeinem Dorfe. Und der Götterhimmel ist dann ein Additionsexempel. Nun ist ein solches Additionsexempel allerdings einmal gemacht worden. Am Ausgang Roms sind die Götter aller Rom untertänigen Länder im Pantheon kartelliert worden. So sah das schwächliche Ende aller heidnischen Götter aus. Aber läßt sich dies Ende mit dem glorreichen ersten Reichs-Tag verwechseln, mit jenem Morgen, wo der Morgenstern die Sonne anlachte und zum erstenmal ein Herrscher der Welt in ein unvergängliches Götterhaus eintrat?

Beständig wollten diese Reiche sein; für „ewig" und „gründen" gilt dieselbe Hieroglyphe. Der Name des Herrschers wird auf einen Steinpalast gesetzt. 36 Horusfalken aus unvergänglichem Gold und Edelsteinen bildeten das kaiserliche Halsband in der ersten Dynastie, und sicherten so die Ewigkeit der Dekane, der 36 Sternbilder, dem Träger, zu. Menes gründet seine Stadt, Memphis, als die sonnenlichten Mauern, und so hat jeder Pharao nach ihm die Stadt seines Horizonts, seines Eingangs in den Himmel, gegründet; ähnlich wie jeder Stammesheros seine Totenrunen auf alle Lebenden in der Tätowierung ritzte. Jeder Pharao mußte in ein und dasselbe Himmelshaus nicht aber in ein Sammelsurium von Lokalpagoden eintreten. Denn er wollte di-aionisch werden. Der Leser verweile bei diesem Wort. Es ist nämlich doppelt ehrwürdig. In seinem ägyptischen Urkundenbuch hat es Breasted benutzt, um in einem Text die Preisung des Raumreichen zu übersetzen: es geht durch die Äonen im anschmiegen an den Kreis des Äon. Dasselbe Wort steht bei Plato: in seinem Weltbild (Timaios 39e) wird der vernünftige Mensch durch das große Jahr der Gestirne der Physis gleich, er wird „di-aionisch"!

Was sahen nun die Leute am Nil, das sie zwang, nicht auf die Geister der Bäume und Tiere, der Toten und Pflanzen zu lauschen, sondern auf Götter zu hören? Was ist der Unterschied von Geist und Gott?

Sogar der heutige Mensch kann nacherleben, weshalb Götter wie Isis und Osiris das Denken der Reiche beherrscht haben. Wenn er eine Sterntafel auf die hellsten Sterne durchsieht, findet er, daß von 519 namentlichen Sternen nur 22 eine Größe unter Klasse 2 haben. Von diesen 22 hervorleuchtenden Gestirnen stehen 5 in dem einen Sternbild des Orion, dem ägyptischen Osirissternbild. Sirius aber, die Sothis-Isis, hat die absolut größte Helligkeit von −1,6. Sirius, Orions, Betelgeuze und Rigel, ferner die Sterne im Großen Bären drängen sich mithin auch dem auf, der nur eben gerade anfängt, im Geflimmer der Himmel zu unterscheiden[1]. Für ihre Auslese genügte die gröbste Empirie.

Wer aber sind diese Sterne in der Geschichte? Rigel ist ein arabisches Wort für „Tod", nämlich Tod des Orion. Sahu-Orion ist „der sich Abwendende" auf ägyptisch! Von wem wendet er sich ab? Von Sirius, der Sopdit-Isis. Auf allen Sternmalereien steht entsprechend Orion in einem Boot und scheidet mit ab-

[1] Borchardt und Neugebauer, Oriental, Lit. Ztg., 1926, 309 f.

gewendetem Blick von der Isis. Dies verewigt der große Neujahrstag, der 19. Juli. Denn tags zuvor verschwindet Orion unter den Südhorizont. Erst um den 1. Oktober steigt er über den Horizont, diesmal aber nicht senkrecht wie der Mann im Boot des 18. Juli, sondern waagrecht wie ein liegender Mann, das heißt wie ein Leichnam[1]. Und nur allmählich wendet sich das waagrechte Sternbild zur aufrechten Haltung zurück. Am nächsten 19. Juli ist Sirius-Sopdit wieder allein gelassen, aber dafür strahlt sie in den Sonnenaufgang im Kegel des Pyramidallichts am Osthimmel hinein; die Braut des Osiris wird so für diese Zeit die Tochter des Sonnenballs Ra.

Mit anderen Worten: Vom Beginn der Nilüberschwemmung bis zum Verströmen der Flut im Meer beherrscht Sopdit-Sirius den Osthimmel der Nacht. Während der gleichen Periode ist die großartigste Konstellation, Orion-Osiris, vom Südhimmel verschwunden. So sucht die vereinsamte die außerordentliche Verbindung mit dem Tageshimmel.

Mithin ließ sich das verfassunggebende Ereignis des Nillandes, die Hochflut, ausdrücken als

1. die Zeit, in der Osiris tot war,
2. als die Zeit, in der Isis sich nach ihm sehnte,
3. als die Zeit, in der anstelle des toten Orion am Himmel sein Lebenswasser unten auf der Erde verströme,
4. als die Zeit, in der ein Sterblicher auf Erden den Toten Himmelsherrscher als rechter Erbe rächen oder vertreten müsse,
5. als die Zeit, in der Tag und Nacht sichtlich vereinigt sind,
6. als die Zeit, in der die niemals weichenden und wankenden Sterne um den Polarstern das Übergewicht über die Sterne des Südens erlangt hätten und in denen daher ein Schützer des Südgestirns gegen sie vorzugehen habe.

Es lassen sich noch mehr Deutungen, Auffassungen und Ausdrücke für die Wunder aufzählen, die vom 18. Juli bis 1. Oktober alljährlich eintraten. Die sechs genannten sind alle verwendet worden. Die Riten des Reichs stellen diese Verwendung dar. Die Liturgie dieser Wunder ist das alljährlich verkündete Grundgesetz. Denn das Tempelreich legitimierte sich kraft der Vorgänge am Himmel als Erdreich; es trat in dieser Urkunde alljährlich ins Leben.

Die Wiederkehr der Flut, das Verschwinden des Orion, das Verschwinden der Flut und die Wiederkehr des Orion, die Trennung von Tag und Nacht und die Einheitsvision des Tages und der Nacht im Pyramidallicht waren sechs grundlegende Ereignisse, die doch nur zwei waren. So heißt der Tag der Wiederkehr der Flut, an dem aber Orion verschwunden ist, noch heute arabisch der Tag des Tropfens. Isis weint eben, wenn Osiris scheidet, und ihre Träne füllt das Nilbett. Damit waren also die gewaltigen Tage abgesteckt, aus denen die Wildnis

[1] Zeichnung bei Wainwright, J. Eg. Arch. 22 (1936), 45.

und Wüste dank der Mächte der Himmel als Erdreich hervorgingen, bis am Tage Neheb-kau diese Himmelsmächte den Stieren das Joch auf den Nacken legten – das bedeutet Nehebkau – und Pharao Horus, der Würdenverleiher seines Vaters Osiris, die Hacke ergriff und das neugeschenkte Erdreich aufriß. Stellen wir uns in den Dienst der ewigen Wiederkehr der drei Doppel-Ereignisse,

	Wiederkehr der Flut Verschwinden des Orion		Wiederkehr des Orion Verschwinden der Flut
I.	Sopdit (Sirius) und Sonne Ra im Sopdu vereint	II.	Sirius und Sonne getrennt

dann sind wir Ägypter, sind wir Bewohner des aus den Himmeln und den Erden unaufhörlich zu stiftenden Reichs.

Im Hochgefühl dieses auf ewig die Welt erneuernden Dienstes errichtet der ägyptische Herrscher den unvergänglichen Steinpalast und empfängt er den im Innern dieses Steinpalasts ihm auferlegten Jochnamen, den Ka-Namen, den des fliegenden Falken Fänge auf ihn niedersenken.

Wie der Heros den Stamm, so stiftet jeder Pharao seine bleibende aus Himmel und Erdreich hervortretende Stadt. *Denn er hat auf Erden eine bleibende Stadt!* Der Satz: „Denn wir haben auf Erden keine bleibende Statt", ist anti-ägyptisch gesagt. Die antike Stadt ließ nämlich umgekehrt die Menschen die ganze Süßigkeit des Bleibenden schmecken: die Achsen der Stadt waren ja Weltachsen; astrologische Fristen und Geometrie wirkten zusammen, um sie festzulegen.

b) Das Güldene Jerusalem

Den Leser, der in sich den Reiz des Bleibenden neu entfachen will, lese die Apokalypse Johannis nach. Alles, was an diesem Stück des Neuen Testaments befremdet, mußte der Lieblingsjünger schreiben, um die Reichswelt der Weltreiche zu überbieten.

Der Leser mag sich entsinnen, daß die Pfingstfeier uns die Stammeszungen verdolmetschte; mit dem Pfingstgeist ergoß sich die Kirche über die Welt der Zungen. „Das himmlische Jerusalem" lehrt uns, die antiken Himmelreiche zu verstehen. Das himmlische Jerusalem deutet auf das Ende der Kirche. In den antiken Reichshimmeln gab es kein echtes Ende. Denn es stand die Zeit still. Ende und Anfang der Welt waren zyklisch. Jedes Jahr bildete den Kreis ab. Man baute Reiche, in denen die Zeit deshalb kein Ende nehmen konnte, weil sie sich in den Schwanz biß. Die Schlange stand für die Ewigkeit der gestifteten Zeit, der Periode oder des Äons. Deshalb überbot die Apokalypse den Äon.

Solch Äon rollte in ewiger Wiederkehr. Die Himmel kreisen, auf daß sich ein Erdreich immer neu bilde – das war der antike Sternendienst. Diesen Dienst

galt es zu zerbrechen. Jesus wurde daher der König, der sagte: Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort soll nicht vergehen. Und ein englischer Choral triumphiert:

Heaven and earth must pass away;
Songs of praise shall crown that day;
God will make new heavens and earth;
Songs of praise shall hail their birth.

Dem selben Triumph gibt „das himmlische Jerusalem" Ausdruck.

Das güldene Jerusalem (Apokalypse XXI, 19–21) mußte daher einerseits an die Reichshimmel gemahnen, andererseits sie überwinden.

Die Tempel der Reiche waren aus Gold und Perlen, Jaspis, Saphiren, Onyx, Topas, Beryl, Chrysopaz, Amethyst, gefugt, als den unverweslichen, unvergänglichen edlen Steinen. Bei jedem Tempel fand sich auch ein Teich, auf dem die Himmelsbarke, in welcher der Sonnenball über den Strom am Tagesfirmament setzen konnte, vor Anker lag. Ein Wasserlauf war zu sehen wie das Lebenswasser (Offenbarung 22, 2). Ein Baum oder Hain war wesentlich und in jedem Tempel wurden Wunderheilungen erwartet.

Auf alles dies spielen die massiven Gleichnisse der Offenbarung Johannis an. Und so ist sie den liberalen Exegeten oft peinlich. Aber wie wären je die Reichshimmel durch das Himmelsreich ersetzt, je die Götterhaushalte durch die Ökonomie des Heils überboten worden, ohne eine volle Ernstnahme ihrer Sprachgewalt?

Bücher, Heere, Krankheiten, Feuer, Symphoniekonzerte, Frauendiademe und Halsbänder, Fürstenkrone und Reichsapfel, Städte, Straßen, Tore und Mauern, Edelsteine und Marmorstandbilder, Tagwachen und Sternkalender, Spekulation und Konjunktur, Theorie und Kontemplation, Augurien und Vorbedeutung, Dienstboten und Pagen, Parfums, Seifen und strahlende Reine der Haut – all das ist heut noch mächtig über unsere Sinne. Auf diese Macht spricht mithin die Apokalypse an; denn diese Macht bringt jedes Reich zur Blüte.

Ein abstrakter Denker mag sich einbilden, von diesen Herrlichkeiten durch seinen bloßen Willen abzusehen. Aber jeder sprechende Mensch kriegt die Herrlichkeiten dieser Welt um so tiefer ins Blut, je mehr er verstohlen von ihnen wegsieht. Erst der Sprecher, der sie freimütig anspricht, aber eine größere Liebe im Herzen trägt, entwächst ihrer Macht. Er kann das Gold Dreck nennen wie der Rembrandtdeutsche, die großartigen Stätten der Produktion goldene Kälber, die Himmelsgläubigen Konjunkturritter oder Spekulanten, die Belletristik ein Betäubungsmittel, die Tempelkonzerte Ohrenschmäuse, die Parfums Weichlichkeit. Aber die bloße Abstraktion von diesen mächtigen Gewalten, mit denen uns Himmel und Erde verführen, verfängt nicht. Aristoteles versuchte es und die Hure Lais ritt lachend auf ihm, wie er auf allen Vieren unter ihr kroch. Plato versuchte es, und die Päderastie verunehrte seine Akademie. Als die mo-

dernen Philosophen dem reinen Denken nachjagten, abstrahierten sie von den Sprachen, und wenn man diese Denker hört, dann sind sie hoch erhaben über die Macht der Zungen. Aber mit ihren Abstraktionen haben uns Hegel und Fichte, Voltaire und Rousseau nur tiefer in den Sumpf der Nationalismen hineingeritten. Es war das feurige Pfingstfest und nicht das abstrakte Denken, welches in alle nationalen Zungen einen Geist eingeblasen hat.

So also sieht auch die Offenbarung des Johannes nicht von den Reichshimmeln ab, sondern sie spricht sie an. Wie der Prometheus unserer Zeitrechnung das Feuer angezündet hat – „und ich wollte nur, es brennte schon" (Lukas 12, 49) – das die Sprachen aufschmilzt, so hat der Architekt des himmlischen Jerusalem den Glanz jeder kaiserlichen Welt beherzt überlichtet. Seine Himmelsstatt brennt nicht; sie leuchtet, weil sie nicht vom Feuerrausch der Stammesorgien, sondern vom Glanz der Himmelstempel erlösen soll. Jede Kathedrale, jede Großstadt, jeder Flughafen, jede Autobahn, jeder Ozeandampfer, jedes moderne Hotel, vor allen Dingen aber jede sachgemäße Fabrik verdankt dem himmlischen Jerusalem der Apokalypse Johannis seine strenge Zweckmäßigkeit, seine heilige Nüchternheit. Sie haben nämlich heutzutage weltliche Gestalt dank diesem himmlischen Jerusalem. Es hat Johannes ein himmlisches Jerusalem ein für allemal in den Quellpunkt gesetzt, aus dem sich Menschengeschlechter jeweils neue Geschichtshorizonte erschaffen können – ohne sie für neue Himmel und neue Erden auszugeben, ohne jedes Mal die so geschaffenen „Himmel und Erde" als Götter anzubeten! Die alten Reichshimmel begruben ihre Diener endgültig unter sich. Wir bleiben unserem Untergang des Abendlandes, Fall Roms, Ende einer Zeit, dank des güldenen Jerusalems, nicht ausgeliefert.

„Und ich sah einen großen weißen Thron. Und auf ihm saß Der, vor dessen Antlitz Erde und Himmel Reißaus nehmen, und man findet ihren Platz nicht mehr ... Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen ... Und ich, Johannes, sah die geheilte Reichsstadt neu aus Gott herniedersteigen wie die für ihren Gemahl geschmückte Braut. Und ich vernahm eine laute Stimme vom Thron sprechen: Dies ist das Zelt – man beachte wohl: das Zelt!, nicht das Haus! – Gottes mit den Menschen und hier wird er sein Zelt mit ihnen aufschlagen. Und wer auf dem Throne saß, sprach: Nunmehr mache ich alles neu ... Ich sah keinen Tempel in der Stadt, denn der allmächtige Gott ist ihr Tempel, mitsamt dem Lamm ... Weder der Sonne noch künstlichen Lichts bedürfen die Bewohner. Denn Gott gibt ihnen Licht in dem sich unablässig ablösenden Strom kommender und gehender Weltzeiten ... Denn (für die alle Weltzeiten umgreifende Weltzeit) bin ich Jesus der glänzende Stern, der Morgenstern."

Dieser kurze Auszug nennt alle Umstände der antiken Reiche, die unsere Zeitrechnung erledigt hat: den Thron, den berechneten Himmel, die vermessene Erde, den bestimmten Platz für diese politische Himmelsgewalt, die Tempeldirnen, die starren Ewigkeitsbauten, denen das leichte Zelt sich wider-

setzt, die Tempel, welche Gottes Gegenwart magisch bannen, die Kalender, die unsere Arbeit aus den Sternen ableiten, die Äonen, deren Kreise wir allesamt verfallen sind.

Was für eine Schau, die Gott selber als den Tempel zu bezeichnen wagt!

In diesem Satz entfaltet sich der Sinn des Vorgangs von Jesus zur Kirche zum himmlischen Jerusalem. Jesus hat gesagt, daß keine steinernen Tempelwände, sondern der gläubige Mensch Gottes Tempel sei. In drei Tagen werde er ihn wieder erbauen. „Erbaulich" heißt deshalb die lebendige Kirche. Denn Menschenleben sind die Ziegelsteine des auferstandenen Leibes. Johannes aber zieht das Fazit. Zuerst ist Jesus an die Stelle des Tempels getreten. Dann werden die Wegfahrer die lebendigen Bausteine der Kirche.

Und wie so aus Haupt und Gliedern, aus allen Gottesziegeln, aus allen offenbar gewordenen Seelen Gottes Leib hervor wächst, da darf es drittens bündig heißen!

Gott ist der Tempel.

Hinter Gott, über Gott, vor Gott trachte kein Denker; alle Philosophen, alle Theologen wollen über Gott etwas sagen, so als sei er abwesend. Damit verkörpern sie die Ägypter und Chinesen, die Chaldäer und Azteken, die Gott so in einen Tempel oder in eine Contemplation bannt, daß er anderwärts nicht wäre.

Aber Gott ist der Tempel. Also spricht aus Gott, wer ihn nennt. Denn nur im Tempel kann der Mensch Gottes Namen aussprechen.

Mag es auch heut noch Theologen geben, so sind das eben doch vorjohanneische antike Naturen. Dies eine Wort, „Gott ist der Tempel", zerbricht die geheimnisvollen Tore aller Tempelkulte; deshalb kannst du im Schutz dieses Wortes in die neue ägyptische Finsternis unserer kommenden Weltökonomie hineinsteigen, ohne dir von dieser neuen Ökonomie so imponieren zu lassen, als sei sie Reichsglanz und Tempelherrlichkeit. Nein, wir werden zwar die Brotkarte hinnehmen, aber ohne Blechmusik, und niemandem dafür Pyramiden bauen. Sonne und Mond und Sterne, Autobahnen und olympische Stadien, das imponiert.

Aber in Ägypten waren sie Götter. Sie waren ein und alles. Bevor die Apokalypse Johannes geschrieben werden konnte, mit ihrem Hohn auf das kaiserliche Scheusal Nero[1], hatten Sternen-Kaiser Reiche 3000 Jahre lang gegründet. Gewiß, seit 1500 Jahren lagen sie schon unter schwerem Angriff durch die Juden und unter witziger Kritik durch die Griechen. Indessen bevor die Apokalypse Johannes von allen Völkern wirklich geglaubt wird, sind wieder fast 2000 Jahre vergangen.

---

[1] Johannes nennt Nero oder Domitian 666. Wohl — DCLXVI — „*D*omitius Cesar *L*egatos Christi (Die Apostel) *V*iliter *I*nterfecit". So R. Graves, The White Goddess 1948, New York, 279 ff. Ich schlage vor, das „V" als „vivi" zu lesen. Denn die Ziffer 666 entmenscht das Tier, das nur töten kann; die benannte Person Christi aber bleibt ewigen Lebens voll.

So können wir also, beschirmt von der unbedingten Freiheit unserer Zeitrechnung, den Einstieg ins Reich der „Zauberflöte", der ägyptischen Tempel, wagen, „wo der Raum stärker war als die Zeit und alles Geschehen unabänderlich geordnet im Raum zu stehen schien" [1].

c) Die Epochen des Reichs

Wo eine Zeit zum Raum, die Sternenzeiten zu Tempelstraßen werden, da kann es keine „Geschichte" geben. Im zweiten Teil habe ich daher das Reich der Sterne einfach als eine ewige unwandelbare Rolle im Haushalt der Geschichte geschildert. Die Zeit ist hier wiederbringlich.

Und doch gibt es sogar eine mexikanische oder chinesische Geschichte. Alles Lebendige wandelt sich; auch Reiche, die das unsterbliche Gold zum „Fleisch der Götter" machten, wurden von Bewegungen heimgesucht. Aber es ist freilich eine unendlich langsame Bewegung. Weil ich gerade die ägyptischen Quellen zu lesen gelernt habe, werde ich meistens, aber nicht nur aus ihnen berichten, was als Geschichte allen Reichen unerläßlich widerfuhr. Es sei für die Sumerer und Babylonier, für Sinologen und Majaforscher ausdrücklich der Wunsch geäußert, ähnliche Epochenbildung zu unternehmen. „Weltgeschichte" hat zunächst mit Recht die Könige, Kriege, politischen Ereignisse erforscht. Aber vom Standpunkt der Reiche selber aus gesehen, ist der Rhythmus ihres Wandelns doch wohl anders zu bestimmen: Der Horizont, an dem Himmel und Erde sich scheiden, dann das Firmament, dann die Erde, am Ende aber die vorhimmlische Geisterwelt sind die sich nacheinander in den Vordergrund drängenden Aspekte ihrer Geschichte geworden. Ich muß dazu etwas ausholen.

In „Sinear", d. h. im südlichen Mesopotamien hat die Forschung die unbestrittene Einheit des Firmaments, das über den zerstreuten Städten glänzte, vernachlässigt. Aber das Ergreifen des Firmaments bildete auch hier den Anfang! Nippur war in einem Umkreis von 200 Kilometern Länge und 75 Kilometer Breite der Mittelpunkt aller Städte! Nippurs Gotte Enlil mußte jeder anderen Stadt Haupt ernennen, und alle anderen Städte sandten Opfer zu dem Nippurtempel. Also war auch hier die maßgebende Tatsache, daß Ein Himmel in ungeheurer Weise zum „Firmament", zur Feste über dem Überschwemmungsland erhöht wurde. Diese Tatsache erschien den Archäologen, die an ihren lokalen Ausgrabungen sich abmühten, fast wie eine Banalität. Nun, sie ist so banal wie in Nordamerika das Prinzip der Demokratie, das 48 Staaten dieselbe Verfassung hat schreiben lassen. Aber wie wird der von Idahos oder Nevadas Verfassung viel her machen, der ein für allemal den Geist der Vereinigten Staaten begriffen hat? Wer wird sich über jede von 547 Kirchen wundern, wenn er den Geist der Kirche erfaßt hat? Daß ein Riesengebiet aus einer Himmelsfeste

[1] A. Bulle bei Theodor Feigel, Ägypten und der Moderne Mensch, Berlin 1926.

erfließt, ist das geschichtsbildende Ereignis, das erst Verwunderung erregt. Wie von Sinear, so gilt das von China usw. Jährlich wurde ein weltweites Götterhaus durch Dienste ins Leben gerufen. Jedesmal mußte dazu der Himmel auf die Erde kommen. Und in Sinear drohte Unglück gerade in den Tagen bevor jedesmal der neue Zyklos einsetzte. Über den „Zwischenkönig", der das Unglück abfängt, welches zwischen Ende und Anfang des Jahres lauert, ist seit Frazer viel verhandelt worden. Seine Rolle wird aber unbegreiflich bleiben, wenn man nicht die seltsame Heimat aller Hochkulturen bedenkt. Die Heimat der Hochbauten, deren Gefährdetheit Ferrari beklagte, liegt an den gebrechlichsten Stellen der Erdoberfläche: In Überschwemmungsgebieten. Wie das Evangelium zu Zöllnern und Sündern, so ist das „Reich" zu unterwertigen Ländern gebracht worden, die jährlich verloren zu gehen pflegten. Die abwechselnde Verdurstung und Überflutung dieser Länder machte sie „an sich" geringerer Art als die Steppe oder den Busch. Nur die Flut macht das vertrocknete Ägypten speziell zu einem „Ding" für 120 Tage: 245 Tage lang ist diese Einheit eine erst hervorzuzaubernde Undenkbarkeit. Das meist geradlinig verlaufende Niltal ist im Durchschnitt nur 25 Kilometer breit, parallel eingefaßt von oft senkrechten Steinwänden, die stellenweise 300 Meter ansteigen. Es ist ein schmaler Oasenkorridor zwischen den Hochflächen der Sandwüsten, der täglich von der Bahn einer fast immer senkrechten Sonne rechtwinklig überquert wird. So eindrucksvoll ist dieser Tubus des Bergtals, daß auch in den neun Monaten, wo der Nil wie eine schmale Rinne in der Mitte des Bassinbodens sickert, der Bassincharakter des Gesamttals sich einprägt. Beiderseits neben dem Fluß ziehen die bis zu 15 Kilometer breiten völlig ebenen Streifen des grünen Fruchtlandes hin. Messerscharf setzt sich da, wo kein Wasser mehr hindringt, der gelbe Wüstenstreifen an. Er ist dem Fruchtland parallel und wird durch den Randberg abgeschnitten.

Kann eine solche einzigartige Landschaft eine Geschichte haben?

Die „Ewigkeit" der Ägypter hat die Forscher angezogen, und ebenso das endlose Kaleidoskop der Eroberungen und Wechselfälle.

Wir aber machen die Götter des Landes, die Götter Himmels und der Erde zu den Helden der Geschichte, ohne jene anderen Zwischenfälle in Abrede zu stellen.

Das Reich wagt es, sich auf die Himmelsfeste in Ermangelung festen Landes einzulassen. Das Wagnis dieser Himmelfahrt der Reichsgründer muß also die erste Erfahrung des Reichs ausmachen. Im ersten Akt der ägyptischen Geschichte ergreift der neue Horizont Besitz, kraft dessen Himmel auf Erden wird. Der zweite Akt durchfährt alle Vorgänge am Himmel oben und errechnet sie. Im dritten Akt schließlich wendet sich die Aufmerksamkeit vom Erfahren des Horizonts (I) und dem Beobachten der Sterne (II) dem Bestellen der Erde (III) unten zu.

Da haben wir also drei vornehmliche Züge der drei Perioden Ägyptens. In einem vierten Akte drangen die vorhimmlischen Mächte, die Geister, die der Sieg des Horus einst verdrängte, herauf und heran an die einzelnen Ägypter, weil der Himmel in dieser letzten Periode der Fremdherrscher nicht mehr hielt, was er einst allen versprochen hatte: Frieden und Einheit.

So haben wir also die vier namengebenden oder epochemachenden Aspekte:

Horus: 1. die Einnahme des Horizonts, aus dem sich die Einheit von Himmel und Erde und die Festlegung oder Seßhaftigkeit ergeben; das ist die Falkenzeit. Horus und Horit. Sopdu und Sopdit. Seschu und Seschat.

Ra: 2. das Einwohnen und Entziffern des kontemplierten Firmaments; das ist die Sonnenzeit.

Osiris: 3. die Stabilisierung, Vermessung, Besiedlung jedes Winkels des Erdreichs; die Kultivierung der Osiris und Isisfeste für die tägliche Arbeit und die jährliche Auferstehung der Äcker stehen im Vordergrund.

Serapis: 4. die Zerbröckelung des Himmelshauses; das Hervortreten seiner Rudimente; die Serapiszeit oder „goldene-Kalb" Zeit, mit privaten Horoskopen für „Individuen".

Um dem Leser mit einem Vergleich beizuspringen. Der „Bourgeois Gentilhomme" der Molièreschen Komödie, der „Citoyen" von 1789 und der „Kapitalist" des Marxismus sind alle drei ein und derselbe Bürger, wie er *vor* seinem Aufstieg, *in* seinem Aufstieg und *nachher* sich darstellte. Moses kann eben deshalb schon 1300 als goldenes Kalb entlarven, was noch Diokletian als Serapiskult imponiert.

Von Anbeginn und bis ans Ende sind mithin alle vier Aspekte gegeben. Wie der Mond immer derselbe ist trotz seiner vier Aspekte, so kreisen die Sinnbilder des Reichs der Kleopatra, ohne sich je selber zu ändern.

Doch auch in der unvergänglichen Gegenwart ägyptischer oder mexikanischer Tempel bleiben wir Menschen selber zeitgeblendete Sterbliche; und deshalb gibt es sogar im Reich alte und jüngere Göttergeschichten. In der ältesten Schicht führen weder Ammon-Ra, Ra noch Osiris[1].

Die älteste Schicht der Götter gehört zu der Horuserfahrung des Horizonts. Die erste Sicht der ältesten Anbeter von Himmel und Erde war jene Vereinigungsstelle von Himmel und Erde, in der beide ineinander übergingen, der Horizont. Diese ältesten Götter sind Horus und Horit, die ihn umfangende Hathor, die als Schoß des Horus, des „Bullen seiner Mutter", die Hieroglyphe eines Horus „enthaltenden" Hauses, einer Gotteshalle ist, andererseits als Skulptur die Form einer gewaltig-gehörnten Kuh hat.

---

[1] H. Kees, Goettinger G. G. 1928, 196.

Wichtig war am Anfang Seschat, die Göttin der Schreibkunst und des Vermessens, ohne die kein Tempel orientiert, kein Erdreich also entstehen kann. Sie wird mit der noch unerklärten Hieroglyphe einer Blume unter einem Visierschlitz beschworen. Der schreibenden und messenden Seschat entsprach ein männlicher Gott, Bruder Seschu; sprachlich könnte er „der in den Himmel hebt" bedeuten. Das ist unbeweisbar, aber daß Seschat und Seschu den Himmel auf die Erde brachten, geht aus der Formel hervor, mit der sie dem Horuskaiser beim Spannen des Meßseils für die orientierte Baufläche hilft.

Ein anderes Hauptpaar der Archaik besteht aus Sopdu und Sopdit; Sopdu ist das Licht-Dreieck des Osthimmels, in dem Sonne und Sirius vereinigt am Morgenhorizont aufstiegen — das Wort für Sonnenaufgang, ubeu, wird von dem Zeichen des Dreieck-Gottes Sopdu begleitet! — das sogenannte Zodiakallicht; es sollte korrekt Pyramidenlicht heißen[1]. Sopdit ist der Sirius, von dessen Erscheinen am 19. Juli ganz Ägypten seinen Anfang nimmt.

Der klare Name Hathor, der Horusschoß, wird bald durch Isis, Sopdit durch Sothis und Isis verdrängt. Seschat, Sopdu und Seschu werden selten später erwähnt. Horus wird Ra und Osiris untergeordnet. Aber trotzdem ist es wahr, daß sich um diese sechs die fieberhafte Arbeit der ersten Jahrhunderte, das Streben nach der richtigen Pyramide, die Ämterordnung der Horusdiener, das Zeremoniell des Tempelbaus und die Bewegungen des Kaiserhofes durch das neugegründete Reich hin geordnet hat.

In diese Schicht gehört auch Set; seine Tierhieroglyphe muß immer mit dem ihn vernichtenden Speer geschrieben werden, damit ihm Ohnmacht statt Macht „zugeschrieben werde; Sets Mutter ist Nephtys; denn die ersten Kaiserinnen bereits schauen „Horus und Set" in ihren Gatten. Hierher gehören auch schon, überraschend wie es scheinen mag, die 36 Zehntage-Sternbilder. Denn schon in der ersten Dynastie findet sich ein Goldhalsband aus 36 Horusbildern! Das archaische Jahr bestand eben aus den gewaltigen fünf Tagen des Anfangs und den 360 Tagen, während derer alle zehn Tage ein anderes Sternbild, ein anderer Dekan „die Königin der Dekane", die Sopdit-Sirius am Himmel vertrat.

Die „Folger des Horus" reisten mit dem Herrscher auf der Horusbarke alle zwei Jahre durch die ganzen 1500 Kilometer des Reichs. Die Himmelsbewegungen dem aus der Flut gewonnenen Erdreich einzuverleiben, wurde das Ziel der Himmelsbaumeister. Ihr größter, Imhotep, mußte zwar noch mit einer Stufenpyramide vorlieb nehmen, d. h. er brachte den Kegel Sopdus noch nicht rein auf die Erde. Aber sein Bau gab schon den 36 Dekanen ihre 36 Gaue im Nilland; er gab schon „den Himmel auf Erden", nämlich eine Decke, an der gemeißelte Sterne auf die Besucher der Tempel niedersahen und er rechnete schon mit den unermeßlichen Zeiträumen der ewigen Wiederkehr. Das Hochgefühl seiner

[1] Dies Licht wurde erst 1611 unserer Ära von der Astronomie wieder beachtet. Damals hat es den sinnlosen Namen Zodiakallicht erhalten, der das Verständnis blockiert. Es ist auf 30° Breite sichtbar, also nicht in Griechenland und Italien. Daher nahmen diese von dem ägyptischen Phänomen nicht Notiz.

Hieroglyphe „Millionen Jahre" zwang mich, dies Kapitel die Tempel der Gegenwart zu betiteln[1]. Dies also ist die Falkenzeit des Horus, in der Stämme zu Aufenthaltern eines Erdreichs wurden.

Sehr anders liegt der Ton in den Jahrhunderten der Sonnenzeit, der Herrscher mit dem Namen Ra im Namen und den Rätseln der Sonne in ihren Gedanken.

Das 360 und 5 Tage zählende Jahr ging nämlich in die Brüche, sobald man den Horizont eingenommen hatte. Man hatte erst dann den Horizont eingenommen, als sich die vollendete Pyramide bauen ließ, auf deren Spitze sich auf Erden Sopdit und Ra sowie im Pyramidallicht Sopdu am Himmel vereinigten. Die vollendete Pyramide glückte der vierten Dynastie. Als man so weit war, fiel die Nilschwelle bereits nicht mehr auf die Konjunktion vom Sirius und Ra. Das hatte zwei Ursachen. Der Sirius wandert und das wirkliche Jahr ist nicht genau 365 Tage lang.

Als die große Cheopspyramide stand, war das, was sie verkörperte, also nur im Rahmen des Großjahrs von 1460 Jahren noch wahr! Die herrliche Statue, auf der die Flügel des Falken den Nacken des Cheops umarmen, spricht aber aus, wie kühner Glaube nie ohne Lohn bleibt. Die Jahrhunderte lange Anstrengung war nicht vereitelt. Wegen der sichtbaren Vereinigung zwischen der Kaiserin der Dekane und der Sonne am 19. Juli hatte man ja so viel anderes studiert. Es gab die Priester, Sternendeuter, Schreiber, Landmesser. Es gab ihre über die Jahrhunderte hinweg gesammelten Beobachtungen. Auf den Sonnenlauf wendete sich nun das Augenmerk. In den einzelnen Tagesläufen und in den jahreszeitlichen Veränderungen des Sonnenlaufes mochte das Geheimnis der ewigen Wiederkehr sich auch enthüllen lassen. Und so geschah's. Die Sonnentempel der fünften Dynastie zeigen den veränderten Augenmerk. Horuskult hatte auf die jährliche *Süd-Nord*-Bewegung der Horizonteroberung gezielt[2]. Die neuen Sonnentempel sollen die Ost-West-Bewegung der Sonne am Einzeltag nachbilden, eine Bewegung, die für die Reichsgründer kein Interesse hatte. Aber für die unpolitischen seßhaften Bauern ist sie wichtig! Nun erst studiert man Tages- und Nachtgleiche. Nun erst beobachtet man die Planeten, die auf Seth und Horus verteilt werden. Alles, was nicht auf den ersten Blick hatte gewußt werden können, erlangt nun Bedeutung, nachdem die Himmel übersichtlich sind. Der Ra-Kult ermöglicht die Beteiligung des Volkes des Alltags. Die Priester von On, der Sonnenstadt, entwickeln nun ihre kosmogonischen Ableitungen des Himmels und der Erde, der Luft und des Wassers, des „Urhügels" usw. Wäh-

---

[1] Die Araber haben das so ausgedrückt: „Alle Dinge fürchten die Zeit, aber die Zeit fürchtet die Pyramiden."

[2] Der große Astronom Herschel hat ausgerechnet, daß der Polarstern, nach dem die Pyramiden in so erstaunlicher Präzision orientiert sind, alpha Dragonis war, und Antoniadi hat gezeigt, daß aus einem 105 Meter langen Korridor in der Pyramide heraus, „de beaucoup le plus grand instrument méridien du monde", dieser Stern die wunderbare Orientierung der Pyramiden erlaubte.

rend zuvor der himmelstürmende Speerstößer Horus aus Mitternachtsland und Mittagsland das Reich der beiden Länder jährlich schuf, philosophierte man in On über „die Ursachen" des Luftraumes und des unter dem Horizont liegenden einzelnächtlichen Lebens der Sonne. Die Stunden des Tages erhielten Namen und Götter. Die heroische Horuszeit hatte die 36 Stellvertreter der Sopdit, die den Sirius stellvertretenden Sterne, kühn je zehn Tage lang in Himmelshäuser, in Gautempel und auf Sarkophage gesetzt. Durch Unterteilung von 360 waren drei Jahreszeiten von je 120 Tagen, Monate von 30, und „Zehntage" aus 360 entstanden, weshalb die Monate von 30 Tagen – entgegen dem heutigen Glauben, nicht dem Mond ihre Länge verdanken! Nun aber rechnete man die Mondumläufe aus, die Tag- und Nachtgleichen, die Sonnenwenden, so traten diese Zeitlängen in den Vordergrund. Für den toten Vater des lebenden Horus aber wurde nun sein Leben mit Ra in Heliopolis ausgeschmückt, wie die schönen Arbeiten von Ricke und Schott wieder beredt zeigen.

Auch plagt die Ägypter seit der XII. Dynastie die Wahrheit, daß die Welt so viel größer war als Ägypten. Von jeher hatte man Byblos in Syrien in den Horizont der Gleichung: „Die Himmel gleich der Erdreichshälfte", eingeschlossen. Aber die Welt ist noch viel größer! Damals tritt Amen, der Ammon Alexanders des Großen, in die Pharaonennamen ein. Er ist der verborgene Gott, d. h. er geht über die vermessene Erde hinaus.

Es kam zu Spekulationen über die Sonnenscheibe, Aton. Und es wurde verführerisch, sich von der auf das Niltal beschränkten Horuszeit loszusagen und das Reich auf Ra und Aton ohne Sirius und ohne Pyramiden zu stellen. Im Jahre 1321 (oder 1318) vor Christi feierte diese Epoche im Siege einer umfassenden Gestirnkunde ihren höchsten Triumph. Denn damals wurde die Wiederkehr der Sopdit-Ra, Sirius-Sonne Konstellation am 19. Juli von Seth I. beobachtet. Das große Jahr von 1460 Jahren war gesichert. Der Wiedereintritt der 2780 eingesetzten Periode war man damit auf der Spur, der Ewigen Wiederkehr der Sopdit-Ra, Sirius-Sonne Konstellation am 19. Juli ~~von Seti I. beob~~-Zeitrechnung können mit dem triumphalen Wiedereintritt des großen Jahres 1318 verglichen werden. Die Welt war in Pharaos Maßkunst gemeistert! Das gab Sirius und Horus neue Autorität. Pharaon Amenophis IV. Echnaton hatte kurz zuvor sich über den Dualismus Horus-Set, im Doppelreich des Niltales, zu erheben und der inzwischen bekannten weiteren Welt mit ihren Räumen jenseits Ägyptens und unabhängig vom Nil seine Herrschaft einzupassen versucht. Er und sein Nachfolger Tutenkhamen regierten kurz vor dem Wiedereintritt des „großen Jahres". Ihre Reformtat meinte: Der Nil unten sollte fortan nur den Ägyptern, die Sonne aber allen Menschen gehören. Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn seine religiöse Revolution aus der Erwartung des „Äons", aus der Erregung dieser Erwartung, Nahrung empfangen hätte. Denn sein Nachfolger Seti I. nannte das Jahr 1321 mit dem imponierenden Namen: „Neubeginn der Ewigkeit", „nhh"! Also hat sein Reich vorher sicher-

lich angstvoll gezittert, ob der Äon auch wieder komme. Und in diesem Zittern war man bereit gewesen, der Sonne die weitere Welt beizulegen, „als Ammon, der die Unendlichkeit erbeutet", und die veraltete Gleichung des Himmels mit den beiden Nilerdreichen preiszugeben. Damit hätten aber diese Länder keine gottgegebenen Grenzen mehr gehabt. Die Einteilung in 36 Gaue, Tempel, Pyramiden, Horuskult, Isis Trauer um Osiris hätten alle ihre Rechte verloren. Das Reich wäre zum Zufall und Irrtum geworden, wenn alle seine Gesetze der weiteren Welt zukamen. Diesen Selbstmord hat das Reich nicht begangen. Die Wiederkehr der Union von Sirius und Sonne im Pyramidallicht am 19. Juli 1318 setzte das Reich fest auf seine alte Grundlagen. Da aber so viel Irrtum in diesen stak, wurde von da an nie mehr einhellig geglaubt: Moses und „Israel" verkörperten die nicht wieder zurückfallende Minorität.

Die heutige Forschung blickt bei der Reform des Echnaton nur auf seinen Kult der Sonnenscheibe gegen den Kult des Ammon. Dabei wird der Angriff auf „Horus im Horizonte" übersehen. Die Horuszeit hatte den Horizont von Himmel und Erde anvisiert. Immer hatte Horus daher diesen „Horizont" beherrscht. Echnaton aber gründete seine Stadt als „Horizont der Sonnenscheibe", Aakhten-Aten, bei dem heutigen Tell-el Amarna. Die Polemik ist deutlich.

Der nächste Herrscher Hor-em-hab machte Echnatons Versuch, aus der Bahn des Horusreiches auszubrechen, dadurch ein Ende, daß er sich selber wieder nach Horus nannte! Und so hat ein zweiter Äon 1321 zu rollen begonnen, ohne die Urbilder der Horuszeit abgeschnitten zu haben.

Nur Moses nahm den im Niltal gärenden Glauben an die weite wirkliche Welt aus dem Niltal heraus. Nicht Pharao, aber der Anwalt der von Pharao bedrängten Frohnenden konnte in der Wüste den preisen, der die wirklichen Himmel und die wirkliche Erde statt des Siriusneujahrs und der Nilüberschwemmung schuf. „Im Anfang schuf Horus Ägypten aus der Sopdit." „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Diese beiden Posaunenklänge haben sich vor 1321 widerstritten, und von da an erstarrte Ägypten.

Im dritten Akt, in der Isis- und Osiris-Zeit ist die Universalisten-Partei mit Moses aus dem Lande gewichen. Im Nillande hat die Ernüchterung die Folge, daß man vom gestirnten Himmel zur besonderen Erde blickt. Dieses Fruchtlands, „Sitz", as-t, Isis genannt, dieses „Sitzaufschlagers", Osiris, ist man doch in jedem Fall sicher. Man wendet sich nach dem häßlichen Streit zwischen Horus und Echnaton auf diesen nicht wegzustreitenden göttlichen „Besitz" des Erdreiches. Jeder Kanal, jeder Garten, jedes einzelnen Ägypters Haus bezeugen die Macht und Gnade der nun lieber als Isis, „Sitz" angerufenen „Horushalle" und „Pyramidengöttin", die früher auf „Hathor" und „Sopdit" ansprach. Auch sprach man jetzt zu Osiris, dem Sitzaufschlager, den man einst als Vater des Horus gefeiert hatte. Aus des toten Osiris Phallus hatte das Falkenweibchen von jeher im Allerheiligsten der Tempel den Überschwemmungssamen empfangen. Die Betonung ändert sich. Isis und Osiris werden nun erst „die" Namen des

Kults. Denn nun erst soll jedem Bauern, jedem Siedler sein individuelles Leben osirisch und isidorisch gedeutet werden. Eine religiöse Demokratie hatte „den Folgern des Horus" ganz ferngelegen. Sie kam erst in Folge des mosaischen Auszugs und des Zusammenbruchs des Sonnenscheibenmonotheimus. Man spricht eben wohlweislich jetzt vom Erdreich. Aber diese Lockerung von oben trägt weiter. Der an seine Landwirtschaft gemahnte Fellache entsinnt sich nun auch des vorpharaonischen Alls. Denn unausgesetzt klopfen Fremdvölker an die Tore der Nilwelt. Die vierte Zone ägyptischen Glaubens bringt die erschütternde Wahrheit doch an den Tag, daß Gott Himmel und Erde, nicht aber Isis und Osiris Ägypten schaffen. Denn Neger, Perser, Griechen herrschen. Die ägyptische Seele klammert sich an den Serapis-Kult; statt der Sterne und statt des Landes sollen die Tierseelen den Reichsglauben fristen. Über 200 Serapistempel gab es 200 nach Christi, kurz vor dem Ende des Pyramidenglaubens! Und Hunderte von Apisbullen wurden hier bestattet und verehrt. Schlangen mit ihrer Grabesnähe und Stiere mit ihrer Zeugungskraft traten in dieser Osiris-Apis Kombination des Serapis hervor; auch der sogenannte Tierkreis am Himmel ist ganz später Herkunft und spielt erst in dieser vierten Epoche seine Rolle.

Die vier Epochen könnten auch heißen:

Horuszeit	1. Horus kommt dem Himmel zu Hilfe; er ist der Gott, der den Himmeln und den Erden mangelt. Er eint sie! 3000–2400 v. Chr.
Razeit	2. Die Sonne enthüllt die Regeln ihres Laufs. 2400–1300 v. Chr.
Osiriszeit	3. Der Himmel weicht an Interesse dem Erdreich und der Unterwelt. 1300–400 v. Chr.
Serapiszeit	4. Tiere und Geister regen sich mit Macht. 400 v. Chr. bis 391 n. Chr.

In dieser vierten Epoche sind zwei Umstände erwähnenswert. Zunächst: Das Große Jahr von 1318–1321 v. Chr. wurde 139 nach Christus noch einmal beobachtet, diesmal aber ohne Erregung. Zum anderen: die Idee dieses großen Jahres wurde von den Anhängern der alten Tempel gegen die Christen ausgebeutet. „Da sitzen die Heiden", ruft uns Augustin zu, „und rechnen uns vor, wann die 365 Jahre nach dem Pfingstfest um sind und wann daher der Äon, das saeculum, der Christen vergangen sein wird."[1] Die Ziffer 365 zeigt, daß unsere Identifizierung von Tag und Jahr das Richtige getroffen hat. Daß die Olympiade von 4 Jahren ($4 \times 365 = 1460$) und das Große Jahr von 1460 Jahren auf „reichsastrologisch" dasselbe bedeuteten, wird hier dadurch bestätigt, daß die Feinde des Kreuzes „das eine angenehme Jahr des Herrn" auf 365 Sonnenjahre ausdeuten. Auf 399 wurde das „Sterben" dieses „Annus Acceptus", das Jesus verkündigt hatte, von den Heiden erwartet, weil sie vom Pfingstfest

[1] Enarratio in Psalmum XL. Migne 36, 454: Sedent pagani et computant sibi annos . . . quando morietur?

33 n. Chr. her zählten und Christus als ein mit Sterben endendes Leben, faßten![1] Um so besser begreifen wir übrigens die Heftigkeit, mit der sich die Christen selber von solchen Zeitrechnungen fernhielten.

Es ist wahr, daß wir selber „von Christi Geburt an" unsere Ära anheben. Aber durch das ganze erste Jahrtausend hat die Kirche sich anders geholfen. Sie hat sich außerhalb der Jahresumläufe gestellt. Sie verhängte eine heilsame Quarantäne gegen das Große Jahr; die Zeit wurde nach Konsulaten und Kaiserjahren bezeichnet. 781, als der Bischof von Rom sich vom Kaiser lossagte, beschrieb er das Datum seiner Urkunden wie folgt: „Im soundsovielten Jahr meines Amtes, während unser Herr, Gott und Heiland Jesus Christus *durch die nie endenden Äonen* mit dem Vater und dem Heiligen Geist König ist."[2] Dieser Papst urkundete noch hörbar gegen den Äon des Großen Jahres[3].

Auch den gleichgültigsten Leser geht diese ägyptische Chronologie und ihre Überwindung an. Seine Teilnahme wird aus zwei Gründen beansprucht. Erstens sieht er in die Kämpfe hinein, denen er seine eigene teuer erkaufte Befreiung von Horoskopen, Tagwählereien, Konjunkturen verdankt oder verdanken könnte. Zweitens aber ist es imponierend und für die Ökonomie der Geschichte wichtig, daß alle und jede weitere Geschichte, Chinas, Mexikos, Israels, Griechenlands, der Kirche, mit dem ägyptischen Äon zusammenhängt, entweder indem sie ihn nachahmt oder indem sie ihm widerspricht oder indem sie ihm entwächst.

Die Mayakalender rechnen auf ungefähr 2000 bis 2300 vor Christi Geburt zurück, und China scheint ebenfalls um 2000 seine Schlüsselzahl „36" aus Ägypten oder Babylon empfangen zu haben. Nicht die Horuszeit konnte ein Exportartikel Ägyptens werden. Horus ist eben nur im Niltal der mangelnde Gott! Er riß den Himmel auf die Nilerde herunter und schloß das Reich ab! Schule gemacht hat Ägypten in seiner heliopolitanischen Epoche, als es redlich um die Gesetze am Himmel rang. Die Forschung gewinnt an dieser Verfugungsstelle um 2300 zwischen der speziellen ägyptischen und der über die Erde wandernden Reichsidee einen wichtigen Anhaltspunkt. Mit dem Exodus des Moses steht es ein Jahrtausend später ähnlich.

Mit andern Worten: Zweimal hat eine Verlagerung des Aspekts im Niltal explosive Kraft in das Universum abgegeben! Das dritte Mal ist dasselbe in Alexandria mittels der Septuaginta geschehen, wie sich zeigen wird. Die übrigen „Reiche", aber auch die Griechen, die Juden, das Christentum sind alle dem Horusreiche am Nil verschuldet. Und das ist kein solch unbegreifliches Wunder, wie der ungläubige Leser meinen mag. Die hochsommerliche Überschwemmung des Niltals stellte die sonst auf Erden angetroffene Ordnung genügend auf den Kopf, um ein neues Denken über die Welt hervorzuzwingen.

---

[1] Augustinus, de civitate Dei 18, 53 und 54.

[2] Reginald Poole, The Papal Chancery, 1915, S. 48.

[3] Siehe auch mein „The Christian Future" (1946), S. 76, Anm. 5, über das Große Jahr im Mittelalter.

d) Fatum und Zufall

Mit der Erbauung der orientierten Himmelshäuser auf Erden durch die Göttin Seschat legte sich das Reich fest.

Konstitution, Staat, Settlement, Siedlung, Thron, Statt, Sitz, Tempel, Pyramide, Obelisk – es sind ja alle diese und viele andere Ausdrücke nur Variationen über das Thema des Reichs: den Aufenthalt in einer Gegenwart.

Bei näherem Hinsehen entdecken wir ferner, daß sich diese Gegenwart notwendig in mehrere Zeiten und Räume entfaltete. Denn vom Ausgangsraum, dem Tempel, her mußte es zu anderen Bauten kommen, die sich zum Tempel dialektisch oder polar verhielten. Ein Tempelreich baut auch Festungen, Werkhäuser und Märkte. Diese Bauanlagen sind nicht gedeutet, indem ich sie aufzähle. Deutlich wird ihr Wesen erst, wenn ich sie aufeinander beziehe. Denn dann zeigt sich, daß hier keine Aufzählung vorliegt, sondern eine geistige Ordnung. Die Architektur Ägyptens ist der Ausdruck seines geistigen Haushalts. Und dieser Haushalt widerspricht der geistigen Ökonomie jedes Stammes.

Ich setze hier zunächst das Kreuz des wirklichen Stammes ein, dem Pharao entgegentritt. Denn im Vergleich fällt neues Licht auf beide Ordnungen, Stamm wie Reiche.

Vom Grab und der Totenklage her bestimmt sich ein Stamm als ewig der Herkunft zugewandt; seine Zukunft muß durch Opfer auf rauchenden Altären dieser beklagten und anklagenden Vergangenheit abgerungen werden. Grab und Altar bilden die Zeitachse; Tanzplatz und Kriegspfad entfalten die innere und äußere Welt.

Die Achsen des Reichs werden hingegen durch die ewige Wiederkunft bestimmt. Da gibt es weder Herkunft noch Zukunft. Die 1460 Jahre des großen Jahres sind wie ein einziger Kreis. 1460 sind ja 4×365 Jahre. Das vergleicht sich einer Epoche von 4×365 Tagen, d. h. der olympischen Vierjahresepoche der Spiele; die Olympiade erschien daher den Alten mit dem großen Jahr des Nil verschwistert. Denn Tag bedeutete auch Jahr, und Jahr bedeutete auch Tag. Unsere Konversationslexika isolieren seltsamerweise die griechische Überlieferung vom Großen Jahr, wie sie seit Herakleitos von Ephesos sich findet, von der Ägyptischen Quelle, oder sie verlegen sie nach Babylon, weil Babylon bei Kairo als das Mesopotamische Babel mißverstanden worden ist. Darüber bleibt der einheitliche Blick aller antiken Tempelbauer in die Zeit hinein unbegriffen. Tage und Jahre gerinnen beide zum Kranz, zum Kosmos, zum Umlauf („periplomenon eniauton" bei Homer), zum Kreis (Kyklos) und zur Periodos und Peripherie einer Fläche, die ewig gegenwärtig verharrt. Aus unserem Zeitgefühl heraus müssen wir sagen, daß der Tempelgeist auf die Abschaffung der Zeit abzielt. Denn wir erfahren Zeit, sofern sich in uns Vergangenheit und Zukunft überschneiden. Jede Schulstunde ist halb vergangen, wenn sie beginnt, weil ihr Ende vorherbestimmt ist, und halb künftig, weil ihr Inhalt unbestimmt ist. *Zeit kann nur als Spannung erfahren werden, die uns gleichzeitig nach vor-*

wärts und nach rückwärts reißt. Die Perioden werfen sich diesem Zerreißen der Zeit in Herkunft und Zukunft entgegen.

Deshalb ist der Tempel der Gegenwartskreis des Reichs, in dem die vergangenen Toten gerichtet und die kommenden Geschlechter vorhergesagt werden können. Die Zeitachse bildet hier statt einer unwiederbringlichen Erstreckung zwischen Toten, ←|——Lebenden——|→ Enkeln, einen Kreis

365
1460 Gegenwart 730
1095

in dem die Toten und die Enkel und die Lebenden gleichzeitig beurteilt werden. Deshalb ist die Zählung der Zeitrechnung nach Olympiaden und die Ewige Wiederkehr des 4×365 Jahre umfassenden großen Jahres als Vierteilung eines Kreisbogens aufzufassen.

Spenglers Jahreszeiten jeder Zivilisation sind eine Wiederbelebung ägyptischen Zeitblicks. Ob ich

den Zyklus von 2780 v. Chr.

↗ 1320 ↘
1685 2415
↖ 2050 ↙

wie Pharaos Sternseher beschreibe oder für eine Zivilisation

Sommer
↗ ↘
Frühling Herbst
↖ ↙
Winter

ansetze wie Spengler, macht keinen großen Unterschied; denn die Jahreszeiten sind eben auch Zeiten eines „Jahres", und die Sternläufe waren den Alten ja die Bewegungen lebender Götter.

Die Verkümmerung der Zeitachse ist also den Reichen ebenso wesentlich wie später die Verkümmerung der Raumachse den Propheten des Messias. Wo sich das Reich voll entfaltet, herrscht der Raum: Innen die Arbeitsplätze, Äcker und Kanäle, Werkhäuser und Hohe Pforte, das Große Haus, verdrängen den Tanzplatz im Walde, zu dem auf ihren Tierfahrten die Totemgruppen eilten. Der Tanz in Ägypten wird nur noch von Berufstänzern ausgeübt, außer von dem einen Pharao Horus selber, der aber den Tanz der Sterne tanzt. Die

Stammestänzer und Tänzerinnen werden eben, statt sich zu treffen, einzeln angesiedelt.

Auch der Kriegspfad wird umgewandelt in gewaltige Festungsbauten von stupender Ausdehnung. Die Hauptfestungen heißen aber überraschenderweise nicht Bastion oder Fort, sondern „die *Portale Ägyptens*"! So völlig überwiegt das Gefühl eines Gebäudes für dieses Himmelreich, daß sogar die Festungen Tore sind, durch die man „hinein" kommt. Nach rückwärts bauen nicht mehr die Nachlebenden den Toten ihr Grab. Aber über die Toten ergeht ein Gericht.

Als sich im Abendland die germanischen Stämme in das Römerreich einwohnten, ersetzten sie den Totenkult durch Totengerichte. Papst Formosus z. B. wurde 895 aus dem Grab gerissen und die Leiche wurde gerichtet, verurteilt, degradiert. Heinrich VIII. Tudor grub die Gebeine des Heiligen von Canterbury aus und machte ihnen den Prozeß. Im 17. Jahrhundert wurde ein Holländer sieben Monate nach seinem Tode vor Gericht gestellt, verurteilt und gehängt. Diese Beispiele aus unserer Reichswelt setzen den Leser vielleicht in Stand, die Macht der Reichsgegenwart über die Toten gegen die Stammeszeit abzuheben. Das Reich wird der Vergangenheit Herr. Weil es sich aber auch über die Zukunft erhebt, scheitert jedes Reich. Die unheilbare Lücke im Reichskreuz, wie es unsere Skizze abbildet,

↑ innen
Werkhaus
Großes Haus

Ewige
rückwärts ← Totengericht Tempel Wiederkehr → vorwärts
außen ↑
Festungen, Mauer, Limes

entspringt der Verkümmerung *echter* Zukunft. Spengler drückt ja auch für uns dieselbe fatalistische Haltung aus: Die Zukunft komme, und werde also nicht geschaffen. So siedelt sich in der verkümmerten Zukunfts-Dimension aller Reiche ein Zukunftsersatz an, der statt geschaffener Zukunft bloß Neues aus einem anderen Raum bringt: der Markt. Auf dem Forum ist es der Händler allein, der dem Reich neue Ideen verhandeln kann. Der Opiumkrieg der Engländer gegen die Chinesen im Jahre 1846 ist ein Symbol der den Reichen von außen drohenden Veränderungen: Die Reiche verfallen, eben weil sie ewig wiederkehren wollen, dem Zufall von außen! Alexandria, London, New York bringen das Neue, das im Fatum, in der Vorherbestimmung der Tempel-Astrologen, ausgelassen wird, durch ihre Weltmärkte ins Land. Schon im alten ägyptischen Reich ist es der nubische und der phönizische Handel und die Verbindung mit dem persischen Golf, die revolutionäre Ideen einführen. Die Märkte sind das „exzentrische", den Zeitkreis sprengende Element der Neugier.

Die Schüler Ägyptens aber, Phönizier, Griechen und Römer bemächtigen sich gerade dieses exzentrischen Elements. Die „Polis" unterscheidet sich vom Reich dadurch, daß die Achse um 90° gedreht erscheint: Nämlich die Agora, der Markt, das Forum und die Akropolis, die Burg sind die Ausgangspunkte der entlehnten Siedlungen! Die Hellenen setzten also den Markt in die Mitte ihres Daseins und wurden mit seinen Gefahren besser als die Ägypter fertig, weil sie von vornherein auf sie gefaßt waren. Es wiederholt sich hier das Gesetz aller Nachahmer. Nachahmer übernehmen ein Gebilde in einem seiner späteren Zustände! Die Chinesen und Mexikaner haben z. B. die Horuszeit auszulassen versucht. Die Israeliten des Moses widersprechen Amenophis IV, Echnaton, nicht Horus. Die Polis des Homer will die Reichsordnung zu einer Zeit begreifen, als schon die dritte Epoche des Nilreichshaushaltes läuft. Deshalb werden nicht Nilreise, Sternschau, Tempelmessung, Apiskult, sondern Burg und Markt, Wehrpflicht und Rhetorik, die Sinnbilder der griechischen Bürgerschaft, trotzdem Kadmus die erstgenannten vier Geheimnisse nach Theben brachte. Die griechischen Priester verhalten sich vom ersten Tage in ihren Wissen zu dem der Ägypter wie heute ein nordamerikanischer nebenamtlicher Baptistenprediger zu einem deutschen römisch-katholischen Erzbischof. Die griechische Liturgie ist so verkümmert wie die der Baptisten! Das Erbe wird von ihr oft unverstanden mitgeschleppt. Die klassische Philologie kann da noch viele Entdeckungen machen. Z. B. sind die Hieroglyphen, die dem ägyptischen Tempel sein Daseinsrecht gaben, am griechischen Tempel weggefallen! Das zeigt auch dem Laien den griechischen Kultus als Vereinfachung.

Diese Verflachung der Poliskulte hat aber die Griechen gegen die Zufälle des Handels und der Neuigkeiten gewappnet. Ägypten umgekehrt ist den Fremden, Händlern und Ideen, erlegen. Denn in dem Kreuz seiner Wirklichkeit war der Markt nur ein Nolensvolens, ein unwillig ertragener Zufall. Der Grieche Herodot liefert für diese ägyptische Hilflosigkeit gegen den Handel eine Anekdote: „Von der Leiche des Opfertieres wird der Kopf unter Verwünschungen abgeschnitten. Dort wo es einen Markt gibt oder griechische Händler in der Provinz ansässig sind, tragen sie ihn zu Markt und verkaufen ihn. Wo aber keine Griechen ansässig sind, wird er in den Fluß geworfen" (II, 39). Kommerzielle Verwertung war eben keines Ägypters Sache! Fatum und Zufall stoßen also im Reichskreis aufeinander. Unsere griechischen Texte und noch Hölderlin erwähnen das Fatum, das Verhängnis der „Heimarmene". Aber die modernen Interpreten übersehen oft, daß zur Heimarmene die ewige Wiederkehr gehört. Die Heimarmene ist Nachhall des Orients im Munde der Marktenden und Handeltreibenden. Fatum ist nicht einfaches, sondern in den Sternen vorherbestimmtes und eben deshalb kreislaufendes Geschick! Fatum kann die Polis nie ganz verleugnen, weil ihre Festigkeit, ihre Besiedlung ja doch aus dem Reiche stammt. Aber sie spielt dagegen das Neue des Zufalls, des Kairos, aus. Fatum und Casus sind aufeinander angewiesen. Jede vom Raum aus unser

Leben ordnende Macht operiert mit Verhängnis und Zufall. Am Nil oder in China ist das Verhängnis sozusagen immer in der Majorität; die griechische Polis aber kann den Neuigkeiten und also dem Zufall die Mehrheit zuspielen, weil Seefahrer auf die Gunst des Augenblicks hoffen. (Dazu in Band I über Zufall und Schicksal.)

Während im Stamm Grab und Altar Herkunft gegen Zukunft verteidigen, stehen sich im Reich Fatum und Zufall gegenüber. Statt der Opfer, die den Ahnengeistern die Enkel unterjochen, häufen sich Waren und Ideen, und der Markt von Alexandria hat Ägypten gesprengt; in Alexander dem Großen hat der griechische „Zufall" die Kreisläufe der Reiche Persien, Ägypten, Indien, ihrer Fatalität beraubt.

Jupiter Capitolinus, Roms Burggott, dessen Quiriten dem Krieg gehorchen, hat alle Reiche um das Mittelmeer eingerundet, und von der Burg Roms her ist um all die Kreisläufe jedes dieser Reiche ein zweiter Ring gelegt worden, der römische Limes. Der Limes und die chinesische Mauer sind wie das Pantheon Altersformen des Raumwahns der Reiche.

Die ersten Reichsgrenzen waren Horizontgeboren: Die Sintflut gebar das von dem Firmament des Himmels angestrahlte Erdreich. Der römische Limes ist gerade umgekehrt entstanden. Rom zerbrach viele sternbestimmte, fluterzeugte Gebiete von außen her und sein Grenzwall entsprach keinerlei Erfahrung von Himmel auf Erden, wie einst die weißen Mauern von Memphis.

Roms Reich war eben von vornherein eine bloße Erweiterung der Stadt Rom durch die eroberten Reiche der Sterne. Es überwand und umwand sie. Aber dem Limes entsprach kein inneres einheitliches Erlebnis von Himmel und Erde. Deshalb suchte Rom von Cäsar bis Constantin nach einer Religion, die auf alles Land in seinem Limes passen würde.

Das Imperium Romanum war keine Synthese, sondern eine Addition vieler einzelner auf einen eigenen Himmel gegründeten Siedlungsgebiete. Ein Pantheon aus allen Lokalgöttern war das beste, um diese Addition zu spiegeln. Das Kommen eines Reiches, bei dessen Gründung Himmel und Erde ihre Richtung tauschten, und der Himmel in dem Antlitz eines Kindes in der Krippe sein neues Gesetz läse, war also mit dem Sieg der Legionen Roms laut beschrien. Im Viereck der Reichshäuser herrscht erst der Aspekt der Tempel, dann der Werkhäuser, dann der Märkte, schließlich der Burg oder Festung. Aber sobald die bloße Burg, sobald Rom führt, muß die Seele von vorn ein neues Reich anfangen. Und das ist nicht von dieser Welt. Festungen und Limes bezeichneten eben die bloße Außenwelt im wirklichen Kreuz der Reiche. Roms Limes hätte die Welt zu ewigem äußerem Stillstand verurteilt und nunmehr ohne die seelische Erhebung der ägyptischen Ordnung am Himmel.

Zeit zu gewinnen ist die Absicht der politischen Gruppenbildung. Nur um Zeiten zu befrieden, geschieht Geschichte. Der Räume aber bedienen wir uns als Mittel. Sobald die Räume wichtiger werden als der Zeitgewinn, verfällt die

historische Gestalt. Sie kann nicht mehr dem Verhängnis entrinnen; nur ihre Mitglieder können, wie Äneas aus dem brennenden Troja, aus der fatalen Gestalt weichen und dem Ruf an sie als Mitglieder des Einen Menschen durch die Zeit wieder die Ehre geben. So haben wir den „Zeitpunkt" der Reiche nochmals bestimmt.

Der vollständige Stamm muß in die Welt hinauswandern, wenn er die Art bleiben soll, statt zu entarten.

Das Reich kann nicht wandern. Achsen vom Himmel und der Erde haben es festgelegt. Statt zu wandern, muß es also die neue Zeit auf sich eindringen lassen. Der Stamm dringt in die Welt hinaus. Aber neue Ideen dringen auf jedes Reich ein. Daß die antiken Reiche veralten, war ihre Hauptgefahr. Wir finden keines von ihnen fähig, sich dauernd zu verschließen, keines fähig, sich freudig zu erschließen.

Eine vollständige Geschichte der Reiche würde den Leser durch eine Fülle von Einzelheiten verwirren, aber Beispiele aus der Reichsgeschichte müssen ihn instand setzen, sich selber an der neuen Begriffsbildung zu beteiligen, durch die sich die Antiken gegeneinander und zu uns öffnen. Wir verlieren nämlich heute Sprache wie Schrift, wenn wir nicht innerlich an ihren Leistungen teilnehmen.

Wer ungeduldig ist, mag diese Teile überschlagen. Wer aber den Stand der Forschung kennt, wird sich nicht wundern, daß hier an ein paar ausführlich dargestellten Einzelfragen unsere grundlegende Beteiligung an den vor Jahrtausenden gefällten Entscheidungen dem Leser ermöglicht werden soll. Ich habe mich nicht gescheut, im folgenden einige schon behandelte Punkte in ein neues Licht zu rücken. Der Leser lernt nämlich gerade erst durch diese Wiederholung die schwierigen Entscheidungen kennen, die in den vorgeblich dem Tageskampf entrückten Felder der Ägyptologie im Kampf der Geister zu fällen sind. Alle Geschichtsschreibung ist die Fortführung des Krieges in den Frieden. Über fünfzig Jahre lang hat man auf die Ägypter als Kinder herabgeblickt, weil alle Religion eine überwundene Tatsache sei. Jede Zeitschrift, jedes Wörterbuch aller Völker spiegelt ja heute noch jene schreckliche Zeit seit 1870, in der die Seelen der vergangenen Weltalter nicht als unsere eigene Seele erfaßt wurden.

e) Wie im Himmel, also auch auf Erden

Die Pyramiden

Am Rande der Wüste im Nordosten Ägyptens, also auf dem Wege nach Syrien, wo wir Asien und Afrika gegeneinander abgrenzen, hat Edouard Naville vor siebzig Jahren einen Tempel ausgegraben[1]. Hier, sagen die Gelehrten,

[1] Die dort gefundenen Texte übersetzt von Röder im Katalog des Museums in Kairo.

wurde der lokale Gott Sopdu verehrt[1]. Sieht man aber auf das, was Naville, einer der weisesten Ägyptologen, uns zeigt, so ist der Fund ein recht anderer. Man sieht einen Pharao abgebildet, der flach auf die Erde ausgestreckt seine Verehrung darbringt. Und das Zeichen des Gottes ist der Horusfalke in der Haltung des Duckens, die unter allen einem Vogel zugänglichen Haltungen dem Niederwurf eines menschlichen Beters am nächsten kommt. Zum geduckten Falken ist das primitive Zeichen für Pyramide Δ hinzugesetzt.

Der hier für Sopdu behauptete „Lokalkult" ist aufschlußreich. Im Goethehaus in Weimar steht der Abguß der Juni Ludovisi. Wie wäre es wohl, wollte man von der weimarischen Lokalgöttin Juno fabeln?

Sopdu ist kein Lokalgott, sondern einer der stiftenden Götter der ersten Götterepoche[2]. In ihm verkörpert sich der von Horus anvisierte Horizont zwischen Tag und Nacht, zwischen Himmel und Erde. Das beweist seine Hieroglyphe. Das beweisen die ältesten Texte des Gesamtreiches; er erscheint dort allenthalben. Der Umstand, daß wir unsere Erkenntnisse durch Ausgrabungen an irgendwelchen Orten zu gewinnen haben, ruiniert die Gedanken über unsere Vergangenheit allzu oft. Bei Victor Bérard ist die wahre Odyssee archäologischer Verblendungen durch die lokalen Ausgrabungen in der Ägäis nachzulesen[3].

Nicht nur jener Beter, der sich vor der aufgehenden Sonne flach zu Boden streckt, hätte warnen können. Der Name Sopdu selber spricht laut genug. Er ist das Maskulinum zu Sopdit. Sopdit aber ist ja doch der universalste Name und der universalste Stern, Sirius, der über den Nilländern leuchtet. Noch Jeremias bezeugt (Kap. 44) die unheimliche Macht dieser „Kaiserin des Himmels", dem sein verblendetes, einst nahe dem Sopdutempel in Goschen lebendes Volk huldigt. Maskulinum und Femininum desselben Götternamens gehören im ägyptischen – und überall sonst – untrennbar zusammen. Sopdu wird sogar im Mitteleren Reich bisweilen wie Sopdit geschrieben[4]. Trotzdem soll der universalen Sopdit ein „lokaler" Sopdu zur Seite stehen. Ja, er sei im 12. Jahrhundert v. Chr. aus dem Osten importiert worden, weil doch sein Tempel im Osten stehe![5]

Sopdit ist die Neujahrsherrin. Dorthin also, in die Zeit, nicht in eine Lokalität, gehört auch Sopdu. „Sopdu muß ursprünglich eine viel größere Rolle gespielt haben."[6] Hohes Alter[7] wird Sopdu zuerkannt. Aber wir kommen nur

---

[1] So z. B. Kuethmann, Ostgrenze Ägyptens, 1911, S. 29 ff. Budge, Dict. 663 b unter „Septu".

[2] Oben S. 403.

[3] Victor Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée, Band I, Paris 1927, S. 109 ff.

[4] Erman-Grapow, Wörterbuch IV, 109 f.

[5] Ancient Egypt. 1917. 103 ff.

[6] Bissing-Kees, München Akademie Abh. 32, 1 (1922), S. 29; 54 ff. Borchardt-Sethe, Sahure II (1913), Tafel 7 und S. 82.

[7] Sethe, Kommentar Pyramidentexte, S. 125.

weiter, wenn wir ihn in eine Rolle einsetzen, die diese große Ursprünglichkeit zugrunde legt.

Sopdu steht in unseren ältesten Texten neben den drei höchsten Göttern-namen[1]. Horus Sopdu tritt als Gott des Morgens auf[2]. In Oberägypten heißt er der erstgeborene Gott[3]. Spruch 201 der Pyramidentexte, die mit jedem Charakter der Schrift unermüdlich spielen, gibt ihm den Kosenamen „Spitzzahn"; so urtümlich gehört ihm also das Zeichen Δ. Es gehört, man beachte die erstaunliche Tatsache, dem Sopdu und der Sopdit das Zeichen Δ *bevor* die Ägypter scharfkantige Pyramiden bauen konnten! Trotz des „Lokalgott"-Wahnsinns bekennt Kurt Sethe: „Seltsam ist das Auftreten des Gottes Sopdu vom Saft el Henna (eben dem Tempel im Ostgau) als Äquivalent des Sonnengottes und später des Gottes der Atmosphäre."

Wer von dem Zufall ausgeht, daß wir Heutigen einen Tempel an einer bestimmten Stelle ausgegraben haben, dem muß das Selbstverständliche seltsam dünken. Aber da Sopdu göttliche Ehren in Edfu, Dendera, Esna, Abydos genoß, so ist er eben nicht „der Gott von Saft el Henna". Der ganze Wust modernen Aufklärichts steckt in dieser einen Redewendung. Und ich mute dem Leser diese beispielhafte Einzeluntersuchung zu, damit er in unserem Schrifttum über Marduk und Odin, über China und Rom, dieses Splitterdenken überall zu durchschauen lerne. Die Antiken waren nicht ein Zehntel so heidnisch wie die Cartesianer und Enzyklopädisten, deren Begriffe unsere Schulbücher tyrannisieren. Erst diese moderne Aufklärung hat Götter zu Raumgötzen erklärt. Nein, Götter verklärten Ordnungen durch die Zeit. Erst die Aufklärung erklärt Dinge im Raum. Ihr eigenes Weltbild vom toten Raum der Physik spiegelt die Aufklärung in ihre Quellen hinein.

„Wie, Sopdu stützt doch Nut, die den Himmel über Ägypten wölbende Kuh? Er gilt doch als ein Herr am Firmament."[4] Aber die Himmel regiert die Ewigkeit der Zeiten, nicht die Lokalität oder der Raum unserer Moderne.

Nur der geniale, nie genug herauszuhebende Heinrich Brugsch hat „Sopdus Wichtigkeit" erkannt. Sopdu sei im Verlauf der religiösen Entwicklung Ägyptens mit Horus, Re Nefertun verschmolzen worden. Beachtlich sei die engste Beziehung zu dem Gott des mit einem Stern geschriebenen Totenlandes im Himmel[5]. Brugsch entdeckte unmittelbar vor seinem Tode: „Nicht zufrieden nur nachts zu leuchten, schossen die bläulichen Strahlen der Sopdit (Sirius) in vollem Tageslicht hervor und beschrieben unversehens oft am Himmel die geheimnisvollen Linien des Dreiecks, das für ihren Namen und den des Sopdu

---

[1] Annales due Service XI (1911), 259. Bulletin Caire XVI, 208. Speeler, Recueil des Inscriptions 1923, Nr. 29; Nr. 121.

[2] E. Naville, Göschen, S. 10. Falsch S. A. B. Mercer, Horus Royal God of Egypt, Grafton 1942, S. 143.

[3] Naville, Göschen, S. 16.

[4] Brugsch, Dict. Georg. 334 und Thesaurus I, 182.

[5] Kees, München Akademie Abh. 199, 56.

stand. In solchen Augenblicken erschuf sie das seltsame Phänomen des zodiakalen Lichtes, welches andere Legenden dem Horus selber zuschrieben."[1]

1950 habe ich mich auf Brugschens Spuren nach Ägypten begeben. Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang und abends eine Stunde nach Sonnenuntergang erhellt sich der Horizont, sei es im Westen, sei es im Osten, mit einem Mattscheibenlicht blausilberner Färbung in der Form einer schräg gegen den Zenith aufstrebenden, aber ihn nie erreichenden Pyramide. Überall in dem Landgürtel zwischen dreißigsten und vierzigsten Breitengrade ist diese Pyramide das an etwa zweihundert Tagen des Jahres wahrnehmbare großartigste Nachtgebilde. Die Griechen und Römer sahen es nicht, und so ist es in ihrer Literatur ohne Namen. Als die Erscheinung im 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung neu beobachtet wurde, da war die Ägypterweisheit längst verschüttet. Aus diesem Abreißen der Überlieferung kam es zu der blassen neuen Benennung des Lichts als Tierkreislicht. Aber als das Dreieck in Mexiko von Alexander von Humboldt wahrgenommen wurde, da beschrieb er es, ohne die historische Wichtigkeit zu ahnen, als pyramidales Licht[2]. So hat es auch unsere Reisegesellschaft in Luxor im März 1950 beobachten können. So ist es auch von dem nordamerikanischen Astronomen Olmstedt unwillkürlich beschrieben worden[3]. Jede Photographie in einem astronomischen Handbuch zeigt die schräg aufstrebende Pyramide als Tierkreislicht. Und Sirius und die Sonne umklammern dies geheimnisvolle Himmelsbauwerk. Deshalb müssen sich auf seinem Nachbild auf Erden, auf der Pyramide, „Isis und Ra vereinigen", wie Inschriften besagen.

Es führt Brugsch' Entdeckung also nur zu Ende, wenn in dem Zeichen für Sopdu und Sopdit Δ schon das Sehnen der ersten Dynastien nach der glatten Pyramide erkannt wird. Weil die ersten Tempelkaiser noch nicht imstande waren, andere als Stufenpyramiden zu bauen, war die Nachahmung des Himmelsdreiecks Sopdu Jahrhunderte lang unvollkommen. Dadurch gewinnt das Zeichen für Sopdu und Sopdit die ungeheure Bedeutung für uns: Da es dem Bau der glatten Pyramiden vorangeht, erklärt es deren Ziel und Absicht im voraus! Denn der Himmel sollte auf die Erde hinuntersteigen. Die Pyramide war zuerst am Himmel.

Durch Jahrtausende hat das Rätsel des Strebens nach den Pyramiden uns bedrängt. Ist es so rätselhaft? Am wirklichen Osthimmel sah der überwältigte, vor dem Gott niederstürzende Beter weder Tag noch Nacht, weder Sirius noch Sonne. Wir haben keinen aussprechlichen Namen für das Phänomen. Zodiakalisch ist ein von Zodiakus, dem Tierkreis, geborgtes Adjektiv und wertlos.

---

[1] Proceeding Biblical Archäology XV (1892/93), 233. Brugschs Beschreibung ist fantastisch. Sopdit erschafft das Licht des Sopdu nicht.

[2] „des milden, pyramidal gestalteten Tierkreislichts", A. von Humboldt, Kosmos III, 581.

[3] „He will discern a . . . light of a pyramidal figure", D. Olmstedt, American Ass. Advancement of Science 11, 12, November 1851, S. 311.

Daher ist es uns besonders schwer gemacht, den ägyptischen süßen Schrecken nachzuerleben, als in Sopdu der Schlüssel zum Universum sich zeigte.

Daß Sopdit Ägyptens Leitstern ist, hat niemand je geleugnet. Aber weder hat jemand gefragt, weshalb ihr zu Ehren gerade Pyramiden gebaut wurden, noch weshalb denn eines Reiches gesamte Verfassung um sie herum gebaut werden konnte. Der Gott Sopdu kommt in den neuesten Werken zu Religion und Verfassung am Nil nicht vor, er, der einzige dem Leitstern gesellte Gott!

Aber Sopdu und Sopdit zusammen erklären die erste Himmelswelt der Geschichte. Die ägyptische Verfassung beruht eben auf keinen Grundlagen, sondern auf Himmelslagen[1]. Daher bildete jeder Pharao in seiner Pyramide den Sopdu ab, auf daß sich Sopdit und Ra auch in seinem Lichtdreieck vereinigen möchten. Denn das Gelingen seiner Pyramide machte den Erbauer zum Meister des Firmaments! Sopdu war eben weder ein einzelner Stern noch der Gesamthimmel. Die Aufklärung hat die Aufgabe abstrakt mißverstanden wie im Fall der Sonne Ra auch. Nie hat die Tagessonne „an sich" antike Kulte bestimmt. Das ist modernen Sonnenanbetern verblieben. Der einzelne Tag von vierundzwanzig Stunden hat anfangs die Horusfolger nicht interessiert: Das Kommen und Gehen der Sintflut war ihr Rätsel, die Einigung von Mittag und Mitternacht, die Einigung von Stern und Sonne. So traf die Pyramide wörtlich ins Schwarze. Denn, traf die Pyramide die Vereinigung von Tag und Nacht, von Ra und Sopdit wie in einem Brennspiegel, dann stand die „Skyworld", wie Anthropologen das Himmelshaus der Reiche nennen, richtig; als Weltbaumeister durften sich die Pyramidenbauer fühlen. Und so fühlten sie. Eine späte Papstkaiserin ruft noch aus: „Ich konnte nicht ohne den Gott meinen Obelisken errichten. Ich schlief nicht, solange ich am Tempel von Karnak baute. Denn ich wußte, daß Karnak der himmlische Horizont auf der Erde ist." „So verstanden es die Ägypter: ein Teil des Himmels war auf die Erde befördert worden. Der Ort, wo die Götter in ihre Statuen eintreten, ist eine Abbildung des Himmelhorizontes. Die Tore des Heiligtumes sind die Tore des Himmels. Der Titel des Oberpriesters war Öffner der Himmelspforten. Der Herrscher betritt den Himmelraum, wenn er den Tempel betritt. Die Priester und Priesterinnen waren bei den Festen die Götter selber."[2] Die Vermählung der Sopdit und des Ra auf der Spitze jeder Pyramide wird uns ausdrücklich als das große Ereignis angegeben, das dem Bau seinen Sinn gibt.

Die Pyramide bildet also die alljährliche Beglaubigungsurkunde der am Neujahrstag einsetzenden Schöpfung des Nillandes durch die Gestirne auf Erden ab. Ihr Erbauer ruft wörtlich „die Arme der Götter herbei", die jährlich die Existenz des Reiches bedingen, wenn sie an Sopdu sich heften und den Horus, der

---

[1] Die neueste Literatur gibt die Pyramiden für Siegesdenkmäler über die jährliche Überschwemmung aus. Form, Glättung, Orientierung, Ka, Beziehung zu Sopdit, Verewigung jedes Herrschers, Bau nicht durch den Erben, sondern den Insassen selber — das alles bleibt dabei unerklärt.

[2] Jean Capart, Thèbes, Bruxelles 1925, p. 97.

von Mitternacht gegen Norden an die Einheit des Flutlandes glaubt, als Sohn der Sopdit und des Ra erzeugen und bezeugen. Indem er die Pyramide richtig vermißt, wird der Regent bevollmächtigt. So eilt er, sich diese Vollmacht zu beschaffen; die eigene Pyramide beginnt ein Pharao bei seiner Thronbesteigung. Die Pyramide ist kein Grab, sondern verleiht dem Kaiser die ewige Gegenwart. Sie bezeugt, daß zwischen seinem Leben und Sterben kein Unterschied mehr besteht: „Er liegt richtig"; er ist verstirnt. Was wir durch die juristische Person ausdrücken und die Ver-staat-lichung, die Todlosigkeit einer Aktiengesellschaft oder einer Stiftung, das wird durch Verstirnung in Ägypten erreicht. Die Verhimmelung macht dies von Überschwemmungen heimgesuchte Niltal plötzlich stabiler als irgendeines von flüchtigen Stämmen durchzogenes trockenes Hochplateau.

Und so wird der verhimmelte Herrscher mit der Erbauung der Pyramide gleichmütig. Als Pizarro nach Peru kam, ließ er einen seiner Ritter hoch zu Roß auf den Inca anrennen. Der Inca hatte noch nie ein Pferd erblickt. Der Ritter überrannte ihn so dicht, daß der Schaum des Pferdes auf den Kaiser spritzte. Aber es war, als sähe er den Ritter nicht einmal. So unbewegt blieb er. Und ebenso lebte der letzte Azteke, Montezuma, von Andrang unbewegt.

„Ich ließe wohl mich rühren,
  glich ich Euch.
Doch bin ich standhaft wie des Nordens Stern,
  des unverrückte, ewig stete Art
Nicht ihresgleichen hat am Firmament.
Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und Feuer sind sie all und jeder leuchtet,
Doch einer nur behauptet seinen Stand.
So in der Welt auch: sie ist voll von Menschen
und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut;
doch in der Menge weiß ich einen nur,
  der unbesiegbar seinen Platz bewahrt
vom Andrang unbewegt . . ."

Cinna wirft ein: „O Cäsar . . ." Aber Julius Cäsar wiederholt: „Fort sag ich, *willst du den Olymp versetzen?*" Das gilt von jedem Reichsherrn, weil er verstirnt ist. Im Totengericht gibt er zu Protokoll, daß er nie sein Herz mit Reue *verzehrt habe!*

f) Fluch und Segen der Schrift

Diese Kraft, die Götter zu bannen, baut, schreibt, vermißt und orientiert. Die Priester konnten die Götter agieren, weil das kein Spiel war, sondern letzter, blutiger Ernst: Pharao hieß das große Haus, weil er in das große Haus die

Götter hineinzwang. Es war also gar kein Pharao und kein Reich vorhanden, wenn die Götter nicht den Vorschriften des Hauses sich fügten!

Kein Wunder, daß eine Göttin, uralt wie Sopdu, dabei den Pharao unterstützen mußte. Das war Seshat, die Göttin der Schreibkunst und der Tempel-Ostung, der Orientierung. Seshat muß jedem Pharao die Meßschnur für die Vermessung eines „der Himmel auf Erden", der Tempel, spannen helfen. Sie ist zugleich die Göttin des Schreibens wie des Anvisierens. Hier sehen wir, wie die Schreibkunst und der Himmelsbau zusammengehören. So wenden wir uns von den Pyramiden zu den Hieroglyphen. Wieder, wie im Falle des „Lokalgottes" Sopdu, wie im Fall der menschlichen Sprache, ist der „Positivismus" bemüht gewesen, diesen unzählige Male, ja in jedem einzigen Denkmal ausgesprochenen Bund des Himmels mit der Schrift der Bauleute, zu verleugnen. Wer die Sprache vom Lallen der Säuglinge, Horus Sopdu aus der Stadt Saft el Henna – die doch umgekehrt selber „Saft" nach Sopdu heißt! – ableitet, lehrt auch glauben, daß die Hieroglyphen aus dem Alltag des Geschäftsverkehrs stammen und aus der Gemütsbewegung des flüchtigen Augenblicks. Die Göttin Seschat zusammen mit jedem Pharao vollbringt den einzigartigen Aufriß seiner Pyramiden, diesem Wunder der Genauigkeit mit einem $^1/_{13000}$ oder $^1/_{11000}$ Abweichung vom wahren Norden und Süden, Seschat verkörpert seine Lebenstat, sein Haus, kraft dessen er selber das große Haus, „Phr-ao", eben Pharao, genannt worden ist. Sie verkörpert den grundlegenden Entschluß die Welt zu orientieren und sie trägt daher den Visierschlitz in ihrer Hieroglyphe, so wie Sopdu und Sopdit beide das Pyramidendreieck des Lichtscheins. In das von Seschat orientierte Haus setzt Menes und jeder Pharao den Ka-Namen; die Arme, die ihn zum Liebling der Götter machen, sind die Arme des Horus, des Falken, der auf dem Hauszeichen sitzt. Die Hieroglyphe für Isis besagt „ein Thron", die für Osiris „Er, der einen Thronsitz schafft". In jedem einzigen Fall werden Lebenstage, nicht Tagesdaten in den Zeichen verkörpert.

Der Ursprung der Schrift ist etwas so wichtiges, wie der Ursprung der Sprache. Und so muß der Leser auch hier vor die Wahl gestellt werden; hat die Froschperspektive der generatio äquivoca recht, die das Schreiben aus dem Alltag der Kaufverträge, Grenzsteine, Spielmarken, an die Tempelwände geschleudert sein läßt? Erklärt die Physik die Biologie? Erklärt die Chemie die Politik? Erklärt der Alltag die Tempelewigkeit? Hat die Schule recht, die das alte ägyptische Kaiserreich aus den heutigen heruntergekommenen Negersitten erklärt? Oder sind wir selber in unseren höchsten Leistungen, in unserer edelsten Begeisterung die Erben des Imhotep, des Erbauers der Stufenpyramide und die Kinder der Göttin Seschat, der Spannerin des ersten Seiles, das den Menschen zum Baumeister einer geordneten Welt machte? Der Leser muß sich entscheiden. Ich aber muß, wie bei der Sprache, meinen Weg weitergehen ohne zu vergessen, daß ich mich damit ent-schieden habe.

Die Hieroglyphen sind die neuen Namen für die Erbauung von Himmel und Erde. Deshalb gelten sie für die neue Ewigkeit des Äons, des im Himmel entdeckten Weltgesetzes der Sternenläufe. Sie drücken die Lebenstaten aus, durch die der Herrscher Sterne und die Sterne Herrscher werden. Die Hieroglyphen sind also die Enzyklopädie der Ewigkeit. Jede Hieroglyphe sanktioniert und besiegelt einen Verlauf. Sterne sind gemalt oder eingemeißelt über jedem Götterbild, denn unterm Sternenhimmel sind wir mit den Göttern. Als Zoser's Stufenpyramide ausgegraben wurde, fanden sich diese Sterne, aber der erste Kritiker wollte es nicht glauben oder zugeben, daß schon damals Sterne an der Innendecke standen. Sie taten es aber! Seit Zoser also erblickte jeder Tote den Himmel auf der Innenseite seines Sargdeckels. Unsere Vorstellung vom „in den Himmel kommen" stammt bis heute aus diesen Hieroglyphen. Hier wurde das Firmament abgebildet, mit Sopdit-Isis als dem Neujahrstagsstern in dem wichtigsten Felde, mit 36 Konstellationen, jede von ihnen zehn Tage bezeichnend; 18 standen vor, 18 hinter Sopdit. Die vier anderen Neujahrssterne, die zusammen mit Sopdit die fünf Tage füllen, an denen das Jahr neu geschaffen wurde und durch die es 365 Tage zählt, waren rechts und links von Sopdit aufgemalt. Unser Bett- und Thronhimmel sind die letzten Nachklänge jener Macht der Hieroglyphen. Der Herrscher mußte unter einem Thronhimmel amten, um Herrscher zu sein! Denn nur der Thronhimmel wies ihm seinen vorschriftsmäßigen Platz im Weltganzen an. Die Hieroglyphen waren mithin *Vorschriften für Sternbahnen* auf Erden. Wir bauen Eisenbahnen, Straßenbahnen, Autobahnen. Die Ägypter schrieben Sternbahnen vor. Die Hieroglyphen waren also nicht Schriftzeichen, sondern Vorschriftzeichen. Die Silbe „Hiero", das Sakrale im Namen Hieroglyphen, erinnert mit Fug an die Zwangsgewalt dieser Vorschriften über die so magisch ins Himmelreich hineingerissenen Sterblichen! Die Hieroglyphen erzwangen ein Verhalten. Deshalb standen sie auf den Toren und Gängen, durch die Pharao und seine Priester kosmisch wandeln mußten.

Die Schrift trat also an die Stelle der Tätowierung. Die Tätowierung machte zum lebenslänglichen Mitglied.

Die Steinrune übertrug diese Treue zu den Stammesverwandten auf die Weltmächte, die neuen Verwandten Pharaos. Fortan galt es, dem Reich die Treue zu halten auf Millionen Jahre. Also konnten die Hieroglyphen nicht Fleisch und Blut beritzen (was ja der Wortsinn von „schreiben", nämlich einritzen, ist, siehe „Runen"). Fleisch und Blut werden es nicht ererben, sagt Paulus. Aber Pharao sprach ebenso. Nur vertraute Pharao der Herrin der Bauleute und der Schrift, und ergänzte den Satz daher:

„Fleisch und Blut werden es nicht ererben, aber der Stein." Plato läßt einen Pharao den Schaden beklagen, den das ägyptische Zauberschreiben anrichtet (Phädrus 274 e). So unheimlich war die Gewalt der Hieroglyphen, daß Laotse in China ausrief: „Wäre ich Kaiser, ich schüfe die Schrift ab und ließe nur die Knüpfknoten für das Zählen übrig." Von den Inkas in Peru haben wir eine

Überlieferung, daß sie einst Hieroglyphen hatten. Doch wegen der furchtbaren Zaubergewalt der Zeichen hätte sich ein Inka durch einen Weisen bewegen lassen, sie abzuschaffen. So sei es gekommen, daß sich die Peruaner auf Quippus, auf die von den Spaniern angetroffene Knotenschrift, beschränkt hätten[1]. Der moderne Forscher Markham, von dem Schrecken der Zauberei selber nicht heimgesucht, hat diese peruanische Überlieferung von der Revolution gegen die magische Knechtschaft lächerlich gemacht. Ein anderer Ethnologe von hohem Rang, W. Curtis Farabee, hat seltsamerweise mehr als jeder andere dazu getan, diese Überlieferung sowohl zu bekräftigen wie zu leugnen. Er fand uralte Petroglyphen am oberen Amazonas. Er fand einen Eingeborenen, der Schriftzeichen zu wissen erklärte und sie für ihn niederschrieb. Er fand Petroglyphen auf einer zweiten Expedition, die von der anderen Seite die Anden anging. Er stellte aber fest, daß der alte Mann der einzige war, der die Schriftzeichen schrieb, und daß die Petroglyphen von den jetzt dort lebenden Waspisianen unbeachtet blieben. So weigerte er sich sogar, uns die Schriftzeichen mitzuteilen[2]. Dabei aber hat derselbe Farabee festgestellt, daß Orion und Sirius den Ackerbau der Waspisianos regeln[3]. Dies Leben nach dem Kalender ist mir nirgends ohne Ableitung aus einer Hieroglyphenkultur bekannt[4]. Aber ich habe keine Möglichkeit oder Absicht, über die Waspisianos selber ein Urteil zu fällen. Mich muß die Logik der Forschung stutzig machen: „Die Inkas hatten keine Schrift, als die Spanier kamen. Also können sie nie eine Schrift gehabt haben; alles, was beweist, daß sie die Schrift freiwillig eines Tages wieder aufgegeben haben, ist Unsinn." Diese Logik ist dem begreiflich, für den Schrift harmlos ist. Wenn aber Schrift Vorschrift ist? Man hat Alkoholverbote erlassen, Bücher verbrannt, Bildsäulen umgestürzt, den außerehelichen Geschlechtsverkehr verpönt, Städte dem Erdboden gleichgemacht, den Selbstmord unter Strafe gestellt, und da bilden sich die Gelehrten ein, kein einziges Volk könne jemals gegen die Schrift rebelliert haben, gegen diesen Zauber, der die Menschen in fühllose Wandelsterne verwandelte? Daß die Schrift eine schwere Bürde ist, hat aber sogar einer unserer eigenen Zeitgenossen empfunden; da Hermann Hesse dies Erschrecken über die Schrift einem Stammeskrieger in den Sinn legt, so war ich betroffen, als ich seine Verse über die Schrift entdeckte. Sie beweisen nicht, daß ein wirklicher Kampf gegen die Hieroglyphen je getobt hat, illustrieren aber, worauf ein Nachsinnen über Stamm und Reich sich von nun an wird auch zu richten haben.

---

[1] Fernando Montesinos, Memorias Antiguas, Historiales del Peru XV, Madrid 1882.

[2] W. Curtis Farabee, Peabody Museum 10 (1918); derselbe, University Museum Anthrop. Studies 9 (1922).

[3] Peabody Museum, p. 33.

[4] Die Fellachen Ägyptens wissen noch heute um die Träne der Göttin Isis, „den großen Tropfen", wenn der Nil steigt. Die Südseeinsulaner brachten ihre Sternkunde aus Indien. M. W. Makenson, The Morning Star Arises. An Account of Polynesian Astronomy. New Haven 1941.

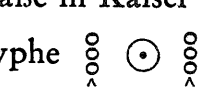
Buchstaben
von Hermann Hesse

Doch wenn ein Wilder oder Mondmann käme
Und solches Blatt solch furchig Runenfeld
Neugierig forschend vor die Augen nähme,
Ihm starrte draus ein fremdes Bild der Welt,
Ein fremder Zauberbildersaal entgegen.
Er sähe A und B als Mensch und Tier,
Als Augen, Zungen, Glieder sich bewegen,
Bedächtig dort, gehetzt von Trieben hier,
Er würde staunen, lachen, weinen, zittern,
Da hinter dieser Schrift gestabten Gittern
Die ganze Welt in ihrem blinden Drang
Verkleinert ihm erschiene, in die Zeichen
Verzwergt, verzaubert, die in steifem Gang
Gefangen gehn und so einander gleichen,
Daß Lebensdrang und Tod, Wollust und Leiden,
Zu Brüdern werden, kaum zu unterscheiden ...
Und endlich würde dieser Wilde schreien
Vor unerträglicher Angst, und Feuer schüren
Und unter Stirnaufschlag und Litaneien
Das weiße Runenblatt den Flammen weihen.
Dann würde er vielleicht einschlummernd spüren,
Wie diese Un-welt, dieser Zauberstand,
Dies Unerträgliche zurück ins Niegewesen
Gesogen würde und ins Nirgendland,
Und würde seufzen, lächeln und genesen.

Wenn wir ungläubig lächeln, daß jemand die Schrift habe wieder abschaffen wollen, so vergessen wir Moses. Moses hat sein Bildverbot gegen die Zeichen der Ägypter erlassen; wir würdigen diese Amputation der Hieroglyphen längst nicht gebührend. Das ganze Alte Testament reinigt uns von den Hieroglyphen. Man könnte die Bibel die Geschichte dieser Befreiung nennen, die mit dem Aufgang „des neuen Morgensterns", der die Isis-Sopdit verdrängt, mit Christus, endet.

Nur weil Moses oder seine Vorgänger aus den Zauberzeichen das unschädliche phonetische Silbenalphabet herausschlug, hatte er eine Schrift, mit der sich das Verbot der Hieroglyphen selber auf Steintafeln schreiben ließ! Weil Moses das Schreiben über die Bezauberung hinaushob, brauchen wir nicht mehr die Dinge im Himmel, auf Erden, im Wasser und unter der Erde zu „bezeichnen". Begreift der Leser, wie nötig es war, solche Zeichen entweder zu überbieten oder zu verbieten? Moses' Überbieten, Platos und Lao-tses Seufzer und das Inka-

verbot zusammengenommen, tränken das Hessesche Traumgesicht mit dem Blute des Geschehens.

Und sie erlauben uns, die Magie wieder zu würdigen. Modernes Reden von Magie ist so wertlos, weil es von der Verhexung einzelner ausgeht. Der Zauber ist, der modernen Skepsis muß es entgegengehalten werden, nicht auf ein Einzelnes gerichtet. In einer lehrreichen Bemerkung Reisners hebt sich diese Skepsis selber auf: „Der anfängliche Gebrauch der Schrift war völlig praktisch; Eigentumszeichen, Übertragung von Autorität und Befehlen und die politische Beurkundung der Welt in Jahren. Vor Ablauf der zweiten Dynastie darf kein gewöhnlicher Sterblicher schreiben. Das Schreiben des herrscherlichen Horusnamens war eine der ersten Verwendungen der Schrift."[1] Alles ist in Ordnung, bis auf die Worte „entirely practical". Reisner hat sie wohl gesetzt, um zu sagen, daß es keine Literatur gab. Aber sein Leser liest vermutlich nicht nur den Gegensatz praktisch gegen literarisch, sondern auch den von praktisch gegen religiös in Reisners Worte hinein. Das wäre verhängnisvoll. Autorität, sagt Reisner selber, soll aus der Schrift fließen. Autorität aber und Befehl wird bei uns nicht unmittelbar in den Ausdruck „praktisch" hineingelesen. Aber das gerade muß der Leser aus Reisner und aus den Hieroglyphen heraushören: Den Befehl, für die Ewigkeit zu bauen. Etwa 2500 v. Chr. wurden mehr als 200 000 Alabastergefäße in Kaiser Zosers Stufenpyramide eingestellt, unter dem Befehl der Hieroglyphe  ḥeḥ, Millionen Jahre, damit die Mähler im Himmelshause ewig weitergehen könnten. Im selben Atem, wo die Charaktere die Götter dieser Welt ewig banden, lösten sie die Menschen zu einer neuen Freiheit. Denn sie erlaubten Pharao und seinen Priestern, *untätowiert zu bleiben!* So befreiten sie die Menschen. Von nun an mochten Schreibe und Schmuck als leicht auswechselbar auf den Leibern der Lebenden beweglich werden[2]. Die Schminkpaletten der ältesten Pharaonen haben mit Recht Staunen erregt. Auf diesen Schminkpaletten stehen nämlich, wie wir noch sehen werden, wahre politische Glaubensbekenntnisse in den neuen Hieroglyphen. Wie blöd, Schminkpaletten als Verfassungsurkunden zu behandeln! Wie verständlich, wenn Kaiser und Kaiserin hier ihre Freiheit vom Tätowieren beurkundeten! Golden wie die Sonne, weiß wie das Licht, blau und rot wie die Sterne sollten sie abwechselnd dastehen. Pharao mußte ja Horus und Seth spielen! Mehrmals am Tage badete der ganze Hof. Diese Emanzipation des Fleisches ging über die ganze Welt in alle Reiche. Der Apisbulle, in dem sich ja Horus, der Stier seiner Mutter, wiedererkannte, mußte eben deshalb ohne jede Tätowierung, jeden Flecken und sternenfarben sein. Das einfarbige Sternbild Taurus war am Nordhimmel eines der

---

[1] Reisner, Naga-el-Der I (1908), 122—126 (übersetzt).

[2] A. Portmann weist unermüdlich darauf hin, daß wir Menschen nach 9 Monaten im Mutterleib noch 15 Monate in einem geschichtlichen, beweglichen Mutterschoß verbringen. Dann ist am „Reich" der Fortschritt deutlich, der diese Beweglichkeit (nicht-Tätowieren!) sichert.

allerältesten Bilder und der Langsamkeit seiner Bewegung sollte der Bulle auf Erden nachwandeln! Denn die Sterndeuter gaben ja wörtlich die Zeichen zum Angriff auf die Erde durch ihre Zeichen, Charaktere. Charakter ist das richtige Wort für Hieroglyphen. Deshalb heißt Jesus das Schriftzeichen, der Charakter des lebendigen Gottes[1], im Neuen Testament, weil er der Triumphator über die astrologischen Hieroglyphen ist. „Was soll mir der Charaktermajor?" rief Wilhelm I. von Preußen angesichts des Kaisertitels. Er hatte recht: Krönungsvorschriften „charakterisieren" allerdings seit Menes die Welt! Und dadurch entrissen sie Stück um Stück des Universums dem Schrecken Seths, dem Schrekken einer unvereinigten, ungedeuteten, vom Universum her nicht orientierten Existenz. Deshalb darf der Charakter Seths nicht geschrieben werden! Seth reißt die Ordnung des Horus unaufhörlich ein, er steht am unvereinigten Mitternachtshimmel und seine Tiere herrschen in der verdursteten Talsohle jeden Frühsommer. Das Schriftzeichen für Seth zeigt ihn aufgespießt. Die Negation mußte also dem Charakter einverleibt werden, weil Seth ja sonst bestätigt worden wäre! Das Wort „vorschreiben" ist ein schöner Ausdruck für das, was die Charaktere taten. Seth blieb unbestätigt, weil ihn die Lanze des Horus ins Hinterteil stach, sooft er „geschrieben" wurde. So wurde er nicht vor-, sondern herausgeschrieben; grad deshalb erhellt sein Zeichen die Tatsache, daß die Ägypter die göttliche Weltordnung unterschrieben, als sie schrieben. In der *namentlichen Unterschrift hat sich bei uns der Charakter ihrer Schrift unverfälscht erhalten.* Kein ägyptischer Priester konnte *„über"* Gott und die Welt schreiben. Bücher „über" etwas konnte es nicht geben, bevor die Griechen das erfanden. Es gab nur Unterschriften, kraft derer die Dinge mit ihrem ewigen Charakter bekleidet wurden. Als König Wilhelm I. Kaiser wurde, unterschrieb er allerdings das Ende Preußens. Jede Unterschrift ist ein Unternehmen. Die Ägypter unternahmen ihre Welt, als sie diese Welt beschrifteten.

Natürlich ließe sich über die Unterschrift und Vorschrift der Charaktere noch unendlich viel sagen. Aber eine Universalgeschichte hat die Zauberzeichen erst einmal wieder in ihre schöpferische Rolle einzusetzen. Wenn wir vor unseren Schriftzeichen als mörderischen Waffen des Seth, nämlich Waffen der Veruneinigung, erschrecken würden, dann würde die Reichswelt verstanden sein. Denn wir zerschreiben die Weltordnung; aber jeder Reichsschreiber bekräftigte diese mit eigenhändiger Unterschrift.

Deshalb kam aus der Schrift das Bauen, wie aus der Quelle der Fluß. Die Göttin Seschat der Urzeit ging daher bald in der „Herrin aller Bauleute, Nephtys" auf. An diesem Punkte können wir in den Geist der Vielgötterei den Einblick gewinnen, der uns die Augen für „das ägyptische" in uns selber öffnet. Die vielen Götter strömen, wie das Quellwasser zum Bach und der Bach zum Fluß werden muß. Seschat, die den Bau anhebt, wird, wenn die Bauten alle

[1] Das Schriftzeichen (Charakter) für Gott. Hebräerbrief I, 1.

erst einmal stehen, zur „Herrin aller Bauleute in ihrem Namen Seschat“[1]. So wird Sopdu zu „Horus in seinem Namen Sopdu“, und Sirius-Sopdet wird zu „Isis in ihrem Namen Sopdet“. Die meisten Menschen sind, wie die Ägypter, Polytheisten. Sie bezeichnen sich zwar oft als Atheisten, und in der Statistik stehen sie als Christen. Im Leben und Sterben aber handeln sie weder als ob sie an einen Gott glaubten, noch als ob sie an keinen glaubten. Sie glauben nämlich an viele. Weil wir uns unseren Polytheismus an die Politik, an den Eros, an die Sensation, an den Sport, an die Familie, Land, Wissenschaft, an unsere Ismen, nicht eingestehen, ist unser Polytheismus sehr lendenlahm. Der Polytheismus der Ägypter war zeugungskräftig. Immer riß sie die eine Entdeckung zur nächsten hin. Schillers Vers „Mit Göttern erfüllt sich die rauschende Halle“, ist tiefsinnig genug. Ein Name rief den anderen! „Nimmer das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein!“ Die Ägypter wußten natürlich noch nicht zu sagen, weshalb ein Name des Gottes besser sein könne als ein anderer; von allen Seiten winkte und nickte ein Stern, ein Wind, ein Berg, ein Fluß. Als sich der Horus und sein Horusgefolge vom Stamm abhob, da öffnete sich ihnen eine namenlose Welt zum erstenmal. Hier sprachen keine hohen Ahnen. Die neuen Götter werden „numina“, nicht Geister; denn man sah sie sich neigen, bücken, bewegen, fliegen. Die Welt war ein Labyrinth, durch dessen Gänge die Menschen den Göttern nachliefen und sie mit dem rechten Namen anzureden versuchten. Aber darin lag der Bruch mit der Stammessprache. Die neuen Götter des Landes konnten in keinem einzigen Falle so benannt werden, wie die Ahnen. Die Ahnen sprachen ja durch die Maske als Personen weiter. Die Sonne und der Mond hatten nie gesprochen! Wie hießen sie also? Wenn man ihren Namen auf den Tempel schrieb und sie kamen, dann war das der rechte Namen! Ich finde nicht, daß dieses Dilemma jedes antiken Reiches anerkannt wird: Die Sprache war für hörende und sprechende Menschen geschaffen. Im Reich aber gab es sichtbare und blinkende Gestirne und Wolken, Berge, Flüsse und dergleichen mehr. Vom Ohr zum Auge mußte man plötzlich die Sprache übertragen. Daraus entstand die Bauraserei der Reiche. Im Bauen erwies sich das Wort des Kaisers als das rechte Wort! Die Ökumene, die „hausgewordene“ Erde beweist, daß der Herrscher die Götter beschwören kann! Der Kaiser von Mexiko hatte zu schwören, er werde Gerechtigkeit üben, die Sonne werde er aufsteigen lassen mit ihrer Klarheit, die Wolken bewegen, die Flüsse zum Laufen bringen und die ganze Erde reichlich Früchte hervorbringen lassen[2]. Weil sich die Gestirne dann umwenden, wenn der Kaiser sie anruft, deshalb gehört er offenbar zur Götterfamilie und kann in ihr gebieten.

In dem berühmten Buch von Frazer, Der Goldene Zweig, wird von einem italischen Priesterkönig ausgegangen, den der Tod nach zwei Lustren von der

---

[1] Pyramidentext 364 Sethe III, 129; Recueil 14, 38 Nephthys in ihrem Namen Seshat. Nephthys ist aber die Herrin aller Bauleute, die den Horuspalast bauen.

[2] Gomara, Conquistade Mexico, S. 434, Madrid 1852.

Hand seines Nachfolgers ereilt, damit das richtige Wetter produziert werden kann. Und die Regenzauber der beschirmten Negerhäuptlinge gaben Frazer reichliches Material für seinen Aberglauben. Ich halte das meiste im Goldenen Zweig für gesunkenes Kulturgut, abgesunken aus den Reichen und mißverstanden weitergeschleppt in den Stämmen. Der Eid der Kaiser von Mexiko aber zeigt, was zuerst kam. Denn nur wer schrieb und baute, konnte einen solchen Eid sinnvoll schwören. Der aber konnte es, denn nur deshalb baute er die Pyramide und den Tempel als Bild des Universums. Das Frazersche Material ist aus Stammeserbe und Reichsgut üppig gemischt und so, wie es vorliegt, führt es leicht geschichtlich irre. Das Gebiet um das Mittelmeer, aus dem Frazer schöpft, stand im letzten vorchristlichen Jahrtausend vor der Aufgabe, Stammesriten und Reichsliturgie zu kombinieren.

g) Das Götterlabyrinth

Das Götterwirrsal der Reiche ist in sich selber bestürzend genug. Aber die Umwälzung erzwang dies Labyrinth der Namen der Götter. Die Reiche haben nämlich unser Verhältnis zum Namen geändert. Über die Verwandtschaftsnamen mit ihrem Reichtum im Stamm steigen neue Namen für die geliebten Elemente der Ewigkeit, Fluß, Himmel, Stern, Berg, Meer. Nennen bedeutet immer lieben. „Nomen tuum invocamus, id est te diligimus" (Wir rufen deinen Namen an, das heißt, wir lieben dich), sagt Augustin mit göttlicher Einfalt[1]. Für die Kosmik der Reiche ergab sich dadurch eine Jagd von einem Namen zum anderen. Das Leben der Religionen verläuft in der Bewegung von einem Namen zum nächsten. Jedes Wort der Sprache ergeht immer innerhalb der gesamten Sprache. „An und für sich" gibt es keinen Namen. Die Alten waren jederzeit selig, wenn zwei, drei, vier Namen in einen neuen Zusammenhang rückten. Sie wollten herzlich gern den einen Namen auf den anderen beziehen. Aber auf der anderen Seite waren sie den Namenspraktiken entwachsen. Die Ortsnamen der „Wilden" waren eintönig: schönes Wasser, gutes Wasser, roter Stein, grünes Wasser, Steinhügel usw. Nicht, daß nicht auch die Wilden die Dinge mit einem Reichtum von Namen benannten. Ein „gedächtnisloser" Stamm wie die Wapisiani am Amazonas haben dreißig verschiedene Worte für Vögel, hundertundzwei für Fische. Für den Frosch und seine Abarten kennen sie vierzehn Namen, und für Ameisensorten zwölf. Ulfilas verfügte in der gotischen Bibel über 448 selbständige Zeitworte gegen 320 im griechischen Urtext.

Aber die Umwelt des Reichs ist nicht das All! An die Stelle des Alls tritt das Universum, die ewige Gegenwart eines orientierten Ganzen, und die Götter erscheinen im Kreislauf als Gestirne, deren Wiederkehr in verschiedenen Formen es zu Durchschauen und zu benennen gilt. Solche Götter sind zweideutig, wie

[1] Enarratio in Psalmos, Migne 36, 1028.

Janus oder Di-ana, die sogar im Namen ihre Zweistufigkeit tragen. Usener hat sogar Zeus mit Deu-Kalion zusammengerückt, und das ließe, wenn es stimmte, sogar in diesem Namen an die Entzweiung in den großen Dies und den kleinen Dionysos denken.

In jedem Falle greifen die neuen Namen nicht einzelne lebendige Wesen aus dem All einzeln heraus, wie Tiere oder Geister, sondern Sopdu, Sopdit, Nephthys, Isis, Osiris, bezeichnen die lebenden Schuppen eines sich regenden ungeheuren Drachen Welt.

Alle Reiche gingen über die Geschöpfe der Wildnis hinaus und komponieren geflügelte Drachen, so in Babylon und China – oder Sphinxe in Ägypten; Cherubim und Seraphim des Hesekiel gehören hierher, Chimären in Griechenland, die Midgardschlange der Edda, Ungeheuer in Indien.

Diese von uns Fabeltiere genannten Lebewesen waren kein Luxus der Phantasie, sondern sie zeigen die Aufgabe an, vor der die neue Zeit stand. In den ganzen Kosmos galt es durch die Tore des Tempels so einzutreten, daß man die zum erstenmal angeschaute Weite des Himmels auf 1000 Kilometer hin „contempliere", d. h. im Tempel kontrahiere. Leute im Delta und in Assuan, von denen das ägyptische Gedicht Sinuhe sagt, daß sie einander nicht verstanden, Chinesen, die bis auf den heutigen Tag nicht miteinander reden können, sollten sich trotzdem in Einer Welt orientieren. Die neuen Namen waren also Wegweiser durch ungeheure Gewalten. Jede war überlebensgroß, jede ging über die fünf Sinne hinaus. Die 102 Fischnamen der Waspisiani bezeichnen 102 sichtbare, greifbare, eßbare Fische. Die Reichscharaktere der Sphinx, des Drachen, der Chimära bezeichnen nichts dergleichen. Sie bezeichnen über die fünf Sinne eines Orts und eines Augenblicks hinausreichende Gewalten. Das versumpfte Niltal, das verdurstete Niltal, das überschwemmte Niltal, das fruchttragende Niltal, das sind vier verschiedene Landschaften für die fünf Sinne. Der enge, felswandgepreßte Fluß, der Katarakt, die meistens 30 Meilen weite Ebene auf Hunderte von Meilen, der ungeheure Sumpf des Moerisees, die breite Wassermasse bei Kairo, die zahllosen Wasserläufe des Deltas, der Strand am Mittelmeer – für die fünf Sinne sind das sieben getrennte Erfahrungen (unten S. 427 f.). Alles das und mehr als Atemzüge und Augenblicke Eines göttlichen Lebens zu erfassen, war die Aufgabe der Reiche. So hieß alles dies „Osiris". Und hieß es doch wieder nicht. Denn es gab noch andere Knotenpunkte, um die sich die Erfahrungen benennen ließen. Auch hier hilft das Neue Testament. Matthäus, Marcus, Lukas, Johannes erlösten das Fabeltier des Cherubs, wie ihn Ezechiel beschrieben hatte. Die vier Evangelisten wurden als Mensch, Löwe, Ochse und Adler, und damit als die vier Elemente erkannt, denen der Cherub Ausdruck zu geben versucht hatte: Wildnis (Löwe), Kulturland (Ochse), Mensch (Erde), Adler (Himmel) waren hier verschmolzen, so wie der Vollkommene in vier Evangelien voll bekannt ist.

Heinrich Schäfer hat nachgewiesen, daß eine wahre Leidenschaft die Ägypter trieb, Ungleichzeitiges auf einmal zu malen: Morgensonne, Mittagsonne, Abendsonne, Mitternachtssonne setzten sie als vier Symbole in ein Bild zusammen[1]. Aus diesem Bild erhellt aber, wie schwer diese „Übersinnung" („Transzendenz" sagt Kant) fiel. Die Philosophen hintersinnen oder besinnen sich; die Reiche übersinnen sich und ihre Fabeltiere machen die Welt *coaetan,* so daß Ernte und Saat, Dürre und Flut, Aufgang und Untergang verschmolzen werden können zu bleibenden Bildern und Namen in der Erscheinungen Flucht. Falke, Krokodil, Katze, Stier, Löwe, Gans, Affe, Bock sind einmal zusammengefügt[2]. Die Azteken bildeten ihre Götter aus Antlitz und Tierfratzen, die abwechseln. Der schädliche und der hilfreiche Mars zusammen sind den Römern der wahre Mars.

Der erste und vornehmste Schnittpunkt zur Einigung der vielen Namen am Nil war Horus.

Er ist ja das Herzstück des Reichs: Und zwar ganz wörtlich, weil die Welt kein Herz hat, wenn nicht ein lebender Mensch es ihr einsetzt[3].

So gilt es hier fast pedantisch zu verfahren. Denn die nächsten Schritte sollen uns in die Horuswelt einführen. Wie es das Wort „Abart" von Art gibt, so möchte man für die Götternamen der Reiche den Terminus „Abnamen" vorschlagen; in Grenzpunkten des Labyrinths der lebendigen Welt stehen Hauptnamen und werfen Lichtstreifen weit in das Dunkel der vielen Abnamen, die von ihnen weg und auf sie zulaufen. Für jeden Wandel der Zeiten und Räume wird ein Abname gebildet und der Gott läuft dann Gefahr, zu einer Abart abzuarten. Die „Tausendnamige" hieß Isis.

„Horus in seinem Namen Sopdu" ist solch eine Abart. Hat der Leser dies durchschaut, so kann er ohne Schaden den folgenden Text des verbreitetsten Handbuchs lesen. An ihm ist jede Begründung falsch und ohne Grundlage in einer Quelle. Ich setze aber den Text hier deshalb ein, weil der Leser, der durch diesen Wust selber durchdringt, viel kraftvoller urteilen wird, als wenn er nur von mir sich leiten läßt. Er wird allen Göttern eines Landes, wo immer sein Interesse ihn vor sie führt, näher kommen. Und je besser der Glaube an einen Gott geworden ist, desto kraftvoller wird dies Aufrauschen der Götter vielleicht werden. Wir müssen wieder erfahren an viele Götter zu glauben, bevor wir verstehen, weshalb in Christus der Zeiten Vollzahl erschien, die Moses und Abraham vorweggenommen hatten und in der es wahr wurde, daß Ein Gott in allen Ländern zu allen Zeiten angerufen werden kann.

Darum also zu den „Horusgöttern".

---

[1] Ägyptische Zeitschrift 71, 15 ff.

[2] Lanzone 106.

[3] Der Apostel Paulus wurde deshalb das „Weltherz" genannt! Siehe auch meinen Aufsatz „Das Herz der Welt" in „Das Alter der Kirche" Band I (1927), 5 ff .

„Der falkenköpfige Sonnengott Horus, den wir als den Horus im Horizont in Heliopolis angetroffen haben, mag dort ebensowenig zu Hause sein wie an den meisten Orten, wo wir ihn in Ägypten treffen.

Die eigentliche Heimat des Horus wird im Delta liegen; das möchte man schon daraus schließen, daß er gleichsam als der Nationalgott dieses Landes gilt, im Gegensatz zu dem Gotte Seth, dem Oberägypten zusteht. In beiden Göttern zusammen sieht man dann den Herrscher Ägyptens, aber in der Regel hat Horus allein diese Rolle übernommen; vielleicht spiegelt sich da eine Zeit ab, in der Unterägypten über Oberägypten herrschte. Als nunmehriger Gott der beiden Landesteile mußte Horus aber auch in Oberägypten eine Stadt haben; sie lag unweit der dortigen Hauptstadt und hieß Nechen, oder, wie die Griechen sie nennen, Hierakonpolis, Stadt der Falken. Das älteste Heiligtum des Horus wird sich in der Stadt Behedet, dem heutigen Damanhur im Delta, befunden haben, und nach ihr führt er den Namen Behedet, der von Behedet. Dann aber hat er auch eine oberägyptische Stadt, das heutige Edfu, für sich gewonnen, die nimmt dann auch den Namen Behedet an, und ihr Gott, die geflügelte Sonnenscheibe, heißt ebenso wie der Horus Behedeti, der von Behedet, d. h. der von Edfu. Mit dem wirklichen Horus hat er keine Ähnlichkeit, es ist eine Sonnenscheibe mit zwei großen bunten Flügeln, die als der *Buntgefiederte* über den Himmel flog. . . . Uns ist dieses Bild des Gottes von Edfu besonders vertraut.

Neben den wirklichen Horusgöttern gibt es nun noch eine Menge von Göttern, die diesen Namen tragen. Einige, die die Sonne oder ein Gestirn bezeichnen, werden mit Recht so heißen; bei anderen wird der berühmte Name auf einen Gott übertragen sein, der eigentlich mit Horus nichts zu tun hatte.“ [1]

Was hier an Tatsachen steht, beweist offenbar das Gegenteil der Theorie. Um Horus gruppieren sich die Ortstempel, weil er ganz Ägypten durchstürmt. Deshalb ist er doch der Reichsgott, deshalb wohnt er auf der Nilbarke, deshalb heißt die Regierung „die Gefolgsleute des Horus“. Aber mehr noch. Niemand erwähnt, daß laut unserer uralten Steinchronik, dem Palermostein, schon am Anfang des Reiches Horus durch ein besonderes Fest ausgezeichnet wurde. Die Einsetzung dieses Festes „Ren-Horus“ geschah, um den Namen des Horus zu feiern! Ren heißt Name. Von keinem anderen Gott gibt es solch eine Namenstagsfeier! Aber unsere Namenstage stammen von diesem Fest ab, das etwa 2700 v. Chr. gefeiert wurde. Und 36 Horusse, die Zahl der 36 Dekane des Jahres bildeten ja das Goldhalsband einer Pharaonin der ersten Dynastie. So dürfen wir sagen: Horus wurde ausdrücklich als ein Kreuzungspunkt im Götterlabyrinth visiert. Im ersten Überblick über das Reich der Sterne ist Horus als der fehlende Stern geschildert worden, der von Süden nach Norden rennt, was

[1] Erman, Religion der Ägypter 3, 1934, S. 28 und 29. Nicht viel anders Bonnet in seinem Reallexikon 1952.

weder Sonne noch Mond können. Seine Flügel müssen diese Gestirne tragen. Das Schlagwort von der Flügelsonne ist falsch; denn es trugen die Falkenflügel die Sonne gen Norden, über alle Orte! Die Augen des Horus waren Unter- und Oberägypten[1].

Diese Macht ihres Reichsgottes hat den Ägyptern den Mut gegeben, ihn als Doppelsonne zweimal aufgehen zu lassen, über dem Norden und über dem Süden. Das Zeichen für den Vereiniger ist das doppelte Zeichen für Sonnenaufgang. Begeistert riefen sie aus: Dies ist das Land, benannt mit großem Namen. Es ist das Mittagsland und das Mitternachtsland. Als Gestirn geht auf (Kha) ihr Vereiniger. Er geht auf als Herrscher Mittagsägyptens; er geht auf als Herrscher Mitternachtsägyptens[2]. Die Sonne geht nicht zweimal auf! Aber der Reichsgott geht zweimal auf, denn er muß ja nicht nur wie die Sonne am Tage, sondern auch wie der Mond und die Sterne in der Nacht aufgehen, damit aus Mittag und Mitternacht ein Tag werde. *Darin überbietet also Horus Sonne, Mond und Sterne.* Die Stämme zählten nur nach Nächten und Halbjahren. Die Reiche aber setzten Abend und Morgen ausdrücklich zu einem vorher noch nie dagewesenen Tag zusammen und „so wurde aus Abend und Morgen ein Tag", sagt die Bibel; und darin hat sie die Weisheit der Ägypter ererbt. Die Ordnung eines Firmaments über sechs Breitengrade hinüber wird in dem ewigen Kampf zwischen Horus und Seth entdeckt und vorgeschrieben. Das Haus des Horus, Ha-t-Hor, die Göttin Hathor, ist die wunderbare neue Ordnung, die in jedem Tempel sich spiegelt, jeder Tempel aber leitet sich aus der Horusfahrt durch das Niltal her. So sagt Hathors Hymne:

Heil den Göttern allen, jedem an seinem Platz
Hathor, Herrin von Theben,
Hathor, Herrin der Residenz (Isis)
Hathor, Herrin der Sykomore Stadt
Hathor, Herrin von Rohase,
Hathor, Herrin des Roten Berges
Hathor, Herrin des Sinai
Hathor, Herrin von Memphis
Hathor, Herrin von Wawat
Hathor, Herrin von Momemphis
Hathor, Herrin von Jaret
Hathor, geliebt von Sechzehn[3].

Hathor, das Ganze, hat von der zerstückten Erde Besitz ergriffen. Die zerstückten Glieder des Osiris finden sich dank ihrer Besitzergreifung zusammen.

---

[1] W. B. Kristensen, Het Leven uit den Dood², 1949, Haarlem. S. 30.

[2] Sethe, Dramatische Texte 1928, 22, sieht die Wichtigkeit des doppelten Zeichens für Sonnenaufgang. Die Verdoppelung findet sich schon auf dem Palermostein:

[3] Journal, Egyptian Archaeology 23 (1939), 13 f.

Vom Firmament her angestrahlt sind sie zusammengewachsen und es gibt Ein Land; zum erstenmal in der Geschichte sind „Einwohner" statt flüchtige Krieger vorhanden. Nicht „von selbst", sondern im Ebenbild des Himmels sind alle Länder, die wir bewohnen, zu Ländern geworden. Wir lesen blasiert, daß der Mensch im Ebenbild Gottes erschaffen sei. Das ist eine triumphale Korrektur der Zauberer Pharaos durch Moses. Zuvor hatten sie erst einmal das Erdreich als Ebenbild des Himmels erstehen lassen! — —

h) Sema: Ein Organ des Reichs

Sopdu und die Pyramiden, Horus und Horit, die Fälkin, sind keine Rätsel mehr. So denken wir noch einmal zum Sema zurück, jenem Zeichen für die Vereinigung. Denn nunmehr kann der Leser selber die Schritte nachgehen, die den Organismus des Großreichs symbolkräftig gemacht haben.

Auch hier ist das Wahre bekannt oder totgeschwiegen. Der weiseste Erforscher antiker Religion, Wilhelm Kristensen, wird außer von Henri Frankfort von keinem Ägyptologen zitiert. Er aber hat es ausgesprochen, daß die Einigung der beiden Länder ein *liturgischer Akt* des Gottesdienstes war, das Heilige Abendmahl des Reiches: „Die Einigung der beiden Länder ist der Grund und das Wahrzeichen Ägyptens. Aber immer wieder wird es als ein historisches Ereignis mißverstanden. Menes, der erste Herrscher, eroberte den Norden vom Süden her, und so einigte er die Länder, wird uns versichert. Aber das ist nichts als eine von uns Modernen gezimmerte Erklärung aus der Geschichte, weil wir glauben, die Einigung müsse sich als Geschichte ereignet haben. Die Ägypter wissen von keinem solchen militärischen Sieg. Es gibt keine einzige Anspielung auf ihn. Des Menes' Person erregte keinerlei Interesse und er genoß bei der Nachwelt keine besonderen Ehren. Nur die Königsliste nennt ihn. Das wäre unerklärlich, wenn „die Vereinigung der zwei Länder" von ihm herrührte. Dieser Ausdruck der Texte ist mit keinem Geschichtsereignis verknüpft. Es ist ein liturgischer Ausdruck. Dieser und alle anderen gebrauchten Bezeichnungen deuten auf den Anfang des Dauerreiches, als die Stämme Frieden schlossen und die Zusammenarbeit begann."[1]

Wie unsere Vorfahren den ersten Schritt aus den Stammestotems hinaus taten, hat Leopold v. Ranke am Anbeginn seiner Weltgeschichte für unausdenkbar erklärt. So schrieb er 1879. Wir wollen es aber, um ihn zu zitieren, „mit Mut und Vertrauen" siebzig Jahre später versuchen.

Ziel: Dem Weltraum sein Gesetz durch ein Weltherz vorzuschreiben. Dazu wird ein verstirnter Sterblicher auf den Sitz des Herzens der Mitternachtswelt und der Mittagswelt gesetzt. Wir wundern uns also nicht, daß einem Pharao

[1] Übersetzt aus Mededeelingen Akademie Amsterdam 76 (1933), S. 160 f.

wörtlich der folgende Name gegeben wurde: „Horus, Sitz des Herzens der beiden Länder.“ [1]

Was stand für diesen Akt an Ausdrucksformen aus dem Stammesall zur Verfügung? Die Schrift des Stammes waren Tätowierung, Masken der Totengeister, Tiermasken, Zeichen der „Moieties“, der Stammeshälften in Tierform und Zeichen für das doppelgeschlechtlich vorgestellte Urwesen, der Muttervater oder die Vatermutter, aus der die Hälften der Heiratsklassen sich spalteten.

Diese Symbole des belebten Alls sollten nunmehr ein über hundert und mehr Stämme vom Himmel niederfahrendes „Universum“ ausdrücken. Mithin hatten die ersten Reichsgründer in der Sprache der Totems über die Tiertotems hinauszu dringen.

Als das chinesische Reich gegründet wurde, bildeten „Fu-hi“ und „Ni-Koa“ das neue Universalkaisertum des Sohns des Himmels. Welches ist das Zeichen für diese „Binität“ auf den ältesten Reliefs: Den beiden sind Schlangenleiber gegeben und die Schwänze der Schlangen sind ineinandergeschlungen. Indem man ihre Enden nicht sieht, wird „Unteilbarkeit“ ausgedrückt [2]. Hier ist also das Tier verdoppelt und verliert seine Unabhängigkeit. Dieser Weg der Binität ist auch in Ägypten beschritten worden [3]. Aber wunderbarerweise ist hier der Weg, den dieser Janusgedanke der Binität dort zurückgelegt hat, noch Etappe für Etappe nachziehbar. Da dies ein tiefsinniges Beispiel dafür ist, wie alte Ausdrücke überboten werden, um endlich dem Neuen das Feld zu räumen – ähnlich dem schrittweisen Verschwinden des Kutscherbocks vom Automobil –, so stehe ich nicht an, unsere Universalgeschichte mit dieser Etappengeschichte zu belasten.

Das Reichssymbol am Nil durchläuft eine Tierphase (I) und eine Götterphase (II). I und II aber sind beide in sich selber Umbildungsprozesse, die durch mehrere Etappen laufen.

Tierphase

Tierphase, 1. Schritt. Es hat sich auf ägyptischem Boden ein kostbarer Steinschliff gefunden. Ein bärtiger Held dreht zwei gewaltige Tiere einander zu, indem er mutig zwischen sie tritt und ihre Hälser umfaßt. Da der Held bärtig ist und der Kunststil nach Mesopotamien weist, so ist unendlich viel über den „Ursprung“ dieses Steinschliffs und über die Abhängigkeit der ägyptischen Kultur von Sumer geschrieben worden. Wenn ich daran denke, wie z. B. Karl der Große Verbannte und Ausgewanderte aller Nationen zur Gründung seiner Königskapelle und Zentralregierung heranzog, so ist der Künstler vielleicht ein solcher ausgewanderter Sumerer gewesen. Viele andere Möglichkeiten bestehen und ich weiß die Antwort nicht. Aber wegen der Debatte nach dem „Einfluß“

---

[1] Sethe, Göttinger Gelehrte Nachrichten 1922, S, 233, A. 3.

[2] E. Chavannes, Annales Historiques I, 1895, S. 10.

[3] E. Otto, Die Lehre von den beiden Ländern Ägyptens, Studia Ägyptiaca I, Rom 1938.

Babylons auf Ägypten[1] hat leider der Inhalt des Steinschliffs nicht bedeutend genug gewirkt: Die großartige Szene, für die das neue Reich eine fremde Kunst heranzog, bedeutet: „Vereinigung des Unvereinbaren", Einheit des Reichs. Daß dies der Sinn ist, beweist die nächste Etappe. Und weil dies der Sinn ist, befremdet es weniger, daß etwas so Neues zunächst von einer fremden Kunst ausgedrückt wurde. Ein Franzose hat den Plan der Stadt Washington entworfen; Deutsche haben die ersten Bauten der Bolscheviki erbaut. Aber, wie gesagt, es scheint mir unrecht, über der Debatte der Einflüsse die Neuheit zu vergessen, die immer getrennten Tiere zu verknüpfen.

Tierphase, 2. Schritt. Der nächste Ausdruck ist schon nicht mehr von einem Ausländer geprägt. Und dieser Ausdruck geht weiter. Auf dem alten Steinschliff waren die Tiere in natürlichen Maßverhältnissen ihrer Glieder gegeben. Sie hatten einen gedrungenen Hals. Nunmehr aber werden die Hälse über alles Maß gereckt und verlängert, so daß sie schlimmer als Giraffenhälse aussehen. In dieser Dehnung können sie ineinander geschlungen werden: sie würden an sich umarmende Schlangen gemahnen, wäre nicht der Rest der Säugetierleiber sorgfältig abgebildet[2]. Männer, die auf diesen Leibern stehen, bewerkstelligen die wundersame Verknotung.

In dieser rituell verzerrten Form erscheinen die Langhälse auf den Schminkpaletten des ältesten Reiches, also auf Ritualgerät von allergrößtem Wert. Sie sind künstlerisch und politisch ernst zu nehmen, und Staatsgeheimnisse sind auf ihnen verewigt worden[3].

Tierphase, 3. Schritt. Dieses Gebilde wird nun vereinfacht und erstarrt. Es wird vereinfacht, indem statt der Mehrzahl der Männer, die auf den Tierrücken stehend die Hälser umdrehen und verknoten, nur ein Mann mit gespreizten Beinen auf beiden Tieren steht. Es erstarrt, indem dieser eine Mann, der die Hälse zweier voneinander abgewandter Tiere mit Riesenkraft aufeinander zu zwingt, zum Wappen des Gaus Kusae wird. Was aber ist dieser Gau? Der Gauvorort liegt 59 Kilometer südlich der Urhauptstadt Memphis und hieß „Der Teich des Menes". Der Gau liegt also genau zwischen dem Mittagsägypten und dem Mitternachtsägypten, um dessen Vereinigung Horus und Seth ringen. Dasselbe Zeichen Kis drückt auch „verknüpft" in der Schrift aus und wird in diesem Sinne schon vom ältesten uns zugänglichen Pharao Narmer-Menes verwendet[4]. Soweit ist also neuer Wein in alte Schläuche gefüllt worden; das Reich beurkundet seine Entstehung in den Tierbegriffen der Stämme. Dies ändert sich aber anscheinend noch in der ersten Dynastie; nur dem Grenzgau Kusae selber bleibt diese Vorform des Einigungssymbols durch alle Folgezeit als sein Wappen.

---

[1] Henri Frankfort, Studies in Pottery 1925, I, 118 ff. A. Scharff, Älteste Ägyptisch-babylonische Kulturbeziehungen, Ägypt. Zts. 71, 89 ff. Karte bei G. Dossin, Syria 20 (1939), 112.

[2] Georges Bénédite, Monum Piot X (1903), 108.

[3] Quibbel, Hierakonpolis I, 1897, Pf. XVI Nr. 3 rechte Ecke des Elfenbeins; Pl. XVIII; H. G. Evers, Staat II (1929), S. 55, oben S. 424.

[4] Annales du Service 27, 90 ff. Sethe, Ägypt. Zts. 44, 29.

Die Umwälzung aber vom Tierall zu Weltleib, also die Reichsidee findet endlich ihr eigenes Zeichen. Seit Narmers Nachfolger, also von etwa 2750 an bis zur christlichen Zeit hat das neue Zeichen unverrückt das Geheimnis des Doppelreichs verkörpert.

Es ist dies das Zeichen des Sema. Wie Kusae bedeutet Sema Vereinigung, aber es bedeutet auch das Einsetzen des Herzens. Der neue Begriff durchläuft Stufen. Auf der ersten ringt sogar noch das Tiersymbol mit der neuen Vorstellung des Herzens. Auf der zweiten sind die Tiersymbole aufgegeben. Auf der dritten ist die neue menschlich gewordene Welt der Reichsgötter um das Zeichen herumgestellt.

Organphase

Organphase, 1. Schritt. Horusfalke und Geiergöttin werden statt zweier Säugetiere abgebildet. Der Grund ist deutlich. Sie beherrschen auf den beiden Ufern des Nil je eine Halbstadt, ähnlich wie Frankfurt und Sachsenhausen an den Mainufern. Aber sie herrschen zusammen im ganzen Norden und im ganzen Süden. Daß sie je ein Nilufer innehaben, wird dadurch repräsentiert, daß sie einander ansehen, und daß die Geiergöttin ihren Hals dicht gegen den Falken vorstreckt. Daß sie aber das ungeteilte Reich des Nordens und Südens verkörpern, wird wie folgt „geschrieben". Der Falke sitzt auf dem Palast des Herrschers, dessen von Horus verliehener Ka-Name im Palaste steht. Die Geierin aber hält bereits das Zeichen, das einer neuen Weltära angehört: Eine menschliche Lunge und eine menschliche Luftröhre wird von dem Vogel am oberen Ende angepackt. Vom oberen Ende der Luftröhre, das sich zu einer schlundartigen Öffnung ausweitet, senken sich nach rechts und links zwei Pflanzentriebe nieder. Diese Schößlinge stehen für die zwei Wappenpflanzen von Mittagsägypten und Mitternachtsägypten. Man beachte die kühne Idee, die Pflanzen nicht aufschießen, sondern niederstreben zu lassen. Sie trägt dazu bei, die Umständlichkeit des neuen Zeichens zu unterstreichen. Bald wird es vereinfacht. Die Tiere fallen weg. Die Lunge und die Luftröhre mitsamt den Pflanzen stehen für sich, ohne die Göttervögel. Die Lunge ist eine menschliche Lunge. Sema heißt seitdem sowohl politische Einigung wie Lunge (Äg. Zeitschr. 42, 80). Für die Gleichgültigkeit der Moderne spricht, daß sie diese Lunge als Rinderlunge oder Tierlunge in ihren Zeichenlisten aufführt. Inzwischen ist aber eine parallele Mißdeutung aufgeklärt worden. Das Zeichen für den Bullen ist zwar ein Zeugungsglied, aber es ist nicht etwa das Glied eines Stiers, sondern die schöne menschliche Lebensrute, der Phallus eines Mannes, dient zum Zeichen des Bullengotts[1].

Auch dem Falken werden Menschen-, nicht Vogel-Arme gegeben, wenn er das Ka verleiht. Zu allem Überfluß sagt uns der alte Ägypter ausdrücklich, daß im

[1] „Man" 1943, 31; Newberry, Aeg. Archeol. 14, 212; „Rinderlunge" heißt Sema bei Schäfer, Mitt. Dts./Äg. Inst. Kairo 12 (1943). 75. Ebenso Gardiner, Siglliste in seiner Eg. Grammar[2] = p. 465, Nr. 35/36. „Bullen-lunge" hätte den Sinn bewahrt.

Wort für „Gut" ein menschliches Herz mit der Luftröhre geschrieben wird. Was dem Herzen recht ist, ist der Lunge billig. Was dem Wort „Gut" gilt, gilt auch für das Wort „Union".

Die Aufklärung ist wichtig, weil ja dem Reich gerade die Entrückung aus der Tierwelt in die Pflanzenerde obliegt.

Die Tiersymbole werden durch neue Zeichen aus menschlicher und Erdreichssprache ersetzt. Darum ist unsere Umbestimmung der Lunge als einer menschlichen Lunge nicht überflüssig; und umgekehrt ist die falsche Zuschrift „Rinderlunge" leicht erklärt, wenn diese Erklärer die Wappentiere von Kusch heranzogen.

Der Leser, dem bei dieser umständlichen Auswicklung aus Irrtum vielleicht die Geduld ausgegangen ist, braucht nur eines festzuhalten: Das Sema setzt eines Menschen Atem in die Mitte des politischen Weltkörpers. Damit ist also die Welt zu einem lebenden, sprechenden Leib umgeschaffen. Und in diesem originellen Zeichen ist nicht mehr die Unterjochung der Totems der Stämme die Hauptsache, sondern die Einsetzung eines Organs in die stumme Welt ist nunmehr nachdrücklich hervorgehoben. An die Stelle der Polemik ist die eigene Leistung des neuen Gebildes gestellt. Mit dem Sema wird dem Reich seine eigene Urkundenschrift. Und wir könnten seinen Sinn statt mit Sprachorgan mit „Schriftorgan" wiedergeben.

Organphase, 2. Schritt: Das vereinfachte Zeichen wird an der Seitenwand jeder Götter- und Königsstatue des Reichs angebracht. Es wird zum regelmäßigen Ornament.

Es bedarf nicht mehr der Unterstützung durch die Göttervögel. Diese vereinfachte und veredelte, nämlich entstammlichte Gruppe, nur menschliche Organe und Pflanzen, ist in der zweiten Dynastie fertig[1]. Die Horuszeit hat also im Laufe ihrer ersten Dynastie die Totemtiere siegreich aus der Reichssprache herausgetan. Wer den ersten Steinschliff des Helden mit den zwei Tieren und das neue Gebilde vergleicht, der muß die ungeheure Schnelligkeit dieses Vollzugs bewundern. Hier ist wahrlich alles neu geworden. „Sema" wird von uns mit „vereinigen" übersetzt. Aber wir müssen die Worte Union und Organisation heranziehen. Die Vereinigten Niederlande wurden aus 9 Provinzen gebildet, die Vereinigten Staaten aus 48. Hingegen in Ägypten wird eine Binität zur Unität. Da ist Vereinigung nicht so treffend wie Union. Wir sprechen von der mystischen Union, nicht von vereinigen, wenn zwei polare Einheiten zu einer einzigen werden. Mit „Vereinzigen der Binität" würden wir dem Akte am besten gerecht. Auch der Organbegriff gehört notwendig hinein. Die menschlichen Organe wurden unwiderleglich gewählt, um einem Corpus, einem Leibe sein Stimmorgan einzusetzen. Nichts Gutes wird erreicht, wenn wir aus Angst vor „Mystizismus" das rationale Problem jedes Reichs nach Inkorporation ver-

[1] H. G. Evers, Staat aus dem Stein II, 1929, S. 362.

leugnen, sein Ringen, das in den aufgezählten Hieroglyphen so beredt wird. Es ging um Organisation eines bleibenden Widerspruchs aus Seth und Horus und, bei Gott, sie haben es geschafft.

Organphase, 3. Schritt. Auf einer dritten letzten Stufe der Organphase haben die Ägypter das Sema anmutig ausgestaltet. Zwei Götter, rein menschlich gebildet, treten dem unveränderten Sema rechts und links zur Seite. Wie Matrosen, die Segel festmachen, winden diese Götter die beiden Pflanzen zusammen. Diese Stufe ist bereits von überlegener Freiheit. Das schwere Ringen liegt hier hinter uns; die Kunst beginnt ihr Spiel. Das geschieht aber in derselben fünften Dynastie, die alle Aufgaben der Horuszeit (Vereinzigung, Sternbeobachtung, Pyramidentechnik) gerade gelöst hat und sich daher von diesen Aufgaben weg den Sonnenjahrproblemen und der Weite der wirklichen Welt zuwendet, indem sie Sonnentempel baut.

Blicken wir aus der Sicherheit dieser Ra-Epoche zurück, so können wir würdigen, weshalb in Memphis die Throne besteigenden Herrscher vom Gott der Zeitrechnung, vom Äon, zugerufen wird: „Mein Sohn, Herr der beiden Kronen (d. h. Doppelsonne), für Dich binde ich die Mittagspflanze und die Mitternachtspflanze, um Dir beide Länder zu gewinnen, *weil Du die schöpferische Stimme hast.*“ [1] Bis ins Kleinste ist hier das Semazeichen ausgedeutet. Das alles wird heut für bedeutungslos ausgegeben! Was es aber den Landsleuten bedeutete, sagen diese Verse: „Es jubeln die beiden Länder über seine Macht. Er als einer ist zahllos; wenig sind die Tausende anderer Menschen. Er hat den Menschen Leben gegeben und die Kehlen der Untertanen weit gemacht zum Atmen.“ [2] Noch die christliche Weihnachtsliturgie rettet diesen Tiefsinn, indem sie betet: „Fac nos respirare, domine!“ Mach uns atmen, o Herr!

Der Herrscher also machte die Menschen fähig zu atmen. Zwei feindliche Welten wurden eben vereinzigt, deren eine jede einen Himmel und eine Erde umschloß! [3] Wenn es doch aufs Atmen aus einer einheitlichen Luftröhre, aufs Vereinzigen, ankam, begreift es sich, daß der Herrscher allgegenwärtig erschien. Jeder Tempelthron und jeder Priester im Reich waren bloß seine Doppelgänger [4]. Dies ist die beste Widerlegung des unausrottbaren modernen Aberglaubens an Lokalkulte. Dieser Aberglaube ist auch in der klassischen Philologie zu finden. Dionysos, der aus Asien eindringende Gott, mußte „in Thrazien zu Hause“ sein und Gelehrte wurden böse, wenn ihre Frage nach dem „Lokal“ kritisiert wurde [5]. Götter sind aber Götter. Jeder der in Amerika landet, muß schwören, nicht Kommunist zu sein; das hat die Verbreitung des Kommunismus in Amerika nicht gehindert; denn Götter sind überall. Damit es ein Immer und

---

[1] Moret, Charactère Religieux, S. 95.

[2] Evers, Staat aus dem Stein I, 1929, S. 17.

[3] E. Naville, Recueil des Travaux 21 (1899), 114.

[4] A. Moret, Annales du Musee Guimet 14, 4 und 30.

[5] Jane Harrison, Prolegomena 1903, S. 365, schilt das „a recent modern heresy“.

ein Überall gebe, nehmen die Götter überhaupt erst ihren Anfang[1]. Alle Reiche erschaffen ewige Gegenwart, die weiter reiche als der Augenblick oder der einzelne Ort.

i) Allgegenwart: Jahr und Tag

Mit der ersten Dynastie fällt die Einteilung in 36 Dekane am Himmel und in 36 Gaue auf Erden zusammen[2]. Die Eintönigkeit der ägyptischen Tempel und Tempeltexte aus allen Teilen des Reiches ist die Qual aller ihrer Entzifferer und Leser. Aber diese Eintönigkeit selber war ja das Wunder! Man wollte es immer wieder schreiben und lesen, daß es dies Eine Reich wirklich gab. Zeitgenossen der „France Indivisible" sollten das verstehen. Wie die Departments der unteilbaren France nicht mehr Picardie oder Lothringen heißen dürfen, sondern nur nach den Flüssen benannt werden, Departement der Rhône, Oise, Seine, Saone usw. so wird der Gau im Nilreich mit dem Zeichen der Landbewässerung geschrieben, also nach dem einheitlichen Götternaß, das alle zu Ägyptern machte. Trotzdem wird uns gesagt, die 36 Gaue, diese Grundlagen der Reichsgewalt, seien totemistische Stämme der Urzeit[3]. Beweise dafür werden nie erbracht. Es gibt keine. Das Zeichen für Gau erweist sie als Organe der Einheit auf Erden, und am Himmel entsprachen 36 Gauen und Gaupriestertümern des Niltals die 36 Dekane, die Zehntage-Konstellationen, die zusammen die 360 Tage des von Horus gebotenen Jahres bildeten. Auch sie sind alt[4]. Wie den Pharao jeder Priester repräsentiert, so vertritt am Himmel jeder Dekan zehn Tage lang die Neujahrssopdit, den Siriusstern. Sie, die absolute „Herrin aller Dekane", „Kaiserin aller Götter", „Meisterin des Himmels", „Fürstin der Sterne", hat alle die Dekane zu ihren Sendboten oder Repräsentanten![5]

Mit anderen Worten: Es ist schon so, wie alle Denkmäler einmütig sagen: Zum Zeitraum des Jahres haben die Priester den Neujahrstag erstreckt. Die 36 Dekane verewigten die Herrschaft, die vom Sirius selber an den 5 Tagen der Nilschwelle ausgeübt wird. Die Dekane sind die delegierten Platzhalter der Isis am Himmel über das Jahr. So erklärt sich die Kalenderrechnung der 360 Alltage und 5 Hochzeitstage. An diesen fünf amtiert nämlich Sopdit selber, so wie ihrem Sohn und Gemahl Horus bei seiner Reichsfahrt alle Tempel ledig werden. „Beim ersten Sichtbarwerden des Sirius in der Morgendämmerung wurde die Statue der Sopdit auf das Atrium des Tempels gebracht, damit sie die Strahlen ihres Sternes schaue und sich vereinige mit den Strahlen ihres Vaters, der

---

[1] W. Kristensen, Amsterdam, Mededeelingen Akademie 76 (1933), 165.

[2] Moret, Ac. des Inscr. et Belles Lettres, Comptes Rendus 1914, 365 ff., Armband aus Gold und Türkissen aus 36 auf dem Haus Pharaos hockenden Horusfalken aus der ersten Dynastie, Titelblatt von Royal Tombs Band I. Bulletin Caire XXXVI (1936/37), 142.

[3] G. Dykmans, Histoire sociale et econ. de l'ancienne Egypte II, 36 f. Reisner, Development, 1934, 343.

[4] Gundel, Dekane, Bibl. Warburg XIX (1936), 3; Pago, Isis 17 und 18 (1932).

[5] A. Gundel, Pauly-Wissowa, III, A 323 s. v. Sirius.

Sonne."[1] Erst nach 1460 Jahren geht Sopdit wieder am 19. Juli auf und man hat sich gewundert, wie sich das Reich mit solcher Unbeständigkeit abfand. Aber dank der Dekane schadete das nichts. Isis war immer am Himmel dank der Dekane; Horus war überall, dank der Tempel. Auf die Gefahr hin pedantisch zu erscheinen, drücke ich das Reichsproblem nochmals aus: Wenn ein Stern sichtbar ist, so ist er überall im Reich sichtbar. Aber er ist nicht ununterbrochen sichtbar. Also muß Politik da nachhelfen. Mit dem Herrscher ist es gerade umgekehrt. Solange Pharao regiert, ist er ununterbrochen da, aber nicht überall. Ihm muß also zur räumlichen Allgegenwart verholfen werden.

Pharao	*Sopdit*
Immer da (Le roi est mort. Vive le roi),	überall hier
aber nicht überall	aber nicht immer
Ständige Gaupriester	abwechselnde Dekane
verkörpern ihn überall	verkörpern sie jederzeit

Die Allgegenwart von Göttin und Gott ist also ein ineinandergreifendes Gefüge, das aus Dekanen und Priestern in genauer Entsprechung geschaffen wird, und das in der Zerreißung von beiden Gruppen unverstanden bleibt. Die beiden Namen, welche der Sopdit später zuteil werden, sind aus diesem Gleichgewicht von Raum und Zeit entsprungen. Pharao wird „überall" sichtbar dank seiner Mutter am Himmel; so heißt Sopdit „Ha-t-hor", das Haus, auf dessen Höhe Horus überall gleichzeitig gesehen wird. So wird er abgebildet, nämlich auf das Haus erhöht. Sopdit wird „immer" sichtbar dank des Länderthrons des Pharao auf Erden, der ja im Horizont ihrer Vereinigung mit der Sonne im Pyramidallicht errichtet ist und den Neujahrsstand des Sirius (Sopdit) also verewigt. Daher heißt sie „Isis", der Sitz, also die dank des Throns immer anwesende.

Sothis, Hathor, Isis, bilden eine Reihe, die uns das Sehnen unserer ägyptischen Vorfahren verrät. Wandellos war die von Sirius und Pharao gebaute Welt[2].

Ihr Sehnen ist ganz anderer Art als das der modernen Astronomen. Diese geistige Kluft erklärt, weshalb die besten Kenner des ägyptischen Kalenders unter den reinen Naturforschern von heute hartnäckig das antike Jahr auf die Erde statt auf den Himmel zurückführen wollen. In einer Art Nihilismus wird von der „Bedeutungslosigkeit der Sothisperiode" gesprochen[3]. Am Nilmesser habe man einfach das Steigen des Nils auf Erden gemessen und der Sterne habe es dazu nicht bedurft. Schade, daß die alte Hieroglyphe „Millionen Jahre" lautet, daß man Pyramiden baute, Tempel orientierte, Herrscher verstirnte. Aber doch hat dieser Nihilismus sein Gutes gehabt. Denn den Alten lag allerdings gar nichts an einer Ausrechnung des Jahres als $365^1/_4$ Tage lang. Der erste Kalender

---

[1] Gundel, Münchener Ak. Abh. 1936, 258 Anm. 2.

[2] H. Frankfurt stellte die Unveränderlichkeit ins Zentrum seiner Anc. Egyptian Religion, 1948.

[3] O. Neugebauer, Acta Orientalia 17 (1938), 169 ff.

der Menschheit verfuhr geradezu umgekehrt von dem unseren. Und solange das nicht verstanden wird, ist die Skepsis der reinen Naturforscher begreiflich.

Die Ägypter suchten nach Stellvertretern, die den Hochzeitstag am Himmel in den Alltag fortpflanzten. Die 365 Tage des Jahres waren nicht demokratisch gleichberechtigt. Fünf Tage stand Sopdit-Hathor-Isis zu Häupten der Pyramide und ermächtigte ihren Sohn, 360 Alltage verewigten diese gewaltigen Tage. Dieser Notstand ergab den Kalender. Er bedeutete ja nicht Theorie, sondern Arbeitsvorschrift und Disziplin für jeden einzigen Einwohner des Überschwemmungsgebietes, er war eine Frage von Leben oder Ertrinken, gespeist werden oder verhungern für Hunderttausende.

Die Dialektik des Immer und Überall, des Horus und der Sopdit, beseitigt den Irrtum, es habe ein Reich die Sterne je nur von einem Punkte der Erde aus anvisieren wollen. Das Horusauge, die Pyramide des Sopdu am Himmel, die Sonne, der Polarstern, sie alle sollten gerade umgekehrt überall dieselben sein. Die Eroberung eines den fünf Sinnen anders nicht faßlichen Riesenraums war das erste Anliegen, für das man Sterngucker beiseite setzte. Um Verewigung eines einzigen, überall sichtbaren Himmelsgesichts ging es. Deshalb konnten die Sternbeschauer gleich vom allerersten Tage etwas Bestimmtes und Notwendiges tun, wenn sie an mehreren Stellen zugleich amteten.

Weder die Astronomen noch die Philologen haben erklärt, wie es zur Bildung der Priesterklasse, der ersten Berufsklasse der Menschheit kam; denn alles, was wir Heutigen unter Astronomie verstehen, konnte erst bekannt werden, nachdem schon durch Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte, diese Berufsgruppe in Aktion war.

Die Einsetzung einer Sternschauerklasse ist also von den Früchten ihrer Tätigkeit wohl zu unterscheiden.

Nicht eine von den späteren Erkenntnissen über den einzelnen Sonnentag, über Tag- und Nachtgleiche, über die Mondumläufe, oder gar über den Tierkreis oder die Planeten, konnte der Anlaß zur Einsetzung der Sterndeuter werden. Denn daß es wertvoll sei, schriftlich und unausgesetzt die Himmelserscheinungen zu verfolgen, konnte sich erst zeigen, nachdem man es lange getan hatte.

Wenn wir fragen: Woher kam der Entschluß, weiß gekleidete und sternenhaft lebende Seher reichlich zu versorgen, damit sie ohne Sorge die Sterne absuchten, dann hat er sicher nichts mit „Wissenschaft“ zu tun gehabt.

Die Reihenfolge der Dekanbilder ist aber schon im ersten Jahre unmittelbar wahrnehmbar gewesen. Man konnte nach Stellvertretern der Sopdit suchen, nach ihren Platzhaltern, ihren Leutnants. Leutnant ist ja der Locum tenens, Lieutenant. Den höchsten Tag zu verewigen, war vom ersten Augenblick an sinnvoll. Alle anderen Einsichten stellten sich im Gefolge dieses ersten Entschlusses ein. So also ist es zum ersten Berufsstand der Weltgeschichte gekommen. Es galt, die große Erscheinung zu verewigen, an der sich die Bewohner der Erde als Söhne des Himmels erkannten.

So schroff ist dieser Entschluß, daß „vordynastisch die Horussonne nicht existiert, herrscht aber in Tausenden von Stücken völlig vor in allen Bauten und Festen“ [1].

In dem Streit zwischen den Anhängern des „allmählich“ und den Verfechtern eines ersten Tages der Weltgeschichte ist die Wahrheit auf beide Parteien verteilt. An einem ersten Tage ist die Gottestat des neuen Sterns, der von Süden nach Norden stürmt, und seine Wahrnehmung der Pyramidenhochzeit am Himmel in die Geschichte eingetreten. Aber dieser erste Tag der Weltgeschichte wußte noch nichts von Astronomie und begehrte nichts anderes, als einen Höhepunkt der Existenz zu verewigen, so wie noch heut die Gläubigen den Osterhelden durch das ganze Jahr vergegenwärtigen.

j) Horus und Seth: Liturgie gegen Mythos

Mitternacht und Mittag müssen tagtäglich vereinigt werden. Die Machthistoriker denken, ägyptische Kaiser hätten genug mit kriegerischen Nöten zu schaffen gehabt. Indessen war das Wertverhältnis eines Krieges und eines Gottesdienstes nicht das Unsere. Will man der Wertung nachspüren, die ein Reich trug, so mag man Lenins und Stalins Sorge um die bolschewistische Partei selbst während militärischer Niederlagen studieren. Wie sie trotz Invasion für die Partei zuerst sorgten — siehe die Kommissare und 1957 Schukows Absetzung wegen der Kommissare —, so mußten die Pharaonen für Horus und Seth vor allem sorgen. Denn keinen Augenblick darf das Reich die Gottesrechte des Nordens oder des Südens leugnen! Horus kann als Doppelsonne aufgehen. Und noch unveröffentlichte Ausgrabungen der allerletzten Jahre bei Memphis scheinen uns diesen Aufgang über sein ganzes Reich für die erste Dynastie frisch zu bestätigen. Aber Seth bleibt. Mitternacht stellt sich nicht nur wieder her, sondern der Horusherr kann nicht das ganze Jahr alle seine Untertanen beim Frondienst ernähren. Sie müssen ja in ihr Eigenes zurücktreten, auf ihre Äcker und Gärten und Jagdgelände. Die Flut verläuft sich. Dürre tritt ein. Eigentum tritt in seine Rechte.

Es hat aber ungeheuerliche Folgen, wenn man den Texten, die Horus und Seth sich bekämpfen lassen, oder den Inschriften, auf denen Pharao als von Horus und von Seth beliehen erscheint, historische Ereignisse entnimmt, statt Liturgie. Diese wiederkehrenden Versuche, auch Seth zum Inspirator Pharaos zu erheben, waren Astropolitik [2]. Das ganze Leben Ägyptens durch mehr als dreitausend Jahre wird wörtlich „fauler Zauber“. Umsonst hat dann der Kaiser von China das Neue Jahr alljährlich gestiftet; umsonst ist Tempel um Tempel, Kaiserstadt um Kaiserstadt erbaut worden. Unsere Moderne hält diese

[1] Bayer, Anthropos XXVI, 1928, 530 ff.

[2] Beispiele dieser aufregenden Reformversuche bei I. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Egypte II, 1897, 242 f.

Taten für Verschwendung. Der Feind war doch bloß an den Grenzen. Was soll also das steife Zeremoniell der Doppelkrönung, die noch dazu alle fünf, alle dreißig Jahre in Jubiläen wiederholt wurde? Die Moderne erklärt: „Die Pyramidentexte müssen jung sein, da sie mit der Teilung des Landes ständig spielen. Entweder es fühlt sich trotz der politischen Trennung als Eines, dann wird es in seiner Literatur nicht mit dieser äußerlichen Trennung prunken, oder es ist auch geistig gespalten, dann wird es erst recht nicht den Herrscher des Nachbarstaates auf die gleiche Stufe mit dem eigenen stellen."[1] Man möchte den Schreiber dieser Sätze beglückwünschen. Denn hier sind die siebzig Jahre der babylonischen Gefangenschaft der Wissenschaft, 1870—1940, auf die wunderbarste Weise Wort geworden. „Nachbarstaat", „geistige Spaltung", „Literatur"", „auf die gleiche politische Trennung", sind Kategorien der Geopolitik und des Positivmus, d. h. der Todesraumdenker des Abendlandes. Erman, dessen Auftreten Heinrich Brugsch das Herz brach, ist der David Friedrich Strauß der Ägyptologie. Warum regten sich die Ägypter auf? Weil sie aufzuregen hieß, sie erst einmal überhaupt zu Ägyptern zu machen? Ägypten war nicht einmal ein geographischer Begriff. Im Jahre 3000 v. Chr. war es genau so „undenkbar" wie heute das Weltall. Wie wurde es denkbar? Stämme leiteten sich von einem Selbstbegatter ab, aus dem zwei Moieties, zwei Heiratsklassen sich liebten. Ägypten wurde denkbar, wenn es aus Mittag und Mitternacht erstürmt wurde, wenn zwei Hälften aufeinander einsprachen, wenn also ein Prozeß in Gang gesetzt wurde, der liturgisch die Weltteile ineinander fügte. Schreibe in Ermans Absatz statt Literatur Liturgie, statt „geistiger Gespaltenheit" Undenkbarkeit, statt „gleiche Stufe" Dialektik, und der Stolz der Ägypter leuchtet ein: Ihre Liturgie hat „Reich" denkbar gemacht. Sie „vollzog" Ägypten. Horus besiegte Seth. In den siebzig Jahren der Gefangenschaft der Universität hat man sich an „Seth-Rebellionen" und ägyptischen Bürgerkriegen gütlich getan[2].

Dabei hat Josef Krall vor siebzig Jahren die Wahrheit meisterhaft entwickelt[3]. Bevor wir ihm die Ehre geben, sei aber dem Leser die beste Waffe zur Abwehr der Blinzler aus deren eigenem Arsenal in die Hand gedrückt: Er hat bereits gehört, daß nach der Lernzeit des Reichs, nach der Horuszeit, die Razeit folgte, daß da die Süd-Nordachse des Niljahres durch die Ost-Westachse des Sonnentages ergänzt wurde. Diese neue Sonnentheologie von Heliopolis konkurrierte mit der Horus-Seth-Liturgie, z. B. wurden Sonne und Mond nun ähnlich verkoppelt wie im Urkult Horus und Seth. Statt Falkenweibchen und Lebensrute sich finden zu lassen — das Urzeremoniell[4] —, wurde ein Erd-

[1] Adolf Erman, Ägyptische Zeitschrift 1891, Band 29, S. 39 f.

[2] Newbury, The Seth Rebellion, Ancient Egypt 1922, S. 40 ff. Weigall, A History of the Pharaos 25 und 139; Fairman Journal Eg. Archeol. 21, 1935, S. 28; Blackman ebenda 28 (1942), 35.

[3] Wiener Akademie. Sitzungsberichte 1881 vol. 98, 855 ff.

[4] Amélinean, Nouvelles Fouilles d'Abydos 1904, 189; Hornblower, „Man", November 1937. Gressmann, in Der Alte Orient 1923, S. 24

gott Geb und eine Himmelsgöttin Nut erspekuliert, deren Trennung durch einen Luftgott Schu erfolgt sei[1]. Seth wurde dem Ra, der Tages-Sonne, beigesellt und schwang nun denselben Spieß gegen die Westwelt, den Horus gegen ihn, Seth, auf der Süd-Nordfahrt handhabte![2] Aber das war nur Theologie, während liturgisch dem Horus der Schenkel des Seth in der ersten Woche des Neuen Jahres in This überreicht wurde[3]. Sogar Kurt Setze sagte von dieser zweiten Schicht: „Der Name ... ist offenbar ein theologischer und ebensowenig ein ursprünglicher wie die Namen für Luftgott, Erdgott und Himmelsgöttin“[4]. Mit anderen Worten, die Sonnentheologen haben auch nach herrschender Lehre gegen die Horus-Seth-Liturgie spekuliert und sie überboten. Niemals hat aber jemand bezweifelt, daß Ra Sonne, Hathor Mond, Geb Erde usw. bedeutet haben. In die Sonnentheologie ist mithin von niemandem politische Geschichte hineingelesen worden! Aber was dem Ra-Zeitalter recht ist, das sollte doch dem Zeitalter, welches von ihm abgelöst wird, billig sein: die Horuszeit war die heroische Zeit des Reiches. Die Razeit lieferte ihr Meisterstück, indem sie den Jahresritus des Horus und des Seth durch den Sonnenritus jedes einzelnen Tages ersetzte. Damit nämlich wurde das Gestirn gemeistert, dessen Gang von Osten nach Westen jeder Anrainer des Nil auch ohne politische Dogmatik täglich selber wahrnahm. Die Liturgie des großen Jahres wies auf ewig die Ägypter an ihre Arbeit; Syene im Süden forderte, daß sie den Granit, die arabischen Ostberge, daß sie den Kalkstein in die Pyramide verbauten. Nur der Horusglaube befahl das. Aber die Sonnentheologie appellierte an die fünf Sinne jedes Einwohners. Die Liturgie setzte die Regierung ein; die theologischen Mythen lieferten ein Weltbild für das von Priestern und Pharaonen beherrschte Volk.

Es ist der Irrtum der Aufklärer, daß sie mit *einer* „Ideologie“ auszukommen meinen. Wirkliches Leben speist sich aus zwei Sprachquellen, von denn die eine das der Sinne spottende Element aussprechen muß, die andere von der sinnlichen Erfahrung der in diese Ordnung Eingeschlossenen ausgeht und aufsteigt. Die eine Sprache – hier in Ägypten die Horus-Sprache – ruft die Begeisterten selber in ihr Amt; die andere – von unten nach oben – macht dies Amt von den fünf Sinnen her nachträglich verständlich.

Soweit die Ägyptologen Aufklärer waren, entging ihnen die Spannung der zwei Ideologien. Gerade das, was die Heliopolitaner versucht haben, eine Sonnentheologie, ist der Beweis dafür, daß Joseph Krall schon vor siebzig Jahren die Wahrheit erkannt hat:

„Im 363. Jahre des Herrschers Horus am Horizont bricht Horus von der nubischen Grenze auf. Das war der gefährlichste Tag des Jahres, Seths Tag. Und die Hölle der Rebellion war los. (Auf dem Rosette-Stein, von dem die

---

[1] Rusch, Himmelsgöttin Nut 1922, S. 22.

[2] The Book Ps-T-MHRW her. von Schuster 1938, S. 58.

[3] Junker, Onurislegende 1917, 55.

[4] Sethe Untersuchungen V, 149.

meisten Leser gehört haben, weil die Hieroglyphen dank ihm entziffert worden sind, das heißt, auf einer hellenistischen Inschrift heißt diese alljährliche Gefahr noch „Rebellion". Und noch Plutarch 100 n. Chr. nannte in seinem Isisbüchlein den Tag einen Unheilstag, an dem der Herrscher nichts tun durfte.) „Aber nun erhebt sich Horus im 1. Gau. Er fährt in den 2. Gau. Und der Sonnenschein sagt ihm: ‚Schlage den Feind nieder!' Horus-Flügelspanner flog zur Sonne empor und heißt seitdem der Herr des Himmels. Vor Edfu am oberen Nil erschlug er 381 Feinde in Gestalt von Nilpferden und Krokodilen erst im Himmel (denn der Nil und die Milchstraße sind identisch), dann auf Erden. Horus nahm nun die Wahrzeichen der ‚beiden Länder' auf sein Schiff. Die Feinde, obwohl in jedem Gau vernichtet, stehen naturgemäß in jedem Gau wieder da, damit sie wieder vernichtet werden können. Horus schifft in der Sonnenbarke, die Eisen-lanze und die Kette waren in seiner Hand. Er siegt bei Theben und er siegt in Seths eigener Hauptstadt, die aber wohlgemerkt Seths Hauptstadt bleibt![1]

Nun nimmt Seth die Gestalt einer brüllenden Schlange an. Horus stellt sich als Szepter mit dem Horusvogelkopf auf sie. So gehts weitere von Gau zu Gau, bis zur Küste in Pelusium. Horus siegt sich ins Meer hinaus. Überall werden Tempel errichtet!"

Aber urplötzlich, mittels einer Blitzfahrt durchs Rote Meer, ist er schon wieder 1500 Kilometer südlich in Nubien.

In diesem Zuge enthüllt sich die Liturgie. Horus auf seiner Falkenbarke ist mit einem Mal, auch ohne den Suezkanal, durch das Rote Meer und quer über Land bis ins Niltal zurück tief in Äthiopien und alles fängt wieder von vorn an.

Das blitzartige Wiederdasein des Horus ist lehrreich. Das Zeremoniell der wirklichen Horusfahrt auf dem Nil reichte eben nur für die Fahrt von Süden nach Norden.

Jede Liturgie kämpft mit diesem Problem des Schnürbodens. Im Stamm kämpft die Liturgie mit den ersten fünfzehn Jahren des Initianten vor der Mannesweihe. Da muß ihm alles Mögliche angedichtet werden; denn sonst kann es ja nicht wirklich „neugebacken" zur Weihe kommen. Als Ödipusse, Wanderer, Verbannte, gelten also die jungen Helden, bevor sie den Ritterschlag erwerben. Hier im Reich ist der Schnürboden notwendig, damit die Götter in umgekehrter Richtung zurücklaufen können[2]. Ernst Zyhlarz hat das Verdienst, diese Schürbodenhälfte des Horus und Seth-Kampfes ins rechte Licht gerückt zu haben[3]. Die Rückfahrt der Sonne, des Monds und des Horus im Dunkel der Nacht ist fantastisch; das Wesen eines Mythos kann mit Händen gegriffen werden.

---

[1] Die beste Arbeit über Seth ist von G. Daressy, Bulletin Caire 13 (1916), 77 ff. Sie blieb unbeachtet.
[2] Journal of Eg. Arch. 21 (1935), 29, nr. 7.
[3] Archiv f. Ägypt. Arch. I, Wien 1938, 111 ff.

Der Begriff des Mythos ist ein Teil des Vokabulars, mit dem Weltgeschichte erzählt wird. Im Augenblick hat er eine bedrohliche Ausdehnung. Das Christentum sei ein Mythos, das Britische Empire ist ein Mythos. Der Kapitalismus ist Mythologie. Sobald das Wort alles, vom Fetisch bis zur Legende, einschließt, hat es jeden Wert eingebüßt und bedroht es die Geschichtsschreibung. Ich habe im Verlauf dieses Buchs ganz absichtslos entdeckt, daß der Gegensatz Liturgie und Mythos hilfreich ist. Vielleicht findet der Leser, daß die beiden Begriffe zusammen allerdings Sinn ergeben.

Der Horus und Seth-Kampf selber ist liturgisch, gottesdienstlich, nicht mythisch. Und Gottesdienst ist klar bestimmbar als die zwingende Wiederholung eines Einsetzungsaktes, kraft dessen wir uns orientieren. Weil ohne den Akt wir uns selber und einander unverständlich sind, muß er wiederholt werden. Der ägyptische „Gotha" nennt die Liturgie „eine Anstalt zur Verknüpfung der gespaltenen Welt" (unten 664). Kein treffenderer Ausdruck ist denkbar. Der Gottesdienst ist also nicht mythisch. Niemandem wird etwas vorgespielt. Alle spielen vielmehr selber mit aus Liebe zu einer durch ihr Spiel zu verknüpfenden Welt.

Politisch trug die Liturgie hundertfältig Frucht. In meinem Werk zu den europäischen Revolutionen habe ich gezeigt, wie von dem Treueid bis zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten jede einzige Verfassung des Westens säkularisierte Liturgie ist. Das ist auch in der übrigen Welt so. Die Liturgie der Nilreise hat zu Sternenfesten und zu den wunderbaren Schnitzereien des Riesen Horus auf den Königsschiffen geführt. Der Flottenbau wurde entwickelt[1]. Die Liturgen bildeten die regierende Schicht usw. Das Steigen der Flut, d. h. die fetten und mageren Jahre in Josephs Traum, wurden am Nilmesser, und zwar von oben nach unten, gemessen. Die Annalistik knüpfte an diese jährliche Strommessung an. Am Nilmesser ertrank Osiris; hier war sein Nabel und der Nabel des Staatskörpers, die Mitte des Reichs. Das machte Schule. Noch das griechische Orakel in Delphi wurde als Nabel der Welt ausgerichtet. Die Seegriechen sprachen vom Meer, als habe es einen Nabel, sei also ein lebendiger Körper wie Ägypten.

Und der ewig wiederholte Lanzenstoß des Horus gegen Seth, gegen „den Schenkel" im großen Bären, mag für die menschliche Kulturgeschichte noch größere Tragweite gehabt haben. Dieser gen Norden gezielte Stoß ist ein Himmelsakt[2], und dennoch des irdischen Herrschers ewige Geste. Dieser zentrale Ritus widerlegt alle die, welche den Ägyptern „so wenig Sternwesen wie möglich" zuschreiben möchten. Denn Seths Schenkel, den er in diesem Lanzenstich am Himmel verlor, wurde auf Erden vom Schreiber am Nilmesser bewahrt![3]

---

[1] Ch. Boreux „Memoires Caire" 50 (1924), 86 ff.

[2] Gundel, Münchener Ak. Abh. N. F. 12, 1936, 163. Ein schönes Bild in „Isis" 8 (1932), 10. Dazu oben S. 179 f.

[3] Naville, Mythe d'Horus Pl. 24 l. 196 ff. Jequier, Bulletin Caire V. 63.

Der Erforscher der Landwirtschaft, Hahn, schloß aus dieser Einheit von Himmel und Erde, daß der liturgische Gebrauch der Stiere dem Gebrauch der Ochsen bei der Arbeit voraufging. Er meinte, die langsame Bewegung der Stiere habe den Alten ermöglicht, „langsamer als die gewöhnlichen Sterblichen", den Sternen am Himmel gleich auf ihren Ochsenwagen zu prozedieren. Die Sella curulis, der von Ochsen gezogene Wagen, ist Amtswagen in Rom[1]. Und die majestätische Verlangsamung dank des feierlich wandelnden Rindes muß religiösen Sinn haben. Denn sicher wären Sänften viel praktischer gewesen. Wer bedenkt, welche Mühe das Langsamgehen auf unseren Bühnen bereitet, der wird Hahns Gedanken ernst nehmen.

Das goldene Kalb der Ägypter wurde bereits in der ersten Dynastie als „der umlaufende Stier" verehrt. Die Anerkennung eines Stiers am Himmel muß dem Gründungsakt der Horusreise parallel liegen. Dem Papstkaiser wurde Stiercharakter vom Anfang an beigelegt. Denn mit seinen Hörnern rammte er — auf Bildern — feindliche Männer. Eine der ältesten Vasen zeigt seine Mutter zweimal mit Stierhörnern. Das sind alles nicht reine Pflugstiersymbole. Die Frage ist für die Wege unserer Rasse von erregendem Interesse. Weil Sterne überall Menschen dauernd sichtbar sind, ist es zur unlöslichen Einheit von Himmel und Erde gekommen. Wenn das Land überschwemmt ist, wird der Stier am Himmel gesucht. Das Fest des Aufhackens des Bodens, Anfang Oktober, wird von Pharao auf Erden gefeiert mit der Hacke, aber er selber ist da der Bulle seiner Mutter im Himmel und das Zeichen für das Fest nehebka bedeutet: Auflegen des Jochs auf den Stier.

Hiermit ist das Herzstück der Reichsliturgie gegeben.

k) Die Verstirnung

Wir errichten Korporationen, juristische Personen. Denselben Zweck verfolgt die Verstirnung. Die Lebenden werden zu sich bewegenden Sternen. Unsere optische Zeit muß sich anstrengen, um da umzudenken. Nicht ansehen, nein, mitgehen mit den Sternen war die Bedingung der Verstirnung! Nicht die Kontemplation der Priester, sondern die Prozession Pharaos entschied. Theorie ist bei uns abgetrennt von Bewegung. Aber die „Theorie" der Priester hatte das von vornherein feststehende Ziel, die rechte Prozedur des Kaisersterns zu bestimmen. Da war nicht Astrologie, wie wir das nennen. Es war nicht Theorie. Es war Astrostrategie.

Die Eigenbewegung des Reichs geschah in und um Tempel, auf Tempelstraßen, auf See- oder Flußfahrten, durch Nahen und Entfernen von der Gottesstatue[2]. Den Horus begleitet der Pförtner, der die Tore zum Himmel aufreißt.

---

[1] Heut noch wird sie auf Sardinien am Fest des Heiligen Efisius gefahren.

[2] H. Bulle, Die Antike 3 (1927), 275.

Wer durch sie eingeht, stirbt der Stammeswelt ab, ähnlich wie in unserem Mittelalter der Klostertod den Mönch dem Stammesrecht entrückte. Tempelsklaven gingen unter Kranz, weil sie bereits gestorbene, verhimmelte Diener des ewigen Horus waren. Und noch in Rom gingen sie sub corona, weil so ihr Leben, im Stamm verwirkt, dennoch, ob schon gestorben, weiterging. Sie waren dem Götterhaus einverleibt. Diese Inkorporation hat die beiden Ungeheuerlichkeiten der Kastration der Männer und des Abschneidens der Brüste der Frauen rechtfertigen müssen. (Die letztere hallt in der Amazonensage nach; Eunuchen haben von 1600 bis 1878 in der Sixtinischen Kapelle gesungen.) Die Zeugungsorgane wurden dem Erzeuger Gott einverleibt. Die Brüste stärkten die große Mutter Kybele in Kleinasien. Die Götter wuchsen durch solche Mitteilung zu Centiphalli und Tausendbrüstlern.

In diesem schrecklichen Mißgriff spricht sich doch der Glaube an die Einheit der Welt aus, an die Möglichkeit einer Kraftübertragung, einer der Alchemie und Physik entsprechenden Biophysik. Wunderbarerweise entschloß sich der Mensch erst zum Verschneiden seiner Haustiere, weil sich auch Menschen selber dem Götterwillen unterwarfen. Die Herrlichkeit des Kults des goldenen Kalbes lebt im spanischen Stierkampf weiter; aber die Kastration der Ochsen ist die Kehrseite derselben Medaille. Alle Ochsen stärkten den Apisstier, so wie die Verschnittenen den Bullen seiner Mutter, Horus, stärkten. Befruchten und Entmannen sind eben die ständigen Motive antiker Götterkämpfe. Dies grausige Treiben griff Platz, damit im Haus der Dienstbarkeit, jenseits von Geburt und Tod, die Macht der Götter hochgetrieben würde. Aus Homer kennen wir den Niedergang dieser selben Götter. Aber 2000 Jahre lang wurde sie erst einmal ins Unermeßliche gesteigert[1].

Als Moses der Versuchung des Aaron wehrte und kein goldenes Kalb zuließ, verzichtete er auf diese Macht der Götter. Syrer und Kleinasiaten aber erlagen der Versuchung; als sie der Großen Mutter die Brüste junger Frauen opferten, errichteten sie ein Reich kraft „Kontrast-Imitation"; Hermann Kantorowicz hat diesen Trieb so genannt, weil eine Ordnung dadurch kopiert wird, daß man scheinbar etwas anderes tut (vergleiche Schwarzhemden gegen Braunhemden). Baal und Astarte bei den Philistern waren aus Eisen statt aus Gold, weil der Eisenkult ihre Eigenart war. Kybele wurde mit all den geopferten zahllosen Brüsten abgebildet. Weil die Vasallen des Horus Mitglieder der himmlischen Heerscharen waren[2], eifert der Name „Zebaoth" für Israels „Gott der himmlischen Heerscharen" gegen sie. Dem Pförtner, dem Schakal, wurde schon in der ersten Dynastie ein Sternenfest geweiht. Das Ersterben in den Himmel auf Erden schuf ein neues Recht für die, welche durch diese Tore eingingen. Wie wir denn noch heute sagen, daß sie aufhörten, „gewöhnliche Sterbliche" zu sein.

---

[1] Die Etymologen trennen zwar castus von castrare. Aber von Hesiod wird das Ausscheiden eines Götterbezirks, eines Tempels und das Verschneiden der Stiere mit demselben Worte bezeichnet!

[2] W. Kristensen, Akademie Amsterdam 1933, Bd. 79, 29 ff.

Da bewahrt unsere Sprache den Sinn des Reichsprozesses. Aber der Eintritt der Menschen in den Himmel ist ja nur die eine Bewegung. Der tote Himmel mußte seinerseits „ins Leben treten"! Wenn die Pharaonen sich schmückten, so liehen sie den Edelsteinen und dem Gold ihr eigenes warmes Leben. Alan Gardiner gesteht, daß die Bildhauer die Statuen wortwörtlich „ins Leben riefen"[1]. Mund und After jeder Bildsäule wurde formell „geöffnet". Und nun lebte der Stein.

Es sollten sich die halblebendigen Steine und die halbtoten Sterblichen auf gleich und gleich im Tempel treffen. Dort verlief das ewige Leben. Dies Leben war reine Gegenwart. Pharao begann seine Pyramide deshalb mit der Thronbesteigung und sie blieb liegen, sobald er starb. Die Nachfolger plünderten sie. Niemand, der Stammesbeerdigung und Pharaonenpyramide verwechselt, kann das erklären. Im Stamm beerdigten die Erben den Häuptling; im Reich behimmelte der Herr sich selbst. Es herrschen also entgegengesetzte Zeitvorstellungen. Rückwärts blicken die Nachkommen. Im Bau aber wird die Gegenwart verewigt, nicht Abstammung. Heute soll die tote Welt ihr Herz eingesetzt kriegen, Horus. Aber sobald er tot ist, wird er vergessen. „Weder Gefühl noch Respekt hat je die Ägypter darum zurückgehalten, Hand an die Schätze der Vorzeit zu legen."[2] Und die Pharaonen rechneten damit[3]. Zum Beispiel hält die weltberühmte Sphinx in ihren Klauen eine Inschrift, deren Stein vom Chephren Tempel gestohlen ist[4]. Als Nebbere, der Erbauer von Abusir, starb, war die Baugrube ausgehoben und der Sarkophag fertig. Also blieben Baugrube und Sarkophag 4000 Jahre in ihrem unfertigen Zustand liegen[5].

Solange wir – und es scheint das allgemein zu geschehen – die Pyramiden als Totenkult deuten, sind solche Akte unverständlich. Weil aber die Sternengeburt die leibliche Geburt überbietet, braucht der irdische Erbe sich des unsterblich verstirnten Vorgängers nicht anzunehmen. Leibesgeburt und Leibestod waren beide überboten. Pharao kann nur zu Neujahr aufgehen. Kommt er vorher zur Regierung, *so zählt* diese unverstirnte Periode für seinen Vorgänger[6].

Die heutige Astrologie ist dumm. Sie macht den Menschen nämlich zwar zum Sterngeborenen, aber nicht zum Sterngestorbenen! Die Reiche aber ließen den Himmel alljährlich sterben; wie herrlich, wenn dann der Kreislauf neu einsetzt und so das ewige Leben sich bestätigt.

Karl Marx hat betont, daß erst das Denken wissenschaftlich sei, welches die Krisen erklärt. Die modernen Astrologen sind unwissenschaftlich; die alten Reiche waren es nicht. Die Einsetzung der Krise ins Jahr war vielmehr der Ausgangsakt, mittels dessen sie ins ewige Leben eindrangen und die Himmel

---

[1] Journal Eg. Archeol. 4, 3.
[2] J. Baikie, Eg. Antiquities 1932, S. 134.
[3] Journal of Eg. Arch. 4, 247 ff.
[4] Baikie, S. 128.
[5] Weigall, History of the Pharaos I, 155.
[6] Gardiner, Grammar, S. 204, notes 4 und 5.

stürmten. So blieben fleischliche Geburten und Tode dahinten. Deshalb konnte jeder Tote im Totenreich von den 42 Assessoren des Osiris empfangen und gerichtet werden. Wie die Richter aus allen Sterngauen des Reiches die Lebenden richteten, so erging dasselbe Gericht auch unter Tage über die Toten. Vom Himmel *aus sehen sich beide gleich.*

Den Dedpfeiler errichtet Pharao zum Zeichen seiner ewigen Dauer, die gegen Tod und Leben gleichgültig ist[1]. So wie Kaiser Otto II. sich vermaß, die Flut der Stämme in des Reiches Haus zu bannen und zu diesem Zwecke als Kaiser die Kirche stützte[2], so wie sein Vater sich vermaß, die Taube des Heiligen Geistes nach Belieben fliegen zu lassen[3], so vermaß sich Pharao, die Sonne selber zu stützen[4]. Überall war es das Ringen mit den Stämmen, das die Kaiser zu ihren kosmischen Ansprüchen verleitete oder zwang. 120 „Könige" mußten der einen Göttin Ischtar in ihrem einen Tempel opfern[5]. Kein Wunder, daß dieser Tempel die Weltachse trug. „Der Kaiser von China gebot zehntausend Stämmen. Zu diesem Behuf verfügte er über die vier Himmelsrichtungen, die fünf Elemente und die fünf Getreidearten, zähmte Bären, Leoparden, Panther, Tiger und Füchse."[6]

l) Hofstaat und Haushalt 1750 vor und 1750 nach Christi Geburt

Als Goethe geboren wurde, gab es im Alten Reich 350 Hofstaaten, alle mit Hoflieferanten, Hofdamen, Hofmarschallen, Hofräten und Hofmeistern. Was ist ein Hofstaat? Die Geburtsstätte des berufstätigen Menschen.

Uns ist ein „Wer Ists?" oder Gothaischer Staatskalender des Pharaonenhofstaats, wenn auch aus später Zeit, erhalten. Vertiefen wir uns darein. Denn in ihm erfassen wir den Herkunftsort einer unverlierbaren Arbeitsteilung unserer Rasse. Hierarchie, Rangordnung staffelt die Bewohner. Wir haben hier den Urtypus eines die Erdreiche durchpulsenden Lebens, das alle Verwaltung bis auf den heutigen Tag durchwaltet. Für die Antike hat Boeckhs Staatshaushalt der Athener ein berühmtes Einzelbild geliefert. Hier aber ist der ägyptische Text nach Maspéro (Études Ég. II [1879] 3ff. kontrolliert an Alan S. Gardiner, Onomastica, 1947, S. 3ff.): Anfang der Vorschriften, durch die Laien und Gelehrte genau alles wissen, was Gott Ptah geschaffen und Thot aufgeschrieben hat:

---

[1] Quibbel, Hierakonpolis I, pl. II, zeigt diesen Pfeiler schon in der ältesten Zeit.

[2] Siehe mein „Die Europäischen Revolutinonen", Leipzig 1931, S. 114 f.

[3] Mein „Out of Revolution", New York 1938, bildet diese Verstiegenheit Ottos II. auf S. 492 ab.

[4] Schäfer, Zts. f. Äg. Sprache 71 (1935), S. 24.

[5] Syria 19 (1938), 119.

[6] So schrieb Se-Ma-Tsien (100 v. Chr.), Mém. Hist. I (1897), 28.

„Der Himmel mit seinen Vorgängen,
Die Erde und alles, was sie umschließt,
Die sprudelnden Wasser,
Die Berge,
Die Überschwemmung,
Der Abgrund der Wasser, wie die Dinge, auf die Ra scheint,
Alle Anstalten, die auf Erden ein Stück mit dem andern verknüpfen.

Der Schreiber der heiligen Bücher spricht: Himmel, Sonnenscheibe, Mond, Pher- (Haupt)stern (Sirius), Orion, der Schenkel des Seth am Nordhimmel, sein Hüter, das Hippopotamus, die Konstellation „Affe", Sturm, Donner, Morgenröte, Finsternis, Licht, Schatten, Flamme, Sonnenstrahl, Tau, Hagel, Quelle, Urstrom, die ungeheure Flut, das Steigen des Flusses, Nilarm, Meer, Welle, Lake, Teich, Zisterne, Bassin, Kanalwasser, Sumpf der Mittagsgaue, der Mitternachtsgaue, die Unterlande, die Niederungen, die Gräben, die Entwässerung, die Becken, Pfützen, Grenzraine, Anhöhen, Straßen, Deiche, Inseln, Ebenen, Hochländer, Hügel, Tonlager, die neue Saat, Holz, Sandgruben, Lehm, Ödländer, Kulturland.

Gott, Gottheit, Mannesseele, Weibesseele, der regierende Kaiser, der zurzeit Gott ist, das kaiserliche Gottesweib, Kaiserin, Kaiserinmutter des Gottkaisers, Prinzen, Thronerbe, Vezier, Einziger Freund, Sohn des Herrschers, ältester Sohn, Kommandanten an der Spitze der Leibgarde, Kabinettssekretäre des Horusstiers. Kraftvoller Gott. Großmeister des Hauses des guten Gottes. Erste kaiserliche Herolde Ihrer Majestät; Heil und ewiges Leben der Majestät! Wedelträger zur Rechten des Gottherrschers. Vollstrecker der berühmten Werke des Herrn der beiden Welten, Schloßhauptleute des siegreichen Herrschers, Meister des Empfangssaals ihres Göttlichen Herrn; Heil und ewiges Leben der Majestät! Staatsschreiber der Vorräte für alles, was im Palast lagert.

Lokalverwaltung: Oberpräsident, Grafen, Landräte, Bezirkskommandeure, Landwehrmajore, Vorgesetzte des Weißen Doppelhauses, aus Silber (Nacht) und Gold (Tag). Beuteverwalter im ausländischen Kriegsgebiet. Pröpste der Rinder, Pröpste der Kaisersklaven. Streitwagenwalter. Streitwagenlenker. Streitwagenfechter. Infanterieoffiziere. Vorgesetzte der Schreiber für die Gastung alle Götter des Landes im Tempel jedes Gaus. Ehrwürdige Häupter der Priester und Sternleser aller Götter des Nordens und des Südens, die im Gau verehrt werden, Gemeindevorsteher, Aufseher der öffentlichen Arbeiten, Führer des Arbeitsdienstes seiner Majestät – Heil und ewiges Leben seiner Majestät!

Ferner: Finanzsachverständige des Kaiserlichen Schatzes, Leiter der ganzen Erdbestellung, Offiziere des Siegelbewahrers der Küstenzölle, Statthalter von Syrien und Äthiopien. Schreiber der direkten Steuern, Einschätzungskommissare, Leiter der Kanalbauten im Niederland, Steuererheber des gesamten Bodens. Intendanten für die Verpflegung des Hofstaates der Herrscher der beiden

Lande. Die Häupter der freiwilligen Gerichtsbarkeit im obersten Gerichtshof. Hafeninspektoren am Roten Meer, dem Nil, dem Mittelmeer.

Kaiserliche Schreiber des Horus, der die Liturgie leitet, des weißen Doppelhauses Hauptschreiber und Zeremonienmeister seiner Majestät. Erster Sterndeuter des Amon von Theben, Großpriester des Ra und des Atom in On, Präsident der Verwaltung in Memphis, Hausvorsteher des Gottes mit dem schönen Antlitz Ptah.

Vorsteher der doppelten Scheuern des Südens und Nordens. Schlächter des Kaisers in seinem Palast. Vorsteher des Palastesinnern, Vorsteher der Gemächer des Herrn beider Welten. Schreiber des Tempelgottes aller Götter. Sterndeuter, Gottesväter, Priester, Ministranten, Tempelschreiber, Schreiber der liturgischen Texte, Meister der Kapelle der Säulenhalle. Die Wachen der einzelnen Horen im Tempeldienst, Verantwortliche für den Transport der Opfer, Schreinsträger, Angestellte, die dem Gott den Prozessionsweg grün erhalten. Tempelsoldaten, Opferer, Diener der geheiligten Bezirke, Köche der hochgebackenen Kuchen, Zweibackbäcker, Brandaltarkuchenmacher, Bäcker, Weihrauchstiftsmacher, Striezelmacher, Konfitürenmacher, Dattelkonfiseure, Kränzler, Milchflaschenträger, Zimmerer, Charakterenschreiber, Steinschneider, Bildhauer, Schmiede, Goldschmiede, Modellschreiner, Gießer, Träger, Bandmacher."

Welch ein Hofstaat. Wie hat er die Welt zivilisiert! in der Sprache der Franzosen und Amerikaner. — Wie hat er die Landeskultur in Angriff genommen! im deutschen Ausdruck.

Der Landeskulturbeflissene zählt diese Liste auf. Aber wer sich des Landes annimmt, muß von oben her entsandt sein. Vom Himmel steigt dieser Hofstaat nieder. Rückblickend überzeuge sich der Leser noch einmal von diesem Langsamherabsteigen der Würden. Erst dann wird er Shakespeares grandiose Verklärung dieser auf die Erde niedersteigenden Himmelstochter Ordnung mit vollem Genuß lesen. Aber, wenn er jetzt aus Troilus und Cressida (I, 3) die Worte des Odysseus vernimmt, leuchtet ihm zugleich der Goldglanz aller Reichsjahrtausende auf.

„Die Fachlichkeit der Ämter war vergessen.
Woher flöß' Honig, wenn Rang weggezaubert
Den Schlechtesten die schönste Maske ziert?
Die Himmel selbst, Planeten, diese Mitte
Beachten Rang, den Vortritt und den Platz,
Den Einhalt, Lauf, Verhältnis, Jahrzeit, Form,
Das Amt, den Brauch in jeder Ordnungshinsicht.
Deshalb der herrliche Planet, die Sonne,
In edlem Vorder-Range thront und kreist
Im Mittelpunkt. Sein medizinisch' Auge
Heilt Bosheitsblicke der Unheilsplaneten,

Schießt wie ein Fürst uneingeschränkt Befehle
Auf Gute oder Böse. Laß indes Gestirne
Zu Unheilmischung in Unordnung wandern,
Welch Seuchen, Ungeheuer, Meuterei,
Welch Meeresspringflut und der Erde Beben,
Tumult der Winde, Schreck, Umwälzung, Grauen,
Kreuzen und zerren, reißen und entwurzeln
Der Staaten Einigkeit, *vermählte Frieden*
Von ihrem Fixpunkt . . ."

Wunderbar, wie hier 1600 nach Christi Geburt die 3000 v. Chr. eingetretene Geburt der großen Reiche aus *vermählten Frieden* („married calm of states") liebend erkannt wird. „Vermählte Frieden" sind aus dem Reichshimmel in Berufe, Klassen, Stände, Kasten auf die Erde herniedergestiegen. Diese vier Stufen bilden einen Kristallisationsprozeß ab, der vom Gegenwartsruf der Sterne an den Herrscher bis zu seiner Berufung der Diener, seiner Veranlagung der Klassen, seiner Einsetzung der Stände geht. Nur wenn die rufende Göttermitte abstarb, erstarb diese Reihe, auskristallisiert in Kasten. Daß in dem zertrümmerten Indien Kasten weitergeistern, ist allgemein bekannt[1]. Weniger klar ist es uns, daß erst nach 1806 mit dem Wegfall der Heiligen Römischen Majestät der Fürstenstand Mitteleuropas zur Kaste erstarrte. Diese Fürstenkaste war ein Krebsübel, das vorher unbekannt war. Denn der heilige römische Kaiser hatte immer neue Fürsten ernannt!

In vielen Untersuchungen werden Beruf, Klasse, Stand, Kaste nicht klar unterschieden, weil die Erklärung von unten nach oben versucht wird. Aber alles Ständliche und Staatliche ist von oben nach unten festgestellt worden. Marxens Geschichte ist eine Folge von Klassenkämpfern; sie beleuchtet also die inneren Umwälzungen eines bereits gegründeten Reichs. Unser Werk über die Europäischen Revolutionen hat den marxischen Gedanken erweitert zu einer Dialektik von Klassennationen, die aus Jahrhunderten sich aufbaut.

Aber der vorliegende Band handelt von der Dialektik der Jahrtausende. Und da treten die Klassenkämpfe innerhalb des Reiches zurück gegenüber den Zweikämpfen zwischen Stamm und Reich, Reich und Israel, Israel und Kirche usw. Das Reich hat Arbeitsgliederung erst erfunden, dank des festen Erdreiches!

Ich gehe also auf die Berufs- und Ständekämpfe hier nicht ein. Der Sieg des Reichs über den Stamm aber bedarf noch einiger Erläuterung.

Denn nicht nur steuert die heilige Ordnung des Reichshaushaltes dem Ahnenkult ungezählter Stämme. Sogar die Schriftzeichen, denkt der Jesuit Ginneken, dienten einer Ausrottung der Stammeszungen. Ginneken nimmt an, daß die ägyptischen, chinesischen, aztekischen Schriftzeichen den Zweck verfolgten, das

[1] J. H. Hutton, Caste in India. Cambridge 1946.

Sprechen unnötig zu machen! Nach ihm hätte jedes Reich dem beschränkten Untertanenverstand das Nichtsprechen vorgeschrieben. Für China hat Ginneken bestimmt recht. Dort werden viele Sprachen in die eine Reichsschrift hineingelesen. Die Kommunisten wollen jetzt dort akustische Schrift einführen. Damit bricht aber die Einheit des alten China erst einmal zusammen. Meines Erachtens wird es sich spalten.

Aber ganz hat Ginneken mich nicht überzeugt. Seine These wird von den Pyramidentexten widerlegt, weil sie von akustischen Wortspielen wimmeln. Diese „Kalauer "entspringen nicht dem Sehen ähnlicher Hieroglyphen, sondern im Gegenteil dem Hören ähnlicher Laute. Ich benütze aber Ginnekens These, um den Leser mit der Tendenz jeder Schrift vertraut zu machen. Allerdings entzieht das Reich mit seinen Schriftzügen den Zungen der Stämme ihre Macht. Es hieß in der Tat: Heiß mich nicht reden, heiß mich schreiben. Deshalb war nun nicht mehr jeder ein Tänzer und Krieger. Erschüttert rief ein Historiker aus: „Wie der Irokese noch Freier, Edelmann und fast auch König in einer Person war, so war auch der Urzeitmensch auch Priester, Redner, Dichter, Künstler, Bauer, Krieger, Tänzer, Schauspieler, Sänger, Zimmermann – alles in einem. Wird uns noch ein Abend dämmern, an dem wir diese Kraft und Ganzheit des Menschheitsmorgens wiederfinden?“[1] Kurt Breysig zählt hier auf, was die Reichseinwohner durch die Schrift einbüßten. Die Ägypter verloren die Einheit der Rasse. Sie stammten nicht von denselben Ahnen! Aber sie wurden dafür den Rassenkampf los, das ewige Rasen der Blutrache. Alle Erinnerungen wurden von des Reiches Totenrichtern beurteilt und bezwungen. Die Gleichheit vor dem Himmelsgesetz, der „Maat“ war die ungeheure Entdeckung des Verbandes, der ewige Gegenwert schuf. Der Leser entsinne sich, wie noch 1939 die paar Yaruros am Orinoco darauf hofften, in Kumas Jagdgründen bei ihrem Aussterben ganz unter sich zu sein! Die Yaruros projizieren also noch heute, wo sie 150 Köpfe schwach sind, die sprachliche Stammeszunge ins Jenseits. So entstellt die Stammeszunge die Wahrheit des doch Stämme schaffenden, ewigen Menschen. Da stellt der Reichshaushalt denn doch ein viel vollständigeres Menschenbild her. Klassengesellschaften überschneiden zahllose Rassen! Um den Segen der Klassen zu würdigen, muß man ihn gegen den Fluch der Rassen halten. Die Klassen geben die Einheit der Menschen hinter der Arbeitsteilung nicht leicht verloren. Sie stehen gegeneinander offen, solange wenigstens die Majestät des Reichsherrn, von der sie ausgehen, aus dem Himmel auf die Erde wirkt. Gildenzeichen, Titulaturen, Würden, Ämter sänftigten die Brüche in der Einheit. Wo die Zunge endgültig spaltet, da gliedert das Amt. Die Antike schritt vom Stammesfrieden, der alle anderen Stämme ausschließt, zum Reichsfrieden, der alle Stände gliedert. Dies ist der Zweikampf der großen Geschichte, der eben deshalb nicht mit einer Folge von Klassenkämpfen zusammenfällt.

---

[1] Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte 2. A. 1927, S. 40 f.

Die von uns zitierte Liste des ägyptischen Haushalts enthält eingangs die schöne Wendung „alle Anstalten, die auf Erden ein Stück mit dem andern verknüpfen". Solche Anstalten sind die Erfindung des Reichs. Anstalten und Gestalten gehören zueinander. Weil Anstalten, deshalb Göttergestalten, von Horus bis Anubis, und es galt, „sie zu Gliedern eines Geistes in dem Gottesland zu vereinigen!" [1]

Uns ist aus diesen Anstalten (den Thronen, Herrschaften, Fürstentümern, Obrigkeiten des Kolosserbriefes) der Beruf zugekommen, die Berufung zur besonderen Anstalt in einer gottgewollten Ordnung des Universums. Keiner hat ja einen Beruf, der nicht auch anderen ihre Berufung einräumte. Im Kriegernamen wird niemand anders zum Nicht-Krieger. Im Beruf aber ist eine universale Berufsgliederung anerkannt.

So wird der Beruf im Reich zur Konstitution, so verfassunggebend wie die Ehe im Stamm. Als das Erbstück der Tempelstaaten besitzen wir Berufe.

Wie die Familie, ist der Beruf unter uns erschüttert. Die Maschinenmenschheit zerstäubt. Deshalb sind Ehe und Beruf heute beide an ihrer Quelle aufzugraben, damit wir unsere beiden vornehmsten Mitgliedschaften nicht verlieren. Die Quelle der Ehe fand sich in Nam und Art. Die Quelle des Berufs ist in Göttern und Charakteren! Nam und Art sind der Masse noch eher vertraut — obwohl in Konzentrationslagern beide abgeschafft werden — als Götter und Charaktere.

Worum es sich handelt, ruft Goethe aus: Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide. Das war am Ende des Heiligen Römischen Reiches. Bis dahin gab es eine kaiserliche Menschheit. Die fürchtete das Verstummen noch nicht. Sie fuhr munter fort, zu ernennen, zu berufen und zu schreiben.

m) Das Ka und dein Beruf

Denn die Quelle floß noch: „Tauet, Himmel, den Gerechten!" Die große Flut, die Sintflut, war ja in den Reichen aus Fluch Segen geworden. Und der Segen bestand darin, daß im Reich jeder wußte, was er zu tun berufen war.

Aber dieser Segen bestand nur kraft der Berufung des ersten Berufenen durch den Gott. Wer in die Tragweite dieser ersten Berufung nun eingedrungen ist, wird mich verstehen, wenn ich noch einmal, mit offenerem Blicke, zu dem Quellbereich jenes Ka-Zeichens zurückkehre, aus dem Berufe vernehmbar wurden. Wir haben Nam und Ort, Sprechen und Heiraten, Feiern und Frieden im vorigen Kapitel wieder in Eins gesetzt. Namen sind Liebeserklärungen, sahen wir, und die Leibesgemeinschaft der Ehe ist die Verkörperung der über dem Ehepaar ausgerufenen Urkunde. Am Ende dieses Kapitels sollen entsprechend Berufs-

[1] S. Birch, Egyptian Texts from Amaum, Tafel 24, Spalte 11 ff.

charakter und Schriftcharakter in Eins gesetzt werden. Wie heute die Ehe, so wanken unsere Berufe vor dem Dröhnen der Maschinen. Die Weihe des „Dich" in dem „Heute habe ich dich erwählt", das berufene Du, das jeder von uns ist, bevor er je „Ich" sagen kann, droht abhanden zu kommen, weil es im wirtschaftlichen Tun der Lohnarbeit keine entsprechende Gestalt annehmen kann. Aber der Beruf ist Teil unserer Schöpfungsgeschichte; um ihn neu zu erwecken, gehe ich von dem erstaunlichen Satze des ägyptischen Pharaons aus, in dem er sich brüstete: „Meine Mutter kennt meinen Namen nicht!" In dieser Prahlerei steckt die Entdeckung des Berufs! Die Mutter kennt nämlich den anfänglichen Namen ihres Kindes sehr wohl. Den späteren Namen aber, den sie nicht kennt, weil er in den Himmel allein geschrieben wird, einen Himmel, zu dem nur Horus hineindarf, ist der Ka-Name. Dieser Ka-Name kam ihm zu bei seiner Verstirnung. Fünf Namen trug nämlich ein Pharao, drei Namen drängen sich im Laufe des Aufstiegs des Sterns vor, wie wir sahen. Als hinterster, fünfter, blieb der Name stehen, „den seine Mutter schon kannte". Zuvörderst aber drängt sich der Name vor, den der trägt, der aus den beiden Himmelsschwestern Isis und Nephthys als Horus und Set neugeboren wird. Ich zitierte eben dies Wunder aller Wunder, die Sohnschaft an zwei Himmelsmütter[1]. Dies Wunder ist so ungeheuerlich, wie jene Befruchtung der Fälkin aus dem tot daliegenden menschlichen Körper, die uns im ersten Teil verständlich wurde. Dort erkannten wir, daß der Kultus der Lebensrute, des Phallos, etwas nachholt, was der Stamm unterdrückt. Zwei Mütter hatte der ägyptische Herrscher notwendigerweise. Denn seine Göttin schaute ja auf ihn als den Janusgott, Horus und Seth. Drei Monate lang war nur Horus im Regiment, aber dann trat der Herr der austrocknenden und die Erde zersplitternden Zeit, Seth, alljährlich in seine Rechte zurück. Der Janusgott hatte also sinngemäß zwei Mütter, sobald sich begreift, daß Geburt und Empfängnis ja die Denkmittel aus der Stammeszeit waren, die zum Aufbau der Himmelszeit dienen mußten. Das Wort Ursache gab es noch nicht. Also wurden die alten Begriffe Geburt und Empfängnis, über ihren Sinn hinaus „unnatürlich" verwendet. Eben die unnatürliche Zeugung, die unnatürliche Doppelmutterschaft steigerten die alten Begriffe, damit sie das unerhört Neue formulieren konnten. Aber freilich, ungeheuerlich blieben diese Vorstellungen. Wir empfinden das, und die Griechen haben es empfunden. Als nämlich der Dionysoskult nach Griechenland kam, da wurde diese unerhörte Wahrheit abgemildert. Auch Dionysos hieß zwar Bimetros, Bimater, zweimütterlich, aber als die zwei Mütter galten Semele und – der Schenkel des Zeus! So ungeheuerlich empfanden also die Griechen den Januscharakter, den die ägyptische Liturgie dem eingesetzten Doppelherrscher zuerkannte, dem Gewaltigen, der kraft seines Ka-Namens „Städte und Gaue durch die Größe sei-

[1] Text bei A. Faulkner, Mélanges Maspéro I, 340.

ner Macht erobert; Himmel und Erde leben in Furcht vor ihm. In Doppeltempeln erfüllen seine Götter und Menschen ihre Riten . . ."

Vom Ka des Kaisers gehen alle Berufe aus. Und so ist dem Ka ein dauernder Gewinn für jeden Nachgeborenen entflossen. Wie die Namen die „Wilden", so haben die Berufe die Zivilisationen geschaffen, dank des „Würdenträgers", des Ka-Berufenen.

Deshalb muß das Ka hoch über die Fachägyptologie herausgehoben und der anthropologischen, soziologischen, historischen Grundgrammatik einverleibt werden. Diese Grundgrammatik muß ja über Theologie und Philosophie hinaus heute zur Entscheidung kommen. Menschen und Völkern kommt man nicht mit Logik oder Mathematik bei. Sie sind Figuren der Grammatik. Und die Reiche sind die Figuren, in denen das Pronomen zum Rang der Namen erhoben wurde und zu einer Erweiterung der ersten Sprachdimension der Stämme führte.

„Euer Majestät", „Wir haben geruht", auch unsere schnurrige Redeweise bei der Anrede eines einzelnen: „Sie werden doch nicht . . .", „Wie geht es Ihnen?" sind Spuren der Reichssprache bis heute.

Ich muß die nötigsten Materialien des Ka hier vorlegen, damit Ägyptologie und künftige soziale Grundwissenschaft, wie sie der erste Band aufgestellt hat, sich vereinigen können. Die Ägyptologen haben sich nämlich hart an die Wahrheit herangespürt. Spiegel und Junker hielten sie fast in Händen. Weil aber die Mauer um das sogenannte „Ego" herumstand, hat sich ihnen keine helfende Hand von seiten der allgemeinen Menschenkunde entgegengestreckt, und innerägyptisch ist die Bedeutung des Ka deshalb nicht zu lösen, weil doch sein Sinn in der neuen Dimension zu suchen ist, die im Sieg über den Stamm zu schaffen war.

Am Neujahrstag des Reichs ist die Hölle los. Die Berufung des Herrschers und die Geburt der Berufe kann nur dann Macht über alle Untertanen gewinnen, wenn sie sich von dem Unheil alljährlich selber bedroht wissen und deshalb alljährlich aus Kriegern Untertanen werden. Dieses gilt bestimmt für die Horuszeit; die spätere Razeit konnte heroische Not eher vergessen, weil die Herrscher ihre nun bereits ihren Stämmen endgültig entwachsenen Untertanen nicht mehr zu bekehren hatten.

Aber anfänglich kann die Berufung des Herrschers nur dann Macht über alle Untertanen gewinnen – ach, ich sollte einfach schreiben: anfangs konnte der Herr des Niltals nur dann die Krieger aus 100 Stämmen sich untertan machen, wenn diese sich selber von der Flut alljährlich bedroht fühlten. Deshalb war es im Interesse der Pharaonen, die den modernen Astronomen unverständliche Torheit zu begehen, und das Jahr aus 360 und 5 Tagen bestehen zu lassen. Der moderne Astronom will wissen, wie lang das Sonnenjahr ist. Also sagt er $365^1/_4$ Tage. Aber die Pharaonen wollten wandernde Stämme überzeugen, daß im Flutland gut wohnen sei. Also überzeugten sie jeden, daß Horus der Über-

schwemmung alljährlich gewachsen war. Die Welt mußte daher erst einmal aus den Fugen gehen, damit Horus sie herrlicher denn je verfugen könne.

Das Ka, mit dem die Götter, die Teilmächte eines zerfallenen Universums, den Herrscher begrüßten, war also der erste Laut der Reichssprache: zum ersten Male erhielt hier ein Lebender selber — ohne Totenmaske — von den ewigen Himmelsmächten Kommandogewalt.

Ich habe das Material fleißig durchgearbeitet. Aber das Ka tritt in solcher Fülle auf, daß nur ein Bruchteil hier vorgelegt wird. Dem machtvollen Eindruck, den seine Fülle auf jeden Forscher gemacht hat, ist es zu verdanken, daß sich das Ka trotz der Blindheit der Neuzeit für alles „Du" nicht totschweigen ließ. Der Leser kann eine Geschichte des fatalen Cartesianischen „cogito ergo sum", des Egoismus, lesen, indem er die Vergewaltigungen unseres „Du"-Materials durch die Ägyptologen mustert. Am schwächlichsten äußert sich Alan Gardiner 1915: „Das Ka ist ein wechselnder Modus der Individualität."[1] Weit und stark sagte Heinrich Brugsch 1891: „Herz und Leib vereint bilden das Ka, oder die Persönlichkeit des Menschen, das dem Individuum eigentümliche Wesen, das ihn von anderen unterscheidet und mit seinem Namen in engster Verbindung steht. Von der ältesten Zeit geht die Bildung königlicher Namen meist mit Hilfe jenes Wortes Ka vor sich."[2] „Der Ka-Name", sagt Flinders-Petrie, „scheint zugefügt worden zu sein, um die Idee auszudrücken, daß dies der Name des Herrschers für die Ewigkeit war und nicht auf irgendeinen Landesteil Bezug hatte."[3] Die Ägypter „glaubten an eine Dreiheit des Menschen, Leib, Seele, Ka. Ein merkwürdiger Unterschied besteht ja auch bei uns zwischen dem Geist im volkstümlichen Sinn und der eigentlichen Seele."[4] Einen Fortschritt brachte W. Bayers Beobachtung, daß der Pharao und alle Götter, nie aber der Falke Horus ein Ka hatte[5]. Für uns ist das selbstverständlich. *Der Falke verleiht doch das Ka an Pharao.* Der Ka-Name steht ja in der Hieroglyphe, die aus den Klauen oder Armen des Falken auf ihn herunterhängt. Der Falke macht den Pharao so zu seinem „Alter Tu!" (statt „Alter Ego"). Dazu tritt nun die ebenso fundamentale Tatsache, daß wir „nirgends eine Darstellung haben, die uns den lebenden Ka einer Privatperson zeigt."[6] Wir zählen nun einige Varianten der allgemeinen Meinung über das Ka auf.

„Der Ka ist ungefähr gleich dem späteren Begriff der Schutzengel."[7]

---

[1] Gardiner-Davies, The Tomb of Amenemhet 1915, S. 99.

[2] Brugsch, Ägyptologie, S. 181 (1891).

[3] Royal Tombs of the Earlier Dynasties I, London 1900, 36.

[4] Karl Lang, Anthropos XX, 1925, 58.

[5] „Vom Ka der Sonne, der Flügelsonne und des Gottes ist oft die Rede, nie aber vom Ka des Horus." Anthropos XXIII (1928), 516.

[6] G. Steindorff, Der Ka und die Grabstatue, Ägyptische Zeitschrift 48, 152 ff.

[7] Breasted, Development 53.

„Der Ka ist der hervorragendste Teil dessen, was ein Pharao ist; er ist kraft des Ka der Doppelgänger des Horus."[1] „Der Gott der Zunge schuf alle Ka", ist alte Lehre[2]. „Viel ist von Ka die Rede gewesen, aber kein Versuch ist unternommen worden, den Charakter, durch den es geschrieben wird, die beiden ausgestreckten Arme, mit dem Inhalt als Ka in Beziehung zu setzen", schreibt der ehrliche Griffith[3]. Nun aber kommen wir zu wirklichen Vorstößen in das nachcartesianische Denken vom Menschen. Spiegel fand: „Das Ka ist eben nicht der nachlebende Tote, sondern die zu unveränderlicher Dauer erhobene Ganzheit des Inhalts und Wesens seiner Persönlichkeit."[4] An dieser Stelle sieht der um die Geschichte des ganzen Menschen bemühte Leser, wieviel am rechten Namen oder Ausdruck hängt. Spiegel hat ja mit seiner Erfassung des Berufenen recht. Aber er vermag noch das Wort nicht zu sagen, durch welches der Ka aufhören würde, für uns *willkürlich,* ein bloßes historisches Fossil, zu sein, wo es vielmehr in die universale Sprache aller Menschen zurückflösse. Junker empfand dies und drückte die Lage vortrefflich aus: „Die Schwierigkeit bezüglich des Ka ist, daß wir uns in eine ganz fremde Auffassung der menschlichen Persönlichkeit einleben müssen, eine Auffassung, zu der wir den Schlüssel noch nicht gefunden haben."[5] Aber schon hatte der geniale Evers die Bahn freigemacht mit dem wuchtigen Satz: „Der Ägypter hat sich selbst nicht als Ich."[6]

Da stehts klipp und klar, worum die andern hundert Jahre lang gerungen. So sei noch einmal der von Junker geforderte Schlüssel ins Schloß gesteckt. Das aber geschieht, indem der Charakter des Ka, die beiden aufgehobenen Arme seines Schriftzeichens und der Vorgang der Ernennung sich in einem Akt zusammenschließen. Denn dann geschieht in der Umarmung die „Ver-dich-ung", das „Zum-Dich-werden" des Trägers. Noch einmal sprechen die Quellen: „Durch das Ka wird die Welt das Eigentum, das Haus des Herrschers."[7] Das Wort „Umarmen" hatte den allgemeinen Sinn der Herrscherweihe und Throneinsetzung[8]. Amenophis III. ist in Luxor dargestellt, wie auf dem Höhepunkt seines Regierungsjubiläums der Falke Horus menschliche Arme gegen ihn ausstreckt, der hier als Doppelherrscher auf dem Doppelthron gleichzeitig dargestellt ist. Je zwei Arme reichen dem gedoppelten Janus-Kaiser ewiges Leben und die Königsgeißel zu[9]. Den Ka-Namen kennt die eigene Mutter nicht[10]. Das

---

[1] Erman, Berlin Akademie SB. 1911, 940.
[2] Hieroglyhs (1898), 14.
[3] Idee vom Totengericht, S. 9, Note 3.
[4] Gizah III, Wien 1938, 115 ff.
[5] H. G. Evers, Staat aus dem Stein I, 1929, 16.
[6] Darüber mein „Dich und Mich". Lehre oder Mode? Neues Abendland 1952. Jetzt im „Geheimnis der Universität" 1958.
[7] Daressy, Bulletin Archéol. Orientale XIII (1916), 164 f.
[8] Moret, Rituel, p. 100, note 4.
[9] A. Gayet, Luxor 1894, Tafel 71. A. Moret, Musée Guimet 15, 238, Fig. 69; Bissing, Archäologie I, Tafel 16.
[10] Pyramiden Texte 394.

Inkognito eines reisenden Pharao wird dadurch ausgedrückt, daß „sein Ka nicht erkannt werden soll."[1] Die beiden Arme legt der Gott von hinten auf ihre Schultern, „um ihnen ihre Ka zu verleihen"[2]. Das Ich-Besessene cartesianische Denken sah dies nicht. Das Ka wurde selbst von einem vorsichtigen Forscher, von Bissing, als die Gebärde einer Speisen erbittenden toten Seele gedeutet! Ich erwähne diesen Mangel an Sicht dessen, was zu sehen ist — nur der lebende Pharao erhält ein Ka! — aus einem wichtigen Grunde. Nicht genug, daß der Farbenblinde die wahre Farbe nicht sieht, er sieht eine andere an ihrer Stelle. Gerade so stempelte die felsenhafte Sicherheit v. Bissings, daß jedes Subjekt aus sich heraus denke, die beiden Arme des Ka zu Armen des mit dem Ka bedachten Subjekts selber. Aber vor Descartes hat kein vernünftiger Mensch die geistigen Vorgänge in sich selber „gestartet". Das Licht der Vernunft machen wir nie selber; es wird in uns entzündet. Am Nil kommen die Götter in den Herrscher dadurch, daß Horus ihm das Ka eines Gottes verleiht. „Ra ist mein Ka", „Ptah ist mein Ka", sind altägyptische Namen, die aussprechen, wie dank der Horusarme vom Horizont die Götter Ra oder Ptah in einen Pharao eintreten. Das hat selbst der überskeptische Erman gesehen: „Dies Hinhalten der Arme mußte überhaupt zur Verleihung eines Ka gehören, denn zwei ausgestreckte Arme sind von alters her sein Zeichen."[3] Entsprechend breitet Horus seine Fittiche um des Pharao Schultern auf der großartigen Statue Chufrus. Und eindeutig spricht der Pyramidenbauer: „So lege deine Arme um diesen Bau, um diese Pyramide, wie die Arme des Ka, und dein Ka sei in ihr, so daß sie dauert für alle Ewigkeit."[4] Die sprachliche Gleichung Ka-Du-Dich ist unbestreitbar. Aber dieselben Modernen, die vom „Ego", vom „Ich" unbedenklich reden (das „Ich" ist nicht älter als 1780), verschließen sich dieser Erfahrung des ersten vertrauten Fürworts, das an die Stelle der förmlichen Stammesnamen treten mußte, um den Herrscher in seine göttliche Familie zu berufen.

Die Vocation legt sich in den beiden Armen von hinten auf unsere Schultern. Hier ist die neue Stufe erklommen, die den Reichsherrn als ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht charakterisiert. Jede Pyramide muß umarmt werden, weil sie den Herrscher in den Scheitelpunkt des Universums rückt. Wer mich als Du anredet, der schlichtet mich aus Zweifel und Gespaltenheit und er befestigt mich in einer Stellung. Es gibt keine andere Heilung für schwankende Gemüter als dieser bestimmte Anruf, wie Anselm Feuerbach seinem nervenkranken Sohn schrieb: „Engel im Himmel rufen Dir zu, Lebe, Anselm Feuerbach!"

So fuhr in den Pharao felsenfeste Gewißheit. Aus seinem Beruf allein konnten die anderen Berufe aller Einwohner sich ergeben. He-Ka, von hinten das

---

[1] Metternichstele, Zeile 246.
[2] Weynants-Ronday,
[3] Erman, Religion 3. A. 1934, 210.
[4] Sethe, Texte 1652 f. Junker, Giza III, 117.

Ka verleihen, wurde das Zeichen für alle Machterteilung durch Hieroglyphen. Es wurde daher aus den beiden Armen und dem Zeichen für „von hinten" gebildet. Dies Wort heka bedeutete die neue Macht der Charaktere[1], und deshalb konnte die Urgöttin Seshat zurücktreten. Seshat vermaß Pharaos Tempel, aber sie leistete ihre Dienste nur dem Herrscher selber. Heka aber betrifft die tausendfach gegliederten beruflichen Ernennungen des ganzen Reichs. Heka und Hekate wurden die Götternamen der Zauberei. Die griechische Hekate ist niemals mit den ägyptischen Zaubergottheiten zusammengerückt worden. Unsere Enkel werden vielleicht über diese krampfhafte Reinhaltung unseres Griechenbildes staunen. Aber daß aus den Armen, die sich auf deine Schultern legten, und aus dem Zeichen von rückwärts der Charakter allen Zaubers und der Hekate sich formte wie noch Shakespeare sie kennt, das ist der würdige Schlußstein zur Himmelswelt[2].

Von der Bibel her ist die Stellung des Menschen „vor Gott" ebenfalls als ein von hinten her durch Gott Angerufenwerden erkennbar. Unser „VORGOTT-STEHEN" ist im Licht jener wirklichen Erfahrungen der antiken Menschen beschämend roh und schamlos. An Gottes Altar mag man ja treten; aber Gottes eigene Gegenwart ist nicht anschaubar. Gott überfällt uns von unserem ungeschützten Rücken her, weil wir vor Gott uns nicht schützen können. So wie Siegfried im Rücken verwundbar bleibt, so überfällt uns die Allmacht, da und von da her, von wo wir sie am wenigsten erwarten. Der größte Kommentar zum Buche Genesis, von B. Jakob, hat den Gottesnamen Israels besprochen, der den Reichsgöttern am nächsten bleibt. Es ist „Schaddai", der Allgegenwärtige, im Gegensatz zu Elohim „Alle-Geister" und Jahve „Ich-bin-Hier". Schaddai taucht nur wenige Male auf. Aber wenn er spricht, dann gibt Benno Jakob — der vom „Ka" nichts weiß — das folgendermaßen wieder:

> „El Schaddai spricht zu Abraham: ‚Geh einher vor mir', ‚Wandle vor mir' (wie die Herde vor dem Hirten). Also von rückwärts kommt der Zuruf, auf den Du hören sollst (S. 433)."[3]

Diese außerägyptische Stelle ist der schönste Abschluß unserer Einsetzung des Ka in die Stufen unserer Menschwerdung. Im Ka ist aus den auf Ahnenmasken eingeschworenen Kriegernamen der Sohn des Himmels erhöht worden. Die im Klan und Totem und den Moieties noch unbegeistert gelassene Kleinfamilie erhält im Götterhaus ihre Hochzeit und ihre Begeisterung. Das in den Zungen politisch unwesentliche Gebilde des persönlichen Fürworts ist anfangs zwischen Eltern und Kindern die formlose Anrede der Gegenwart. Im Reich wird gerade

---

[1] Erman, Berlin Akademie Abh. 1911, S. 13, A. 2.

[2] Da die ägyptische Göttin Hekate in Budge's Dictionary und bei Bonnet fehlt, so verweise ich auf Naville, Osorkon, II, 1892, 19.

[3] Hubert Schrades suchendes Buch „Der verborgene Gott" 1949, macht von unserer Fragestellung keinen Gebrauch, wohl aber Hans Schmidt, Die Psalmen, Tübingen 1934, S. 30.

dies Pronomen mit Vollmacht ausgestattet, damit ein Kind des Himmels ernannt werden kann. Seitdem gibt es Götter und Menschen. Vorher wußten wir erst von Totengeistern und lebenden Leibern. Im Reich aber hat jeder den Namen und das Fürwort als gleich machtvoll im Ohr. Die im Stamm unangesprochene Lebenshälfte vor der Weihe und vor der Ehe empfängt eine mit dem Geburtstag der Welt zusammenhängende angeborene Würde.

In der politischen, und das ist der eigentlichen Grammatik – die Schulgrammatik ist aus ihr als Kinderspiel abgeleitet – legt also das Reich einen neuen Grund des Friedens. Im „Dich" des Ka wird der Welt ein Herz eingesetzt. Das Universum hat kein Herz. Aber die Umarmung des Himmels erhebt den Herrscher auf dem Weltenthron. Und damit durchdringen sich die toten Gestirne und der lebendige Herrscher zu ewigem Leben. Pharao ist der Hauswirt einer riesigen Wirtschaft, eine Ökonomie. Kein Zufall ist es, daß wir den Wirtschaftsprozeß als Haushaltung auffassen. Dies ist mit der Thronsetzung des ersten Reichherrn gegeben. Als ich diese selbe Hausvorstellung für das abendländische Kaisertum der Sachsen und Salier hinter dem Schlagwort „Imperium" 1914 entdeckte, wollte niemand im Zeitalter des Individualismus glauben, daß im Jahre 1000 unserer Ära es nur angeredete Hausherrn, gesalbte Kaiser, aber kein Ich, kein Individuum gab. Aber noch die Kirche des Jahres 1000 redet den Herrscher aus Priestern mit einem Ausdruck des ägyptischen Rituals an. Nicht der denkende Philosoph, der angeredete Mensch wird Person und bekleidet ein Amt. Denn etwas Unerhörtes geschieht, wenn es Priester-Kaiser gibt: Nacht ist zum Tag, Tag ist zur Nacht geworden, Nord und Süd, die nie vereinten, sind vereint. Die Welt wird als eine faßbare, gerade weil ihre Doppelung in Horus und Set in den lebenden Herrscher selbst hineinreicht und er sie eben dadurch überwinden kann, daß er beide Hälften verkörpert und in seinem Herzen vereinigt, ja, wie wir noch sehen werden: „Organisiert".

n) Die Translatio Imperii

Der von den Göttern des Universums umarmte und in seinen Herzpunkt eingesetzte Weltbaumeister hat uns den Gedanken eines Welthaushaltes aller Kräfte mitgeteilt.

Zunächst aber, um aller Welt diese Erfahrung zu überliefern, gings ans Bauen. „Kein antikes oder modernes Volk hat die Baukunst in so erhabenem, so riesigem, so grandiosem Maßstab aufgefaßt. Sie bauten für die Ewigkeit, und sie haben damit Erfolg gehabt" (Champollion). Die Pharaonen der vierten Dynastie allein verbauten sieben Millionen Kubikmeter Haustein und Mauerwerk in Pyramiden und Haupttempeln[1]. Den Kölner Dom kann man in eine einzige der Säulenhallen von Karnak hineinstellen.

[1] L. Borchardt, Die Annalen 1917, S. 40.

Das Reich ist 2800 auf ewig errichtet worden. Und es ist nie vergangen. Das ägyptische Reich ist untergegangen, so sind es Mexiko, China, Indien, Rom, Peru; das Britische Empire wankt. Aber das „Reich" ist weitergetragen worden. Dies ist kein Wortspiel. Nein, die Menschheit hat von jeher diesen Glauben an die Übertragung des Weltreichs von Volk zu Volk gehegt. Erst die Nationen des letzten Jahrhunderts haben sich gegen diesen Glauben empört. Nur deshalb wundert sich der heutige Leser.

Bevor wir Ägypten hinter uns tun, müssen wir die Übertragung des Reichs, die Translatio Imperii behandeln, die zu unserer Geschichte nämlich notwendig gehört. Weshalb ist sie notwendig? Weil im Reich eben die Berufenheit des Menschen in das Universum bleibend erfaßt wird, also etwas, das nie wieder preisgegeben werden darf, und weil andererseits kein Reich von seiner Stelle gerückt werden kann und daher immer wieder in Stücke geschlagen wurde.

Stämme wandern, ein ewiger Strom, und behaupten im Wandern jene Einheit des Menschengeschlechts, ohne die ihre Abart entartet.

Ein Reich steht beständig. Seine Oikoi, seine Häuser, als Tempel, Palast, Festung, sind nach innen gekehrt. Nur der Markt zieht das einzelne Reich in das Kraftfeld der wirklichen Welt. Aber die über den Markt bewegten Güter und Ideen schaffen mechanische Beziehungen. Eine Idee, die in New York landet, oder ein Ford-Automobil, das in Zürich herumfährt, ändern nichts an der inneren Gestalt Amerikas oder der Schweiz, außer daß beide, fremde Ideen und fremde Waren, diese innere Gestalt schwerer erkennbar machen.

Ansonsten ist ein Reich ganz und gar seine eigene Weltordnung.

Aber da tritt eben die „Übertragung" ein. Sternenkalender und Schrift, Baukunst und Ackerbau, Viehzucht und Berufe, die Waage des Gerichts über Tote wie über Lebende, sind von jedem Gebiet angetreten worden, das auch Reich wurde, obgleich kein Nil floß. Aber obwohl diese Vorbedingungen wichtig genug sind, auf Grund deren neue Reiche entstanden sind, meinen wir mit der Translatio Imperii ein noch umfassenderes Geschehen. Dank der Translatio bilden alle Reiche ein und dasselbe Reich.

Jeder neue Reichsherr rang damit, sich der Tradition *aller* Reiche vor ihm zu versichern. Dieser Trieb ist viel maßgebender für ein isoliertes Raumgebilde als die meisten Geschichtsstudenten für möglich halten. Es ist freilich allgemein bekannt, daß der König von England heute noch König von Frankreich und Defender of the Faith tituliert wird. Aber Titulaturen werden nicht ernst genommen. Ich will mich dieser Herablassung begeben und an diese Zähigkeit der Titulaturen anknüpfen. „Roi de France" ist ein Länderanspruch. Defender of the Faith ein Äonen-Ausdruck. Kein Reich kann ohne sinnvolle kosmische Räume und Äonen sicher sein. Vor Christi Geburt war diese Not unendlich viel größer als in unserer Ära. Aber auch heute braucht das Reich einen Grad kosmischer Zustimmung. Und kosmische Zustimmung kann nur aus der herrschenden Ära und von Himmel und Erde kommen. Reiche können also nicht zufällig irgendwo

und irgendwann existieren. Sowohl ihr Gebiet wie ihre Ära wollen sanktioniert werden durch die Würde der Notwendigkeit. Maos China schießt, bombt und kämpft sich in solche Würde täglich hinein.

In Osteuropa war Karl der Große der normale Reichsherr. Also heißt der König im Ungarn der Stefanskrone „Kiraly". Die Deutschen wollten einen „Kaiser", was von Cäsar herkommt. Kiraly, Czar, Kaiser sind das Gegenteil des Wortes „König", welches aus den inneren Stammbäumen die Würde herleitet. König ist der angeborene oder angestammte Herrscher. Aber Kaiser ist die ein notwendiges Gebiet der Universalgeschichte lenkende Majestät. Natürlich ist mir bekannt, daß Könige heute alle kaiserlichen Ehren und Rechte an sich gebracht haben, nach dem „Ich auch" Rezept[1]. Und im Jahre 1960 scheint es komisch, sich mit veralteten Titulaturen zu befassen. Aber die Reichstitulatur wird in unseren Tagen nur umgewandelt. Kaiser wird es wohl nie mehr geben. Aber das kosmische Bezugssystem wird sich nur anderer Ausdrucksmittel bedienen. Die älteren Reiche alle spürten den Zwang. Da waren z. B. die Normannen, Seeräuber, ohne Ahnen, die den von den Kaisern aus deutschem Hause leer gelassenen Machtraum mit neuen Staatsgebilden füllten. Sie konnten nicht selber „Kaiser" sein. Was taten sie also, um legitim zu werden? Als Robert Guiskard und seine Söhne in der Adria kämpften, ließen sie ihre Kämpfe bei Durazzo im Rolandslied verewigen! Sie projizieren ihre neue Macht in den großen Kaiser Karl. Das berühmte Rolandslied, das im Roland von Bremen nachzittert, entspricht dem ungarischen „Kiraly" im Titel: Es legitimiert, weil „der christlichste Kaiser" nur gerechte Kriege führen kann. Nehmen wir zum Rolandslied und zum Kiraly die Tatsache, daß der heutige König von England noch fränkisch sprechen muß, „car tel est notre plaisir", wenn er Gesetze erläßt, weil auch seine normannischen Vorgänger das Regieren von den Franken gelernt haben — so sieht man die lavaähnliche Zähflüssigkeit des geschichtlichen Stroms. Es geht alles so viel langsamer, als die Bomben und die Telegramme uns glauben machen, auch wenn es recht schnell geht. Die Lebenden denken, ein Regierungswechsel mache „ein drittes Reich". Welch fantastische Vorstellung:

Das erste Reich	800–1806:	1000 Jahre
Das zweite Reich	1871–1918:	57 Jahre
Das dritte Reich	1933–1945:	12 Jahre.

In Wirklichkeit hat das erste fränkische Reich Karls des Großen, wenn auch mit bipolarer, „Horus und Seth"-Spitze, von 800–1918 in Königshaus und Stämmen, in Wien und Berlin, fortgedauert. Wers nicht glaubt, der kann sich selber schnell belehren: Die Kleindeutschen (Berlin) haben sich im ersten Weltkrieg für die Großdeutschen (Wien) geopfert. Wäre das Deutsche Reich wirk-

[1] Ein lustiges Beispiel für des Königs von Bayern „kaiserlichen" Ehrgeiz erzählt mein „Alter der Kirche" I, 556.

lich außerhalb der Habsburger Tradition gewesen, weshalb hätte es sich dann für und an Habsburg selbst zerstört? Wilhelm I. von Preußen war wütend genug, daß er Kaiser heißen sollte. Seinem Schicksal ist er und sein Reich darum doch nicht entgangen: Wien und Berlin waren und blieben in einem Bannkreis und mochten es beide nicht. Aber Reiche sind nie Geschmackssache. Da wo Rhein und Donau entspringen, da blickte man von jeher auf Wien und Berlin. Die Schere mochte sich weiter öffnen oder enger schließen, aber der Große Kurfürst, der vom Rhein an den Rhin ritt, und der Landvogt des Elsasses, Graf von Habsburg, der in Wien thronte, waren nur aus dem ganzen Reiche heraus sanktionsfähig.

Napoleon I. war in einer Zwangslage wie Wilhelm I. Deutsche Schulbücher pflegten ihn einen Parvenu zu nennen, einen Emporkömmling. Aber angesichts der Kaiserthrone waren der Erste Konsul und der König von Preußen beide Parvenus[1]. Wollten diese neuen Männer in die alte Geschichte, so mußten beide „dran glauben". Der Papst segnete daher Napoleon I. Der König von Preußen aber hatte das Mandat der Frankfurter Paulskirche durch das ihm verhaßte allgemeine Wahlrecht anzunehmen. Papsttum und allgemeines Wahlrecht sind ja nur zwei Seiten desselben Geistes, nämlich der Inspiration der christlichen Zeitrechnung. Es besteht immer aus beiden, Priestern und Laien, Klerus und Volk, Kirche und Staat, aus der Einheit der Kirche und der Freiheit eines Christenmenschen, aus päpstlicher Autorität und Stimmdemokratie. Napoleon verhinderte zwar den Papst, ihm die Krone aufzusetzen. Wilhelm I. verhinderte die Fürsten und Völker, ihm das preußische Dreiklassenwahlrecht abzudingen. *Beide wollten das alte Reich nicht.* Aber soweit sie es nicht bejahen mochten, sind ihre Institutionen schon nach einer Generation gescheitert. Und was nach einer Generation scheitert, ist eben noch *nicht geschichtsbürtig*. Geschichtsbürtig ist die nachfolgefähige Institution. Translatio der Verteidigung des Glaubens, des „Defenders of the Faith" im Titel des englischen Königs, ist am Ende gar nicht so töricht, wie sie dem Leser zuerst gewiß erschien? Reiche haben einen kosmischen Glauben zu verteidigen oder sie sind das Pulver nicht wert, das für sie verschossen wird.

In einem kurzen Überblick gebe ich einige Beispiele dieser Not des Reiches.

Als die Lernzeit, die Horuszeit, am Nil vorüber war, wurden die gedachten Grenzen Ägyptens und die Äonen seines Reiches systematisch erweitert. Amon Ra, d. h. der „verborgene" Ra wurde in der 12. Dynastie als der wahre Herrscher ausgerufen, denn „er erbeutet die Grenzen der Unendlichkeit, den Himmel durchkreisend, die Unterwelt durchziehend, das Ende der Ewigkeit erbeutet er"[2]. Derselbe Zwang, das eigene Reich in den Kosmos zu verankern, tönt aus Hammurabis Einleitung zu seinem Gesetzbuch:

---

[1] Genauer in „Frankreich — Deutschland", Berlin 1957.

[2] Ed. Meyer, Berlin Akademie SB. 1928, 504 ff.

Als Amu der Hehre, König der Ammaki,
Und Ellil, Herr vom Himmel und Erde
Bestimmer der Geschicke des Landes,
Dem Marduk, Eus Erstlingssohn, die
Gottes Vormacht über das All der Menschen bestimmte,
In seiner Mitten ein ewiges Königtum
Mit Grundfesten gleich Himmel und
Erde verankert ihm festigte.
Mein schöner Schatten ruht über
Meine Stadt gebreitet zu Esagilla, dem
Hause, dessen Grundfesten gleich Himmel
und Erde ewig stehen[1].

Wohl zuerst beim Propheten Daniel hat die Kontinuität „des" Reiches Ausdruck gefunden, er schrieb: „Du, König, bist ein König aller Könige, dem der Gott des Himmels Herrschaft, Macht, Stärke, Ehre gegeben hat. Und die behauste Erde, dazu die Tiere auf der Erde und die Vögel am Himmel sind in Deiner Gewalt. Du bist das goldene Haupt. Nach Dir wird ein anderes Reich kommen. Danach das dritte, ehern, und auch über alle Länder herrschen. Und das vierte wird hart sein wie Eisen ... Aber zur Zeit solcher Königreiche wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten ... das ewig bleiben wird."

Ein Reich, dessen Umfang die Erde und den Himmel ausmäße, ist schon 3000 v. Chr. das Ziel. Daniel spricht das Paradox aus, daß sich jedes antike Reich bereits diese Leistung zuschrieb, und zwar zuschrieb in dem vollen Wortverstand von „zu" und „schreiben". Jedes Reich schrieb es in jeden Stein: „Ich umschreibe den Himmel und die Erde." Die Krone, die Julius Cäsar, dem Gemahl der Kleopatra zugedacht war, sollte ihn zum Nachfolger der Pharaonen machen. Sein Nachfolger Augustus zeichnete seine Taten in einer Inschrift auf, die den König aller Historiker, Theodor Mommsen, an des Perserkönigs Darius Reichsinschriften denken ließ. Und Mommsen fährt fort: „Es ist ebenso richtig, daß die Könige von Ägypten in Rom geherrscht haben, wie daß der Princeps der römischen Gemeinde das Niltal regierte."[2]

Daniels Vision hat noch unter Oliver Cromwell zur Partei der Fifth Monarchists, eines Universalreichs, geführt.

Aber vor allem hat sie der Kirche das Recht gegeben, sich die ökumenische zu nennen; denn weil jedes Reich alle Himmel und die ganze Erde versöhnen wollte, deshalb mußte der ewige Abgrund zwischen Wollen und Vollbringen jedes Reichs gefüllt werden. Dies tat die ökumenische Kirche, indem sie dem Torso jedes existierenden Reiches mit seinen paar Quadratkilometern vom Jüngsten Tage der ganzen Erde her entgegenkam. Jedes Reich strebte aus sei-

[1] Wilhelm Eilers in „Alter Orient" 31, Lpzg. 1932.
[2] Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften IV (1906), 256.

nem Teil zum Ganzen; die Kirche aber streckte ihre Arme vom Jüngsten Tag her rückwärts in diese kümmerlichen Teilreiche hinein und war und ist ökumenisch, während die Reiche noch europäisch oder chinesisch sein müssen. Das erste Reich, das diesen Abgrund von Wollen und Vollbringen sich nicht von der Kirche her enthüllen läßt, sondern ihn stattdessen selber in Rechnung stellt, ist die Sowjetunion. Denn die Bolschewiki pflegen zu sagen, daß sie ein Sechstel der Erde einnehmen.

Falls sie das ernst nähmen – und ihr Haß des Westens macht mir das wahrscheinlich –, dann ist damit zum erstenmal ein Reich auf den Plan getreten, das sich selber ehrlich eine Quote der Ökumene zuschriebe. Die großartige Neuerung bestünde in dem Ausdruck „Ein Sechstel". Denn er schreibt das Reich der Russen in den wahren Himmel und die wirkliche Erde als Bruchstück ein. Hier also könnte die Translatio Imperii, das ewige Weitertragen der Reichsidee, zur Ruhe kommen. Unsere Zeitrechnung hat eben – so werden wir noch sehen – den wahren Weltraum so geweitet, daß ihm gegenüber kein Reich heilig, himmlich, göttlich, sakral bleiben konnte. Aber unsere Zeitrechnung hat dies erst in 1950 Jahren vollbracht.

Einstweilen sind die Errungenschaften der Kultur immer wahnhaft jeweils dem eigenen ewigen oder heiligen Reich zugeschrieben worden. Wahn war es, daß je ein Reich Himmel und Erde versöhnte. Aber es war der fruchtbarste und unentbehrlichste. Insofern die ökumenische Kirche vom Jüngsten Tage rückwärts in die Zeiten blickte, hat sie selber dem Kaiseramt auf Erden eine Zutreiberrolle zugeschrieben, dank der sich Weltende auf Gegenwart hin erstrecken konnte. Diese Spannung offenbart uns vielleicht am klarsten das Regiment Karls des Großen. Er steht zwischen dem Pharao, der Sirius und Sonne aussöhnt, und den Bolschewiki, die von Sechsteln der Erde reden, mitten inne.

Die Welt nannte ihn eben deshalb den Großen, weil „ihre Bügel an Karls Sattel hingen". Karl den Großen hat die Kirche zum Kaiser ausgerufen. Sie konnte es nämlich nicht ertragen, daß ein König der Franken reichsherrlich waltete, ohne in die Nachfolge der großen Reiche ausdrücklich einzutreten.

Als Christ hielt Karl diese Anknüpfung an die vorchristliche Kette der Reiche für unnötig. Er las in Augustinus „Gottesreich", und an dem gemessen war die kaiserliche Gewalt unwichtig. Karls Heer haßte den kaiserlichen Namen und wollte mit den Altrömern oder Neurömern nichts zu schaffen haben. Aber die Päpste erhielten das Reichsalterum im Neuen Bund; sie übertrugen den Kaisernamen von den byzantinischen Neurömern auf den fränkischen Herrn von Rom. Und sie haben die Ökumene damit vor einem naiven fränkischen Pharao oder Kalifen gerettet. Die Geschichte wird durch Übereilung ebenso sehr ruiniert wie durch Verzögerung. Der Abgrund zwischen Teilreich und Ökumene wird nicht dadurch gefüllt, daß wir den Ansatz der antiken Reiche als Wahnsinn verdammen. Der fruchtbare Irrtum ist die merkwürdige Wahrheit aller Geschichte. Ein Kaiser von Rom war niemals Herr der Welt. Also war es Wahn-

sinn, sein Reich heilig zu sprechen. Können wir uns trotzdem dazu durchringen, in dem kaiserlichen Anspruch auf die heilige Weltherrschaft die Wege der Vorsehung zu erkennen?

Der Fall Karls des Großen kann uns dabei helfen.

Durch die Verteidigung des Kirchenglaubens, durch den Anspruch, die christliche Ära zu verkörpern, also durch die Portale der Ewigkeit, ist Karl in die Universalgeschichte eingetreten. Wie einem Pharao rühmt ihm Angilbert nach, daß er mehr vermöge als die Sonne: 24 Stunden zu walten und von Westen nach Osten zu gehn. Als er den rechten Glauben gegen Neurom verfocht, da nahm er eben damit das ewige Amt des Kaisers in der Kirche wahr. 794 war Karl in Frankfurt Kaiser de facto, 800 wurde er es de jure. Der Papst überrumpelte den Allerchristlichsten König in der Peterskirche mit dem Rufe „Dem Kaiser Karl Leben!". Der Papst holte im Jahre 800 den schon als Kirchenkaiser amtenden Herrscher formell in die Kirche.

Was tat der Papst denn damit? Er bezog damit Karls Amt auf die Universalzeit der Reiche. Keine neue Landmacht wuchs Karl dem Großen durch die Kaiserkrönung zu, wohl aber eine Legalisierung seiner kirchlichen Macht. Seit dem wuchs Schritt um Schritt die Macht der Synoden und des Papstes, sank die Macht von Karls Kapellanen.

Die Wanderlust der Stämme hat sie viel „mächtiger" gemacht; aber sie legte ihren Zauberern die Schranken der Erfahrung auf. So war es auch mit der „Translatio Imperii", mit der Übertragung des Reichs von Konstantinopel auf die Franken. Die Freiheit der Untertanen, nicht die Macht des Kaisers wurde durch die Übertragung gerettet. Auf die rechten Achsen von Himmel und Erde zielt das nächste und das nächste und das nächste Reich. Deshalb bedarf es immer der „Zustimmung" aller früheren Reiche.

Vorwärts und rückwärts von Karl dem Großen lassen sich durch den historischen Urwald gewaltige Schneisen schlagen, sobald die Translatio als Reichsnot durchschaut wird.

Unter Cromwell im siebzehnten Jahrhundert fanden die Leute den Sinn der Geschichte im Glauben an die Fünfte Monarchie. Die Fifth Monarchists erwarteten das Ende der Reichsübertragungen im fünften Glied. Sie schöpften diesen Glauben aus dem Propheten Daniel. Denn Daniel – im zweiten vorchristlichen Jahrhundert ist das Buch Daniel geschrieben – sah, daß vier Weltreiche einander folgten: Ein Löwen-Adler-Reich, ein Bären-Reich, ein Parder-Reich und ein Zehnhörner-Reich. Diese Vision kam zu Kaiser Nebukadnezar, dem goldenen Haupte, dem König aller Könige. Seine Macht reichte an den Himmel, seine Gewalt an der Welt Ende (Daniel 4, 19). Dieser Kosmokrator erwog die Vergänglichkeit jedes Reiches auf der Waage Gottes: Die alte ägyptische Waage der Gerechtigkeit, der Maat, wurde hier auf den Äon selber angewendet. Und: Gewogen, gewogen und zu leicht befunden, las Nebukadnezars Sohn

Belsazar mit Flammenschrift an der Wand! Seitdem hat jedes Reich gebangt. Jedes Reich mußte den wahren Kosmokrator erheben oder selber zerfallen.

Das Deutsche Reich von 1870 hat den Gifttrank bloßer Selbstsetzung bis zur Neige ausgeleert. Das ist kein Zufall. Denn entweder Wandern muß einem geschichtlichen Verband widerfahren oder Translation. Sonst erstarren seine Mitglieder und verlieren ihr schön menschlich Antlitz. Die Menschlichkeit einer geschichtlichen Form steht auf dem Spiel. „Antlitz oder Maske?" So lautet die tägliche Frage unseres Geschlechts. Nur deshalb gibt es Geschichte, weil täglich erstarrte Masken ausgeschieden und lebendige Gesichter zu Antlitzen werden müssen. Bei dem „immer und ewig" des Reiches geht es also um dieselbe Lebendigkeit, die der ewige Strom der Wanderer zu retten trachtet. Denn nur angesichts des göttlichen Überall und des kaiserlichen Immer ist das Reich geglückt, verdient es sein Glück.

Wir können nun die Äonenrechnung der Reiche würdigen. Im ersten Kapitel habe ich die geologischen Millionen Jahre als den modernen Mythos den wildgewordenen Zahlenmythen der Antiken zur Seite gestellt.

Chinesen, Inder, Babylonier z. B. kamen darin überein, es hätten 432 000 Jahre dem Anfang ihres Reichs voraufgekreist. Ed. Chavannes hat diese seltsame Tatsache „simplement fables" genannt[1]. Einfache Fabeln sind das nicht. Es sind *Zwangsvorstellungen!* Der Ägypter Manetho hat zwar angesichts der Nüchternheit der Bücher Mosis die Nilchronologie verkürzt, aber die Pharaonen hatten auch diese Zwangsidee des „in säcula säculorum", des Äons des Äonen. In den 432 000 Jahren am Anfang aller dieser Reiche finde ich dieselbe Macht wirksam wie in der Translation jedes Reiches. In dieser Ziffer bekränzt sich das Jahresjahr aus 360 Jahrtagen — das Jahr ohne die fünf gewaltigen Neujahrstage — 1200mal. Was zwingt die Menschen dazu, die Zeiten auf ewig zu verflechten?

Von selber brechen alle Zeiten immerfort zusammen. „Ihres Augenblickes flüchtige Spur geht verrinnend im Land verloren; die Zerstörung kündet sie nur." Jede menschliche Zeitrechnung macht sich lächerlich, weil ahnenlose, geschichtslose, neugeborene Menschen der Zusammenhänge spotten. Aber das Gebot, von dem auch die Zehn Gebote ausgehen, lautet: In einen durch alle Zeiten fließenden Strom einzufließen! Das „Höre, Israel, der Herr Dein Gott ist ein Ewiger, Einziger", ist vom ersten Tag der Geschichte an die Menschen ergangen und es ist vom ersten Tag an gehört und befolgt worden. Selbst in den Vermummungen der Translationen und der 432 000 Jahre hat Gottes Gebot immer und überall gegolten. Selbst als Ludwig XIV. als Sonne seines Reichs schrankenlos regierte, konnte Racine ihm „Athalie" vorspielen lassen. In diesem Stück sah sich aber „die Sonne" in die Translatio des ewigen Reichs hineingestellt.

[1] Mémoires Historiques I, Paris 1895, p. 18 n. 1.

Denn die Geschicke Israels und Judas und die Verteidigung des Einen Glaubens durch jeden Reichsherrn sind das Thema dieses Stückes.

Im Reich wird vom „Ort" am Horizont ausgegangen statt von Ahnen. Aber es dürstet nach der Gerechtigkeit seines Orts, indem es auf die ewige Ordnung der planetarischen Welt hört. Ein Reich paßt aber erst in diese Ordnung, wenn es vom Horizont ausgeht. Denn nur am Horizont, wo mein Standort und der Himmel sich berühren, wird die Zweideutigkeit jedes Standorts erkannt! Vom Horizont erklärt sich mein Standort. Dank ihm bin ich doppelortig. Diese Erde ist selber etwas für uns, Mutter Erde, Landschaft, Heimat, Umwelt, Ackerkrume. Am Horizont ist sie aber auch ein zweites: Gestirn unter Gestirnen, bewegt und Bewegungen empfangend, dank Sonne, Mond und Sternen. Als Erdenkinder und Planetenbewohner blicken wir alle zwei verschiedene Aspekte in unsere Erde hinein! Wir glauben heute nicht mehr, daß Gott im Himmel und wir auf Erden hausen. Aber unsere Zweideutigkeit ist deshalb unverändert die gleiche. Sie geht nämlich auf die Erde in ihrer doppelten Eigenschaft als Stätte des Bleibens und als Planet, der bewegt wird. Die Bewegung der Erde ist jetzt sozusagen das Stück Himmel, das in sie, dank Kopernikus, hineingeraten ist. Die Raumweite der Welt ist das Stück Erde, das wir jetzt dem Himmel beimessen. Redet man heute von Himmel und Erde, so klingt das rückständig, aber die Herren Fortgeschrittenen bedenken nicht, daß auch uns auferlegt ist, abwechselnd Dauer und Bewegung in unsere Erde hineinzusehen. Dieser Wechsel aber ist ein Akt des Wagnisses, ein unausgesetzter Flug in unseren Horizont und zurück vom Horizont auf uns zu.

Die Sowjets sehen sich im Sechstel der Erdoberfläche. In diesem Wort „Sechstel" operiert der neue, uralte Horizont. Der Ausdruck „Das Sechstel" stellt wohl die größte Anerkennung der neuen Wiederkehr des Reichshorizonts dar. Unser eigener Planet verlangt vom Einzelstaat den Bezug auf den ganzen Stern und den ganzen Erdboden. Nennt sich ein Reich „ein Sechstel", so kann man anfangen, mit ihm Frieden zu schließen. Denn nun sind auch die fünf anderen Sechstel gesetzt und Friede ist ja der Beschluß, die Welt außer mir einzuschließen. Ein Friedensschluß ist die Errichtung der Doppelflügel, durch die wir einschließen und ausschließen. Künftig ist das deutsche Herzland des ganzen Planeten Erde kosmisch neu in die Räume der Welt und in die Zeiten der Geschichte einzuschließen. Noch ist es ausgeschlossen.

Die Translatio Imperii ist eine Schicksalsfrage der noch deutsch genannten Deutschen. Wie lange werden sie Deutsche heißen, wenn sie ihr Geheiß nicht aus der Ewigkeit wie Amon Ra erbeuten?

Die Abstraktionen Paneuropa, Weltstaat, Weltrevolution der Sowjets, lassen mich kalt. So wird keine „Anstalt zur Verknüpfung der zerstückten Erde" (oben 449) errichtet werden. Denn sie müßte ja ein Akt des Vereinzigens sein: alljährliche Erfüllung aller Zeiten und aller Räume! Die Geopolitiker einigen den Raum aber ohne Binität. Der letzte Klassenkampf soll alle Zeiten enden,

aber auch er denkt ohne Binität. Die Wirklichkeit prozediert geschlechtlich. Alle Zeiten und alle Räume einigte das Reich, das ernsthaft in die Zerstücktheit der zerstückten Erde und der zerrissenen Zeiten hinunterstiege und wie Horus den Seth, alljährlich die Hälften der Welt zueinander gelangen hieße an den ewigen Neujahrstagen des Planeten Erde. Blicken wir vom ersten Reich über 5000 Jahre hinweg auf unsere Zukunft. Ist das erste Anliegen des Reichs noch mit uns? Das Reich hat als erstes das Programm unseres Planeten aufgestellt. Dies Programm ist die Ubiquität als ausdrückliche Tat, als Einsetzung in Permanenz.

Die antiken Reiche sind diesem Programm nicht gewachsen gewesen. Ein Reich, in dem die Sonne nie untergehe, war unvorstellbar. Die Götter des Reiches waren eben Teile der Welt und blieben solange auf höchstens eine Erdhälfte beschränkt, solange ein Reich an einer bestimmten Stelle der Erdkugel errichtet und verankert werden mußte.

3. Abschnitt

Die Schule der Genies

a) Argos und Olympia

Jeder kennt die Hundstage im heißen Sommer. Was sind sie? 72 Tage dauerte in Ägypten die Herrschaft der Sothis, des herrlichsten Nachtsterns Sirius, auf dessen Bewegung hin ganz Ägypten sich seßhaft gemacht hatte und jedes Jahr neu seßhaft machte. Isis beweinte da am Nil den Osiris. Was sollten die Griechen damit anfangen? Für sie wurde der Sirius der Hund des Orion, des Großen Jägers. Indessen auch das Auftauchen dieses Hundes machte Epoche. Es eröffnete die 72 Hundstage der schädlichen Dürre und Krankheit bringenden Sommerhitze. Also man beugte sich dem Zwang, etwas aus dem Siriusstande herauszulesen. Ohne die Zählung der Hundstage genau nach der ägyptischen Zeitmessung, nämlich vom Siriusaufgang angefangen, würden wir die Hellenen für ganz original halten – und so beliebt es den klassischen Philologen. Aber wie läßt sich die „Entmachtung" der Sothis verkennen, die dem griechischen Nachdenken hier obgelegen hat? Es hat die ägyptische Proposition nachdenken müssen. Und so ist aus der Isis, der Gattin des Orion, der Hund des Orion geworden. Deshalb war auch die heilige Hochzeit des Zeus und der Hera Nachahmung und Emanzipation in einem. Es war eine „Kontrastimitation". Lange haben die Griechen nach gerade dieser Lösung gesucht. „Hera" war nicht die erste Lösung, die sich ihnen bot. In dem Namen der „Antiope" zum Beispiel, der aus Tag und Nacht Geborenen, trug die Fürstin noch den Titel der Pharaoninnen: die den Horus und Seth schaut. Aber „Antiope" kam nur in ihrem Sohnespaar

Bion und Zethos wie eine Pharaonin zu kultischer Wirkung in Hellas. Eine andere Fassung war die Begattung der Damater mit Posidaon. Indessen auch Poseidon, der die Erde Überflutende, ist nicht maßgebend geblieben. Denn auch diese Namen waren noch zu ägyptisch. Heißt doch Posidaon noch wie Osiris „der Gemahl" des Landes[1]. Er hat vor der Hera weichen müssen. Und gleich in der ersten Süßwasserquelle vom Meer fort — die Äbtissin des Nonnenklosters in Nauplia zeigte sie uns — badete Hera alljährlich, um wieder Jungfrau zu werden. Alles Binnenland wurde ihr Reich.

Ja, unser gutes Glück erlaubt uns, in Argos noch tiefer in die Geologie, die Schichtenbildung hinunterzusehn, welche die Griechen zu dem besonderen Volk der Antike erhoben hat. Denn nicht nur der Gemahl, Poseidaon, wurde verdrängt. Auch Demeter, „die Pelasgische", das heißt die vorgriechische Mutter Erde, mußte von Hera überrundet werden. Demeters Tempel aber war auf dem Burgberg der Stadt Argos. Der Name dieses steilen Berges ist Lárisa, und auch dieser Name ist vorgriechisch. Hier wurde die Mutter Erde in den Formen verehrt, die aus Ägypten stammten. In Ägypten war ja das mysteriöse Symbol die aus dem liegenden toten Osiris sein Zeugungsglied zur Aufrichtung bringende Hathor-Isis. Die Pelasger — hier darf das Wort stehen, weil es für den Kult in Argos ausdrücklich gebraucht wurde — hatten die perverse Lage von empfangendem Weib oben und zeugendem Mann unten aus Memphis und Abydos beibehalten. Das wird dadurch erwiesen, daß noch in der römischen Kaiserzeit auf der Larisa die „Pelasgische Demeter" in der Form des Delta, des weiblichen Schamgliedes, verehrt wurde. Die Entblößung erregte die Entrüstung unseres Berichterstatters, Pausanias. Aber gerade so hatte die erste ägyptische Dynastie die Himmelsmutter zu erfassen versucht!

Die Griechen haben in Argos einen vorgriechischen Kult nicht angetastet. Da oben auf dem Berge blieb die Uroffenbarung der Erzeugung der Überschwemmung aus der Umarmung des Erdbodens durch den Wassergott. Der Hera hingegen wurde ihr Tempel in dem größtmöglichen Abstand von diesem vorgefundenen Damaterkultort gebaut. Das Heraion, der vielleicht älteste Griechentempel, wurde im äußersten Osten der Ebene von Argos errichtet. Dadurch blieb der Burgberg, der noch westlich der Stadt liegt, außerhalb der Linie, die das Heraion im Osten und die Stadt Argos im Westen verband und verbindet. Großer Wert wurde darauf gelegt, daß der Hera durch ein heiliges Gespann dies ganze Feld geweiht wurde. Ähnlich haben die Römer ihren Opferkönig auf das Weichbild der Stadt beschränkt und den Pontifices das Land außerhalb des Weichbildes unterstellt, als sie sich von einer älteren Religion lösten. Die Götterfurcht verbot die Abschaffung eines Kults![2] Man ließ ihn verwittern.

---

[1] Das bleibt wahr, auch wenn nur die Volksetymologie diesen Sinn nachträglich in den Namen hineingehört hat.

[2] Da nur Jakob Burckhardt und Eduard Meyer ihren Finger auf diese Wunde gelegt haben, so sei den Lesern ausdrücklich gesagt, daß die Griechen nicht die Gottesfurcht kannten; nur die Götterfurcht, und daher bis zuletzt unfähig blieben, einen einzigen Kult abzuschaffen. (Ilias 23, 595.)

Der Aufstieg der züchtigen Hera über die den Gott zur Zeugung aufreizende Demeter rettete also das Erbe der Stämme. Es wird von vielen Stämmen berichtet, daß es ein Scheidungsgrund ist und war, wenn ein Gatte die Scham seiner eigenen Frau zu erblicken wagte. Es widerspricht dem beneidenswerten Eifer der Entwicklungsfanatiker, daß solche Schamhaftigkeit älter sein soll oder sein kann als die Nilriten. Aber mit der „Entwicklung" ist es eben nichts. Die große Not der Überschwemmungsländer hat den Phalluskult hervorgerufen, nicht aus geiler Lust, sondern zum Verständlichmachen der Himmelreichsumarmung. In Hera erwehrten sich die griechischen Einwanderer des am schärfsten gegen ihre Ordnung protestierenden Reichsdogmas. In untergeordnetem Kult hat sich der Phallus des Priapos auch in Hellas noch sehen lassen dürfen. Aber die Befreiung von seinem Kult wurde das Kennzeichen der Hera-Zeus-Religion.

Hera nämlich war die vollendete griechische Lösung der Aufgabe, Stammesgeister und Landesgötter auszusöhnen. Der Name Hera ist die weibliche Form vom Heros. Die einwandernden Stämme hörten und sahen nach wie vor die Namen und die Augen ihrer Heroen auf sich gerichtet. Nun sollten sie siedeln, ortsfest werden, Himmel und Erde vermählen. Dabei mußten sie doch auch immer noch weiter, zu neuen Ufern, zu neuen Burgen, in neue Gefilde. Unmöglich konnten die Wandertugenden abgestreift werden. Hera war die das Erdreich als Binnenerde gegen Meer und Unland abgrenzende, war die bleibende, und eben daher die neue Ewigkeit verkörpernde Gottheit. Ich verweise auf unsere Behandlung von Ehe und Ewigkeit im ersten Bande. Ich emfinde tief, daß mancher Leser sich dieser Einheit des Zeitgewinns in Liebe und Land verschließen wird. Und doch ist er das Geheimnis. Der neuen Versöhnung von Himmel und Erde entspringt ein dem Stamm unfaßlicher Typos, entspringt Herakles. Man hat sich über den Namen Herakles viel den Kopf zerbrochen. Hera quält doch den Herakles. Wie kann er also berühmt durch Hera „heißen". Er wird doch trotz Hera und gegen ihren Willen berühmt? So wußte man mit der zugestandenen etymologischen Einheit Hera Heros Herakles nichts anzufangen.

Im Kapitel vom Stamm steht bereits die Grundlage für die Erklärung des Namens Herakles. Der Name ist unerklärlich, wenn man vom Individuum selber ausgeht. Doch wir fanden, daß Knechte im Stamm vom Standpunkt ihrer Herren benannt werden. Des Knechts Name strahlt von des Herrn Lebensmitte aus. Sein Name ist wie das heutige Urheberrecht auf des Autors Buch, auf den Knecht aufgedrückt. Ein Sklave hieß also: „Ich habe jetzt Ruhe", weil der Herr nun Ruhe hatte! Herakles ist demgemäß der, durch dessen Knechtschaft Hera berühmt wird, denn er ist von Heras Standpunkt aus benannt, weil er unter ihren Lasten keucht. Deshalb, weil der Held in den Dienst der Landesgöttin tritt, heißt sie Hera, er Herakles, und hört er auf, ein Heroe alter

Art zu sein. Die Herakliden waren eben das erste Reichsherrschergeschlecht auf griechischem Boden! Sie bauten den „Gebäuden" auf dem Olympos entsprechend. Heras Name kann also nicht ohne Bezugnahme auf die namengebenden Stammesheroen gegeben sein.

Hera-Herakles, die Göttin und ihr Allerweltsknecht tragen den neuen Haushalt von Himmel und Erde in die Erde jeder Polis. Der Zusammenstoß der Heroen mit den Reichen spiegelt sich bis in die kleinsten Einzelzüge. Während der Sturm- und Regengott Zeus unter freiem Himmel in Dodona und Olympia verehrt wurde, brauchte Hera unter allen Umständen das vermessene Himmelshaus, den Tempel. Also stand in Olympia vor dem untadelig „orientierten" Heratempel zunächst nur ein offener Altar des Zeus. Ein Zeustempel wurde erst Jahrhunderte später errichtet; er war eben nicht die Grundlage olympischer Hausordnung! Hera, die „Kuhäugige" bei Homer, ist die Gottheit des Rinds[1]. Die ältesten griechischen Tempel, die unsere Spaten erreicht hat, sind die Heraien bei Argos und in Olympia. Dort steht also das Maß aller griechischen Tempel. Die älteste griechische Ära zählte nach Herapriesterinnen (Thuc. II, 2). Das erklärt den sakrosankten Charakter der olympischen Spiele. Jede Stadt mußte zu Olympia gute Beziehungen unterhalten, wie ganz Sinear zu Nippur. Denn der Heratempel in Olympia war ein Bau, der jeder Polis auch zu ihrer Existenz lebensnotwendig blieb. Weshalb? Weil die Götter überall sein müssen, um irgendwo zu sein. Ihre Allgegenwart war die Grundlage auch der griechischen Götterwelt. Daß also Hera im Himmelshaus von sowohl Olympia wie Argos, von sowohl Olympia wie Korinth, von sowohl Theben wie Olympia verehrt wurde, machte sie erst zur Göttin in Argos, Korinth, Theben. Dieses Grundgesetz des Glaubens schützte das wehr- und waffenlose Olympia durch viele Jahrhunderte. Auch erklärt es die Willigkeit aller Städte, nach Olympiaden zu rechnen. Dank diesen Zyklen der vier Jahre hob sich jede Stadt in den Äon, in die Umdrehungen der gestirnten Welt hinein, in die landwirtschaftliche Disziplin, ohne die sich nicht seßhaft werden ließ. Auch verstehen wir nun den Kreis der Heraklessagen. Sie bedecken nämlich die ganze Weite der griechischen Welt vom Kaukasus zu den Säulen des Herkules! Das war kein Zufall. Wo er hinging, siegte die neue griechische Herareligion mit Tempelbau, einem kalendarisch bestellten Fruchtland, „chora", einer epichorischen, d. h. landeignenden Götterfamilie, Berufsständen und der bildlosen Schrift. Im Stamm war der Tod wichtiger genommen als sogar die Liebe der Geschlechter, wie die Trauerklage zeigte. Dank der Totenbeweinung wurde Ehe, eine vor den Augen der Ahnen geschlossene Ehe, möglich. Im Reich wurde umgekehrt die Liebe von Bruder und Schwester und Mutter ausgesondert, um den wandernden Kriegersippen bodenständige Haushaltungen entgegenzubauen. Eine Perversion war beidemal die Folge! Menschenopfer dort, Isis' Obliegen über Osiris hier.

---

[1] Ob nicht Heras „Kuhäugigkeit" verdeckt, daß sie Die ist, „Die den Stier schaut"?

In Hellas wurde das ägyptische Prinzip noch bei dem Haushalt der Phaiaken unbefangen besungen: Brüder und Schwestern, die Kinder des Phaiakenkönigs waren da aneinander verheiratet. Aber nicht so unter den zeusentsprossenen Königen der Griechen selber. Die Inzestverbote der Stammeszeit blieben unter ihnen in Kraft. Die Könige heirateten nicht ihre Schwestern; indessen Hera galt als die Schwester des Zeus. Man sieht hieran, wie sich das Band zwischen Menschen und Göttern lockern mußte, wenn doch die Himmelsgöttin anders lebte als die Menschenfrauen. Diese Preisgabe der Identität von Göttin und Königin ist sozusagen die Quintessenz der griechischen Pfadfindung zwischen Stämmen und Reichen. Die Unterwerfung der Heroen unter Hera bei gleichzeitiger Erhaltung ihrer Heldenstellung ist die besondere, vom apollinischen Orakel in Delphi übrigens immer geförderte Genugtuung an die Stämme. Dafür fielen die Menschenopfer der Stämme bald fort. So wenig freilich, wie Hera gleich siegte, so wenig war es gleich mit den Menschenopfern vorbei. Aber wo Hera durchdrang, hörten sie sofort auf! Das war Heras Leistung! Das Aufgeben der Hieroglyphen an den Wänden der Tempel baute den kosmischen Zauber ab, den ein Himmelreich über den Erdboden war. Der Leser erinnere sich, daß in den Hieroglyphen die Tätowierung vom Menschenleib auf den Weltleib übersprang. So wie jeder Krieger sein Tatoo, seine Ausgabe der Stammesverfassung auf sich hatte sitzen lassen müssen, so hatte jedes Landesteiles Tätowierung sich in der Erbauung eines beschrifteten Tempels ausgedrückt.

Die Griechen sind dem nicht gefolgt. In Dodona, also am Anfang ihrer Wanderungen in Epirus[1], gab es freilich kein Bauwerk. Nur Priesterinnen und Priester sollen schon da unter ägyptischem Einflusse eingesetzt worden sein. Als aber dann der fruchtbare Boden Thessaliens stete Götter des Landes, die ewige Orientierung der Feldflur, die Gewinnung der Olympier gebieterisch forderte, da wurde der Männersaal des zeusentsproßten Königs das Vorbild der Tempelhalle für die Himmlischen. Wohl scheint es übertrieben, im Tempel der Hellenen nur die Abweichungen statt auch das mit dem orientalischen Tempel Vergleichbare zu betonen.

Aber trotzdem ist es wahr, daß die Griechen weder eine Priester- und Sternguckerkaste noch eine Verzauberung des Tempelbezirks durch Astrologie noch die Tätowierung der Wände zugelassen haben. Bis heut wissen wir nicht, wie zum Beispiel in Delphi die heiligen Männer ausgebildet, ausgelesen und unterhalten wurden, die von dort die Leitung der Sitten in der Ostägäis betrieben; so wenig standen diese priesterlichen Vorrechte im Mittelpunkt des griechischen politischen Sinnens.

---

[1] Wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß Dodona in Thessalien älter war als Dodona in Epirus, entgegen der herrschenden Meinung.

Unsere Beispiele zeigen den eklektischen Charakter der Lebensordnung der Griechen. Die Auslese freilich, die sie zu treffen hatten, war nicht das, was man gemeinhin unter dem Worte Eklektizismus versteht. An zwei Punkten muß der Leser die griechische Leistung höher bewerten.

Der erste Punkt betrifft den unmittelbaren Zwang zu sofortiger Entscheidung. Sollte nicht die wandernde Gruppe allen Glauben, alle Zukunft und alle Vergangenheit verlieren und gesetzlos verkommen, so mußte eine klare, heilig gehaltene Entscheidung sofort ergehen.

Der zweite Punkt aber betrifft die unaufhörliche Vielzahl solcher Entscheidungen. Bei jeder Stadtgründung, Landnahme, Inselbesetzung mußte diese Entscheidung für diesen bestimmten Fall variiert werden.

Zieht der Betrachter diese beiden Punkte sorgfältig in Erwägung, so enthüllt sich ihm das griechische Wesen als ein Wesen eigener Geistesart. In dem Gebiete, das wir unbestimmt Hellas nennen, das aber weite Teile Kleinasiens und Italiens mit umfaßte, mußte in fast jedem einzelnen Jahr zwischen 1000 und 300 vor Christi Geburt, aber auch schon vorher und noch nachher, an einem Orte eine neue Entscheidung getroffen werden, wie man die Stammesahnen und die Stadtgötter aussöhnen müsse. Das war kein bloßes fakultatives Spiel mit Möglichkeiten. Es war ein Müssen mit aller Härte von Todesstrafe und Exil und Untergang im Falle einer falschen Lösung.

Wir sind gewöhnt, Kompromisse, Eklektizismen, bloße Vergleiche und Mischformen auf ihre Teile zurückzuführen und zu analysieren und die originale Hauptleistung „hinter" der Mischung bei den Elementen zu suchen. Reine Vernunft, reine Rasse, reine Demokratie sollen wir im Hinterland der Gedanken bewundern. Die griechische Mischung ist Mischung, aber sie ist darin selber ein Original.

Hierin liegt die Schwierigkeit der Verständigung über das Griechentum. Wer die zwei Punkte nicht anerkennt und sie nicht als die Brennpunkte unseres besonderen Interesses am Griechentum gelten läßt, der muß ein System der griechischen Religion und der griechischen Mythen neben denen anderer Völker konstruieren. Genau wie die Alexandriner am Ausgang der Antike muß er dann die Antworten der Griechen alle nebeneinander reportieren. Aus dieser Methode entspringen auch die Mißverständnisse über die Lokalgötter der Ägypter, über die Staatsformen, über den Ursprung der Sprache, über die Wege der Grammatik, und all die Irrtümer über die Psyche, die unser erster Band hat ausräumen müssen.

Wer aber die griechischen Wege als Notwege zwischen den Abgründen von zu viel Stamm oder zu viel Reich nachschreitet, der wird die unaufhörliche Anstrengung verfolgen, dasselbe Schloß jeden Tag mit einem noch besseren Schlüssel zu öffnen. Dafür nun noch das grundlegende Beispiel: Die Aufrichtung des Olymps.

b) Der Tempel der Musen

Als Pythagoras seinen Lehrsatz vom Rechteck entdeckte, opferte er den Musen[1]. Das Volk der Griechen hat sich von den Musen leiten lassen, es hat sich auf den Gesang verlassen. Und es hat dabei Neuland entdeckt. Es gibt das Reich des Gesanges, ja.

Als die griechischen Polis ihre Freiheit verloren, als edle Eltern die eigenen Kinder auf dem Sklavenmarkt verkauften, um die Steuern zu bezahlen (Plutarch, Lucullus c. 6), da wurden die graeculi oder – wie sie auch hießen – die aretalogoi gern nach Rom geholt. Denn die Griechen hatten das Haus entdeckt, in dem immer gesungen, immer gesprochen wird ohne Kinderkriegen und ohne Begräbnisse. Sie freien dort nicht und werden nicht gefreit und doch reden sie unaufhörlich. Ist das nicht der beste Oikos, der schönste Haushalt der Welt? Kann nicht der Verband, in dem gesprochen wird, den Tod überdauern, und sieht es nicht alle Geschichte eben darauf ab: zu dauern?

Also sind doch die Griechen die größten und erfolgreichsten politischen Stifter aller Zeiten und Völker; was braucht es anderes als die griechischen Musentempel? Sie dauern; sie säen nicht, sie spinnen nicht, und unser himmlischer Vater erhält sie doch.

Die Griechen haben in der Tat etwas Ewiges entdeckt: die Schule. In einer Schule wird nicht gesät und nicht geerntet, nicht geheiratet und nicht begraben. Eine Schule pflegt, wie ihr Name besagt, der edlen Muße. Schule ist die Institution der Freizeit.

Was verbindet uns denn aber mit anderen Raubtieren, die freie Zeit haben? Wer miteinander die freie Zeit gemein hat, kann der einen politischen Verband gründen? Wie kannst du behaupten, die Schule sei ein Verband?

Nun, vielleicht nicht die Schule, aber die Hochschule. Vielleicht nicht einmal die Hochschule, aber vielleicht die Akademie und die olympischen Spiele. Dies also sind die Fragen des Kapitels: weshalb stellten sich die Griechen eine neue politische Aufgabe? Was besagen die Arbeiten des Herakles, der Argonautenzug, die Eumeniden, die Odyssee? Was wollten Plato und Aristoteles politisch erreichen? Weshalb schufen sie die ewige Schule der Genies? Für die Griechen stellte sich die Frage nach dem Verband, der dauert, ganz neu. Denn kein einzelner Verband konnte die Verfassung liefern, die unaufhörlich Griechen zu Griechen berief.

Es gilt daher, die Verfassung des griechischen Geistes von allen Stammesgeistern, Lokaltempeln und Sekten abzuheben.

In zahllose einzelne Verbände splittern die Hellenen. In Poleis, in Kolonien, in Inseln, in Einflüsse, in Verbannungen, in Irrfahrten, in Reisen ergießt sich ihr Sprühregen. Wenn Zeus ihr Gott ist, so nicht nur, weil er heiter oder don-

[1] Proklos, Comm. in Euclidem 268.

nernd im Himmel thront, sondern auch weil er regnet; in unablässigem Wechsel regnet Zeus auf die Stätten um die schweigende Salzflut und segnet die Töchter der Menschen mit seinen fruchtbaren Gewittern wie mit Liebesgüssen. Die „unmoralischen Liebschaften" des Zeus sind genau so sittlich oder unsittlich wie die Reihenfolge von Goethes „Liebschaften". Wären das bloß „Liebschaften" gewesen, so hätte die letzte, Ulrike von Levetzow, nicht im hohen Alter empört ausgerufen: „Keine Liebschaft war es nicht." Jede Goethesche Liebe war immer mehr. So war jede des Zeus. Der regnende Zeus und der blitzende Zeus — hat nicht Luther den Geist mit einem Platzregen verglichen? Wie wäre die gemeinsame geistige Welt, die „Koine" von den Säulen des Herkules bis Indien entstanden, hätte es nicht friedliche Begeisterungen geregnet? Reisfahrt, Anabasis, heißt das Buch des Xenophon, aus dem ich als Tertianer Griechisch lernte. Aber die Landreise dieses „Hinaufzugs" endete nicht auf dem Land. Sondern mit einem Freudenschrei grüßten die Soldaten das Meer: „Thalatta, Thalatta." Denn nur über das vertrackte Meer gings nach des einzelnen Zuhause. So waren sie schon wie zu Haus, als sie Thalatta riefen. Der begeisternde Regen des Zeus ist so frei, weil die Salzflut des Poseidon das starre Gesetz griechichen Daseins bildet: Deutsche können sich das verdeutlichen, wenn sie die Worte Dach und Deck vergleichen. Das Dach über dem Haupt der Landratte ist dasselbe Wort wie das Schiffsdeck, das den Briten auf sieben Ozeanen bedacht. Aber die alte Bedeutung „Dach" für Deck ist den Seefahrern abhanden gekommen. So ist es der Inhalt der griechischen Geschichte, daß ihnen das Dach des einzelnen Verbandes über ihren Häuptern abhanden kam. Im *vorgriechischen* Leben deckt sich die politische Grenze und die Grenzen des Geistes: Du dachtest da als das und das Mitglied eines einzigen Verbandes. Im Griechischen aber ragen zwar Burg und Tempel, aber Mensch Anthropos wird hier nur der, der seine Augen seiner Burg und seinem Tempel vom Meer herkommend entgegenhebt. Der griechische Mensch blickte aus der Welt, aus dem All, vom Schiffsdeck, in alle Verbände einschließlich des eigenen hinein! Denkend, blickend, theoretisierend sitzt jeder Grieche „gegen seine Heimat über"; als Gegenstand seiner Betrachtung hört sein Verband auf, sein Denken zu beheimaten!

Also konnte zum geistigen Verband, der alle Wechselfälle der hellenischen Politik überdauerte, weder dieser Waffenplatz noch jener Handelshafen werden. Das ewige Griechenland mußte vielmehr als ein ewiges Wiederfinden der einen oder anderen Pflanzstätte, als ein ewiger Sprühregen sich verfassen.

Wer aber glaubt, daß eine politische Fassung solchen Sprühregens unmöglich sei, der irrt. Die ewige Einfahrt in die Polis erfolgte aus der Schule der Literatur, des Sports, der Künste. Damit Hellas Hellas werde und bleibe, fand es seine ewige Verfassung. Hellas schuf die Schule des Genies. Deshalb heißt die jüngste Darstellung dieses Geistes „Paideia" Erziehung. Deshalb heißen wir Akademiker oder Scholastiker, weil die „schole", die der Polis gegenüber verbrachte Reisezeit des Geistes uns alle zu Griechen macht.

Es versteht sich von selbst, aber es muß doch wohl ausgesprochen werden, daß Stamm, Reich, Volk nie in Reinkultur existieren. Der wanderlustige Stamm ist doch durch Hochkultur, sobald sie geschaffen war, mit bestimmt und hört auf sie. Umgekehrt leben Stammesreste im Reiche weiter. Der chinesische Ahnenkult war am Ausgang Chinas sogar furchtbar in die Halme geschossen und begrub das kaiserliche China unter seinen Trümmern. So sind auch die Juden zwölf Stämme und sind Landesbewohner; trotzdem sie in erster Linie auf Jahve hören. Überall haben Reiche und Stämme aufeinander gewirkt, so wie Abstammung und Erdreich uns alle an der Kette halten.

Mischformen sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel. „Reine" Formen wie Israel oder Ägypten gibt es nur diese eine und einzigen Male! Und so wie gezeigt, sogar sie sind längst nicht so rein, wie sie selber es sich vorstellten!

Eine der großen Konfusionen der Weltgeschichte rührt daher, daß es uns bis heute nicht gelungen ist, die Kerbstellen, an denen sich der Baum des Lebens verzweigt, in die Mitte der Geschichte zu rücken, so daß die Entzweigung zum Normalprozeß emporsteigt. Die Autochthonen haben noch immer den Vorrang. Solange wird nicht Friede werden. Die Geschichte bleibt so Fortsetzung des Kriegs in den Frieden. Ein Beispiel mag unsere Versäumnisse illustrieren. Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Diktatur sind vier Staatsformen, die schon die Griechen unterschieden. Wir Heutigen reden getrost weiter von diesen entweder oder. Aber schon die Griechen lehrten, daß jeder vernünftige Staat eine Mischung aus allen vier Formen sein sollte! Es haftet aber an dem Wort Mischung ein vulgärer Oberton. Unser Verstand kniet vor reinen Formen. Reine Formen sind eben Geschöpfe unseres eigenen Verstandes. Und so betet sich der Verstand in den reinen Formen selber an. Gott weiß offenbar nichts von Monarchie oder Aristokratie oder Demokratie oder Diktatur, so wenig wie er von geraden Linien, Punkten, Kreisen der Geometer oder von Körper, Geist, Kultur oder Seele weiß. Er ist im Begriff, sein Geschöpf zu erschaffen; wir aber laufen auf den Baugerüsten unseres Verstandes um den geschöpflichen, langsam aufsteigenden Dom des Menschengeschlechts herum und zetern über die reinen Formen, den reinen Stil und die reine Vernunft.

Auf die rechte, uns ins Herz treffende Vereinigung kommt es an, wenn das besser klingt als Mischung.

Solche Marschkolonnen von Vereinigungen stellten die indogermanischen Wanderwogen dar. Die Inder, Perser, Armenier, Slawen, Goten, Germanen, Italer, Hellenen, Kelten, Tocharer, Hittiter, sind Vereinigungsstufen von Stamm und Reich. Jeden dieser Stämme hat die Mischung zu anderer Zeit ereilt. Alle Indoeuropäer sind in diesen Rahmen „Ahnen mal Sterne" gespannte politische Gruppen. Weil sie sich auf diese Spannweite beherzt eingelassen haben, sind sie nicht dem Fluch der bloßen Antithese verfallen. Sie sind nicht wie die

Ägypter oder heute die Bolschewiki dazu verurteilt geblieben, ein bloßes „Gegenteil" zu verkörpern.

So wurden die Indoeuropäer den reinen Stämmen und den reinen Reichen und den reinen Juden überlegen. Sie haben sich allen dreien, den Ahnengräbern, den Himmelslichtern, den Volkspropheten, geöffnet.

Zum Beispiel Zarathustra brachte die Lehre der Propheten Israels zu seinen Hirtenstämmen und riß sie damit auf eine neue Stufe wie später Remigius den Franken Chlodwig durch das Kreuz unter das dreifache Erbe des Tempels Salomos, des Reiches Roms und der Schule von Athen gebeugt hat.

Diese Völkernamen der Perser, Griechen, Römer, Armenier würden sich also in der Chemie nicht den Elementen Gold oder Silber vergleichen, sondern den hochentwickelten Proteinen mit ihren hunderten von Bestandteilen. Jeder Völkername ist eine besondere Kombination, nicht eine abgesonderte Reinheit.

Und unter sich stellen sie eine erstaunliche Reihe dar, insofern als in ihnen fast alle erdenkbaren Dialekte der Mischung durchgeprobt zu sein scheinen.

Zum Beispiel man frage nach den Himmelspforten, durch die in Sinear oder am Nil die Fürsten ins Wissen der Tempel eintraten und das ewige Leben schauten. Die Arier wollten dieser Seligkeit nicht darben. Aber zum Stiften der Ewigkeit, wie die Ägypter das Bauen ihrer Göttin Seschat nannten, hatten die unruhvollen Kriegerstämme der Italer oder Arier keine „Zeit". Wie half man sich? Man lustrierte und illustrierte. Die Lustren Roms waren Illustrationen, Erlaucht-machungen wie die Pyramiden. Bei den Ariern zogen der Stammesfürst, seine Großen und seine Streitmacht, auch die Kriegswagen, beim Feueropfer durch eine Reihe von — Toren. Diese Tore galten, in treuer Kopie des Reichsgedankens, als Leiber der Sonne, des Mondes und der Sterne — galten und ließen sich von ihnen mit Liebesfeuer bestrahlen; bei den Römern hieß das „Illustrieren". Und hier war die Lustration des Heeres der Ersatz für Pharaos Eintritt in den Lichtkegel seiner Pyramide zu der Vermählung von Tag und Nacht. „Daraus ergibt sich von selbst die ursprüngliche Bedeutung des römischen Triumphbogens."[1] „Gebäudelose Tore" waren also die Bauwerke der Perser und Römer. Der Gott Janus war „der personifizierte Torbogen" (Wissowa). Ein anderes Beispiel. Das echte Reich ist die Welt des Himmels und der Erde selber. Die Arier glaubten, „ein Siebentel" der Erde zu bewohnen. Den „Nabelgläubigen", Ägyptern, Babyloniern, wäre dies ein lächerlicher Unsinn. Dem umhergetriebenen, an den Reichen sich lenkenden Arier, ist im Konflikt diese exzentrische Vorstellung zugekommen[2].

So nimmt es nicht Wunder, daß die Fasces Roms, die noch Mussolini bezauberten, Pflanzenbündel ägyptischer Herkunft sind[3]. Wird dieses Problem übersehen, so werden ein Nachkomme der Aztekenreiche und ein Apache als „In-

---

[1] J. Hertel, Sächs. Gd. W. 90 (1938), 134 f.

[2] J. Hertel, S. 130, Anm. 1.

[3] W. Kristensen, De Romeinsche Fasces, Amsterdam Akad. 1932 vol. 74, S. 11 f.

dianer" in einen Topf geworfen. Es ist auf amerikanischem Boden ebenso untunlich, Reich und Stamm zu verwechseln, wie im alten Orient. Von den mexikanischen Indianern, die durch ein Kaisertum durchgegangen sind, sagt Jaime de Angulo, daß sie sich mehr von den reinen Stämmen Kaliforniens unterscheiden, als von einem Europäer[1]. Die Mexikaner sind eben „reichsgeformt". Und es ist ein Unglück, daß wir sie als „Indianer" mit den Nomaden zusammenzählen. Dann verfehlen wir das Anliegen der Mischung. Seit 1200 v. Chr. treten in China, Palästina, Indien, Iran, Griechenland Männer auf, die weder nur Stammesschamanen noch Tempelpriester sein wollen[2]. Stonehenge auf Britannien hat in seinen Kalendersteinen um diese Zeit die Kalenderweisheit empfangen (Rivers).

Die Balkanländer waren schon zum Christentum übergegangen, als sie doch noch „nachträglich" die ägyptisch-syrischen Fruchtbarkeitsriten übernahmen; denn diese gehörten zu ihrem Seßhaftwerden. Umgekehrt scheinen die Germanen diese Isis-Osiris-Tradition vor der Taufe angenommen zu haben[3]. Auf die heute als „Ureinwohner„ geltenden Arawaks am oberen Amazonas blicken uralte Steinhieroglyphen herunter[4] und Sternglaube der Reiche regelt ihre Nahrungssuche. Die Stämme Perus haben natürlich unter den Inkas Tempelkultur gekostet.

Das Königtum bei den Germanen ist eine Wirkung ihrer Berührung mit Rom. Aus den Häuptlingen und Herzögen wird nämlich der König – wie Dietrich von Bern in der Sage –, sobald er residiert und in orientierten Räumen waltet. Dies „*Königtum*" ist eine Bastardform wie „Polis". Und beide Bastarde sind die großartigen Eltern des Okzidents. Der Mischgrade und der Mischresultate sind unzählige. Alles ist versucht worden. Die Abessinier halten beides, den Sabbath und den Sonntag, die Beschneidung und die Taufe, nebeneinander. Die amerikanischen Puritaner stellen heut unseren, einst mitsamt der Orgel und des Lutherrocks von ihnen verworfenen Lichterbaum zu Weihnachten in ihr Gemeinde-innerstes, d. h. auf den Marktplatz, statt ins Haus! Diese beiden Beispiele sind aus unserer Ära genommen. Aber sie helfen das Altertum erleuchten. Denn Geisterstämme und Tempelreiche der Antike waren ja genau so „religiöse" Verbände wie unter uns Israel, Kirche, Lutheraner, Mohammedaner und Puritaner. Alle wollen in Hülle und Fülle leben und dennoch sich treu bleiben!

In allem und jedem Zug des griechischen Geistes werden Züge des Stammes und Züge des Reiches geschlichtet. Zum Beispiel schlichten die Eumeniden des Aischylos die Rechte der Erinnyen unter Stammesrecht und die Rechte des Asyls unter Tempelrecht durch ein Urteil des Athenischen Areopags. Dies Urteil spricht frei und verurteilt den Orestes mit Stimmengleichheit. Die Waage zwi-

---

[1] Anthropos XXIII, 1928, 144.
[2] J. Murphy in Mélanges Cumont.
[3] W. Singman, Euphrat-Rhein 278 f.
[4] Peabody Museum Nr. VI Farabee—Curtis.

schen Erinnyen und Hera (Vers 25) steht haarscharf ein. Athene, d. h. eben der Geist der neuen Welt, die aus beiden komponiert ist, schlichtet den Zwist. Orestes wird freigesprochen; die Erinnyen erhalten einen Tempel in Athen und werden umgetauft! Stammesgeister erhalten einen gebauten Tempel wie Hera, das ist der Inhalt des Äschyleischen Dramas; es ist aber unfaßbar für den, der weiß, daß weder Germanen noch die Griechen in Dodona ihre Geister in Tempel einsperren ließen. Der Wind im Haine schwellte die Geisterstandarten. Aber dieser logische Unsinn wurde der Triumph des griechischen Agorageistes (V. 973); die Polis versöhnte Stamm und Reich.

Auch bautechnisch war die griechische Polis ein Kompromiß von Reich und Stamm. Nicht vom Himmel her, sondern von den Fluchtburgen der Krieger hieß sie Polis. In Ägypten standen die Festungstore an des Reiches Außenfront. Wir sagten schon, daß die Erben Ägyptens sein Koordinatenkreuz in einer Drehung um 90° übernahmen. Bei den Griechen ist die Sukzession ins Reichserbe ganz über Eck gedreht. Die Festung und der Markt, die für die Ägypter in Epoche IV vorwiegenden Züge, sind die primären Züge der griechischen Polis.

Die Griechen erben daher eine entzauberte Welt. Märkte und Festungen sind des Reiches alltägliche Seiten. Aber die Entzauberung läßt sich am schönsten daraus erweisen, daß die Tempelwände der Griechen ohne Zaubercharaktere bleiben. Wie die weißen Wände der protestantischen Kirchen ehemalige Bilder übertünchen — sonst wären sie nicht weiß —, so protestieren die griechischen Tempelwände gegen Hieroglyphen. Das große Haus der Pharaonen blieb insofern erhalten, als ein Königsarchont die Gäste am Herdfeuer der Stadt bewirten konnte, er richtete das Haus über Tiere und Freunde auf[1]. Die Händler, Matrosen, Kolonisten, waren „reformiert"; Hugenotten sozusagen in der alten Mittelmeerwelt, hatten sie die Priesterleitung abgeworfen. So stellten sie eine puritanische, vereinfachte Kultur dar. Dem entsprechend sahen die Tempel dieser griechischen Schiffer aus.

In Platos Schriften wird die ägyptische Lehre von den kreisenden Äonen, dem großen Jahr von 1460, unkritisch übernommen. Die Griechen waren da nicht schöpferisch. Auch der Reichsberufshaushalt wird von Plato anerkannt. Er wird allerdings vereinfacht und zu wenigen Kasten verkrustet. Andererseits aber erscheint das Reich zur bloßen Polis eingeschrumpft. Ewiger Krieg trennt Polis von Polis; in hoffnungslosem Kreislauf stürzt diese Polis aus ägyptischen Königstums Reichsfrieden in die Ebbe und Flut endloser Kleinkriege. Denn der berühmte Kreislauf der Verfassungen jeder Polis, die Plato und Aristoteles entdeckten, ist ein Kreislauf, der sich durch die beiden feindlichen Kräfte erklärt, die unsere „Politik" seit der griechischen Polis beherrschen. Reiche sind friedlich. Stämme sind kriegerisch. Reiche haben Gottes-

[1] Frazer Golden Bough I, 44 f.

herrscher. Stämme haben genossenschaftliche Führer. Monarchie und Demokratie sind also aus entgegengesetzter Wurzel entsprungen. Es war der Begriff des Königs, der den Gegensatz von Häuptling und Kaiser schlichten sollte. „Die Könige der Germanen" traten wie erwähnt auf, als die Germanenstämme dem Römerreich nahe kamen und als dieses auf sie abfärbte. Diesen Kompromißcharakter des Königtums hat Felix Dahn sehr klar erkannt und das wird immer sein Beitrag zum „Kampf um Rom" bleiben. Alle Poleis begannen mit einem ähnlichen Kompromiß, mit Königen. Könige und Polis sind beides Koeffizienten aus der Vermählung von Stamm und Reich.

d) Die Stadien der Polynomie

Das griechische „Kompromiß" hat eine großartige Entwicklung genommen, die von Homer zu den Grammatikern geht. Und indem wir ihre vier Stadien,

Homer
Tragödie
Philosophie
Philologie,

jetzt noch einmal überschauen, können wir einsehen, wie sich Hellas eigener Anteil an uns heute ändern muß.

In Homer steht die olympische Götterfeste am Horizont der Gebirge, als der vollkommene Palast des Vaters der Götter und Menschen, wo die göttliche Familie herrscht. Alle Stabträger unter den Menschen leiten ihre Herrschgewalt aus Zeus und den olympischen Göttern her. Sie sind zeusentstammt, weil sie Tempelweisheit besitzen. Sie sind nicht mehr Häuptlinge. Die Masken verschwinden.

Die Einheit des olymporientierten Archipelagos ist Homers Thema. Seine Geschichten finden den Zeus überall. Homer ist im großartigen Schiffskatalog der Ilias und in den Irrfahrten des Odysseus beidemal universal: diese Wasserwelt ist an die Stelle eines Binnenreichs gesetzt.

Homer ist also den Stammesgrenzen ebenso entwachsen wie den Tempelhieroglyphen. Wie Mann und Weib sich erkennen und Feind und Freund, das ist Homers selbstgeschaffenes Thema in beiden Epen, die ja genau aufeinander bezogen sind. Die homerischen Menschen erkennen sich in einander. Das von einander erkannt werden, hat Homer zum Hauptthema der Poesie erhoben. Es steckt in Goethes Geschwistern, im Ende des ersten und zweiten Teiles des Faust, im Tasso, sogar schon in den letzten Worten des Götz, in der Natürlichen Tochter, im Nathan dem Weisen, um nur einiges herauszugreifen. Aristoteles nannte die Odyssee eine Kette von Wiedererkennungen. In der Ilias arbeitet sich Homer bis zu dieser Entdeckung vor; das Epos kommt zu Ende, sobald dieser Durchbruch im Staunen des Achilleus und Priamos über einander

erfolgt. In der Odyssee handhabt der Dichter die neue Entdeckung bereits mit der Meisterschaft, die ihm erlaubt, bei der Erkennung der Penelope den Spieß umzudrehen und dem listenreichen Heros die standhafte Heroine überzuordnen. Der Dichter selber sagt im 24. Buch, seine Odyssee könnte auch „Penelopeia" heißen. Das ist Humanismus.

So ist Homer freier von allem Vorhomerischen als die Tragödie und die Philosophie. Denn bei Homer gibt es weder Liturgie noch Mythos. Das erste Zeitalter einer neuen Lebensform ist das reinste. Das gilt von den Juden in der Wüste, es gilt vom Horusreich und vom Urchristentum. Wie konnte es bei den Griechen anders sein?

Ihr Sprung ans Mittelmeer war eine ungeheure Wandlung. Homer hält ihn fest. Die Nachwelt konnte die homerische Luft nicht rein atmen. Jene Hereinholung des Vorhergehenden setzt ein, deren Prinzip uns der Tempel Salomons enthüllt. Die griechische Tragödie nahm sich der vorhomerischen Welt an. Die Themen des Aschylos und Sophokles sind nämlich „älter" als Homer. Nicht ein neuerer Krieg, als der Trojanische, sondern die Gründungsgeschichten der Poleis wurden nachträglich humanisiert.

Allerdings sind die Perser des Aischylos ein Stück, das den Griechen seiner Zeit sich in den Persern zu erkennen erlaubt. Hier ist er Homers „Zeitgenosse". Aber sonst greift er auf die vorhomerische Welt. Und da ist der Heros noch ohne Gespielen. Er findet nur einen Chor vor, der den Heros kultisch verehrt. Prometheus am Felsen schweigt durch einen ganzen Akt. Das wäre dem Homer noch unmöglich gewesen.

Die Tragödie hat die vorhomerische Herrenwelt heimgeholt und ins nachhomerische Menschentum überführt. Der in der Ilias und in der Odysse nur die Folie bildende, sozusagen vorhomerische Agamemnon kann in diesen Tragödien erlöst werden mit samt Iphigenie, Kassandra, Orestes und sogar Klytaimnestra, Medea, Jason, Herakles, Ödipus.

Die Tragödie versammelt die Nachlebenden um das Sterbelager des Helden. Denn der Stamm — ich habe das oben von den Na-Khi erzählt — besteht ja in der Gegenwart beim Sterben. Die Familie muß den Sterbenden umstehen und seinen letzten Seufzer auffangen. Darin sind wir Menschen geworden; denn dazu mußten wir uns überwinden. In den Dionysien wohnt die Gemeinde dem Tode eines Heroen bei. Das aber ist die Szene am Sterbebett!

Der Held der Tragödie wird nachträglich mit dem jungen athenischen Geschlecht in Ab- und Nachfolge verknüpft. Sie klagen wie Waisen klagen. Sie verspüren seines Geistes einen Hauch, weil sie ihn in seiner Sterbestunde auffangen. Diese tragischen Helden sterben, aber sie werden nun dank der Tragödie beerbt. Und darauf allein liegt der Nachdruck für jeden, der geschichtlich, also todesnah, denkt. Unsere Darstellungen der Antike tun so, als ob ein Publikum von Zeitgenossen des Verfassers den Tragödien „zusah". Ein Blick in Fustel de Coulanges Antike Stadt würde zeigen, wie irrig das ist. Theater

war Liturgie. Und die Masken der Schauspieler waren rituell. Der Schritt vom Heroenkult zum Tragödienkult ist nicht in der Verweltlichung zu suchen, sondern in der Verallgemeinerung. Alle Heroen aller Stämme und Städte wurden dem athenischen Bürger vorgeführt. Dank Homers Leistung können die Könige von Argos und Theben und Korinth von Athenern beweint werden! Die Tragödie schafft ein Pantheon. Statt vom Heros spricht der Tragiker daher vom Menschen schlechthin: „Furchtbar ist vieles, am furchterregendsten der Mensch." Das wäre vor Homer unsagbar gewesen. Als Nachkommen aller Heroen hörten also die Bürger diese Spiele, und dieses ihr in die Vorfahren „Einblicken" war der Reinigungsakt, durch den sich alljährlich der Bund der Polis erneuerte. Wer den Seufzer des Helden auffing, weil er sich als seine Waise gottesfürchtig empfand, der war freilich gereinigt. Denn er war neu begeistert. Der „Mensch" der Griechen ist aus allen Heroenseelen gespeist, nicht aus der Statistik. Das unterscheidet ihren Menschenbegriff von dem der Anthropologen. Er kommt aus den höchsten seelischen Leistungen der Rasse.

Die Greuel der Tragödie sind also Akte großen seelischen Mutes. Wir wohnen ihnen nur deshalb bei, weil der Mensch dem Sterben seiner Geliebtesten beiwohnen soll. Goethe hat gestanden, er sei der Tragödie nicht fähig. Entsprechend war er am Sterbebett seiner Frau nicht zu finden. Die Tragödie hätte ihn gelehrt, daß er dorthin gehörte.

Diese Stammesleistung holt die Tragödie in die Polis hinein. Sie tut es in dem entscheidenden Augenblick, wo die Griechen sich endgültig neben Skythen und Persern als etwas eigenes in den Perserkriegen behaupten.

Aber wenn die Griechen nun eine Synthese aus beiden geworden waren, dann mußten sie auch noch ihr Reichserbe ähnlich umschmelzen, wie die Tragiker den Stammeshelden ihren Segen abgewonnen hatten.

Dies leistet die griechische Philosophie. Die Geschichte der griechischen Philosophie von Thales von Milet bis zu Dionysios Areopagita ist so vollständig wie ein großes Siriusjahr. Das heißt, in ihr ist ein für allemal die göttliche Welt der Reiche durchreflektiert worden. Die Philosophie reflektiert über die Tempelwelt von Himmel und Welt. Die Schau der Priester wird Theorie, Kontemplation. Das Haus der Welt wird zur Natur. Die Reichsgötter werden zu Problemen und Elementen umgeläutert. Der Kosmos ohne die Befehlsausgabe der Kaiser in ihren Hieroglyphen, Theorie ohne Tempeldienste, das ist die Philosophie der Griechen. Diese Bestimmung des Denkens hat sich in einem wahren Kleinod niedergeschlagen: der fast vergessenen Schrift „Über den Nil" von Aristoteles. Sie wird erst jüngst ihm wieder zugesprochen. Vergleicht man sie mit dem Ritual des ertrunkenen Osiris am Nilmesser, mit der Horusreise von Elephantine bis Pelusium, dann kommt man aus dem Staunen über den griechischen Sinn von Theoria, von Himmelsschau, gar nicht heraus.

Es gilt, das Steigen des Nils im Juli zu erklären, sagt Aristoteles. Alle anderen Wässer trocknen dann aus, der Nil schwillt an. Wie kommt es? Er kommt

der wahren Ursache — Abessiniens Schneeschmelze — einmal nahe, verwirft sie aber und findet eine andere — falsche — Erklärung. Freudig ruft er aus: Es ist kein Problem mehr!

Man denke, das zentrale Muster der Weltordnung, das Steigen des Nils, ist hier von dem Außenstehenden behandelt, so als sei es eine Ausnahme. So hat es seinen Gesetzescharakter verloren, Es ist nur noch ein Hindernis in der Entzauberung der Welt, etwas, worüber man stolpert. Denn das heißt Problem: Etwas, was man aus dem Weg räumen soll.

Der Nil war aber der Weg zur Wahrheit und ins Ewige Leben gewesen.

Hier wird er aus dem Wege geräumt. Die Polis, diese Mischform von Ahnengeistern und Göttern des Landes, hat die Griechen stark genug gemacht zu sehen und zu schauen. Von den Mauern ihrer Städteburgen sahen sie auf das Leben und Treiben gelassen herunter. Die Stadt gab ihnen Haine und Gärten zum spazierengehen und zur Muße des Nachdenkens über Hindernisse, über Hürden, über Probleme. Aber eine Griechenstadt war nicht groß genug, der Natur Gesetze vorzuschreiben. Ich erinnere daran, daß keine Zaubercharaktere ihre Tempelwände bedeckten. So stand der denkende Mensch vor der Welt, die ihn zuvor hatte wandeln heißen. Statt des „Stehe auf und wandle" des Horus vernahm, hörte Aristoteles nur: Sitz nieder und räum sie aus dem Wege. Sein Jubelruf am Ende der Monographie: „Der Nil ist nicht länger ein Problem", ist der kürzeste Siegesruf der Griechen als Griechen. Denn damit wich die dramatische Bewegung aus dem Stromland und aus der Tempelprozession. Das Auge hielt der Natur stand. Wo ging die Bewegung dieser „Philosophen" hin? Ohne Bewegung gäbe es doch keine Geschichte: gibt es also eine bewegte, geschichtliche Philosophie der Griechen, so kann sie nicht in den Stoffen liegen — wie doch bei den Tragödien. Der Stoff der Philosophie ist nicht imstande, die Beine und Arme der Philosophen in Marsch zu setzen. Nur ihr Geist wird bewegt. Aber das Drama wird gerettet. Nur ist es nicht mehr auf der Bühne des Lebens, sondern im Dialog der Denker. Weil die Landesgötter „Natur" geworden sind, wird die Geschichte der Philosophie selber eine grandiose Nilreise durch die 42 Gaue des menschlichen Geistes von Parmenides bis Plotinos. Das ist mehr als Scherz, obwohl es natürlich in erster Linie scherzhaft gesagt ist. Aber es ist mehr als ein Scherz geworden dank des Sokrates, des Plato und des Aristoteles. Hier ist der Osiris-, Horus- und Seth-Mythos menschlich wieder auferstanden. Jedes Jahr seit 399 v. Chr. wird der Skeptiker Sokrates von den Athenern zum Tode verurteilt. Jedes Jahr tritt der rechtmäßige Erbsohn, der Idealist Plato, hervor, des Erblassers Vermächtnis in Kraft zu setzen. Jedes Jahr zieht der Realist, Aristoteles, das Fazit aus Gewinn und Verlust dieser Kämpfe. Dem Wandern des Stammes, dem Wandel des Reiches folgt das Drama des Geistes.

Das Denken der Philosophie interessiert uns hier nur wegen seiner Fruchtbarkeit. Denn „was fruchtbar ist, allein ist wahr". Die Probleme des Plato oder

des Aristoteles lassen uns kalt. Mit Aristoteles rufen wir aus: Sie sind kein Problem mehr.

Aber die Fruchtbarkeit des ewigen Dreieckes der Schulweisheit, Sokrates, Plato, Aristoteles, ist unser Problem. Das gehört in die Geschichte. Die Großtat des Sokrates ist Plato. Die Großtat des Plato ist Aristoteles. Denn beidemal geschah ein Wunder. Weder wollte Sokrates den Plato hervorrufen, noch dachte sich Plato die peripatetische Schule eines gegnerischen Aristoteles als Sinn der Akademiegründung.

Unsere Lehrbücher reden von dem, was Sokrates wollte und was Plato meinte.

In unsere Geschichte aber gehören statt dessen die Früchte des Sokrates und des Plato.

Und da hat der Tod des Sokrates in einem Lord und Dichter der einzelnen Stadt Athen den Allgriechen, den Gründer der Akademie hervorgerufen. Der Tod des Sokrates hat diesen einen Menschen umgewandelt, bis er aus dem Erbsohn Athens zum Oberhaupt einer idealen Stadt, der Akademie, geworden ist! Darum hieß Plato „der Sohn des Apollo".

Die Umwandlung des Plato aus einem Sohn Athens in ein Schulhaupt außerhalb der Polis ist des Sokrates Frucht. Diese Akademie wäre aber eines indischen Guru Schulhaus geblieben, hätte nicht der griechische Humanismus, der Trieb, sich ineinander zu erkennen, die zweite Schule, den Peripatos, hervorgezaubert.

Alles Denken ist zwiegeschlechtig. Wahrheit gibt es nur in Satz und Gegensatz. Der Idealismus aller Idealisten zusammengenommen wird erst begreiflich, sobald ihn der Realismus eingrenzt. Diese Entdeckung hat Plato machen müssen. Er hat den Sokrates so gern mit einer Hebamme verglichen. Aber das ist nur die eine Seite der Philosophie. Platos Akademie wurde ihrerseits die Gebärmutter des ewigen Widerspruchs. Und nur deshalb ist die griechische Philosophie bis heute eine Macht geblieben. Durch zweier Zeugen Mund wird erst die Wahrheit kund. Die einander ergänzende Rolle von Plato und Aristoteles ist oft besprochen worden. Sie verhalten sich ja wie Verwunderung und Wissen, Fragen und Antworten, Philosophie und Wissenschaft, ohne doch je ganz nur auf die eine Seite dieser doppelten Buchführung zu gehören. So zeigen sie eben ewig, auf welche beiden Seiten der menschliche Geist abwechselnd treten muß um voranzukommen.

Der Prozeß des Denkens, wie er in Platos Buch vom Bestenstaat und Aristoteles' 158 Staaten schon gegeneinandere prallt, ist also in Sokrates, Plato, Aristoteles dreieckig wiederholbar verfaßt worden. Liebe zum Opfer einer ungerechten Welt ruft die Waisen auf den Plan, das Erbe anzutreten und es gerecht zu verteilen. Erbantretung lehrt Plato, Erbteilung Aristoteles.

Dieses Dreieck ewiger geistiger Entzündung bleibt nun eingesenkt in eine ein für allemal ausgeströmte vollständige Geschichte denkbarer Gedanken über die Reichswelt. Die Gerechtigkeit verknüpft Sokrates' Dämon, Platos Gesetze, Ari-

stoteles' Politik mit der „Maat" und mit der Waage der Gerechtigkeit des nächtlichen und täglichen Reichs des Horus. Damit ist das Schatzhaus der Griechen unentbehrlich geworden für alle Zeiten.

Dieser Großtat der dramatisch im Schulenstreit sich erneuernden Gedankenwelt ist nun noch eine vierte Großtat gefolgt: Die Enzyklopädie des Alexandrinismus. In Alexandria, der griechischen Kolonie im Ägypten nach Alexander dem Großen, wurde noch einmal reflektiert. Homer hatte eine Polis sich in allen anderen erkennen lassen; ein Held erkannte den anderen. Die Tragödie lehrte die Nachkommen der Stämme die Heroen auch in der Polis anzuerkennen. Plato und Aristoteles wiedererkannten die Welt der Reiche. In Alexandria erkannten sich die Genien der Griechen selber. Man wandte sich dem Homer, dem Plato, den Dichtern zu und edierte sie[1].

Und in dieser letzten Reflexion schuf man die Philologie, diese Wiedererkenntnis des Erkannten, wie sie August Boeckh so treffend in seinen Vorlesungen genannt hat. Hier wurde das Denken von jedem einzelnen Stoff oder Thema unabhängig und erfaßte sich als eine dauernde Pietätspflicht der Kritik und der Wiederentdeckung. Mit der alexandrinischen enzyklopädischen Philologie kam das Denken in den Besitz eines überall im ganzen Kreis (daher enzyklopädisch) des wiederentdeckten Geistes wirksamen Handwerkszeugs. Sollten wir den alexandrinischen Werkzeugkasten beschriften, so würden wir ihn mit dem einen Wörtchen „Wieder" bemalen. Denn eben dies Wieder ist die Sache der Reflektion, die Anagnose, wie die Griechen das Lesen nennen, und die Analogie, die Philologie und die Historie schenken dem Nachdenker, daß er es immer wieder wissen, hören, lesen, fühlen und sich vorstellen kann, was alles während der Erschaffung unserer Welt hat anerkannt werden müssen.

e) Die Größe Roms

Freilich, den Griechen selber, wie sie erst sich selber, dann die Stammeshelden, dann die Welt der Reiche und schließlich die Erkenntnisse selber wiedererkannten, den Griechen selber erschien ihr Dasein nicht als ein Jahrtausend in der Geschichte des Menschengeschlechts, sondern als Zyklos. Sie wußten um ihre Funktion im Weltganzen durchaus nicht. Trotzdem sind durch die Griechen hindurch die Osthälfte und die Westhälfte des Mittelmeers, die orientalischen und die okzidentalen Reiche miteinander verknüpft worden. Hier hat der griechische Geist über sich selber hinaus gewirkt. Er, der ewig Vergleichende, im Erdkreis überall bewanderte Odysseus der vielen Städte und Menschensinne, er, der platonische Eidos, der „ein jegliches Ding, zahlreich wie die Dinge sind, in seinem Wesen und in seiner Art auffaßt"[2], dieser Geist hat eine für den

[1] Günther Jachmann, Die Platonausgabe in Gött. Gel. Nachrichten 143.

[2] Plato, Politeia X 576a.

Orient gegebene Verheißung in den Westen hinübergerettet, damit sie dort Frucht trage. Von daher noch ein Wort an uns selber über die reifste Frucht nämlich, die wir Homers Humanismus verdanken.

Es gibt in der Ilias zwei prophetische Stellen. Die eine (6, 448) kennt jeder Knabe: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos auch und das Volk des lanzenschwingenden Königs." Die andere ist nicht tragisch und daher wohl weniger populär. Aber universalgeschichtlich darf sie von der ersten nie abgetrennt werden. Sie steht erst im 20. Buch, durch sie rundet sich der Erdkreis des homerischen Menschen. Troja wird fallen. So haben es Hera und Athene, die Schützer der Herakliden und der Athener, des Agamemnon und des Odysseus bestimmt. Und auf dieser Gewißheit von Trojas Fall ist die Ilias aufgebaut. Die Ilias ist aber auch die Totenklage der Thetis und ihrer Neriden um Achilleus. Die Ilias verklärt den Zorn des Achilleus, indem sie als seine Totenklage uns an die Totenklagen um seinen Freund Patroklos und seinen Feind Hektor heranführt. Aber im 20. Buch erlaubt Homer den Kindern und Enkeln der Heroen einen Zukunftsplatz. Derselbe meerbeherrschende Poseidon, dessen Gattin Thetis Achilleus' Mutter ist, rettet den Äneas vor Achilleus und prophezeit ihm, daß seine Kinder und Kindeskinder über Trojaner regieren werden bis in die spätesten Zeiten (XX, 308). Und nun die Nachgeschichte beider Stellen. Sie führt uns nämlich weit über Hellas hinaus in die Universalgeschichte unserer Seele. Als der Jüngere Scipio mit seinem griechischen Weisheitsfreund Polybius die Übergabe Karthagos entgegennahm im Jahre 146 v. Chr. und als damit das Weltreich der Pharaonen, der Assyrer, der Meder, der Perser, Alexanders auf Rom überging, da sprach Scipio, übermannt von der Sterblichkeit der Reiche, zu sich selbst, aber vernehmbar die Worte Hektors: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt", verhüllte sein Haupt und weinte. Und als Polybius fragte, was er damit meine, gestand Scipio freimütig, daß der künftige Fall seines eigenen Roms ihm in Karthagos Fall vor Augen stehe.

Am ersten Tag des römischen Weltreichs empfing also sein Feldherr Scipio nicht das ewige Leben zur Mitgift, sondern, dank Homer, die Vergänglichkeit. Dadurch wurde Rom etwas anderes als jedes antike Kaiserreich. Es wurde mit Recht das Heilige Römische Reich und Christus dünkte sich nicht zu gut, der Stadt Rom durch Paulus und Petrus Jahrtausende hinzuzufügen.

Oft denke ich, daß Roms Reich in der Mitte des unbeschützten Mittelmeers so lange gedauert hat, weil die Römer so nüchtern, so skeptisch, so weise ihre Weltherrschaft angetreten haben, wie uns die Szene vor Karthago schildert. Herrscher, die um das unfehlbare Ende ihrer Herrschaft wissen, regieren länger als solche, die auf 4000 Jahre oder die Äonen der Äonen bauen, weil sie weniger regieren. Ist es nicht seltsam, daß aus aller griechischen Beredsamkeit, von allen Ideen und Versen, dieser eine Vers von der Zeitlichkeit die Stunde ver-

klärt hat, in der Rom keinen Feind mehr vor sich sah? Wer hat im Walde von Compiègne Ilias 6, 448 zitiert?

Homer hat den römischen Soldaten besser als seine Griechen geschult. Plato wollte Homer aus seinen Schulen herauswerfen: Homer verachte die Götter. Aber um Homers Gottesfurcht willen hat Scipio geweint.

Dem General Roms ist nach 150 Jahren der Sänger Roms gefolgt. Nicht mit Wehmut, sondern hochgemut hat Virgil der Ilias die ewige Zukunft der Äneiden entnommen. Aus der Ilias schöpfte er den Beinamen Pius für Äneas. Als Pius Äneas, als der mit Vorfahren und Enkeln in Frieden Lebende ist der überlegende Trojaner zum Gründer Roms geworden. Er lieh dem nachgriechischen Weltreich die Verknüpfung mit vorgriechischer Landesherrschaft. In der Renaissance Roms hat der Papst Äneas Sylvius Piccolomini aus Virgil den Namen Pius Äneas ausgewählt und sich deshalb Pius II genannt. Dieser Herr Roms, Pius II (1458–1464) hat also noch von Homer her sich beglaubigt gefühlt.

In Scipio und Virgil haben also die Griechen über sich hinausgeführt. Bloßer Geist ist machtlos. Er schaut, aber er schafft nicht. Der Künstler bildet Werke, der Geist schreibt Bücher; aber Kunstwerke und Bücher führen an sich nur zu Museen und Bibliotheken. In Museen und Bibliotheken hätte der griechische Geist geendet, hätten ihn die Römer nicht geliebt. In anderen Völkern trägt also dieser Geist mehr Frucht bis auf den heutigen Tag als bei den Griechen. Sie sind aller Völker Pädagogen. Und doch waren die griechischen Helden tapfer, kriegerisch und zäh. Das Problem des Griechentums soll uns daher noch von einer anderen Seite her beschäftigen. Sein äußerer Weg ist nämlich ebenso dramatisch wie die Feuerstraße des Lieds von Homer, Äschylos, Plato zu Virgil.

Das äußere Reich der Griechen war nämlich so besonderer Art, wie das Weltreich des griechischen Geistes. Aber es ist nur faßbar, wenn wir nach ihm spähen.

f) Das Meer und der Olymp

Als die Griechen vor Troja Musterung halten, da zählt Homer nicht etwa Stämme oder Völker auf. Nein, der Generalissimus Agamemnon steht zwar „wie der Stier unter Ochsen". Aber die übrigen Dardaner heißen „die Menge" unter ihren Offizieren und Kommandeuren. Wie gliedern sie sich also? Nach Schiffen und nach Schiffskapitänen!

Landratten wie wir würden ein Armeekorps noch lange nicht deshalb nach den Transportschiffen einteilen, weil es „über setzen" muß. Aber ein Schiff war für Homer kein „Transportschiff".

Von den Säulen des Herakles im Westen bis zu den Goldstatuen und Steintempeln in Kolchis, von Massilia in Gallien bis nach Naukratis in Ägypten, kreuzten die Schiffe der Griechen. Wie hätten ihnen diese Schiffe Transportkähne dargestellt? Sie waren die Glieder des griechischen Volksleibes. Eine Zeile über die Schiffe im Homer galt als klarer Beweis, daß Salamis zu Athen ge-

höre: Wie hieß die Zeile? Nicht von Geopolitik, sondern vom Schiffsappell sprach sie: „Aias kommandierte zwölf Schiffe, und zwar stellte er sie da auf, wo die Athener standen" (II, 558). Wie die Schiffe die glänzenden Schuppen des griechischen Panzers, so war das Meer weder Grenze noch Wildnis oder Außenwelt. Der Meergott Poseidon brachte die Rinder und den Pflug ans Land, eine nur für Inselgriechen, Schiffsmannschaften und Kolonisten sinnvolle Einsetzung von Ackerbau und Viehzucht durch den Meeresherrn. Der Karneval heißt bis heute nach diesem Rang des Meergottes Carrus Navalis, Schiffskarren. Zeus mußte sich die Ebenbürtigkeit Poseidons gefallen lassen, und immer wieder lassen die Götter des Landes den Poseidon gewähren.

Das mittelländische Meer ist voll inneren Lebens. Es ist eine Einheit für sich. Seit Herodot heißt es das Innenmeer oder das zwischen den Ländern. Aber längst zuvor hat es seine eigene Seele. Nereus ist sein Gott (Ilias 18, 140). Aber das wäre noch nicht viel, wäre nicht Achills Mutter Thetis des Nereus Tochter und verbänden sich so nicht achäisches Land und mittelländisches Meer. Mehr noch, Homer spricht von den Töchtern des Nereus. Das erlaubt uns, die Gefühle der Griechen für diese See nachzufühlen. Denn der Dichter nennt sie mit Namen: Glauke, Thalia, Kymodoke, Nesaia, Speo, Thoe, Halie, Kymothoe, Actaea, Limnoraea, Melite, Jaira, Amphithoe, Agaue, Doto, Proto, Pherusa, Dynamene, Dexamene, Amphinome, Kallianeira, Doris, Panope, Galathea, Nemertes, Apsendes, Kallianassa, Klymone, Janeira, Janassa, Maira, Oreithygia, Amaltheia und Thetis selber. Hier geht ihm der Atem aus, 34 von 50 hat er benannt. Wenn wir genug griechisch könnten, so würde diese Aufzählung uns wie die Pastoralsymphonie von Beethoven ansprechen, nämlich als eine Navalsymphonie. Schlagen wir nach, so tönt jeder Name eine Erfahrung des Schiffsvolkes mit dem Meere an:

Bläulich, Strotzend, Wellenschein, Inselin, Grotte, Schnelle, Salzige, Wellenhupf, Brander, Hafenbucht, Malteserin, Froh, Umlauf, Freudenvoll, Hinterher, Vorneweg, Trägerin, Kräftige, Gasserin, Füllerin, Mannesschön, Dorerin, Ganzgesicht, Milchgöttin, Treffliche, Schnellende, Prinzessin[1].

Dies also war der Griechen Kosmos. Und so empfing dies Meer seine Leibhaftigkeit. Daß dem Niltal ein himmlischer Leib zukommt mit vier Säulen in den vier Ecken, mit der Nabelschnur des Osiris am Flutmesser, mit den Hieroglyphen als seiner Tätowierung, haben wir schon erfahren. Den Germanen, nach den Griechen kommend, wurde dasselbe Meer der Fünfzig Töchter des Nereus zur Mitgardschlange. Als Ostsee, Nordsee, Kanal, Golf von Biskaya, Mittelmeer, Schwarzem Meer und Azorsee umspülte Mitgard dieser Germanen Welt. Das Adriatische Meer wurde als Fittich des Großen Wurms aufgefaßt. Mit anderen Worten, statt in einem Mittelmeere empfanden sich die Germanen auf einer Mittelerde, als die ewig Eingekreisten.

[1] Dies war 1949 geschrieben. Inzwischen, 1952, hat Bruno Snell, in Entretiens sur l'antiquité Classique I, Genf 1952, S. 100 ff., das näher ausgeführt.

Dank diesem neuen Gesichtskreise der Germanen fällt es leichter, dem griechischen Weltgefühl nachzusinnen: Ihr Meer hatte einen Nabel. Umgekehrt wird die Irrfahrt des Odysseus auf der See als eine Planetenirrfahrt bezeichnet[1], und dies Wort, Planetenirrfahrt, hat der Patriarch Johann Chrysostomus, selber der griechischen Zunge Goldmund, 1000 Jahre nach Homer von der ganzen griechischen Geistesfahrt gebraucht. Eine ungeheure Planetenfahrt, mit dem Meer als ihrem Firmament, den Inseln als ihren Sternen, Ogygia als der Nabel des Meeres, dem Gold der Reiche im Osten und den Säulen des Herakles im Westen, das ist die griechische Geschichte.

Als die Griechen die Küsten der Nereusflut erreichten und auf die Burgen der Kleinreiche von Knossos, Mykene, Tiryns stießen, da sahen sie Throne und Tempel, Schriftcharaktere und Goldstatuen zum erstenmal. Jason baute die schnelle Argo und schwerlich ist dieser älteste Schiffsname ohne Seitenblick auf Hera von Argos gewählt.

Steht doch schon bei Homer der rührende Vers: „Denn Hera liebte den Jason." Jasons Argonautenfahrt wurde schon gesungen, als Homer dichtete. Sein Schiff fuhr aus dem Golf von Pagasai, dem thessalischen Ausgang zum Meer, aus dem Hafen von Iolkos, gen Osten, um das goldene Vließ zu holen. In dieser Fahrt, ja in dem Stapellauf der Argo in Iolkos, feierten die Griechen ihre erste Groß- und Fernschiffahrt. Hier wurden die indoeuropäischen Ritter, die Hellenen, die Achaier — diese beiden Namen stammen aus Thessalien — mit dem Meer vertraut, und mit seiner Göttin, der Thetis. Dieselben Krieger also, die im Norden den Götterberg Olympos vor Augen hatten, und die in den Burgen ihre Frauen und Kinder ließen, zogen auf Jahre hinaus in die unbekannte Welt, nicht um verlorenzugehen, sondern um heimzukehren. In Griechenland eingebrochen, fügten sie eine zweite Aufgabe ihrer Landnahme hinzu: den Raum des Meeres als einen Reichstraßenraum gläubig zu ehren, singend zu durchmessen, denkend auf sich zu nehmen. 21 Heroennamen der Ilias sind von Thessaliens Ortschaften geprägt.

So reich war Thessalien, daß die Hellenen gleich weiterdrängen konnten. Vor der Ankuft der Hellenen wurde in Thessalien bereits Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen, Linsen und Mandeln, Eicheln, Birnen und Feigen geerntet (Schachermeyr, Die ältesten Kulturen 1955, S. 69). Sie traten mithin bereits in den Dienst von Landesgöttern, die jene unbedingte Hingabe an Niederlassung, jenen Verzicht auf das fußfreie Völkerwandern verlangten. Die Form dieses Verzichts, der Bund von Himmel und Erde, war Kriegern fremd und unheimlich.

Er mußte es um so mehr sein, als dieser Bund in den Landschaften erborgtes, orientalisches Gut weiterschleppte. Die Nachahmung war hier an jede kleine Fruchtebene in ihren engen Grenzen gebunden. Die Sieger, die sich zu Herren dieser Bezirke aufwarfen, wären um ihren eigenen Platz als einer der Sieges-

[1] Odyssee I, 2.

wogen der neuen Herren betrogen worden, hätten sie sich diesen kleinstaatlichen Kulten nur unterstellt. Die Lösung aus diesem Dilemma – alle Eroberer-scharen wie die Goten später standen vor ihm; die Goten halfen sich, indem sie Halbchristen, Arianer, wurden – sind die olympischen Götter geworden. Der Bund von Himmel und Erde in der Dotis, am Pelion, in der böotischen Ebene, in Argos, blieb erhalten, indessen ein „Aber" wurde an sie geknüpft, oder, vielleicht besser, ein „plus ultra"; man schritt über sie hinaus.

Vorgriechische Kulte ehrten Kronos, den Vollender der Staaten, und die sich über ihn beugende Hekate. Der Sothisstern der Ägypter, der hellste des Himmels, wurde von der vorgriechischen Gemeinde, Senat und Heer, in seinem Sommeraufgang feierlich erwartet. Dann zogen die Gewaffneten hinauf auf den Pelion, oder – auf der vom Pelion belehrten Insel Keos – auf den höchsten Berg und opferten dem Gestirn aus der Höhle des Wasserpeitschers Chiron.[1] Diese Verehrung des Sirius sei ein sinnloser Kulturfetzen aus Ägypten, mag man sagen. Denn kein Nil war zu erwarten, das in der Sommerglut ausdörrende Land zu erretten. Aber genau so sklavisch haben die Latiner das ägyptische Jahr aus zehn Abschnitten zu 36 Tagen übernommen. Ausdrücklich wird uns berichtet, daß die Athamanen, die Vorgriechen, am Hellenenkult nicht teilnehmen durften, daß umgekehrt Athamenen notwendig waren, um im Widderfließ auf der Berghöhe die Kühlung zu erflehen. Auf Keos führte man nicht nur die mildernden, vierzig Tage wehenden Etesien auf den Einfluß der Siriusopfer zurück, sondern überlieferte, ein Sohn des Chiron vom Pelion habe diesen Kult nach Keos gebracht. Fest steht, daß der Aufgang des Sirius, der sinnvoll nur für Ägypterland war, diese Vorgriechen bannte. Denn auch die großartige Tiryns hieß nach Sirius[2], und daß Chirons Höhle sogar noch auf der Insel Thera eingebaut worden ist. Vielleicht bildete sie die Nilwasserhöhle am ersten Katarakt ab. Die Griechen haben auf Thera wie auf dem Pelion ihrem Zeus ein Heiligtum an die Chironhöhle herangebaut, dabei aber sich streng an die gegebene Orientierung der Höhle gebunden. Wer ist Chiron? „Der gerechteste der Zentauren", ein Sohn des Kronos, also ein Teil seiner „Sphäre". Hier nun setzte die Argonautenfahrt und die griechische Bindung von Hera an die Heroen und der Heroen an Hera ein.

Jason wird der Liebling einerseits der Hera, andererseits des Chiron. Auch Achilleus, den Peleus, vom Pelion, und die Meeresgöttin Thetis erzeugen, weil Vater Zeus auf die Verbindung mit der Thetis Verzicht tut und bei Hera bleibt, auch Achilleus wird von Chiron betreut. Ja, mehr noch, in des Chiron Heiligtum, also im vorgriechischen, soll des Peleus und der Thetis Hochzeit stattgefunden haben.

---

[1] Geographi Minores ed. Müller I, 107.

[2] August Fick, Vorgriechische Ortsnamen, 1905, S. 131 f.

Beide, Jason und Achill, werden so auch im Rahmen der alten Glaubenswelt autorisiert. Die Siriusanbetung auf dem Pelion wurde von einem Prinzen der Athamanen, von „Phrixos", d. h. dem Tau-herbei-zauberer, bewirkt. Ein Dorf am Pelion hieß Nephele, die Wolke, und Nephele galt auch als die Mutter des Phrixos und der Helle[1]. Phrixos aber und Helle, so wendete der Jasongesang die Kultlegende des Pelion ins kosmische, Phrixos, nämlich der wahre Phrixos und das wahre und ewig gültige Widdervließ, das goldene Vließ, sei nicht der jährliche Athamanenprinz auf dem Pelion und sein frisches Widderfell, nein, ein für allemal seien Phrixos und sein Vließ nach Kolchis im Ostland gekommen, und Jason, Heras Ritter, könne daher den Pelionkult überbieten, wenn er dies goldene Vließ in Kolchis hole. Wie sehr hier die Herahelden sich über den vorgriechischen Kult zu erheben trachteten, zeigt der Name für die Schwester des Phrixos, Helle. Sie sei beim Flug über den Hellespont umgekommen. Aber in ihrem Namen erhoben die Hellenen zum ersten Male ihren Anspruch auf urtümliche Teilhaberschaft, so ungeschlacht uns diese Einfügung der weiblichen Hellenin in die Genealogie der Ureinwohner anmutet[2].

Der Bund von Himmel und Erde am Pelion wurde also in der Fahrt des von Hera geliebten Jason überboten. Die Heimaterde, von Hera bewahrt, entläßt den Heroen zu seiner Fahrt über die Pfade des Meeres. „Kriegspfad", „Gefahr", „experiment" stecken im Namen für diese Meerespfade, in „Peirata". Die Meerespfade waren eben die Kriegspfade des neuen „Busches". Aber die Hellenen haben die neuen Kriegspfade und die vorgriechische Siedlung verknüpft im Begriff der Heimkehr. Nostos und Nestor sind zwei Worte ihrer Sprache, die zu unrecht in unseren Büchern als bloße Vokabeln stehen. Sie waren Segensworte! „Nestor" heißt der glücklich Heimkehrende, und „Nostos" ist aus der Wurzel wie unser genesen, wie Gotisch „Nasjands", der Erlöser und Heiland. Wer heimkehrte, genas. Das griechische Adjektiv „heimkehrend" stand auch für „so süß, daß es einem auf der Zunge zergeht", für Reifen und Wachsen der Pflanzen. „Heimkehrend" nahm die Bedeutungen von „angenehm" und „perfekt" an. Schillers Verse, obgleich seelisch und denkerisch gewendet, kommen zu Sinn:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen
nach langer Trennung bitterm Schmerz
ein Kind mit heißen Reuetränen
sich stürzt an seiner Mutter Herz,
so führt zu seiner Jugend Hütten,
zu seiner Unschuld reinem Glück,

---

[1] Nephele hieß schon bei Pherekydes als Gattin des Athanas auch Theunisto. „Regneria" und „Gesetzgeberin" waren also ihre beiden Leistungen.

[2] Fick-Bechtel haben in ihren Griechischen Personennamen, S. 365, die geradezu ungeheuerliche Rohheit in der Bildung dieser heroischen Namen dargelegt.

vom fernen Ausland fremder Sitten
den Flüchtling der Gesang zurück,
in der Natur getreuen Armen
von strengen Regeln zu erwarmen.

Jason wurde geheilt, den Zürner Odysseus, wie Odysseus als Name von Homer ausgedeutet wird, ent-zürnt die Odyssee. Gehen wir aber auf die Erbschaft zurück, die Homer antrat, so hat der Name – wie Kretschmar erwiesen hat –, vorher der Verlierer gelautet, Olyttos, Ulixes, und seine Formel haben wir noch in der Sekunda gelernt: „Froh dem Tode entronnen zu sein, doch hatten sie liebe Gefährten verloren." Denn hier steht im Griechischen das Wort für genesen, gerettet (statt ent-ronnen) das Wort „as-menoi" und das[1]: genesen und verlieren zusammen, war des Ulixes Eigenart. Odysseus war der Verlierer, der doch am Ende nicht verloren ging. So wurde Theseus gefeiert, weil er in die Meerestiefe zwar versinkt, aber aus ihr auch wieder gerettet auftaucht. Herakles hat zwar nicht den Nostos in eine Erdenheimat, aber Hera reicht ihm ausgesöhnt die eigene Brust oben im Olympos, wo Erde und Himmel sich treffen, und so wird auch hier der gehetzte Recke der Muttermilch und des Heimathauses teilhaftig.

Die willensberauschte Aufklärung hat in die Heroen „Heilbringer" hineingelesen. Denn mußte nicht jeder Held handeln, tun, vollbringen? Ich lese in diese Pfadfinder Namen hinein: den Ruhm der Hera, das Geheiltwerden, das nicht alles Verlieren, die Errettung aus den Meeresfluten, die Rückkehr in die Heräische Erde. Die Altwelt vieler kleiner fruchtbarer Becken und Inseln, durch welche die Ägäis sich von allem übrigen Europa unterscheidet, diese Altwelt haben die einrückenden Reiter von Norden geehrt. Sie haben den Sirius weiter im Hochsommer anrufen lassen, und es sei hinzugefügt, daß hier auch die Stelle für Poseidon gesucht werden muß. Die Bücher über den Gott Poseidon sind unbefriedigend, weil sie diese unnatürliche, halbschlächtige Lösung, zwischen Osiris und Zeus, nicht theologisch ernst genug nehmen. Im Namen des Poseidon schwingt mit entweder: Gatte der Da, oder aber der Akt des Schwellens, „Oidan", den die Meeresflut verkörpert, die sich über das Land wirft. Die alte „Erdmutter-Religion", wie sie leider noch immer heißt, das heißt die ägyptische Isis im Mittelmeer, übertrug vom Schwellen des Nils auf das Schwellen der Meeresflut die Empfängnis der Göttin, die hier die pelasgische Demeter, dort die Hekate, dort die Rhea, gerufen wurde. Vom Meer aufs Land kam der Segen in Eleusis. Da aber das Meer salzt und nicht befruchtet, da es gerade atrygetos, weizenlos von Homer gescholten wird, so waren alle diese Entleihungen der ersten Reichsordnungen abergläubisch und nachahmend. Der Bruch mit dem Osirisersatz Poseidon war ja ebenso grundlegend für die Freiheit des Griechen-

[1] Boisacq, Dict. Etymolog. 4 ed. p. 89: aus „nus-s-menos, d. h. von nasjands, nostos.

geistes, wie die Schlacht bei Salamis. Im Zeusglauben stieg der selber beobachtende Sinn der Eroberer über das Vorgefundene hinauf in eine den Tatsachen weniger Gewalt antuende Heilsordnung. Zeus- und Hera-kult sind eine neue Front gegen das vorgriechische. Ohne Priesterkaste, ohne Astrologie, ohne den Schriftzauber erhoben sich diese Geschwister; als Geschwistergatten forderten sie gleichen Rang mit den orientalischen Geschwistergatten; in den Namen Kronion und Tochter der Rhea (d. h. der Fruchtbarkeitsgöttin) knüpfte die Genealogie sie an die Vorstufe. Parallel sehen wir Jasons Goldenes Vließ das jährliche Vließ des Phrixos auf dem Pelion überbieten. Wie Jason nach Kolchis zieht, weltumsegelnd, so schaut das Auge des Kroniden Zeus über den Pelion, den Othrys, den Pindos, den Kithairon hinweg bis zum Jda auf Kreta.

Sogar in Olympia wird der Aufstieg des olympischen Zeus uns ja noch im zweiten Buch der Ilias deutlich mitgeteilt. Dort ist von Thamyris die Rede, der die Musen des Zeus nicht anerkannt habe. Thamyris ist das alte Wort für die vorgriechische Landsgemeinde. Im Sieg über die alten Kronospriester haben die Musen des Olympiers Zeus dem Thamyris sein Lied zerstört. So kam „Olympia" in das Land des „Heimkehrers" Nestor. Indem Hera überall den Poseidon aufs Meer zurückdrängte, drehte sich das Verhältnis Land-Meer geradezu um: bei Thetis und bei Okeanos sei Hera großgezogen worden, singt Homer (14, 200 und 300 der Ilias). Mithin war sie längst überall da gewesen, wo ihre Heroen nun in Gefahr kamen. Und im Phthia des Achilleus, des Sohns von Thetis und Peleus, wurde, unerhört und einzigartig, der Thetis im Binnenland ein Tempel errichtet.

Das Meer wurde dem Zeus unterstellt!

Zeus und Hera sind so das Bleibende im Wechsel. Von ihnen her beginnt aller griechischer Sang, den Apollo und die Musen anstimmten. Sie sind das Heilungszentrum für die neue Form der Wanderung, für die Kolonisation geworden.

Wer auf diese Leistung blickt, der weiß, daß Homer nicht gelästert hat. Dem Zeus unterstellt er seine Welt auf der Erde, auf dem Meere, im ungesehnen Hades. So hat er ausgesöhnt, was ausgesöhnt werden mußte: das schon gesehene und das noch unsichtbare. Dank Zeus und Hera konnten die jährlichen dionysischen Feste der Siedler und die kühne apollinische Wanderbewegung unter einem und demselben Himmel verlaufen. Genesungsgesänge sind Ilias und Odyssee, Argonauten und Theseis, Eine volle Hälfte des Lebenslaufs, nämlich die fern von Haus verbrachte, mußte zur Sprache kommen. „Heraus mit der Sprache" geboten die ungeheuren Eindrücke unterwegs. Aber die Sprache mußte warten bis zur Heimkehr. Die Poesie wurde die nachträgliche Zelebrierung der Heimkehrliturgie. Sie trug in den Rahmen der Heimat die Fremde zurück und heilte sie ein: Vielen Gesetzen gehorche der reisige Held, sang sie. Die Sprache hat ein besonderes Wort geschaffen, um diese Ordnung festzuhalten. „Diothen", „von Zeus her", ist eine für keinen anderen Gott oder Menschen

geschaffene Form. Sie steht bei Homer. Unter Trajan noch schreibt Dion Chrysostomos:[1] „Das Gotteserlebnis tritt in jeden ein, Griechen oder Fremden. Festgehalten kann es werden durch den Zwang des Gesetzes oder die freie Einwirkung der Poesie." Unwillkürlich denken wir da an den Gegensatz von Juden und jüdischer Gesetzestreue und hellenischer Bezauberung durch die Künste. Dion hielt seine Rede übrigens zwanzig Jahre, nachdem eine Jüdin um ein Haar Kaiserin von Rom geworden, zu einer Zeit, wo vielleicht jeder achte Bewohner des Gesamtreichs Jude war. Um so deutlicher ist da das kleine Wörtchen, mit dem Dion die griechische Religion definiert; er sagt: wir Griechen *wenigstens* geben der freiwilligen Unterwerfung unter die Musen den Vorzug[2].

Weder Theismus noch Deismus sind hellenisch. Sondern dem Sprecher gibt die Tochter des Zeus das rechte Wort, wenn er von Zeus anhebt. Die Musen sind wie die Elohim, Zeus wie Jahwe; der sprechende Mensch kann dem großen, im Blitz die Semele verbrennenden Gott nicht unmittelbar als Gefäß dienen. Aber auch der einzelne Israelit ist mediatisiert durch das Gesetz. Also nicht Philosophie, sondern Gesänge stehen dem einen jüdischen Gesetz gegenüber, und der Musen sind viele.

g) Die Verallgemeinerung

Die Plätze des Riesenschiffes Argo waren unter die größten Helden der gesamten griechischen Halbinsel verteilt[3]. Die Bedeutung der Argonautensage scheint eben darin zu liegen, daß hier die See von den Griechen zum ersten Male beherzt zum Schauplatz ihrer Taten erkoren worden ist. Homers Schiffskatalog und Liste der Nereiden sind also eine Art zweiter Besitzergreifung der Schrecken und Herrlichkeiten dieses selben Meeres. Das Schiff Argo und Odysseus zusammen haben ein Wasserreich im Geiste der Griechen abgesteckt. Das wird dadurch bestätigt, daß Jason auch die Pomündung im Norden und die lybische Küste im Süden erreicht haben sollte. Wir tun hier einen Blick in das einzigartige Vorgehen der griechischen Stämme. Ihr Reich wurde nicht von Sterndeutern vermessen, sondern von Seefahrern erfahren, und Dichter, oder richtiger Poeten empfingen von den Musen die Kraft, dieses neue Gebiet zu beschreiben und jeder Stammesgruppe im Reich die Mitgliedschaft zuzuschreiben. Darin besteht die Wucht des sogenannten Schiffskatalogs im „B" der Ilias. Jede Schiffsmannschaft aus Griechenland wird da aufgeführt, jede Stadt wird aufgezählt, aber nach Schiffen! Vergleicht man diese Liste mit den babylonischen

---

[1] Dion von Prusa (Chrysostomos), zwölfte Rede.

[2] Paragraph 41 f. Diese Stelle ist sehr sorgfältig gegen Juden und wahrscheinlich ja auch bereits gegen Christen formuliert. Zeus erhält den einzigartigen Zusatz „Gott der Väter", was Licht wirft auf jene von Alt mißdeuteten palmyrenischen Inschriften aus Dions Zeit. Das „Bei uns Griechen *wenigstens* ist die Poesie ehrwürdiger als die Gesetzgebung" spricht also Bände.

[3] Siehe die Listen in Orphée, Les Argonautiques, von G. Dottin, Paris 1930, S. XXVI f.

Häuptlingslisten und den ägyptischen Tempelverzeichnissen, so sticht der Wechsel in die Augen. Nicht enden wollen die Kapitäne von Burgen, Städten, Dörfern; allein in Böotien hören wir von Männern aus Hyrie, Aulis, Schoinos, Skolos, Eteonos, Thespia, Graia, Mykalessos, Harma, Eilesion, Erythrai, Eleona, Hyle, Peteona, Okalea, Medeona, Kopai, Eutresis, Thisbe, Koroneia, Haliartos, Plataia, Glisas, Hypothebai, Orchestos, Arne, Mideia, Nisa, Anthedon. Diese Leute alle kommen gerade nur auf Böotiens 120 Schiffen. Das ist nicht langweilig. Denn erst kraft dieser Aufzählung werden der Kosmos der Poleis, der Civitates, der Städte geschaffen, der uns in den Perserkriegen die Freiheit und die Zivilisation errungen hat. Der Schiffskatalog setzt diese Siedlungen als einzelne in ein Ganzes, nämlich als Schiffsmannschaften in die von Herakles, Jason und Odysseus ausgemessene See. Damit ist ein freies Bezugssystem geschaffen, das keine Fixsterne wie Sirius und Orion und keine Pyramiden braucht! Die Polis, der wir unsere „politische" Weisheit bis heute entnehmen, ist nicht reichsgebannt und Hieroglyphen-orientiert. Die Polis von Argos bis Rom liegt um diese weinfarbene Tiefe Homers, um dieses neue Ausmaß der Welt und nimmt zu Schiff ihren Platz darin ein. Es ist unmöglich, das Wesen des Civis Romanus, des politischen Griechen, ohne diese Emanzipation von „Himmel und Erde" zu würdigen. Der Autorität Homers huldigte ganz Hellas, weil er die neue Stimme war, die den Griechen diese ihre freie Meereswelt bestätigte. Der Schiffskatalog war die Naturalisationsurkunde jeder griechischen Polis für die nächsten Jahrhunderte. Wir können Homer nicht verstehen, wenn wir ihn Dichter nennen, so wenig wir Plato verständen, wenn wir ihn Schulmeister nennten. Sondern was weder Priester noch Lehrer, weder Sterndeuter noch Medizinmänner wußten, das sprach er aus: wo denn der Kosmos lag, in den jede griechische Polis hineingehörte. Hier war ein neues Amt geschaffen, das Amt des Sängers. Eine Stimme erscholl, die Stimme des blinden Genius, dem ein Reich der Freiheit vorschwebte, außerhalb der Reiche aber auch über alle einzelnen Stämme hinaus, aus Tatendrang und Wagemut und Mathematik geboren statt aus Totenbeschwörungen und Zauberzeichen. Homer riß jedes böotische Dorf, das er aufzählte, über Böotien hinaus in die Welt. Selbst die Landratten Arkadiens, denen Agamemnon die Schiffe liefern mußte, erkannten sich als Seefahrer aus Homer. 265 selbständige Gemeinden nennt der Schiffskatalog der Ilias. Von den größeren Ziffern der 1234 Schiffe oder fast 150000 Kriegern haben die Philologen gehandelt. Uns aber muß die bescheidenere Ziffer 265 imponieren. Sie ist großartiger als 150000. Denn sie hat jedem griechischen und römischen Ort eine neue Qualität verliehen. Welches ist diese Qualität: Vierhundert Jahre nach Homer schrieb Aristoteles. Aristoteles sammelte die Verfassungen der Staaten in der gemeinsamen Welt, der Koine, die Alexander zusammenbrachte, der Thessaler, Achaier, Parier, Lykier, Chier, Athener, Bithynier, Argeier, Böoter, Aiginas, Aitoler, Akarnanier, Akraganter, Ambracioter, Antandrier, Arkadier, Adramytener, Bottichier, Geloer, Delpher,

Delier, Epidarnier, Eleer, Epiroten, Aminaer, Makedonier, Thebaner, Jasier, Ithakesier, Himereer, Keer, Kerkyreer, Kianer, Kolophonier, Korinther, Kreter, Krotoniaten, Kytherier, Kythnier, Kymaer, Kyprier, Kyrenaer, Lakedaimonier, Leukader, Lokrer, Massilioter, Megarer, Methonder, Melier, Milesier, Naxier, Neopolitaner, Opuntier, Orchomenier, Parier, Pellenier, Reginier, Rhodier, Samier, Samothraker, Sinopeer, Solier, Sybariter, Syrakusier, Tarentiner, Tegeater, Tenedier, Tenier, Troizenier, Phokaeer, Chalkedonier, Chalkidier.

Ich habe diese Liste nicht aus Pedanterie eingesetzt. Viele antiken Quellen behaupteten, Aristoteles habe 255 Verfassungen verglichen[1]. Die wahre Ziffer ist 158. Aber die ihm zugetraute Zahl 255 ist für unseren Zweck auch bedeutsam. Diese Ziffer steht den 265 Städten des Schiffskatalogs der Ilias nahe. Abgesehen von der ungeheuren Zahl – der Völkerbund zählte 1925 nur 66 Mitglieder – dieser Verfassungen, ist wichtig, daß der Raum dieser 158 oder 255 oder 265 von 800 vor bis 450 nach Christi ein Raum blieb, eben derselbe Raum zwischen dem Kaukasus des Prometheus und der Medea und den Säulen des Herkules und des Atlas wie ihn die Namen Argos, Hera, Herakles, Odysseus ausstecken. Plato schrieb um 350 seinen Timaios und Kritias. Da wollte er dieses Raums habhaft werden. So stellte er ihm einen Gegenraum als Spiegelbild der Reflexion gegenüber, Atlantis, wie es 8000 Jahre zuvor versunken sei. Gerade in Platos Weltspiegel zeigt sich die Einzigkeit des Homérischen Raums. Dieser Raum hat ein zähes Leben gehabt. Die Schulbücher haben ihn bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst durchgeschleppt. Denn noch im Jahre 1400 betrachtete sich z. B. England selber gehorsam als im äußersten, unscheinbarsten Winkel der griechisch konzipierten Erdscheibe gelegen[2].

Vom Nilreich und von Sinear und den anderen Ostreichen gezwungen, haben die Griechen sich eine auf 265 Seestaaten gegründete olympische Welt geschaffen; im olympischen Hochgebirge lag der ihre Himmel und ihre Erden einigende Horizont. Aber auf dem Rücken des Meeres, statt auf dem Rücken des Osiris, um den Nabel des Meeres satt um den Nabel des Osiris, lagen die Oikoi und Apoikoi, die Mutterstädte und die Kolonien. Nicht die Ernte des Osiris verhieß ihnen das „erntelose" Meer.

Die griechische Welt ist eine Verallgemeinerung. Homers „ernteloses Meer" ist des Reiches Antithese. Denn im Reich ist das Wasser „erntevoll"! Im Ägyptischen konnte für überschwemmen und produzieren dasselbe Wort (shem) gebraucht werden.

Ich wünschte, ich könnte dem Leser die begrenzte Funktion der „Verallgemeinerung" vor die Seele zaubern. Verallgemeinerungen bleiben immer abhängig von dem besonderen, dem sie entstammen! Das Besondere bleibt bestimmend. Als Thales von Milet also das ertragreiche Wasser des Nils und das

---

[1] Fünf verschiedene Quellen, darunter seine Biographie, schreiben „255".

[2] Der Kampf dieser Erdkreisvorstellungen ist erzählt in out of Revolution, autobiography of Western Man, New York 1938.

ertraglose Wasser der See verallgemeinernd erfaßte und ausrief: Alles ist Wasser, da empfing das griechische Denken seine Bestimmung. Es mußte von nun an alles Erlebte verallgemeinern. Homer hat die Erde, Plato hat die Götter. Er hat aus allen Göttern das Göttliche abstrahiert. Aber dabei bewendete es. Die Verwandlung der Götter in den einen Einzigen Gott, dem das erntelose Meer und der erntevolle Nil, dem der Morgenstern und die Sonne dienen, hat der in der Wüste ausweichende ägyptische Gentleman Moses erfahren. Dem nach Ägypten reisenden athenischen Gentleman Plato ist die neutrale Verallgemeinerung zugekommen, nämlich das Göttliche. Davon reden wir in Schulen, aber nicht auf Schlachtfeldern.

Diesem ewigen Los ist kein Grieche entronnen. Mit dem Segen des Humanen ist der Fluch des Humanismus immer verknüpft. Er erkennt den Raum, er wird anerkannt. Er verkennt den Schöpfer, den Heiland, und die Zeiten der Geschichte.

Der Grieche ist human, weil er seine eigene Menschlichkeit sich aus dem Antlitz seines Gegenüber schenken läßt. Der bleibt unmenschlich, der sich in anderen nicht erkennt; der bleibt unglücklich, der nicht von anderen erkannt wird.

Der Grieche aber bleibt auch humanistisch. Er will aus dem Vergleich die Grundeinheit gewinnen. Aus dem Nil und dem Meer läßt sich das Wasser herausdestillieren. Griechische Wissenschaft hat bei Lavoisiers Formel H_2O für Wasser Pate gestanden. Pythagoras hat aus den Dreieckseiten Horus, Isis, Osiris den abstrakten pythagoräischen Satz verallgemeinert (Band I, 198; Antoniadi, Astronomie Égyptienne 1934, 24 ff.). Das Göttliche ist aus allen Göttern destilliert worden; die Idee des Menschen aus den vielen Menschen. Aber Verallgemeinerungen sind nie maßgebend. Die Idee des Menschen bei Plato erregt Abscheu. Sie ist unvulkanisch, unlebendig. Die Frauen, Kinder, Sklaven, Mühseligen, Rasenden, Schöpferischen sind aus seiner Abstraktion „Mensch" ausgestoßen. Gott schütze uns vor Platos idealem Menschen. Die Ungeheuerlichkeit der Nilüberschwemmung ist bei Aristoteles kein Problem mehr. Die wirkliche, bunte, herrlich geheimnisvolle Welt ist bei Parmenides trügerisch und Schein. Diese aus Fleisch und Blut sinnvoll gefügten Glieder werden bei Plato so verallgemeinert, daß die Materie schlecht wird; nur der verallgemeinernde Verstand gilt als gut. Aber das Schrecklichste, der Fluch des Humanisten folgt erst noch. Das Allgemeine gilt als „besser", als „schöner", als „wahrer", denn das Besondere. Der Verallgemeinernde, also der Philosoph, posiert als der bessere, wahrere, schönere Mensch. Aber das Verallgemeinern ist Notwehr. Es ist gar nicht gut oder schön oder wahr. Es ist für die Griechen mit ihren 265 Städten bloß *notwendig*. Die Not des griechischen Daseins bestand darin, verallgemeinern zu müssen, um nicht den Verstand zu verlieren.

Aber ist die Sonne weniger herrlich, der Nil weniger schön, Gott weniger geheimnisvoll, weil wir sie verallgemeinern? Der Fluch setzt ein, sobald die Namen Nil, Helios, Jehovah von den Humanisten wie bloße Hüllen weg-

gerissen werden. Wer verallgemeinert, entblößt. Er sagt: Das ist bloß Wasser, bloß H_2O, bloß die erste Ursache, bloß eine Vorstellung, bloß ein Name. Die menschliche Gesellschaft aber ruft: Es ist sogar Wasser, herrliches Wasser. Pindar beginnt: „Erster Preis dem Wasser!" „Thalatta, Thalatta", nicht H_2O riefen die Kameraden des Xenophon, das liebe Meer. Sie waren nicht Verallgemeinerer. Sie liebten ihre See wie die von Dareios nach Medien entführten Binnensiedler, die auf ihrem Grab „das geliebte Meer" zu grüßen baten. Die Hülle gehört zur Fülle, die Hülle der Namen zur Fülle der Dinge. Freilich ist das Wegreißen heiliger Namen an seinem Platz, nämlich in heiliger Notwehr in Ordnung. Der von Schmerzen Gepeinigte, der die züchtigende Hand Gottes spürt, würde vergehen ohne hilfreiche Vorstellungen. Die Seele muß im höchsten Schmerz, sagt Hölderlin, dem Bewußtsein ausweichen. Um nicht wahnsinnig zu werden, greifen wir nach neuen Begriffen. Das sühnt den Frevel bloßer Begriffe. Unsere Seele wird durch das Begreifen ihrer Qual getröstet. Der erste Genius der Griechen, Prometheus, war auch ihr erster „Begreifer". An den Kaukasus wird der Feuerheiland von Zeus geschmiedet, Raben fressen an seiner Leber. Er hat den Ozean zu seinen Füßen. „O göttlich Äther, schnellflüglige Lüfte, der Flüsse Quellen und der Meereswogen unzählbar Lächeln, aller Mutter Erde, allsichtiger Sonnenball, euch rufe ich an", schreit Prometheus. Und ihm wird Antwort. Aus dem Ozean kommen die Töchter des Okeanos. Sie haben ihre Schüchternheit überwunden, sie antworten dem Schmerz des Titanen. „Dem Mutigen ist diese Welt nicht stumm" (Goethe).

Die antwortende Natur

Eine antwortende Natur ist die Schöpfung des aus Tempeln in Meere hinausgefahrenen Schiffervolkes. Die Physis der Griechen ist nicht die physikalische Welt, an die wir heute dies herrliche Wort „physisch" ausleihen. Ihre Physis ist der um die Reiche der Welt herum von den Griechen wahrgenommene Garten des Wachstums. Denn an Gartenerde denkt der Grieche bei dem Wort und Phytoarge, ein Gärtner, ist für Plato der Gott. Göttlich heißt die Natur in Dions Rede in Olympia unter Trajan.

Oh, könntest du die Präzision begreifen, mit der Physis zur Antithese von Reich und Stamm in diesem Monolog des Prometheus erhoben worden ist. Wir denken, es gäbe erst die Natur, dann die Gesellschaft. Deshalb verstehen wir die griechische Not nicht.

Der wirkliche Mensch ist erst im Stamm. Er ist immer zuerst jemand unter anderen, bevor ihm je die nicht-politische Welt faßbar wird. Wie Dionysos im Oberschenkel seines Vaters Zeus ausreift, so reifte jeder Grieche im Glaubensschacht seiner Vaterstadt, bevor er das Himmelslicht, den Ozean, die Erde erschaute. Aber er lernte sie schauen, diese der Polis gegenüberliegende Physis. Die Physis wird also von den Griechen zur Polis hinzu erworben! Die Physis ist

für sie die neue, zweite Vorstellung, eben die im Homer und in der Argonautensage eroberte „gemeinsame Welt", die Κοινή, die Herakles' Taten eröffneten, Heraklit prophezeite und Alexander der Große verwirklichte.

„Physis" als gemeinsame Welt schuf den Schiffskatalog. „Physis" als antwortende Welt schuf die Tragödie. Wir haben heute ein Rede und Antwort stehendes Gebilde, „Natur", aber das arme Ding darf nur mit Maß und Zahl antworten. Es ist reduziert. Denn jeder heutige Humanist hält sich für ein Naturkind, das in die menschliche Gesellschaft erst hinterher eingebildet wurde. Das konnte kein antiker Grieche sich einbilden.

Wer vor alles, was sich vor ihn stellt, das Wörtlein „bloß" setzt: dies ist bloß Wasser, dies ist bloß Wasserstoff, die ist bloß Welle, überhört den Klang des Wundersamen, der im Griechischen mit dem Guten sich verbindet. Agathon, gut, ist wörtlich „das Wundersame" oder das „gute Wunder". Sein „alles ist Wasser" klang dem Thales etwa wie wenn Goethe dichtete: „Wie es auch ist, das Leben, es ist gut."

Wer „bloß" sagt, stiehlt. Wer aber „sogar" ruft, schafft. Die Überlegenen suchen in allem Elementaren das „bloße" Element; der Beter aber ruft: „Du einziger, allereinzigster, wahrhaft einer Gott". Ihm ist der „bloße" Gott entscheidend begegnet. Den Überlegenen ist er entgangen. Den Humanisten entgeht immer das Entscheidende. Und am Ende ist auch den Griechen vor ihren Sophismen der Überlegenheit das Entscheidende entgangen. In „Timaios" gibt Plato dem ägyptischen Priester das Wort: „O Solon, Solon", ruft dieser, „ihr Griechen, seid ewige Kinder. Greisenalter stellt sich nie ein. Neulinge bleibt ihr insgesamt in eurem Seelenleben. Wir aber", fährt der Ägypter fort, „haben zahllose Katastrophen überlebt. Ihr aber fangt immer wieder beim Neuesten an, so als hätte die Rettung aus altem Unglück euch nichts gelehrt." Der Humanist und der Grieche, der nicht mehr *kolonisiert,* verliert eben die bewundernde Liebe und will nun nur noch die einst um der Kolonie willen notwendende Verallgemeinerung.

Die besondere Erfahrung aber denkt er sich zu sparen! Wer aber nie gebetet hat: Du wahrhaft Einer, der kann nicht mit irgendeinem Nutzen verallgemeinern: das Göttliche. Das ist blödes Kinderspiel. Und so sind die Griechen verkindischt, so weit die Kolonisation erlosch. Alle Humanisten kommen einem am Ende als idealistische Kinder vor. Sie lassen dann die Qual aus, in der wir verstummen. Solange ihre Erfahrung noch mitschwingt in ihren Verallgemeinerungen, so sind sie erträglich. Plato hatte Athen heiß geliebt, Homer vergöttert, die Götter gepriesen, die Knaben geherzt. Da lassen wir uns seine Verallgemeinerungen gefallen. Sein bester Staat und seine Liebe zu Athen, sein poesiefreier Götterstaat und seine Vergötterung Homers, seine Sublimierung der Knabenliebe und seine wirkliche Knabenleidenschaft: zusammen geben sie Sinn. Am klarsten wird das bei der Philosophie. Plato diente der Wahrheit, das machte ihn zum Philosophen. Der Platonist als Platoniker aber verficht

eine Doktrin. Das macht ihn zu einem Pedanten. Dem Plato dient nur, wer die Kulte der Götter ergänzt – sie sollen alle bleiben –, in dem er den Ideen zu ebenso strengem Dienst sich weiht. Jeder sogenannte Platoniker sollte sich schämen. Denn ihm ist das Verallgemeinern und das Philosophieren Selbstzweck geworden, ohne den Dienst. Wer gar sagt: Platonismus ist meine Philosophie, lästert. Für Plato gab es niemals seine, immer nur des Gottes Weisheit, um die er rang. Aber bald nach Plato hatten Leute die Stirn, von „ihrer" oder „seiner" Philosophie zu reden und die von ihm bekämpften Sophisten waren damit erneut im Sattel. Hier also setzte die Verblödung, das Kindischwerden ein. Denn wer „meine Philosophie" sagt, dem bleibt nur das Neue, das Neueste und die letzte Sensation als Gaumenreiz. Bin ich der Richter meiner Vorstellungen, dann ist nur das noch nie Dagewesene, das Unerhörte imstande, mein Urteil zu verändern. „Ewige Neulinge des Seelenlebens" sind alle Humanisten bis auf den heutigen Tag. Die neuesten Nachrichten, von denen Paulus in Athen zu reden anfing, sind dem griechischen Denken zum Fluch geworden. Aber in den schöpferischen Zeiten war diese Neuigkeit gesegnet, denn es war jedesmal eine neue Stadt, eine neue Insel, die vor dem entzückten Blicke auftauchte. Die Idee bei Plato war nicht Einbildung, sondern bewundernder Ausruf: Hier ist gut Hütten bauen. Der Philosoph schaute mit derselben Leidenschaft auf Ideen, wie die Schiffskapitäne auf Küsten. Die Pfade der Rede wurden mit dem gleichen Ausdruck belegt wie die Pfade des Meeres.

Fünf Jahrhunderte mag diese Seesiedlung gedauert haben, bevor sie im Alexanderzug wie eine reife Schote aufbricht[1]. In diesem Rückstoß gegen die Perserkriege hat der griechische Geist sich die vorgriechischen Reiche als Diadochenreiche eingegliedert. Der Alexanderzug besiegte ja in fantastischer Schnelle Phrygier, Lydier, Hittiter, Meder, Perser, Inder, Ägypter. Jedes dieser Reiche war nur da, wo dieser Tempel an dieser Stelle den Himmel der Erde vermählte. Solch ein Reich konnte Alexander nicht gründen. Von Ammon Ra konnte nicht verallgemeinernd gesagt werden: Ach, das ist „bloß" Ammon Ra, ohne Ägypten zu vernichten. Aber Alexander, der den Herakles überflügeln wollte, brachte allen diesen Reichen die herakleische Atmosphäre, die sie fortan sämtlich zusammenschloß. Dank Alexander haben fortan ägyptische, indische, persische Kaiserreiche und die Freistaaten von Hellas und Rom in *einer* Welt gelegen. Die Luft um diese Weltreiche mußte griechisch sein, weil alle Reiche in ihre eigenen Mauern unübersetzbar festgesetzt und eingeschrieben waren. Daß die alten Tempelstaaten nach Alexander bei uns die Diadochenstaaten heißen, ist sehr bezeichnend. Die Diadochenreiche wurden souveräne Gebilde, aber ihren Herrschern war ihr Amt aus Alexanders Ökumene erneuert zugeflossen. Der Katalog der Ilias hatte sie erfaßt.

[1] So beschreibt den Vorgang schon mein auf Spengler anwortender „Hochland"-Essay von 1919 „Der Selbstmord Europas". Die Hochzeit des Krieges und der Revolution. Patmos Verlag 1920.

So wird der vorgriechische Raum von den Griechen nicht so sehr erobert als wielmehr umarmt.

Wegfertig, emporoi, sind die Hellenen in ihren Imperien geblieben. Als Plato (Gesetze 737 a) die Aporie, die Ausweglosigkeit der einzelnen Stadt, aufging, schied ihn dies von der Wegfertigkeit seiner Nation. Er wollte sie lehren, nicht weiter zu rennen. Er unterlag. Plato ist Grieche. Die Griechen wurden nicht Platoniker; statt dessen erliefen sie die Welt. Das ist die Umarmung des Hellenismus. Der Hellenismus umhüllte mit der „Koine", wie der gemeinsam Sprachname des Griechischen hieß, alle, die um den lebendigen Weltleib der Hellenen, um das Mittelmeer, lebten. Blicken wir erst nach Osten: Die griechische Koine füllte Pergamum, Babylon, Jerusalem und Alexandria. Der Apostel Paulus ist auf ein griechisches Gymnasium gegangen. Auf dem Kreuz Christi stand INRI auf griechisch, nicht nur auf hebräisch und römisch. Und nur dank des Griechischen hat das Kreuz triumphiert. Rom und Jerusalem hatten sich des Kreuzes erwehrt. Mit dem Griechischen drang das Kreuz in sie ein. Doch als genügte diese große Wirkung auf die Ordnungen östlich Griechenlands nicht, brach gleich nach des Königs von Mazedonien Ostsiegen der König von Epirus gen Westen vor. Pyrrhus von Epirus hat Rom in den Sattel gesetzt. Sein Angriff auf Italien, diese äußerste griechische Seesiedlung, hat dieses zum Sitz des letzten Weltreichs der Antike bestimmt. Denn er zwang Rom in die große Politik. Den Pyrrhussiegen folgte der Angriff Karthagos von Sizilien und Spanien her. Und nun mußte die ungeeignetste politische Form, die Urbs Roma, selbst griechische Polis, wohl oder übel und ganz widerwillig – ähnlich wie heute die Vereinigten Staaten – die Weltmacht werden, die von den Säulen des Herkules bis nach Jasons Kolchis die Ökumene mit einem Reichswall umschloß.

Von den Ägyptern hatten die Griechen gelernt, ein Reich in die Nußschale einer Polis zusammenzupressen. Rom, genau umgekehrt, wurde aus einem Landstadttempel der erste Tempel des Archipelagos aller Polistempel der Mittelmeerwelt.

Das römische Reich war buchstäblich aus zahllosen Göttern und zahllosen Lokalkulten zusammengesetzt. So stand sein Pantheon im schroffen Gegensatz zum vorgriechischen Götterreich. Daß Rom je die Weltherrscherin werden konnte, machte Virgil staunen: Tantae molis erat Romanam condere gentem, rief er aus. Eine herkulische Leistung war es. Aber die berühmten Arbeiten des Herkules enthüllen im Rückblick die Vorherbestimmung Roms. „Alle Leiden, alle Erdenlasten" in Norden, Süden, Westen und Osten des Mittelmeers „wälzt der unversöhnten Göttin List auf die willigen Schultern des Herakles."

Aus dem Mythischen ins Geschichtliche gewendet, hat Rom eben diese Taten ausgeführt, die von Hera ersonnen der Menschenhand harrten.

Die letzte vorchristliche Cäsarenfamilie, die des Maximian, hat sich daher nicht zu Unrecht wie Alexander der Große Herakliden genannt. Am Ausgang

der Antiken leuchtet derselbe Name, den die ersten Verehrer der Hera auf dem Peloponnes ausriefen.

Auch wir arbeiten aus herkulischem Geist und zwischen uns und den Griechen ist nicht der Unterschied, den das dinghafte Denken annimmt. Du mußt an Herakles glauben, wenn du die Helden der Vorzeit und die Göttes des Himmels miteinander aussöhnen willst, und wenn du den Einen, Ewigen Gott, der in seinem Sohne erschienen ist, aus deinem Blickfeld lässest. Die Alten wußten das und nannten Götter in Gallien oder Karien, in Ägypten oder Britannien mit den gleichen Namen: Herkules, Hermes, Zeus usw. Es gibt Götternamen der Germanen, aber sie zielten auf die ewigen „Elohim". Mit anderen Worten, es gibt gar nicht viele Religionen. Sondern das Reich der Geister klopft an deine und meine Tür jeden Abend und jeden Morgen. Es handelt sich nur um die Frage: Wenn läßest du ein? Gott ist ein Ozean des Glaubens, in dem jede Seele eine Welle, jeder Geist aber eine Nereide, wie sie Homer aufzählt, darstellt. Gottes Glaube an uns, Gottes Glaube an alle seine Menschenkinder ist Einer, denn er trachtet uns in „den" Menschen zu erschaffen, und jeder von uns weiß dies in seinm Innern, sobald er angesprochen wird. Des Schöpfers Glaube an uns läuft unseren vielen „Ant"-gläubigkeiten vor wie das Wort der Antwort. Aber sein eines einziges Wort: Mensch, sei mein Geschöpf! wird entweder im Hinblick auf sein Eines Wort an uns alle beantwortet, oder wir verweigern seinem Wort die Antwort. Tertium non datur. Keine einzige Antwort, von der irgendein Herz voll geworden und ein Mund übergeflossen ist, darf vergessen oder vergeudet werden. Alle Antworten zusammen erst messen den Ozean seines Glaubens aus. Nur die Weigerungen vergehen und verwehen: aber trotz unserer Weigerungen gibt es nur einen Glauben, weil Gott uns glaubt. Also ist die griechische Mythologie kein Spiel. Ernsthaft ringt sie mit den zwei Weltaltern der Heroen und der Götter und muß sie beide versöhnen, weil beide Satzteile der Wirklichkeit sind.

h) Das Genie

Im Genius, Wort und Begriff, fließt uns bis heute jenes ägyptische Ka zu, durch das Pharao sein Amt in der Götterwelt verliehen wurde. Die Griechen haben diesen Genius, diesen Daimon, dem Genie zugeschrieben. Unser Wort Genie hat das Ka, das Du, das der Geist zum Menschen sagt, erhalten. In „Wen du nicht verlässest, Genius" und im Gebet zum eigenen Schicksal „Gib, das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ich es vollende", hat Goethe dieses Ka neu belebt.

Auch den Griechen ist der Mensch ohne diesen Stahl des Ka eine Eintagsfliege. Aber Genius ist nicht Ka. Das Ka des Pharao umarmt die Schultern des Herrschers mit Vollmacht, und in den Schultern liegt des Mannes Zauberkraft nach uraltem Schamanenwissen. Der griechische Genius empfängt nicht

Vollmacht. Er empfängt Voll-Licht, Erleuchtung. Die Griechen haben der kuhäugigen Hera die Besiedlung verdankt, der Erbin der Ägyptischen Mondgöttin Hathor mit den Kuhhörnern. Sie wollten aber der eulenäugigen Athene noch lieber ihre Art verdanken. Denn Athene kann den Tagesmenschen in der Nacht sehen und sehen lehren. Die Griechen haben uns aufgeklärt und die Nacht zum Tage gemacht. „Nachtzeitungen" hat einer der letzten Griechen, Synesius, als die Vollendung des Geistes geplant. Abendlich und nächtlich sind des Homers Gedichte rezitiert worden.

Denn der griechische Genius hat uns alles sichtbar gemacht; sichtlich wird alles, was seine Herzen, Gedanken, Hände, Ideen darstellen. Selbst das Unsichtbarste, die Liebe, die das Unscheinbare verschönert, ist in Hellas zur schaumgeborenen Aphrodite, zum schönsten Schein geworden. Schafft die Liebe Schönheit oder die Schönheit Liebe? Echte Liebe verschönert, sagt die Seele. „Erröten macht die Häßlichen so schön und sollte Schöne nicht noch schöner machen?" Hingegen sagt der griechische Geist: Schönheit wird geliebt. Die Christenheit hat ihr Kreuz mit den Griechen, denn Agape macht das Häßliche schön. Eros aber wird gereizt durch die Gaben der Pandora. Agape schüttet die guten Gaben über die Geliebte aus. Griechische Schönheit macht den Liebenden gut. Sie führt Hellas den unfruchtbaren Reiz, die Knabenliebe und die lesbische Liebe in das Geisterhaus der Menschen ein. Die gleichgeschlechtliche Liebe der Griechen ist nicht nur ein Flecken auf ihrem Ruhm. Sie ist die notwendige Grundlage ihres Geniekults. Denn Licht ist Licht um den Preis der Unfruchtbarkeit. Es ist Reiz ohne Fortgang und ohne Zusammenhang. Wo wir aber Frucht tragen, darf das Licht nicht hinfallen. Dieser Widerspruch klafft. Der Teufel soll die Aufklärung holen, wenn sie sich an die Stelle der Fruchtbarkeit setzen will. Das Gute, Wahre, Schöne ist weder der Heldenmut des Glaubens, noch die Fruchtbarkeit der Liebe, noch die Verschönerungskraft der Hoffnung. Es ist Götzendienst. Aber dieses Gift wird zur Medizin, wird das Griechische zur rechten Zeit genossen. Diese rechte Zeit ist das Jünglingsalter. Ohne Genie und ohne Plato in unserer Jugendstunde geht die Welt zugrunde. Den idealen Menschen haben die Griechen vor jede junge Generation hinzustellen unternommen, damit sie niemals einfach der älteren Werk wiederhole. So sind die Griechen allerdings nie die, welche ernten. Aber jedes Jahr ermöglichen sie eine neue Ernte, weil sie vor jedes Jahres Ernte die Reinigung der Sinne durch die Kunst, die Gerechtigkeit der Philosophie und die philologische Kritik setzen. Unser wunderliches Leben bedarf der Vorbereitung. Vorbereitung auf das Leben ist nicht Leben, trotzdem ist es unentbehrlich.

Der griechische Genius ist die akademische Zwischeninstanz, vor welcher Ägypten und Kindheit und hinter die Rom und Mannestat für jeden Schüler bis auf den heutigen Tag zu stehen kommen. Die Vorbereitungszeit wäre ungenießbar ohne den vorbereitenden Charm der Musen, das heißt des Genialen in Kunst und Wissenschaft.

Die neun Musen, sie, die Homer zuerst anrief, präsidieren in allen hohen Schulen der Welt. „Inne werden" heißt musisch sein. Ins Innere wendet der griechische Geist die äußere Welt. Seine zweite Welt ist von der Hauptwelt nur abstrahiert; es ist bloß die Mathematik der wirklichen Welt, das über die wirkliche Welt Erlernbare ohne den Preis von Blut, Schweiß, Tränen. Die Götter werden immanent. Der göttliche Plato sah das Göttliche innen. Deshalb mußten du und ich neutral, die Götter als das Göttliche, der Mensch als „etwas" analysiert werden. Abstrakte Götter sind Platos Ideen. Abstrakte Helden sind Philosophen. Abstrakte Menschen sind die Berufskasten in seiner Utopie. Eine konkrete Heldentat ist nie nur gut, ein liebevolles Mädchen nie nur schön, weil „gut" und „schön" weder gut noch schön genug für den Helden und die Geliebte sind. Der Name des Achilleus ist nämlich besser als „gut"; der Name Helena ist schöner als „schön". Wenn nur unsere Schulbücher es laut genug sagten, daß Ideen abstrahierte Götter sind! Dann wäre es klar, daß alle Philosophie ein *zweiter* Gang im Gastmahl des Lebens ist; sie läutert, reinigt, reduziert. Aber etwas muß immer schon da und benannt und gesagt worden sein, bevor der Denker es sich zurechtdenken kann! Philosophie ist reduzierte und eben deshalb neutralisierte Wahrheit von Parmenides bis Hegel. Plato entsagte dem eigenen Stamm und der eigenen Polis, als er Plato wurde. Die Philosophen zeugten keine Kinder, sondern Gedanken. Heraklit wollte diesem Verhängnis in den Arm fallen. Er protestierte gegen bloßes Denken. Er sprach noch mit Namen und Art. Er wußte noch, daß der Satz „ich bin" ein Satz im Ganzen der Sprache sei[1]. Ich bin hat also nur Sinn, wenn wir den Satz in seiner grammatischen Zeit vernehmen: Ich war nicht, jetzt bin ich und ich werde eines Tages nicht sein. Nur die ganze Sprache zusammen ist wahr. „Gott ist jetzt", sagte Moses und stand so in der ganzen Geschichte. Aber die Griechen begannen zu sagen: „Das Sein" und „Das Seiende" und „Ich bin, der ich bin" (was *nicht* in der Bibel steht, aber in ihrer griechischen Übersetzung!), und da fing die akademische Welt der Ideale an, die ohne Namen und ohne Zeit, ohne Dialektik, neutral ist. „Ich bin" mit „ich war nicht" zusammen ist sinnvoll. Aber „ich bin, der ich bin" und „das Göttliche" statt „der Gott" ist Schwachsinn. Und dieser Schwachsinn beherrscht die idealistischen Schulhäuser seit Parmenides, weil die Sprache hier zu einem Denken, die Ergriffenheit zum Begriff, die Namen zu Worten und die Götter zu Ideen in den Köpfen von Studenten geworden sind. Es ist gut für Studenten. Wir erwehren uns nämlich einer Übermacht, wenn wir philosophieren. Aha, sagen wir, die Götter sind bloße Ideen, die Namen sind bloße Worte, Herakles, Homer, Plato, du lieber Himmel, sind bloß Menschen wie du und ich.

---

[1] Ausgeführt ist dieser Kampf des Herakleites gegen Parmenides in „Zurück in das Wagnis der Sprache", Berlin 1956.

Zur Emanzipation von Übermacht lese man Philosophie. Zur Erfüllung unserer Vermögen zu lieben und uns der Welt zu bemächtigen und „Den" Menschen fortzupflanzen ist Philosophie verderblich.

Hinter der Reinigung der Götter kam die vierte hellenische Stufe, der Alexandrinismus. Der Geist wurde zum Statistiker. Homer wurde vom Grammatiker, Plato vom Lexikographen ausgeweidet. Alexandria war ein großes Amphitheater wie die Anatomie in der medizinischen Fakultät. Einst jauchzte man über Homer in der homerischen Zeit, dann wetteiferte man mit ihm: die Tragiker. Plato schalt auf Homer und beerbte ihn. In Alexandria präparierte und konservierte man ihn.

Wir verdanken den Alexandrinern Metrik, Grammatik, Rhetorik, Philologie aller Schattierungen. Sie waren bezaubert von dem homerischen Menschen und allen denen, die dank Homer menschlicher waren. Wir wollen also nicht schmälen. Der Geist hat seine Lebenskapitel. Ignatius von Loyola ist auf Jesus gefolgt; der Philologe „mit den ehernen Eingeweiden" auf den blinden Homer. So folgen sich die Jahreszeiten. Aber wer den Gestaltenwandel Homer, Äschylos, Plato, Chalkenteros überblickt, der wird wenigstens die Philosophie nicht mehr aus ihrem Zusammenhang reißen. Eine Platoverehrung ohne Homerehrung ist uns verboten. Plato dachte die Götter Homers zu korrigieren. Es ist wichtiger und es ist wahrer, Plato durch Äschylos und Homer zu berichtigen. Denn sonst verliert der griechische Genius seine Wurzeln und wird zum Intellekt, zum Massengrab des Papiers, zum bloßen Alexandrinismus und -ismus. Für sich genommen endet das Griechentum in Papier, Kritik, Homosexualität, Unheiligkeit, Neugier, Publikum.

Die Sensation und die Neugier sind die Todfeinde der Fruchtbarkeit. Denn sie sind schamlos.

Wieder kommen wir hier auf die Scham als das Keimblatt des Wachstums in der Geschichte. Der griechische Geist hat nur im Rahmen der römischen Frömmigkeit und Pietät unsere Ära beschreiten dürfen. Der fromme Augustus, nicht der trunkene Alexander hat ein beständiges Reich errichtet. Aber im Rahmen der Disziplin verknüpft der griechische Geist den ewigen Ursprung der Welt und die Bestimmung des Menschengeschlechts, indem er die Neuestgeborenen dem ältesten Leben zubereitet.

So verführt uns der griechische Genius bald zu Abscheu, bald zur Bewunderung. Der Hader legt sich, sobald wir die Stunde wissen, zu der jedem Menschenkind ein Schuß Hellas nottut. Wenn uns die Liebe schon entzündet, der Geist schon begeistert, dann, immer dann bedürfen sie begleitender Musik. Sobald das Leben ohnehin zur Liebe erhöht wird, dann ist der griechische Genius nicht Gift, sondern Medizin. Denn dann legt er den Liebenden die Angebinde der neun Musen zu Füßen, der die Liebenden bedürfen, um sich geziemend zu schmücken. So ist das Zeitalter der Verliebtheit das der Musen.

Wenn Giorgione Venedigs Ersten Tag beschreibt, so endet er:

„Blonde Julia, Deiner Heimat Ursprung hab ich Dir verkündet,
Liebe hat die Stadt Venedig, Liebe hat die Welt gegründet –
Deiner Augen strahlend blauer Himmel würde bleichen ohne
Liebesfeuer und verstummen wie die Laute des Giorgione."

Das ist wahr und schön und selber ein Liebeslied. Und es ist gut, daß wir Liebeslieder singen.

Die Griechen lehren die Liebe so zu verklären, daß die ganze Welt herbeieilen muß, unsere Liebe zu schmücken. Diesen kosmischen Schmuck muß aber jeder Jahrgang der Menschheit neu anlegen, soll er zeugungskräftig bleiben. Wenn des einzelnen junge Liebe nicht die Schönheitsstunde der ewigen Welt verkörpert, bleibt sie schwächlich oder stirbt ganz. Der Verklärung bedarf es in jeder Generation. Die Brautwerber müssen und sollen ihre Liebe höher schwingen als das Gesetz von gestern. Die Welt muß von ihnen neu entdeckt werden, bevor sie die Welt fortpflanzen können. Der griechische Geist kann das Wandern ersetzen, weil er trotz einer und derselben beständigen Ordnung jede Jugend höher fliegen lehrt als ihre Eltern.

Keine junge Generation darf ja bloß wiederholen. Sonst kann sie um ihre Mädchen nicht wirksam freien. Den Freiern der Penelope, die zu Hause hocken blieben, war der alternde Odysseus kraft Krieg und Irrfahrt tausendmal überlegen. Nicht nur sein Recht als Ehemann wahrte der Heimkehrer. Sondern Athene verschönte ihn über alle Freier, weil er im Herzen noch als Vater des erwachsenen Telemach der beste Brautwerber der Penelope geblieben war. Um sie zu Brautwerbern zu erheben, stellen die Musen ideale Menschen vom Olymp vor jede junge Generation. So sind die Griechen allerdings nie die, welche selber ernten. Aber jedes Jahr machen sie die Ernte neu und frisch. Vor jeden Jahrgang von Studenten, also zwischen die Saat und die Ernte, treten die Werdebilder des Genius. Die Kunst erhöht, die Kritik reinigt, die Philosophie rechtfertigt, die Geschichte begeistert, Urania bestaunt die Himmel, Melpomene singt, Terpsichore tanzt. Was ich Polymythie genannt habe, nennt Hesiod Kalliope; statt viel steht schön! Dies leiste die akademische Zwischeninstanz. Der griechische Genius sollte hinter der ägyptischen Finsternis der Psychologie, vor der römischen Strenge der Arbeit in das Leben jedes Studenten unserer hohen Schulen treten. Im Dienst der Liebe darf Hellas ewig geliebt werden. Und jeder Student muß zu guter Stunde von Diotima im Symposion hören und bei Hölderlin in griechischem Versmaß lesen, was „das Unverzeihliche" ist.

„Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr den Künstler höhnt
Und den tieferen Geist klein und gemein versteht;
Gott vergibt es, doch stört nur
Nie den Frieden der Liebenden."

i) Der Liebeshorizont und die Mathematik

Die Studenten darben. So ist von der Burschenherrlichkeit nicht viel übrig. Werkstudenten kühlen die Leidenschaft der akademischen Welt. Nicht der Student ist der Mittler der Liebe in die Nation hinein wie vor hundert Jahren. Auf einem unvorhergesehenen Umweg stoßen wir auf die Liebesleidenschaft der Griechen heut von neuem. Der Umweg ist nicht Apollos Musentempel. Er führt andere Straßen. Keiner hat es gewollt. Aber es ist geschehen. Wenn Plato in den schönen Jünglingen nicht ihre Leiber, sondern ihre Seelen entflammte, so konnte er das doch nur, weil die Knabenliebe vorlag und also veredelt werden konnte.

Zeus liebte Ganymedes, Poseidon liebte Pelops, Apollo liebte Kinyras, Zakynthos, Hyakinthos, Phorbos, Hylas, Admetos, Kypraissos, Amyklas, Troilos, Braggchos, Atymnios, Paros, Potnieus und Orpheus. Dionysos liebte Adonis, Ampelos, Hymaneus, Hermaphroditus, Achilles. Herakles liebte Abderos, Dryops, Iokastos, Philoktetes, Hylas, Polyphem, Haimon, Diomos, Peirithoos. Apollo und Herakles' Listen sind die längsten[1].

Die heutige Welt sieht anders aus. Es gibt die Liebe des gleichen zu gleichen. Aber nicht die Homosexuellen stellen diesmal dasselbe massive Kontingent wie in Griechenland. Eine neue Erotik ist entstanden, die Erotik der Homogenität. Sie ist seelisch der Homosexualität verwandt. Auch sie hat geistige und seelische Wirkungen wie die antike Knabenliebe. Aber sie verbindet die beiden Geschlechter! Wir leben im Zeitalter, wo die geschwisterliche Liebe gegen die wilde Leidenschaft der Exogamie vordringt. Mit Geschwisterliebe meinen wir eine Liebe zwischen Mann und Weib, die beide nicht ins Feuer des Außerordentlichen vorreißt, sondern in die Wärme des heimatlichen Lebens zurückleitet. „Der Bruder" liebt hier „die Schwester", weil sie bekannt erscheint. Um den Unterschied beider Liebeswege zu erfassen, mag der Leser davon ausgehen, daß er selber aus seinem Zukunftshorizont die Gegenwart entscheidet. Wer ein Doktor werden will, studiert Medizin. Die Welt sagt: erst studierte er Medizin, dann wurde er Arzt. Aber für ihn ist das nicht wahr. Über ihm war sein Horizont mächtig. Wer nach Amerika ging, wollte dort gleiche Recht wie alle anderen genießen. Deshalb verstand Karl Schurz, daß die Neger emanzipiert werden mußten. Denn nur dann war er selber sicher, daß auch ihm selber das Bürgerrecht unter keinen Umständen vorenthalten würde. Also dienten Hunderttausende Neueinwanderer im amerikanischen Bürgerkrieg und verhalfen dem Norden zum Siege. Fielen sie im Verlauf dieses Krieges, so wären sie technisch nie Bürger geworden. Aber deshalb war ihr Verhalten doch normal. Denn der Zukunftshorizont blieb anvisiert. Unser Horizont bestimmt das Heute.

Angewandt auf die modernen Mädchen heißt das: Sieht sie sich selber in erster Linie als Person, als selbständigen Broterwerber, dem nur zufällig der

---

[1] Robinson-Fluck, a Study of the Greek Love-Names, Baltimore 1937, p. 18.

männliche Körper abgeht, dann strömen ihre Kreisläufe anders, als wenn sie sich als weibliche lebende Seele fühlt, der an der Personwerdung zunächst nichts liegt. Wer Personwerdung von seinem eigenen Horizont her erwartet, kann nur freundlich lieben, aber nicht ekstatisch. Er liebt parallel, nicht polar. Dies ist also gegenüber dem Liebesfeuer eine andere Liebe, Heimatliebe, und sie liebt das Homogene. Homogenität ist daher der Homosexualität verwandt. Es ist seelische Homosexualität. Denn das Mädchen sieht sich selber als Knaben, als sich selber schon bekannt. Sie ist ihres Wesens bewußt, da wo die junge Braut vordem sich gerade noch nicht kannte. Angesichts dieses Schicksals des modernen Mädchens, die sich selber als Knaben sieht, werden uns die Augen für platonische Liebe erneut aufgetan. Blicken wir noch einmal auf den Idealisten des besten Staates, den unvermählten Plato. Platos Seele ist aus der Seefahrt der 265 Griechenstädte heimgekehrt und hat stattdessen die beste Polis im Geist errichtet. In Plato wird aus den vielen Städten, von denen Homer und Herodot und Aristoteles und Theophrast schreiben, die Eine ideale Stadt, die wahre Stadt, in der wir „das Gute" tun.

In der Stadt liebt sich der Städter selber. Die Polis ist also immer des Menschen eigenes vergrößertes Ideal. Als Plato z. B. entdeckte, daß die Polis drei Stände habe, gewährt er auch der Einzelseele drei statt zwei Elemente. Er schrieb seine Psychologie um, denn die Stadt ist sein eigentlicher Mensch; der Mensch ist die Polis im Kleinen.

Dieses Spiel zwischen mir und meiner Polis wird oft erwähnt, aber immer als bloß logische Analogie. Die Analogia entis heißt das. Sie ist nur denkbar, wenn sie auch ein Liebesvorgang ist. Das verschweigen die Disputanten der Analogie, ihre Selbstverherrlichung. In dem Größeren liebt sich das Kleinere! Jeder liebt seine Polis als sein vergrößertes Ich. Platos Liebe zur Polis enthält das Geheimnis seines Eros. Es ist Selbstliebe, die erlaubte Form der Selbstliebe vielleicht, aber Selbstliebe. Der Staat ist des Mannes eigene Idealgestalt. Platos Ringen veredelt die gleichgeschlechtliche Liebe. Dank seiner schöpferischen Staatsliebe hat Plato sein Schicksal, die Liebe des Mannes zu Männern, die gleichgeschlechtliche Liebe, sublimiert. In den schönen Knaben hat er die künftige Stadt geliebt. Der platonische, musische Geist befähigt uns für die Vollendung unserer eigenen Art zu entbrennen. Unsere Leiber aber entbrennen für die andere Art, für die Weiber. *Geist und Leib lieben entgegengesetzt im Griechentum.* Das Rätsel Griechenlands öffnet sich: Vaterländer haben Söhne. Aber in Hellas hatten Mütterstädte Tochterstädte. Und so zerstreuten sie sich über das weite Meer. Plato wendet sich nach innen auf den unwegsamen Engpaß der Erneuerung zu, wo kein Ausweichen in die Weite hilft, wo das korrupte Athen, der korrupte Tyrann, wo diese bestimmte Stadt gut tun soll. Und Jünglinge werden da die Mütter der zukünftigen Stadt. Die gleichgeschlechtliche Liebe und der Idealismus sind pervers im erhabensten Sinne dieses Wortes: das Verhältnis

der Natur dreht sich im Geiste um. Wie die Mutter leiblich die Söhne gebiert, so renascieren die Söhne geistig ihre Mutter! Sokrates ist deshalb die Hebamme dieser Mäeutik. Die antike Homosexualität tritt heute in einer neuartigen Wendung als Homogenität auf. Die Töchter Amerikas versuchen als Knaben zu leben. Die Liebe zwischen Mann und Frau in USA ist die von Kameraden, von parallel Lebenden, und die Erscheinung der jungen Frau, hüftenlos, busenlos, auf die alle Mädchen aus sind, läßt sie darunter leiden, daß sie empfängnisbedürftig sind.

Die „Coeds", diese gleichaltrigen Ehepaare von 21, sind weder Brautpaare noch Liebespaare: denn sie trachten nach Homogenität. Sobald Mann und Weib sich parallel schalten statt auf Wechselstrom, wird ihr Gedankenaustausch platonisch. Das, was in USA an Literatur und Kunst heute zustande kommt, ist griechischen Geistes, ist unfruchtbar. Aber sonst wäre in diesem Erdteil überhaupt nichts da, das dem Geist auch nur entfernt ähnlich sähe. Die Geistesarmut macht in USA das gemeinsame Atmen, die Begeisterung, fast unmöglich. Die Geschlechterhomogenität, das jünglinghafte Wesen der Mädchen, schaltet sich also ein, damit wenigstens ein Ersatz dafür geschaffen werde. Das ist eine Notwehr und ein Notstand von ungeheuren Ausmaßen und kein einzelner ist daran „schuld". Alle leiden. Aber alle würden noch mehr leiden, wäre es nicht zu dieser Notlösung gekommen. Diese jungen Mädchen sind heute im edelsten Sinne Menschen, bevor sie Mädchen sind; ebenso sind die jungen Männer menschlich, bevor sie Männer sind. Beide sehen sich selber zuerst so, wie die andern sie sehen, von außen. Sie sind nicht „extrovert", aber von außen definiert.

Sobald wir die Versöhnung der geschlechtlichen Trennung, den Frieden unseres Menschentums nicht geduldig von Gott erharren, sondern humanistisch auf Erden als geschehen annehmen, entsteigt „der Mensch" seinen beiden Quellflüssen, Mann und Weib, vor der Zeit. In Amerika ist der Mensch an den Anfang der Erziehung getreten. Denn die Kinder lernen in den Kinderjahren nicht gehorchen und nicht glauben und nicht auswendig. Sondern von Anfang an sollen sie selbständig und vollständig sein.

Der geschlechtliche Mensch aber kann zur Reife nur kommen als der unvollständige Mensch. Das Geschlechtswesen ist ja der Abschnitt, eben der „sexus". Erziehe ich Kinder in Gehorsam und Glauben, so stärke ich damit ihre geistige Geschlechtlichkeit. Erziehe ich hingegen Kinder als selbständig und unabhängig, schwäche ich die geistige Form ihres Geschlechts. Denn jung und Mädchen zu sein, das sind erst zwei Viertel unseres ganzen Wesens. Wenn weder Lebensalter noch Geschlecht sich als Viertel ausbilden dürfen, wird die Seele verkümmern.

Eben dies ist in Amerika geschehen. Das Kind wird als selbständig behandelt, als unabhängig, als verständig. Und verständig hängt doch wohl mit selbständig zusammen. Damit wird das Kind „entschlechtet", ungeschlechtlich. Da es aber

leiblich als männlich oder weiblich zur Welt kommt, so wird sein Geist andere Wege geführt als sein Leib.

Mit 20 versuchen Jungen und Mädchen verzweifelt zu lieben. Aber es ist ungemein schwer für sie. Denn ihr Geist hat sich inzwischen einen Körper gebaut, der das entgegengesetzte Geschlecht ihnen seelisch aufs äußerste annähert.

Die Gegenwart hat also nicht mit der Wiederholung der platonischen Geistigkeit zu rechnen, aber mit etwas, das ihr entspricht, mit der Gleichschaltung der Mädchen. Da verstummt alle Rechthaberei. Hier sind Menschen, die es schwer haben. Und wer gönnte ihnen nicht die Weisen Diotimas und Aspasias, um sie doch des feurigen Lebens teilhaftig werden zu lassen? Plato hat die politisierten griechischen Jünglinge gerettet. Welche Diotima wird die amerikanisierten Jungfrauen retten? Aus dem Liebeshorizont des Mädchens unserer Zeit heraus müssen wir den Vorläufer des Herrn, den Gott Griechenlands um seine Kräfte bitten.

Als die Ausbreitung der Griechen zu Ende war, besann sich Plato auf den besten Götterstaat. Zwar übersetzen wir seine Politeia mit Staat. Aber damit betrügen wir uns. Für Plato enthielt das Wort Polis die Götter und die Menschen. Weil die heutigen Staatslehrer Platos Buch mit „Staat" übersetzen, werden sie Faszisten oder Kommunisten. Aber Plato entdeckt den Staat als die Großgestalt der männlichen Seele, und so ist es eine polytheistische Kirche, die er aufbauen will, damit nie wieder die ungerechte Polis den göttlichen Sokrates umbringen könne. Wie Plato diesen besten Götterstaat aufzubauen unternimmt, ist ein wundersamer Anschauungsunterricht in gleichgeschlechtlichem und andersgeschlechtlichem Denken.

Da du und ich in unserem Denken zwischen diesen beiden Denkarten abwechseln, so scheiden sich die Geister an Plato. Über deine Heimat, über deine Zukunft entscheidet deine Sprache. Und Platos Philosophie hat die moderne Wissenschaft ermöglicht und die beiden Weltkriege unvermeidlich gemacht.

Denn Plato spricht die gleichgeschlechtliche Sprache dort, wo sie hingehört und dort, wo sie nicht hingehört. Und unsere Staatslehren, Gesellschaftslehren, Ethiken, Psychologien sprechen sie ihm nach.

Die gleichgeschlechtliche Sprache fand Plato in kühnem Griff. In seiner Jugend schied er die höheren und die niederen Kräfte der Seele. Aber im Staat entdeckte er die drei Seelenvermögen des Mannes aus den drei Ständen der Stadt. Die Seele selber hat in sich die drei Stände, deren eine Polis bedarf: Regiment, Dienende und einen sich zwischen beiden hin und her bewegenden Mittelstand. Also ist die Seele kein Naturding. Aber Plato entdeckte in dieser Analogie von Polis und Seele auch das Geheimnis Griechenlands, wie dies Buch es darstellt. Denn jeder der drei Stände der besten Polis werden von je einem Horizont der Stämme, der Reiche und der Poleis angestrebt: die Krieger der Thraker, sagt Plato, die Ackerbauer am Nil, die Studenten Athens repräsentieren Herz, Magen und Kopf der Seele und des besten Staats. Die Griechen nennt Plato

lerneifrig, die Stämme siegeifrig, die Landbebauer besitzeifrig[1]. Liebe ist aller drei Formen Triebfeder.

Plato räumt hier den Griechen einen anderen Platz ein als Reich oder Stamm, eben den dritten, der ihnen zukommt und den wir ihnen geben; als Eiferer des Denkens, als Studenten des Alls stehen sie auf ewig vor uns. Die Form der Verfassung, die sich aus allen drei Eiferern mischt, sei die beste, lehrt Plato, und über ihn sind wir nicht hinausgekommen. Also ist die Seele kein Naturding im Sinne der Moderne, sondern Staat und Seele sind für Plato beide gärtnerische Formen derselben „Geistnatur", wie Goethe sich ausdrücken würde.

So weit ist hier etwas Großartiges geleistet. Die Polis soll die Selbstverwirklichung der männlichen Seele werden.

Die männliche Seele ist Platos Begehren. Aber in seinem Himmel wird nicht gefreit. Der Leser des ersten Bandes weiß, daß die Seele erst aus beiden Geschlechtern erfahren und in beide Geschlechter entfaltet werden muß. Deshalb also erregt Platos Staat Schauder. Mit dem anderen Geschlecht hat Plato, der ja vom Weiberkommunismus ausging und Eheberater über die Innigkeit des Ehebettes setzen wollte, mit dem anderen Geschlecht hat Plato nichts anfangen und nichts vollenden wollen.

Deshalb ist erst in unserer Ära die gegenseitige Verwirklichung der menschlichen Seele möglich. Da die Seele Braut, Tochter, Mutter, Gott aber Vater, Sohn und Bräutigam sind, reicht Platos Männerstaat nicht aus. Kirche und Staat, Künste und Wissenschaften, alle zusammen sind die Analogie der menschlichen Seele.

Wer daher seine eigene Menschlichkeit meistern will, der studiere die notgedrungenen Folgen eines gleichgeschlechtlichen Menschenideals bei Plato. Er wird vielleicht erstaunt sein, wie aktuell die Scheidung von Staat und Kirche geblieben ist.

Plato sucht seine Götterpolis auf unvergängliche Grundlage zu stellen. So wird aus den Göttern das Göttliche, aus der Vielheit ihrer Tempel aber die reine Zahl. In diesen beiden Wegen Platos zum Neutrum: dem Göttlichen von den vielen Göttern, zur Geometrie der 5 regelmäßigen Körper weg von den vielen Geschöpfen, spricht sich die Zweischneidigkeit der unsere Schule beherrschenden Philosophien aus.

Die Mathematik ist nämlich angemessen, um die vielen Sterne und Steine, Dinge und Sachen zu messen. „Das Göttliche" aber ist ein groteskes Mißverständnis unserer Existenz. Es ist so wertlos wie „das Sein" oder „das Ich" oder all die anderen horreurs des reinen Denkens.

Die Bildung des Neutrums „das Göttliche" ist eine Versachlichung der Götter. Das aber ist ein in der Logik verbotener Übertritt in ein anderes Bezugssystem. Wir reden von Göttern nur, wo nicht wir unter Sachen, sondern Mächte über

---

[1] Siehe das höchst brauchbare Schema bei Karl Prächter, Die Philosophie des Altertums, 1926, S. 275.
[2] Band I, 20; 57 ff., 290; 296 f.

uns selber gehn. Die Namen Gottes sind ein notwendiges Element unserer Selbstanrede. Gott ist eben kein Wort, sondern ein Name. Und Teophil Schmidt oder Isidor Cohn kann sich selber nicht richtig anreden, wenn er nicht Gott den richtigen Namen gibt! Der Gottesname ist kein Luxus. Er ist ein Akt der Notwehr. Der Grund ist, daß Namen immer nur gegenseitig Sinn geben! Mutter und Sohn, Bruder und Schwester sind gegenseitige Vorstellungen. Staat und Bürger sind es. Da nun aber der Mensch seine Eltern und Geschwister und sein Vaterland und seine eigenen Fehler überleben muß, so bedarf er in dem Augenblicke eines Überlebens des Gottesnamens zu seiner Orientierung in einer stetig wechselnden Gesellschaft. Plato wußte: ich bin meiner Mutter Sohn, meines Vaters Erbe, meines Volkes Kind, meiner Zeit Genosse. Aber weiß Gott, ich bin nicht nur das. Ich muß ein Weib freien, einen neuen Beruf ergreifen, eine neue Heimat finden und meinen Kindern Namen geben. Alle diese Akte geschehen mit Einsatz der Person. Sie personifizieren. Das wußte Plato nicht.

Plato gründete den Wechsel des Irdischen in die Ideen. Sie waren ewig, schön, wahr und gut. So sollte auch der Mann sich auf die ewige Heimat gründen. Und im Sein des Göttlichen war das Gute, das Gerechte, das Wahre zu Hause.

Ach, nur Kinder glauben an eine solche zweite Welt, in die sich die Seele zurückflüchten kann. Wir wissen, daß wir den wirklichen Menschen in diesem Augenblick gegenseitig hervorrufen müssen, weil die göttliche Liebe in jedem Augenblicke stirbt, in dem wir sie nicht erwidern.

Plato beraubt also Gott durch den Begriff „das Göttliche" seiner Macht, uns anzusprechen und seiner Bereitschaft, von uns angerufen zu werden. Das Göttliche anzubeten ist komisch. Denn „das" ist immer weniger als „ich". Damit ist die Seele also um die Macht betrogen, sich zu besprechen ohne Schaden zu nehmen. „Das" ist nur das, *wovon* man spricht. Wir können „das Menschliche" weder vom Autor noch vom Leser dieses Buches sagen; sie sind und bleiben der Autor oder die Leserin. Sprecher und Hörer sind nämlich immer Geschlechtswesen. „Das Menschliche" leugnet den Kampf vor allen Klassenkämpfen, den Kampf der Geschlechter und der Generationen.

„Das Göttliche" kann nur über Menschen, die nicht dabei sind, gedacht werden! Der Mensch ruft mithin Gott an, damit er nicht in den Wahnsinn verfalle, auf das Menschliche wie auf Sächlichkeiten herabzusehen. Denn alles Sächliche ist im Grunde nebensächlich; unter uns Menschen zählt nur der Mensch. Aber der Mensch ist eben gegenseitig, nur mit dem Antlitz aufeinander gerichtet werden die Menschen Mensch. Und Gottes Name muß dem Menschen den Spiegel vorhalten, in dessen Widerschein er sich sogar noch dann richtig benennt und erblickt, wenn er einsam und in Gefahr ist, sein Bruchteil für den ganzen Menschen zu halten. In Plato aber löst sich die Einheit des angeblickten und des anblickenden Menschen auf. Der Angeblickte wird ihm zum Weib, Krieger, Sklave, Kind, Grieche, Thraker, kurz zum Typ, Sache, Zahl. Der Anblickende, der Philosoph aber erstarrt zur reinen Idee. Plato ist selbst „das Göttliche" auf

Erden geworden. Im Gefühl dafür hat ihn die Nachwelt gern „göttlicher Plato" genannt. Nur seine Liebe zu Sokrates hat Plato davor gerettet, dadurch lächerlich zu werden. Bis ans Ende seines Lebens hat er sich nämlich von Sokrates ansprechen lassen. So haben den Plato das Gute und das Göttliche nicht ruiniert. Aber den Idealisten ist seine Trennung von Person und Sache zum Verhängnis geworden. Die Philosophen haben eben das Göttliche, das Menschliche, das Wahre, das Gute verhandelt, als seien dies Gesprächsthemen und Sachen, die sich in ihrer Abwesenheit gefallen lassen müßten, besprochen zu werden.

Männer unter sich reden von den Weibern anders, als wenn ihre Frauen zugegen sind. Die unaussprechliche Roheit von Platos Sprache offenbart sich da, wo „das Weibliche" verhandelt wird. Die Frau ist ihm nicht gegenwärtig!

So entläßt uns Plato mit einem verzweifelten Durst nach Gottes und der Seele Gegenwart; seine Ideen beherrschen die Polis unserer mannbegriffenen Gesetze, seine Zahlen erklären die Physis des Universums. Aber der Namen, dank derer wir uns selber anreden dürfen, ist aller Philosophie verlustig gegangen. Alle Philosophien wissen von Dingen, und aus ihnen rechnen sie Gott aus, die einen so, die anderen anders: Immer aber ist Gott für die Philosophen ein Resultat, eine reduzierte Sache, vielleicht eine Ursache, aber doch auch dann noch eine Sache.

Der Mensch aber kommt nie zu sich, wenn Gott ihn nicht anredet. Der Name Gottes ist der Umweg, auf dem allein du mit dir selber nicht Schindluder treibst. Niemand kann sich mit sich selber unterhalten ohne sich selbst zu zerstören und zu spalten, ohne also zu verzweifeln, nämlich in zwei Gesprächspartner zu zerfallen. Der Mannestrotz hat das bei Plato unternommen und so die Wissenschaft geschaffen. Die Wissenschaft ist die organisierte Verzweiflung. Denn Geist und Leib treten hier auf ewig gegeneinander auf. Dank der Homosexualität, dank der Jünglingsfreundschaft, dank der Liebe des Plato für Sokrates halten die Männer, die so zeitlebens zweifeln, es doch aus, gespalten zu werden. Sie bilden dazu einen Männerbund.

Indessen spaltet sich dieser Mannesgeist in endlose Schulen. Plato hat Aristoteles auf den Plan gerufen. Da den Idealisten Gott nicht anredet, so kann er sich nicht vermählen, sondern muß sich durch Spaltung fortpflanzen. Die Dialektik ist das Verhängnis aller geschlechtslosen Geistigkeit. Der ist am fruchtbarsten im Reiche der Idee, dessen Echo ein Gegner wird, der das Gegenteil behauptet. Die gleichgeschlechtliche Liebe erzwingt die Parteien. Bloße Männer reden nicht mehr gegenseitig, sondern nur noch gegenteilig! Als Hegel und Marx rein männlich denken wollten, brach Europa friedlos unter den Streichen parteiischer Philosophien zusammen. Heinrich Heine hat das vorausgesagt.

„Das Göttliche" erwies sich nicht als der Daimon des Sokrates, sondern als Dämonenkampf, als ein Kampf aller gegen alle. „Der Mensch" war sich selber unansprechbar geworden. Denn „er" hatte „das Göttliche" an die Stelle von Braut und Bräutigam gesetzt.

Darum also haben die Philosophen die Welt erforscht und die Menschen zur Verzweiflung gebracht und sind unverheiratet geblieben. Ihr Erfolg und ihr Scheitern sind ein und derselbe Akt. Die Philosophie besiegt die Welt, die sie berechnet. Sie verrechnet sich nur, wo sie den Philosophen auf den Jargon: „das Wahre, das Gute, das Schöne, das Göttliche, das Seiende" zurückschraubt. Denn indem sie so die Götter neutralisiert, angesichts derer und im Hinblick auf die du es aushältst zu leben, enthält sie uns die Lebensmittel vor.

Im Selbstmord endet die Philosophie, denn sie tötet alle die Namen, dank derer wir unserer eigenen Seele ewiges Leben zuschreiben können. Die Namen Gottes rufen uns ins Leben.

Alles hier Gesagte wird der Humanist ungerecht finden. Er findet nicht, daß der Philosoph erstarrt, daß dem Göttlichen von der Wissenschaft nicht gedient werde, daß uns bei Platos Staat schaudern muß.

Und er hat eine wichtige Einschränkung vorzubringen, für die ich selber als humanistisch durchwachsen den Fürsprech machen muß.

Begriff und Dialog bei Plato sind nicht unmenschlich. Platos Begriff ist nämlich ein menschlicher Akt, weil er eine Antwort auf eine Frage ist. Nicht, daß ich denke, aber daß ich auf eine Frage antworte, ist die menschliche Seite meines Denkens. Zwischen die naive verderbte Stadt Athen und den jungen Mann tritt Sokrates, der Frager, und heischt Antwort. Zeitlebens hat Plato Probleme beantwortet. Probleme sind gestellte Fragen. Zu Frage und Antwort gehören zwei. Die gleichgerichtete, die homogene Liebe der Platoniker fragt freilich neutral: was ist Wahrheit? Was ist Tugend? Wo der lebendige Mensch fragt: Magst du mich? – immerhin der Begriff der Philosophie ist wirklich, solange er Antwort bleibt. Es gehört in mein Sprachwerk, der Frage des Sokrates nach dem Begriff die schlichten Fragen der Unwissenden im Volke entgegenzuhalten. Schon hier aber wolle der vergriechte Leser sich selber fragen, ob die Griechen nicht die unschuldige Frage des Unwissenden in die Examensfrage verwandeln, die der Wissende stellt.

Damit tritt der griechische „Begriff" zum ägyptischen „Fürwort" und zu den „Stammesnamen" als ein neugeschaffener sozialer Sprachakt. Der Begriff als Antwort auf eine Frage vereint den Fachmann und seinen Kritiker, den Philosophen, im erotischen Bund derer, die wissen wollen. Auf Frage und Antwort sind alle Schulen gegründet. Wie das Fürwort nur zu Hause gilt, ist der Begriff nur wissenschaftlich fruchtbar für das Begreifen der Welt, aber er ist sozial unfruchtbar, denn kein Begriff verpflichtet den Frager oder Antworter. Die Schulen hören nie auf. Begreifen ist unsterblich. Wir können aber unseren Begriffen und Schulen nicht gehorchen, wir machen sie ja selber. Daher wenden wir uns jetzt den Kündern seiner Namen zu, denen, die unsere Sachen und Begriffe über den Namen Gottes vergaßen, den Propheten seines Kommens. Die Namen der Helden, das Pronomen Pharaos und aller Berufe, der Begriff

Platos sind alle nur da anwendbar, wo sie hingehören, die Namen im Thing, die Fürworte im Tempel, die Begriffe in der Schule. Kein Wunder, daß wir suchen, wer überall und immer die Wahrheit sagen kann. Häuptling, Pharao, Philosoph können es nicht.

Vierter Abschnitt

Die Zukunft der Propheten

a) Der gesprochen hat durch Moses und die Propheten

Gegen die tote Pedanterie der Schulen, in denen der Buchstabe tötet, schützt Genius, schützt die Deutschen Goethe. Er steht wie eine Mauer zwischen uns und den Auswendiglernern. Zwei weitere Mauern schützen deine und meine Freiheit. Sie werden nicht von allen gesehen. Drei Mauern hintereinander scheinen doch auch überflüssig. Ist Goethe, sind die Künste und Wissenschaften nicht Unterpfand, daß man auch „Religion" habe? Goethe selber hat das bisweilen angenommen. Er vergaß, daß sein Großherzog hinter dem Geniekult den Kult des Neuen Testaments mit Staatsgewalt erzwang, und noch weniger bedachte er, daß der Kult des Neuen Bundes ohne die Propheten des Alten Bundes Aberglaube wird. Ob von ihm bedacht oder nicht, ist auch Goethe von zwei Mauern beschützt gewesen, als er seine dritte errichtete.

Gegen die babylonische Sprachverwirrung, gegen das Große Jahr der Astrologen, gegen Traumdeuter und Schizophrenie, gegen die Blutrache und den Totempfahl oder die Zauberrunen sind wir nicht durch Kunst und Wissenschaft abgedichtet. Unsere Freiheit von der schwarzen Katze, die Freitags über den Weg läuft, kommt nicht aus der Wissenschaft, sondern aus dem Glauben: Dieser gab nämlich der Wissenschaft die Katzen frei, indem er uns lehrte, dies seien bloß Katzen.

Drei Brandmauern schützen also deine und meine Beweglichkeit. Der moderne Mensch lebt nach Goethe, nach Christus, nach den Propheten. Das kirchliche Credo drückt das so aus, daß es sagt: Der Geist habe uns dreifach geheilt, gestern durch Moses und die Propheten, heute durch Christus, morgen in der heilenden Gemeinschaft. Wir glauben an den heilenden Geist, für den durch Moses und die Propheten Platz geschaffen wurde, der seit Christus heut durch jedes Märtyrers Kreuzigung neu wahr wird, der in einer Gemeinschaft fruchttragender Seelen sich in immer weiteren Gebieten bewahrheitet hat. Wahr-sprechen, Wahrwerden, Bewährung sind drei Ansichten desselben Weges aus allen Sackgassen zurück über die Kreuzesweiche der Wirklichkeit[1].

[1] Band I, 20; 57 ff. 290; 296 f.

Dreifach wird uns zugerufen, daß die Schulbücher, Staatsgesetze, Sippentotems, daß Uniform, Schrift, Zyklen uns nicht enthalten.

Goethe bereitet die Zukunft vor: „Die Geister müssen sich morgen vereinigen" und „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", oder „Auch dann noch soll, wenn Enkel um uns trauern, zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern".

Das Evangelium predigt: „Der Herr muß heut auferstehen, gerade aus denen, die ihn kreuzigen, müssen die hervorgehen, in denen er auferstehen und die sich um seines Namens willen kreuzigen lassen."

Die Propheten verheißen: Der Mensch und die Schöpfung sind im Begriff aus Nichts erschaffen zu werden. Deshalb stehen Gottes größte Enthüllungen erst bevor.

Über diese Trinität des Säens, Predigens, Verheißens haben wir meistens eine erhebliche Konfusion in unserem Kopfe. Ich selber kann nicht sicher sein, allemal jedem der drei Rufer: Goethe, Christus, Moses, die Eigenart seines Rufens zu lassen. Meistens kann auch die Unterscheidung der drei Stile, der drei Brandmauern auf sich beruhen. Wenn sie uns nur von der Hölle abtrennen, dann brauchen wir nicht zu wissen, wie.

Eine Soziologie aber verspricht, Irrwege und Wege zu unterscheiden. Daher geht dies Buch unsere gebahnten Prozessionswege in Gedanken nach. Nicht aus Pedanterie scheide ich Moses, Christus, Goethe, sondern weil diese Harmonielehre dem Leser in einer „Vollzahl der Zeiten" offenbar versprochen ist. So bin ich gezwungen, die prophetische Flammenschrift an der ersten Wand für sich lesbar zu machen. Moses und die Propheten dichten die Mauer ab, die am weitesten von deinem Alltag wegsteht. Damit wird es dem modernen Verstand besonders schwer gemacht, die Juden als seine Protektoren anzusehen. Unter den Nazis hatten viele Deutsche jüdische Protégés. Aber das Verhältnis ist gegenseitig. Israel protegiert die Heiden vor dem ärgsten, vor der Auslieferung an die Rachegeister und das Glücksrad und den Selbstmord und den Größenwahn.

Dieses Amt Israels erklärt die Hartnäckigkeit, mit der es bis heute ausharrt. Den Nationalisten und Nationalkirchlern entgeht dies Amt. Sie fragen: Wir sind doch ein für allemal „abgedichtet"; weshalb also sollen wir noch die Psalmen gegen Isis und Astarte lesen, die Propheten gegen Traumdeuter und Zauberer, den Moses gegen das Goldene Kalb? Weshalb gibt es noch Juden?

Weil ohne Moses erst Jesus und sehr bald auch Goethe unhörbar werden. Und ohne diese drei verschlägt dir selber deine Sprache und du versinkst in Zoologie oder Selbstmord oder beides. Also ist es denn auch geschehen. 1933 fiel Deutschland vor Goethe, vor Christus und vor Moses zurück. Und heut ist es ohne eigene Zeit!

Sollte es in Zukunft den Staat Israeli geben, so wird jeder einzige Mensch, Chinese und Zulu so gut wie du selber, statt der Juden ein Stück der „Flammenschrift an der Wand" selber schreiben müssen. Ein unscheinbares Beispiel soll hier durchgeführt werden, an dem die Verstocktheit der Juden begreiflich

wird, jene Verstocktheit, ohne die weder Christen noch Goethe uns hülfen. Die Verstocktheit Israels bis heut ist ein Teil der Ämterteilung im Haushalt des lebendigen Gottes. Dies ist das Beispiel:

Die Ägypter glaubten an die 1460jährige Lebenszeit der Isis-Sopdit. So prophezeiten sie den Tod Christi auf 399; sie erlaubten ihm nämlich ein Viertel eines Großjahres, 365 Jahre nach Pfingsten[1]. Die Bischöfe der Kirche umgekehrt weigerten sich lange, die Jahre der Welt zu zählen: Christus regiere ja gerade die Äonen der Äonen, er sei „super-coelestialis" über dem Himmel, aus dem die Äonen erfließen, da wo Zyklen und Perioden geöffnet und geschlossen werden. Das ist alles lange her. Wir zählen heute seelenruhig die Jahre. Schon gibt es Spenglers, die mit Jahrtausenden so umspringen, als hätte sie das Jahr in sich. Das Große Jahr spukt wieder. Trotzdem zählt heute auch der Papst die einzelnen Jahre. Und es ist umgekehrt mein Recht, Jahrtausende zu zählen. Aber damit ich das darf, ist eine Brandmauer notwendig! Unsere Seelenruhe ist nämlich teuer eingekauft. Jeder haust zwischen ägyptischem Aberglauben und dem Ozean des einen Glaubens in uns. Wir leben in einer Zwischenzeit, während deren unser Glaubensstand gemischt ist. Da sind die Wahlen, die Kriegsgefahr, die Konjunktur. Wir eilen dem Glaubensozean erst wieder zu. Solch eine Menschheit auf dem Wege muß doch auch über den Ablauf der Jahre nachdenken: „Wächter, ist die Nacht bald um?" seufzt daher die Stimme in jedem von uns. Diese Stimme aber ist die Stimme des Psalmisten. Auf die Zeitrechnung bezogen bedeutet das: Israel hat sich aus dem Verhängnis des großen Jahres in die Jahrwochen geflüchtet. Es hat damit einen *gereinigten Zwischenstand* geschaffen! Die unvermeidliche Zwischenzeit, in der Europäer, Chinesen, Hottentotten harren, ist nun erst dank der Sabbathe unschädlich. Denn diese rollen majestätisch über die Neujahrsanfänge hinüber. Und so schuf das Alte Testament eine freie Anschauung der Weltzeiten. Der Prophet Daniel hat z. B. die Zerstörung des Tempels auf 69 Jahrwochen prophezeit. Das sind 483—490 Jahre. Aber es sind keine astrologisch verpesteten Jahre! Bekanntlich hat Jesus gerade diese Prophezeiung aufgenommen. Dank Daniel konnte Jesus den Aposteln sagen, daß er den Fall Jerusalems vorwegnehme. Man vergleiche, wie Nietzsche den Untergang des Abendlandes vorweggenommen hat, auch ohne jede Rechnung, sondern im Glauben.

Die kirchlichen Lesungen am Ende jedes Kirchenjahres wiederholen des Daniels Vorhersage vom Fall des Tempels nach soundso viel Jahrwochen. (Sie stehen am 23. Sonntag nach Pfingsten.)

Dank dieser ewigen Gegenwart der Propheten wird uns der erste Schutzwall gegen Astrologie errichtet. Wie sieht er aus? Die Jahrwochen des Jubeljahrs, der Jubiläen, des Daniels sind *gestirnfrei*. Aber sie achten umgekehrt die berechtigte

[1] Augustin berichtet dieses seltsame ägyptische Horoskop für das Leben des „Corpus Christi" in seiner „Gottesgemeinde".

Erwartung: „Wächter, ist die Nacht bald um?" Sie erregen sogar selber diese Erwartung. Sie fragen also nicht nur den Wächter, nein sie machen selber erst wachsam! Der Wächter in unseren Herzen, der das Ende der Zeit erwartet, wird aber nicht eingesetzt und aufgeweckt, weil Sirius am Himmel aufgeht, sondern weil unser Herz nichts versteht, solange es nicht die Erfüllung der Welt vorwegnehmen darf. Die Jahreswochen erlauben ihm das ohne astrologischen Hokuspokus!

Unser eigener Rückblick auf die Geschichte ist durch Moses und die Propheten mithin ein reiner Rückblick statt ein abergläubischer. Würde ein Horusdiener „Christ" zu werden versuchen, ohne den Propheten Daniel, ohne das Alte Testament mitzulesen, so müßte man ihm die Zunge ausreißen. Wie soll er sich vom großen Jahr weg zu einer unaussprechlichen und ewig toten Ewigkeit bekehren, wenn doch das Weiterrollen der Zeiten und Äonen in unserem Leben eine Tatsache des Fleisches und Blutes, des Schlafens und Aufwachens ist? Der Horusknecht hat gut sich bekehren und von Gottes reiner Zeitlosigkeit stammeln. Solange ihm seine Mond- und Sonnenäonen bloß weggeschnitten würden, müßten sie immer neu nachwachsen. Er kann nicht die Amputation aller seiner Sprache ertragen. Er braucht aber ihre Unschädlichmachung. Dann kann er auf die Ewigkeit zuleben.

Diese gereinigte Sprache für unser eigenes Vorleben haben uns Moses und die Propheten geschaffen. Aber wir lesen doch die Bibel nicht mehr? Und bald gibt es keine messianischen Juden mehr? Nun, sobald der Staat Israeli dem Ghettojudentum ein Ende macht, wird in dich und mich eine neue Form von Verkörperung der sinaitischen Gesetze hinneinfahren müssen. Wenn die Jahreswochen Daniels nicht mehr in einer Synagoge nebenan, noch an einem Meßaltar gelesen werden, dann wirst du sie eben selber lesen müssen. Oder aber du wirst dem Aberglauben der Astrologie wie Hitler verfallen und an Horoskope, also an die Zyklen vor Moses' Zeit glauben wie die Konjunkturritter.

Noch ist es ja nicht ganz so schlimm. Die Judenausrottung hat eben erst sich ausgerast. Und es gibt noch christliche Gottesdienste, in denen Jesus als Sohn Davids anerkannt wird. Aber weder Kirche noch Bibel noch Synagoge sind imstande, diese „Vorlebenssprache" jeden heutigen Menschen zu lehren. Die erste der drei Schutzwände gegen Zauberei und Magie, Israel, wird nicht mehr in unserer täglichen Erziehung errichtet. Träume werden stattdessen gedeutet. Die schlechte Verdauung wird dazu verwertet, die Seele von ihrer wirklichen Pein abzulenken und auf das, was der Morgenwind verwehen sollte, die Träume, wird der Sinn gelenkt. Die Wand des Alten Testaments dichtet uns gegen die Traumdeuter und Analytiker ebenso wie gegen das große Jahr ab, indem der Sprache hier eine einzigartige Vollmacht erteilt wird! Es wird nämlich in demselben Satz das erst geschaffen, was in ihm besprochen wird. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten, ist nur dem wahr, der in den Relativsatz gläubig eintritt. Die sitzengelassene Braut wird nie wissen, daß der Satz wahr

ist. „Sie sagen, der Herr wird nichts sehen. Er, der das Ohr geschaffen, soll der nicht hören? Der das Auge gebildet, soll der nicht sehen? Der uns Wissen lehrt, soll der nicht wissen?" In demselben Satz wird uns also gesagt zu glauben, aber auch das, was wir glauben, wird uns im selben Atem erst geschenkt! Ich verdanke diese herrliche Erkenntnis meinem 1949 nach der Flucht vor den Nazis im Kaukasus verschiedenen Freunde Professor Dr. med. Richard Koch, als er mir die Erfahrung seiner Gottesdienste mit den zum Judentum bekehrten eingeborenen Bauern im Kaukasus nahebringen wollte. Ein Schutzwall des Glaubens wird errichtet in jedem alttestamentlichen Vers und zugleich wird von ihm berichtet. Ein Er-richten, nicht nur ein Be-richten leistet die Sprache des Moses und der Propheten zum Unterschied von der Sprache der Philosophen. Dem wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen, wird durch das ganze Alte Testament der Hinweg gebaut. Welche Lüge, dem Gott, der Himmel und Erde erschaffen, nationaljüdische Schranken anzudichten. Vom ersten Satze des ersten Buches Mosis an gibt Israel jeden Schatten eines Nationalgottes preis und errichtet Gott die Heerstraße in alle Nationen.

Unter dem Schutz dieses täglich im Gebet errichteten Walls kamen Christus und Goethe zu uns; aufgerichtet stehen beide, weil der errichtete Mensch nicht auf die Toten im Hades noch auf die Sterne im Firmament starrt. Er ist nämlich selber aufrichtig geworden. Wen der Schutzwall der Jahreswochen, der Tränen, der eigenen Geschöpflichkeit umgibt, der gewinnt den Glaubensmut, der allen Heiden versagt bleibt: auf Gott zu harren, so, als sei er noch nie erschienen. Denn dieser Mensch maskiert seine eigene Schwäche nicht; sie ist seine Stärke geworden.

Die erste Mauer, die aufrichtig macht, ist Israel. Weil sie in Wirklichkeit die zweite und die dritte Mauer, Christus und Goethe, erlaubt, weiß jedermann vom Alten Testament mittelbar, auch wo er nichts unmittelbar von ihm wissen will. Es fehlt aber der bisherigen Sprachgeschichte sogar der Begriff des „Errichtens" als einer Sprachtätigkeit. Dieser Vorgang der höheren Grammatik wird nirgends behandelt. Aber wenn der Leser sich nur zurückbesinnen will, so wird ihn das nicht wundernehmen. Keine Schulgrammatik redet von den Namen oder von den Fürworten, den Pronomina, sie kennt nur Worte. Und doch haben die Namen die gegenseitige Vorstellung im Stamm geschaffen, nicht die Worte. Später ist die Götterfamilie im Fürwort geschaffen, im Du des Ka, welches dem Stammesbund und seiner Hochsprache der Namen die neue Tempelsprache eines Himmelshauses, einer Götterfamilie entgegenstellte. Namen und Fürworte sind also eines Tages geschaffen worden. Eine ähnliche Großtat ist die Errichtung der prophetischen Aufrichtigkeit. Kein Heide in der antiken Welt kannte die Aufrichtigkeit. Denn es gab keine Verheißung. Jeder weiß das. Niemand verwertet es. Es ist nämlich oft darauf hingewiesen worden, daß Sokrates ruhig den Göttern opferte, daß kein Heide die Opfer der Stadt oder ihre Riten je aus „Aufrichtigkeit" abgelehnt habe. Die öffentlichen Sprüche und Zauber der Ge-

meinschaft hatten einfach nichts zu tun mit der einzelnen Seele. Die offiziellen Sprachen der politischen Verbände hingen nicht ab von meinem oder deinem Herzen. Vielmehr ist die Rothaut in die Zauber des Stammes eingezaubert. Die Frage seiner Aufrichtigkeit kann nicht gestellt werden. Diese Frage der Lauterheit tritt erst in Israel auf. Den furchtbaren Schwüren und den schaurigen Zaubern und den mathematischen Begriffen fehlt nicht die Wahrheit oder das Recht oder die Richtigkeit. Aber das Gewissen der Israeliten erzeugt ein neues Verhalten der Sprecher. Nicht die Richtigkeit der Zaubernamen, nicht die Wahrheit des väterlichen Befehls steht in Frage. Denn die Sprecher Israels bereiten dem Kommen des Weltschöpfers den Weg. Sie tun dies, indem sie weder Namen vernehmen noch Hieroglyphen anstarren. Sondern sie hören Gebote. „Sollte der, der das Auge gebildet hat, selber nicht sehen?" Darin vernimmt Israel das Wort „Auge" nicht als Name, den man zu einem Fluch verwenden kann oder als Amulett, mit dem man dies Auge bannen kann. Der berühmte „malocchio", das böse Auge oder das Auge des Horus, fallen dem Israeliten nicht ein, der „Auge" vernimmt. Die Sache „Auge" ist nicht da wie ein fertiger Gegenstand, den man nun verwerten kann. Nein, das Wort „Auge" ergeht an den Israeliten als ein Gebot: „Gott gibt ihnen Vernunft, Sprache, Augen", aber der Fromme glaubt, sie trotzdem noch nicht zu haben. Man höre doch nur: „Wir tappen, als die keine Augen haben." „Die da Augen haben und sehen nicht." „Unsere Augen sind finster geworden." „Mit sehenden Augen sehen sie nicht." „Stolze haben Gott nicht vor Augen." Also nur, wenn diese Augen sich noch schämen, wenn sie noch wachsen – Scham und Wachstumsfähigkeit ist dasselbe – werden sie *die gebotenen Augen!* „Meine Augen sehnen sich nach deinem Wort. Meine Augen sehnen sich nach Deinem Heil." „Unsere Augen sehen nach Dir." Daß Gott unsere Augen erst noch fähig machen muß zu sehen, das macht ihn zu dem Einen, Ewigen, Lebenden Gott; denn sein Wort, das an uns erging, als er uns schuf, ist eben noch nicht zu Ende ergangen; so muß ich noch lernen, was mein Auge gemeint ist zu sehen. Ich muß das Auge dazu vielleicht sogar schließen. Der Satz: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiße es aus" ist die tollste Anwendung dieser alttestamentlichen Unfertigkeit unserer Offenbarung. Die fünf Bücher Moses heißen Thora, Gebot. Alles, was der Geist Israels anrührt, tritt eben in den Gebotscharakter hinüber. Und es ist da kein Unterschied zwischen Moses und den Propheten. Dies muß betont werden, nachdem zweihundert Jahre lang die Kluft zwischen den ersten fünf Büchern und den anderen Schriften riesenhaft erweitert worden ist. Aber das größte Beispiel der Wallerrichtung – „Mein Gott, Du bist meine Zuflucht für und für." – sind die zehn Gebote selber: da heißt es erst: „Ich bin Dein Gott, der ich Dich aus dem Lande Ägypten geführt habe. Gib nicht seinen, Deines Gottes Namen auf einen Wahn, denn Gott läßt den nicht ungestraft, der seinen Namen einem Wahn gibt." Sogar und erst recht unsere Erkenntnis Gotts ist erst unterwegs, erst verheißen. Sie kann daher so wenig

wie unser Auge schon als fait accompli gelten. Wir setzen uns Gottes Gericht sogar und am meisten in der Anrufung seines Namens aus.

Daß die angeblich an Gott glaubende Menschheit dies dritte Gebot immer wieder übertritt, ist die unheimlichste Tatsache der Universalgeschichte. Durch das dritte Gebot vor allem sind Moses und die Propheten allgegenwärtig. Denn indem wir es übertreten, beweisen wir, daß wir noch an Gespenster und Götzen glauben, daß unser Gott nicht lebt.

Also hat es die vorchristlichen Reiche und Stämme noch bis heute gegeben und also auch die Juden als das Volk der Verheißung mitten unter ihnen geben müssen, bis zu dem neuen Staat Israeli. Denn nur Israel war die kommende christliche Ära verheißen. Ohne seine Aufrichtigkeit regierten der Name, der Begriff und der Beruf lustig weiter in das Herz der Kirche hinein. Ohne Aufrichtigkeit wird die Kirche Wahnsinn.

Dieser Verheißung, Gott kommt erst noch, hat das Volk Gottes bis in unsere Zeit gedient. Dienend sind die Juden erschöpft und erniedrigt worden. Es möchte aber sein, daß heute die Last von ihnen weicht. Wer einen Staat von dieser Welt gründet, gibt die alte Rolle auf. Im Römerbrief ist dies prophezeit. Daß Sowjets und Amerikaner, Franzosen und Chinesen dafür gestimmt haben, hat einen endgültigen Sinn, der nichts mit Machtpolitik zu tun hat. Stimme und Namengebung bedeuten immer etwas Wichtigeres als Dollars oder Kanonen. Israel wird zum Ereignis aller Völker und damit erlöst. Ich weiß darüber freilich nicht mehr als jeder Zeitgenosse. Eines weiß ich hingegen. Für die Erlösung gibt es eine Bedingung. Israels Funktion muß anderweitig wahrgenommen werden. Noch geschieht das nicht. Aber es ist wichtig, daß Israel von dem Rest der Welt eingesetzt wird. Die Weltmächte wählen es aus; dann braucht es sich selbst nicht mehr für auserwählt zu halten. Und erst damit fällt sein Altes Testament dem Menschengeschlecht im Abtausch zu. Christen haben die Juden öfters als das auserwählte Volk angesehen; die Weltmächte sehen sie so erst heute.

Unser ganzes Geschlecht als solches hat sich an der Gründung Israels beteiligt, und damit kann es Israels Beteiligung an der Stiftung eines einheitlichen Geschlechts nachfühlen. Die Eifersucht entfällt im reziproken Akt.

Wer aber diese Beteiligung nachfühlt, dem wird die Bibel das Buch des kommenden Gottes und das Sprachlehrbuch unseres eigenen Erlebens. Die Bibel hat eben jenen Akt der Vereinigten Nationen, der den Judenstaat schuf, schon immer verheißen.

Dies bringt das Fundament des Judenstolzes und des Judenhasses der letzten Jahrtausende ans Licht: Die Griechen haben viele Bücher geschrieben, Israel schreibt an der Heiligen Schrift. Die Bibel ist nicht ein Buch. Es ist nicht Literatur. Oder vielmehr: In der Bibel stehen Bücher, und die Bücher gehören den verschiedensten literarischen Gattungen an. Aber deshalb, weil sie von uns zu Literatur gestempelt werden, stehen sie nicht in der Bibel! Liest man die Bibel als Literatur, so liest man nicht die Bibel.

Nein, die Bibel ist die Geschichte des Schöpfungsgottes an einer sich immer schon geschaffen wähnenden Welt; das Fundament der Bibel ist der Kampf gegen einen Wahn! Die Bibel beginnt mit dem Jubelruf: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Aber um schroff zu betonen, daß Gott fortfährt zu schaffen, wird uns sofort gesagt, wie er verfährt: „Er sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht."

Diese Spannung des Schaffens in Verheißung und Verkörperung ist der Schutzschild Israels inmitten der sich als naturgegeben wähnenden Heidenwelt. Israel weiß nur deshalb, was Gott dem Licht gesagt hat, wir wissen nur deshalb, daß Gott Himmel und Erde aus Nichts erschaffen hat, weil er gerade dabei ist, uns, dich und mich, jeden in seiner Sonderart, morgen aus unserem bodenlosen Nichts zu erschaffen. Aus dieser uns durchfahrenden Tatsache, die jedes menschliche Herz nur zu gut erfährt, macht die Bibel die Anwendung auf alle Geschichte von jeher. Wo die Heiden in die Urnebel starren, sagt das Herz: Täglich erfahre ich ja Gottes Schöpferhände. Jeder Mensch ist eine neue und einzige Art. Nach jedem Ableben wissen wir ein wenig mehr von dieses Lebens Schöpfer. Das einzelne Insekt fügt zum Ruhme des Schöpfers nichts hinzu. Die ganze Gattung „Ameise" rühmt seine Werke. Aber die Rasse des Menschen besteht ja aus Rassen und letzten Endes ist jeder einzelne Mensch im Begriff, zu einer Rasse sui generis, zu einer species Mensch geschaffen zu werden. Der homo sapiens ist Art aus Arten, species specierum; denn jedermann ist eine noch nie dagewesene species, eine neue Art. Selbst zahlenmäßig ist das nicht absurd. Es gibt allein 670 000 Insektenarten und Millionen Exemplare von jeder. Es soll so viele Sterne geben wie Sandkörner auf der Erde. Eine Art, die aus 2 000 000 000 Arten bestünde, läge also im Zahlenmittel der Geschöpfe.

Dieses Menschengeschlecht verheißt das Alte Testament. Und deshalb sind die Juden erhalten als unendlich wandlungsfähig, als Herztrieb im Stammbaum der Rassen. Deshalb sind sie unanschaulich und verborgen geblieben. Ein Plato hat von ihrer Existenz vielleicht nichts gewußt. Maimonides ging Thomas v. Aquino voraus, Franz Rosenzweig schrieb vor Heidegger. Die Welt sprach weder von Maimonides noch von Rosenzweig, obwohl diese den Kern der neuen Lehre entwickelt hatten. Die Unscheinbarkeit des Jüdischen ist Prinzip. Denn Blätter, Krone, Blüten eines Baumes sind glanzvoll, die Wurzeln sind stark. Aber aus dem Herztrieb können sie nach Bedarf hervorgerufen werden in alle Richtungen, wenn Not am Mann ist. Der Herztrieb kann weder glanzvoll noch stark sein, er hat wichtigeres zu tun. Das echte Israel lebt im Verborgenen als die Stillen im Lande, und die Heiden umher ergrimmen jedesmal sehr und nehmen sich jedesmal vor, das Geschlecht Jakobs in ihrer Mitte auszurotten; jedesmal fangen sie an, die Juden in ihren Grenzen zu töten[1]; immer ist Gott stärker.

[1] I. Makkabäer 5, 2.

Die Judenverfolgung ist heute als Antisemitismus schamhaft verweltlicht. Aber ob weltlich oder kirchlich, sie entspringt dem Judenhaß, demselben spontanen Haß aller Abarten unseres Stammbaumes gegen die Art. Sie wollen Eigenart, nicht Art. Alle Abarten sind ansehnlich und charakteristisch, „stark" und hassen die Unansehnlichkeit und Schwäche des lahmen Israel, der seinem Bruder Esau zitternd entgegenhinkt. Freilich, aus dieser Schwäche und Un-Art stammt der Mensch aller Arten. Aber wer gesteht sich das gerne ein? Lieber studiert man die Rassen am Nordpol und Südpol, bloß weil man die Wahrheit nicht sehen will, die einem vor der Nase steht, daß Jesus vermutlich so aussah wie ein polnischer Jude. Als Max Liebermann ihn so malte, gab es in Berlin Krawalle.

Denn die Geburt des Menschen geht durch ein Larvenstadium wie alle Geburt. Blut, Schweiß und Tränen, nicht Goldkronen oder Gardemaße sind Paten unserer ewigen Wiedergeburt. Die Unscheinbarkeit Israels ist also ein Glaubensartikel einer gläubigen Anthropologie, die den Preis bedenkt, den die Einheit unserer Rasse kostet: das ständige Wiederauftreten eines unansehnlichen Herztriebs, der incognito bleibt.

So gibt es auch weder Tätowierungen noch Häuser, weder Gräber noch Bilder, die das Fortleben Israels seit Abraham und Moses erklären könnten.

Ich spreche daher über das Volk, aus dem ich stamme, weil die Aspekte des Alten Testaments sichtbar werden müssen, bevor wir auch nur das Neue wieder lesen können.

Horus, Ra, Osiris, Serapis sind die vier Stationen Ägyptens.

Die fünf Bücher Moses, die historischen, die prophetischen und die Weisheitsbücher sind die vier Epochen der Bibel. Die Weisheitsbücher, Hiob, Prediger, Salomonis usw. sind am ehesten mit griechischen Schriften zu verwechseln. Hier spricht Israel nämlich zur Welt auf Grund seiner Leiden und Schicksale, aber ohne diese Leiden dem Leser mitzuteilen. Das vierte, jüngste Viertel der Bibel „verallgemeinert" also. So wie Dante die kirchlichsten Geheimnisse uns weltlichen Lesern mitteilt, so vermitteln diese letzten Bücher des Alten Bundes. Die Ostkirchler und die Humanisten lieben diese Schriften des letzten Quadranten heiß, weil hier die Weisheit spricht, in der sich Griechen und Juden nicht unterscheiden müssen.

Diese Schriften entstanden am Ende der israelitischen Geschichte.

Die „Horizont"-Zeit Israels, seine Wüstenwanderung, hatte es für sich allein. Und sie wurde in den fünf Büchern Mosis geborgen. Hier geschah, was die Juden zu Fremdlingen in allen nicht universalen Ordnungen macht: die Speisegesetze, die Beschneidung, Abrahams Opfer Isaaks und Moses' Auszug aus Ägypten, der Festkalender der Sabbathe und Gottes Segen über Israel ebenso wie die furchtbare Verfluchung des etwa abtrünnigen Volkes.

Aus der Erfahrung des Wortes, das an Moses aus dem brennenden Dornbusch kam, erklang der erste Name, nicht eines von vielen Göttern, sondern der des

Einen Gottes „als der ich hier jetzt bin, bin ich Gott." Die Tempelwiederkünfte fielen dahin vor diesem wirklichen Kommen Gottes. Weil Gott im Dornbusch rief: Moscheh, höre!, deshalb wußte Moses, daß Gott auch zum Licht gesprochen hatte: Licht, werde! Weil Moses aus dem ägyptischen Kreislauf ausbrach und in Gott ruhen lernte, deshalb wußte er, daß Gott am siebenten Tag der Schöpfung geruht hatte. *Die Bibel ist ein streng empirisches Buch.* Nur lehrt sie die Erfahrungen, auf die es ankommt. Die sogenannten „Empiriker" behaupten, ein Mückenstich sei eine Erfahrung, eine Ehe sei keine. Sie meinen daher in dem Mückenstich gar nicht die Erfahrung, sondern die Mücke. Aber wer von Ruhe, Ehe, Gehorsam, Arbeit, Freiheit, Frieden ausgeht, der meint nicht die Mücken des Alltags in Haus und Beruf, sondern den Adlerflug, der uns in Haus und Beruf geführt hat. „Ein Adlerjüngling hob die Flügel zum Raub auf" und fand, daß der Empiriker, der ihn warnte, wie eine Taube redete. Die ganze Bibel ist streng empirisch. Wie behandelt uns der lebendige Gott? Wie Adler. Wie behandeln uns die Gespenster der Stämme und die Zauberer des Pharao? Wie Schlangen und Mücken.

Diese beiden müssen überwunden werden. Wie? Indem man sie auf den Alltag verweist. Ein Beispiel: Die Orgien der Jünglingsweihen verwendeten die Beschneidung als Mittel, um den jungen Mann einer zweiten Geburt auszusetzen: seine Zeugungskraft entstieg ihrer Hülle, als sei sie auch ein Baby wie der Säugling. Moses verschob diesen Brauch in die Kindheit, acht Tage nach der Geburt. So wurde die Beschneidung aus einer wichtigen persönlichen Tat eine bloße Mitgliedschaft im Volk. Jesus hat später dasselbe getan, als er die Taufe des Johannes zur Kindertaufe und Völkertaufe machte. Denn Johannes hatte einzelne Erwachsene am Ende ihrer Wanderjahre getauft; die christliche Taufe aber empfing den einzelnen an der Schwelle in das Jahr seiner Seele. Ein zweites Beispiel: Die Speisegesetze trennnten das Volk von den Festmahlen. Der Leser wolle sich erinnern, daß diese heidnischen Mahlzeiten alle Hochzeiten waren, ob nun im Stamm oder im Tempel. Hochzeit war Geister- und Götterdienst. Die Heilrufe an die Ahnen und das Speisen der Götzenbilder, die Symposiengespräche der Griechen gehörten zu jedem Mahle. Die Speisegesetze Israels verstanden sich also sozusagen von selbst: wenn Gott und sein Volk dem Aberglauben entgehen sollten, dann mußten sie anders speisen.

Wie scharf Israel sich vom Stamm absetzte, zeigt etwa Leviticus 19, 26: „Ritze um eines Toten Seele ritzt nicht in euer Fleisch; Ätzschrift ritzt nicht an euch." Wie das Tätowieren werden Hieroglyphen untersagt: „Du sollst Dir kein Bildnis machen, noch keinerlei Gestalt, weder von dem was im Himmel oben, noch von dem, was auf Erden unten, noch im Wasser unter der Erde ist." Ich sehe keinen Grund, weshalb nicht Moses die vergeistigte Schrift geschaffen haben soll, die man jetzt am Sinai aufgräbt. Nur er war in dieser Zwangslage, das Bilderverbot mit einer geschriebenen Gesetzgebung zu vereinigen. Dieser Hochschulprofessor Moses, gelehrt in aller Weisheit der Ägypter, konnte bestimmt

Hieroglyphencharaktere selber vorschreiben. Er konnte zaubern, und er hat am Haderwasser gezaubert. Er sah aber die furchtbare zyklische Dämonie dieses Sternkreislaufes und brach mit ihm. Er verbot die Hieroglyphen. Dies wissen wir. Wir wissen auch, daß er die zehn Gebote schrieb. Wir wissen drittens, daß er den lebenden Gott erfahren hatte und daher weder Ackerbau noch Viehzucht, weder Goldwerke noch Tempel „an sich" verwarf, sondern nur ihre Vergötzung. So muß er der Autorisator einer abstrakten Schrift sein. Das steht fest. Aber es darf natürlich nicht wahr sein, sagen die Forscher und suchen nach südkananäischen Bergwerksarbeitern für die Erfindung der Buchstabenschrift. Vor hundert Jahren mußten es die Phönizier gewesen sein. Mir scheint es wie mit der Planetenwoche (siehe unten) zu liegen. Doch gebe ich gern zu, daß ich nur die Heilige Schrift als Beweis habe, während die kritische Forschung auf dem viel festeren Grund steht, daß es Moses unter keinen Umständen gewesen sein darf.

Eine Weile half sich diese Forschung mit dem Schwiegervater des Moses, Jathro. Von dem hatte Moses die Geschichte mit Jehovah. Denn Jathro war ja ein Midianiter. Diese Vorliebe für den Schwiegervater zeigt die Besessenheit dieser „Herleiter". Das Seltsame dabei ist eben nur, daß nicht Jathro Israel aus dem Knechtshaus der Ägypter geführt hat. Wenn man die Forschung liest, dann sind eigentlich Jathro, der tätowierte Stammeshäuptling, und der Pharao „Sonnenhorizont" (Echnaton) die Erfinder Israels, des Alten Testaments und der gesamten Judenfolge gewesen. Noth meint, nicht Moses, sondern siebzig Älteste seien auf den Sinai gestiegen! Moses sei eine nachträgliche Erfindung[1]. Freud allerdings hat ein noch tolleres Buch über Moses geschrieben. Darin bewies Freud, „bewies", anscheinend ohne je selber das Alte Testament aufzuschlagen, daß die Juden Moses ermordet haben. Schillers Ermordung durch Goethe wurde im selben Jahre „bewiesen". Die Taten des Moses liegen im vollen Glanz der Geschichte. Er hat den Haß der Traumdeuter Pharaos – das heißt Freuds – und den Haß der Stammeskrieger – das heißt der Rassisten – beide auf sich gezogen. Was sage ich „gezogen"; er hat diesen Haß auf sich und sein Volk heruntergerissen. Denn er zerriß die Zauber und die Magie ihrer Sterntraumdeuter und ihrer Medizinmänner. Er fand einen Ausweg in eine gemeinsame Zukunft des Menschengeschlechts zu einer Zeit, wo die Midianiter seines Schwiegervaters Midianiter zu bleiben hatten, und wo die Ägypter seiner Pflegemutter Ägypter und nichts anderes sein konnten! Er pflanzte einen Herztrieb in den Baum unseres Geschlechts; diesem Herztrieb wurden die Riten der Vorfahren und des Himmels auf Erden untersagt. Er pflanzte diesen Herztrieb in die Wüste genau wie Jesus später das apostolische Zeitalter in diesen Äon pflanzte. Und als fünfzehn Jahrhunderte nach Moses ein Kaiser versuchte, den Pharao

[1] Martin Noth, Überlieferungsgeschichte des Pentateuch 1948, S. 178, von ihm wiederholt die Geschichte Israels 1950, S. 118, „Multi enim studio contra dicendi amiserunt sensum", habe ich 1912 aus einer Hds. des 13. Jahrhunderts zum Motto erhoben.

zu spielen, sein Reich als ägyptischen Haushalt zu regieren, da zeigte es sich, daß Moses gesiegt hatte. Kaiser Diokletian ist im voraus von Moses besiegt worden, damals, als dieser Tätowierung und Hieroglyphen beide verwarf, Schreiben aber und Beschneidung zum Kinderspiel machte. Des Moses Grab blieb unbekannt, weil es kein Ahnengrab in Israel geben sollte. Und Gott zeigte Moses sein Angesicht nicht. Denn Gott, unseren Schöpfer, kann niemand sehen und wird niemand in dieser Welt schauen. Auch als Paulus in den dritten Himmel entrückt wurde, sah er nur die Throne, Fürstentümer, Herrschaften und Gewalten, die zwischen uns und Gott walten, wie die Wissenschaft, die Kunst, das Volk, die Industrie. Denn die sind im dritten Himmel. Gott über dem neunten Himmel, „super coelestialis" nennt ihn Thomas von Aquino, Gott selber sah auch Paulus nicht. Die fünf Bücher Moses sagen ja eben dies: Gott den Lebendigen, weil er lebendig ist, dürft ihr nicht sehen wollen; er gab euch dafür Ohren, ihn zu hören. Ihr könnt Gott wittern. Ihr könnt einfältig wandeln mit ihm, könnt ihn lieben und seine Gebote halten und vor allen Dingen, ihr könnt ihm die Ehre geben. Die Ehre Gottes haben die fünf Bücher Moses wiederhergestellt. Die biblische Geschichte kennt den geisteskranken Unterschied nicht, den die Theologen zwischen Natur und Übernatur heute machen. Denn als Gottes Geschöpf ist Israel kein Zuschauer, der die Natur beguckt, also braucht Israel diesen Publikumsbegriff „Natur" auch nicht durch die logische Stelze „Übernatur" gehfähig zu machen. Es gibt keine physikalische, politische, literarische, übernatürliche Welt. Die Bibel kennt weder Natur noch Übernatur, sondern nur diese drei: einen Gott, eine Welt und ein Menschengeschlecht, das von Gott zu seinem Ebenbild hienieden eingesetzt wird. Ebenbild kann nie der einzelne Mensch, nur der ganze Mensch sein. Alle Menschen sind solidarisch. Sie stehen Gott gemeinsam als Gotteskind gegenüber. Für den Juden ist die sentimentale Ausmalung der Vaterschaft Gottes durch die Vaterunser-Christen unverständlich. Daß Gott der Vater ist, das weiß bei ihnen jedes Kind. Alle Völker haben das gewußt, auch Homer. Wenn man protestantische Pfarrer das als Jesu Entdeckung preisen hört, kann man nur den Kopf schütteln. Die Frage des Glaubens fängt doch erst dann an! Nämlich, Gottes Vaterschaft ist die echte. Die des besten leiblichen Vaters ist schlechter. Also muß ich „erst Gottes sanfte Hände und Rutenstreiche erfahren"[1]. Nicht weil ich einen Vater habe, ist Gott mein Vater. Sondern weil Gott mein Vater ist, habe ich auch einen Vater auf Erden! Und jedesmal, wenn unser inneres Heidentum Gott sich eine zeitlang nach dem Bilde unseres eigenen Vaters oder Großpapas vorgestellt hat, passiert eine Katastrophe. Kaiser Heinrich V. entdeckte zum Beispiel in der gregorianischen Revolution, daß Kaiser Heinrich IV. als bloß irdischer Vater längst nicht sein wirklicher Vater war, und ein Jahrhundert der Bürgerkriege der Menschheit begann. Die Jugendbewegung warf die bürgerlichen Väter aus

[1] Franz Rosenzweig, Brief vom 17. I. 1920 (Briefe 1935, S. 386).

ihrem Jugendreich und verlor den Schöpfer Himmels und der Erden in törichter Parallele. So blieben diese Jugendlichen bloß ewig Jugendliche, statt bessere Väter zu werden.

Aber was kein irdischer Vater vermag, tut der lebendige Gott, der uns alle unsere Sünden vergibt. Er heilt die zerstoßenen Herzen.

b) Der Sabbat der Sabbate

Als Ganzes der Menschheit, nämlich „solidarisch mit allen Sündern", betet Israel am Sabbat seiner Sabbate, am Versöhnungstag. An diesem Tage trägt der Jude sein Sterbehemd. Das ägyptische Totengericht in der Unterwelt wird von Israel alljährlich im Leben selber erfahren. Dies Gericht liegt im Gedanken des Sabbats. Denn der Sabbat durchkreuzt den Sternenlauf und bringt Gott und Seele zusammen als Sieger über den Äon. Das ist selbst in rein logischer Verrechnung nur denkbar, nachdem die Seele am Sabbat vor Gottes Gericht freigesprochen wird. Wie könnte sie ungewaschen, unrasiert, ungerichtet, ungesühnt je sich zur Sabbatruhe aufschwingen? Gott rückt die Seele unablässig zurecht. Damit ist das Totengericht, mit dem Pharao die Stammesgeister unterjochte, hier in die Lebensstufe Israels hinübergerettet. Israeliten fürchten keine Gespenster und keine Pharaonen, weil, oder wenn sie Gott fürchten. Denn er richtet sie jeden Sabbat. Am Sabbat der Sabbate nämlich, am Jom Kippur, lernt man, was eigentlich jeder Sabbat ist. Das sollten wir zwar wissen, aber gemeiniglich denkt man halt umgekehrt. Auch in Ägypten vertrat jeder zehnte Tag als vertretender Priester den einen Neujahrstag der Sopdit. Der Neujahrstag ist der ägyptische Tag aller Tage; Sopdit-Isis hieß daher die Königin der Dekane. Vom Neujahrstag also lernten die Ägypter das Höchstmaß, die Hochform eines Zehntages überhaupt. Als am Ende des Reichs jedes Ägypters Leben zum Sonnentag des Ra in Taschenformat geworden war, war damit die klassische Prägung der einen Neujahrszeit in die Alltage eingeflossen. Die Stunde vor Morgenaufgang blieb die Hohe Schule jedes Tages, weil ja Sopdit da erschien. Daran habe ich erinnert, um klarzumachen, daß auch in Israel der höchste Feiertag der Jom Kippur, der Sabbat aller Sabbate ist; ihm also können wir klarer entnehmen, was jeder Sabbat bedeutet, als dem gewöhnlichen Wochenende. Auch in der Kirche sind 51 Sonntage Kopien des Ostersonntags. Und das Sechstagewerk des ersten Buches Moses muß im Lichte der Jom-Kippur-Liturgie verstanden werden! Dafür ist zweierlei am Versöhnungstag wesentlich. Erstens: Sabbat der Sabbate ist nicht der Neujahrstag wie in Ägypten! Der Neujahrstag ist vielmehr nur der erste von zehn Bußtagen, die zum Jom Kippur hinleiten. Zweitens: Am Jom Kippur bricht jeder menschliche Wille zusammen, damit Gott auch gewiß frei wird, sein Volk erst noch zu schaffen. Die Judenhasser haben immer behauptet, daß der Versöhnungstag die ganze Niedertracht der Hebräer enthülle. Denn da könne sich ein Jude von allen seinen Ver-

pflichtungen und Verträgen lossagen. Das „Ein Mann ein Wort" gelte für diesen schrecklichen Versöhnungstagsteufel nicht. Der Haß sieht scharf, wenngleich verzerrt. Diese Verleumdung legt allerdings die Großartigkeit des Jahveglaubens bloß. Am Versöhnungstag geschieht allerdings dem Israeliten etwas, das dem Stammesstolz der Stämme unzugänglich ist. Nach dem Worte Franz Rosenzweigs im „Stern der Erlösung" (III, 83) wird am Versöhnungstag „ihm aller Vorsatz zunichte, alle Weihe entweiht; alles gottzugekehrte Gelübde zerbricht". Was läßt sich denn damit aus unserem Recht vergleichen? Einige Rechtssätze des Bürgerlichen Rechts stammen vom Versöhnungstag, nämlich der, daß wir uns nicht für mehr als fünf Jahre rechtskräftig verdingen können! Der andere, daß ein Arbeiter nicht mit Polizeigewalt in die Fabrik geschleppt werden kann. Diese beiden Rechtssätze sind jungen Datums. Beim Tacitus konnte man Weib und Kind zu Sklaven verwürfeln. Und ein Seemann, den der Kapitän geheuert hat, kann in Ketten aufs Schiff gebracht werden, denn „Seefahrt tut not, leben tut nicht not", steht am Schüttehaus in Bremen.

Vom jüdischen Versöhnungstag also sind um 1800 dem modernen Recht jene beiden Schranken des selbstherrlichen Gelobens zugekommen. Bis 1800 hatte jeder Jude einen greulichen Eid, den sogenannten Judeneid für Handel und Wandel mit den Kindern dieser Welt zu schwören. Er entsagte in diesem Eid allen Ansprüchen auf Befreiung, die etwa aus seinem Gebet am Versöhnungstag abgeleitet werden könnten. Dies war ein absichtliches Mißverstehen des Gebets; denn dies betraf Gelübde an Gott, die Verträge mit Heiden oder Christen, mit Gojim, fielen nicht darunter. Aber das heidnische Prinzip: Mein Wille ist mein Gott, und das jüdische: Gott sagt nein, stießen hier aufeinander. Und die furchtbaren Flüche, die sogenannte Christen in diesen Judeneid schrieben und die uns das Blut in den Adern erstarren machen, dramatisieren den durch alle Menschenalter gehenden Bruch zwischen Stammeszeit, Reichszeit und Gotteszeit.

Gebete gibt es in allen drei Gezeiten. Und fromme Beter gab es in Stamm wie Reich. Aber sie konnten sich nicht gegen falsche Beter absetzen. Denn keines dieser Gebete fragte: Darf ich denn um dies bitten? Ohne solche Reinigung bleiben meine Bitten kindisch oder sie laufen Gefahr, verbrecherisch zu werden. Die heutige Skepsis gegen alles Beten rührt vom kindischen Plappern oder verbrecherischen Mißbrauch des Betens her. Israel hat für ewige Zeiten den Weg gebahnt, gebaut und behütet, auf dem allein wir um das Morgen beten dürfen, den Weg über das Nein zu unserem gestrigen und heutigen Selbst. Damit hat es die 1460 Jahre des großen Jahres der Ägypter ausgerottet. Das erste Kapitel der Bibel hat die Einheit der Geschichte geschaffen. Wir Sünder machen sie rückgängig. Gott geht nie zurück. Augustin hat mit Recht nur einen Weltsabbat am Ende der Heilsgeschichte. Es gibt keine einzige Wiederkehr. Das von den Darwinisten so ungewöhnlich grob mißdeutete erste Kapitel der Bibel ist die erste Erfassung des Themas unseres eigenen Buches, daß Gott den Menschen zu schaf-

fen unterwegs ist. Wir sind sein Thema an diesem Tag. Dies sagt die Einsetzung des Sabbats ein für allemal.

Die um den Sabbat gebaute Siebentagewoche hat eine eigentümliche Fruchtbarkeit entfaltet. Sie ist nämlich nicht einmal, sondern zweimal geerbt worden: als bürgerliche und als kirchliche Woche. Beide Male ist Israel um die Ehre betrogen worden, Schöpfer der über die Neujahrstage wegrollenden Siebentagewoche zu sein. Ja, für die bürgerliche Woche hat die antisemitisch orientierte Forschung sogar ausdrücklich den Einfluß geleugnet. Der Platz Israels in der Geschichte der Rasse wird aber durch die Aufdeckung der Geschichtsklitterung über die Woche gut illustriert. Die Herkunft der Woche ist ja auch keine Nebensache. So sei hier das Wesentliche und Neue dieser Geschichte gegeben, da unsere Lehrbücher versagen.

Ums Jahr 100 vor Christi verbreitet sich die Planetenwoche durchs Römische Reich. Sie bestand aus sieben Tagen, begann mit den Tagen der Sonne und des Mondes und endete mit dem Planeten Saturn. Wir nennen die Tage noch heute so; freilich, im Worte Sonnabend haben wir den Unheilbringer Saturn ausgemerzt und sagen statt dessen Samstag-Sabbat im Süden, Sonntags-Vorabend im Norden. Engländer aber sagen nach wie vor wie Römer und Griechen Satur-day, Saturnstag. Auch sagen wir schamhaft Mittwoch, weil Wednesday, Wodenestag, zu sehr an das teuflische Heer gemahnte. Karl der Große nahm an diesen heidnischen Wochentagsnamen Anstoß und fand neue Namen für Sonne, Mond, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus. Mittwoch und Samstag verdanken wir also des Eisernen Karls legitimistischer Empörung über die antiken Heidengötter. Sonntag, Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag aber sind götzendienerische Namen geblieben. Die katholische Kirche hat diese antike Heidenwoche nie anerkannt; sie zählt vom Herrentag zum Sabbat den zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Tag. Sie setzt die altbiblische Zählung fort und hat nur den Anfang als Ostertag geweiht. In der Kirche ist Ostersonntag der Sonntag aller Sonntage geworden. Was ein Sonntag sei, lehrt Ostersonntag. Denn dies ist der „Tag des Herrn".

Wie kam es nun zu der Planetenwoche? Wenn man Franz Boll und anderen Fachleuten folgt, wurde die Siebentagewoche in „Chaldäa" geschaffen. Dieser Name Chaldäa mußte in den letzten Jahrzehnten alles, was man nicht erklären konnte, erklären. Chaldäer hießen aber, wie Gundel bewiesen hat, am Ende der Antike einfach alle Sterndeuter ohne Unterschied der Herkunft. Es ist also ein Irrtum, chaldäische Herkunft geographisch zu verstehen. Eine Verwechslung trug zu ihm bei. Ein Babylon lag bei Kairo am Nil in Ägypten. Und so hat man babylonischen Ursprung für gut Ägyptisches fälschlich behauptet.

Was sind die Fakten? Die sogenannte chaldäische und altbabylonische Sternenweisheit ist nicht vor der klassisch griechischen Zeit bezeugt, mindestens die Planetenwoche nicht vor 150 vor Christi, also nach der Makkabäerzeit Israels. Die Planetenwoche verhöhnte Israel, indem sie den Spieß umdrehte und den

Segenstag Gottes zum Fluchtag Saturns machte. Noch 1933 galt Saturn als der antijüdische Planet! Die Planetenwoche zwang Sonne und Mond in eine ganz unnatürliche Allianz mit den fünf Planeten. Selbst ein Kind würde Sonne und Mond auf die eine Seite stellen, die fünf Planeten aber auf die andere. Und so war es auch im Altertum! 360 Tage wurden da dem Einfluß der Planeten unterstellt, unter Mars 66, Merkur 76, Jupiter 79, Venus 82, Saturn 57. Für Sonne und Mond blieb also gar kein Platz! (Gundel, Münchener Akademie Abh. 2 [1936], 295). Der Sabbat wurde im ganzen Römerreich längst gefeiert, da überall die Juden Schule machten, bevor wir je von der Planetenwoche lesen.

Also ist die Planetenwoche eine sogenannte Kontrastimitation[1], wie das braune Hemd statt des schwarzen Hemdes, das Schwarzweißrot statt der französischen Trikolore, wie Hitlers Vierjahresplan statt Stalins Fünfjahresplan und dergleichen mehr. Man muß nachahmen, weil das Original so vortrefflich ist; man will es aber nicht wahrhaben, daß man nachahmt. Und so ahmt man „entgegen".

Die hellenistische Planetenwoche verkündet bis auf den heutigen Tag den Sieg Israels über seine Feinde, aber auch das Schicksal Israels. Der Gottesknecht bleibt unscheinbar.

Ähnlich steht es ja mit der Evolutionslehre und vielen anderen Großtaten des Gottesvolkes. Das Sechstagewerk ist doch die erste Naturgeschichte von Rang, vom Licht zum Menschen: Sie stimmt einfach. Aber wie ist das Schöpfungskapitel verhöhnt worden, weil es dreitausend Jahre vor Darwin die Wahrheit ausgesprochen hat, und zwar viel besser als Darwin. Das ist eine ziemlich genaue Entsprechung zur Planetenwoche, mit der sich die Damen Roms die verhaßte jüdische Herkunft der neuen Woche überschminkten.

Soviel von den Büchern Mosis. Ach, es ist ja so kurz, was sich hier sagen läßt. Daß die aus einem Gusse sind, kann vernehmen, wer Gottes Vaterhände erfahren hat. Die aber, welche Schreiberhände unterscheiden wollen, mögen in diesem löblichen Werke fortfahren. Es wird jetzt aus den Ausgrabungen in Syrien und Palästina erwiesen, daß Israel von kanäanischen Asterte- und Isiskulten umringt war, daß Fruchtbarkeitsriten aller Art die Israeliten Jahve abspenstig machten. Nun, das steht genau so in der Bibel. Damit kommen wir zu den Schriften der zweiten Epoche Israels. Die zweite Gruppe im Alten Testament handelt nämlich von diesen Versuchungen. Wir empfangen in ihr Aufklärung über den Gang aller Geschichte. In diesen Büchern wird ein Land besiedelt, ein Staat gebildet, ein Königtum aufgerichtet, ein Tempel gebaut und ein Volk ins Exil verschleppt. Israel absorbiert in den Büchern von Josua bis Esther die geistige Erbschaft der vorisraelitischen Welt. Diese Aufsaugung der Vorzeit durch die Macht, welche die Revolution gemacht hat, sehen wir heute in Rußland sich vollziehen. Die Franzosen taten das, als Victor Cousin das deutsche

[1] Dio Cassius wird schon recht haben, daß sie aus Ägypten stammt. 37, 17. Siehe Boll Pauly-Wissowa VII (1912), 2547 ff.

Schulsystem, Victor Hugo die Romantik, Guizot den englischen Parlamentarismus auf den Freiheitsbaum von 1789 aufpfropften.

Resorbierung, Wiederaufsaugung wird notwendig, wo ein Teil der Menschheit einen Vorsprung gewonnen hat. Die Geschichte geht in Sprüngen. Erst hinterher werden die Sprünge verkittet. Der Begriff der Resorption ist unentbehrlich.

Die zweite Gruppe der Bücher der Bibel ist also ein großes Lehrbuch der wirklichen Geschichte. Die ist immer eine Echternacher Springprozession und weder entwickelt sich darin irgend etwas, noch geht es allmählich zu. Allmählich geht es nämlich immer nur bergab. Aber wer an ein neues Ufer gesprungen ist, der mag hinterher eine solide Brücke bauen, auf der am Ende Lämmer, Schafe und Esel den reißenden Strom einer Zeitenwende passieren können, oft ohne die Wende auch nur wahrzunehmen. Diese Aufsaugung der Vorzeit in den historischen Partien der Bibel drohte das Gewicht der Tat des Moses nach rückwärts zu verschieben. Das Gleichgewicht wurde durch die Propheten wiederhergestellt. Der dritte, prophetische Teil der Bibel setzt des Moses fortreißenden Ufersprung fort; obschon der Auszug aus Ägypten und die Wüstenwanderung hinter Israel liegen, muß doch der Geist, der sie vollbrachte, in jede Generation erneuert werden. Sonst gibt es ja kein Volk Gottes. Denn Gott kommt erst noch. Dank der Propheten sind die Richter, Könige, Tempel Israels nicht gewöhnliche Abklatsche der Heidenwelt, sondern geläuterte.

Die Propheten leben das Kommen Gottes. Weil sie das Volk von morgen sind, deshalb haben sie keine Macht. Denn „Macht" ist das gestrige Vermögen, das heute noch vorhanden ist, weil wir es gespart haben. Propheten halten für „morgen" die Verheißung wach, wie Moses angekündigt. Propheten sind aber keine Institute für Konjukturforschung. Denn Propheten arbeiten nicht auf Bestellung, sie reden nicht zu dritten und anderen. Dieser Prophet muß reden, damit Gott sich nicht unbezeugt lasse, daß er ein künftiges Volk berufen hat, das durch alle Zeiten seiner harrt. Der Prophet ist das Volk Israel selber. Er ist nicht „volksverbunden". An seinem Weibe erlebt der Prophet Israels sein Huren mit fremden Göttern. Nach Ägypten in die Knechtschaft wird der Prophet als das Volk selber verbannt: „Zuerst zerschmeißt das göttlich Wort den Willen des Propheten. Wie kann also der Prophet daran zweifeln, daß es dieselbe Kraft auch über die Welt ausüben wird?"[1] Tobias preist Gott, daß er Israel unter die Heiden zerstreut und gedemütigt hat. Um Gottes Kommens willen preist er dies.

Als das Volk der verheißenden Zukunft leben die Propheten. Und daß sie selber das Volk sind, wird nur durch den Beweis bewiesen, der für alle Völker gilt. Was gab denn Gott Abraham zur Verheißung? Dasselbe, was er Adam

[1] Aus der vorzüglichen Abhandlung Johann Hempels „Die Mehrdeutigkeit der Geschichte". Göttinger Gel. Nachrichten 1936, S. 24.

geboten hatte: Seid fruchtbar und mehret euch, hatte der erste Mensch vernommen. Abraham aber, dem von Zauberei, Astrologie und Menschenopfern Unbefleckten, wurde verheißen. Abraham, ein Stamm wird er werden, groß und kernhaft. Zum Vater einer Woge von Erdstämmen gebe ich dich, ich lasse dich Frucht tragen reich, überreich.

Ein Stamm degeneriert. Das Reich versteinert. Aber ein Volk trägt Frucht. Ein Volk hat nie den Tag, immer nur die Zukunft[1].

Daß die Propheten Volk waren, geht aus ihrer Fruchtbarkeit hervor. Es ist aber dies die schönste Prophezeihung des Alten Testaments, und durch diesen Satz hängt das Alte Testament im Neuen unlöslich darinnen: Zu Isaias sprach Gott: Ich will Frucht der Lippen schaffen. Die Worte des Alten Testaments sind nicht Worte; sie sind Samen gewesen. Die Worte haben unausgesetzt ihren Sinn erweitert. Wie schrieb der jüdische Freund (oben S. 521) über den 94. Psalm: „Dieser Vers betet ja nicht nur gläubig, sondern er schenkt zugleich dem, der ihn betet, seinen Glauben." So wird der Glaube täglich stärker. Das Volk Israel ist der Same des Neuen Bundes Gottes mit dem ganzen menschlichen Geschlecht. Die Völker haben des Messias geharrt. Als er kam, kam er aus Israel. Und wessen Frucht war er? Die Frucht der Lippen. Unsere früheren Gelübde werden zunichte vor jedem Lobpreis Gottes. Denn er wird ja gelobt, weil er noch dabei ist, sein Volk zu schaffen. Gerade diese unerhörte Freiheit ist die Grundlage des zweiten Jahrtausends nach Christi geworden. Da tritt nämlich das Gebot des Versöhnungstages als Lebensprinzip des wissenschaftlichen Fortschritts auf. Die docta ignoratnia, das Törichtwerden des besten bisherigen Wissens ist die Umkehr der heidnischen Weisheit. Diese ging vom Unwissen zum Wissen. Aber dem modernen Forscher hat der Gott Israels den Stachel ins Herz gesenkt, sein bestes Wissen sei nicht gut genug. Daß der Unwissende zum Wissen fortschreitet, ist Kinderspiel gegen das Forschungsprinzip Plancks oder Leopold von Rankes. Die Quantentheorie und die Rankesche Weltgeschichte haben das Lebenswerk dieser Männer selbst in Frage gestellt. Den Forscher bezwingt die neue Wahrheit *gegen seinen Willen.* Sie überwältigt ihn. Freilich, um diese drei Worte zu verstehen, muß das eine Wort „ihn" zum vollen Leben erwachen. Die Wahrheit überwältigt ihn? Wen denn? Einen Menschen, der schon gesprochen, ja der schon einen Namen hat. Planck hatte eine Reputation zu verlieren. Ranke überstieg die bisherigen Themen seiner Feder. Beide wurden sich selbst untreu, weil es nichts taugt, sich selbst treu zu bleiben. Das Selbst ist kein Laternenpfahl, an dem man sich aufhängen soll. Es ist aber schwer, von der Wahrheit überwältigt zu werden, wenn das Selbst schon eine Laterne trägt als Doktor und Professor und Schulhaupt. Die Laterne, die in uns durch unsere Ausbildung angezündet ist, verstellt der Sonne den Weg. Scho-

[1] Siehe mein „Die Religion ohne Volk", Religio depopulata, Berlin 1927, wieder abgedruckt in Rosenstock-Wittig, das Alter der Kirche III (1928), und „Hitler and Israel", Chicago, Journal of Religion 1945.

penhauer z. B. stellte sich wörtlich vor, daß ein jedes Individuum aus uns Millionen mit seiner Blendlaterne das Dunkel der Welt absuche. Von solchem Wahnsinn ist das wahre Israel frei. Ranke war dem ewigen Licht dankbar, weil es sein eigenes bisheriges Licht auslöschte.

Der Fortschritt der Wissenschaft geschieht durch den, der „ausgerüstet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts" all seine Aufklärung preisgeben kann für eine unerwartete Klarheit. Den Einfältigen ist das neue Licht verheißen, und wenn die Fürsten im Reiche des Geistes einfältig werden können, dann tritt jedesmal ein Versöhnungstag hervor.

Diese Freiheit des Mannes von der Knechtschaft unter sein eigenes Wort ist natürlich weder Frechheit noch Untreue. Denn nur um des besseren Wortes darf das alte fallen. Die heidnischen Götzendiener schreien: Ein Mann ein Wort, weil sie ja den Eingang des lebendigen Gottes in sich blockieren. Dieser Eintritt beleidigt allerdings den Stolz jedes heidnischen Menschen. Gegen meinen Willen nämlich muß es geschehen, daß eine größere unerwartete Pflicht mich von den kleineren bisherigen Pflichten wegruft. Gott ist der, dem Goethe glaubte, als er mit 64 Jahren seine Persönlichkeit noch einmal entschlossen hinter sich warf. Seine Gedichte im West-Östlichen Diwan jauchzen.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet.
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

Emersons „Give all to love" sagt dasselbe auf englisch.

In den Fortschritt der Wissenschaft und in die Liebesgeschichte der Menschen ist so der Versöhnungstag eingetreten. Und meine deutschen Beispiele mögen keinen Leser dahin verblenden, zu wähnen, daß Paracelsus, D. H. Lawrence, Tolstoj, der mit 82 Jahren seine Heimat floh, Dostojewski, Ricarda Huch und Fogazzaro nicht ebenso geliebt haben wie Goethe, daß Lewis Morgan, der die Heiratsgeschichte unserer Rasse entdeckte, der Tscheche Kekulé von Stradonitz, dem der Benzolring „aufging", das Bonaventura und Gerson, welche die Docta Ignorantia als Kernstück des Geisteslebens enthüllten, weniger „genial" waren als Planck. Gerson z. B. war Vorsitzender des Konzils von Konstanz und Oberhaupt der Universität Paris, als er zum Kinderschullehrer sich wandelte und damit eine Umwertung aller Werte vollzog. Freilich, solch ein Überwältigtwerden von neuer Liebe und neuer Wahrheit kostet einen Preis. Goethe hat Marianne nie wieder gesehen! Nur so konnte er diese neue Weltliebe über sein deutsches und sein klassisches Weltleben hinausführen. Gerson verlor alles, Amt, Familie, Heimat und Einfluß. Planck durfte den Weg der alten Physiker nicht verwerfen, auf dem er an den Abgrund geriet, in welchem das klassische Dogma: „Die Natur macht keine Sprünge", versank. Die Bruderschaft mit den Irrenden, mit den „Noch-Nicht", ist der Preis der Versöhnung. Der Liebende und

der Forscher versöhnen in ihren Herzen die ganze Menschheit, auch die noch irrende, mit der Liebe und der Wahrheit dank ihrer heiligen Sehnsucht. Der Versöhnungstag eint also das Menschengeschlecht, weil in dem einzelnen nur das Neue Stimme wird, was dereinst allen bestimmt ist. Gott spricht immer zu allen; aber er kann es nur, indem er zuerst einen beruft. Als Israel seiner neuen Bestimmung als „Höre, Israel" geweiht wurde, da stand auch der Preis zu seinen Häupten, den diese ungeheure Befreiung aller Völker vom Wahn kosten müsse. Und am Ende dieses Kapitels müssen wir uns nun dem Preis zuwenden, den Israel für die Versöhnung bezahlt. Der Preis ist die Solidarität der Kinder Abrahams durch alle Geschlechter; das ist etwas Furchtbares. Die Ausrottung der katholischen Nonne Edith Stein und des Säuglings und des Mannes mit dem Eisernen Kreuz als Juden in Auschwitz ist der Preis. Denn die von Israel angebotene Versöhnung wird eben von allen Israeliten seit 1800 v. Chr. bis heute garantiert. Der heidnische Haß gegen Gottes Willen mordet jedes Glied dieses einheitlichen Trägers der göttlichen Befreiungstat, dieses Trägers der Sehnsucht. So ist die Solidarität eine furchtbare Last. Will man begreifen, warum Israel, Hitler, der Kaiser von China, kurz warum sehr vieles in den letzten 1949 Jahren zu den Antiken gehört, so lese man eine Beschreibung des jüdischen Passah. Der einzelne ist da ausgelöscht. Ich habe einen jüdischen Schüler, der vierzehn Jahre wie eine einzelne freie Person gelebt hat, als Primus Omnium, in Studien, Abenteuern, Opfern, Organisation, Kircheneintritt, Kriegsdienst. Aber mit achttundzwanzig Jahren wurde das alles ausgelöscht. Er heiratete nach dem Wunsch der Eltern ein reiches Nachbarskind, trat ins Judentum zurück und in das väterliche Geschäft ein. Seine Jahre zwischen 14 und 29 dünken ihm heute ein unglaublicher Traum. Die geistlose Kette der Geschlechter Judas ist wiederhergestellt. Er ist ein Jude in der Reihenfolge Israels. Der Geist hat nichts über ihn selber vermocht. Nur vermittelt durch den Geist des Volks regt sich noch sein Dasein. Als nämlich der Geschlechtstrieb in diesem Musterknaben verspätet hervorbrach, da fiel alles bloß dem Individuum einerzogene christliche und weltliche ab. Alles Gesehene und alle Ämter, die ein Mensch bekleidet hat, werden erst dann eines Mannes Eigentum, wenn sie ihm zur Liebesfährte und zum Liebesgedicht werden. Sonst bleiben sie bloßer Zeitvertreib. Die Heirat ist unsere entscheidende Zuchtwahl. Und in unserem Beispiel hat die gefreite Israelitin des Ehemannes frühere Sänge und Klänge ausgelöscht. Sein Geist war ihm nur zeitweise angeflogen.

So tritt seit Jahrtausenden das Volk Israel immer wieder als ein und dasselbe Volk Gottes auf: in seiner alljährlichen kultischen Wiederholung gewinnt das Wunder des Auszugs aus Ägypten für den Glauben eine bindende Kraft, die größer ist als jedes einzelne Wunder. Die Schar, die das Passahmahl mit dem Wanderstab in der Hand verzehrt, fühlt sich als eine Einheit mit denen, welche einst gerettet wurden. „Dieses Jahr sind wir Knechte, nächstes Jahr frei

in Jerusalem", so geht das Passahgebet und läßt keinen Raum für den einzelnen[1].

Daher trat Ostern dem Passah entgegen. Der Name Jesus heißt vielleicht „Gott schafft Raum". Gott hat dem einzelnen Menschenleben in Jesus einen Raum geschaffen, der in Israel und in allen Antiken fehlte. Unser erstes und ältestes Evangelium, das des Matthäus, wurde ja hebräisch aus alttestamentlichen Zitaten gestaltet, um dem einzelnen Israeliten die neue Freiheit eines Christenlebens anzubieten. Matthäus mußte weichen.

In Jesus wurde Raum geschafft, damit jeder einzelne fortan zum Volksstifter wie Moses auf Sinai werden dürfe. Martin Buber hat sich mit Worten tiefen Schmerzes oder Unmuts gegen diese Zumutung Jesu gewandt. Diese Freiheit Jesu in der Einsetzung des Abendmahls übersteige das menschliche Maß. Wir haben aber schon die Notwendigkeit erkannt, daß im jüdischen Osterlamm der Kaufpreis aller Antiken steckt. In Jesus spricht das Osterlamm. Der Unmut des modernen Juden Buber über diese Zumutung stimmt mit unserer Deutung völlig überein. In der Bergpredigt ist „Jesus grausam, weil das Volk im Urreinen nicht atmen kann. Jesus hat zurückgehen wollen in die Wolke überm Sinai, in die Urunbedingtheit des Gesetzes, wie sie war, ehe sie sich in der menschlichen Materie brach", klagt Buber[2].

Dem entspricht das Wort des Ignatius an die Magnesier in der dritten Generation der Kirche: „Jesus trat als Wort seines Vaters aus dem Schweigen hervor", also alle Gesetzesworte verlöschen vor diesem ersten vollen Wort Gottes an den einzigen Menschen. An diesem Punkte gibt es nichts mit Buber zu rechten. Nietzsche hat zwar gerecht genug dargelegt, daß niemand ihm das göttliche Leben verstellen dürfe. Wenn es den Zustand der Wolke über dem Berg je gegeben hat, wie Buber doch selber annimmt, wie hielte ich es dann aus, nicht in der Wolke zu sein? Aber das Niveau dieses Streites liegt zu tief. Steigen wir höher. Denn das geschichtliche Wunder ist die Allgegenwart Israels von Abraham bis Auschwitz! Während die Christen naiv glaubten, daß vor 1905 Jahren das Abendmahl Jesu das Essen des Osterlammes abgelöst habe, enthüllt sich jetzt eine andere Ordnung der Zeiten.

Martin Buber wehrt sich heute gegen das Neue Abendmahl, als lebten wir damals. Aber die mit diesem eingesetzte Freiheit vom Gesetz nimmt er mit seinen Angehörigen wie selbstverständlich in Anspruch. Weder Buber noch irgend ein Jude, den ich kenne, wartet auf den Messias.

Stellen wir dem zur Seite, daß der Kaiserpapst Chinas erst 1911 verschwand, daß die Maoris heute noch ein Stamm von Gnaden sind, dann werden wir unsere Zeitrechnung als ein Spannungsfeld ansehen lernen. In den 2000 Jahren unserer Zeitrechnung werden die Antiken zerglüht.

---

[1] Joh. Hempel, Göttinger Gel.-Nachr. 1936, S. 15.

[2] Ich muß diese Klage aus E. Gangler zitieren, Das Spätjudentum in „Der Mensch und die Religion", 1942, S. 288.

Der Tempel fiel 70 v. Chr., aber der Zionist Martin Buber im neuen Staat Israeli beklagt sich heute über Jesus. Ägypten fiel mit Kleopatra, aber China ist erst heute in Anarchie. Gegen die Stämme der Germanen und Araber errangen die Prinzen Roms die Siegertitel Germanicus, Britannicus und Arabicus. Aber die Hitlers und Araber werden erst heute von der christlichen Zeitrechnung überwältigt. Diese Zeitspannen spannen uns auf die Folter. Es ist nicht an dem, daß mit Christi Geburt die Welt nicht anders wurde. Es ist aber auch nicht an dem, daß sie nicht erst einmal weiterging. Erst heute beißen Israel, Tempelstaat, Akademie und Stammesgeister ihre antiken Nabelschnüre durch! Erst heute fällt ihre vorchristliche Existenz von ihnen ab. Buber muß sich eben über Christus beklagen statt über Jupiter und Serapis. Es gibt keine Gojim, keine reinen Heiden mehr. Denn Sowjetrußland und die Vereinigten Staaten sind beide „reichsfreie", nachchristliche Mächte, und sie sind es, die Israelis Staat anerkennen. Wem gelten deine Verheißungen, Martin Buber, nachdem du doch als Professor in Jerusalem von Amerikas und Rußlands wegen unter Juden und Moslem lehrst? China muß den Geist in sich dringen lassen. Und die wilden Stämme werden entzaubert, neue Volksgruppen bilden sich wie die von Eugen Fischer beschriebenen Rehoboth Bastarde in Südafrika. Es besteht also eine Resorptionsepoche von ungefähr zweitausend Jahren, um das Eiweiß der vorchristlichen Welt aufzubrauchen.

Gib Gott seinen Namen, den Ruhm seines Namens, gib Jahve die Herrlichkeit seines Namens, singt der Psalmist. Die Bibel ist die Geschichte der Entdeckungen der Namen Gottes, der rechten Namen für Gott. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs spricht zu Moses im brennenden Busch: Ich bin im Kommen. Ich bin hier. Und wie er über Israel kommt und gegenwärtig ist beim Auszug, erhellt sich die Vergangenheit der Welt. Alle Geschlechter des Menschen hat er aus ihrem Ägypten geführt. Israels Geschichte erhellt Noahs und Adams Geschichte. Das Alte Testament blickt auf die Geschichte der Menschenkinder aus der Geschichte Israels zurück. Die höchste und letzte eigene Erfahrung ist der Leitfaden zu den entferntesten und schlichtesten Erfahrungen. Dieser Leitfaden reicht aber vor den Hochflutsäon der Reiche und den Blutracheäon der Stämme zurück. Die Generationen der vormenschlichen Geschöpfe sind ja nicht anders erschaffen als Israel. Auch da fiel ein Wort Gottes. Wie Gott dem Moses im brennenden Busch zusprach, so sprach er dem Lichte zu, und es ward Licht. Statt sich aus der Natur zu erkennen, erkennt das Volk Gottes die Natur aus der eigenen, echtesten, reifsten, letzten Erfahrung!

Der Leser mag einwenden: Aber die Bibel beginnt doch gar nicht mit Israel, sondern mit Himmel und Erde. Der Leser schlage irgendeinen Text auf, um sich zu vergewissern, daß die Reihenfolge unserer Gedanken und ihr Ursprung immer umgekehrt laufen. Ein herrliches Beispiel für dies Gesetz gesunden Geistes steht im Buch Daniel.

Im Gesang der drei Männer im feurigen Ofen ist dies die Reihenfolge: „Preisen sollen alle Werke Gott, die Engel, Wasser über den Himmeln, Sonne, Mond, Regen, Hitze preisen Gott, die Berge, die Lande preisen Gott. Die Menschenkinder sollen ihn preisen. Israel preist ihn, die Priester und Ältesten preisen ihn, die Gerechten preisen ihn, die Heiligen preisen ihn." Im letzten Vers schließlich heißt es: „O Ananias, Asaria, Misael, lobsingt Gott!" Wer aber sind Ananias, Asarias und Misael? Diese drei sind die drei Knaben im Feuerofen selber. Sie singen das ganze Lied. Also ihres eigenen Lobpreises werden sie zuletzt ansichtig! Längst haben sie alles beschworen, ihn zu preisen, längst hat diese Beschwörung ihnen das Leben gerettet, bevor sie sich selber zurufen: Preiset ihn, Anania, Asaria, Misael! So weit ist unser Weg zu uns selber.

So verfährt die Bibel: Singt doch niemand anders als Israel die Thora. Aber eben deshalb, weil der Ursprung der Thora das Gebet Israels ist, nennt sie die entferntesten Visionen ihres Blickfelds zuerst! Dies ist das Sprachgesetz alles geistigen Lebens, das, was heute mit viel Lärm vom Existentialismus „entlarvt" wird. Aber die modernen Beschreiber sind allzuoft nicht selber existent, während sie beschreiben. Das Volk Gottes hat keine Theorie des Existentialismus. Aber es ist das eine rein existierende Volk der Geschichte! Nie haben Theologien, Dogmen, Theorien den frommen Juden weggeführt vom Pfade der seelischen Erfahrung. Aus der Seele offenbart sich die Schöpfung. Der Herr, der Großes an mir getan hat, der mich umgeschaffen hat, der hat mich offenbar auch erschaffen, und alle anderen Wesen muß er auch erschaffen haben. Das ist der Existentialismus, der gegen den Humanismus feit, und von dem Sartre, Jaspers, Heidegger heute theoretisch handeln. Die Bibel tut, was diese ideologisch empfehlen.

Die Bibel beginnt also ganz weit weg mit der Ewigkeit, mit Himmel und Erde, weil Gott ganz nahe ist, hier in deinem Herzen. Nur von hier weiß ich um ihn, den Ewigen! Die letzten Worte der Bibel, sowohl des Alten wie des Neuen Bandes, sind die intimsten. Ihre ersten Gedanken können deshalb auf das Entfernteste den Blick richten, weil der Blickende in seiner Erfahrung ruht. Die Poesie und das künstlerische Schaffen verfahren allerdings umgekehrt, weil der Genius keinen volksgeschichtlichen Wurzelboden hat. Jedem Israeliten aber sind dank des Auszugs aus Ägypten die Augen für Gott hinter der weiten Welt aufgetan. Homer klammert sich an den Zorn des Achilleus, Dante an die Episode im Walde, um sich in einem Grunde fest zu gründen, von dem aus sich reden läßt. Goethe muß selbst den Faust, das Weltgedicht, in einem Augenblick beginnen lassen. Der Israelit aber, den die Augen Gottes anblicken, heute anblicken, darf sich der Erschaffung der ganzen Welt zuwenden. Israels Wort gründet sich auf die Erfahrung des Großen, das dir selber geschehen ist, dir, dem wahren Israel aller Zeiten, dadurch, daß Gott dich behütet hat bis hierher und bis heute.

Das Wort Gottes: „Ich bin hier", ist nicht nur zum Namen Gottes geworden. Es ist das Stilgesetz der Bibel, das Sprachgesetz des Hebräischen geworden. In ihm liegt das Geheimnis der Dreieinigkeit Gottes beschlossen. Nur wenn wir Gott in der Weise anrufen, in der er zu uns spricht und in der jeder andere Mensch ihn anrufen und von ihm sprechen kann, nur dann ist er offenbart. Du hast, jeder Sprecher hat eine Vorstellung von sich selber, sein Zuhörer hat eine andere und die Welt eine dritte Vorstellung. Die Heiden können Gottes Ansprache an uns und anderer Nationen Ansprache Gottes nicht mit ihrem eigenen Anruf zum Ausgleich bringen. Aber wir alle leben in der Hoffnung, es möge auch uns als Ichen dieser Ausgleich mit unserem Dich und unserem Er widerfahren. Deshalb muß Gott „Ich bin hier" heißen! Deshalb war Gott „hier", als Himmel und Erde geschaffen wurden. Deshalb wird er „hier" sein, wenn Himmel und Erde vergehen. Deshalb ist er „hier", während ich verzage. Dies ist die mathematische Präzision eines Denkens aus dem Horizonte der Zukunft.

c) Die Horizonte des Stamms, Reichs und Volks

Dieser Abschnitt ist geschrieben, weil ich bemerkt habe, daß Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft abgenützte Worte sind. Sie richten Schaden an, weil sie so abgenützt sind. Deshalb muß ihnen hier etwas sorgsamer zu Leibe gerückt werden, als der Leser für nötig halten mag.

Denn im allgemeinen denkt jedermann, daß ihm Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft sonnenklare Begriffe sind.

Das Gegenteil ist der Fall. Diese drei Begriffe sind in dem Munde der meisten Menschen abgegriffen und unbegriffen. In diesem Abschnitt wollen wir sie aus den Elementen, aus denen sie bestehen, zum Leben erwecken. Jedes dieser drei Worte ist nämlich ein Doppelbegriff, eine Polarität. Fangen wir mit der „Zukunft" an. Die Zukunft wird heute kalendarisch vorausberechnet. Die Sonnenfinsternis von 2049 ist bekannt. Jede solche bekannte Zukunft ist nicht echte Zukunft. Es liegt da nur eine Erweiterung der Gegenwart vor. Wir sind unter dem ägyptischen Horizont ewiger Gegenwart, wenn wir das Sonnenjahr 2049 vorausberechnen. Wer das Vorausberechnete als Beispiel von Zukunft ansieht, verstümmelt „Zukunft". Künftigkeit ist nur da, wo ein Gebot vor mich tritt und mich in seine Einbruchsstelle hineinreißt wie ein Magnet den Eisenspan. Zukunft gibt es nur vom Horizonte her. Und in jedem Horizont stoßen ein „Gebot" an mich und mein „Arbeit-Gebiet" zusammen. Meine Künftigkeit besteht aus meinem Berufe und meinen Aufgaben in diesem Beruf. Die Berufung vernehme ich; die Aufgaben bestimme ich. Horizont der Zukunft ist also die Stelle, an der sich der Hörer eines Gebots und der Sprecher des damit verliehenen Gebiets in mir durchdringen. Ich werde Doktor, und ich praktiziere Medizin. „Doktor" beruft mich, auf den Doktorgrad beziehe ich mich, wenn ich prak-

tizierte. Die Reiche sprachen da von Himmel und Erde. Gemeint ist aber eben diese Schnittstelle, wo ich das, was der Geist der Zeit allen anbietet, als persönlichen Anruf auf mich beziehe und mir im Rahmen dieses Anrufes von nun an meine eigene Aufgabe stelle. Der ärztliche Beruf ist mein Himmel, die einzelnen Krankheitsfälle meine Erde. Ich bin also gebunden und frei. Diese Doppelerfahrung meine ich mit dem Wort „Horizont".

Der Geist der Zeit ließ die Franken nach Ostland reiten. Das war Gottes Wille. Jeder Brabanter Siedler aber wählte sich seine ostdeutsche Klitsche. Das war sein Wille. Im Jahre 1157 wurde Groß-Wusterwitz besiedelt; das Wendendorf hieß seitdem Klein-Wusterwitz. Also stand im Jahre 1156 Ostsiedlung im Horizonte. Himmel rief: Siedelt. Schulze sprach: Sei's denn Groß-Wusterwitz. So ist ganz Amerika besiedelt worden. Die Auswanderer – nicht: Emigranten, bitte – zerstreuten sich in seinen Weiten. Dies also sind Himmel und Erde, Berufung und Zustimmung als die beiden notwendigen Hälften des Zukunftshorizonts. Zukunft ist mithin nicht eine Dimension! Ohne den Übergang eines überlegenen Gebotes in die unterliegende Wirklichkeit dadurch, daß eine Person erst hört und dann verfügt, gibt es keine Zukunft. Die Naturbegriffe über die Zeit haben diese unbedingte Polarität der „Zukunft" verschüttet. Aber Zukunft ist ein drei-dimensionaler Begriff mit Dir als Vereinigungspunkt von Vernunft und Anordnung, von Hören und Befehlen, von Gebot und Gebiet.

Sind dem Leser auch nur an diesem einen Beispiel die Augen aufgetan für die Art, wie Zukunft wirklich von uns erfahren wird, dann kann er die Gewalt der Zeiten zu verstehen beginnen. Damit ist er zugleich instandgesetzt, die Tat Mosis zu würdigen. Moses wußte um die drei Horizonte in Stamm, in Reich und Volk. Sein Wissen hat sich in der Siebenzahl der Wochentage und der Zwölfzahl der Stämme Israels niedergeschlagen. Kraft dieser beiden Zahlen hat Moses nämlich verhindert, in Totenkult und Sternenzauber zurückzufallen. Die Erläuterung dieser Zahlen wird uns den Gewinn bringen, daß wir das Wesen aller geschichtlichen Horizonte begreifen lernen.

I. Eingebettet zwischen Geschlechtern lebt das lebende Geschlecht. Drei Generationen rückwärts, drei Generationen vorwärts, vom Urahn zum Urenkel, sind uns sichtbar und hüllen unser Sehfeld ein. Auf sieben Geschlechter bemessen daher zahllose Stämme das Blickfeld ihrer Geschichte. Ihr Horizont besteht aus drei Ahnen aufwärts, drei Enkel abwärts. Das ist ihr Himmel, das ist ihre Erde. Denn aufwärts blicken wir auf den uns vertrauenden Geist, abwärts blicken wir auf die uns anvertrauten, von uns daher zu begeisternden Leiber. „Auf drei Leiber" empfing der Germane daher sein Gut von der Kirche, d. h. für drei Geschlechter von Kindern. Und auf drei Seelen stiftete er sein Gut der Kirche. Denn das ging aufwärts zu den Totengeistern. Die Verwandtschaft erlischt im siebenten Gliede. Der menschliche Körper diente dem Sachsenspiegel als Phantom, an dem sich diese drei Generationen aufwärts und drei Generationen abwärts „abstieben" ließen. Von der Brust gehts aufwärts zu Schulter, Hals

und Kopf. Von der Schulter gehts abwärts zu Ellbogen, Handgelenk und Fingern. Dieser einen geistreichen Berechnungsart ist die Wahrheit abzugewinnen, daß die Zahl sieben eine empirische Zahl ist. Sie stammt aus der Erfahrung, daß unsere Herkunft und unsere Zukunft uns bestenfalls dreistufig aufgehen. Also die Lebenden im Stamm blickten auf jedes Kind als auf eines der kommenden Geschlechter. Und der Vater, die erste Herkunftsgeneration, war mitnichten nur Vater in diesem engen Sinn. Vater sind alle drei Generationen vor uns; Kinder sind alle drei Generationen nach uns. Sieben ist die Zahl der festen Orientierung in den Sippen. Denn in der Mitte zwischen je drei Generationen stehen wir sicher. Ein wurzelhafter Mensch ist durchaus nicht bloß „bodenständig" oder abkunftsgläubig. Die Wurzeln unserer Geschlechtskraft treiben vielmehr in dem Bereich zwischen Ahnen und Enkeln, und zwar genau in der Herzmitte. Dies ist der erste Sinn der Siebenzahl.

Am Stamm zeigt sich, daß wir alle eines „Horizontes" bedürfen, auch wenn dieser nicht „geographisch" oder „astronomisch" gebildet wird. Der Mensch muß in die Mitte genommen werden, um Mensch zu werden! Diese Einhüllung in mir geschenktes Vertrauen und in von mir erwartete Treue bildet meinen geschichtlichen Horizont.

Die physikalische Definition des Wortes „Horizont" im Raum ist also nur ein Spezialfall des allgemeingültigen Begriffes „Horizont". Dieser Begriff bezeichnet die Mitte zwischen Empfangen und Erzeugen, Vertrauen und Treue, jedesmal, wenn wir Kinder des Menschengeschlechts in eine solche Mitte einwurzeln, entsteigen wir unserem panischen Schrecken als einzelne.

II. Dies wird sehr deutlich, wenn wir diesen erweiterten Allgemeinbegriff Horizont nun von den sieben Generationen des Stammes auf den Horizont übertragen, in welchem Himmel und Erde zusammenstoßen. Auf den ersten Blick scheint dieser Horizont uns seelisch kalt zu lassen. Weshalb soll denn das Heil vom Horizont herkommen?

Nun, wir wissen es schon. Weil wir die gleichen Himmel, hingegen den Busch und den Dschungel allenthalben verschieden finden. Im Horizont stoßen die Firmamente und die wankenden Bodenstücke zusammen. Im Horizont muß also der Übergang aus Gesetz in Chaos, aus dem Sternenjahr in den Erdentag stattfinden. Horus im Horizonte, du im Horizont wirst Sonne deinem Erdentag, wenn dich die Äonen der Ewigkeit erleuchten.

Der Begriff der „Erde" ist im Stamm unerkannt. Denn die Erde ist schon eine Frucht des Himmels. Das Land, das der Flut entsteigt, ist Himmelsgabe, während die Prärie und der Busch Tier- und Geisterheimat war.

Es ist dem modernen Verstand wohl beinah verschlossen, daß „Erde" keine primitive Erfahrung der Wilden, sondern ein Geschenk der heiligen Himmelstochter Ordnung an die ist, welche sich in den Horizont stellen und von ihm aus plötzlich die Bodenparzellen, die Täler und Hügel, die eigenen Zelte oder Höhlen zu überblicken wagen. Denn vom Horizont her blicken sie auf das

Stückchen Boden, das ihr Fuß betritt oder ihr Körper beschattet, zum ersten Male mit den Augen des Adlers und des Sonnenjünglings. Und da wird es zur Parzelle, zur Hufe. Nein, es wird etwas Besseres, ein Zeitmaß, nämlich ein Tagewerk und ein „Morgen". Der Raum wird zur Zeit, vom Himmelshorizont her. Deshalb sind doch die Namen ein „Morgen" oder ein „Tagewerk" oder ein „Juchart" (eines Jochs Ochsen Arbeitsleistung), die himmlischen Prägstempel, welche die neue Erde schaffen. Auch das ägyptische Flächenmaß wird mit dem Zeichen der Bewegung, zwei wandelnden Beinen, geschrieben. Die toten Bodenstücke kamen zum Leben im Wandel der Gestirne. Das Prosaischste, um das wir wissen, ist das Messen. Für die Alten war es die Herrlichste aller Künste, weil diese Maße erst die Atome der Erde in geordnete Zeiträume verwandelten. Jeder Tempel spiegelt Jahre und Monate in seinen Säulenreihen. Drei-hundert-fünfundsechzig Tage des Jahres spiegelten sich in Salomons Tempel ab. Denn erst vom Himmel her läßt sich die Einheit der Bodenfragmente herbeiführen. „Die Erde" im Singular ist ein herbeigeführter Begriff. Die Hauptzahl aber, mit deren Hilfe aus Busch Erde geworden ist, konnte keine andere als die Zwölf sein. Der Himmel, in fünf machtvollen Mobilisierungstagen, rüstet sich, auf die Erde zu fließen. Die Flut des Nils kommt aus dem Horizont und in dreimal 120 Tagen gliedert sich das ägyptische Jahr in Flutperiode, Flurperiode und Dürreperiode. Dreihundertsechzig Tage hatte der Feldzug des Jahres, der aus dem Auftakt der gewaltigen fünf Tage von den Göttern über die Erde kam. Alle modernen Erklärer der antiken Jahresrechnung unterschieben den Alten ein wissenschaftliches Interesse, das sie nicht hatten; deshalb legen sie deren 360 Tage und die zwölf Monate von 30 Tagen und die fünf Tage am Haupte des Jahres als Schwäche aus. Die Alten aber suchten umgekehrt gerade ihre Stärke in diesem jährlichen Aufgebot aller Götter, die das Land zu erschaffen unternahmen! Diese Götter des Landes, die chthonischen oder epichorischen Götter der Griechen werden von den klassischen Philologen meist als unterirdische Götter mißdeutet. Das sind sie ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr die Himmelsmächte, welche das Land erst einmal herbeiführen. Das Land, die Chthon und die Chora, sind eben wie schon gesagt, *herbeigeführte Begriffe!*

So wird die Zwölf zur Grundzahl des Landes. Zwölf Götter brauchen Griechen und Römer und viele andere Völker, um sich ein Land zu gewinnen, in dem die Himmelstochter Ordnung herrschen kann, die Themis und das fas, aus dem Maß und Regel und Tempel und Straße auf Erden fließen. Diese zwölf Götter sind die Mindestmitgift, die aus den Ur-Reichen an alle Töchter-Poleis gekommen sind. Die Zahl Sieben im Stamm, die Zahl Zwölf im Reich bezeichnen den Vertrauenshorizont.

III. Moses stand vor der Aufgabe, diese beiden Horizonte zu zerbrechen. Er mußte den Ahnenkult und den Pyramidenzauber aufheben. Also mußte er gegen die sieben Generationen und die zwölf Götter angehen. In der großartigen Dialektik der Siebentagewoche und der zwölf Stämme — in Josephs Traum —

hat Moses die vorjüdischen Horizonte zermahlen. Denn während die Zwölfzahl die Ägypter versklavt, und die Siebenzahl den Stamm, hat Moses in der Siebentagewoche und den zwölf Stämmen die beiden heiligen Zahlen vertauscht. Beide verloren damit ihre Schrecken. Denn zwölf Stämme und sieben Tage oder sieben Jahre oder siebenmal sieben Jahre (die großen Jubiläen) sind geistige Ordnungen, die Gottes Freiheit nicht an Geblüt oder Gestirne verraten. Das Siebentagewerk gibt den Himmel und Erden sieben Toledot, sieben „Generationen", damit werden diese Himmelsmächte aus Gestirnsgöttern zu bloßen geschlechtlichen Geschöpfen wie die Menschen auch. Weil der Mensch in Geschlechterfolgen, in Toledot lebt, wird auch die Schöpfung so begriffen. Adam und alle Söhne Adams werden zu einer Toledot in der Geschlechterfolge der Himmel und der Erden, in ihren „Tagen". Vers 4 des zweiten Kapitels der Genesis lautet: „Dies sind die Toledot des Himmels und der Erde nach ihrer Erschaffung."[1]

Diese Schöpfungsgeschichte geht ohne allen Bruch aus den Gottestagen der Himmel in die Geschichtstage der Menschen weiter.

Vor Gott sind ja tausend Jahre wie ein Tag. Deshalb dauert der erste Tag, Adams „verfluchter Acker" und Adams Stammeserlösung einen solchen Tag, nämlich 930 Jahre! Dann wird Noah geboren. Dieser erste, nach Adams Tod geborene Mensch bringt die Segnung der Ackererde; die Sintflut beseitigt nämlich den auf Adam gelegten Fluch, was die Moderne nicht verstanden hat. So bricht mit Noah der zweite Geschichtstag der Reiche und des festen Jahreslaufs an, und deshalb wird dem Noah, der im Jahre 2000 nach der Schöpfung stirbt, ein ganzes Jahrtausend zugeordnet. Diese Geschichtstage Adams, Noahs und nachher Israels korrespondieren offenbar absichtlich den Schöpfungstagen von Himmel und Erde.

Aus den drei Ahnengeistern des Stammesrituals schafft Moses die wirklichen Menschen Abraham, Isaak, Jakob. Diese Patriarchen werden nämlich aus drei Ahnen zu Trägern desselben Gottesgeistes. Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs ist ein Geist und verheißt uns allen dasselbe (zuerst Genesis 50, 24). Damit setzt die Thora an die Stelle der drei Augenpaare der Geisterahnen im Stamme das eine Auge des einen Gottes des einen Volkes.

Damit ist ein dritter Horizont geschaffen, der eine unerhörte Freiheit anbietet. Der Horizont Israels erhebt sich kraft dieser Überkreuzung der Sieben und der Zwölf als dritter Horizont: Im Horizont Israels wiegt nämlich das Kommende Gegenwart und Ursprung auf. Das Volk Gottes steht im Horizont

[1] Benno Jacob, der große Kommentator des Pentateuch, hat zeitlebens um dies Geheimnis der Zahlen im Alten Testament gerungen. Er konnte es nicht lösen, weil ihm die Ordnung von Stamm und Reich nicht am Herzen lag. Aber ich verdanke ihm viel, denn er hat Absicht, Methode und Strategie der Thora in jedem einzigen ihrer Worte und Zahlen unwiderleglich dargetan. Gerade die Zahlen in der Bibel sind kämpferische, antimythische und antizauberische Zahlen. Ich habe den gedruckten Genesis-Kommentar und die — leider bis heut ungedruckten — zu 2. und 3. Mosis eingesehen.

von Erlösung und Schöpfung, von Omega und Alpha. Wo der Ägypter den Himmel, der Stamm die Ahnen setzt, dorthin setzt Israel den Erlöser, dessen Vertrauen uns die Zukunft verheißt und uns ins Leben ruft. Die Schöpfung umgekehrt ist uns anvertraut. Morgen wird er uns sagen, wer wir sind und was wir daher seiner Schöpfung Liebes antun sollen. Die Schöpfung, in der die bisher getrennten Stammes- und Reichsaufgaben verschmelzen, wird beides, Erde und Kinder, vollenden. Mithin fallen die Urheber der Vorzeit und die Himmelsbahnen der Gegenwart dank des zukünftigen Messias zusammen.

In den letzten dreitausend Jahren hat der Horizont des Moses unter den Horizonten der „Adamiten" und der „Noachiten" sich durchgerettet. Dazu hat es außerordentlicher Zurüstung bedurft, denn diese Völker waren doch alle in ständiger Bewegung von Kriegen und Umwälzungen und die Leiden der Juden ohne Zahl.

Daher wird im folgenden Davids Regierung erzählt, damit der Leser nicht in die Illusion verfällt, Israel sei bloß ein schöner Gedanke. An dem Beispiel Davids erweist sich, welche Fülle quellender Originalität aufgeboten worden ist, um das eine große Schöpfungswort, das an Moses erging, durch die Zeiten zu retten.

d) David

Am oberen Euphrat lag um 2000 vor Christi die große Stadt Mari, deren Ausgrabungsfunde mit denen auf Kreta parallele Züge zeigen. In Mari-Urkunden begegnet der Name David für einen militärischen Rang, etwa wie Oberst oder General. Das macht es möglich, in dem Namen David einen Titel wie Kommissar, Duce, Führer, Caudillo zu sehen. Selbst wenn das Vermutung bleibt, hilft es uns, das, was David geleistet hat, unbefangen zu erfassen. In das Volk Gottes, d. h. in ein Volk, in dem seit Moses Gott allein König war, errichtet ein Heerführer ein Königtum und baut sich für sein Königtum eine Residenz in Jerusalem. Das ist die Tat Davids auch dann gewesen, wenn sein Name nicht Scharführer oder Generalkapitän bedeuten sollte. Denn David (etwa 1030–960) verkörperte etwas Unerhörtes in Israel: durch viele Jahre kommandierte er ein Berufsheer aus angeworbenen Söldnern. Er gewann Königstum und Königsstadt mit Hilfe dieses Militärsystems, das er den Feinden Israels, den Philistern, absah. Diese ausländische Stütze hat David über die Landwehren der Stämme und ihre Eifersüchteleien hinausgehoben. Er hat aber die Anhänger des Alten nicht vergewaltigt, sondern mit seinem System ausgesöhnt. Statt nur als ein Tyrann gefürchtet zu werden, hat er die überlieferte Offenbarung in gefährlichere Zeiten hinübergerettet. Die Literatur, die unter ihm und Salomon entstand, ist der Aussöhnung geweiht, nämlich die beiden Bücher Samuelis (in der römischen Zitierweise die ersten zwei Bücher Könige). Proben mögen das zeigen. Davids Ergebenheit und Gehorsam für den ersten

König Saul und seine Familie sind ein Hauptthema dieser Schriften. Daß David Sauls Leben schonte, obwohl Saul in seiner Gewalt war, wird nicht einmal, sondern mehrmals geschildert. Davids Hof muß also gefürchtet haben, daß David ebenso verraten werden könnte, wie Saul. Es wird in den Büchern offen zugegeben, daß David bis ans Ende seines Lebens als Usurpator kritisiert wurde. Daher ist es wohl zu der intimen Geschichte in Samuel 16 gekommen, wo der Seher Samuel zu Isai nach Bethlehem kommt, alle sieben Söhne sich besieht, aber von Jahve geheißen wird, auf David zu warten. Blond, hochgewachsen, leuchtenden Auges tritt David ein, und nun salbt ihn Samuel. Indessen bleibt diese Salbung ein erratischer Block in der Gesamtschrift. Nichts folgt aus ihr oder auf sie; David macht keinen Gebrauch von ihr vor dem Volk. Daher wurde sie doch wohl erst im Zeitpunkt der Niederschrift der offiziellen Geschichte selber stilisiert, weil sogar zu diesem späten Zeitpunkt der fehlende Rechtstitel Davids durch diesen von niemandem mehr nachprüfbaren Hergang ersetzt werden sollte.

Ähnlich könnte es mit Davids Sieg über Goliath stehen. Denn gerade im Dienst der Philister ist David mächtig geworden. Da wundert man sich, daß der David, der mit der Steinschleuder den eisenbewaffneten Goliath erschlug, dem Könige Saul, dem er so herzhaft diente, damals noch unbekannt gewesen sein soll.

Später wurde David Waffenträger und Harfenspieler Sauls, ja zeitweise sein Eidam, und „die Seele Jonathans, Sauls Sohn, schlang einen Knoten mit Davids Seele, und Jonathan liebte ihn wie seine eigene Seele, mit Gott zwischen ihnen". So stark ist diese Liebe, daß David im I. Samuel 20 das hohe Lied der Freundschaft anstimmt.

Nun aber tritt die Geschichte in ihre Rechte: Wie es auch immer dazu kam, David verließ sein Vaterland, formierte ein Bataillon aus einigen hundert „Werwölfen" und wurde der Vasall des Philisterfürsten Achis von Gath. Achis gab ihm die Stadt Ziklag zu Lehen, und damit stand David auf der Seite der Feinde der Israeliten. Die Königsannalen unterstreichen nun, daß David dem Achis treu war, aber von den Vasallen seines Herrn abgelehnt wurde. Die Vasallen verhindern, daß der Hebräer David in den entscheidenden Krieg gegen Israel mitzieht. So wird das Rätsel erklärt, daß David seinem Herrn Achis treu bleibt, von Achis geliebt und geehrt wird, daß er aber an dem Siege der Philister über Saul und Jonathan keinen Teil hat. Er verteidigt inzwischen sein Ziklag gegen Amalek, der auch ein Feind Israels ist. Darum wird er von der Tötung Sauls und Jonathans durch seines Lehnsherrn Armee überrascht, ja überwältigt, und es darf ihm die herrliche Trauerklage „Wie sind die Helden gefallen" im 1. Kapitel des 2. Buches zugeschrieben werden. Nun hatte Achis aber gerade vorher Davids Vorwürfe anzuhören: „Weshalb läßt Du mich nicht gegen Saul ziehen? Was habe ich getan, daß ich nicht gegen die Feinde meines

Herrn marschieren darf?" Die Schrift läßt diesen Widerspruch offen vor uns stehen. Dieser David soll die herrliche Totenklage angestimmt haben:

„Die Zier liegt, o Israel, erschlagen auf deinen Höhen –
wie sind die Helden gefallen!
Tut es nicht kund zu Gath,
Meldet es nicht in den Gassen von Askalon,
daß sich der Philister Töchter nicht freuen,
nicht jubeln die Töchter der Unbeschnittenen.
Saul und Jonathan, die geliebten und gütigen,
im Leben wie im Tode blieben sie vereint;
sie, die schneller waren als Adler,
stärker als Löwen.
Ihr Töchter Israels weinet über Saul,
der Euch kleidete in Purpur und Wonnen,
der Goldschmuck heftete an euer Gewand! . . .
Wie sind die Helden gefallen!

Wem sich diese Nänie entwand, der hat nie unter Achis ausziehen wollen, um Saul und Jonathan zu vernichten. Aber in Israel ist dies Lied offenbar nie verklungen. David beantwortete den Untergang Sauls, indem er von Ziklag im Philisterlande nach Osten in Judäa einmarschierte. Am Südende der Hebräerherrschaften ließ er sich im Haine Mamre bei der Stadt des Kundschafters Kaleb in Hebron zum Könige des Hauses Juda salben und residierte dort, 30 Kilometer südlich Jerusalems, sieben Jahre. Das muß um das Jahr 1000 gewesen sein. Sechs Kantone Judas unterstanden ihm. Verschiedene Frauen schenkten ihm ein halbes Dutzend Söhne. Währenddessen zerfielen im Norden die Reste von Sauls Heer und Hof. Davids Generäle halfen mit Attentaten nach. So kamen die Ältesten Israels nach Hebron. Sie unterstellten sich vermutlich doch noch lieber dem hebräischen Vasallen der Philister als diesen selber. Denn David forderte keine bedingungslose Übergabe. Es kam zu einer Verfassung zwischen David und Israel. David verwendete nun sein stehendes Heer gegen die Kananäer von Jerusalem mit ihrer Nordburg Zion und baute dort sein Königsschloß, die Stadt Davids. Phönizier von Tyrus brachten die Technik dafür, an der es in Israel gebrach. Das Vordringen hielt an. Damaskus hoch im Norden wurde unterworfen, nach Südosten die Strecke bis zum Golf von Akaba. Die Liste der Titel Davids mag gelautet haben: Herr von Ziklag, König im Hause Juda, König von Israel, Herr von Jerusalem, König von Amman, von Damaskus (= Aram), Oberherr über Edom bis ans Rote Meer, von Moab und von Zoba.

Diese buntscheckige Macht Davids sollte aber die Moses am Sinai gegebene Offenbarung bestätigen. David tanzte vor der mosaischen Bundeslade, als sie nach Jerusalem geführt wurde (II. Sam. 6) und „machte sich gering vor Gott". Die neue autoritäre Zentralgewalt des Heerkönigs David habe ich so ausführ-

lich dargestellt, damit kein Zweifel obwalte, daß durch David eine weltliche Staatsmacht in Israel eingebaut wurde. Dabei ist es höchst weltlich zugegangen. Dagegen muß nun ebenso deutlich werden, welches Gut in diese Weltmacht hineingerettet wurde und in welcher neuartigen Weise. Wenn wir von David her zurück zu Josua und Moses blicken, so wird das einsehbar.

Die Gotteshörigkeit Israels hatte in etwa 60–80 Jahren unter Moses und unter Josua die Knechte Pharaos zu freien Bürgern der Gottesgemeinde umgewandelt. Eine solche Heroenzeit war durch die Gottesmänner an der Spitze möglich gewesen. In ihnen vernahmen die Heimatlosen Gottes Befehl und Geheiß täglich. Mit dem Tode Josuas und der Landnahme kühlte der Glaubensmut. Eine moderne Erfahrung mag verdeutlichen, wie das einschneidet. Diese Erfahrung wurde in Amerika gemacht. Berüchtigt sind der Katzenjammer und die innere Unsicherheit und Langeweile, die seit dem Abschluß der Landnahme 1889 die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika heimsuchen.

Das Buch Richter spricht es immer wieder aus, daß Anarchie obwaltete (z. B. Kapitel 17 und 18), und sogar die Verletzung des allerheiligsten Rechtssatzes, des Gastrechts, an der Tagesordnung war. In dieser Anarchie zerbrach nicht der Glaube an den einzigen Gott. Aber ein neues Sprachrohr mußte Gestalt annehmen, um Gottes Stimme in ein „arriviertes" Volk hineinzuleiten. In der Eroberung war das Sprachrohr wie in einer mobilen Truppe der Tagesbefehl des Oberbefehlshabers. Vorher, in der Zeit, in der die ägyptisch verderbte ältere Generation aussterben sollte, wußte Moses, der Mann Gottes, wahrlich kein General, sondern ein Erleuchteter, die Marschordres zu geben.

Der Leser wolle nun so nüchtern wie möglich überschlagen, wie freie Bauern auf eigener Scholle, ohne Erleuchteten und ohne Feldmarschall, in ihre eigenen Wirkungskreise zerfallen mußten. Sie waren im Recht. Die tägliche Marsch-Losung wäre nun absurd gewesen, da die Ziele, die erreicht waren, gerade darauf abzielten, den einzelnen israelischen Hausvater zu der Verheißung Abrahams aktiv beitragen zu lassen. Medizinmänner, Totenbeschwörungen, Priesterzauber und Geometrie und Astrologie waren doch die Grundlagen der Regierungsformen, aus denen Moses die Kinder Israel hinausführte.

Die Richterzeit war die Probe aufs Exempel, daß man von den Toten der Vergangenheit und von den Sternen der Gegenwart freigekommen war. Aber die Zukunft zu erwarten, Israels Sendung, verlangte auch eine Regierungsform. Welche aber? Die Richterzeit machte die Leere so sichtbar, daß sie unerträglich wurde. Saul war ein erster Versuch rein von innen heraus. Aber jede weltliche Position muß auf die Welt selber erst eingehen, und darin bestand der Wert von Davids Philisterdienst. Die Staaten der Welt bilden ein einziges Machtgeflecht. Chemisch rein von Macht wie Eskimos oder Quäker konnte sich das Volk Gottes nicht erhalten. Wer das Geschwätz von souveränen Staaten und der freien Nation und der Unabhängigkeit hinter sich tut, der sieht die Einheit des politischen Kraftfeldes: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es

dem bösen Nachbarn nicht gefällt“ [1]. Davids Königtum darf also nicht so sehr als ein inneres Ereignis der jüdischen Geschichte erzählt werden, sondern in ihm wurde ein noch nie dagewesenes Gemeinwesen — etwas wie die Mönchsrepublik Tibet oder der Kirchenstaat der Päpste — in die Welt so hineingestellt, daß es fortan in eine Innen- und eine Außensicht zerfiel. Zum erstenmal fragten die Israeliten danach, mit welchem Auge die Umwelt sie sähe. Diese Frage hatte zwischen Moses und Saul nie in den Vordergrund treten dürfen.

Am Nil hatte das große Haus des Horushofstaates den Fellachen durch den Sonnenkult sich auch nachträglich begreiflich machen müssen. Sopdu fiel dieser epochalen Wendung zum Opfer und Ra trat machtvoll hervor.

David und Salomon machten Israel zum ersten Male der Umwelt Israels begreiflich. Die Freiheit vom Tempeldienst wurde aufgegeben. Schon David plante einen Tempel, und Salomon hat ihn nicht nur gebaut, sondern mit seinen 365 Säulen spiegelte auch dieser Tempel wie alle Tempel die Macht des gestirnten Himmels. Das begriffen die Nachbarvölker.

So wenig aber wie Ra den Horus ausmerzen konnte und so notwendig Echnaton, der das versuchte, gescheitert ist, so wenig hat der Tempel Salomons oder der zweite Tempel den Auszug aus Ägypten aufgehoben oder die Frohnden für die Tempel und ihre Priester im Nilkult heraufgeführt. Die Israeliten blieben freie Hauspriester Jahves. Unser Rückblick von Davids Regierung nach rückwärts wird uns nun befähigen, die Konstitution dieses Zukunftsstaates zu lesen. Unendlich oft mußte diese Verfassung neu erkämpft werden, fast unter jedem Könige. Drei über David selber erzählte Umstände mögen aber für alle diese Versuche stehen. Die Stichworte lauten: der Prophet Nathan, die heilige Schrift, der Verbot des Zensus. Auf den Propheten Nathan lenkt die Zeile des Jesus Sirach in seinem Weisheitsbuch Kapitel 47 „Lobpreis Nathans, Davids und Salomons“! Weshalb steht er voran? Als David den Hetiteroberst Uriah in den Tod schickte, weil er dessen Weib liebte, da drang Nathan in die außerjüdische weltliche Sphäre des Königtums ein — nämlich in Davids Generalkapitanat über sein Söldnerheer. Hier schien doch das Bollwerk der neuen Königsmacht; der Fremdkörper war eben Davids Kommandogewalt über die Ausländer. Nathan bestand darauf, auch diese Sphäre sei dem Walten des gerechten Gottes unterworfen. Und David unterwarf sich. Er tat Buße vor Nathan. Zwanzig Jahre später trug das Frucht. Denn nun sicherte Nathan die Thronfolge. Der unentschlossene David wurde von Nathan übermocht, eben den Sohn der Bathseba, Salomon, mit Hilfe seiner fremden Söldner als Thronfolger einzusetzen. Derselbe Nathan entsann sich des Verhältnisses von Moses und Josua, als David neben seinem Palast einen Tempel plante. Die Zweitaktschaltung Israels in Verheißung und Erfüllung riet Nathan an: Nicht David selber, sondern erst Salomon solle den Tempel bauen.

---

[1] Oben unser Kapitel: Die Regierungsperiode.

Die Einspruchsgewalt dieses Geistlichen durchzieht also Davids Regiment in imponierendem Umfang.

Daß er der Wortführer eines lebendigen Kreises war, geht aus der Literatur hervor, die damals nach drei Seiten zugleich ausgriff. 1. Die eigene Zeit, Sauls, Davids und dann Salomons wurde festgehalten. 2. Die Daten der Richterzeit und der Landnahme wurden gesammelt. 3. Die universalen Überlieferungen der Weltschöpfung, der Sintflut, der Weltgeschichte wurden von der Offenbarung Jahves an Israel aus rückwärts aufgegriffen. Im Lichte der endgültigen Wahrheit wurde die Vorgeschichte von den Schlacken des Heidentums gereinigt. In sie eingegangen ist die Gesetzgebung und die entsagende Laufbahn Moses, des Mannes Gottes, die ja, angefangen mit den zehn Geboten, längst aufgezeichnet worden war.

Eine vierte Literaturgattung aber wurden die Psalmen. Gewiß kann es nichts beweisen, wenn 75 von den 150 Psalmen auf Davids Namen stehen. Die Nänie auf Saul und Jonathan steht ja auch auf seinen Namen. Aber daß Davids Regierung eine Sängerschule und die Sangeskunst gepflegt habe, wird als wohlgegründete Wahrheit zu gelten haben. Denn die Liturgie mußte unter David auf Zion geregelt werden. Die Reinigung des Schreibens von Mythologie, die Erschaffung der Geschichtsschreibung ist die zweite Leistung des davidischen Personenkreises.

Wir kommen nun zum dritten Punkte, dem Zensus. David hat Israel aus seiner nach außen unerkennbaren Existenz heraus gezwungen und es gelehrt, sich selber nicht länger nur von innen zu erfassen, sondern auch sich mit den Augen seiner Nachbarn sehen zu lernen. Seitdem erst wußte Israel, wie es den Gojim erschien. Israels Schrifttum ist ja der Ausgleich zwischen seinem inneren Erleben und dem in der Welt stehen und von der Welt gesehen werden. So zerbrach das Inkognito. David aber ging weiter. In den Weltreichen lagen Acker und Feld, Einwohner und Schätze vor dem König und seinen Priestern wie ein offenes Buch. Die Pharaonen zählten und führten Statistiken. Ihnen nach verordnete David eine Volkszählung. Wenn Lukas den Zensus des Augustus zur Datierung verwendet, so hat noch damals jeder Jude bei diesem Römerzensus an den des David gedacht, denn das alte Israel hat sich dem Zensus als einer Bedrohung seiner Freiheit durch die Tyrannei eines Pharao widersetzt! Sowohl II. Samuel 24 wie I Chroniken 34 wird uns die Reue Davids berichtet. Sir James Fraser, der Anthropologe, hat in seinem „Folklore in the Old Testament" II, 555 ff, sich über diesen Aberglauben gewundert. Es ist vielleicht sicherer, sich über Fraser zu wundern. Ein Seelchen oder ein Volk, die vorzeitig unter die Lupe genommen werden, werden schizophren oder verlieren ihre Unbefangenheit. Israel konnte nicht das Volk unter dem freien Himmel Jahves bleiben, wenn seine Regierung mit Zahlenkünsten den Absolutismus Pharaos zurückbrachte. Wissen ist Macht. Wir, die wir den Staat allmächtig, allwissend machen, haben eben damit die Demokratie abgeschafft. Ohne Geheimnisse keine Freiheit!

Daher wird der Widerstand gegen die Statistik unter David uns berichtet als der kürzeste Ausdruck für das Fernhalten der Vermessungen durch die Zauberer des Pharao im Kalender so gut wie in den Landmaßen. Zusammen mit seiner Leibgarde hätten diese Künste aus David einen beliebigen orientalischen Despoten gemacht. So aber blieben die Israeliten freie Hauspriester auch trotz einer starken Zentralgewalt, und der Prophet wurde ihrer Freiheit Sprachrohr gegen diese Zentralgewalt. Die grauen Bünde der Ostschweiz haben jahrhundertelang jede Volkszählung gesetzlich verboten.

Die drei Punkte: Nathan, Schrift, kein Zensus zusammen bilden Grundpfeiler der Verfassung Israels. Im Erlaß der Schulden und Eide alle Jahre, alle sieben Jahre, alle 50 Jahre wurde die antistatistische Grundlage aufs schärfste unterstrichen. In der Heiligen Schrift wurde das gesprochene Gotteswort zu dem einen durchlaufenden Tonband aller Zeiten. Kein Volk von so kleinem Umfang kann sich einer solchen Bibel aus Bibeln rühmen. Mit der Aufzeichnung wurde das Große, das der Herr getan, sagbar, auch gegenüber einer täglichen außen widersprechenden Welt von Heiden. Die Schrift wurde also der Zwillichstreifen, auf den das innere Seelenleben des in der Finsternis der Welt ausharrenden Gottesvolkes und die verständigen Tatsachen der weltlichen Anschauung aufeinander genäht werden konnten. *Ohne die Schrift hätte Israel seit David nicht Israel bleiben können!*

Was aber die Schrift durch die Zeiten, das war der Prophet in jeder einzelnen Zeit, der Sprecher des Volkes des Ewigen inmitten des Volkes des Tagesregiments. Der Prophet kann dem unvermeidlichen Pharaonenerbe in jedem Tempelkönig herrlich wie am ersten Tage des Moses entgegenrufen: „So spricht der Herr: laß mein Volk ziehen, damit es mich ehre." Die Schrift aber sagt im schroffen Widerspruch zum Maskenträger und Sterndeuter: Gottes Wege sind nicht eure Wege; eure Wege sind nicht Gottes Wege. Denn durch die Zeitteilung zwischen Moses, dem Gott das Land gelobte, und Josua, dem Gott das Land gewährte, zwischen David, der auf den Tempel sich rüstete, und Salomon, der ihn baute, wird die ganze Heilige Schrift auf eine noch nie dagewesene Unterscheidung gebaut. Die Bibel hat zum erstenmal unsere Zwecke und unsere Bestimmung gegeneinander gestellt. Das war noch nie dagewesen, daß die Führer des Volkes ihre Zwecke von ihrer Bestimmung unterscheiden durften, um damit Gott die größere Ehre zu geben. Im Stamm ist mindestens der Schamane außer sich; sonst kann kein Geist in den Stamm hineinfahren. Im Raumreich muß das Oberhaupt unfehlbar sein, um den Willen des Himmels zu verkünden. Israel rief die Häupter des Volkes in ihre Menschlichkeit hinunter. Sie dürfen nun – im Gegensatz zu Pharao, der das feierlich in Abrede stellte – ihr Herz mit Reue essen, ohne ihren Rang zu verlieren. Denn Gott, der so gut die Himmel geschaffen hat wie den Tod, reißt den Schamanen ihre Maske und den Kaisern ihre Krone ab:

„Gäb mir der König seine Krone,
ich dürfte sie mit Recht verschmähn."

Als Saul von Samuel zum König gesalbt wurde, blieb die Krone fort, die ihn zum Himmelsgestirne gemacht hätte. Allerdings hat Samuel noch geglaubt, Saul in die Prophetenreihe Moses, Josua, Samuel einreihen zu können. Denn er sagte zu Saul: „Da wird dann der Geist Jahves über Dich kommen, daß Du in prophetische Begeisterung geraten und dich in einen anderen Menschen verwandeln wirst." Sauls Regierung heilte von dieser zu simplen Hoffnung. Nicht das neue Königtum selber durfte den Gottesgeist allein verkörpern; neben den gegenwärtigen Herrscher mußte der Prophet treten, um das jüdische Volk als das Volk der Zukunft zu erhalten. Nur mühsam und durch viele Geschlechter hindurch wird von der ewigen Gestalt unserer Bestimmung all der Gips unserer einaltrigen Zwecke abgeklopft. Offenbar kann die freie Schöpfungstat Gottes dem werden, der wie die Bibel die Zwecke der Machthaber, seinen eigenen Zweck, erst mutig berichtet und dann demütig preisgibt. Der Preis Gottes ist in Israel nur durch die Preisgabe der eigenen politischen Programme zu haben. Das heißt Offenbarung. Samuel und Saul, David und Jonathan, Nathan und Salomon sind ein Beispiel in drei Stationen für ein und dieselbe Offenbarwerdung unter Gottes befreitem Himmel.

Damit ist ein Anfang gemacht, um die Völker der Welt über ihren eigenen Äon hinauszuzwingen unter die Herrschaft dessen, der vor ihnen war und der nach ihnen sein wird (Jesaias 2, 4). In der Zwischenzeit blieben die Reiche dieser Welt in ihrer bloßen Gegenwart unvereinbar mit dem noch harrenden Volke.

Aus dieser Unvereinbarkeit inmitten der Gleichzeitigkeit ist es zu einer neuen Ritzrune oder Tätowierung gekommen, zur Heiligen Schrift. Das muß wohl noch einmal genauer gesagt werden, nachdem es oben bereits gestreift wurde. Denn die Bibel wird von Kindern und Unmündigen ja heut durchaus wie ein Buch gelesen. Das ist irreführend.

Ausgehn müßte der Leser von der Unvereinbarkeit. Linnen und Eisen, Stein und Leder sind unvereinbar. Etwas Drittes muß zwischen ihnen vermitteln, ehe sie zusammenhängen können. Die ihrer Schwerkraft folgende Welt und die auf Gott harrende Seele werden dank der Schrift aufeinander bezogen. Es steht nämlich die von Moses streng ausgerottete Ritzrune und Bilderschrift in der Heiligen Schrift geläutert wieder auf. Es ist die erste Auferstehung, und ohne sie kann die Auferstehung Christi uns nicht recht ergreifen.

Im Stamm war das ewige Gebot die auf die Haut geritzte Rune und bezwang den Träger auf Lebenszeit. Im Reich ragten die den Göttern — oft nur den Göttern sichtbar — rufenden Hieroglyphen durch die Ewigkeit des Steins und bezwangen den Kosmos auf seine Lebenszeit, das heißt, seine ewige Wiederkehr.

Nun aber leistete derselbe Grundsatz bleibender Satzung etwas Drittes. Denn die Schrift ätzte in die Geschichte die Grenze zwischen Menschen und Gott. Das ist keine fromme Redensart, sondern das ist die Erschaffung der Geschichte durch die Juden. Die Bibel ist nämlich kein Buch im Wortsinn der Papyri von „Biblos", der Stadt, nach der die Griechen jedes Buch benannt haben, so wie unser Wort

Bibliothek die Silben heut noch verwertet. Nein, in jedem biblischen Buche wendet sich das Blatt. Jedesmal wendet sich das Blatt vom Zweck und Bewußtsein der Handelnden zur Wirkung durch die Zeiten. Erst aus beiden vereint, aus Zweck und Wirkung, erhellt die Bestimmung und der Sinn dessen, was geschieht. *Diese Verdoppelung des Inhalts nennen wir Geschichte.* Die Könige von Israel wollen; die Feinde wollen –; Gott bestimmt. Die Propheten wollen nicht prophezeien – es gehört zum Propheten, daß er nicht will – das Volk will nicht hören – Gott bestimmt. Die Weltkinder wünschen und bitten, die Frommen beten – Gott bestimmt. Adam will und will nicht – Gott bestimmt.

Vom ersten Menschenpaare bis zum letzten Propheten sind Absicht der Kreatur und Stimme Gottes die beiden Stimmen, aus denen unsere Bestimmung offenbar wird.

Deshalb sind die biblischen Schriften die ersten Schriften, in welchen die Autoren gegen sich selber zeugen dürfen. Der ganze Panzer der Selbstrechtfertigung ist ihnen abgenommen. Die moralische Abrüstung der Bibel ist das entscheidende Ereignis, das an den Juden für die ganze Menschheit passiert ist. Stolz und Schuldbewußtsein fallen nicht mehr auseinander. Der Mensch wächst zusammen, weil er schwach sein darf. Die Indianer und alle die, die Indianer spielen, die Caudillos, Duces, Diktatoren müssen unfehlbar sein. Der schwächlichste kleine Jude ist ihnen überlegen, weil er sich nicht aufzuspalten braucht. Deshalb hassen ihn alle vor-israelitischen Menschenarten. Sie hassen den, der sich vor Gott demütigt.

e) Salomon und Hesiod

Salomon, nicht David, hat den Tempel in Jerusalem erbaut; Hesiod, nicht Homer, hat die Theogonie gedichtet. Diese beiden Tatsachen sollen hier verglichen werden. Denn wir dürfen staunen, in welcher Weise Altes in Neues überpflanzt wird. Eine Biologie der Politik, richtiger gesagt, die *Metanomik der Gesellschaft* wird vernehmlich. Waren doch die Tempel die errichteten Horizonte, denen Moses entsprang und entwich; waren doch die Theogonien die kosmischen Stammbäume des einzelnen Reichs, denen sich der Wanderer Odysseus, der Argonaute Jason, der gewaltige Herakles entrissen und entwanden. Warum sind die Israeliten denn trotzdem Tempelbauer und die homerischen Menschen denn trotzdem Göttergenealogen und Kosmogoniker geworden?

Wir lernen das verstehen, wenn wir daran festhalten, daß der Tempelbau Salomons nicht in der geraden Linie des Sinaibundes lag, und daß die Theogonie Hesiods nicht die gerade Linie der homerischen Inspiration fortsetzte. Sondern den Sinaibund setzen die Propheten fort. Deshalb stehen nur sie neben Moses im christlichen Credo! Und so hat auch die homerische Muse die sieben Weisen und dann die Philosophen und ihre Schulen inspiriert, aber Hesiod, Pherekydes, ja sogar Empedokles blieben abseits. Zwischen Moses und die Propheten ist

also ein retardierendes Moment getreten. Zwischen Homer und die Eleaten ist ähnlich als verzögerndes Moment die Theogonie getreten, wie sie von Hesiod bis Empedokles geistert. Salomon und Hesiod riefen also fremden Geist. Weshalb waren sie notwendig? Das ist unsere Frage.

Ein Vorgang, den jeder Leser nachprüfen kann, sei der Antwort vorausgeschickt. Als Luther sich dem Papst in Rom entzog, wurde Wittenberg ein apostolischer Stuhl so gut wie Rom. Und seitdem gab es Dutzende von kleinen Päpsten in jeder theologischen Fakultät der Reformation. Aber den einen Theologen in Rom und die Theologen auf jeder Universität unterschied sehr handgreiflich dies, daß der Papst die sichtbare Ökumene regierte, der Theologieprofessor die unsichtbaren Grenzen seines Einflusses nie ermaß. August Tholuck, Johannes Weiss, Richard Rothe, Adolf Harnack, Schleiermacher und Karl Barth regierten päpstlicher als mancher Papst; aber die Jurisdiktion, d. h. der geographische Geltungsbereich ihrer Bannflüche hat nie meßbar abgesteckt werden können. Luthers These der unsichtbaren Kirche bewährte sich in diesem Unterschied. Diese These — Die Kirche sei unsichtbar — hat niemals von der Pfarrkirche der Landeskirche gegolten: Die stak genau so sichtbar aus der Geographie heraus wie die katholische Romkirche. Aber in der Lehre blieb der unsichtbare Einfluß des Worts und die sichtbare Geographie verschieden. Der Einfluß der herrschenden Lehre bestimmte die Grenzen des geistigen Wellenschlags jahraus, jahrein neu und anders. Sowohl Tholuck wie Harnack haben unermeßlich auf Amerika und England eingewirkt. Würden wir statt der Ausdrücke sichtbar-unsichtbar die Bezeichnungen ermeßlich und unermeßlich wählen, so würde deutlich werden, daß Rom sein Gebiet bestimmen wollte und bestimmt; die Reformation aber ließ es unbestimmt. Ermeßlich sollte die Jurisdiktion des päpstlichen Stuhles erscheinen. Unermeßlich und unbestimmt blieb der Einfluß der jeweiligen Lehrstühle der Theologie. Das war die Frucht der Lehre von der unsichtbaren Kirche[1].

Nun, so ähnlich steht es mit den Tempeln der Baalspriester und Isishierophanten auf der einen Seite und dem Tempel Salomons auf der anderen.

Die Tempel der Reiche errichteten nämlich einen Himmelshorizont, an dem sich ein bestimmtes ausgeschnittenes Erdreich orientierte. Sie vermaßen ja ein durch diese Errichtung erst sich bildendes und sichtbar werdendes Erdreich. Hingegen der Tempel in Jerusalem erhielt einen unbestimmten und unermeßlichen Schauplatz. Freilich wurde auch er an einem bestimmten Orte errichtet, aber nicht im Sinne Roms, sondern im Sinne der ökumenischen Lehrstühle in Heidelberg oder Berlin oder Halle oder Königsberg. Denn unermeßlich strahlten seine Kraftlinien in das Dunkel der Diaspora. Grenzenlos und unbestimmt blieb sein Einfluß. Der Gott, dem Salomon seinen Tempel baute, schafft alle Zeiten und erschließt sämtliche Erdreiche einander. Dieser Tempel also orientierte die

[1] Siehe dazu mein „Rudolf Sohm und das Altkatholische Kirchenrecht" in Das Alter der Kirche II, 1928.

Siedler in jedem abgeschnittenen Reiche und abgeschnittenen Äon darüber, daß sie in ihren errichteten Horizonten abgeschnitten seien von dem unermeßlichen Gott, der Abraham aus dem Horizont „Haran" und Moses aus dem Horizont „Ägypten" gerufen hatte.

Salomon baute einen Tempel denen, deren Herzen beschnitten waren, auf daß sie nicht die unermeßliche Weltschöpfung willkürlich zerschnitten und ihr Stück zu berechnen sich vermaßen.

Was für die Lehrstühle von Halle und Jena galt, daß ihr Einfluß unberechenbar blieb, hilft uns auch für Hesiods Theogonie. Dazu muß ich an die Not erinnern, die von Anfang an die Reichsbewohner zur Theogonie gezwungen hatte. Die Theogonie mußte einen Urwald reinigen, nämlich den der Stammesgenealogien. Die Zeugungskraft der Stammeszunge hatte sich in die Verwandschaftsnamen ergossen. Wo wir zum Beispiel die armseligen Worte „Schwiegervater" oder „Schwiegertochter" gebrauchen, da sprachen diese Krieger originell von „socer" und „nurus". Für die Generationen nach oben und nach unten hatten die Zungen bis zu hundert verschiedene Namen. Dem genialen Amerikaner Morgan verdanken wir diese Erkenntnis, daß die Zungen ihr Vornehmstes in der Schaffung der Namen für die Verwandtschaftsgrade geleistet haben. Daraus erklärt sich, daß im vermessenen Reich ein Götterstammbaum nötig wurde, als Antihäuptlingsstammbaum, sollte die Macht der Toten über die Lebenden gebrochen werden. Dem die Ahnengeister absetzenden Totengericht im Pharaonenreich entsprachen also seine Theogonien. Sie ersetzten die Ahnenstammbäume, ähnlich wie später die „Stifter" die Totenpfähle bei den Germanen ersetzen mußten. Die Theogonie ist also ein Ersatz für die Kriegergenealogie. Weil sie vom ersten Tage an Ersatz war, hat der Inhalt der Theogonien immer geschwankt, und es ist verlorene Liebesmühe, einen bestimmten Inhalt in ihnen für grundlegend zu halten. Das konnten diese Inhalte nie sein. Den bestimmenden Grund mußte immer die Errichtung eines „Achet", eines Horizontes, bilden. Die Theogonie konnte erst – in endloser Variation – hinzugefügt werden, nachdem einmal die Himmel an die Stelle der Ahnen getreten waren.

Damit kommen wir zu dem griechischen Dilemma. Die Hellenen, die nach Thessalien gerieten und von da an das Meer, wollten der Reiche Seßhaftigkeit und Reichtümer erben, aber ohne den Tempelzwang, der die Niltalbewohner in ihr Flußtal einkerkerte. Schnellfüßig wollten sie bleiben, Rosse bezwingend, vielwendig. Noch den Namen Polybios gab der Vater dem künftigen großen Historiker, damit er viele Leben habe. Und vieler Städte Sinn erkannte schon Odysseus. Damit drohte den „reisigen" Griechen in jeder Generation der Segen der einheitlichen Orientierung verloren zu gehen, den Tempel und Priester und ihre Hieroglyphen gewährt hatten. Homers Helden beginnen auch in der Feinde Stadt ein und denselben Kosmos anzuerkennen. Auf der anderen Seite verfolgt sie der Stammesahnenfluch: Thyestes, Tantalos, Medea schleudern ihre Flüche auf ihre Nachkommen wie in jedem Blutrache-geplagten Stamm.

Hier nun setzt Hesiods Theogonie an. Von Hesiod bis Empedokles wird nämlich die Liebe und der Streit, der Friedensschluß und die Rache der Stammesgeister in den Kosmos transponiert. Die Theogonie wird also auch hier wie in Heliopolis oder in Ur zum Erynnien-Ersatz. So ist sie es auch in der Orestie des Äschylos, in der die Erynnien selber, die Rachegeister, zu Göttinnen werden, denen ein Tempel, ein Horizont, errichtet wird!

Aber eine Hauptsache konnte die Theogonie in Hellas deshalb nicht werden, weil den homerischen Menschen die Vielzahl der Siedlungen, der Vergleich vieler Kolonien, die Analogie von Metropole und Tochterstädten bestimmt hat. Hesiods Theogonie war daher kein Fortschritt in der Linie Homer – Plato – Posidonius, sondern sie war der Loskauf von dem berechtigten Anspruch des Reichsglaubens an die Hellenen. Dasselbe dürfen wir aber von dem Tempel Salomons sagen. Auch er kaufte Israel los von dem Vorwurf, den die Weisheit der Ägypter dem Moses machen durfte: „Hast Du nicht bei uns gelernt? Stehst Du nicht auf unseren Schultern? Sind Deine zehn Gebote nicht mit einer Schrift aufgeschrieben, zu der es nur dank unserer Hieroglyphen kommen konnte?"

Im Tempel Salomons ohne Schrift an den Wänden ist das Alte eingebaut. Entsprechend werden in der Theogonie Hesiods die Arme der himmlischen Götter, in denen der Dichter groß wuchs, geehrt ohne doch den seefahrenden Griechen gefangen zu nehmen, und so wurde er zwar seßhaft, aber nicht reiseunfähig.

Dieser Abschnitt ist geschrieben, um die Leser von den beiden falschen Vorstellungen zu befreien, die Geschichte verlaufe in „Kompromissen", oder sie verlaufe in „Entwicklungen". Sie verläuft anders: Das Neue ruft das Alte wieder hervor!

Der Prozeß der Begeisterung geht vor sich aus neuem Ursprung erst und dem nachträglichen Dank an die vorhergehenden Ursprünge. Das Alte wird in das Neue nachgeholt, etwa wie die 150 Psalmen des Alten Bundes in das Stundengebet des Breviers des Neuen Bundes. Diese 150 Psalmen „sind" doch nicht der Neue Bund. Ebenso wenig „ist" der Tempel Salomons echt Israel. Hesiod verkörpert nicht das Griechentum. Aber in allen drei Fällen wird die Dankesschuld abgetragen, die sie der Vorwelt schulden, indem sie das Vorhergehende „konvertieren"[1]. Aus den Erynnien werden Eumeniden, aus dem bemessenden Tempel der die ungemessene Schöpfung anerkennende Tempel von Jerusalem; und aus dem Himmelsstammbaum der benannten Götter des Reichs wird der ewige Liebesbund und Scheidungsprozeß der Elemente des Kosmos noch bei Empedokles.

Die Symbolik im ersten Tempel Israels und in der ersten Theogonie Hesiods enthält je ein besonderes Stück, das die Reinigung in den Dank hineinträgt. Dreihundertfünfundsechzig Säulen nämlich zählte der Tempel in Jerusalem.

[1] Näheres über das Konvertieren in „Vivit Deus" („Das Geheimnis der Universität", 1958).

Damit wurden die Geheimnisse des Sternenlaufs zusammen geschaut als ein und demselben Gott untertan. Das war etwas Neues. Denn in Ägypten herrschten verschiedene Götter über die verschiedenen Teile des Jahres! Gerade das Jahr hatte ja wegen des Wechsels der Sterne die Götterfamilie hervorgerufen. Da wäre es unmöglich gewesen, alle dreihundertfünfundsechzig Tage zur Ehre ein und desselben Gottes aufzustellen. Nur soviel über die Reinigung von Astrologie im Tempel Salomonis, über den noch viel mehr zu sagen wäre[1].

Analog ist in Hesiods Theogonie ein geheimnisvoller Abschnitt eingesprengt, der den rein aufs Griechische gerichteten Philologen bis heute rätselhaft dünkt. Das ist der Hymnus auf Hekate. Hesiod führt sie überraschend ein: sie sei die Tochter der Asterie und des Perseus, sie wird also vorgestellt als eine den ganzen gestirnten Himmel verkörpernde Gotteskraft. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß betont wird, Zeus dürfe sie nicht umfangen. Wir sollen wohl verstehen: Zeus neige sich herunter zu allen den Töchtern der Erde. Aber die Zauberin Hekate sei über alle Erdreiche erhoben, als der eine Zauber, den jede Polis mit jeder anderen Polis gemein habe. Und allerdings bedarf jedes Gemeinwesen ein und derselben Hekate, nämlich der Kraft, einen Horizont zu errichten, einen Himmelskreis zu beschreiben. Die spätägyptische Göttin Hekate[2] verkörperte den Schreibzauber und den Maßzauber, d. h. in ihr lebte die Göttin der Pyramidenerrichtung Seshat. Das Zeichen für das Schreiben der Hieroglyphen wurde personifiziert, wie Budges Wörterbuch zeigt. Für Hesiod war das eine große Gottheit. Im Hellenismus überlebte Hekate nur als die Göttin am Dreiweg und Kreuzweg, worin abgeblaßt ihr Amt als Horizonterrichterin nachklingen könnte. Aber bei Hesiod, d. h. in der ersten Theogonie, ist Hekate eine großartige und aus allen den zahllosen griechischen Göttern herausgehobene Gestalt, die man daher polykosmisch nennen könnte. Denn so wie die dreihundertfünfundsechzig Tage des Jahres alle dem einen Gott, so werden die Hunderte von „Kosmoi" der Reiche der hellenischen Städte dieser einen Hekate. Hörte er in ihren Namen dasselbe „fernwirkend" hinein, weil ja ihr Zauber über die Nähe der Sinnenwelt hinaus Wildnis „beschreibt" und Tempel orientiert? Zu des Kolonistenführers Apollons, des Fernwirkenden, Hekatebolos, Schwester wurde sie dann bei anderen später, Artemis. Aber Hesiods Theogonie selber setzt Hekate höher an als Artemis und macht sie zu einer „Urania" durch ihre Abkunft, während als Mutter der Artemis und des Apollon Leto, zwei Generationen entfernt, aufgeführt wird.

Blicken wir also auf diese Sonderstellung seiner „Hekate"[3], so mutet sein Hymnus auf sie als seine besondere Leistung an; mit ihr geht er über die vorgriechischen Theogonien nämlich hinaus. Er reinigt sie von ihrem Charakter als

---

[1] I. Prestel, „Die Baugeschichte des jüdischen Heiligtums und der Tempel Salomons", 1912.

[2] Erman-Grapow, Wörterbuch der ägyptischen Sprache III (1929), 177. Vorher schon Budge, Wörterbuch sub verbo.

[3] Hekate wurde eben schon von den Pelasgern verehrt.

des einzelnen Landes „Ideologie". Die uranische Hekate herrscht in jedes Land als die gleiche Kraft hinein, als einzige in alle hinein wirkende und doch auf keines von ihnen beschränkt! So möchte ich das Rätsel dieses Einschubs aus dem Geist der homerischen „Polynomie" deuten: Die Kraft eines geistigen Alls spottete der Aufspaltung in einzelne Reiche. Hesiods Theogonie war „anders". Insofern war der Dank gereinigt, den Hesiod und Salomon beide abstatteten. Sie riefen Vorstellungen wieder hervor, gewiß. Aber sie riefen sie hervor vom Boden ihrer eigenen Zeitgestalt aus, und weil der Hervorruf ihre Tat war, verharrten die Rufer im Rahmen dort Israels, hier Homers. Es geht also in der Weiterschaffung der Menschheit nicht „evolutionistisch" her. Weder der griechische noch der jüdische Tempel haben sich aus dem Ägyptischen entwickelt. Anthropologen, Zoologen, Biologen können die liturgische Erbfolge der Völker nicht erklären, weil sie Leib aus Leib, Gestalt aus Gestalt ableiten. Aber wir Menschen erben nur durch Wiederhervorrufen, Benennung, Anerkennung, und wir wählen bei diesen Sprachstößen streng aus. Wiederhervorrufende Auslese ist etwas anderes als „natürliche Zuchtwahl". Und Götter anrufender Ursprung ist etwas anderes als „Mutation". Die Völker entspringen unter einem Anruf und dann wenden sie sich dankbar vor ihren Ursprung zurück und rufen in ihre neue Gestalt die bei jedem begeisterten Usrprung entseelt zurückgelassene Vergangenheit wieder soweit hinein, daß sie sich als ihre Erben bezeichnen können. Nach Moses und nach David, Salomon; nach Ilias und nach Odyssee Hesiod! Die Versuche, die Ursprünge und das Wiederhervorrufen für „sprachlose" Naturvorgänge zu „erklären" sind auch eines Tages ent„sprungen". Ihr datierbarer Ursprung ist die Besessenheit der Neuzeit mit mechanischen Zwangsvorstellungen. Aber diese Zwangsvorstellungen lösen nirgends das Rätsel der Weitererschaffung des Menschengeschlechts. Wir werden hervorgerufen und immer wieder hervorgerufen. „Evokation" muß unsere Erschaffung heißen.

5. Abschnitt

Die Umkehr des Worts

a) Die Septuaginta

Während die Klassikerausgaben und die Konversationslexika in Alexandria entstanden, die damals Enzyklopädien hießen, „Umkreise des Wissens", die Kataloge und Grammatiken, nach dem Tode Alexanders des Großen, da trat dort auch eine Übersetzung der Bibel aus dem Hebräischen ins Griechische ans Licht; diese „Septuaginta" galt später als das Werk der zweiundsiebzig vom Heiligen Geist geleiteten Dolmetscher, der Hermeneuten. Ein Hermeneut ist ein

Diener des schreib- und sprachkundigen Hermes, des ägyptischen Thot. Und so treten im Gebrauch des Namens „Hermes" für einen Dienst an der Bibel dessen, der da sein wird, die Himmelswelt der Reiche und der griechische Logos zum erstenmal unter den Bann des einzigen Gottes.

Daher ist die Septuaginta der zweiundsiebzig Hermeneuten ein das Verhältnis der Menschheit zur Sprache wandelndes Ereignis. Die Bibel wurde aus ihrer innerisraelitischen Bundeslade hervorgeholt, und die Geschichte der Septuaginta gehört mit Johannes dem Täufer in den Vorabend der Kirche als die Verheißung des griechischen Neuen Testaments.

Jedes Ereignis, durch das sich unsere Beziehung zum Wort verändert, gehört in die Geschichte unserer Rasse. Denn sie besteht aus den Veränderungen unserer Rede oder Sprechweisen. Sprechen erzeugt die Angesichter der Menschen. Rassegeschichte ist Religionsgeschichte. Aber sie ist das nur deshalb, weil Religion Sprechen miteinander im Hinblick auf Gott über die Welt ist. Die scheinbar harmlose Redensart: „Von Gott und der Welt reden" bezeichnet gut, was uns Menschen ausmacht. Es „macht" uns tatsächlich „aus", weil wir vorher noch gar nicht „existierten". Das echte Reden von Gott und der Welt macht uns nämlich aus, weil es unsere Züge herausbringt und wölbt und weil wir nur dadurch unser schön menschlich Antlitz haben.

Es ist ja doch nicht wahr, daß wir Menschen „eine Sprache sprechen". Das sagen zwar die Idealisten oder Materialisten. Die Idealisten spinnen Gedanken und legen sie dann dem Publikum vor. Das tun sie dann auf deutsch oder auf Latein und dazu müssen sie, wie sie sagen, eine Sprache „beherrschen". Die Materialisten benützen die Sprache zum Hauen, Stechen und Schlagen, zum Angriff gegen die Bourgeois, als Schlagworte, manchmal als Bumerang.

Aber das sprechende Menschenkind redet *in* einer Sprache. In ihr redet es nämlich jemanden *an*. Ansprache, Anrede, Antwort, bilden den antlitzenden Menschen. Denn das Wort Antlitz rühmt am Menschen, daß wir einander ansehen.

Solange noch ein Menschenkind die Sprache für den Zweck spricht, für den sie die Liebe uns gab, fürs Ansprechen und Antworten unter Ansehen voneinander (das sogenannte Ansehen der Person ist das Gegenteil von *einander* ansehen), solange kann die Entdeckung immer neu gemacht werden, die unsere Wissenschaft seit fünfhundert Jahren ignoriert hat: die Entdeckung des Weges, den der Geist ins Fleisch nimmt.

Wie formt sich ein Gesicht? Indem es Angesicht wird. Wie wird es Angesicht? Indem Menschen einander ansehen, während sie miteinander sprechen. Wann aber halten es Menschen aus, einander ins Auge zu sehen, einander standzuhalten und einander ins Auge zu fassen? Wenn sie sich wechselseitig begreifen und erfassen wollen, weil sie einander achten, lieben und vertrauen. Wann bleibt ein Gesicht formlos? Wenn der Mensch niemanden ins Auge faßt, zu dem er spricht, und wenn niemand auf ihn achtet, während er spricht. Dann sind wir unglück-

lich. Und unser Gesicht wird nicht zum Antlitz. Wir müssen dann aus der Eiswüste derer, die uns nicht ansehen, die wir nicht ansehen, heraus in eine weitere Welt und einen Strahl der Begeisterung auf unser Gesicht lenken, oder wir vergehen.

Die Phonetiker bedenken nicht das Ansehen der von ihnen abgehörten Sprecher, die Rassekundler nicht das Sprechen der von ihnen vermessenen Gesichter. So ist beiden das Geheimnis menschlicher Gesichtsbildung verborgen geblieben. Das angeborene Gesicht und das Rassenangesicht sind zwei verschiedene Seiten der Geschichte des Menschen, aber sie sind nur abwechselnde Seiten, und erst zusammen werden sie verständlich.

b) Das Heiligtum

Erst ihr Wechselspiel nämlich deutet uns, was Sprechen ist im Vergleich zum tierischen Grunzen, Blöken, Surren und Schreien. Der Leser betritt hier das innerste Heiligtum des Wortes. Dem Phonetiker und dem Rassekundler, aber auch dem Philologen ist es nicht aufgetan, solange ihnen die innere Umkehr unserer Leiber durch Sprechen entgeht. Unsere Sinneswerkzeuge, mit denen wir sprechen, kehren im Sprechen ihre Richtung um und hören auf, Sinneswerkzeuge, Geschlechtsorgane, Muskeln, Atemzüge unseres Leibes zu sein.

Sprechen kann nur der Bekehrte, der selber auf seinen eigenen Leib im Sprechen zugeht, weil ihn das Auge des ihn Ansehenden auf sich selber zurückwirft und er das vernimmt, was er selber gesagt hat.

Daraufhin sagt der Lautphysiologe oder Rassekundler: „Du meinst, daß die Sprachwerkzeuge durch dauernde Benutzung Deine Muskeln und Gesichtsknochen verändern. Wissen wir längst." Nun, das ist wahr, aber es würde niemanden außer Gesangs- und Sprachlehrer angehen. Lippenschließen, Zungenschlagen, Zäpfchenschließen wären an sich uninteressant. Aber das Gesicht wird zum Antlitz, weil wir uns auf Anruf umwenden und einander anschauen. Und von da an spricht das ganze Gesicht und durchaus nicht nur der tönende Mund oder die gestikulierende Hand, dank dem einen Organ, das nicht spricht, das aber die Sprecher erst instandsetzt, das zu tun, was verdient sprechen zu heißen. Das ganze Gesicht heißt Gesicht vom Sehen, aber nicht, weil wir tausendundeine Sache sehen, sondern weil wir prosopa, einander ansehende Augen, sind. Wie am Totempfahl die Augen der Toten für das Ganze des sprechenden Maskengesichts stehen, wie dem Osiris der Horus sein Auge verleiht, so steckt im Wort „Gesicht" diese Tatsache, daß du mich und ich dich ansehe, wenn wir miteinander sprechen, über unser ganzes Gesicht geschrieben. Die Steckbüchse unserer Augen stellt einen in unserer individuellen Natur unauffindbaren elektrischen Strom her; denn nur die „Anthropen", die Pros-open, die Antlitze können einander in den Graden der Liebe ansehen, und den Tieren ist das versagt. So spricht das ganze Gesicht, weil der Mensch blickt, während er spricht und

spricht, während er blickt; obschon er verlegen vor sich hinstarrt, wenn er etwas vorbringt, so vertraut er doch noch, daß der andere *einsehen* wird, er sei zwar verlegen, aber trotzdem ehrlich und wahr.

Sprache schafft Gesichter in Antlitze um. Ein betendes Gesicht wird zum Antlitz. Wie geht das zu?

Mit-einander-sprechen leistet etwas, was aus Kauen, Beißen, Riechen, Atmen, Hautfühlen, Hören von selbst sich nie zusammensetzen ließe. Im Sprechen werden nämlich alle diese leiblichen Vorgänge umgedreht. Indem sie sich im Akt des Sprechens außerhalb unserer zusammenschließen, werden sie gleichzeitig im Akt des Hörens *zu einem Eindruck auf uns selber.* Jeder Sprachakt setzt sich aus einer Unzahl körperlicher Akte unseres Körpers zusammen und setzt sich gleichzeitig als ein einheitlicher Satz von außen kommend in uns hinein. Wir schmecken, riechen, lauschen, atmen, fühlen wie die Tiere. Aber jeder dieser Muskel-, Nerven-, Blut-, Knochen-, Hautvorgänge wird dadurch umgewendet, daß wir ihn zwischen unserem Unterredner und uns konversieren oder korrespondieren lassen. Diese beiden Worte versuchten schon immer genau das auszudrücken, was nur die abstrakten Wissenschaften bisher übergangen hatten; daß nämlich die anscheinend nur von meinem Leibe ausgehenden Sprachstöße außerdem in mir selber ihr Echo finden müssen, um vernünftig zu werden. Eine unabdingbare Eigenschaft aller vernünftigen Sprache ist, daß ihr Sprecher sich selber höre. Nun ist aber dies, wie wir gleich zeigen werden, durchaus nicht selbstverständlich. Im Schreiben ist es erst recht nicht unabänderlich, daß wir lesen, was wir schreiben. Aber ein vernünftiger Mensch wird allerdings das, was er geschrieben hat, überlesen. Dieser Widerhall des gesprochenen Wortes im Sprechen und dies Lesebild des geschriebenen Charakters im Schreiber scheint keine große Sache. Und doch sind Echo und Bild das quälende Geheimnis der Dichtung und des Denkens vom ersten Tag. Der Spiegel der Reflektion ist in uns und wurmt uns. „Spiegelmensch" ist der Fluch der Geisterreise, welche unsere Geschichte ist. Und daß wir hier von Reflektion, Lichtbrechung, Spiegel, Bild und Gleichnis reden, ist kein Zufall. Allerdings haben Licht des Auges und Laut des Mundes von vornherein miteinander zu tun gehabt, als wir sprachen und seit wir sprechen. Nämlich, und damit kehre ich zu der rein sinnlichen Beobachtung zurück, die unseren Schädel im Sprechen auffaßt! Dieser Schädel ist einmal Kopf meines Leibes, er ist aber auch Brückenkopf unserer Konversation, in der wir uns ansehen von Angesicht zu Angesicht. Je echter die Sprache, desto mehr gehört das volle Ansehen des Angesprochenen und des Erhörten zum Sprachakt. Wende daher der Skeptiker nicht ein, daß wir auch ohne Ansehen sprechen können. Das weiß ich. Aber es ist ein später Abkömmling unserer Sprache, daß wir sogar das können, und es ist ein Sprechen zweiten Ranges und aus zweiter Hand; meistens ist es eine Vorlesung oder eine Reklame.

Es läßt sich eine Tafel aufstellen, bei der die Grade des Einanderanschauens und des Miteinandersprechens abgestuft werden.

Da gibt es auf der einen Seite das vollste Anschauen, aber keine Sprache, auf der anderen Seite sonore Sprache ohne Anschaubarkeit. Also

1. *Mystische Schau*
Schau und Schweigen

Der Mystiker schweigt und wird nicht angesehen.

2. *Rauschende Rhetorik*
Blindheit und Wortgetön, Reklame

Die Reklametrommel tönt, aber die „Drahtzieher" verbergen sich.

dann
und

3. *Schau beim Hörer*
Sprechen beim Sprecher, aber so, daß der Sprecher den Hörer nicht wirklich anschaut, und daß der Hörer nicht wirklich das Gesprochene mitspricht (Einpauken).

Schließlich
und

4. *Anschauen beim Sprecher*
Ansprechen beim Hörer, wo das Stammeln des Sprechers durch die Macht seines liebevollen Anschauens, das Unansehnliche aber deiner Rede durch die liebevolle Ergänzung seitens eines Zuhörers ins Gleichgewicht gerückt werden.

Zwischen diesen Extremen lassen sich unzählige Varianten einstufen. Aber ich hoffe den Leser schon durch diese Auswahl zu bewegen, seine Beherrschung der eigenen Spracherfahrung zu entfesseln und aus dem ihm beigebrachten Aberglauben über Sprechen auszubrechen. Er wird in jeder einzelnen peinigenden und beschämenden oder erhebenden und großen Erinnerung an menschliche Begegnungen immer dies Zusammenwirken des ganzen Angesichts oder (bei Briefen) des ganzen innerlich angeschauten Gegenüber wahrnehmen. Dann, wenn er die Bilanz seiner Erfahrungen zieht, wird er die Hochs und Tiefs seines sprachlichen und schriftlichen Verkehrs aussortieren können. Er wird wissen, wer ihm nichtssagend vorkam und wer ihm „wirklich etwas zu sagen hatte". Vielleicht hast du dieses Buch einen Augenblick niedergelegt und bist über eine unangenehme Erfahrung insgeheim errötet, oder du hast dich an einem erhebenden Gespräch erfreut, indem dir eingefallen ist, daß du wirklich einmal keinen bloßen Wortwechsel zu erleiden hattest, sondern ein Sich-aufeinander-einlassen erfuhrst. Dann hast du die Stufe 5 selber entdeckt, die des bloßen Wortwechsels. Bei 5 sieht weder der eine noch der andere, sondern weil genug der Worte gewechselt sind, läßt man uns nach dem Schillerzitat endlich Taten, meistens Missetaten, sehen. Denn merkwürdigerweise bestehen die Taten, die auf einen bloßen Wortwechsel folgen und die sich „sehen lassen", fast immer aus Kriegen, Prügeleien, Duellen. Weshalb muß das sein? Nun, wer den „Wortwechsel" einmal selber als den Abgrund des Nichtsprechens entdeckt, der stellt eben damit fest, daß Sprechen ohne gegenseitiges Sich-ins-Auge-fassen eine unbegreifliche Verirrung ist. Wie alle Sünden wider den Heiligen Geist wird solch ein Miß-

brauch des Worts streng geahndet. Bei einem Ultimatum sieht man sich schon nicht mehr an; dies soll das letzte Wort sein: „Du mußt zu Kreuze kriechen, oder ..." Wenn auf ein Ultimatum kein Krieg folgt, so folgt doch auch kein Frieden, sondern der andere Teil hat eben kapituliert und ist als ansehnlicher Unterredner ausgeschieden.

Damit sind „Wortwechsel" oder „Ultimaten" als Gegenpole gegen heilsame Sprache ermittelt. Daraufhin wage ich es, die beiden Antlitze der Unterredner als das dem Gespräch als Boden dienende Gebiet zu fassen. Die Konversation bewegt sich also zwischen den Angesichtern hin und her und ist von diesen eingerahmt. Sie sind der Rahmen des Gesprächs. Und nun mag der Leser sich besinnen, daß „Sprache" selber Gespräch bedeutet hat und nur heute sich von Gespräch als seine Verallgemeinerung abhebt. Sprache ist das Abstraktum von Gespräch. Beides kann man nicht ohne Rahmen.

Diese Bildung des Rahmens erklärt uns die Umkehr der im Gespräch vorgehenden sinnlichen Akte. Im Rahmen des Gesprächs werden mein Atmen, Schnalzen, Lautieren, kurz, alle elementaren Akte, aus denen ich leiblich meinen Gesprächsbeitrag aufbaue, zu Bestandteilen eines einheitlichen Gesprächs, dem sich zwei Leiber unterordnen und von dem erst ihre einzelnen Elementarakte Sinn empfangen. Jede „Conception" ist wirklich Zusammenfassung im Rahmen eines Gesprächs. Der Rahmen des Gesprächs bildet mithin die beiden Gesprächspartner aus Individuen zu Brennpunkten einer Ellipse um. Mein Kopf wird zum Brückenkopf, mein Haupt einer der beiden Gesichtspunkte des Gesprächs usw. Das volle Wort, bei dem wir einander ansehen, macht aus kauen begreifen, aus atmen inspiriertsein, aus hören vernehmen und Vernunft, aus riechen spüren, aus schmecken Sinn und sinnen, aus fühlen empfinden. Die Gelehrten reden viel vom Sublimieren und haben mir doch nie sagen können, in welche luftige Höhe denn dies „Sublimieren" gehe. Was nützt das Taschenspielerkunststück einer zu heroischem Opfer sublimierten Enttäuschung? Die Psychoanalyse betrügt den armen Schelm, der mit seiner Mutter nicht schlafen darf, durch Sublimierung. Aber ich habe immer mit jedem Evassohne verstanden, daß, wo ich „Mutter" sage, ich nicht auch „Braut" sagen kann, ohne den ersten Namen zu schänden. Ich sublimiere gar nicht. Aber ich spreche im Hinblick auf Mutter oder Braut und „durch mein ganzes Wesen wirds unauslöschlich klar". Der Laut in meinem Mund, der Blick aus meinem Auge, der Griff meiner Kiefer, das Trommelfell und die Zunge, die Nüstern, welche abwechselnd mit dem Munde die Luft einziehen und ausatmen, alle sind eingetaucht in den mit der Mutter oder der Braut oder Gemeinde oder dem Heer geteilten Sprachstrom. So wird jeder meiner leiblichen Akte im Hinblick auf sie umgedreht und in seinen Gegensinn verkehrt, wenn wir sprechen. Denn er stammt nun aus dem Wort und nicht aus meinem Sonderorgan. Nichts wird sublimiert, alles wird inspiriert. Nämlich es wird im Hinblick auf den einheitlichen Prozeß der Anrede, des Ansehens, des Antwortens, des Entsprechens, des Korrespondierens, des Responsoriums, des Er-

widerns verstanden. Wo ich vorher für mich kaue, da begreife ich nun, was auf mich zukommt und als Wort in mich eindringt. Wo ich vorher sah, da schaue ich nun dank des Anblicks des Auges des mich Anblickenden, was er in mir erblickt. Alle geistigen Akte drehen die Richtung des Leibesaktes, der zugrunde liegt, um. Auch mein Herz schlägt nun erst in mich hinein. Statt vom Akteur in die Welt, gehen sie vom anblickenden und antwortenden und erwartungsvollen und gehorsamen und geduldigen Hörer auf den sich Verlautbarenden hin. Nur so wird statt des „Laut gebenden" Hundes der sprechende Mensch in uns hineingeboren. Der Sexualtrieb, der von mir nach außen rast, wird durch die mich anblickende Geliebte zur Liebe, die ich empfange. Es gibt unter Menschen, die miteinander sprechen, nirgends mehr die bloße „Welt", das bloße Geschlecht. Heut sprechen die Seelen oft am wirksamsten im Briefe.

Der Schreiende will sich nicht hören, sondern nur schreien. Der Denkende will nicht, daß ihn ein anderer hört. Die Denker sind ja alle so stolz darauf, daß sie eigentlich nur selber ahnen, wie gescheit sie sind. Die anderen werden immer von diesen Denkern bemitleidet, weil sie nur das Publikum für die sprachliche Mitteilung ihrer Gedanken seien und deshalb gar nicht ahnen könnten, was da alles im Denken des Denkers vor sich gehe. Die Schreier aber wollen nur, daß der andere höre und ihnen zu Hilfe komme, um das Feuer zu löschen. Die Schreier sagen Feurio, Diebio, weil die „-ios" den Laut noch lauter und zum bloßen Ausruf machen. Sehen wir von Schreiern und Denkern einmal ab.

Unterredner hören, was gesagt wird, ganz gleich, von wem von ihnen es gesagt wird. Wenn die Gemeinde und der Geistliche sich im Gesang der Psalmverse abwechseln, dann vernehmen sie aus des anderen Munde das, was sie selber gesagt haben, abgewandelt wieder. Das ist im Brevier und Chorgebet und im Psalm der vielgebrauchte Ausdruck des „Parallelismus membrorum". Nicht das ist der Sinn dieses Parallelgehens von je zwei Vershälften, daß ich zweimal dasselbe sage, *sondern daß du mir und ich dir dasselbe sagen dürfen,* damit wir beide vernehmen und im Hören das Sagen, im Sagen das Hören so vorherrschen, daß mir der Segen meines eigenen Wortes widerfahren kann. Ein junger Laie sagte zu seinem Priester: „Gelobt sei Jesus Christus." Der stutzte, schwieg, aber dann sagte er mit Anstrengung: „In Ewigkeit Amen." Da gelang die Umkehr des Worts!

Meine leiblichen Werkzeuge, die Fresse, die Visage, die Lefzen, das Gebiß in Mund und Angesicht und Lippen und Wangen verwandelt zu finden, ist die Erfahrung der im Widerhall des Gebets aufeinander hörenden Gemeindeglieder. Der Parallelismus membrorum ist also nichts „Hebräisches" oder Orientalisches, wie die Materialisten des Wortes behaupten. Sondern als Israel aus Ägypten zog, mußte es auf einer Sprechweise bestehen, in der die griechische Ketzerei des „Denkens" und die skythische des tierischen Gebrülls beide unmöglich blieben. Fichte und die Nazisprechchöre sind beide gleich schreckliche Sünden gegen den Geist der Sprache. Herr Fichte, dessen Ich sein Nicht-Ich verschlingt, und

der Massenchor, der sich selber nicht vernehmen kann, sind beide außerhalb der Umkehr des Leibes dank dem Wort. Sie sind beide bloß „Er" und „Es". Wo aber gehört wird im Sprechen und gesprochen wird im Hören, da liegt der Mensch mit allen seinen Sinnen auf dem Fittich dieses zu ihm selber und in ihn hineindringenden obgleich von ihm geäußerten oder angestimmten Worts. Denn er stimmt den Ton an, der nun ihn selber zum Tönen bringt und ihn einstimmig macht und ihn umstimmt und bestimmt in Einmut mit denen, die ihm gleich und doch ihm ungleich das Wort abwandeln. Der Parallelismus Membrorum ist also nicht Gedankenführung des Psalms, sondern Einführung meines eigenen Leibes in das Reich meines Wortes. Dadurch, daß ich die Hälfte der Zeit respondierend, antwortend höre, schwingt mein Leib als Teil des Zwillingsleibes, und alle meine Glieder und Sinne werden mir neu geschenkt, weil sie sich nun umgekehrt verhalten als in meiner sensualen Isolierung vorher. Sie hatten aus mir herausgeführt, nun führen sie in mich hinein.

Diese Entdeckung krönt unsere Diskussion der Sprache im ersten Band. Sie ist die wichtigste Umkehrung des landläufigen Aberglaubens über „Sprache". Der Leser wird aber begreifen, daß ich sie an diese innerste Stelle des Werkes verlegt habe, damit sie nur der finden kann, dem an diesem Buch etwas gelegen ist, und der also bis an diese Stelle gelesen hat. Denn dann wird er um das Wort auf dieser Pilgerfahrt unseres Geschlechts selber gezittert haben. Und wenn wir zittern, beginnen wir erst die ungeheure Umkehr durch die Sprache zu wittern. Daß wir auf uns selber zukommen dürfen, ist das Ungeheure des Sprechens. Bekehrung, Zukunft, Advent hat also diesen höchsten Sinn: wir kommen auf uns selber zu. Wenn aber mein eigenes Wort auf mich zukommt und alles, was vorher von mir zu gelten schien, aus den Angeln heben kann, dann schafft mich das Wort um, und ich werde erst unter seinem im Antlitz Gottes auf mich zurückfallenden Klang mein ureigenstes, vor-adamisches, besseres Selbst. Gerade mein „alter" Adam entpuppt sich als der „sekundäre". Der alte Adam ist bloß meine Verpackung in mein Zeitalter. Denn angesichts meines Gegenüber hebt mich mein eigenes Wort aus den Angeln.

Diese Umkehr des Worts erlaubt uns, Christus in den Busen des Vaters zu verlegen – was hätte denn sonst die anmaßende Invasion des uns verschlossenen Inneren Unseres Schöpfers für einen Sinn? – und uns als vor unserem alten Adam bereits anders bestimmt zu erfassen. Jesus ist zwar der zweite Adam, aber Christus ist unser erster und eigentlicher Charakter. Wir sind naturaliter Christiani. Jedes Mädchen weiß es: „Das war ein Müssen, war ein Zwang", und Eva Pogner und Cosima von Bülow waren nur verzauberte Pognerin, verwunschene v. Bülow, aber bei Gott, Walter von Stolzing und Richard Wagner waren schon vor Zeiten ihr Bruder oder ihr Gemahl. Und die Verzauberung, die Verwunschenheit fielen dahin vor dem einen Wort, dem Anruf der Liebe. Keine Frau hat je an dieser Prädestination von vor der Erschaffung der Welt gezweifelt.

Wenn Goethe dichtet, „Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau", und der ewig in dieser Welt von ihm getrennten Marianne zuruft: „Und ein zweites Wort ‚Es werde!' trennt uns nicht zum zweitenmal", so können nur Goethephilologen die Übersetzung aus der christlichen Theologie überhören. Der Dichter transponiert die ewige Wahrheit jeder Seele in das bestimmte, stimmhafte Liebesverhältnis, wo diese Liebende von diesem Liebenden in Fleisch und Blut angesehen wird. Aber hat etwa Suleika nicht auch Hatem, hat Frau von Stein nicht auch Goethe angeblickt? Man übersetze doch nur einmal Goethes Worte in die Sprache der von ihm geliebten, vorübergehend geliebten Seelen! Diese Frauen, diese Seelen, haben viel mehr von der Ewigkeit der Liebe gewußt als der vorübergehende, zum Vorübergehen verfluchte und gesegnete Herr Geheimbde Rath von Goethe, und wenn sie daher gesagt hätten: „Du warst gewiß in vorgelebten Zeiten mein Bruder und mein Gatte", wie sie bestimmt gesagt haben, weil Goethe seine Verse sonst gar nicht hätte dichten können, dann haben sie viel gültiger, weil endgültiger die Not jeder menschlichen Seele offenbart. „Meine Seele ist auf Deinen Lippen", schrieb deshalb Goethe an Charlotte von Stein. Nicht bloß der vorübergehende Dichter entdeckt den besseren Menschen *vor* dem, den er sich selber von sich vorstellte. *Wir alle tun das in der Redlichkeit unserer Worte.* Kein Mensch, der nicht das volle Gotteskind wäre und nicht im Wort, das er mit Andacht und Vertrauen spricht, Gottes Sohn würde. Goethe hat im Gleichnis der Dichtung die Wahrheit des uns selber umschaffenden und auf unser tieferes Selbst werfenden Logos „auch" aussprechen dürfen. Ja, aber wehe dem Jahrhundert, das diese Macht des Wortes, uns selber umzukehren, dem Genie, dem Dichter, dem Künstler nachsichtig glaubte und sie im selben Atem jedem Kinde dieser Welt absprächе. Goethe hat das Evangelium säkularisiert. Das ist nichts Geringes. Aber haben wir unsere Erstgeburt an die Genies abgetreten? Frucht ihrer Lippen und der Lippen aller, die ihren Namen in Liebe sprechen, wird jede Seele. Die Bewohner des Gedankenjahrhunderts haben sich selber als Masse konfiszieren lassen. Konfisziert ist im heutigen Menschen der vor seinem Adam ihn bereits ernennende Liebesruf seines Schöpfers. Sein Wort kommt nie mehr auf ihn zu. Und niemand darf sich mehr in sein tieferes Wesen hineinsprechen. Denn daß wir Hörer unserer Worte sind, ist vergessen. Die psychologischen Affen denken, daß wir sprächen, um anderen etwas zu sagen, was wir uns vorher ausgedacht haben. Angesichts des Todes aber hat der Jesuitenpater Delp plötzlich genau so gesprochen wie der Protestant Helmuth von Moltke, und beide haben vorher sich gar nichts „gedacht" [1]. Das Wort hat sie übermannt, und ihre Seele ist stärker als ihr Tod geworden, und sie haben ein Duett in der Nazifolterkammer angestimmt genau wie die drei Männer im feurigen Ofen. Wer kennt die Namen dieser drei? Als

[1] A. Delp, Im Angesicht des Todes. Frankfurt 1947. H. I. von Moltke, a German of the Resistance, London 1950.

die Lobsänger im feurigen Ofen sind sie am Leben geblieben. Die Blutzeugen Delp und Moltke sollen als Brüder, als von Gott vor der Schöpfung berufene Brüder ihren alten Adam als „Jesuit" und „Graf" ausziehen.

Wenn du sie nicht in dir „lieber Moltke", „lieber Delp" anreden kannst, sondern weiter mit dem Grafen und der Frau verwitweten Oberkreissekretärin dich innerlich katzbuckelnd unterhalten mußt, dann ist Jesus allerdings nicht auferstanden, und alle unsere Hoffnung ist vergebens. Denn wer du warst, bevor deine Eltern dich aus Gottes Hand entgegennahmen, das enthüllt dir dein Name, wenn du ihn selber vernimmst.

Wir Menschen sprechen also zu gar keinem anderen Behufe, als daß wir einander du sagen können. Das Duett „Moltke-Delp", das Trio der drei Männer im feurigen Ofen, die Martyrien der heiligen Opfer der „Machthaber und Machtergreifer", sie alle sind aus den Schlacken ihrer amtlichen Bekleidungsstücke, Parteiprogramme, Statistiken und Literaturgeschichten herauszuschlagen, wenn sie nur einmal selber das Wort auf sich selber gewendet haben und zu ihrem eigenen Wort gestanden sind. Jeder, der Satan einmal den Laufpaß gegeben, wird in diesem Wort unser Bruder. Die Schriftsteller aber und die Wortemacher sind es nicht. Denn sie sind ja „Meister" der Sprache. Delp und Moltke waren bloß Werkzeuge des Worts.

Bruder ist der Mensch, der dem Teufel widersteht. Der Teufel ist der nicht hinter sein Wort tretende und nicht von seinem Worte ereilte Sprecher. Teufel, Diabolos, ist der, auf den man sich nicht berufen kann, weil er sagt: Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts. Jeder aber, der erlaubt, daß man sich auf ihn bezieht, lebt im Geiste des einen Herrn, auf den wir alle uns immer berufen können, immer, sogar wenn wir unter Todesgefahr die Wahrheit sagen, wie es der Pfarrer von Buchenwald, Paul Schneider, getan hat. Denn er ist der Gott der Wahrheit, und er will, daß auch ein Mensch, den die Bonzen mißbrauchen als Juden, Faschisten, Moskowiter, Reaktionär, daß auch der noch von sich selber soll sagen dürfen, wer er denn in Wirklichkeit ist. Und er soll das sagen, auch wenn ihn niemand hört und ihm niemand glaubt, wie unser deswegen zu unserem Herrn ernannter Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Er sagte, wer er war, als weder Petrus noch Paulus es ihm glauben wollten. Aber freilich, er sagte es so, daß es auf ihn selber zukam mit dem Worte des Gerichts. Und als unser Herr im letzten Augenblick die Masken des Zimmermannes und des Rabbi und des Propheten lüftete und aussagte, wer er war, da kam dies Wort auf keinen einzigen Menschen zunächst zu als auf ihn selber. Ihn führte es an den Galgen. Und von ihm haben wir daher die Reihenfolge allen Sprechens gelernt. Wer spricht, an den ergeht sein Wort zuerst selber. Wenn von Moses gesagt ist: Sage den Kindern Israel!, so wird zu Jesus gesagt: Sage laut zu dir und nimm Himmel und Erde als Zeugen, laß dein Wort bei dir anheben, und es wird über die ganze Erde unwiderstehlich ausgehen.

Und so ist es geschehen. Und deshalb kann heute jedermann wissen, was es heißt, zu sprechen, nachdem vor 1900 Jahren zuerst das doppelte Gebot ausging, ein Gebot des Kaisers Augustus für die Statistik und ein Gebot Gottes an den benannten, sich von seinem Wort leiten lassenden Menschen.

c) Eingeborenes Christentum

Wenn der Leser über diesem Studium des Rahmens eines Gesprächs die Septuaginta der 72 Hermeneuten in Alexandria vergessen haben sollte, so braucht er jetzt nur einen Blick auf ihre Leistung zu werfen, um zu wissen, daß dies Kapitel selber ja ihrer Tat sein Wissen verdankt. Sie führen in unser aller Heiligtum.

Die Septuaginta hat einen neuen Rahmen für ein Gespräch der Menschen vorbereitet.

Bis dahin war das Griechische ein Gefäß des griechischen Genius. Dieser Genius faßte mehr als eine menschliche Ordnung ins Auge und erstarkte am Vergleich mehrerer Politiken zum Humanisten. Im Alexanderzug ergoß sich dieser weitherzige Humanismus über die vorgriechische Welt von Troja bis Indien, von Jupiter Ammon bis Jerusalem.

Mit der Septuaginta bemerken wir eine Umwendung. Aus dem Gefäß der Genies wird nun dieselbe herrliche Sprache zu etwas Zweitem: die hellenisierte Welt beginnt in das Griechische einzustrahlen und auf sie zurückzustrahlen. Von allem hatten die Griechen berichtet, aber immer auf griechisch. Nun zum erstenmal tritt das unvergleichlichste, unübersetzbarste, eingemauertste und unvereinbarste Wort, das Wort des Volkes des Gottes, „der sein Volk erst schaffen wird", in die enzyklopädische, das heißt zukunftslose griechische Geisteswelt ein.

Damit wenden die Kerngehäuse der Antiken einander ihre Antlitze zu. Noch reden sie nicht zueinander. Die Septuaginta spricht noch nicht das Griechentum „als solches" an. Aber sie spricht schon „angesichts der Griechen". Und die Griechen sprechen „angesichts der Juden". Der Apostel hat als Saulus auf dem Gymnasium in Tarsus viel mehr griechische Poesie und sogar mehr der modernen Dichter gelesen als die Bibelkritiker meinen. Auf Schulen liest man die modernen Dichter immer zuletzt. Wenn also Paulus den Arat zitiert, der sein Mitbürger war, dann kann man erst ermessen, wie viel Homer er vorher hatte lesen müssen, bevor er an den Arat heran durfte. Die Umkehr des Worts also ist hier vorbereitet, weil sich zwei Gewalten der Antike hier zueinander umzuwenden anschickten.

Ohne diese Umkehr hätte das Wort nicht sichtbar werden können. Erst der Rahmen, der durch die Hermeneuten geschaffen worden ist, erlaubte, daß aufs Kreuz Christi hebräisch, griechisch und römisch geschrieben wurde. Etwas Neues war möglich geworden: die Zungen waren zu Scheiden geworden, in denen das

Messer des Geistes steckte. Und die Zeitgenossen wußten dies. Philo von Alexandria erzählt in seinem Leben des Moses, daß alljährlich das Fest der Übersetzung mit großem Pomp als Freudentag gefeiert wurde.

Aber noch bezeichnender vielleicht ist die spätere Umkehr des Jubels in Trauer, als das Kreuz der Christen sich in dem Medium dieser Übersetzung siegreich Bahn brach. Der Tag, an dem die Thora griechisch erschien, wurde im Megillat Tahamil für einen Unglückstag des Weltalls erklärt. Es war ein Tag so schrecklich für Israel, sagt ein anderer nachchristlicher Traktat, Massehet Soferim, wie der Tag, an dem das Goldene Kalb gegossen wurde.

Aus dem Jubel vor der Zerstörung des Tempels und aus der Verzweiflung nach Christi Geburt erhellt der Zusammenhang der Hermeneuten und des Neuen Testaments. Hier endeten die antiken sakralen Sprachen. Jeder Schritt der Geschichte überstieg die vorhergehenden durch eine weitere Freiheit, eine neue Emanzipation. In der Übersetzung des Alten Testamentes haben die alexandrinischen Juden aus Prophetie und Humanismus, aus Homer und Bibel, einen neuen Rahmen geschaffen. Und es ist in diesem Rahmen, daß eine von den Sprachen befreite Sprache geboren worden ist. In unserer Zeitrechnung ist keine einzige Sprache mehr „sakral"! Die Seele erschafft vielmehr jeden Tag ihre Sprache neu, erschafft sie aus allen Sprachen, um ihr einzigartiges Geständnis abzulegen.

Im Hinblick auf die „Septuaginta", auf das übersetzte Wort, hat es geschehen können, daß inmitten der Völker nun plötzlich nicht zwei Unterredner auftauchen, wie bisher innerhalb einer einzelnen Sprache, sondern statt Ohr und Mund und liebevoller Anschauung sich ansehender Sprecher das einsame Kreuz.

Das Kreuz ist das anschaulich und hörbar gewordene Wort im Rahmen des Gesprächs aller Völker mit allen Völkern, aller Parteien mit allen Parteien, aller Klassen und Geschlechter mit ihren Gegenpolen.

Es ragt in die noch nicht miteinander sprechenden und einander noch nicht ansehenden Menschentiere und Horden als das zwischen Hörer und Sprecher, Anseher und Anseher noch unentschieden schwebende Wort Gottes. Sprechen und Hören müssen wir alle. Ins Leben rufen und zum Tode verurteilen müssen unsere Worte. Rahmen bilden müssen wir, um Frieden zu haben. Das Kreuz trägt es jedem auf, unausgesetzt zu entscheiden, ob er Sprecher oder Hörer, Ankläger oder Opfer, Wortwechsler, Mystiker, Rhetor, Liebeserklärer oder verklärender Zuhörer sein solle und müsse. Das Kreuz steht da, wo die Brennpunkte nicht zur Entstehung kommen würden ohne seine Herausforderung. Denn hier hängt der Mensch als Gottes Wort an uns, damit wir sprechen und hören und Angesichte kriegen und einander anschauend und anschaulich zu Ansehen bringen. Der Sterbende, dem die Stimme bricht, hat mit diesem Akt uns ein für allemal um sein Kreuz gruppiert, wir alle stehen nun in einem neuen Rahmen, in dem von ihm durchglühten und umfaßten Rahmen; alles,

was je einer nach ihm sagen und hören kann, echot und spiegelt sich in diesem Rahmen.

Von nun an können wir sehen, was wir tun, wenn wir sprechen, was wir tun sollten und vollbringen könnten, wenn wir nur heiß oder kalt wären.

Das einfachste und nüchternste Wort des neuen Zeitraums ist das vom fleischgewordenen Wort[1]. Es ist keine metaphorische Wendung, kein Vergleich, sondern grammatische Wahrheit.

Als sich die ersten zwei Sprachen ansehen gelernt, da ward auch das Wort, das zwischen allen Sprachen steht, ansehbar. „Ich bin nun einmal weder Leib noch Geist, sondern etwas Drittes, die Kraft zur Überwindung", besagt dieser am Kreuz Hängende. Aus Geist und aus Leib trat die Seele hervor, die da ihren Geist dem Vater übergab und ihren Leib den Bestattern überließ. Die Seele ist Name, Antlitz und Wort. Daß wir eine Seele haben, erfuhr der erste Stamm in der Ekstase seiner Leiber. Da trat die Seele aus dem Leibe aus, und Geister hielten ihren Eintritt in den Leib. Seitdem weiß der Mensch, daß er weder Leib noch Geist ist. Er weiß es durch Erfahrung.

Am Kreuz aber ist die Seele heute, und der Leib ist vergangen und von gestern, und der Pfingstgeist wird morgen erwartet. Aus Leib ist Seele geworden, aus Seele wird heiliger Geist werden. Leib, Seele, Geist sind also in das Kreuz eingenagelt. Und was ist Geist? Die im Blick auf die Seele anhebende Unterredung, das Gespräch aller Zeiten mit diesem Kreuz anstelle der alten Rahmen. Die Rahmen sind zerbrochen. Dies Kreuz rahmt nicht. Wenn Aristoteles zu Alexander sprach, oder Cornelia, die Mutter der Gracchen, zu ihren Söhnen, oder Andromache zu Hektor: „Will sich Hektor ewig von mir wenden?" ... da sprachen sie als Lehrer der Weisheit, als Matrone Roms, als Weib und Mutter. Sie sahen einander an im Rahmen ihres politischen Leibes, des politischen Haushalts einer Weisheitsschule im Palast, eines Atriums eines römischen Senators, einer Mauer um die Stadt Troja.

Nicht so die, welche auf das Wort Gottes blicken. Ein Schwert geht durch ihre Seele, welches von jener Mitte auf sie zukommt und sie so heftig bedräut, daß sie aufhören, Königstochter, Matrone oder Lehrer zu sein. Das Kreuz bedrängt ihre Augen, damit ihre Lippen das ungehörte, ungedachte, dieser Liebe zu dem Leidenden entsprechende Wort formen können. Sobald dies Kreuz inmitten unserer Sprachen steht, kann nichts schon Gesprochenes ganz unverändert wiederholt werden. Jedes Wort jeder Sprache hat im Hinblick auf das Kreuz seinen Charakter verändert. Jeder Philologe weiß, daß ich hier eine wissenschaftliche Tatsache ausspreche. Vom lateinischen Wort „Verbum" zum deutschen Wort „Geist", vom griechischen „Logos" zum hebräischen „Messias", vom englischen „liberty" zum französischen „amour" klingt jedes Wort verändert im Hinblick auf das Kreuz. Wir alle sprechen im Hinblick auf oder im Wegblick von diesem

[1] Siehe im einzelnen hierüber: „Der Atem des Geistes", 1951.

Kreuz. Nur belügen sich die meisten Menschen und leugnen, daß sie meistens im Wegblick sprechen. 150 Jahre ist Bibelkritik z. B. im Wegblick vom Kreuz betrieben worden. Der gesamte Liberalismus ist Wegblick vom Kreuz.

Wir dürfen wieder im Hinblick auf das Wort „Gottes" sprechen. Dann schlägt unser Herz in der heiligen Gefangenschaft dieses Blicks, und dadurch wird unser Geist frei. Die armen Teufel, die im Wegblick von dem Wort Gottes denken und reden, kriegen ein leeres Herz und einen befangenen Geist. Der Hinblick fehlt, und so fehlt ihnen die Sprache. Entsprechend werden sie Privateigentümer ihres Denkens, diese Humanisten, diese Rationalisten, diese Dialektiker und Idealisten, diese Aristoteliker, Platonisten, Marxisten, Nihilisten; ihre Augen haben nicht durch ihr Herz aufgeleuchtet, ihr Mund spricht seine Worte ohne Augenspiel und Hinblick; anstatt im Augenblick der Liebe zu sprechen, denken sie in physikalischem Lampenlicht. Diese beiden Lichtquellen werden von allen „Weltanschaulern" verwechselt. Die Lampe blendet. Das Wort „Augenblick" aber heißt Liebesaugenblick, oder es ist Unsinn. Weltanschauung ist Wegblick vom Kreuz. Denn jeder Mensch sehnt sich zu vernehmen; deshalb ist jeder ursprünglich ein Christ. Damit errichten wir den Wegweiser dieses Kapitels. Jedermann ist ursprünglich Christ. Ich widerspreche hier Augustinus, der sagt: „Christianus fit, non nascitur", der Christ müsse bekehrt werden, es gebe keinen geborenen Christen. Sein Wort ist im Lauf der Zeiten schal geworden. Man hat es sich damit zu bequem gemacht. Augustin wird mißhört. Die Weltwende unserer Zeit verlangt die Revision dieses Wortes, wie das jedem Wort seiner Zeit zu geschehen hat. Natürlich bleibt es wahr. Aber seine Wahrheit nützt uns heute nichts. Uns ist gesagt: Ihr seid geborene Geliebte des Wortes. Ehe daß die Berge waren, wollte Gott den Menschen, und jeder Mensch wendet sich wie die Pflanze dem Licht, dem Wort so zu, als hätte er zeitlebens darauf gewartet. Und er hat darauf gewartet. Das Wort trifft also unser tiefstes und ursprüngliches Selbst. Ihm geschieht die Ankunft, der Advent seiner wahren, ausgesprochenen Natur. Denn wir sind erst geboren, wenn wir ausgesprochen sind. Christus ist doch jenes Stück des göttlichen Wortes, das in uns einzugehen wartete, bevor wir in die Wirklichkeit eingebrochen waren. Unser Name wartet auf uns. Der Mensch, der in unsere Mannsen oder Weibsen hineingehen soll, wird uns in dem Anruf der Liebe geschenkt. Das Kreuz verleiht dem Menschen den Menschen, weil er angesehen worden sein muß, bevor er von sich selber wissen kann! Den wahrsten, primärsten, anfänglichsten Menschen in mir lächerlichem, alltäglichem, verlogenem, verbogenem Zeitgenossen bringt der Blick der Liebe zum Aufglühen.

Ist eine elektrische Fadenlampe „fertig", bevor sie erglüht ist? Wir sind so unfertig wie sie. Die Glühbirne ist erst sie selbst, wenn sie glüht. Im Hinblick erst bin ich. Denn erst im Hinblick auf diesen Anblick lasse ich mich los und werde der Urmensch, der allerdings in jeden von uns eingeboren ist, der aber weder blökt noch die Zähne fletscht, wie sich die Leute den Urmenschen vor-

stellen. Dreierlei läßt sich dem Urmenschen nachsagen. Er wagt, sich zu seiner Eigenart zu bekennen. Er wagt, sich zu seiner Geburt aus dem Wort zu erheben. Er wagt, sich seine eigene Gottebenbildlichkeit einzugestehen. Entweder wir sind einer für alle und alle für einen das fleischwerdende Wort, oder Jesus ist vergebens gekreuzigt.

Darum muß der Satz „Christianus fit, non nascitur" heute nur noch beiläufig gesagt werden. Der Mensch wird aus dem Wort geboren, ist die Hauptsache, weil der Mensch nur „im Hinblick auf" sich selber ansprechen lernt. Unsere wirksame Selbstanrede ist unmöglich, bevor Gott angeredet hat. Vernimmst du im Anblick der Liebe, im Hinblick auf die Liebe deinen Namen, so ist deine Geburt vollendet. An wen die Liebe so herangetreten ist, der erwirbt ein Angesicht. Bevor er ein Angesicht erworben hat, ist er nicht Mensch. Daß du angeblickt werdest, so daß du auf dich selber zukommen kannst, ist deine Lebensbedingung. Jeder Wechsel in unserer eigenen Lage ist erst vollzogen, wenn unsere neue Anschrift oder Anrede von jemand anders gebraucht wird. Erst indem unter der neuen Adresse jemand einen Brief an Octavio Piccolomini adressierte, gab es den Fürsten Piccolomini. Erst als Pontius Pilatus fragte, bist du der Messias? hatte Jesu Geheimnis die Weiten der Welt erreicht, der zuliebe er in die Welt gekommen war. Ausgeburten unserer eigenen Phantasie bestimmen uns nicht. Eingeburten der Welt müssen wir werden. Und Eingeborene sind wir eben erst dann, wenn unser Wort auf uns selber zurückfällt. Dann erst ist unsere Schwingungszahl in diesem schönen, hallenden, widerhallenden Universum bestimmt. Und da der Mensch allerdings eine Schwingungszahl und Klangfigur ist, so ist er bei seinem Ursprung erst angelangt, wenn er seine Schwingungszahl empfängt.

Christianus fit, non nascitur. Mag sein, aber Christus fuit prior quam praeparationes, educationes, reformationes, revolutiones ad Christum. Die ganzen Naturen der Völker, Klassen, Geschlechter, Zeiten, das fühlt doch ein jeder, sind, wie Robert Browning sagt: „Amalgamate false Natures". Die Naturen der Menschen müssen also weggekratzt werden, damit die Eingeburt des Menschen stattfinden kann. Die Schlachtfront läuft zwischen Christianus und Christus, zwischen den bloß Bekehrten und den wirksam Erlösten.

d) Das Evangelium Johannis

Das Neue Testament liegt uns griechisch vor. Zwar hat der erste Evangelist[1], Matthäus, wohl erst den Versuch gemacht, den Juden hebräisch zu predigen. Aber auch sein Evangelium ist nur griechisch erhalten. Die anderen Bücher des

[1] Der Leser, der mich für unwissend hält, weil ich Matthäus für älter halte als Markus, sei unbesorgt. Das Kartenhaus der Bibelkritik ist freilich darauf gebaut, daß der für Heidenchristen gefertigte Auszug aus Matthäus das älteste Evangelium sei. Das ist bloß völlig unbeweisbar. Hingegen sind die Nahtstellen, wo Markus den Matthäus gekürzt hat, beweisbar und von Chapman nachgewiesen.

Neuen Testaments sind gleich griechisch entstanden. Das Griechische wurde so dem griechischen Geiste entwunden und von einem neuen Geiste überwältigt. Die Sprache des Neuen Testaments ist eine neue Sprache. Der Verfasser des Wörterbuches zum Neuen Testament, der einzelgängerische Reaktionär Cremer, sprach es zuerst aus, Delitzsch hat es wiederholt, und seit dem neuen vielbändigen theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament, der besten Frucht der Naziära, kann es jeder Student mit Händen greifen, daß dem Griechischen durch das Übersetzen ein neuer Geist eingehaucht worden ist. Indem es sich dienend diesem Geist öffnete, erstand es aus dem Staub alexandrinischer Buchgelehrsamkeit. Der gerechte Grieche, Johannes Goldmund, konnte auf griechisch das heidnische Griechentum eine Odyssee, eine Plané nennen. Die Griechen sind also über sich selber hinausgewachsen, als sie Übersetzer der Stimme Israels wurden. Denn damit entstand der anschauliche Rahmen unserer eigenen Existenz. Nur um dieses Rahmens unserer Ära willen gehen uns die Griechen und Juden der Antike nach wie vor so viel an. Immer noch bleibt es dabei, daß das Kreuz zuerst zwischen ihnen stand. Beide werden wir in Frieden lassen können, sobald wir ihren Rahmen oder ihre Rahmenbildung für unser Kreuz ganz geerbt haben.

Dem Leser des Folgenden fällt ein Stück Verantwortung dafür zu, ob nicht die Erlösung vom Leib des Griechischen heute den akademischen Schulen ebenso auferlegt ist wie dem Volk Israel die Heimkehr nach Palästina. Sie gehören zusammen, weil aus ihnen beiden das dritte Geschlecht der Christen erwachsen soll. Die Lebensluft des homerisch-virgilischen Menschen war doch der Vergleich gewesen, die Erkenntnis, die zwischen die vielen Verbände der Menschen dazwischen griff und die intelligent zwischen den Zeilen las. So war unter Homers Publikum erst vom Urstoff, dann vom Naturbegriff, dann vom Generalnenner, von der Mathematik, von der Welt der Ideen, vom besten Staat und der Ethik der Mitte zwischen den Extremen und schließlich von der Alexandrinischen Bibliothek die Rede. Immer verließen sich die Denker darauf, daß inzwischen stillschweigend Mütter Kinder gebären, Väter Söhne lehren und Politiker Städte verteidigen würden, damit es Denker geben könne. Aber schon 304 hatten die Athener einen Feldwebel Demetrios zum Gott ausgerufen, hingegen den gleichnamigen Platoniker — Demetrios von Phaleron — schnöde fallen lassen. Athen hatte damit die Zwischenraumsfreiheit des griechischen Geistes dem Reichsgottwahn des Orients geopfert. Da ging der Philosoph Demetrios nach Alexandria und wurde hier zum Organisator des „Geisteslebens"; so unmittelbar rief also die Katastrophe der athenischen Polis den Kataloggeist des Hellenismus ins Dasein. Der heimatlos gewordene griechische Genius wurde nun der Fackelträger für jeden Geist. Als Übersetzer hat er sich über den Vergleich erhoben. Von den Paulusbriefen und dem Johannesevangelium bis zu Dionysius Areopagita, also durch fast fünf Jahrhunderte, hat die griechische Sprache eine neue Wendung genommen. Und ihre Erfahrung ist maßgebend für alle Zeiten ge-

worden. Die Kirche betet bis auf den heutigen Tag lateinisch, also in einer Mittelsprache; Jesus hat nicht Latein gesprochen, die Völker sprachen nicht lateinisch. Warum also die Kirche? Es gibt darüber viele Kritiken und Apologien. Aber die einfache Wahrheit ist doch die, daß sich unsere Zeitrechnung aufs Übersetzen stützt. Alle Antiken hingegen hatten heilige Sprachen. Das Kreuz hat alle Antiken profan gemacht, denn es hat die Reiche enttempelt, die geheimen Zungen der Stämme ausgeplaudert, das Heil von den Juden weg in die Welt getragen. Darum besteht es darauf, daß keine Sprache vergöttert werden darf, weder die Muttersprache des Sprachenvolkes noch die Muttersprache Jesu. Das liegt im Gebrauch des Latein ausgedrückt. In ungefähr 1000 Zungen ist die Bibel übersetzt worden. Dadurch ist aus bloßen Zungen die moderne „Sprache" geworden! Die deutsche Sprache zum Beispiel ist die fränkische Stammeszunge plus die Bibel. Englisch ist der Bund des Angelsächsischen mit der Sprache der Bibel. Bei den Slawen gibt es sogar im Sprachgebrauch das Zugeständnis, daß ein eigenes „Kirchenslawisch" anerkannt wird. Heinrich Böhmer in seiner schönen Abhandlung „Das germanische Christentum" hat diesen Prozeß zuerst tief genug erfaßt. Den Gebrüdern Grimm war er ganz verschlossen. So wie sie die französischen Märchen für „Volksgut" ansahen, so konnten sie nicht sehen, daß der Heilige Geist zwischen die germanischen Zungen der Vorzeit und die europäischen Sprachen tausend Jahre lang eindringen mußte, ehe es zu den modernen Sprachen kam. Alles Sprachliche galt eben den Nationalisten als Naturprodukt. Und so ist die deutsche Sprache am Ende wahnsinnig geworden. Dieser Wahnsinn aber kann ein Heilmittel werden, wenn wir ihn an die griechische Odyssee heranrücken. Es ist zweimal das gleiche geschehen, damals als Johannes die Umkehr des Wortes schrieb und damit die Griechen erlöste, und heute, als Nietzsche den Antichrist spielte, um die einschläfernde Wirkung der Lutherbibel aufzuheben.

Es gilt nun, in diesem Kapitel die Erlösung der Griechen zu studieren, wie sie Johannes geleistet hat. Denn nichts ist im 19. Jahrhundert radikaler unterdrückt worden als diese Leistung. Es gibt zahllose Zitate des ersten Satzes aus Johannes: „Im Anfang war der Logos, das Wort", und viele gelehrte Nachweise über den Logos bei den Griechen vor Johannes. Aber der Stand der Lehre vor zwanzig Jahren war dieser. Das Johannesevangelium sei ganz spät, 120 nach Christi abgefaßt. Es sei „mystisch". Es unterscheide sich unvorteilhaft von den Synoptikern. Alle Synoptiker schöpften aus einer Quelle. Markus sei der älteste Evangelist. So hatte man die drei Synoptiker als Einheit gegen den einen Johannes. Und der arme Johannes entlehnte seinen Logosbegriff dem Philo.

Alles an diesem Bilde ist Teil des Bastillesturms der Akademiker gegen Staat und Kirche, eine frenetische Verblendung. Lest die Texte! Jeder Evangelist hatte eine andere Kreuzesfront zu besetzen; dazu mußte er das Kreuz übersetzen. So beschrieb Matthäus das neue Osterlamm aus den alttestamentlichen Zeugnissen. Markus aber beschrieb, wie Jesus aus Gottes Schweigen als der neue Morgen-

stern hervorging. Lukas tröstete das prophetische Judentum, daß der Messias Gott nicht gelästert habe. Und Johannes stellte die griechische Logoslehre auf den Kopf. Dies gilt es ernst zu nehmen um des akademisch verbildeten Deutschen willen. Der Leser ist aber zum Verständnis des Johannes vorbereitet. Ihm sind die Künste und Wissenschaften, die Musen, vertraut. Die Musen erlauben uns nachzuerleben. In hoher Dichtung wissen wir den Ausgang voraus und verweilen in künstlerischer Retardation auf dem Wege zum Ende, um mit auf den Weg des Helden zu gelangen. So muß das Publikum im Theater bezaubert werden durch die Erotik der Kunst, um in den inneren Kreis des Geschehens auf der Bühne überhaupt eindringen zu können. Das Bezaubernde der Kunst war die Bedingung, die das Nacherleben ermöglichte, sobald es bloße Zuschauer, bloße Studenten, bloßes Publikum gab. Die Sensation ist notwendig, wo dem Künstler nur die Neugier des Publikums zu Gebote steht. Dies führt zu dem Scheinwerfer der Neuesten Nachrichten, der schreienden Überschriften, der Anschlagsäulen, der Lichtreklame, des Fernsehens, des Radiolärms. Die Griechen arbeiten notgedrungen von außen nach innen. An dem Klang der griechischen Rhetoren schmolzen die Hörer in der Kaiserzeit, als seien es die echten Sirenenklänge aus der Odyssee.

So mußte also die Richtung umgedreht werden. Das Johannesevangelium ist gegen die Neugier gestellt, dieselbe Neugier, die den ersten Missionsversuch des Apostels Paulus in Athen scheitern ließ, weil er ihr nachgab. Man schlage die Rede des Apostels Paulus auf dem Areopag auf, um zu sehen, wie man es nicht machen muß, wie Johannes es daher auch nicht gemacht hat.

Natürlich hat noch im Jahre 1939 ein Heidelberger Akademiker diese Verdemütigung des Paulus in Athen als einen guten griechischen, von Lukas erfundenen Schulaufsatz „erwiesen". Der Haß der Liberalen kennt eben kein Maß. Der Leser kann selber feststellen, daß Lukas den Mißerfolg der (von ihm angeblich für den Erfolg erfundenen) Rede feststellt, daß Paulus in ihr einen Dichter seiner Vaterstadt Tarsos vom Gymnasium her zitiert – Lukas aber stammte aus Achaia –, daß Paulus den Korinthern verspricht, nie wieder den Fehler von Athen zu wiederholen. Das mag zur ersten Abwehr der „höheren Kritik" genügen. Was war denn aber der Fehler des Paulus? Paulus begann mit dem Altar „zum unbekannten Gott" in Athen und verglich ihn mit dem wahren Gott. Er zitierte dann Arat für einen pantheistischen Gottesbegriff und suchte seine Hörer milde zu überreden, daß eigentlich die Athener schon den rechten Glauben sowieso hatten. Nur als Pünktchen auf dem i bot er ihnen ganz am Ende den Herrn Jesus an; zur Abrundung empfahl er ihnen, sich diese neueste Erscheinung doch auch noch anzusehen. Der arme Paulus hatte ja vorher Juden und Barbaren gepredigt. In Athen erlag er der Versuchung, zu Akademikern akademisch zu reden, und das heißt, gefällig und unanstößig. Es ist ihm so gut gelungen, daß die Professoren die Rede heut noch billigen, als ein Schulbeispiel

der Rhetorik. Wo Paulus sich schämte, da meinte Dibelius, Lukas habe im Gegenteil eine recht schöne Rede sich ausgedacht!

Der Schulaufsatz, den die akademische Tradition für das Höchste der Gefühle hält, ist eine Verirrung in den griechischen Geist, wo immer er sich findet. „Nieder mit dem Schulaufsatz", ruft Paulus in bitterer Scham, wenn er an Athen zurückdenkt.

Durch dies ganze Apostelleben zittert die Scham, daß er es erst falsch gemacht hat – er hat den neuen Weg verfolgt, er hat bis vor Damaskus den Herrn verfolgt; deshalb weiß er ja so gut, was die Juden Christus nachsagen. Und so ist dem Paulus dieselbe Demütigung auch in der Griechenmission widerfahren, daß er erst allzu griechisch hat reden wollen. In der ungeheuren Erregbarkeit seiner Einbildungskraft konnte Paulus nur allzu völlig die athenische Zunge sprechen, in die er das Kreuz Christi übersetzte. Paulus geriet daher auf dem Areopag in die Gefahr, die alle Übersetzer laufen: Dem Kreuz „das Gewand unserer Zeit" anzuziehen. Es ist eines, das Kreuz Christi in Athen zu predigen, und etwas anderes, das Kreuz Christi auf athenisch zu predigen. Es ist eines, die Bibel in die deutsche Sprache zu übersetzen, oder das Evangelium „auf deutsch" zu predigen. Alle Sprachen müssen dem Geist außen bleiben; sie sind nur die Scheiden, hat Luther gesagt, in denen das Messer des Geistes steckt. Gustav Frenssens und aller Deutschtümler deutscher Glaube scheitert an seinem anheimelnden Charakter. Wie sollen wir denn von unseren Nationalismen je erlöst werden, wenn wir von Gott verlangen, daß er plattdeutsch spricht? Ein großer Bibelübersetzer hat den Fluch aller Übersetzer niedriger gehängt, und ich gebe ihm hier auf eine längere Wegstrecke das Wort. Denn er pflügt den Boden auf, auf dem diese Leistung des Johannes, des Siegers über die Athener, auch in den humanistisch gebildeten Leser hinein Wurzel schlagen kann.

Franz Rosenzweig schreibt: „Der Schutzpatron der heute lebenden Nachdichter ist jener berühmte Berliner Professor, der schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten die Haupteigenschaften eines tüchtigen Philologen, „Takt" und „Gefühl" für das Bedeutende bewies, indem er den größten Denker, den größten Künstler und den größten Philologen seiner Epoche herausfand (Nietzsche, Erwin Rohde, Jakob Burckhardt), um sich an ihnen zu vergreifen; Wilamowitz hat als Ziel seiner allgemein beliebten Übersetzungen griechischer Tragiker ins Gartenlaubendeutsch es uns verraten, er wolle Äschylos dem heutigen Leser verständlicher machen, als er den griechischen Zeitgenossen gewesen sei. Die Aufgabe des Übersetzens ist eben ganz mißverstanden, wenn sie in der Eindeutschung des Fremden gesehen wird.

Wenn die fremde Stimme etwas zu sagen hat, dann muß die Sprache nachher anders aussehen als vorher. Freilich, die Büroübersetzung des Geschäftsbriefs geschieht in das Deutsch, das schon da ist. Darauf beruht ihre Verständlichkeit. Sie übersetzt, wie ein Mensch redet, der nichts zu sagen hat. Da er nichts zu sagen hat, braucht er auch der Sprache nichts abzuverlangen, und die Sprache,

der ihr Sprecher nichts abverlangt, erstarrt zum Mittel der Verständigung. Wer etwas zu sagen hat, wird es neu sagen. Er wird zum Sprachschöpfer. Die Sprache hat, nachdem er gesprochen hat, ein anderes Gesicht als vorher. Es ist gar nicht möglich, daß eine Sprache, in die Shakespeare oder Jesaja oder Dante wirklich hineingesprochen hat, davon unberührt geblieben wäre. Sie wird eine Erneuerung erfahren.

Daß eine solche Erneuerung einer Sprache durch eine fremde möglich ist, das setzt freilich zweierlei voraus; die Sprache hat zunächst schon selber jeden einzelnen ihrer Sprecher „geboren" (Mutter-Sprache). Zweitens aber sind alle fremden Sprachen, die je gesprochen sind und je gesprochen werden, keimhaft in ihr enthalten. Beide Bedingungen treffen zu. *Denn es gibt nur eine Sprache.* Man kann übersetzen, weil in jeder Sprache jede andere als Keim enthalten ist. Man darf übersetzen, wenn man das sprachliche Brachland in jeder Teilsprache urbar macht. Und man soll übersetzen, damit der Tag jener Eintracht aller Sprachen, die nur in jeder Sprache, nicht in dem leeren Raum „zwischen" ihnen, erwachsen kann, komme. Luther mußte übersetzen, weil das deutsche Volk in der Reformation in die Weltgeschichte eintrat. Denn dieser Eintritt fordert stets auch ein Opfer an völkischer Abgeschlossenheit, ein Opfer, das sich spiegelt in der mit einer Bibelübersetzung notwendig verbundenen Umschmelzung der nationalen Sprache" [1].

Im Johannesevangelium wird die höchste, geistvollste Sprache, die griechische, an die Quelle zurückgeleitet, aus der sich die Einheit aller Sprachen immer wieder herstellt. Vielleicht hat der Apostel Johannes sein Evangelium einem griechischen Schüler zum Übersetzen diktiert. Das wäre kein sehr weiter Abstand zum Markusevangelium, das aus Lehrvorträgen des Apostels Petrus erwachsen ist. Allenthalben wohnt ein neuer Geist in diesem Griechisch, eben der ihm vorher fehlende, des Übersetzens einer Person in Worte.

Was wird übersetzt? hatte Alexandria gefragt. Was wird gesetzt im Eidos, war Platos Frage. Aber Herakleitos hatte noch gewußt, was Homer gedichtet aussprach, daß die wichtigste Frage lautet: *„Wer wird übersetzt?"* Wer wird in Worte umgesetzt?

Plato nannte Gattung (Staat X 576 a) jedes einzige von allen vielen Dingen, denen wir denselben Namen geben, und daher gab es für ihn so viele Gattungen der Menschen, wie es Poleis gab! (Staat VIII, 544 d). Die menschliche Gattung traf sich also nur in der leeren Abstraktion „Mensch". Den wirklichen Menschen gab es nur nach Poleis getrennt, nach Städten unterschieden, in gesetzlich sprechende Kollektive auseinandergeborsten. Dem Sokrates hallten die Ohren von Athens Gesetzen wider (Kriton 54 d), und so jedem Manne. War dem so, dann gab es kein *übersetzen!* Und vor des Demetrius Flucht aus dem

[1] Franz Rosenzweig, Jehuda Halevi, 92 Hymnen und Gedichte, Deutsch. Berlin S. 153 ff — Kleinere Schriften 1937 S. 200 ff. Ich habe erheblich gekürzt.

Wahnsinn der athenischen Polis nach Ägypten haben die Griechen nicht übersetzt! Wenn die Gattungen der Menschen durch Verfassungen zerklüftet sind, dann redet jeder anders und von anderem. Man sehe doch nur, wie Amerikaner und Russen von Demokratie reden. Sie reden aneinander vorbei. Wie hat Johannes alle diese Gespenster des Idealismus beiseite geschoben. Fragt man: Was kann aus einer Menschenzunge in eine andere übersetzt werden, so lautet die Antwort: nichts. Jede Sprache ist genau das, was sie sagt. Punktum. Die Frage ist eben falsch gestellt. Sie geht von der unhaltbaren Theorie aus, daß wir Menschen sprechen, um „etwas" zu sagen oder etwas auszudrücken. Wir wissen aber, daß wir sprechen, um uns richtig bewegen zu können. *Sprache ist gesteigerte Bewegung des menschlichen Geschlechts.* Und deshalb sind wir nicht übersetzbar wie tote Sachen. Denn kein Unterredner gilt uns als das, was er ist, wenn wir sprechen. Wir sprechen ähnlich wie der Dirigent zum Orchester mit seinem Kapellmeisterstab spricht. Er bewegt sich, und wir bewegen uns mit ihm und ihm nach!

Wer wird übersetzt, fragt Johannes. Und diese Frage verleiht allem Übersetzen einen neuen Sinn. Er ist der Weinstock, wir sind die Reben, sagt zum Beispiel Johannes. Denn das Haupt spricht nicht zu seinen Gliedern, um ihnen etwas zu erzählen, sondern es erzählt ihnen etwas, um sie nach sich zu ziehen. „Wann ich erhöht werde von der Erde, werde ich alle nach mir ziehen" (12, 34).

Ablösung des Griechengeistes, der Logik durch den Logos des Johannes wurde möglich, weil Johannes der natürliche Freund Jesu war. Freundschaft ist nämlich das Eckchen natürlicher Politik, in dem alle Völker über ihre Gesetze hinausgehen müssen. Weder in Israel noch in Athen ging es ohne Freundschaft! Freundschaft ist ja das Gnadengeschenk eines Bundes zweier selbständiger Früchte getrennter Familien, verschiedener Muttersprache oder Länder, für das man eigentlich nichts getan hat. Wie das Gastrecht ist die Freundschaft eines unserer Grundvermögen. Freundschaften lassen sich nicht befehlen, machen, gründen, verabreden, organisieren. Die ganze Kirche hat Jesus aus dem Nichts geschaffen. Aber die Liebe des Johannes wurde ihm geschenkt. Und in der Annahme dieses Geschenks war Jesus Grieche. Hier lebte er wie David in dem Bund mit Jonathan von einem Überschuß oder Überfluß der Begeisterung, von der gleichen Urtümlichkeit, die wir auch als die Quelle der griechischen Freundschaft bezeichnen dürfen, dem universalen Bedürfnis aller Menschen, sich zu duzen.

Die Freundschaften sind die Wunder der Politik, und je mehr sie zwischen Gegensätzen auftreten, desto wunderbarer sind sie. Der Freund ist dem Freund ins Innere gesetzt. „Wir", sagt jeder von ihnen bei jeder Gelegenheit erleichtert, weil ihnen doch die übrige Welt gleichgültig ist. Johannes lag am Herzen Jesu beim Abendmahl. Und deshalb war er an sich der Ungeeignetste, ein Evangelium zu verfassen. Wenn der Held nichts vor seinem Kammerdiener gilt, so ist es auch meist wahr, daß eines Menschen natürlicher Freund, Bruder, selten Gottes Sohn für ihn bedeuten kann. Neigung und Amt sind zweierlei in Jesus. Er

war zum Freund geschaffen und doch Schöpfer? Der Freund könnte versucht sein, diese Spannung los zu werden. Daß Johannes um diese Versuchung des natürlichen Freundes wußte, zeigen seine Briefe. Hier spricht er von der naheliegenden Gefahr des „ich auch", des „warum kann ich nicht gleichfalls Christus sein?" „Warum bloß er?" Den „Antichrist" hat Johannes nicht als ein seltenes Monstrum angesehen, sondern als die Frucht normaler Eifersucht der nur natürlichen Haltung zu Jesus. Von Natur sind wir eifersüchtig. Weil Johannes dem Herrn am nächsten stand, war es also für ihn am schwersten, ihn ins Fernste zu rücken; umgekehrt könnten wir erwarten, der geborene Freund Jesu, der keine Bekehrung nötig hatte, schriebe persönliche Memoiren. Nun ist ein Evangelium die Übersetzung des Eintritts Gottes in die menschliche Geschichte. Und Freundschaft ist der natürliche Bund der Dioskuren, der, weil sich selber Siegel, auch keiner Übersetzung bedarf. Dies ist mein Freund, ist unübersetzbar. Hingegen dieser ist das fleischgewordene Wort, muß in jedes menschliche Herz hineingerufen werden können, oder es ist auch nicht das erste Mal wahr gewesen.

Wir haben freilich Gott so sehr zum Begriff einer Sache erniedrigt, daß uns der Anspruch des Gottesnamens nicht mehr niederwirft. Wer aber Gottes Namen mit voller Unterwerfung ausspricht, der verpflichtet sich dazu, allen, allen, allen je vom Weibe Geborenen einen Anteil an diesem Namen zuzugestehen. Nur alle Menschen aller Zeiten zusammen können ausreichen, Gott je zu nennen und zu bekennen. Dies also war das ungeheure Anliegen des Johannesevangeliums: sein nächster, sicherster, geheimster Freund Jesus war auch der unsichtbarste, gefährdetste, öffentlichste; der fleischgewordene Wortsprachstrom und Geist. Der Nachbarssohn war der Sohn, in dem Gott alle Menschen zusammen zu seinem Ebenbild ausrief.

Die ungemessene Spanne zwischen diesen beiden Angelpunkten ist die Weite im Torbogen des Johannesevangelium. Der Evangelist mag 90 Jahre gewesen sein, als er diese Weite ausmaß.

Da wir alle mit Halbwissen über die Evangelien vollgestopft sind, so stelle ich mein Verlangen, diesen Torweg zu zeigen, einen Augenblick zurück. Ich las zur Vorbereitung dieses Abschnitts noch einmal einen Haufen Bücher durch; von Harnack bis Wrede, von Weiß bis Wuttig hat ein jeder sich die Entstehung anders vorgestellt. Und es ist allein schon an der Zahl der Schriften über das Johannesevangelium wahr geworden, was der letzte Satz des greisen Jüngers ausspricht: „Würde alles einzeln aufgeschrieben, dann würde die Welt selber nicht umfangreich genug sein für die Bücher, die es über Jesus zu schreiben gäbe." Denn inzwischen sind diese zahllosen Bücher geschrieben, und sie füllen die Welt.

Nur eine Wahrheit über Johannes gehört in unsere Geschichte des Menschengeschlechts, in der Jesus uns ja nicht als Zeitgenosse, sondern als Frucht der Lippen aller Antiken und als Samenkorn aller Lippen nach Christi Geburt

angeht. Diese eine Wahrheit ist den Leuten mit abgeschlossener Schulbildung unfaßbar, und wenn der Leser an das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums glaubt, dann ist mein ganzes Buch für ihn Unsinn. Ist es doch gegen die Unreife der Akademiker geschrieben: „Johannes ist nicht auf die Höhere Schule gegangen. Er hat also keine abgeschlossene Schulbildung. Also kann er weder von der Bibel noch vom Logos noch von Alexandria noch von griechischen Lehren etwas verstanden haben. Da nur dreißig bis vierzig Jahre zwischen der Kreuzigung und der Abfassung des Evangeliums lagen, so war es unmöglich, in dieser Zeit den Schandfleck des fehlenden Reifezeugnisses auszutilgen. Johannes hat nichts dazugelernt" — diese These bildet siebenachtel in der Beweisführung seiner Kritiker. Es ist zuzugeben: Diese Kritiker selber sind in 1900 Jahren immer in Prima sitzengeblieben. Wessen das menschliche Herz voll war, seitdem es schlug, Tod und Auferstehung, Sterben und zum Leben kommen[1], von dem hat die Primanerlogik nie etwas gehört. Ich zitiere: „Uns erscheint der Gedanke, daß ein Gott sterben kann, widersinnig, für den Ägypter war er dies nicht." „Uns" erscheint, sagt dies Buch eines Mitglieds der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1934. Wer sind denn eigentlich diese „Uns"? Es ist der Mühe wert, diese Frage zu stellen; denn schließlich beteten sogar damals, als dies Buch gedruckt wurde, Millionen jeden Sonntag zu dem gestorbenen Gotte. Das Widersinnige liegt also nicht im Abstand der Jahrtausende, sondern zwischen dem Sinn des Johannes und dem Widersinn seiner Kritiker steht dieselbe ragende Trennungsmauer, die immer Kirche und Welt trennt. Versuchen wir, selber zu hören, wenn die Jahrtausende reden.

Wir vergleichen den Geist des Johannes und den des Homer.

„Von irgendwoher aus der Fülle der Ereignisse erzähle auch uns, Göttin des Eingedenkbleibens", beginnt die Odyssee. Und so hätte Johannes mit seinem letzten Satz beginnen sollen, wäre er ein Homeride, ein Platoniker, ein Tragiker oder ein Alexandriner. Er hätte am Anfang gesagt, was nun am Ende steht: „Es sind aber auch noch viele andere Taten, die dieser Jesus getan hat, und die Welt selber könnte die Zahl der Bücher nicht fassen, die es darüber zu schreiben gäbe" (21, 25). Er wäre fortgefahren mit 20, 31. „Jesus hat auch noch vieles andere getan, was nicht in dem vorliegenden Buche aufgezeichnet worden ist." Und dann wäre er fortgeschritten zu der reizenden Anekdote seines eigenen Wettlaufes mit Petrus am Ostersonntag. Wer würde wohl der Schnellste sein am Grabe des Auferstandenen? Sie liefen gleichzeitig los, aber Johannes schaffte es zuerst; dann wartete er auf Petrus und ließ rücksichtsvoll diesen zuerst in die Grabkammer eintreten.

An diesem Beispiel hätte er die eigene, freie Stellung des natürlichen Freundes gut dargelegt: ich laufe in Freiheit, ich komme zuerst an, aber ich lasse dir,

[1] Für die universale Verbreitung dieser Herzensnot statt aller anderen Wilhelm Kristensen, Het Lewen uit den Dood. 2. Aufl. 1948.

Petrus, den Vortritt in jeder amtlichen Handlung, wie es die Inspektion des leeren Grabes war. Alsdann hätte er diesen Wettlauf zweier Jünger ferner verknüpft mit Jesu Auftrag an Petrus: „Ich nehme Deine dreimalige Verleugnung vom ersten Hahnenschrei huldvoll zurück, indem ich Dich dreimal nach Deiner Liebe zu mir frage. Du leitest die Kirche. Aber der Lauf des Johannes bleibt frei wie damals zu meinem Grabe. Und da es wohl sein könnte, daß auch künftig Johannes aus natürlicher Liebe schneller ankommt als Du und Dein Amt, so laß ihn gefälligst in Frieden" (21, 20 ff.).

Immer noch ständen wir hier in den beiden letzten Kapiteln des ganzen, wie es heut vorliegt. Spätestens dann wäre ein studierter Autor auf die Frage seiner eigenen griechischen Sprache zu sprechen gekommen. Zu dem Zwecke hätte er aus dem drittletzten Kapitel die Tatsache hervorheben können, daß Pilatus den Titel Jesus von Nazareth, der König der Juden, auf hebräisch, auf römisch, aber auch auf griechisch eigenhändig niederschrieb und sich dessen sogar noch brüstete (19, 19 ff.). Nun, um noch einen der nächsten Schritte wenigstens anzugehen, wäre das achtzehnte Kapitel gefolgt, nach dem Muster von Frazers „Goldenem Zweig" und Herodot und dem „Rabbi von Bacherach". Der Volksbrauch, zu Ostern einen Gefangenen freizugeben, wäre im Hinblick auf Barrabbas und Jesus behaglich geschildert worden.

Da es pedantisch wäre, so fortzufahren, empfehle ich dem Leser, selber den Herodot dieses Evangeliums zu spielen. Am Schlusse stände dann wohl der platonische Satz aus dem Phaidon, es habe wirklich „etwas Göttliches" diesem Jesus angehaftet. Selbst der Neid Johannes des Täufers habe ihm das lassen müssen (1, 1 ff.). „Griechen" enden gern mit Gott als einer schönen Schlußarabeske.

Das ist sogar heute Mode. Wenn aber Gott ans Ende verwiesen wird, dann ist er überflüssig! So also könnte das Buch aussehen. Was aber dieses formengeschichtliche Experiment zu einer ernsten Sache erhebt, ist eben die Entdeckung, daß die Griechen seit Homer „irgendwoher" anfingen und immer anfangen werden, wo zwei oder drei Griechen einen humanistischen Dialog anfangen, und daß die deshalb das Evangelium Johannis in genau umgekehrter Reihenfolge angefangen hätten. Immer versucht der Humanismus mit seiner Formel Natur-Übernatur das Wort des lebendigen Gottes aus dem Leichnam der Welt abzuleiten. Beide Seiten des Gegensatzes, Natur so gut wie Übernatur, gibt es nur für Zuschauer. Zuschauer fallen nicht vor Gott nieder. Ihnen redet man daher vom „Göttlichen" mittels der Wandtafel und des Zeigestocks. Ach ja, „etwas Göttliches" singen die Göttinnen der Griechen; unsterblichen Gesang und ewige Wahrheiten gibt es bei Plato und lange, lange Lehrgedichte in der Schule.

Zu schade, daß Johannes keinen Geschmack an den sieben freien Künsten hatte, sondern nur an den sieben Eigenschaften Gottes. In seiner Offenbarung hatte Johannes den lebenden Gott über die bleiernen Himmel der Ägypter emporgerissen, indem er ihm nachsagte: 1. Ich halte die sieben Sterne und schreite inmitten der sieben Goldleuchter (2, 1). 2. Ich bin der Erste und der

Letzte, der erst gestorben ist und nun lebt. 3. Ich schwinge ein Schwert, das auf beiden Seiten schneidet. 4. Ich bin der, dessen Augen schmelzende Feuerflamme und dessen Füße wie Bronze sind. 5. Ich bin der, welchem die sieben Geister des Schöpfers gehören und die sieben Sterne. 6. Ich bin der Schlüsselträger Davids; wenn ich öffne, kann niemand schließen. Wenn ich schließe, kann niemand öffnen. 7. Ich bin der trauteste Zeuge, der Wahrhaftige, der Anfang, auf den hin Gott die Schöpfung angelegt hat.

Beredt gemacht durch die sieben Zeichen der Majestät des wahren Gottes, hat Johannes sieben einzelnen Kirchen im Namen je eines der sieben Gotteszeichen den Brief Gottes aufgezeichnet.

Und nun schreibt er das Evangelium dessen, der diese sieben Zeichen aufwies. Was anderes kann er da tun, als die sieben „Personalien" aus der Apokalypse zu entfalten. Dies hat Johannes getan. Sein Evangelium beantwortet die Thesen der Apokalypse. Ich will hier nicht etwa behaupten, daß er dabei pedantisch verfahren sei. Aber ich behaupte allerdings, daß Johannes sich der Gotteslästerlichkeit seiner Behauptung genau bewußt war für den Fall, daß er selber nicht die Wahrheit schriebe. Ein moderner Roman über Paulus oder Jesus kann gar nicht die Wahrheit sagen, weil sein Verfasser nicht weiß, was Gotteslästerung ist. Zum Verständnis des Johannes hingegen gehört nur eines: daß der Leser selber noch davor zittern kann, Gotteslästerung zu begehen. Kann er nicht mehr zittern, so ist die Apokalypse ein Buch mit sieben Siegeln für ihn und der Rest der Bibel auch. Aber dann ist er aus der Geschichte der Rasse ausgeschieden. Denn die strömt nur da, wo wir uns noch schämen können. Hier sind die sieben Personalien, die der schamhafteste aller Apostel liebend enthüllt hat. Virginitas docuit hat Hieronymus uns von Johannes mit Recht gesagt: Keuschheit ließ ihn die Tiefen der Gottheit schauen. Gott hat aus dem Sterben das Leben geschaffen, aus der Nacht des Seth und der mitternächtigen Verfinsterung des Polarsterns das ewige Licht. Ja, er hat endlich offenbart, wozu denn alles Vorherige im Schaffen der Welt angelegt war: auf das freie Mitspielen der Menschen im Drama ihrer eigenen Schöpfung. Sein Sohn gebietet Künsten und Wissenschaften, beruft die Nationen zu ihren Funktionen, die Reiche zu ihrer Reihenfolge, die Stämme zu ihren Wanderungen; denn sie alle treten jetzt nicht ein in ein künstlich astrologisches Himmelshaus, nein in einen Haushalt der Heilsgeschichte. Deshalb reißt dieser Sohn hoffnungslose Aberglauben wie die Menschenopfer oder die Pyramiden nieder: Nie dürfen sie wiederkehren. Und er öffnet mit Davids Schlüssel die neuen unerhörten Wege der Bekehrung auf ewig. Wie David seine Leibgardisten, Krethi und Plethi der reinen Rasse zum Trotz zu Israeliten machte, so öffnet Jesus sein Reich jedem, der hören kann. Dieser Sohn schont auch seiner selbst nicht. Er schwingt ein zweischneidiges Schwert, denn das, was an ihm selber sterblich ist, gibt er dem Judas preis. Dieser Sohn bewahrt alles schon aus Geistfeuer zur Form Erkaltete, wie das Papsttum oder die

Universität, und gleichzeitig schmilzt er den nächsten Glockenguß mit der Glut seines Liebesfeuers.

Und dieser Sohn stirbt erst sein eigenes Leben hindurch, damit er jedem Leben als gleichzeitiges Leben zur Seite treten kann. Jesus ist zuerst gestorben, jetzt lebt er.

Die sieben Personen, die sieben Antlitze Gottes sind hier durcheinandergewürfelt. Denn mein einfacher Gedanke, Apokalypse und Evangelium beiden zu trauen und sie in eins zu ziehen, ist viel zu einfach, um mir geglaubt zu werden. Möge bald ein anderer kommen, der meinen Vorstoß durchführt und zeigt, wie gewissenhaft Johannes alle sieben Personalien Gottes in Jesus nachweist.

Ich verzichte freiwillig auf diese Durchführung, weil in dieser Stunde die Exaktheit selber eine Fußangel wäre. In dieser Stunde tut nur eines not. Eine Menschengeschichte gibt es nicht, wenn in den Evangelien die Worte der Antiken selber nicht *umgekehrt worden sind*. Sie sind aber umgekehrt, weil Jesus jener erste Gedanke Gottes gewesen ist, der doch zuletzt in die Erscheinung tritt. Zwischen dem ersten Gedanken und der endlichen Erschaffung Jesu haben notgedrungen alle antiken Menschenworte wie die Blinden vom Licht reden oder schreiben müssen. Gott hat aber so lange mit dem Fleischwerden seines Wortes: „Laßt uns den Menschen schaffen" gewartet, auf daß alle Zeiten und alle Völker sich in diesem Worte selber wiedererkennen könnten. Dazu mußten sie zu Harrenden werden, sie mußten sich sehen, sie mußten aus den Feuerflammen ihrer Gebete den überhimmlischen Himmel erstürmen, durch die Enttäuschungen ihrer Götzendienste die neuen Himmel und die Hölle selber leer finden. Gott hat uns an unserer eigenen Person mitschaffen lassen. So sehr hat er uns geliebt! Deshalb kommt Christus in die Mitte der Geschichte, legt mit uns seine antiken Rollen als Stammeskönig, griechischer Künstlerfreund, israelitischer Prophet, vorausgesagtes Gestirn ab, und wird der erste von allen diesen vier Würden unabhängige Mensch; Jesus ist der erste freie Mensch aus Menschen, der Theisten und Atheisten, Prinzipienreiter und Eschatologen, Kosmiker und Ethiker, alle hinter sich läßt. Die sieben Briefe der Johannesapokalypse sind sieben Fehde- und Absagebriefe an die vorchristlichen Geister, wie sie heute noch in unseren Schulen geistern. Denn längst bevor sie ihre Zwischenherrschaft antraten, zielte Gott auf unsere wirkliche Freiheit. Und sie füllte sein Herz und war seines Schaffens Wort, Kraft und Gesetz. Im Anfang war diese Sprachmacht, und die Sprachmacht war bei Gott. Und Gott war die Sprachmacht. Diese war im Anfang bei Gott. Alles ist durch sie geworden, und ohne sie ist nichts, nicht ein einziges, was geworden ist. In ihr war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis. Und die Finsternis hat es nicht verschluckt. Hier war das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in der Welt war, und die Welt ward durch ihn, und die Welt hat ihn nicht erkannt. Alle die aber, welche ihn erfaßt, denen gab er Macht, Kinder Gottes

zu werden, denen, die an seinen Namen glaubten, welche nicht durch Abstammung noch durch geschichtlich bedingten Willen, noch aus der bloßen Absicht des männlichen Willens, sondern aus Gott gezeugt wurden. Und so ist das Wort in die Geschichte eingetreten und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen. Und wir haben seinen Glanz erschaut, den Glanz als des einzig wahren Sprossen vom Vater, voll des Zaubers und der Wahrheit. Niemand hat jemals Gott gesehen. Der einzige Gott, der am Busen des Vaters gelegen, der hat es ausgesprochen.

Wie hat er es ausgesprochen? Indem er Johannes den Täufer bezwang, ihn als Lamm Gottes anzusprechen; die Mutter zwang, Wunder von ihm zu fordern; Nikodemus zwang, in der Nacht zu ihm zu kommen; das samaritanische Weib zwang, vom Messias zu zeugen; Pilatus zwang, ihn als Messias der Welt kund zu tun.

Die Sprachmacht, das fleischgewordene Wort, der Sohn, verkörpert in drei grammatischen Geschlechtern die Umkehr des Wortes. Weshalb Umkehr? Gott spricht in menschlichen Gestalten. Jeder Mensch ist ein Wort Gottes, unter die Menschen gerufen. Und wir Menschen schreiben Bücher über solche Menschen Gottes. Das Hinuntersteigen von der Seite Gottes und das Darüberreden vonseiten der Bücherschreiber (einschließlich meiner selbst), ist einfach zu erkennen. Aber dazwischen steht der lebende Mensch, der weder schafft wie Gott, noch über das Leben Bücher schreibt. Dieser Mensch spricht. Aber er spricht sich nicht in einem Interview über die Weltlage aus. Sondern er läßt sich nennen und verkennen, er entbrennt und bekennt, er wird ausgeschieden und anerkannt.

Und aus ihm erneuert sich das Menschengeschlecht. Denn weder in dem Schöpfer Himmels und der Erde noch in den Professoren wird das Wort Fleisch. Aber wer Benennung, Verkennung, Entbrennen, Bekennen, Ausscheiden und Anerkennen auf sich nimmt, der ist die bräutliche Seele, in der sich das menschliche Geschlecht erneuert. Jesus hat die Kirche geboren wie ein Weib ihr Kind. *Er ist das Vorbild der Jungfrauengeburt.* Jeder, der Johannes liest, wird die eigene Feder wegwerfen wollen, weil er plötzlich weiß, daß Jesus sein größtes Opfer darbrachte, als er nicht unter den Lehrern, den Schriftstellern, den Predigern hängen blieb. Johannes, der Freund, schreibt vierzig Jahre später an Jesu Statt. Das Evangelium des Johannes hat alle Literatur zu bloßer Literatur gemacht, seit Jesus ausgesprochen und angesprochen wird, seit ihm Ehre und Unehre zugesprochen und abgesprochen werden. In unserer Zeit empfahl der Maler Whistler den Skandalmachern, ja ihre eigene Lesart jedes Skandals dem Publikum aufzunötigen: „Schick deine eigene Lesart an die Zeitungen!" Was war der Erfolg? „Man könnte Dich leicht für einen schlechten Maler halten", sagte Gauguin zu Whistler, „so viel redest Du von Dir." Jesus hingegen sprach, ohne auf die Nachwelt zu schielen, unbefangen, mündlich. Er hat keine Memoiren diktiert. Er war viel zu beschäftigt mit den Titanentaten seines Weges. Es besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Prolog des Johannes, der

Art von Jesu Rede, der Niederschrift des Evangeliums vierzig Jahre nach dem Ende des Lebens Jesu und des Evangelisten Stoßseufzer am Ende seines Diktats: Eine Bibliothek würde nicht ausreichen und wenn sie die Erdoberfläche bedeckte, dieses Wort Gottes, diesen Mann Jesus, der mich geliebt hat, auszuschreiben.

Johannes wurde durchkonjugiert. In den vier Wendungen: „Gott spricht", „Sein Wort wird gesprochen", „Ich sage sein Geheimnis", „Eine Bibliothek der Kirchenväter wird kommen, ihn auszusprechen ohne je zu Ende zu kommen", ist die griechische Geisteshaltung überwunden. Die Akademiker reden über Gott und die Welt. So können sie niemals ihr eigenes Denken in den Strom der Ereignisse hineinstellen. „Das" Denken steht Gott und der Welt gegenüber, so als sei es nicht ein Gesprächspartner von Gott und Welt. Johannes hat diesem griechischen Denken über Gott und die Welt das Sprechen Gottes und der Menschen entgegengestellt. Wir sprechen, ja. Aber dies Sprechen erfolgt eingespannt in eine Spannung zwischen unserer Benennung als Geschöpf und dem Nachhall in den Mäulern der Nachwelt. Gott spricht. Du sprichst. Die, welche du geliebt oder welche du bezwungen, zeugen von dir. Und dann will jeder sein Sprüchlein dazu sagen. Johannes, selber in der dritten Phase des liebenden Zeugen, stellt Jesus in die Unbefangenheit seiner Aussprüche; Am Ende weist er auf die vierte Phase all der Bücher „über" Jesus, die ja doch bis heute geschrieben werden. Dieser Epilog ist die erfolgreichste Prophezeiung, die mir bekannt ist. Während aber über den Prolog zum Johannesevangelium gestaunt wird, hat man diesen ebenso staunenswerten Epilog kaum erwähnt, oder man hat ihm sogar dem Johannes abgesprochen. Aber der Epilog und der Prolog gehören genau zusammen. Sie sind beide notwendig, um zu erklären, was Jesu Reden und Johannes' Kapitel bedeuten. Gott hat Jesus' Namen am Kreuz: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, in drei Sprachen vorherberufen oder hervorgerufen. Beides ist richtig.

Auf diesen Namen hin, zu einer Zeit, wo ein Edomiter den König der Juden spielte, wurde Jesus nun hingesprochen, hat er seine Mitmenschen angesprochen, wurde unser aller Geheimnis „Wer ist ein Mensch?" ausgesprochen. In dem entzündlichsten Hörer seiner Worte haben die Kreuzigung und die Reden des Freundes vierzig Jahre beieinander gelegen. Als er selber in Worte ausbricht, suchen sie die Deckung von Namen und Reden auszudrücken. Der am Kreuz über dem Opfer angebrachte Titel und die auf Erden gesprochenen Worte decken sich. Vierzig Jahre braucht es, damit die alten Gespenster absterben, sei es in der Wüstenwanderung, sei es zwischen Kreuzigung und Zerstörung des Tempels, sei es zwischen Nietzsches Tod und dem zweiten Weltkrieg. Das verheißene Land, die Kirche und der Untergang des Abendlandes sind alle auf die Frist von vierzig Jahren zwischen Wort und Erfüllung gebaut. Dank des Johannes vierzigjähriger Wartezeit werden die Worte Jesu auf die Höhe des mehraltrigen Sprechens von Geschlecht zu Geschlecht gehoben. Johannes selber schreibt in die Kirche hinein. Die Kritiker des Johannesevangeliums haben die Wahl. Manche schreiben bloß das Neueste, also für den Augenblick. Nun war

es der Fluch der Griechen, dem Logos dies Abgleiten in das Schwatzen für den sensationellen Neuigkeitsreiz zu erlauben. Das griechische Denken und das akademische Denken bis auf den heutigen Tag kann die Wellenlänge eines „Wortes" nicht unterscheiden. Dazu ist das Evangelium des Johannes formuliert, damit die Unterscheidung der Wellenlängen, die Scheidung der Geister, in Kraft trete. Für die bloßen Denker gilt sein Prolog als „mystisch". Für die Lebenden bedeutet er die Rettung vor den Griechen und ihrem Geschwätz „über" Gott und die Welt. Der Stufen der Wahrheit sind vier: Die erste betritt kein Mensch, weil kein Mensch einen Baum oder ein Kind schaffen, aus nichts schaffen kann. Trotzdem sind ein Baum oder ein Baby wahr und wirklich. Sie sind wirklich wahr. Die Sprache ist uns verliehen, um Gott nachzuschaffen. Diese zweite Stufe betritt nur der, dem sein eigenes Wort zum Schicksal wird, weil er sich ihm angelobt wie die Braut dem Gatten oder ihm nachstöhnt wie die Glockenspeise der Glockenform. Das nächste Wort hat also das Gewicht eines Trauzeugen, der den Gelöbnissen der Brautleute beigewohnt hat. Diese Stelle im Ablaufe der Wahrheit nimmt Johannes ein. Und nun erst läßt Johannes die Literatur ein, die für das Publikum geschrieben wird, welche aber trotzdem leider bei den Griechen und bei uns gleichen Rang mit allen ursprünglicheren Sprechquellen beansprucht. Die Passion, die Evangelien, die Literatur sind aber auf drei Stufen der himmlischen Stufenbahn gebannt. Der unteren Stufe ist die jeweils obere unzugänglich.

Keiner von den anderen Aposteln war fähig, den Griechen die wirkliche Rangordnung der Sprechweisen zu enthüllen, weil die Griechen ja gerade die Rangordnung von Kaisern, Priestern, Richtern abgeschafft hatten. Ihre Philosophen waren Könige in ihrer eigenen Vorstellung. Der eine einzige Johannes aber konnte an den einen Punkt im griechischen Denken appellieren, in dem sich ein Abbild von Über- und Unterordnung fristete. Nicht als Apostel und nicht als Evangelist konnte Johannes den Griechen den Star stechen. Niemand kann uns ja helfen, der nicht unsere eigene Lage erst einmal teilt. Nun aber gab es ein außerjüdisches, außerbiblisches, außergeschichtliches Faktum im Leben des Johannes, das er mit den Griechen teilte. Dies Faktum ist nie herangezogen worden, wie ja Johannes' Überwindung des griechischen Logos nicht zugegeben wird. Welches ist dies Faktum? Wir haben schon bei den Stämmen gefunden, daß ihre Gastfreundschaft ein vorweggenommenes Sakrament ist. Dank des heiligen Gastrechts sind diese Wilden unsere Brüder von Anbeginn. Ähnlicher Natur ist die Freundschaft zwischen Jonathan und David. Sie hat nichts mit Israel zu tun; sie ist eine Mitgift ihrer Menschlichkeit. Jesus berief die Zwölfe. Aber er liebte Johannes mit derselben unbefangenen Liebe, mit der Sokrates den Plato geliebt hatte. Und Johannes hat den älteren Freund geliebt wie Plato seinen Sokrates.

Für drei Dinge hatten Griechen Respekt: für das Neueste, für das Wort und für die Freundschaft. Johannes konnte ihre Neuigkeitshascherei nicht respek-

tieren. Aber die Freundschaft und den daraus entquellenden Rausch der Beredsamkeit konnte er ihnen nachfühlen. Beides konnten die Griechen in seiner Botschaft respektieren. Statt also wie Paulus in Athen das Gotteswort als Neuestes zu vermummen, kommt es aus Johannes als Wort des Freundes! „Der Freund des Bräutigams ist nicht eifersüchtig, daß der Bräutigam die Braut heimführt. Nein, er steht dabei und hört ihn und freut sich mächtig über des Bräutigams Stimme", schreibt Johannes (3, 29). Das konnte und kann der „Humanus" in jedem „Homo" verstehen, weil die Freundschaft das ökumenische Frühstück des Abendmahls unserer Rasse ist. Indem ein Freund im Freund die Notsprache Gottes erkannte, machte er die griechische Spielwelt fähig, auf den Ernst der Liebesgeschichte Gottes mit uns zu hören. Nun sind wir mehrere hundert Seiten in eine Geschichte des Menschengeschlechts eingedrungen. Aber die Frage, wer denn unser Thema ist, haben wir noch nicht stellen können. Das Menschengeschlecht ist noch ein Schatten, ein Vorläufer seiner selber! Die Antiken haben nicht gewußt, wer „der Mensch" ist. Wie wir haben sie es gar zu gern wissen wollen. „Nichts Gewaltigeres lebt als der Mensch", hatte Sophokles gesagt. Das ist nicht viel. „Unser Ahn, das war schon der richtige heroische Mensch", sagten die Nibelunge, Amalunge, Romulunge, auch wenn ein böser Riese oder ein Hengist und Horsa als ihre Ahnen galten. Eine Sonne, ein Stern, ein Planet ist der wahre unsterbliche Mensch, schrien die Zauberer des Pharao. Das wahre Menschenvolk wird Gott schaffen, beschieden sich die Propheten. Und wir? Meistens glauben wir eine dieser antiken Antworten selber. Und noch öfter glauben war gar nichts. Aber wir müssen ja das menschliche Leben fortzeugen oder vernichten in Ehe, Staat, Kirche, Schule. Wollen wir also auch gar nichts glauben, so tun wir doch immer so, als ob wir wüßten, wer der Mensch sei, und richten unausgesetzt etwas an, wie die Sprache das nennt. Da schicken Eltern Kinder in den Konfirmandenunterricht, damit sie in dem, worin die Eltern schwach sind, bestärkt werden. Da lassen die Professoren über den Apostel Paulus eine Doktorarbeit schreiben, damit die Studenten an dem herumdoktern, den der Herr zum Doktor dieser jungen Heiden bestellt hatte. Da heiratet der Bürger auf Rat des Rasserats, der also „weiß", wer der Mensch ist. Jedesmal ahmen diese Hundeseelen einen Glauben nach, den sie vom Hörensagen kennen. Denn sie werden durch das bißchen Dasein gehetzt und müssen einen Glauben vortäuschen, um von den anderen Hunden nicht totgebissen zu werden.

Aber was ist denn um den wirklichen Menschen, den ungehetzten, den nachgeahmten? Wer wird denn nachgeahmt? Die Antwort ist seltsam genug: Der Unnachahmliche.

„Unser Gott wurde nicht als Jude von Juden gesteinigt und nicht als Römer von Römern enthauptet. Ein Haupt im Rechtssinne hatte er nicht mehr, weil er kein Recht mehr hatte. Er starb den Sklaventod der Kreuzigung, den ein fremder Eroberer über ihn verhängte", hat ein von den Alliierten eingesperrter berüchtigter Nationalsozialist in seiner Haft geschrieben.

Also der rechte Mensch wäre Gott und Sklave, aber weder Jude noch Heide? Ließe sich mit solch einer Definition etwas anfangen? Ja! und tausendmal ja.

Die Juden zählen Jahre der Schöpfungsgeschichte, aber mit dem wahren Menschen hob ein neuer Äon an. Die Heiden berechnen die Quadratmeilen Landes und Hektare Grundbesitz für Staat und Besitzer. Er aber hatte keinen Platz auf der Erde. Setzt der wahre Mensch das Thema dieses Buches, dann können also weder der Raum der Welt noch die Geister der Zeiten die Feder leiten. Es bedarf hier des Lesers gütiger Anstrengung. Er selber muß sich die Augen reiben und fragen, ob er, der wirkliche Karl, der in diesem Augenblick über mein Buch, über die Welt, über seine Mitmenschen, über sich selber zu Gericht sitzt, ob er mit seinem Vaterland und seiner Zeitmode zusammenfällt. Ich selber muß mich zusammenreißen, um zu begreifen, daß ich zusammenfiele, wenn ich solchen Unsinn glaubte. Denn im Raum habe ich Gewicht, so und so viele Kilo, und fülle so und so viele Kubikzentimeter Raum aus; jedem Menschen wird Raum eingeräumt. In den Zeiten habe ich eine Funktion und habe eine Rolle zu spielen als der Sohn des X und der Y, der Onkel von Z, der Konkneipant von P und der Klassenkamerad der beiden Maiers mit ai; jedem Menschen wird Zeit gegeben. Bin ich nichts als dieser gewichtige Zeitgenosse? Wie unwichtig und unnütz! Dann bestünde ich also aus Raumgewicht plus Zeitgeist, aus Körper und Geist? Alle Menschen aller Zeiten verstanden sich selber besser. Sie sehnten sich, etwas Drittes zu sein. Ihrer Sehnsucht hat Friedrich Nietzsche 1882 Ausdruck gegeben. Er schrieb: „Ich bin nun einmal weder Geist noch Leib, sondern etwas Drittes, nämlich die Kraft zur Überwindung." Etwas Drittes ist jeder Christ seit Christus, nämlich die Kraft zur Überwindung.

Und wenn es also darauf ankommt, zu sagen, was ein Mensch ist, so darf nur dies Dritte den Menschen konstituieren. Deshalb Gott und Sklave für Geist und Leib. Als Mensch mußte Jesus nichts als der Dritte werden.

Jesus kam in die Welt, um das Dritte aussprechbar, erkennbar, lebbar zu machen. Hierin ist seine Grenze. Den Griechen der Universitäten müssen wir es lassen: Er ist ungreifbar. Eine Rose kann man nicht begreifen, ohne sie zum Welken zu bringen. Der Weinstock, dessen Reben wir sind, muß unbegreiflich bleiben, oder wir welken. Aufs Begriffenwerden durch Doktordissertationen hat der Herr verzichten müssen. Gestehen wir es nur: Das bleibt seine Achillesferse.

Der Mensch, der wahre Mensch ist erstens und vornehmlich eines: er bleibt unbegreiflich, genau so unbegreiflich wie du selber. Denn du bist ja auch ein wirklicher Mensch. Deshalb bist du bei Gott gegen die Soziometrie, Anthropologie, Psychoanalyse, Statistik und Phylogenetik rückversichert. Du kannst mit Leopold v. Ranke sprechen: Als den ein Quellenforscher – Erich Schmidt – nach den Einflüssen auf ihn ausfragte, brummte er unwirsch: „Ich bin viel origineller, als Sie denken."

Unbegreiflich ist der Mensch. Aber er ist einer Mutter Sohn. Das ist das Zweite. Unbegreiflich ist jeder Mensch. Und er ist der Empfangene, denn das

Unbegreifliche ist das Ersehnte, und das bisher unaussprechlich Gebliebene wird von der Braut empfangen. Der Frucht der Lippen aller Beter wird von Maria empfangen. Unsere Lippen hingegen greifen über das schon Begriffene hinaus. Denn alles, was wir sagen, trägt unerhörte Frucht. Begreifen und betasten können die Reben den Weinstock nicht, sagten wir, aber weiter ausgreifend bringen sie ihn selber zu unerhörter Kraft. „Die Sehnsucht, die so lange Tage nach Gotte hier auf Erden ging, als Träne, Lied, Gebet und Klage, sie ward Maria und empfing."

Der Mensch in uns ist ohne Genealogie, ohne Stammbaum. Diese gelten nur dem Mann oder Weib in uns! Die Juden, schreibt Paulus im ersten Thimotheusbrief, machten ein Geschäft aus endlosen Stammbäumen, und Lukas hat sein Evangelium ausdrücklich verfaßt, um den Genealogiefabrikanten das Maul zu stopfen[1].

Um das fleischgewordene Wort vom philosophischen Logos abzutrennen, hat der Brief an die Hebräer trotzig den 1306 Stellen vom Logos des Philosophen Philo von Alexandria den einen stolzen Ehrentitel Jesu entgegengehalten: Dieser Logos sei ohne Stammbaum, ohne Genealogie! Gerade dieser Ausdruck des Hebräerbriefes fehlt in der Liste der 1306 philonischen Bezeichnungen bei Leisegang.

Unsere Welt hat ja alles auf den Kopf gestellt und glaubt, der wahre Mensch komme aus dem Stammbaum; dann könnte ja kein Mensch sich einen Namen machen. Der weise General von Seeckt schreibt hingegen, daß in Hannibal, Cäsar, Napoleon Namen für eine vorher noch unbekannte Art ins Leben getreten seien. Der Stammbaum weist die Herkunft nach und macht so die Zukunft unmöglich. Die beiden Stammbäume bei Matthäus wie bei Lukas sind gegen das Rasseamt geschrieben. Alle vierzehn Generationen, schreibt nämlich Matthäus, kommt ein neuer Heilsweg in die Welt. Und Lukas sagt, daß schon Adam Gottes Sohn war und Jesus daher der zweite Adam ist, so daß ihm die Zwischenglieder nichts anhaben. Beide geben dem Stammbaum den Platz, der ihm gebührt, den Platz nämlich, der nichts beweist. Der Stammbaum ist die unbegreifliche Spielart der Natur, aus der trotz allem und allen der notwendige Mensch immer wieder hervorbricht, aber nur unter der Bedingung, daß ihn diese Spielnamen seines Vatersnamens und seiner Genealogie und seines Stammbaums nicht verblöden. Trotzdem der Mensch einen Stammbaum hat und von Schmutzfinken wie Günther betastet werden kann, trotzdem ist er ein Mensch. Die Genealogie ist nur das über einen Menschen bereits Gesagte, das Fatum; denn im Namen „Nietzsche" ist Nietzsches Fatum, als der Bruder des Kamels Elisabeth, ist der slawische Deutsche, der Thüringer, der Protestant, der Schwächling, der unbemittelte Pfarrerssohn, der Erbe des Prinzenerziehers, alle gleich mitgesetzt. „Ich bin aber ein Drittes", ruft dieser liebesunfähige Dekadent

[1] I. Tim. 1, 4. A. v. Harnack Berliner Akademie SB. 1928, 324 f.

trotzdem, „ich bin die Kraft zur Überwindung." Diesen stolzen Glauben hat also Jesus Christus sogar seinem Gegenpol, dem Antichristen Friedrich Nietzsche, mitgeteilt. Von nirgendwoher sonst hat nämlich Friedrich Nietzsche diese frohe Botschaft empfangen. Sogar ihn hat sie erfaßt.

e) Die vier Evangelien

Unbegreiflich, aber von der Jungfrau empfangen, empfangen aber „dem Neid der Schicksalsmächte zum Verdrusse", vaterlos, aber vom Vater akzeptiert, geht die Kette weiter? Wie sollen wir fortfahren, um die Züge des Dritten, das der Mensch ist, herauszupräparieren? Die vier Evangelien überheben uns der Mühe, ihnen verdanken wir zunächst die Festlegung der drei Züge. Alle vier Evangelien verkünden die Jungfräulichkeit der Empfängnis, alle vier prophezeien die Unbegreiflichkeit des Menschensohnes, und alle vier stehen in der apostolischen Sukzession dieses trotz seines Stammbaumes ersten Menschen, des zweiten Adam, dank dessen wir wissen, daß schon seit Adam wir alle den Sohn Gottes verkörpern.

Die Bewegung jedes einzelnen Evangeliums geht von einem Anfangsnamen für ihren Herrn zu einem weiteren Namen am Ende. Sie bilden zusammen einen Kreis.

Alle vier Evangelisten sind durch das Wort umgewendet worden. Und das steht in ihren Evangelien. Matthäus hört Jesus, springt von seinem Bankiersschemel auf, denkt, er folge dem Sohn Davids. Diesem innerisraelitischen Namen spüren seine endlosen Bibelzitate nach, aber er schreibt sich aus seinem Anfang heraus. Am Ende seines Evangeliums ist er aus dieser Welt des Alten Testaments herausgetreten; denn er endet mit dem neuen außerisraelitischen Namen des Sohnes Gottes. Matthäus schreibt sich aus Israel heraus. So schreitet er hinaus zu den Abessiniern, er, der noch hebräisch geschrieben, trug ein Judenchristentum in die Welt. Markus begann, wo Matthäus aufhörte. Er hub an, den Sohn Gottes zu predigen, den Juden und den Heiden in Rom und Alexandria. Aber am Ende wuchs ihm aus der Not, den Heiden nicht einen bloßen Stern zu bringen, sondern den Lebenden und Auferstandenen, der nächste Name hervor, der den Christ zurückbindet in die Geschichte. Durch die „Diener des Wortes" werden die Deuter der Sterne ersetzt. Denn das Wort „ist der Morgenstern des neuen Himmelszeltes". So endet Markus, und Lukas hebt an mit „den Dienern des Wortes". Wie Lukas niederschreibt, womit er dem Theophilus Konfirmationsunterricht gibt, da weitet sich die Geschichte des einzelnen Jesuslebens zu der von zwei Generationen, von Jesus und seiner Geburt, den Aposteln. Die Konfirmation erzählt eben die Geschichte zum zweitenmal. Im Tempel von Jerusalem lehren die Diener des Wortes nach der Auferstehung die frohe Botschaft; im kaiserlichen Rom lehrt der „mit Jesus gekreuzigte" Diener des Wortes aus dem Heiligen Geist dieselbe Botschaft den Heiden. Auch in Rom

haben die Juden Ohren und hören nicht, und haben Augen und sehen nicht. Aber das Evangelium (Lukas und Apostelgeschichte sind ja ein Werk) wohnt unter den Menschen ohne Unterbrechung, in apostolischer Sukzession, und eben dadurch als der Auferstandene, vom Kreuz nicht abgebrochene Logos, ans Ende der Apostelgeschichte also müssen wir treten. Denn wo sie aufhört, beginnt Johannes mit dem fleischgewordenen Wort. Von Gott geht er aus, der der Vater und die Braut das Weben des Geistes ist. Aber im Laufe der 21 Kapitel führt er uns zu dem natürlichen „Freund", dem Menschen Jesus, diesem Jesus, über den man weltüberfüllende Bibliotheken schreiben müßte. Damit hat sich der Kreis vollendet: Gekreuzigter, ärmster Mensch, Sohn Davids, Sohn Gottes, Wort und Morgenstern, Heiliger Geist, Dreieiniger fleischgewordener Gott, Mitmensch, Freund. Den Menschen Jesus begleitet, nach seiner Versklavung am Kreuz,

Matthäus vom Sohn Davids zum Sohn Gottes,
Markus vom Sohn Gottes zum Auferstandenen,
Lukas vom Auferstandenen zum Heiligen Geist in der Kirche,

Johannes von der fleischgewordenen Nennkraft Gottes zum persönlichen Freund. Am Ende also, nach Johannes, steht der von Anfang an geliebte Mensch, wo am Anfang, in alle Verhüllungen der Geschichte gekleidet, der Sohn des Menschen den Matthäus aufspringen machte.

Von den vier Evangelien, sagt Hieronymus, kehrt Matthäus die Predigt Jesu hervor, Markus die Fleischwerdung, Lukas die Leidensgeschichte, Johannes die Auferstehung[1]. Wir liefern dazu das Gegenstück. Wir decken den Gegenpol auf, von dem weg jeder Evangelist umkehrte. Die Evangelien haben im Schreiben selber umgelernt. Jedes Evangelium ist eine Strecke. Erst dadurch kam in die vier Evangelien selber die Fülle der Zeiten, welche es zu versöhnen galt, um noch einmal das Leben des Geschlechts von vorn anzufangen, nun aber im Lichte seiner endgültigen Bestimmung.

Die Vierzahl der Evangelien ergab sich nicht von ungefähr. Sie war selber eine empirische Begegnung des ersten befreiten Menschen mit den damals existierenden Wegen des Menschenvolkes und mit den vier Sprachströmen aus dem Urstand der Menschheit. Nicht geplant als vier, nicht beabsichtigt, kamen sie als erfahrene Heilswege zustande, weil derselbe volle Mensch in vier verschiedene Vormenschlichkeiten hineinzupredigen war. Mensch ist, wer den Geistern der Zeiten und den Gewichten der Räume entsagen und neue Zeiten und neue Räume ins Leben rufen kann. Der Dreiweg, auf dem sich ein Dritter sein läßt, und die vier Stile seiner Evangelien, auf denen diese drei Wege sich predigen lassen, sind die sieben Wahrheiten über den wahren Menschen und wahren Gott, die wir schon aus der Offenbarung des Johannes kennen, und die sich in die Körperhaltungen des Geistes niederschlagen. Als streitbarer Anwalt steht Matthäus und

[1] Comm. in Lucae cap. 19 Migne 30, 607 n. 663.

zeigt auf das Kreuz. Als kniender Diakon in der Liturgie betet Markus, als sitzender Lehrer schreibt Lukas, als ekstatisch Ausgestreckter schaut Johannes die volle Wahrheit. Alle vier haben sich dank des Kreuzes umgekehrt. Und so ersetzt mir ihr inspiriertes Schreiten, Knien, Sitzen und Liegen die vier vorchristlichen Symbole des Cherubim, Ochs, Löwe, Adler, Engel. Unsere eigene Verwandlung unter dem Wort verwandelt unseren Leib in beseelte Haltungen, wie sie der Bildhauermeißel Rodins begonnen hat, zu entdecken. Die Evangelisten wurden Träger von weder Leib noch Geist, sondern von etwas Dritten, von den Verkörperungen der Seele. Unter dem Kreuz stehen der Streiter, der Liturgiker, der Lehrer und der Visionär als Glieder des vollen Menschen, der an den Kreuzesarmen hängt. Aus seiner Seele heraus, um seinetwillen nämlich, verkörpern sie einen Anteil an dem wahren Menschen. In solche Gestalten inkarniert der Geist des Erlösers.

Doch ich darf diese Übersetzung in neue Formensprache nicht verfolgen. Nur möge sie davon zeugen, daß auch wir der Umbekehrung des Wortes noch harren. Alles Vorchristliche muß in Innerchristliches oder Nachchristliches unaufhörlich erst noch übersetzt werden. Die Symbole der vier Evangelisten sind ein beredter Auftrag an uns selber, den Träger der menschlichen Geschichte ernst zu nehmen.

Das Heil schien seinen Weg in die Welt schon mit der Septuaginta anzutreten. Aber es schien nur so. Denn da trat ja nur die zum Buch gewordene Geschichte Gottes mit seinem Volke ihren Weg in eine weiter entfernte Sprache an.

Es bedurfte einer radikaleren Umkehr. Jesus hat die Bibel in sein Leben übersetzen müssen. Dadurch wurde die übliche Richtung der menschlichen Rede von den Ereignissen zu den Berichten umgedreht. Das Neue Testament erzählt, daß bereits das Alte Testament in Blut und Leben übersetzt worden ist. Das also ist die Übersetzung, welche die Richtung wirklich umgedreht hat, aus dem Wort ins Fleisch. Denn die Schwätzer hatten sich darauf verlassen, daß die Worte nur hinter dem Leben herkämen.

Nunmehr war Gottes Wort nicht übersetzt, sondern umgewendet. Seitdem kann sich jede Seele hören; nicht erst nachträglich hören, wie die Helden Homers[1] oder der Tragödie, sondern im Leiden, im Kriege, im Untergang ist eine vorauf-gegangene Gestalt enthüllend gegenwärtig. Da wo der Einzeller, der geistlose Mensch nur mit der Aufmerksamkeit seines Bewußtseins hindringt, da sieht er nur seinen eigenen Willen, seine Absichten, seinen Bereich.

Wenn der Geopferte so spricht, daß auf ihn der Opfernde hört, wenn der Sänger selber als singendes, nein als gesungenes Leben die Herzen zum Klingen bringt, wenn der Prophezeite den Propheten das Ende der Zeiten vorlebt, und wenn vor Geometern und Astronomen ein unvermessener, einmaliger Stern seine Bahn durchmißt, dann ist keine Träne umsonst geweint, kein Leiden vergebens gelitten. Dann wird aus dem strengen Herrscher, dem gleichgültigen Publikum,

[1] Oben Seite 250.

den ewigen Harrern und den von nichts überraschten eine gleichzeitige, weltüberwindende, unüberwindliche Schar.

Dann ist das Wort im zweiten Kapitel des Jesaias, daß Gott der Erste und der Letzte ist, in die menschliche Geschichte eingegangen, und Gott ist Mensch geworden. Die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten sein. Der Mensch einer Zeit wird tot daliegen. Aber unter ihm, der alle Äonen der Äonen durchlebt, werden sich alle Menschen bergen, weil er die Schlüssel des Todes hält.

Mit bloßen Bibelzitaten habe ich gegeizt. Man hört ja kaum noch auf sie hin. Daher mag es gut sein, ausdrücklich zu sagen, daß der letzte Absatz nicht von mir, sondern aus dem Neuen Testament stammt.

6. Abschnitt

Auf den Wegen des Glaubens: Eine Kirche aus Heiligen

a) Die Unermeßlichkeit

Die Beziehung zu den Männern Gottes wird anders hergestellt als zu Königen. Denn beim König wird der Geburtstag gefeiert und so ist er liebenswert, weil er geboren ist. Er verkörpert das Herkommen, das Fürstengeschlecht, das gute alte Recht; sein Amt zeigt ihn unsrer Liebe. Beim Heiligen wird der Todestag gefeiert. Denn er schien unliebenswürdig, er war unbeliebt; kein Amt empfahl ihn unserer Liebe, und bloß eines Tages überwältigte uns das Gefühl „gegen große Vorzüge eines Menschen gibt es kein andres Rettungsmittel als die Liebe". An den Aposteln verstehn wir erst, nachdem wir das erfahren haben, ihr Amt. Erst nachdem wir den Propheten Jesaiah mangels anderer Rettungsmittel lieben müssen, beginnen wir sein Amt eines Propheten zu lieben. Wer auf reiche Leute eifersüchtig ist, dem verengert sich die Welt. Dieser Neid sucht sich an die Stelle des Reichen zu setzen. Der Neidpfad, auf dem „Goethe niemand betroffen", zieht die verfügbare Substanz des Herzens wie das Balzacsche Chagrinleder immer mehr zusammen. Wer aber auf einen Apostel eifersüchtig wird, dem erweitert sich das Leben. Für ihn und für den Apostel zusammen ist nämlich nicht weniger, sondern mehr Raum da zum Leben. Du tust den Heiligen keinen Abbruch, wenn du dich auf die Liebe zu ihnen einlässest, weil du ihre großen Vorzüge bestaunt hast und sie dir das Herz weit gemacht haben. Die Welt wird enger vom Neid. Denn sie ist begrenzt. Gott wird weiter in der Eifersucht, denn er ist unbegrenzt. Das ist der langen Rede kurzer Sinn. Da aber heut Millionen sich nicht mehr zutrauen, daß sie um Welt und Gott wissen, habe ich soviele Umschweife machen müssen und von Königen und Heiligen geschrieben. Die Leser werden sich aber selber dabei ertappen, daß sie zu Zeiten den reich-

sten Mann und zu Zeiten den armen Lazarus beneiden. Das erste Mal sind sie Kinder; das zweite Mal vernünftige Menschen. Denn Lazarus wurde von Jesus beweint.

Von den Hitlers und Stalins wird uns die Welt enge. Von den Heiligen wird sie weit. Denn sie erzwingen sich unermeßlichen weiteren Einlaß in die Enge unserer Welt, unserer schon anberaumten Zeit.

Nirgends kann das einfacher studiert werden, als in dem ersten Augenblick, in dem die Kirche in die Welt eintrat. Und so möchte ich hier nicht die endlose Kirchengeschichte erzählen, sondern von vier Heiligen sprechen, die von 280 bis 430 die Unermeßlichkeit Gottes gegen die Reichskirche der Kaiser gerettet haben.

Ihre Namen Antonius, Athanasius, Hieronymus, Augustinus sind noch unvergessen. Aber mehr als Namen müßten sie werden, bevor das erste Jahrtausend unserem verarmten Weltbild seine Fülle einstrahlen könnte.

Als vereinzelte Namen können sie das nicht. Der Impressionismus von Farbflecken ist ja reizvoll; aber Geschichte soll nicht reizen. Geschichte soll feststellen. Nun, Athanasius, Antonius, Hieronymus, Augustinus sind ein wahres Festungsviereck. Jeder dieser Namen steht in einem sinnvollen Geviert. Hier bezog die befreite Seele Stellung, als der altböse Feind mit List es jetzt meinte und den Christen zurief: „Die Verfolgung von drei Jahrhunderten ist vorüber." Für die neue, märtyrerfreie Weltzeit haben die vier Namen das Kreuz Christi neu definiert.

Von dem bethlehemitischen Kindermord bei Christi Geburt bis zur diokletianischen Verfolgung 303 nach Christi konnte kein Zweifel sein: die Kirche war nicht von dieser Welt. Welt hieß Welt, Cäsar Cäsar, Götzen Götzen. Fand die Welt, daß ein Mensch Christ sei, so starb er. Die Christen konnten also nur Christus leben, wenn sie starben. Im Schattendasein des Diesseits herrschten nur Heiden. Um 300 änderte sich das. Der Unterschied war so tief, wie zwischen dem Tode Jesu und dem Leben Goethes. Jesus ging mit 30 Jahren ans Kreuz. Goethe wurde 83. Wenn man 83 Jahre zu leben hat, sieht alles recht anders aus als wenn das Leben als die geballte Ladung eines einzigen Jahres abgefeuert wird.

Antonius, Athanasius, Hieronymus, Augustinus sind alle alt geworden. Antonius soll hundert Jahre alt geworden sein. Athanasius wurde achtzig, Augustinus sechsundsiebzig, Hieronymus dreiundsiebzig.

Die Veränderung im Dasein der Christen bestand also eben darin, daß sie nun leben bleiben mußten und leben bleiben sollten, wo sie vorher in freudenvollem Überschwang sich hatten opfern dürfen. Es war etwas unerhörtes für die Christen, 36 500 Tage leben zu sollen, wenn doch der Heiland vielleicht nur 365 Tage auf Erden öffentlich gewirkt hatte. Da ändern sich mit einem Schlage alle Gesetze des Handelns; denn jede Entscheidung will nun jahraus jahrein, und einen Tag wie den andern befolgt werden.

Unsere vier Namen waren unter den ersten, die ohne das Martyrium ihrer Träger in den Kalender eindrangen. Vor ihnen war der Leidenstod die Bedingung für eines Heiligen Geburt in den Himmel hinein. Ein Heiliger ist im Kalender an seinem Todestag zu finden. Also Goethe und Augustin stehen beide am 28. August im Kalender. Aber Wolfgang Goethe steht da, weil er am 28. August 1749 zu einem dreiundachtzigjährigen Leben geboren wurde. Aurelius Augustinus, Bischof von Hippo in Nordafrika, weil er am 28. August 430 sechsundsiebzigjährig starb.

Unsere vier Pfeiler einer nicht mehr verfolgten Kirche erbten die Datierung ihres Andenkens auf ihren Todestag von den Märtyrern, aber in Wahrheit haben sie sich ihr Andenken bei uns nicht durch ihren Tod sondern durch ihr Leben verdient. Wüßten wir ihre Geburtstage, so hätten wir heutigen wohl das Recht, diese zu feiern, denn sie haben uns gelehrt, wie ein langes Leben körperlich, geistig und seelisch außerhalb unserer Zeit gelebt werden muß, damit die Rasse ihre Fruchtbarkeit behalte. Aus den Zeiten sich herausstellen müssen die Menschen, um die Zeiten zu erneuern. Wer nur seiner Zeit lebt, an dem stirbt sie. Und nun zu den vier Unterrichtsstunden der Menschheit über den Streik gegen die Zeit, einer nach der anderen.

b) Antonius

Antonius ist berühmt durch seine Versuchungen in der Wüste. Aber er verdient berühmt zu werden, weil er in die arme Wüste ging. Im vollen Bewußtsein wurde das reiche Niltal seinen Tempelgötzen überlassen und die „Unländer" Ägyptens von den Asketen zu Gottes Land erklärt. Wir werden noch hören, inwiefern sie darin aller Politik bis auf die Eroberung Deutschlands durch die Alliierten die Richtung gewiesen haben. Hier sei nur gesagt, daß Antonius die Tat des Moses wiederholte, und das ewige Israel hat in den Psalmodien der Asketen und Mönche seine wunderbarste Auferstehung gefeiert. Die Wüste, in die Moses zur Reinigung der ideologisch vergifteten Hirne eintrat, empfing die gleiche Aufgabe aus den Händen des Antonius: sie wurde zur Bewahrerin des weltüberlegenen Geistes. Noch das Kloster Fulda mußte „in Eremo", in einer Einöde, angelegt werden. Denn für die ersten Jahrhunderte war es der Gang in die Wüste, welcher das wahre Israel hervorrief. Also wurde die juristische Urkundenformel für jede Gründung eines Klosters; in Eremo, in der Einöde; wir haben guten Grund, zu bezweifeln, daß Fulda in einer „Einöde" lag. So etwas wie die ägyptischen Wüsten fand sich im hessischen Bergland nicht. Um so beredter also ist die Urkundenformel „in Eremo". Sie enthielt die Qualität, die maßgebende Eigenschaft, sozusagen die Idee des neuen Lebensstils der Antoniusse.

Die einzelnen asketischen Übungen können auf sich beruhen bleiben: das großartige war der ewige Auszug aus dem Fruchtland Ägypten. Und eben dies

lebte in Herzen und Sinnen der Mönche. Als Athanasius von ihnen vermahnt wurde, sie, denen er sein Asyl in tausend Verfolgungen dankte, in Alexandria nicht zu vergessen, da konnte er schlicht mit den Worten des 137. Psalm antworten. „Wenn ich dein vergesse, Jerusalem, so vergesse der Herr meiner Rechten." Der Patriarch von Alexandria durfte also in den reinen Wüstenbrüdern „Jerusalem" sehen.

Die Tat des Antonius war so schlicht wie groß, weil sie das kaiserlichste Gebiet des Kaisers, die beiden Ägypten, um sich selbst drehte und statt der Ägypten des Flußtals die Wüsten als Gottes Lande ansprach. Das ist großartig im Sinne der Weltgeschichte. Antonius hob den Gegensatz vom flutgeweihten Erdreich und Wüste auf. Alles war Gottes; nicht nur Wüste und Land so wie sie waren, wurden Eins. Mehr noch: hatten nicht die Propheten verheißen, daß Gott aus Wüsten Fruchtland, aus Fruchtländern Wüsten mache? Eine neue Verheißung kam so in die Welt: kein Boden war seines Namens gewiß. Sodom und Gomorrha konnten veröden; in der Einöde aber konnte Gott aus Steinen Menschen erwecken. Die Erde hat keine anderen als wechselnde Züge. Antonius tat einen mächtigen Schritt, um die Ökumene, die bis dahin nur aus den bewohnten Teilen der Erde bestand, zu etwas neuem zu machen: zu dem Erdball, den der Mensch nach Belieben bewohnen darf, wenn er sich selber erst eint. Und ein Einsiedler namens Moses hat diese Einigung wundersam gelehrt: „Gott erhört niemanden, der nicht in seinem Herzen es hat, daß er ein Sünder ist." Ein Bruder fragte: Was bedeutet es, den Sünder im Herzen haben? Und der Greis sprach: „Wenn einer an seinen Sünden schleppt, hat er kein Auge für seines Nächsten Sünden."[1] Und doch war diese Umwertung der Werte nur der kleinere Teil der Größe des Antonius.

Denn als er handelte, waren die Christen gerade im Begriffe, das kaiserliche Rom für sich zu gewinnen: Roma wie sie lag und stand und wie sie die Ökumene einte, war im Begriff, vor dem Kreuz zu kapitulieren. Von 284—303 duldete der weise Diokletian Christen in den höchsten Ämtern des Reichs. Und diesen einflußreichen Christen stand dies Reich als Siegespreis so greifbar vor Augen, daß sie ihrerseits auf diese Welt sich einließen. Es kam zu Plänen der Machtergreifung durch die Christen gerade parallel mit dem Wüstengang des Antonius! Diese Weltchristen sahen schon eine kurze Weile vor Konstantin das Reich als reife Frucht sich zufallen, und wir wissen, daß ihr politischer Vorwitz Diokletians Verfolgung herbeigeführt hat.

Da hat Antonius den entgegengesetzten Weg gewiesen. Das Reich, wie es war, war nicht gut genug, von den Christen geerbt zu werden. Es war ja nur eine dünne Kette von Schröpfköpfen, von Poleis. Die bewohnte Erde war also noch nicht die endgültige Schöpfung Gottes sondern nur eine vorläufige der Menschen. Gegen diese Ökumene in ihrem verengten, bloß humanistischen

[1] Migne, 73, 1014.

Sinne setzte Antonius die von Gott als eine Schöpfung uns anvertraute Erde; und so verdankt unsere Ära den Mönchen die einheitliche Erfassung guter und schlechter, bebauter und unbebauter Länder als jedennoch Gottes Erde.

Und da diese Mönche sich als Abgesandte der Gesamtkirche in die Wüste fühlten und den Bischöfen der Städte die Treue hielten, so ging ihr Verfassung über die Israels in der Wüste hinaus. Als das ewige Jerusalem in diesen Wildnissen wiedererschien, waffnete es auch das städtische Leben gegen seine eigenen, unvermeidlichen Erfolge in der Kulturwelt. Die Tat des Exodus war noch immer wahr; sie war wieder wahr. Die Kirche schreitet zwar vorwärts, aber niemals läßt sie das göttliche Leben früherer Stufen entwerten. Ewig werden die Götzen Pharaos zu stürzen sein. Ewig werden Davids Psalmen in den Lauren, Koinobien, den Zellen der Mönche psalmiert werden. Ewig ist die Kultur-Welt die wahre Wüste, und der Geist Gottes mit seinen, die Welt als Wüste behandelnden Gläubigen, lebt in der vermeintlichen Wüste; Kulturnarren sehen dort die Wüste, weil es dort keine Kinos und keine Psychoanalytiker gibt. Diese Treue zu jeder früheren Glaubenstat, hier zu dem Auszug aus Ägypten, unterscheidet die Kirche von der Welt. Die Welt behauptet, an Fortschritt zu glauben, läuft aber nur immer dem Neuesten nach und meistens im Kreise herum. So ist sie heut bei den Traumdeutern Pharaos wieder angekommen. Die Kirche schreitet fort, weil sie ihre Erlebnisse nicht taub hinter sich läßt, sondern hinterläßt. Jede Stufe wahrer Seelenerfahrung wird einer Truppe zur Lebendigerhaltung anvertraut. Als Antonius auf das Exil in der Wüste zurückgriff, wiederholte er das Moseswort über Ägypten: Nie wieder die Zauberer des Pharao! Und so stellte er die Einheit der Weltgeschichte wieder her. Das Jahr des Auszugs aus Ägypten gewann seinen Anteil an der Offenbarung des wahren Heils zurück.

Ein Kloster in der Thebaischen Wüste, ein Kloster in der Wüste des Pachomius, eine Kirche im Niltal, ein Patriarch in Alexandrien; Bibelgelehrte in der neuen Hochschule, deren Zierde Origenes gewesen; welch Reichtum an sich zu einander öffnenden Lebenswegen.

Jesu Jünger hatten Ähren am Sabbath ausraufen dürfen. Der Herr selber hatte das Wasser zu Wein machen dürfen: wen das Martyrium erwartete, bedurfte der Kasteiung nicht. Auf dem asketischen Weg versagte man sich das Brot und aß Heuschrecken, und wo andere Wein tranken, nippte der Einsiedler einen Tautropfen zur Löschung seines Durstes. Aber der Asket tat damit dasselbe wie sein Meister. Denn die Welt war im Begriff sich dem Anprall der Märtyrer anzupassen. Die Welt fürchtete die Märtyrer und wollte sie von nun an verherrlichen, um sie loszuwerden. Als Ramsay Macdonald, der Führer der Arbeiterpartei Englands, Premierminister wurde, da erstickte die Marchioness of Londonderry seine Begeisterung mit den Verführungen des Gesellschaftslebens. Und die Tories wurden Macdonald, den Sozialisten los.

Daß ein Antonius eine volle Generation vor Konstantin den neuen Pfad aufsuchte, der in die Einöden führte, das macht ihn zum Heiligen. Wie Nietzsche

1889 schon die Zeit nach Hitlers und Europas Selbstmord vorweglebte, so hat Antonius den nächsten Glaubenspfad bereitgestellt, als die Masse der Christen nur auf die Erlösung vom Martyrium hoffte. Die Masse wollte nicht länger leiden. Aber „niemand kann die Menschheit von ihren Leiden befreien. Sondern dem wird viel vergeben werden, der ihr wieder Mut macht, ihre Leiden zu tragen" (Selma Lagerlöf).

Diesen Mut hat Antonius neu gestaltet. Mönche haben von da an bis heut die drohende Aussöhnung der Welt mit der Kirche hintangehalten. Denn sie haben sich der Kennzeichen des „arrivierens" entschlagen. Der Mönch schiebt nämlich sein Arrivieren, seinen Eintritt in die Welt hinaus. Wir ereignen uns in die Welt hinein, wenn wir Eigentum erwerben, Kinder zeugen und Befehle geben. Denn in diesen drei Formen gewinnen wir endgültige Gestalt. Unsere eigenen Dinge, Häuser, Kleider sind die geronnene Gestalt unsrer eigenen Vorstellungen von uns selber. In ihnen sind wir festgelegt. Im Kinderzeugen werden wir selber alt und ehemalig; in den Befehlen, die wir erteilen, schreiben wir der Zukunft unseren bestimmenden Willen ein. Der Mönch aber ist noch auf dem Weg aus Gottes Hand in das Geboren-werden. Er lebt ja ohne Kinder, ohne Eigentum und ohne Willen, als Wachs in des Schöpfers Hand. Hundert Jahre sieht der Einsiedler dahinschwinden, sein Bart verwächst mit dem Felsen; sein Glaube bezeugt, daß Gott noch nicht einmal hat anfangen müssen, zu schaffen. Der Mönch hält die Tore offen, damit der König der Ehren einziehen kann und die Menschen bereit findet. Denn Gott kann nur schaffen, was verheißen ist. Erst tritt Gottes Wort als Verheißung in die Welt, und dann erst wird es Fleisch.

Das Mönchtum hat die ewige Erwartung in die Welt hinein erschaffen, so daß diesen Mönchen der Glaube an Gott genug war. Wir lesen: „Als der Propst des großen Gemeinschaftszentrums in der ägyptischen Wüste, Johannes, in seine Heimat beflügelt hinüberwanderte, umringten ihn die angstvollen Brüder und baten, er solle ihnen ein denkenswürdiges Gebot wie ein Erbvermächtnis hinterlassen, dank dessen sie den Gipfel der Vollkommenheit im Kompendium einer Vorschrift leichter erreichen möchten. Da seufzte er und sprach: Niemals habe ich meinen Willen getan und niemals habe ich jemanden etwas gelehrt, was ich nicht vorher selber getan habe." [1]

c) Die Grenzen überschneiden sich

Der heutigen Menschheit kann aber die Leistung des Mönchtums sogar „geopolitisch" vorgelegt werden.

Den Klöstern verdankt die Welt die Auflassung der militärischen Grenzen. Wenn sich heut die Grenzen der Imperien überschneiden, so scheint das eine rein technische Verschiebung, die den Flugzeugen verdankt wird. Luftkorridore

[1] Johannes Cassianus, 12 Bücher von der Einsetzung der Klöster, Migne, Patrologia Latina 49, 4245.

sehen nicht so aus, als hätten die Einsiedler der Thebais sie geschaffen. Der Schein trügt.

Wer vor die chinesische Mauer in die Mongolei hinaustritt, vermag noch heut in die Welt, wie sie vor dem heiligen Antonius war, einzutreten und Perspektive zu gewinnen für das allmähliche Wegschmelzen der Grenzen in den 1900 Jahren der christlichen Zeitrechnung. Ich gebe hier einen kurzen Abriß der Geschichte der „Grenze", um zu erklären, weshalb 1945 über Deutschland Rußland und Amerika sich ganz anders durchdrungen haben als jemals die alten Imperien über ihre Grenzmarken. Seit Antonius haben sich die Politik der Reiche und die Struktur der Erde immer völliger durchdrungen.

Im Jahre 270 unserer Ära gab es drei Behandlungsweisen des Bodens: als „Busch" durch den Stamm, als „Himmel auf Erden" durch die Reiche, als Oasen in der Wüste der Welt durch die Juden.

Den Stamm schützt der Busch. Und viele Meilen von Wald umgeben die bescheidenen Hütten und flüchtigen Gärten der Stammessippen. Das Verhältnis von ergriffenem Bodenteil und unbegreiflichem Dickicht ist vielleicht 1:50 oder 1:20 im nichtrömischen deutschen Raum gewesen; Litauen, Rußland, Asien, Amerika und Afrika befanden sich bis 1100 in eben diesem Zahlenverhältnis. Um jede Niederlassung also lag eine Wildnis von Sumpf und Moor, Gestrüpp und Busch, von „Unland"; *ohne Unland kein Land.* Denn daß es Unland gab, wo sich die Füchse gute Nacht sagten, ermutigte die Niederlassung an einzelnen Punkten, zwischen denen die Stämme hin und her kreuzten, ähnlich wie Schiffe zwischen den Häfen des Meeres.

Den Imperien stand ein anderer Raum vor Gesicht. Sie errichteten eine Art „Mittelmeer"; die verschiedenen Sommerwiesen und Winterhütten der Stämme werden nun winzige Punkte im Raum. Die Reiche entdecken oder konstituieren weite Landflächen als Schauplatz der Landesgötter. Damit war gemeint, daß nunmehr Flächen statt Punkte der Wildnis entrissen waren. Ein „Gebiet" zu vermessen oder astrologisch zu orientieren, lernten die Griechen den Ägyptern ab, als sie Polis-Gründer wurden. Die Feldflur, Weide und Wald, Ebene und Gebirge wurden nun befreundet als Teile der göttlich befriedeten Fläche. Die Reiche und die Städte kreisten sich aus der weiten Welt aus als die Himmel auf Erden. Der äußere Raum außerhalb des Flächenstaats aber, der Mark und Grenze hieß, war ein weites Glacis, ein Raum, der unwegsam blieb wie die Wälder um Metz nach 1870, wie der Wald der Strachate in Schlesien seit Barbarossa, wie der Böhmerwald zwischen Bayern und Böhmen; das ganze Gebiet des heutigen nordamerikanischen Staates Vermont, größer als die halbe Schweiz, war bis 1763 „Mark" zwischen Franzosen und Engländern; als Grenze war es nicht besiedelt: wohl hausten der oder jener einzelne Wildfang in den Wäldern; aber sie taten es auf eigene Gefahr, und die angelsächsischen Gemeinwesen oder der französische Gouverneur in Montreal versprachen solchem Wildfang

keinerlei Beistand, falls er zu Schaden kam; 1763 aber gaben die Franzosen Canada auf. Damit fiel der Sinn Vermonts als einer Mark dahin.

Und sofort kam es zur Besiedlung und nach weniger als dreißig Jahren war Vermont statt einer unbewohnbaren Grenze ein Staat der Union. Als 1156 die Mark Schlesien Herzogtum wurde, geschah diesem Lande dasselbe wie Vermont im 18. Jahrhundert. Die Auflassung als Mark veränderte das Bodenrecht. Sie schuf Siedlungsrecht. Minus wurde Plus; Unland wurde Flächenstaat.

Kehren wir nun zur Zeit des Antonius zurück. Im Jahre 270 unsrer Ära lagen Reichsflächen und Stammespfade ineinander geschachtelt. Der römische Limes — wie heut der Chinas — umschloß viele punkthafte Siedlungen der Germanen oder Araber oder Berber oder Illyrer und die Tempelflächen Kleinasiens, Ägyptens, Griechenlands und Italiens.

In vielen, heut von uns mit einem einzigen Namen umgriffnen Gebieten wie Spanien oder Pannonien oder Gallien lagen „Flächen" und „Punkte", d. h. Reichsform und Stammesform durcheinander. Der Leser vergegenwärtige sich die ungeheure Verschwendung solchen Raumgebarens. Fast jedes Kind wuchs auf mit dem entscheidenden Erlebnis, daß ein Schritt genüge, es in ein unheimliches Unland zu entführen. Jedes Frühjahr zogen die irischen Häuptlinge aus ihren Dörfern auf den Kriegspfad, weil draußen die Fremde lag. In den Städten blickten die Menschen von dem Mauerring einwärts. Ihre Augen waren mithin umgekehrt von den unsrigen orientiert. Wir sehen vom Bahnhof, von der Heerstraße oder vom Flughafen auf Stadt und Vorstädte. Aber noch bis 1800 wurden im Kriegsfall die Vorstädte niedergebrannt und die Mauern der Stadt bestimmten die endgültig zu verteidigende Fläche. Die Landstraßen waren unsicher. Wenn sie durch das Geleit auch beschützt wurden, so konnte doch zu beiden Seiten der Straße lichtscheues Gesindel lauern. Die „Fläche" war mit nichten über die Städte, Dörfer, und das Straßennetz hinaus zur geometrischen Verklarung des gesamten Reichsbodens gediehen. Wenn das 1800 noch der Fall war, sollte es nicht zu schwer sein, sich den Erdboden des dritten Jahrhunderts n. Chr. vorzustellen, als die Reiche und Länder nach innen schauten und an ihren Grenzen ein Limes die Welt zum Aufhören brachte, als gewaltige Einöden um jede Niederlassung und um jedes Reich des Teufels zu sein schienen.

Die Israeliten der Diaspora schließlich stellten eine dritte Lebensform dar. Sie saßen zahlreich in den Oasen der arabischen und anderen Wüsten, in den Vorstadtquartieren der Polis, schutzlos als Metöken und Geduldete.

Die Mönche unterschieden sich von allen drei vorchristlichen Siedlungsformen. Mit den Juden teilten sie den Glauben an den Einen Gott der ganzen Erde. Aber sie unterschieden sich von ihnen, weil sie ja aus den Völkern der Erde ab-stammten und ihnen in der Kirche weiter zu-stammen wollten trotz ihres Wüstendienstes. Sie dienten demselben Herrn in der Wüste, dem die Christen in Rom oder Byzanz dienten. So geschah den einen, was den andern geschah und kam beiden zu Gute. Mit den Stämmen hatten sie gemein die

Fußfreiheit, das tiefe Gefühl dafür, daß wir auf Erden keine bleibende Statt haben, und daß bei den Tieren des Waldes mehr Barmherzigkeit ist als bei den Menschen. Aber sie unterschieden sich von den Stammeszungen durch die Sprache des Heiligen Geistes, und von dem Stammeskriegspfad durch den Heeresdienst unter dem waffenlosen Herrn und von den Stammesopfern durch die Aufopferung des eigenen Willens und von den Stammesreigen durch die Anvermählung ihres ganzen Vermögens der Seelen wie der Leiber an die Göttliche Liebe allein. Mit den Reichsbewohnern teilten sie die Erfahrung einer glorreichen Arbeitsteilung zwischen den Ämtern und Berufen der Stände über unendliche Gebiete. Aber von ihnen schied sie die schöpferische Gewißheit eines kommenden Reichs mit anderen Ämtern und wechselnden Berufungen, ein Abscheu gegen die astrologischen Himmelszauberer, die des Menschen Nutzen aus einer Arbeitsfunktion und Sternenstunde ablasen, statt aus seiner revolutionären Freiheit.

Als Chöre Gottes, als Knechte des Gottes Abraham, Israels und Jakobs, als Kinder des Gottes Jesu Christi, als Atemzüge des Geistes aller Geister, belebten die Einsiedler die von der Vorzeit tot liegen gelassenen Bodenteile. Rabe und Löwe, Bär und Bienen, so sagen die Legenden, dienten ihnen. Und mehr und mehr Menschen besuchten die Eremiten, um, wie Wasser an der Quelle, Mut zum Weiterleben zu schöpfen. Bald lagen die Mächtigen dieser Welt den Mönchen in den Ohren, die Hauptleute in der Wildnis zu werden, und als Äbte Hintersassen um die Zellen anzusiedeln. Unterm Krummstab wurde gut wohnen. Von 400 bis 1100 sind im Gebiet des altrömischen Reiches dank dieser Einsiedler-Kolonisation die Unterschiede zwischen Habitat und Busch, zwischen Land und Unland aufgelassen worden. Mehr und mehr lernten die Stammeskrieger, auf die sichernde Wildnis um ihre Hütten zu verzichten. Mehr und mehr wurde damit umgekehrt das Siedeln im bisherigen „Unland" die Regel; diese „innere Kolonisation" zehrte also die Grenzen und Gemarkungen auf und verwandelte das „Zwischenland" in das beste Land. Die nächsten Jahrhunderte sahen das Verschwinden der großen Marken von Volk zu Volk. Die Mark Brandenburg, die Mark Schlesien, die Mark Namur, die Ostmark, die Marken Lausitz und Meißen, die schottisch-englische und die bayrisch-lombardische Mark, die Steiermark und Transsylvanien sind im hohen Mittelalter aufgelassen worden. Neue Mönchsorden wie die Cisterzienser und Prämonstratenser haben diese Überwindung des weiteren „Unlands" gemeistert. Aber noch immer war des Antonius Glaube in ihnen lebendig, die lebende Seele müsse dorthin treten, wo die bestehenden Besitzverhältnisse nicht hingedrungen sind. Nur so könne sich Geschichte Gottes ereignen.

Um 1500 war diese Auflassung der Marken in Europa vollzogen. Damals begannen die Bewohner des Abendlandes ihren Glauben in neue Weltteile zu übertragen. Die amerikanischen Siedlungen sind aberglaubensfrei vom ersten Tage. Spanier, Franzosen und Angelsachsen haben den neuen Erdteil als Erd-

teil geometrisch vermessen und so abstrakt in Besitz genommen, wie kein Bodenstück in Europa je in Besitz genommen worden ist. Hier in Amerika sind Antonius und Archimedes verschmolzen worden. Das ganze Land schien den Auswanderern *„Gods Country" und sie nannten es so!* Als Gottes Land sollte es nie zum Heiligen Tempelland von Priesterkollegien noch zum Gräberkult feindlicher Stämme werden. Amerika ist selber als ein Teil der ganzen Erde Gottes besiedelt worden. Und wenn heut die Sowjets ein Sechstel der Erdoberfläche zu bewohnen angeben, so zeigt sich derselbe Begriff siegreich. Denn wer ein Sechstel der Erde bewohnt, dem ist sein Reich Wüste und die Wüste sein Reich geworden; in ihm haben Pachomius und Benedikt gesiegt! Er unterscheidet nicht mehr zwischen Reich und Wüste, Heimat und Fremde. Wenn ich doch „mir" ein Sechstel eines Ganzen zuschreibe, dann ist Gottes Erde meine Stadt und ich bewohne eines der Stadtviertel. Dank dieses Bruchteildenkens haben die Mönche in den neuen Welten bereits völlig gesiegt.

Wie stand es und steht es damit in Europa? Hier ist ihr Sieg natürlich auch entschieden. Aber Archimedes, nicht Antonius, steht äußerlich als Sieger da. Denn in Europa hielt mit der französischen Revolution die Idee der Seidenpapiergrenze ihren Einzug. Was meine ich damit? Alle Grenzen waren Marken, Wälder, Gebirge, Gräben gewesen: Grenzen hatten also Ausdehnung. Erst um 1800 siegten die Geometer und lehrten, daß Grenzen zwischen Großmächten auf dem Papier stehen könnten. Wenn Grenzen auf dem Papier stehen können, brauchen sie keine größere Ausdehnung zu haben als der Strich einer Bleifeder oder eines Stücks Kreide.

Mit der Vermessung der Erde in Längen- und Breitengrade hielt diese tolle Fiktion des 19. Jahrhunderts ihren Einzug: Politische Grenzen könnten Linien sein. Von 1800–1945 hat die Welt sich in dem Wahn gewiegt, der mathematische Verstand genüge, um Grenzen zu ziehen. Der Leser frage sich selber, ob nicht jeder in seiner Umgebung dies für „natürlich" halte. Es ist die Natur des Verstandes zwischen 1800 – als Napoleons Gelehrte ihre Gradmessungen ausführten – und 1945, so zu denken. Diese Geometer-Fiktion stellte aber in Wahrheit nur einen Schritt im Triumphmarsch des Antonius und der Wüstenväter dar. Denn diese 150 Jahre waren nur gerade lang genug, um die alten heidnischen Vorstellungen von ausgedehnten Grenzräumen, Marken, Militärgrenzen, Grenzprovinzen, aufzuzehren. Weil Lagrange und Humboldt den 45. Breitengrad vermaßen, begannen alle Menschen Linien auf ihr Erdbild einzuzeichnen. Von 1800 bis 1945 lag diese mathematische abstrakte Sehweise mit der vorgeometrischen Denkungsart in Streit. Grenzmark, Militärgrenze, Grenzland, Festungglacis, waren noch Begriffe, die aus der alten Zeit in die neue hineinragten und mit der „Idee" eines Breitengrades als Grenze – wie des 54sten zwischen Canada und den Vereinigten Staaten – im Streit lagen.

Mit dem Jahre 1945 ist diese Aufzehrung der heidnischen Behandlung der Erde durch den abstrakten Geometer vollzogen. Denn was heut sich statt dessen

gegenübersteht, ist eine Geometrie der Linien und eine Geometrie der Durchdringung. Flugzeuge machen Grenzen illusorisch. Jede Linie macht sich als politische Grenze lächerlich. Ganz Europa ist schwerlich weit genug, um Rußland von Amerika zu trennen. Also sind wir in die Zeit der Entscheidung seit Antonius eingetreten: Wir können entweder Europa in eine Wüstenei und Mark zurückverwandeln, in Ostmark für Amerika und Westmark für Rußland, oder wir müssen die gegenseitige räumliche Durchdringung politischer Körper in unser Kalkül aufnehmen und dem „aus-ein-ander" staatlicher Formen absagen. Das *Überschneiden* der Grenzen und ihre gegenseitige Durchdringung fordert heut das mathematische cartesianische Denken der einfachen Geometrie heraus. In Gottes Welt liegen die Länder nicht nebeneinander sondern ineinander. Deutschland ist eine Vorstellung der Russen und der Amerikaner.
Amerika ist eine Vorstellung der Franzosen und Polen. Friede kann nur werden, wenn diese Vorstellungen miteinander Frieden schließen. Das geschieht aber nicht durch Linienführung auf Landkarten. Sondern gegenseitige Vorstellungen – das heißt, der stetige Einfluß der Liebe auf das Denken – schaffen unsere Räume unausgesetzt um. Jeder Liebesakt räumt einer neuen Verbindung Raum ein. Die Vorstellungen, mit anderen Worten, müssen sich vermählen! Um Ägypten, Italien, Griechenland, Spanien mußte Rom eine Mauer bauen, den Limes, und mit seinen Legionen bemannen; selbst das machte die Provinzen noch nicht zu einer zusammenhängenden Erde, geschweige daß es die übrige Erde einschloß. Sogar die Kirche war und ist bis heute in Gefahr, als bloß „römische", „anglikanische", „russische" Kirche mißverstanden zu werden. Nur in den „Nichtländern" hören diese Mißverständnisse auf; Gottes Erde ist um so mehr Gottes Erde, je weniger sie bebaut ist.

Die Sehweise der Einsiedler und Eremiten und der Bewohner der Länder sind heute vermählt. Wie die Welt der Städte den Bewohnern der „Unstätten" zur Zeit des Antonius erschien, so sehen wir unsere Städte. Schon Montesquieu konnte vor 200 Jahren sagen: „Ich sehe Frankreich, als sei es Madagaskar." Und umgekehrt sehen wir die „Außenwelt" als unseren Schauplatz an; die eisigen Pole und die Sahara schrecken uns nicht zurück. Zwar versucht Lambarene in Afrika noch die Rolle eines Sankt Gallen zu spielen. Aber in dem Saal der Vereinigten Nationen hängt bereits seit 1946 die Landkarte, die als Titelblatt 1938 in meiner „Selbstbiographie des Abendländers", „Out of Revolution" erschien: auf dieser Landkarte sind die beiden Pole der Erdkugel die Mittelpunkte, und wie auf einem Karussell schwingen alle Länder peripherisch um sie herum. Selbstbezogenheit ist damit endgültig verboten. Vor dem endgültigen Herrn der Erde muß jede Nation an die Peripherie ausweichen! Vom Ganzen des Erdballs her empfangen die deutschen Lande ihren Platz seit 1918[1]. Das ist der Sinn der Weltkriege. Haben nun die Mönche das alles zustande

[1] So steht es wörtlich in meiner „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution", Patmos 1920.

gebracht? Wäre das nicht alles „von selber" passiert oder geht es vielleicht auf die „Renaissance" zurück? Der moderne Humanismus stellt sich ja vor, daß er und die Griechen die Welt entdeckt haben.

In China, dem humansten aller Länder, ist nichts dergleichen geschehen. Und der Ausgang des römischen Reichs war, trotzdem griechische Wissenschaft ihm diente, genau wie der Chinas. Alle diese Reiche mußten sich einmauern, weil sie Tempel vermassen, statt Gottes Erde. Sie wußten – wie die meisten Menschen sogar heute noch, wenn sie sich selber überlassen bleiben – von gar nichts anderem als von Himmeln und Reichen.

Nein. Die Weltkarten unsrer Renaissance sind bloße Fortsetzungen der Karten der Mönche; seit 1500 haben die Menschen der Städte allerdings die Rolle der Wüstenmönche übernommen, und Archimedes, Eratosthenes, Aristoteles, Strabo sind darum offiziell die Paten unserer Geographie. Aber in Wahrheit haben die Stadtbewohner nur endlich dem Antonius mehr Glauben geschenkt als dem Augenschein ihrer „Zivilisation", als sie den eigenen Standpunkt auf Erden preisgaben. Ich kann das beweisen.

Von 1500 bis 1914 haben unsere Atlanten noch Vor-Antonius'sche Landkarten enthalten.

Die Weltkarte in Mercators Projektion hat von 1550 bis heute die Schulkinder Europas dahin belehrt, daß Europa in der Mitte, Amerika links, Asien aber rechts davon liegt. Welches Unglück hat das angerichtet. Noch 1945 empfing ich aus Deutschland von den besten Freunden Briefe, die diese Mitte Europa für den Mittelpunkt der Erde ansahen. Nachdem die Deutschen sich allen Nationen dieses kleinen Erdteils verhaßt gemacht, wollten sie dennoch aus mitteleuropäischer Geographie heraus immer weiter sich gegen Amerika als christliche Europäer absetzen. Sie setzen Christenheit und Abendland gleich oder Christenheit und Europa. Das ist allemal die Weltkarte in Mercators Projektion. Nur bewußt läßt sich der Fluch dieser Karte abschütteln. In einer Schrift „Europa und die Christenheit" hatte ich eben dies 1919 unternommen. „Europa sei tot, und es solle nicht leben, es sei denn als ein Teil der Erde, auf der Christen und Juden wohnen."

Nur den Europäern, die dafür dankbar sind, daß es in China Christen gibt und daß die in Europa hausenden daher hoffen dürfen, vielleicht auch Christen zu werden, nur denen ist zu helfen. Wenn sie auf eine spezielle Beortung des Geistes in Europa sich versteifen, ein erbliches Europäerchristentum, dann gute Nacht! Dann ist der heilige Antonius für sie umsonst einhundert Jahre in der Wüste geblieben. Nicht die Geographie reinigt eben die Seele von ihrem Eigenraum, sondern die Askese! Und die Einheit der Erde glaubt niemand, weil es geschrieben steht, sondern die glauben wir nur Albert Schweitzer in Lambarene und den christlichen Maoris in Neuseeland. Man kann nämlich Jahrhunderte lang wissen, daß die Erde rund ist, und es trotzdem keineswegs glauben! Wissen und glauben ist zweierlei. Ein gutes Beispiel: 1942 wurde ein Polarforscher in

Washington um Rat gefragt, wie der Krieg gegen Japan zu führen sei. Da sagte er: „Meine Herren, Sie haben immer gewußt, daß die Erde eine Kugel sei; aber Sie haben bis heut nicht daran geglaubt. Denn Ihre Stützpunkte gegen Japan liegen am Äquator statt am Nordpol. Es ist viel kürzer von San Francisco nach Tokio via Alaska zu fliegen, als via Hawaii. Beginnen Sie, das zu glauben, und Sie werden Ihre Lage verbessern."

Als 1550 Mercators Weltkarte erschien, da gab die Widmung an Karl V. dem gezackten Erdteil Europa menschliche Gestalt. Spanien z. B. sei das Haupt des verführerischen Weibes Europa. Noch 1907 hat Thomas Hardy in seinen „Dynasten" diese Vision von Europa als weiblicher Gestalt vom Firmament her dichterisch beschrieben. Hier haben wir den Oberton oder Unterton, der trotz der scheinbaren Mathematik unseres Weltbildes den egozentrischen Glauben Europas ausspricht. Wissen, ja wissen mußten alle Europäer seit 1492, daß die Erde Gottes war. Geglaubt haben es aber die wenigsten bis auf den heutigen Tag. Sie glaubten sich in der Mitte!

Hingegen hatte in den Klostern längst eine andere Landkarte die Herzen getröstet. In dem Jahrhundert der Gründung Fuldas in der Einöde, von der wir erzählt haben, entwarf ein Spanischer Mönch die Weltkarte der zwölf Apostel. Hier, spätestens 776 nach Christi Geburt ist die „exzentrische" Karte der Vereinigten Nationen" von 1946 vorweggenommen. An die Grenzen der Ökumene sind da die zwölf Apostel entsandt. Um die wüste Schädelstätte Golgatha herum breitet sich die Gotteswelt. Diese Vision des „Beatus" ist von da an unzählige Male in der ganzen Klosterwelt kopiert und im Unterricht der Klosterschulen benutzt worden. Und in ihr hat sich die Sehweise des Antonius und der Mönche zuerst allgemein durchgesetzt und die Laien ergriffen.

Diese Klosterweltkarte erleuchtet die Wiedergeburt des Christentums durch Antonius. Denn sie zeigt auf den ersten Blick, daß ja die Kirche schon bei der Kreuzigung Jesu in der Wüste beginnt. Auf dieser Karte ist der Mittelpunkt der Rasse, Golgatha, Wüste! Die Menschen haben sie dazu gemacht. Der Heilige Geist weht wo er will; wird er aber irgendwo getötet, dann wird das Land zur zweiten Wüste, zu einer Wüste, die schrecklicher ist als die erste. Schon bei den Propheten und in der Antigone des Sophokles ist ausgesprochen, daß „Wüste" und „Kulturland" wandelbare Begriffe sind. Wer sich darauf verläßt, daß Europa Kulturland ist, dem wird es Wüste! „Die Wüste wächst", hat Nietzsche warnend herausgestoßen; diese Wüste ist das verpestete, zu meidende, von uns selber ruinierte, weil zur Mitte vergötzte eigene Land.

Weil also Jerusalem selber diese Transformation verkörpert, deshalb ist Gott seine erste Wüste lieber als die Schädelstätte Jerusalems oder die Ruinen unsrer Städte. Und auf der Weltkarte des Beatus von 776 ist entsprechend keine zentrale „Römische" Kirche, kein politischer Mittelpunkt zu sehen. Nein, auf ihr ist den Aposteln des in die Wüste seines Kreuzes als Sündenbock verstoßenen Herrn die gesamte Erde übergeben. Antonius ist also auf Golgatha getreten, als er die

Wüste betrat, und mit den Augen seines Herrn hat er die Erde gesehen. Deshalb wurde Unsinn zum Sinn, wurde es besser, Wasser in der Wüste drei Meilen weit zu schleppen, als „im Niltale das Wasser an der Haustür zu finden". Als einer den ägyptischen Mönchen ihre „unrationelle" Lebensweise vorhielt, schwieg ihr Wortführer eine lange Weile still, schließlich aber, und zwar mit einem schweren Seufzer, brach er das Schweigen und sagte: „Wir hätten unsre Zellen im Niltal bauen können, dann hätten wir Wasser an unserem Zelleneingang und wären nicht gepeinigt, es zu unsren Mündern von drei Meilen Entfernung zu schleppen. Es ist uns nicht unbekannt, daß in unsrem Lande schöne und verborgene Plätze zu finden wären, wo reichlich Obstbäume stehen und wo die Anmut der Gärten und der Wohlstand des Landes uns unser tägliches Brot mit geringer leiblicher Mühe lieferte ... Aber wir haben alles dies zurückgewiesen und haben Lust an dieser Einöde, und allem Luxus ziehen wir die schreckliche Weite dieser Einsamkeit vor, und das Gewicht Eurer reichen Erde schnellt federleicht in die Höhe gegen das dieses salzigen Sandes. Und wir verzichten auf all diese Güter nicht ein einziges Mal, am ersten Tag unsres Mönchtums. Das wäre wertlos. Nein, täglich bis an das Ende seines Lebens wiederholt der Mönch diesen Akt, durch den er auf Eure Erde zugunsten der Wüste verzichtet."

Diese neue Landkarte, die Antonius im Herzen trug, hat Jesus geschaffen. Beatus aber hat sie gezeichnet. Die Wissenschaft hinkt stets lange hinter dem Glauben her. Es war keine wissenschaftliche, sondern eine Glaubenskarte. Erst 1946 hat die Schöpfungskarte Jesu Christi die Weltkarten in Mercators Projektion zu verdrängen angefangen. Solange haben also die angeblich reaktionären Mönche, die rückständigen Eremiten der fortschrittlichen Gelehrsamkeit voraneilen müssen. Denn die Wissenschaft glaubt sogar das nicht, was sie schon weiß. Der Glaube aber schafft die Erde, die sich nur durch den Einsatz des Lebens und nicht aus Schulbüchern wandelt.

Soviel von dem Heiligen Antonius und dem Ausmaß seines Glaubens.

d) Athanasius oder das Dogma

Wir kommen nun zu dem zweiten Verteidiger des wachsenden Gottesreiches gegen den Unsinn einer kaiserlich priviligierten Reichskirche, zu Athanasius. Sein Leben verlief zwischen 293 und 376. Die diokletianische Christenverfolgung blieb ihm persönlich erspart. Statt dessen wurde Athanasius vierzig Jahre lang von Land zu Land gejagt. Die Mönche in den Wüsten Ägyptens retteten ihn mehrmals vor der Verfolgung kaiserlicher Beamten. Ihm war Antonius wahrhaftig nicht einen Augenblick zu früh in die Wüste gegangen; denn ohne des Antonius Mönche hätte Athanasius nicht überlebt. Es war die Abtragung einer, wie man sagt, „existentiellen" Dankesschuld, die Athanasius das berühmteste Mönchsleben niederschreiben ließ; seine Vita Antonii ist deshalb eben mehr als ein Buch. Hier hallt vielmehr das Leben eines Heiligen in eines anderen Heiligen

Leben wieder. Athanasius starb als alexandrinischer „Papst" (so hießen die Patriarchen Ägyptens); er war 329 dem Bischof von Alexandria nachgefolgt, der 325 in Nicäa das Bekenntnis zur Außerweltlichkeit Christi abgelegt hatte.

Athanasius hatte in Nicäa nur seinen Rat gewährt. Aber von 329 bis 376 mußte er die furchtbaren Wirren durchstehen, die daraus flossen, daß in 325 ein neuer technischer Ausdruck ins Glaubenssymbol drang. Homoousia, Gleichsein, wurde Jesus beigemessen. Homoousia war kein biblisches Wort. Die Bibel hat es ja nicht mit unseren Gedanken über die Welt zu tun, sondern mit unserm Verhalten in der Welt. „Gleichsein" ist aber ein abstrakter griechischer Gedanke. Homoousios, das griechische Wort für „Gleichsein" war also ein Leihewort aus den Schulen der Welt; denn in der Welt sprechen wir nicht zueinander als Herr und Apostel und Gemeinde, sondern die Schule rechnet mit dem „Gleichmachwerkzeuge, dem Gehirne"; so „reimt sie Gott und Mensch und die Gestirne" (Burte). Athanasius durchlitt den Schmerz, ein Übel begehen zu müssen. Der reine Christ, wie Antonius, darf die positiven Schritte des Heils tun. Aber die Hüter des Heils, Eltern, Bischöfe, Lehrer, sind in dem Dilemma aller Politiker: Sie müssen von zwei Übeln das kleinere wählen! Athanasius ist also ein Bischof, der tiefer in die Welt eindringt, als Antonius. Des Athanasius eines Wort „Homoousios", gleichseiend, ist ein erbsündiges Wort. Denn der, der es spricht, reflektiert über Gott. Und wer über Gott reflektiert, tritt in diesem Augenblick Gott gegenüber. Niemand stellt sich allein Gott gegenüber, ohne ins Bodenlose zu fallen. Athanasius fiel also in den Stand der Welt hinunter. Aber er fiel nicht ins Bodenlose. Denn er sprach als Hirt. Um seine Gläubigen zu schützen, sprach er dies eine Wort in der Sprache der Intellektuellen seiner Zeit. Fünfmal wurde Athanasius aus Alexandria vertrieben, weil er auf diesem einen akademischen Wort bestand. Fünfzig Jahre hat er der Frage nachgesonnen: Taten wir in Nicäa versammelten Väter recht, zu den Weltleuten in der Sprache der Welt zu reden?

Diese Frage ist die Frage nach der Stellung des Denkens in der Welt und deshalb unsere ewige Frage. Die Antithese Antonius: Athanasius mag uns helfen, den Frager als einen Menschen von unserm Fleisch und Blut wiederzuerkennen. Denn Antonius war in die Wüste gegangen, um eben solchen Fragen zu entgehen. Die Versuchungen der Wüste sind solche der Sinne. Die Versuchungen der Zivilisationen sind Versuchungen des Verstandes. Zivilisierte Leute haben mehr Zeit als Leben. Müßige Zeit gebiert müßige Gedanken. Die Spekulationen über Gott und Welt sind fast immer müßig, nämlich die Gedanken von Müßiggängern, von Zuschauern des Lebensdramas. „Gibt es einen Gott?" „Wieviel Haare hat des Teufels Großmutter?" „Hat der Mensch eine Seele?" „Weshalb müssen wir sterben?" „Wann ist der jüngste Tag?" — das sind alles müßige Fragen, und ein Narr kann mehr fragen, als hundert Weise beantworten können. Trotzdem müssen Lehrer, Eltern, Bischöfe auf solche Fragen Antwort geben, weil die Müßiggänger sonst ansteckend wirken. Jede müßige Frage ver-

wirrt mindestens ein unschuldiges Gemüt. Die Konzilien der Kirche befanden sich also allemal in der Lage von Eltern, deren Töchter von jungen Buben verführt zu werden im Begriff sind. Die Dogmen der Kirche begegnen den Schandbuben, die Gott lästern, und deshalb müssen sie die Sprache dieser Schandbuben reden, die Sprache der Schamlosigkeit.

Ist Homoousios schamlos? Ja, denn wer Gott gegenübertritt, will ja Gott sehen. Wir können aber und dürfen und sollen Gott nicht sehen. Wir dürfen als Gottes Baustein am Ende sichtbar geworden sein, wir sind ja die lebendigen Ziegel seines Hauses. Die Kirche Gottes ist also allerdings sichtbar, aber nur so, daß sie gesehen wird, nie so, daß sie sich oder Gott sähe!! Wer in die Kirche geht und dort die gemalten Fensterscheiben für die Kirche nimmt, ist ein Heide. Er sieht sich die Kirche an. Wer hingegen die Gemeinde derer bilden hilft, die ihren Willen wegwerfen und sich mit Gottes Willen umkleiden lassen, den sehen die anderen, aber er selbst wird sich unsichtbar; unter dieser einen Bedingung wird er Gottes, daß sich in ihm kein Bewußtsein seines Selbst finde. Das ist die schöne Schamhaftigkeit der Gottesfurcht, daß der Mensch keine Zeit zur Selbsterkenntnis behält. Es verschwindet jener Müßiggang der Gedanken, in denen er sich zu bespiegeln Muße hat. Der volle Druck der Atmosphären Gottes hat eingesetzt, und sein Atem ist völlig in Anspruch genommen von den Zügen des Geistes. Der Mensch, der seufzt wie jener sterbende Propst Moses, darf in seinen Seufzern die ganze Wahrheit eines langen Lebens zusammenpressen; denn in dem Wort „ingemiscens", das unser Text treu bewahrt hat, sehen wir den Propst dem Druck der bittenden Jünger weichen. So darf er sich selber zur Wahrheit durchringen. Aber wenn der Leser auf die Worte zurückblicken will, die der Sterbende herausseufzte: „Niemals habe ich meinen Willen getan, und auch niemanden etwas gelehrt, was ich nicht erst selber getan", so wird er erkennen, daß diese beiden Geständnisse zeitgenährte Sätze sind. Nur auf dem Sterbelager durfte er sie denken; nur auf dringende Bitten äußern. Vorher wären sie ja *nicht wahr gewesen.* Das schamhafte Denken tritt also nur zu seiner Stunde in die Erscheinung, und nur weil es nicht anders kann.

Schamloses Denken oder weltliches Denken ist Sache der Unterhaltung, Neugier, Langeweile, der Willkür und des Müßiggangs. Und die Begriffe, die in dieser Denkweise gebraucht werden, sind immer solche der Quantität, der Zahl, und des Messens. Das vergleichende Wort „homoousios" stammt aus dieser Sprache der Welt. Und insofern ist es ein Wort des Sündenfalls, und es war eine schmerzliche Scham für Athanasius selber.

Trotzdem hat er in schlaflosen Nächten und in zahllosen Nachprüfungen dieses Philosophenworts immer wieder den Schritt aus der Sprache der Bibel in die der Welt bejaht. Der Panzer weltlicher Sprache, weltlicher Macht, weltlichen Schutzes ist allen Schützern und Pflegern und Hegern auferlegt. Förster müssen Wilderer fernhalten. Eine Vogelscheuche ist häßlich genug. Soll ein Gärtner deshalb keine Vogelscheuche aufstellen? Das Wort Homoousios ist eine solche gärt-

nerische Vogelscheuche gegen die Buben, die Gottes Geheimnisse den bräutlichen Seelen zu früh entreißen wollen.

Es ist das Zentrum der Geschichte, daß Kinder die Inbrunst der Liebe nicht verstehen, und daß es nutzlos ist, sie geschlechtlich aufzuklären, bevor sie von der Liebe selber ergriffen werden. Denn wir sahen es immer wieder: Erst Lieben lehrt das Geschlechtswesen verstehen. Aber umgekehrt wird kein Schuh daraus; das Geschlecht erklärt nie die Liebe. Neugierige Kinder haben weder Liebe noch Mitleid noch Gottesfurcht. Gegen sie und gegen ihren ewigen Wortführer Arius hat Nicäa den Blitz des „Gottgleich" und des eingeborenen Sohnes geschleudert.

Niemand soll das verstehen, bevor er selber geopfert und das heißt geliebt hat. Denn die Liebe setzt Opfer und Lust ins Gleichgewicht. Wer liebt, weiß, was es heißt, das höchste zu erfahren: in die Lust das Opfer, in das Opfer aber die Lust zu pflanzen, in den Mann also das Weib und in das Weib den Mann zu säen. Für Kinder bleibe daher Christus wahrer Gott; für die Liebenden wird er wahrer Mensch. Aber er ist kein Mensch für Kinder.

Diesen weiten Weg jeder Generation hat Nicäa abgesteckt, als er vor die Kinder der Welt das eine Wort aufrichtete, das sie nie verstehen sollen. Sie sollen es nicht verstehen. Mögen sie es nie verstehen, so sollen sie wenigstens nie bezweifeln, daß sie nicht verstehen. Die Lehrer einer Kirche, die in der Welt seit 325 plötzlich glänzen mußte, haben durch das „Homoousios" den Skandal gerettet, den jeder Christ in der Welt anrichten muß; sonst sinkt er tiefer als die schwärzesten Heiden. Denn was wäre die Kirche ohne die Liebe? Die Liebe und die Welt sind aber Feinde wegen der Mauer der Scham zwischen ihnen. Der Liebende gibt immer öffentliches Ärgernis. Die Sittlichkeitsapostel ereifern sich ja über nichts anderes als über die Liebe. Da der Christ darauf besteht, daß sein Herz nach wie vor verwundbar ist, daß er sich verlieben wird, gibt er zeitlebens öffentliches Ärgern. Das Dogma hat also nicht wie der alte Eremit zeitgenährt einmal ein Wort ausgeseufzt, sondern es ist raumbewehrt. Die Vogelscheuche der Abstraktion, das Dogma, hat das unreimbare gereimt, Gott und Mensch. Unsichtbarer Vater und fleischgewordener Sohn sind wesenhaft Eins. Diese Gleichheit des unsichtbaren und des schon sichtbar gewordenen ist im Nicänum hervorgestoßen; aber als Formel des anti-arianischen Credo ist das Wort doch wohl ein zeitgenährtes Wort. Es ist also ein eheliches Kind der Liebe und kein Bastard der Philosophie. Der Schoß der ganzen mütterlichen Kirche hat es geboren. Und die fünfzig Jahre des Athanasius und seine fünf Exile helfen uns, die Geburtswehen dieses Zeitenschoßes ernst zu nehmen und nachzuleiden. Jeder seiner Zeitgenossen scheint den Athanasius zu der oder jener schwachen Stunde verleugnet zu haben; Kaiser, Papst, Konzilsväter wurden schwach. Und in ihrer Schwäche wird uns das Hervorstoßen des neuen Wortes als eine wirkliche Geburtswehe vernehmlich. Es gibt nach Athanasius nur deshalb Christen, weil er das neue, unbiblische, unanschauliche Wort fünfzig Jahre lang herausgeseufzt hat. Denn ohne dies Wort wären Staat und Kirche in den Augen der

Kinder wieder zusammengefallen. Ohne dies Wort wäre der gottähnliche Kaiser unser Herr über die Gebete aller Reichsbewohner geblieben. Dies trage ich nicht in den Akt von Nicäa hinein. Hosius, der letzte Unterzeichner von Nicäa, rief eben dies dem größenwahnsinnigen Kaiser 359 zu: „Das Gottesvolk der Beter ist nicht das Volk des Romkaisers."

Die Arianer waren die „Sowohl-als-auchs" ihrer und aller Zeiten. Jeder hat ein bißchen Recht. Niemand hat ganz Recht oder ganz Unrecht. Die Gemeinheit dieser Haltung aller anständigen Menschen besteht immer in derselben furchtbaren Konsequenz: Daß jedesmal der Zeitgenosse, der ganz Recht hat, in Folge ihrer Doktrin gekreuzigt werden muß. Ihm können sie nie verzeihen. Denn er leugnet ihr Dogma. Ja, schlimmer noch: er beweist, daß auch sie ein Dogma haben und es nur verhehlen. Das verhehlte Dogma dieser Diffusorien lautet: Die Wahrheit sei überall und nirgends. Sie entwickele sich, ohne daß je einer wisse, ob nicht am Ende Judas ebensoviel Recht hat wie Jesus. Die Literatur zur Rechtfertigung des Judas ist ansehnlich genug und schwillt noch immer an. Und man kann da oft beredte Plädoyers lesen, daß Jesus den Judas angestiftet habe nach der Devise: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Die „Sowohl-als-auch"-Seele verlangt es so. Judas und Jesus müssen „synthetisiert" werden. Beide sind eben „nur" Menschen. Alle Menschen sind Schweine. Also ist der Unterschied zwischen Judas und Jesus weniger groß als ihre Gleichheit. Also sind Jesus und Judas von derselben Substanz als bloße Menschen. Der humanistische Glaubensartikel des Arius lautet heut bei Rank, Freude und Jung: Homoousios, gleichen Wesens sind Jesus und Judas.

Die Arianer, die Hof- und Salon-Christen, beriefen eine Versammlung nach der andern gegen den Athanasius. Und in ihrem Eifer datierten sie eines dieser „Konzile" nach den Konsuln der Stadt Rom für dieses Jahr. Da brach Athanasius los (de Synod. 8). Dies Rechnen nach Konsuln für einen Beschluß der Kirche Gottes stelle den wahren Rückfall aus dem neuen Äon unsrer Zeitrechnung dar; wie, eine von Christus offenbarte Wahrheit werde in einem Jahr des politischen Rom verkündet? Die Kirche kann ihre Wahrheit nicht nach Konsuln datieren. Nein, „das Konzil von Nicäa schreibt: So glaubt die katholische Kirche". Die Kirche hängt nicht von den neuesten Nachrichten ab. Die Kirche hat doch den Maßstab in die Welt eingesetzt, an dem alle neuesten Nachrichten zu messen sind. Vielmehr, sie ist dieser offenbare Maßstab.

Ohne den zweiten Glaubensartikel von Jesus und Maria könnten wir Gott nicht helfen noch ihn offenbaren noch ihn verstehen. Alles Reden von Gott wird dann entweder mosaisch, also auf die Juden beschränkt, oder islamitisch, also auf eine Formel „Gott ist Gott" reduziert. Gott hat dann keinen Anteil an der Geschichte und die Völker keinen Anteil an Gott.

Das hat die ganze Welt dank dem heiligen Athanasius nie wieder denken dürfen. So war Athanasius mit Recht ein Nachfolger jenes Evangelisten, der den

Stifter unsrer Zeitrechnung als den ersten Stern begriff, der die neue Milchstraße der Heiligen an dem überhimmlischen „Himmel Gottes" eröffnet, des heiligen Markus von Alexandrien.

e) Hieronymus und die Sprachen

Hieronymus und Augustin haben dem Kloster und dem Dogma die Übersetzung und die Heilsgeschichte beigesellt.

Hieronymus verdanken wir die Vulgata, die lateinische Fassung der Bibel. Die Version des Hieronymus ist besser als die griechische der Alexandriner, von der wir schon gesprochen. Und z. B. seinen Psalmentexten liegt vielleicht der überhaupt älteste Text dieser Gebete zugrunde, zu der sich vordringen läßt. Seine Leistung hat er selber als zweischneidig aufgefaßt: Pius labor, sed periculosa praesumptio: Ein frommes Unternehmen, aber ein gefährliches Unterfangen.

Alles Sprechen ist zweischneidig. Alles Sprechen übersetzt den ewigen Geist in den Anhauch dieser Stunde. Leben ist da, wo Stoffwechsel vor sich geht. Aber jedes Augenblicks Stoff gilt es anders zu wechseln, als den jedes anderen Augenblicks. Die Bibelübersetzung ist also das Vorbild aller geistigen Tätigkeit. Nicht ein Buch ist die Bibel, sondern erst im Übersetzen wird die Bibel zur Lehre, so wie wir essend Totes in Leben zurückübersetzen. Die Bibel ist das Urbild aller geistigen Renaissancen geworden. Seitdem das Evangelium aus einem Evangelium der Fischer Galiläas ins Evangelium der Reiche und Pharisäer und Denker übersetzt wurde, seit Marcus, Lukas und Johannes das erste Wort des Matthäus weiterleiteten, ist die Sprache des Heiligen Geistes Übersetzung. Die vier Evangelien selber sind Übersetzungen. Das erste war ursprünglich aramäisch abgefaßt; uns aber ist es tiefsinnig genug nur griechisch zugekommen, so als sei die Zeit der Originale vorüber. Damit ist der Kanon des Neuen Testaments selbst eine Kette von großartig treuen und großartig freien Übersetzungen. Es soll keine Evangelienharmonie geben, so oft frommes Bemühen sich an ihr versucht hat. Es gibt nur eine Evangeliensymphonie in vier Sätzen. Wollte einer die Sätze der Eroica in einen Satz umschreiben, so brächte er ein Potpourri, aber keine Symphonie zustande. Wem die vier Evangelien zu unsicher sind und wer daraus eines machen will, der hat des Heiligen Geistes noch keinen Hauch verspürt. Und Hieronymus hat der Reichskirche des griechischen Neu-Rom in der Vulgata die Wahrheit des Kreuzes einverleibt, wonach jede Sprache geheiligt werden soll, aber keine heilig ist. Nichts ist heilig als der Heilige Geist allein. „Die Sprachen sind nur die Scheiden, in denen das Messer des Geistes steckt." Heut gestehen demütig Anglikaner ein, daß die berühmte King-James-Übersetzung von 1611 hinter der Vulgata des Hieronymus zurückbleibt. Dasselbe gilt von der Lutherbibel. Die beste Übersetzung, die des Hieronymus, kam zuerst, damit kein Zweifel bestünde, daß niemand anderes tun kann, als übersetzen! So ist uns die Vorläufigkeit jedes Ausdrucks verbrieft.

Hieronymus war ein Aszet. Er wandelte auf den Spuren des Antonius. Während Athanasius der Welt das Leben des Antonius beschrieb, hat es der grimmige und oft abstoßend heftige Hieronymus gelebt. Voller Ungerechtigkeit und Haß ist er gewesen.

Die inbrünstigste Askese wäre nicht genug gewesen, die Flecken seines Charakters abzuwaschen. Hieronymus hat daher die harte Frohn der Arbeit in die Askese hineingesetzt. Er ist der erste, dessen Klosterleben Arbeit geworden ist. Dem Gebet als Glaubens hat er mithin die Arbeit der Hoffnung beigesellt und damit die Mängel seiner Liebe zu sühnen getrachtet.

Damit gab er den Klöstern eine zukunftsträchtige Aufgabe. Antonius hätte von ihr nichts zu wissen brauchen. Ihm war des Einsiedlers Leben die Krone des Glaubens. Er verlangte keine Früchte zu sehen. In einhundert Jahren brauchte nichts zu geschehen. Hatte Gott den Wüsten Jahrtausende unbefleckten Lebens geboten, weshalb sollte ein Mensch nicht hundert Jahre harren können? In Hieronymus aber kam die Kehrseite der Askese zu ihrem Recht. Wer der Welt entsagte, gewann Zeit, das der Welt zu schenken, für das sie sonst nicht Zeit gefunden hätte. Als das Römerreich verfiel, wurden die Klöster Konservatorien des antiken Wissens. Abschriften aller Literatur der Griechen und Römer verdanken wir den Mönchen. Und in China war es nicht so sehr viel anders. Taoistische Klöster haben uns Bibliotheken gerettet; in Klöstern kann alles geistige Leben auf den Tag der Auferstehung warten. Die sogenannte Wiedergeburt des klassischen Altertums ist durch die Beisetzung dieses selben Altertums in den mittelalterlichen Klöstern möglich geworden. Und hier hat Hieronymus Pate gestanden, als er mit Feuereifer zu arbeiten begann. Die urkirchliche Erfüllung der Zeiten durch die volle Freiheit des Menschen ist von Antonius und Athanasius in die Reichskirche hinein gerettet worden. Des Hieronymus Übersetzungsleidenschaft hat über dieselbe Aussöhnung von Kaiser und Kirche hinausgewiesen. Nun hat immer und unablässig neu übersetzt werden können, ob ein Kaiser in Rom saß oder nicht. Und so ist es geschehen! *Der Geist wurde damit von den Weltreichen unabhängig!* Das Steigen und Fallen der Kulturen hat dieses ewige Kabel geistiger Verbindung nicht mehr zerschnitten. Noch zu Lebzeiten des Hieronymus wurde Rom von den Goten geplündert. Als die Zeit des Romreichs vorbei war, da retteten Nicht-Römer, über deren Insel kein Konsul je geboten hatte, retteten irische Mönche die Wissenschaften des Altertums. Des Hieronymus Kabel hielt also an der brüchigsten Stelle; als das europäische Festland und das gesamte Gebiet Westroms kein Papier mehr zum Schreiben hatte, blieb in dem städtelosen, unzivilisierten Irland dem Kloster genug Ehre und Muße, um die Psalmen zu singen und die antiken Grammatiker abzuschreiben. Das geistige „Kabelstück" mag überirdisch oder unterirdisch verlegt werden müssen. Die Rechte der Überlieferung gegen und ohne die herrschende Macht der Zeit zu sichern ist ein ewiges Gebot der Stunde, und seit Hieronymus ist es klar erkannt. Vorher war alle Arbeit eine Funktion der bestehenden Ordnung. Die Arbeits-

teilung schrieb alles vor, Priesteramt und Richteramt, Schule und Kunst. Die Eremiten aber waren weder Priester noch Richter, weder Künstler noch Lehrer. Als sie daher zur Arbeit weitergingen, war diese Arbeit Überschuß. Sie war nicht dem Palast oder dem Markt zugeordnet, sondern dem Heil der Seele. Die Arbeit der Mönche transzendierte. Sie ging über das von der bestehenden Gesellschaftsordnung Verlangte hinaus. Sie gab jedem Geschöpf Gottes, einschließlich des Poems eines Dichters, einen Winkel zum Überwintern, zum Harren auf seinen Tag der Auferstehung. In dem Licht der Ewigkeit war dies Modeprodukt des Jahres, die beste Novelle des Preiswettbewerbs ja nicht besser oder schlechter als der Vers von vor neunhundert Jahren. Die Bruderschaft alles Geschaffenen hat in den Klöstern der frühesten arbeitenden Mönche angehoben. Und ein gläubiges Kabelstück ist jeder des Wortes Fähige auch in der schwärzesten Stunde, ein Kabelstück, in dem der elektrische Strom des Übersetzens aus dem Ewigen in den Augenblick harrt. Als 1918 Europa zusammenbrach und Hitlers Gespenst aufstieg, druckte ich für unsere Patmosgruppe:

„Wir aber wollen nichts sein als das kurze Kabelstück, welches den Riß zwischen Gestern und Morgen gläubig überwindet. Ohne diesen Durchgang durch das enge Tor der Zeit stirbt der Geist." [1]

An des Hieronymus Leistung muß also begriffen werden, daß sie ein für allemal gefordert wird, seitdem sie damals zuerst erschaffen wurde. Kabel werden auch heute gesucht, nicht aus Metall und Gummi, sondern aus Biographien und Thanatographien.

f) Augustinus und die Universalgeschichte

Des Aurelius Augustinus Leben 354—430 ist wieder ganz anderer Art als die Biographien der drei anderen Heiligen des langen Lebens gegen den Erfolg. Denn Augustinus wurde Christ in der Mitte seines Lebens, ein letzter Heide, dem die Umkehr einzeln widerfuhr. Er war der letzte große bekehrte Einzelne. Mit dem Verfalle Roms hörten solche individuellen Bekehrungen auf. Völker bekehrten sich von da an wie die Franken, die Langobarden, die Isländer, die Sachsen, die Angeln, die Bulgaren, die Russen, die Schweden.

Gerade darum ragt der Römer Augustinus über diese Zeiten eines stammhaften und angeborenen Christentums, also einer faszistischen Christenheit, zu uns hinüber. Er beweist, daß auch sogar ein Kommunist oder Faszist Christ werden kann, weil er beweist, daß jedes einzigen Menschen Umwendung ein Wunder bleibt. Was aber ist ein Wunder? Ein einmaliges Naturgesetz. Wir Menschen unterliegen ja allen Regeln der Schöpfung. Aber unser Schöpfer hat in jeden Menschen den Trieb eingepflanzt, seine eigene Spezies zu werden oder doch sich frei einer eigenen Spezies anzuschließen. „Ein jeder muß sich seinen Helden wäh-

[1] „Ehrlos—Heimatlos" in „Hochzeit des Kriegs und der Revolution", Patmosverlag 1920, S. 242.

len, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet." „Homo migrans" ist keine Gattung, die aus Individuen besteht. Sie ist eine Gattung, die aus Gattungen besteht. Und jeder Heilige ist der Urheber einer Gattung. Er ist sui generis. In Augustinus Bekenntnissen ist eben dieses Tor jedem Nachkommen offen gehalten. Es gibt daher keine Imitatio Jesu, sondern nur eine Imitatio Christi. Das irdische Leben Jesu wird nur von Narren oder Geisteskranken oder Gerhard Hauptmanns Roman nachgeäfft. Indem Augustin seine Umwendung erzählte, traten die Stücke seines Lebens, Vorleben und Nachleben zur Einheit des Geschöpfs zusammen, seinem Geschöpf aber schenkt Gott nicht etwa nur seine Christenhälfte, sondern das ganze des Daseins, von der Wiege her. Und an uns ist es, diesem ganzen Geschenk die Treue zu halten und keinen Körperteil und keinen Lebensabschnitt auszulassen. Die Wertzeichen vor die verschiedenen Lebensabschnitte mögen wir setzen, aber wegschneiden lassen sie sich nicht. Der uneheliche Sohn Augustins ist da, und wie Augustin es in seinem Namen schön ausgesprochen hat: auch dieser Sohn ist von Gott gegeben. „Adeodatus" hat er ihn genannt und so von dem feurigen Knaben die Gefahr der Ehrverletzung aus dem Mangel an Ehelichkeit abgewendet.

Das Wunder des einmaligen Gesetzes und des Wunders deines Lebens ist heut so schwer zu glauben wie damals. Damals überrannten die Vandalen Hippo, und sie wie alle die anderen Stämme glichen den heutigen Massen. Massen wie Stämmen ist die Person verhaßt und die Maske Lebensbedürfnis.

Derselbe Augustin hat die einzelne Person durch seine „Bekenntnisse" gerettet: dem Menschengeschlecht im ganzen hat er durch seine Gottesrepublik „Person" verliehen. Das Menschengeschlecht als Person, das Menschengeschlecht als ein Lied, in dem jeder von uns ein Vers ist, das Menschengeschlecht als ein Leib, der unter seinem Haupt über die Erde schreitet und sie erfüllt, aus Augustins Schriften quillt uns das ganze Arsenal dieser Vorstellungen entgegen. In seinem Gottesstaat hat diese Vorstellung Gestalt gewonnen. Jedermann, der von Augustin gehört hat, pflegt um dies Buch zu wissen, auch ohne es je gelesen zu haben. Vielleicht hat er sogar gelesen, daß es auf Karls des Großen Nachttisch lag. Weshalb aber dieses Buch in die Geschichte des Menschheitsgeschlechts gehört, bedarf der Erklärung. Denn meistens wird es für eine Philosophie der Geschichte ausgegeben. Oder für eine Theologie, d. h. eine Rechtfertigung Gottes aus der Geschichte.

Zum Thema unseres Buches aber gehört es, weil in ihm die Seele des Menschen zum Träger der ganzen Geschichte eingesetzt wird. Es darf und kann nur eine einzige Geschichte geben, denn du wirst zum Menschen nur als Teilnehmer dieser einen Geschichte. *Dir wäre also die Menschwerdung versagt, gäbe es mehrere Geschichten!* Das ist der Fluch der Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeschichte usw., daß sie den Menschen spalten. Indem die gesundete Seele an dem Heilstrom genest, der die Generation durchzieht, sagt Augustin, tritt dem Sechstagewerk der ersten Schöpfung das Sechstagewerk der sechs Weltalter zur Seite. Am siebenten

Tag hat Gott geruht? Nein, am siebenten Tag wird Gott von der Schöpfung des großen Menschen ruhen. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Und der Held aller Weltalterstage ist die Seele „des" Menschen.

Um diesen Heilsplan geht es im Gottesstaat. Zu allen Zeiten genesen Menschen zur vollen Gesundheit ihrer Seele, in dem sie von Gottes Wort genährt sich selbst vergessen und ihm dienen. Aus diesen Seelen wächst das Reich. Die sichtbaren Reiche aber sind Weltreiche; sie sind eine Mehrzahl; sie sind cäsarisch und von dieser Welt. Ihr Fallen und ihr Steigen ist dem Heilsplan untergeordnet. Kultur ist nicht Selbstzweck. Künste und Wissenschaften haben ihren Frühling oder Herbst; Athen hat goldene und eiserne Zeiten gesehen. Haben nicht freie Seelen in den eisernen wie in den goldenen Zeiten recht leben müssen?

Das Ziel der Geschichte ist so von Augustin ein für allemal über den Erfolg hinausverlegt worden. Denn die Erfolge bemessen sich nach unseren Zwecken; die menschliche Geschichte aber handelt vom Ziel, nicht von Zwecken. Kein Mensch ist auf der Welt, um seinen Zweck zu erreichen. Wehe ihm, wenn er ihn erreicht. Wer nur vorzuweisen hat, daß seine selbstgesteckten Zwecke von ihm erreicht worden sind, hat sein Leben verfehlt. Das ist so banal, daß die meisten Menschen es leugnen. Aber wie könnte ein von mir gesetzter Zweck mich selbst umfassen, mich, der ich doch diesen Zweck als einen winzigen Zipfel meiner selbst produziert habe? Der Mensch wäre ja sein eigener Sklave, wenn er sein wunderliches einzigartiges Leben an sein bißchen Zweck ausliefern dürfte. Nein, wir sind zur Freiheit bestimmt und sollen frei von anderer Leute Zwecken, aber noch freier von unsren eigenen leben. Der eigene Zweck ist sogar meistens der schlimmere Tyrann; Fremde wagen nur selten, uns so grausam für ihre Zwecke auszubeuten, wie wir uns selber. Wir sollen uns bestimmen lassen.

Trotzdem werden Zweck und Ziel der Leben trotz Augustin andauernd verwechselt. „Teleologisch", zielbestimmt, heißt sein Gottesstaat. Aber die meisten Menschen bemerken nicht, daß es nichts mit Zwecken zu tun hat, wenn wir Gottes Ziel mit seiner Schöpfung heraufführen helfen.

Der einzelne Mensch mag sich für einen Schützen halten, der ein Gewehr ergreift, zweckmäßig lädt und zielt und nach seiner Scheibe schießt, Zweckteufel. Der Mensch kann sich aber auch als die Kugel aus Gottes Gewehrlauf wissen und glauben, daß Gott ins Schwarze trifft.

Im letzteren Fall fällt es dem Zweckteufel wie Schuppen von den Augen. Denn er sieht sich plötzlich als Mitglied des Stammbaums des Menschengeschlechts. Abstammen von und zustammen zu diesem Baum kann nur der vom Selbstzweck befreite Mensch. Denn des Baumes Wachstum ist ja längst unterwegs. Und je tiefer in mich die Einheit des Baumes eingreift, desto besser beschreite ich meinen Weg. Die Kraft aber, mit der diese Einheit mich ergreift, ist der Geist der Liebe, Kraft und Zucht, der dreifache Geist, der mich erkennt, den ich erkenne und der von meinen Nächsten in mir erkannt wird. Im Kapitel von den Masken um den Tod ist „Rabinals" geistige Dreifaltigkeit in seinen eigenen

Worten zitiert. Die armen Heiden glaubten nämlich an den Geist wie wir, soweit wir noch lebendig sind. Sie waren weniger scheinheilig als wir.

Augustin hat diesen Glauben in sein Recht wieder eingesetzt. „Wer Liebe, Glaube, Hoffnung hat, bedarf nichts anderes, es sei denn die Heilige Schrift zur Belehrung anderer" hat er mit großartiger Schöpfungseinfalt gesagt (De Doctrina I, 39 [428]). „Liebe und tu, was Du willst", ist ein anderes Wort von ihm.

Denn in der Liebe, mit der wir geliebt worden sind und geliebt werden, erkennt sich unsere eigene Liebesmacht wieder, und wo diese drei Erkennungsweisen sich begegnen, fließt der Strom der Heilgeschichte wie im „Rabinal", wo Ahn und Enkel auf Rabinal blicken (oben S. 339). Aber anders als im „Rabinal" ist hier die Liebe nicht blind. Die Liebe sieht alles, erkennt alles und schweigt und spricht, alles zu seiner Zeit, und die tiefsten Geheimnisse, die nur die Liebe wissen kann, werden von ihr zu ihrer Zeit gestanden — wie des Propstes Moses Seufzer auf dem Sterbebett. Nichts, was die Liebe noch nicht erkannt hat, ist erkannt. Augustin hat die Grammatik der Seele geschrieben, die im dritten Jahrtausend unserer Zeitrechnung die todesbringende Psychologie unserer Zeit überwinden soll. Er sagt (26. Abhandlung zum Johannes-Evangelium): „Der Geist des Menschen wird von der Liebe angezogen. Der kalte Mensch versteht nicht, wovon ich rede. Aber der Liebende spürt, wovon ich rede, der sehnende, hungernde, in der Einsamkeit irrende, durstende, nach der Quelle seiner väterlichen Ewigkeit seufzende. Freue dich im Herrn, und die Bitten deines Herzens wird er gewähren. Nicht der Wille, nicht die Not, Genuß lenkt uns. Genuß der Wahrheit, Genuß der Seligkeit, Genuß der Gerechtigkeit, Genuß der ewigen Wiederkehr des Lebens zieht uns zu Christus. Die Genüsse des Leibes erkennen alle an. Weshalb denn die Genüsse der Seele preisgeben?" Dem kalten Menschen wird Wille zugechrieben. Aber der kalte Mensch ist die bloße Verschalung des wirklichen Menschen. Um heiß bleiben zu können, brauchen wir allerdings die Kälte unsres Alltags. Aber der Alltag erklärt nichts. Der alltägliche Mensch ist unerklärlich. Er wird erklärlich als die Hülle um den glühenden Kern! „Zeig dem Kind Nüsse, und es läuft ihnen nach. Zeig dem Schaf einen grünen Zweig, und es läuft dir nach. Jeder, der läuft, wird angezogen von seinem Ziel, von der Liebe zu seinem Ziel. Ohne leiblichen Eingriff, dank der Fessel seines Herzens läuft er. Und da sollte uns die vom Vater eröffnete Sohnschaft nicht anziehen?"

Dadurch erhält die Reihenfolge aller Menschenleben die einheitliche Richtung. Denn die Liebe weist jeden an genau die Stelle, im Gesang der Rasse, an die er gehört.

Der vernünftige Charakter der Liebe, ihre geistige Richtungskraft, Formulierungskraft, Forschungskraft, Spürkraft ist von Augustin zum Leitfaden unsrer Geschichte gemacht worden. Das Leben, das sein Herr und Meister über alle Zeiten hinweg in sein Recht eingesetzt hat, hat Augustinus nachgezeichnet und formuliert als das wahre Leben. Wie das Dogma neben dem Kreuz steht, so stellt Augustin neben die Liebe Jesu Christi die Lehre vom Ziel als den Zusatz in

Worten. Und wie Athanasius dem Dogma das eine weltliche Wort homoousios (gleich) zugesetzt hat, so hat Augustinus dem Wachsen des Reiches der Liebe den einen Tropfen zugesetzt, durch das es fähig wurde, die Welt Roms und die Welt Karls und die Welt Wilsons und die Welt Stalins zu überdauern.

Jesus ist schuldlos. Jesus war nie ein Heide. Augustinus aber ist wirklich und lange ein Heide gewesen. Er hat Zwecke verfolgt. Und er hat seine Zwecke sogar erreicht. In ihm ist aber das Ziel über die Zwecke emporgestiegen wie das Dogma über die Philosophien. Er hat dank des Befehls im Garten: „Nimm und lies!" seiner Bestimmung zu gehorchen gelernt.

Dieser löwenkühne, eitle, unruhige, genußfrohe Afrikaner hat daher dem Reich der Liebe den Tropfen Trotz und Stolz seines heidnischen Vorlebens beigemischt, kraft dessen dies Reich von allen Mächten der kommenden Weltzeit immer wieder als das hinter ihnen erst noch kommende Reich respektiert werden konnte. Denn aus Augustin, dem Sünder, bricht der Heilige täglich neu hervor.

Das bloße Kreuz bleibt den Kindern der Welt fast immer unfaßlich. Die Gottesrepublik Augustins gewinnt uns, wie seine Bekenntnisse uns gewinnen, weil er erst einmal unsre Zwecke geteilt hat. Sein heidnisches Vorleben, im Zeitmaß so lang wie die volle Lebenszeit Jesu, ist des Augustinus Erdenteil; erst sein christliches Nachleben schmilzt das auf. Ein Ohr mag taub gegen den einen Sang des Menschengeschlechts sein: aber ein Ton von den Leidenschaften des irdischen Augustin wird auch in ihm widerhallen. Dadurch wird Augustin dem Heiden in jedermann hörbar und tragbar. Und nun kann Augustin ihn weitertragen. So wirft er die Natur des Menschen so wie sie ist und die Zeiten wie sie sind, immer über sich selber hinaus und verhindert sie, in die eigene Natur oder die eigene Zeit abzusinken. Augustin hat Karl dem Großen und Gregor VII., Luther und Descartes die Kraft gegeben, eine neue Sprache zu sprechen. Scholastiker und Akademiker haben sich mit Augustins Hilfe aus den Banden ihrer blinden Gegenwart befreit. Und heut steht derselbe Augustin unverbraucht wie immer vor uns mit seinen Worten vom zersplitterten Adam, von der erlebten Zeit, dem Menschengeschlechte als Gesang, dem Kreuzescharakter unserer wirklichen Existenz und der echten Psychologie der warmherzigen Neigungen statt des kaltherzigen Willens. „Das Kreuz selbst muß gekreuzigt werden", ist sein kühnstes Wort![1]

Wir sind ja davon ausgegangen, daß eine Reichskirche unverfolgter Christen das Ende des Christentums bedeutet hätte, wären nicht Antonius, Athanasius, Hieronymus aufgestanden. An diesem Punkt wird klar, weshalb das auch für Augustinus gilt: In ihm warf die menschliche Geschichte ihre römische Verpuppung ab. Die Kirche hörte auf, eines bestimmten Reiches Trösterin zu spielen. Das ganze Geschlecht, die Rasse Adams wurde von Augustin zum Erben der

[1] Zu diesem halsbrecherischen Wort Die Europ. Revolutionen, Tafel I und S. 564.

menschlichen Geschichte eingesetzt, und zwar fünfzig Jahre, bevor die äußeren Schläge das bloße Reich Westroms endeten.

Der Glaubende allein kann rechtzeitig handeln. Vierzig Jahre vor dem Falle Jerusalems kommt Jesus. Fünfzig Jahre vor Hitler wird Nietzsche wahnsinnig. Dreißig Jahre vor Diokletians Christenverfolgung geht Antonius in die Wüste. Fünfzig Jahre vor dem Vandaleneinbruch wird Augustin Christ. Hingegen das verständige Denken hinkt immer den Todesfällen der Reiche nach; Spengler oder Toynbee bemerken das Ende ihrer Zivilisation hinterher. Der Glaube eilt voraus. Der Glaube ist von den Heiligen des ersten Jahrtausends zur Vorleuchtkraft unseres Geistes erhöht worden. Die Knechtschaft der Gedanken unter einen in Intellekt, Wille, Gefühl zerteilten Menschen haben die Christen gesprengt. Und immer neu hat es sich bekräftigt, daß der Glaube die Wahrheit schafft, weil er die elende Zweiteilung toter Seelen in Geist und Leib durch die heilende Dreieinigkeit lebender Seelen ersetzt. Daß nur der Glaube die Stunde, die wir fühlen sollen und erkennen dürfen, in uns einsetzt, das haben erst die Märtyrer bezeugt und hernach die vier großen Überleber, Antonius, Athanasius, Hieronymus, Augustinus, bestätigt.

Der Weg der Christen in die Katakomben unterhalb des heidnischen Roms habe ich hier nicht dargestellt, weil ich darauf vertraue, daß meine Zeitgenossen mit der Kraft des „Untergrunds" und des „Widerstands" in dem abgelaufenen halben Menschenalter vertraut sind. Wenn sie diese Erfahrung beisteuern, dann brauchen Stephanus, Jakobus, Paulus und Petrus, die Thebaische Legion und die heilige Paula hier nur erwähnt zu werden, und sogleich erschließt sich die Bibliothek der Heiligenlegenden. Der Weg der Weiterträger des endgültigen Menschen ist nur der Weg des einzigen Gottes aller Menschen. Das Wegnetz der Glaubenswege hat in die Wüste, ins Dogma, zur Übersetzung und über jeden Staat von Menschenhand hinaus unseren Weg gebahnt. Sieht der Leser dies Wegkreuz, sieht er Antonius, Athanasius, Hieronymus, Augustinus leibhaftig vor sich, dann hat er keine Schwierigkeit, die Epochengliederung der letzten zwei Jahrtausende zu fassen.

g) Das Fest Allerheiligen

Die Kirche ist eine Leistung. Niemand scheint das zu sehen. Die Kirche ist etwas schönes, etwas schlechtes, eine geschichtliche Größe, ein Stein des Anstoßes für Kirchenfeinde und Sonntagsschüler, aber die Kirche ist die ungeheuere Leistung des ersten Jahrtausends. Das griechische Wort für Leistung ist Liturgie. In der Liturgie wird die damals geschaffene Leistung seitdem täglich verwirklicht.

Man müßte Meßbuch und Brevier, Paul Gerhardt und Johann Sebastian Bach und Felix Mendelsohn-Bartholdy hier einrücken, um die Gewalt der von der Kirche geschaffenen Zeit auf uns wirken zu lassen. Die Geschichtsbücher der Welt drucken vielleicht den Text der Magna Charta oder der Amerikanischen

Unabhängigkeitserklärung ab. Indessen sind das doch bloß Übersetzungen der Liturgie, die den Verfassern jener Texte in Ohr und Herz klangen. Aus der Kirche ist jedes Wort der letzten tausend Jahre auf die Politik übertragen worden[1]. Allen Verfassungsurkunden und Gesetzen lag die Leistung der Kirche vorauf; sie hat den Sprachquell des gesamten Menschengeschlechts neu gefaßt. Die Unversiegbarkeit des Wortes ist die Leistung der Kirche. Heut sind die Nationalsprachen am Versiegen. Viele Schweizer und Österreicher und Elsässer wollen nur ungern hochdeutsch sprechen. Die Leistung der Kirche wird daher aufs neue wichtig, denn das Wort kann versiegen. Wir wissen schon, daß die vier Ströme der Namen, Schriftzeichen, Propheten und Gedichte in der Liturgie überkreuzt worden sind. Viermal ist dasselbe Evangelium frei entsprungen, gemäß, wie der Urtext sagt, Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. Gemäß bringt Matthäus den Stämmen, Petrus den Reichsbewohnern, Paulus dem wahren Israel, Johannes den Griechen ein und dieselbe Botschaft.

Als die Kaiser Roms dieser neuen Brunnenstube des Wortes nach 300 Jahren ansichtig wurden, bestand die Gefahr, daß sie das Lebenswasser auf ihre Mühlen leiten würden. Die vier Väter Athanasius, Antonius, Augustin und Hieronymus haben wie Riesenpfeiler die Brunnenstube neu abgestützt. So fiel die Kirche nicht in das Römerreich hinein und hinunter, sondern unsre Seele kam über die schreckliche, die kaiserliche Zeit der Kirche hinweg dank des dreieinigen Credo, der Heiligung der Wüste, des Gottesstaates noch über dem Römerstaat und der Bibelübersetzungen. Eine dritte Epoche begann innerhalb der Kirche nach 500.

Im Islam griff Ismael, der Wüstensohn Abrahams, das Evangelium an. Mohammed versteht von der Wandlung des Wortes nichts. Er versteift sich auf den bloßen Namen Gottes: „Allah ist Allah". Auf dieser dritten Stufe der Kirche waren es die Stämme des europäischen Festlandes, Goten und Russen, Franken und Tschechen, die sich dem Wort auftaten und es über den Ansturm der arabischen Stammessöhne hinüberretteten. Vielleicht, weil sie selber erst noch Stämme waren, konnten sie die im Islam aufgebrochene Gefahr des Rückfalls in einen Riesenstamm verhindern. Die Germanen lernten Papst von Kaiser unterscheiden. Das war ihre Großtat.

In diesen drei Schreckenszeiten, in den Katakomben, am Kaiserhof, vor den Moslim, wurde die Kirche sich langsam ihrer selbst bewußt. Der Ausdruck ihres vollendeten Selbstbewußtseins ist das Fest Allerheiligen. Es drang im neunten Jahrhundert durch. In der Liturgie des Kirchenjahres reden alle Heiligen, die Gott in die Welt bringen, indem ihre Namen das vorher unbekannte Mosaik des göttlichen Ebenbildes zusammensetzen. Das Fest Allerheiligen sammelt alle diese Namen, die sonst nur jeder an seinem Geburtstag für den Himmel in der Liturgie aufklingen, zu einem Chor. Als das Fest kam, lagen die Leiden der Märtyrer,

[1] Alle Staatsaktionen sind seit 1000 Jahren Antworten auf Gebete. Siehe mein „out of revolution" 1938, S. 681 ff. und „Liturgisches Denken" in Der Atem des Geistes, 1953.

die Schriften der Väter, die Einsamkeiten der Mönche, die Fahrten der Missionare vor. Und so weit ab lag die vorchristliche Urzeit, daß der erste November der alte Tag für den Kult der Heroen der Vorzeit, zum Tage aller Heiligen, werden durfte. Einige Texte aus der Leistung des Tages muß der Leser wie Urkunden seiner eigenen Geschichte entgegennehmen; oder ihm bleibt der erste Horizont seiner selbst vorenthalten.

Die erste Leistung der Kirche ist der Ton, die Intonation ihrer Sprache. Der Priester hat vom Vorbeter der Synagoge den Cantus firmus geerbt, der den Vorbeter zum Cantor macht. Die einzigen Sprecher in der westlichen Welt, die noch sprechen wie wir alle vor der Trennung der Sprache in Musik und Rede, in Poesie und Prosa, in mündlich und schriftlich gesprochen haben, sind Kantor und Priester. Der Mensch ertönt wie die Memnonssäule bei Sonnenaufgang, wenn er wirklich spricht. Alle Reden, welche du sonst hörst, ist verbalhornte Sprache.

Um sprechen zu lernen, muß man in die Kirche gehen. Denn nirgendwo anders wird noch gesprochen. In allen anderen Gesprächen redet stets nur ein Teil von uns. Platos Dialoge und dein Freundesbrief sind nur Bruchtöne des vollen Tons, des „Plain chant", der dich in der Kirche und Synagoge aus der Urzeit aller Sprache anspricht.

Die zweite Leistung der Kirche besteht darin, daß mit den Tönen, die sie voll anschlägt, nicht dem Sprecher gedient wird. Vielmehr dienen wir diesen Tönen, wenn wir in sie einstimmen. Die Liturgie muß erklingen. Ohne sie bliebe das Geschöpf Mensch außerhalb seiner Leistung. Deshalb betet die Kirche die Psalmen Israels jede Woche immer wieder. Deine Novellen und Telegramme und Schlagzeilen liesest du einmal hastig durch. Das Brevier mit den 150 Psalmen wird jede Woche ganz gesungen. Der heilige Patrick betete sie gar alle 150 an einem einzigen Tage. In den vollen Ton der Ursprache darf nur das Ewige eingehen. Aber es ertönt auch ewig, und wer sich untersteht, in es einzustimmen, nur der steht eben unter dem Ewigen in dieser Stunde. Er muß es als sein Vorrecht begreifen, daß sein Mund und Ohr hierfür geöffnet sind. Denn er selber vollendet sich in diesen Klängen erst zu dem von Gott gemeinten Geschöpf, dem Geschöpf, das den Schöpfer nicht einsam zu preisen braucht, sondern mit allen anderen Geschöpfen zusammen. Die Sprache der Kirche ist Zusammenklang.

Die dritte Leistung der Kirche ist Polyphonie. Im Zusammenklang aller Geschöpfe mußt du hören und sprechen; in der Liturgie muß es daher vier Gruppen geben: 1. Den, der nur spricht. 2. Den, der erst spricht, dann hört. 3. Den, der erst hört, dann spricht. 4. Den, der nur hört. Gott ist der erste. Er allein spricht in Wahrheit. Aber weil er Mensch geworden ist, so ist er auch der zweite, der Sohn und Priester. Und weil er auf die Bitten seiner Kinder neues sagt, so ist er auch der dritte und heilige Geist.

Und weil alle Geschöpfe in der Fläche seiner Hand noch auf ihr Stichwort warten, so sind die vierten auch noch göttlicher Herkunft, obwohl sie nur hören. Die vierten sind die Geschöpfe par excellence, Brot und Wein, Salz und Feuer

und unter den Hörern die Anfänger. Sie heißen Katechumenen, von „Echo", weil in ihnen das Wort erst widerhallte; sie selber haben noch nicht ihr Wort darauf gegeben. Sie teilen noch die Stummheit der Kreatur.

Blicken wir auf die vierten, die reinen Hörer, zuerst; denn sie sind am meisten vergessen. „Du Kreatur des Salzes", sagt der Priester, „ich beschwöre Dich, Du Kreatur des Salzes, beim lebendigen Gott, beim wahren Gott, beim heiligen Gott, bei Gott, der Dir befahl, Dich durch den Propheten Elias ins Wasser werfen zu lassen, auf daß die Unwirksamkeit des Wassers geheilt werde und daß Du werdest geweihtes Wasser zum Heil der Gläubigen und seiest allen, die Dich nehmen, Gesundheit der Seele und des Körpers, und daß entflüchte und davon weiche von dem Orte, in dem Du angesprengt wirst, alle Irrschau und Schlechtigkeit und Verschlagenheit verführerischen Trugs und aller unreine Geist, beschworen bei dem, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch Feuer. Amen."[1]

Der Mensch ist sprachunfähig wenn die Stufe des Katechumenen, des Widerhalls, von ihm nicht als Ursprung des Wortes gelebt wird. Wer lehrt seine Kinder noch widerhallen? Die dritte Stufe ist die der Responsorien. Die Psalmen und Gebete werden vom Hörer in seine eigenen Worte übersetzt und er antwortet dem Wort. „Der Herr sei mit Euch", sagt der Priester. „Und mit deinem Geiste", antwortet die Gemeinde. Sie übersetzt seine Bitte so, daß sie nun auf den Priester paßt. Aber sie hat nur etwas zu antworten, weil sie das Wort vernommen hat. Der Priester hat ein Amt. Das Volk wartet auf seiner Lippen Tat. Deshalb, weil er eingepflanzt ist als ihr Sprecher, deshalb sind seine Lippen aufgetan. Aber er muß immer wieder hören, daß dies Volk ihn trägt. Wenigstens der Ministrant muß dem Priester versichern, daß ihm die Gemeinde zuruft: Sprich, denn wir werden antworten. Der Priester spricht als der dritte von unten, der zweite von oben. Er verkündet die frohe Kunde.

Alsdann kommt die letzte, oberste, die vorhin als erste bezeichnete Stufe: Die Gemeinde kommt ja zusammen, weil ihr Sprecher im Namen des lebendigen Geistes sprechen soll. Sie ruft den Sprecher an, damit er den Geist jenes Namens verkörpern soll, dem sie sich gläubig unterstellt. Der die Last des Stummheit und Vereinzelung aufhebende Name ist Gott. Er hebt an, bevor noch jemand hört. Denn er hat unser Ohr geformt, damit wir ihn hören können, und unser Auge gebildet, so daß wir einander ansehen dürfen.

Also ist das Wort bei Gott, bevor alle Dinge gemacht sind. Das ist die Präexistenz des Wortes, von der das Dogma redet. Die Autorität, dank der die Gesandten des Geistes, die Gemeinde der Antwortenden und die hörenden Geschöpfe alle drei vereinigt werden, steht über ihnen als Name der Name Gottes, der uns als seines Leibes Glieder an sich reißt.

---

[1] Joseph Wittig in „Die Kreatur", II, 22 hat uns diese Übersetzung 1927 geschenkt.

Aber auf allen vier Stationen muß uns das Wort begegnet sein, bevor unsere Sprache vor Verkümmerung geschützt ist. Gottes Name beruft, der Berufene teilt mit, die Gemeinde antwortet, das Geschöpf hört. Du selber bist allen diesen Stationen Gefäß und Teilhaber und Zeuge und Amtsträger.

Aber du kommst auf diesen Namen im Laufe deines Lebens gehorsam zu. Wenige laufen den ganzen Weg. Heilige aber heilen das Wort, weil sie sich durch die volle Viergewalt des Wortes haben heilen lassen. Aus Geschöpfen, aus Gemeinde, aus Gesandten sind sie selber Lichter aus der Quelle des Lichts geworden, das in unser Dunkel einstrahlt; ihre Namen sind an Gottes Namen angeschlossen, wie die Kristalle an den Faden, um den herum sie sich gebildet haben.

Am Vorabend des ersten November heißt es daher: „Ich sah einen großen Haufen, den niemand zählen konnte, aus allen Rassen vor dem Throne stehen. Und alle Engel standen um den Thron herum und fielen angesichts des Thrones auf ihr Antlitz und flehten zu Gott: Du hast uns zurückgebracht, o Herr unser Gott, Kraft deines Blutes aus jedem Stamm, jeder Zunge, jedem Volk, jeder Nation und hast uns unserm Gott zu seinem Reich gegeben. Lobsprechet dem Herrn, alle seine Erlesenen, haltet Freudentage und bekennet ihm. Ein Hochlied allen seinen Heiligen, den Söhnen Israels, dem Volk, das ihm nahe kommt; dieser Ruhm gilt allen seinen Heiligen. Ich habe geglaubt, denn ich habe zu sagen gewagt: ich bin allzu gering gemacht. In meiner Maßlosigkeit sprach ich: Jeder Mensch lügt. Was soll ich dem Herrn wiedergeben, für alles was er mir gegeben? Den Gesundheitskelch will ich empfangen und den Namen des Herrn anrufen. Und worauf ich mein Wort gegeben, das will ich vor der ganzen Gemeinde offen kundtun. Kostbar ist in Gottes Auge der Tod seiner Heiligen."

Dann heißt es: Ein Engel hat den vier Unheilsengeln, die Erde und See schädigen dürfen, laut zugerufen: Land, See, Bäume dürft ihr nicht schädigen, bis wir die Gottesknechte ausgezeichnet haben.

Engel, Erzengel, Reiche und Herrschaften, Fürstentümer und Gewalten, Kräfte der Himmel, Cherubim und Seraphim, Patriarchen und Propheten; des heiligen Gesetzes Lehrer, Apostel, alle Blutzeugen des Einen Sohnes, heilige Bekenner, Jungfrauen Gottes, Wüsteneremiten, alle Heiligen, legt euch ins Mittel für uns."

Die Elemente, die einen Gesegneten des Herrn bestimmen, entfalten sich in den drei Psalmen 1, 4, 8, die nun gebetet werden.

Wie ein Baum, der seine Früchte hervorbringt zu seiner Zeit, steht der Gerechte an den Wassern; denn er ist eingepflanzt in den Garten der Schöpfung wie ein von jedem Worte Gottes ernährtes Geschöpf. Darin hat er seine Wurzeln (Psalm 1).

In der Not strecken sich diese Wurzeln in immer wunderbarere Tiefen des Notrufs, weil der Bau eines Gerechten lebt, so dringt sein Anruf zum Ohr Gottes vor und wird erhört. Weil er in dieser Wurzelerde der Hoffnung auf Gott

ruht, kann er geduldig auf Gottes Antwort harren. Weil der Friede Gottes seine Heimat ist, spiegelt sich das Licht seines Antlitzes auf dem Heiligen (Psalm 4).

Wer ist denn dieser Mensch, daß du sein gedenkest, wer ist der Sohn dieses Geschlechts daß du ihm nahst? Ja, wo steht er im Reich der Geschöpfe? Geradeswegs unter den himmlischen Gewalten der Kunst und Wissenschaft, Kirche und Staaten steht der Verklärte. Gerade oberhalb der großen Säuger, der Vögel und Fische. Denn ihm ist der Mund verliehen, deinen Namen auszurufen (Psalm 8).

So herausgelöst sind sie aus jeder Rasse, Zunge Nation und Armee, daß sie in dem Einen, der zuerst aus diesen vier Kerkern herausstarb, in dem Sündenbock aller das Opferlamm erkennen. Seinem Namen in der Viergewalt von Lamm, Sohn, Hohepriester, Gott wird zuerst das Einschießen in den Gottesnamen gewährt; seine Kraft, Göttlichkeit, Weisheit, Mut, Ehre, Ruhm und Segen erkennt die gesamte Schöpfung und ruft seine Macht zu ihrer eigenen Weiterschaffung an. (Lesungen des Tages.)

Alle die dem Erstling folgenden Geheilten bedürfen der Reinheit des Herzens – das heißt der Fähigkeit, ungeteilt und vom ganzen Herzen sich dem Anruf Gottes hinzugeben, sie bedürfen des Abglanzes seines Anblickes, und dieser Abglanz erscheint in ihnen als Frieden, und sie bedürfen der Kraft, Verfolgungen standzuhalten, denn sonst kann Gott nicht sein Recht werden. Aus dem Grund dieser drei Vorgänge geht ihr Name als der Söhne Gottes hervor, wenn sie sich dem ersten Sohn anschließen (Kommuniongebet des Tages).

Denn die Heiligen bilden das Heroenkartell, mit dem die Kirche den Eigenwillen der Titanen des Altertumes überbietet. Indem Jesus aus allen Helden Heilige macht, ordnet sich der Strom des Geistes. Die Windsbrauten, Platzregen, Hagelstürme der einzelnen weichen einem aus dem steten Weben der Geister aufsteigenden Dom.

Im Feste Allerheiligen am Ende des ersten Jahrtausends ist die Vision der gotischen Kathedrale bereits schweigend angelegt. Die sichtbarlichsten Kirchen, die Kathedralen, wie sie seit dem 12. Jahrhundert gebaut werden, spiegeln eben nur die unsichtbar gelebten Leben des ersten Jahrtausends in Stein ab. Der weltliche Mensch besieht und betastet die Steine und denkt: das also ist die Christliche Kirche. Er ist zu bedauern.

Können Kulturträger begreifen, daß die Musik eines Menschenlebens über siebzig Jahre hin und der Schöpfung durch die Jahrtausende das Urbild aller „künstlerischen" musikalischen Komposition ist? Die musikalische Bewegung des Alls wird von den Musikern eingefangen und verdichtet, wenn sie Musik machen. Die Architektur einer Kirche ist die Spielform für den ernsten Bau des begeisterten Leibes aus gelebten Menschen. Die Künste sind Kurzformen der Wirklichkeit und sie erregen eine Vorstellung unserer wirklichen Lebensgeschichte. Diese Lebensgeschichte aber ist eine von der Erschaffung des Lichts und der Bäume bis zur Vereinigung des ganzen Planeten zu einer Ordnung.

Die Leistung der Kirche steht zwischen dem Spielen der Künstler und der wirklichen Geschichte. Die tägliche Liturgie erhält nämlich unsere Spiele in Einklang mit der Wirklichkeit. Sie ermöglicht uns daher, weder die Spiele zu übertreiben noch vor lauter Ernst den Atem zu verlieren. Mittels der Sprache hält sie das gesegnete Ein- und Ausatmen zwischen Gott und Geschöpf in Gang.

7. Abschnitt

Heilige, Revolutionäre, Nihilisten

Zerfall und Anrede

Den Himmel, das Fegfeuer und die Hölle müssen die Menschen unserer Ära aus Liebe betreten. Der Heilige, der Revolutionär, der Nihilist sind die drei großen Liebenden dieser Liebesgeschichte. Den Heiligen liebt Gott, der Revolutionär liebt die Welt, der Nihilist liebt nichts. Kann man nichts lieben? Darauf soll dieses Kapitel zu antworten suchen, in dem es das Nichts so faßt wie wir auch Gott gefaßt haben: wir fassen Gott nur da, wo wir vergotten. Wir fassen das Nichts nur, wo wir vernichten. Nun vernichten wir alle. Wir essen ja. Da stirbt Lebendiges. Der Nihilist aber blickt in diese uns anderen unangenehme Richtung. Ich bin vermutlich kein Nihilist. Aber er spricht auch für mich mit, weil ich ja nur leben kann auf Kosten der Leben, die ich vernichte. Dem Nihilisten macht das – angeblich – nichts aus.

Und mir scheint die Abrechnung mit dem heraufziehenden Nihilismus zuerst zu kommen, bevor wir behaglich auf das letzte Jahrtausend zurückblicken können. Der Leser und ich werden uns über die Zeit, die gerade hinter uns liegt, leicht verständigen, wenn wir erst zusammen uns über den Nihilisten entsetzt haben. Dies erklärt also die Reihenfolge der letzten Kapitel dieses Buches. Gleich hinter Allerheiligen und Allerseelen kommt hier der Ausblick auf den Nihilisten. Nämlich erst im Hinblick auf ihn werden wir dann auf das zweite Jahrtausend von den Kreuzzügen bis zu den Weltkriegen zurückblicken. Daraufhin werden wir in diesem zweiten Jahrtausend die Weltgeschichte und die akademische Welt unterscheiden lernen. Denn wir haben ja auch in unserem eigenen Leben zwei Welten erlebt. Als Kinder des zweiten Jahrtausends sind wir alle auf die Schule oder gar Hochschule gegangen. Aber trotz der Schulbildung haben wir daneben mehr als genügend Weltgeschichte am eigenen Leibe erlebt. Die doppelte Welt jedes lebenden Menschen, der dies Buch liest oder den ein Leser kennt, ist also aus Weltgeschichte und Schulwelt zusammengesetzt. Nachdem wir also uns auf den Nihilisten, der heraufkommt, eingestellt haben, werden wir von da aus die „Weltgeschichte“ und die Welt der Schulen nacheinander zu Wort kommen lassen.

Im Hinblick auf den Nihilisten hört nämlich die Weltgeschichte auf. Auch wird angesichts des Nihilismus unser gesamtes Schulwesen fragwürdig. Daher ist der entsetzte, auf den Nihilisten starrende Blick eine große Hilfe für unsere Aufgabe, mit dem zweiten Jahrtausend fertig zu werden.

Um im Jahre 2000 mit der Geschichte des abgelaufenen Jahrtausends fertig geworden zu sein, empfiehlt sich der Hinblick auf die Nihilisten. Unter ihrem starren Blick sondert sich in uns selber das Geschöpf vom Schüler, und das echte Ebenbild von dem bloß Gebildeten.

Wir bringen unausgesetzt Nihilisten hervor. Dessen müssen wir gewahr werden, bevor wir unsere Geschichte begreifen. Da erscheint ein Bild in einer Zeitschrift, auf dem Kinder einem Photographen zugucken, wie er die Zuschauertribüne eines Pferderennens photographiert. Ich werde stutzig. Es ist immer aufregend, einen Spiegel nochmals gespiegelt zu sehen. Nun bildet ein Pferderennen selber im Spiegel den wirklichen Lauf der Sonnenrosse ab. Dazu sind die Rennen dereinst aufgekommen. Und die Sonnenrosse ihrerseits mitsamt dem Sonnenwagen sind ein Bild dessen, was Gott sich wirklich am Himmel abspielen läßt. Mithin ergibt sich die folgende Reihe: Das Bild in der Zeitschrift, das ich sehe, spiegelt die Kinder. In den Augen der Kinder spiegelt sich der Photograph. Sein Photogramm spiegelt die Zuschauer. Diese spiegeln in ihrer Haltung das Rennen wieder. In dem Rennen spiegelt sich ein Rest des grandiosen Bildes, mit dem sich im Geist der Alten der Himmel gespiegelt hat. Es kostet Mühe, diesen Spiegelprozeß umzukehren. Aber das bleibt dem nicht erspart, der sich nicht selber etwas, nämlich das Spiegelbild, vormachen will. Gottes Ansicht seiner Sonne ist ja doch die Sicht, nach der wir Ausschau halten, wir mögen dies Trachten nach der wahren Einsicht nun nennen, wie wir wollen. Das selbstgemachte Spiegelbild aber beherrscht uns, solange wir es nicht im Hinblick auf Gott als Spiel durchschauen. Jeder Mensch will die Welt im Hinblick auf Gott durchschauen.

Ich aber habe die Spiegelung in der Zeitschrift, in den Augen der Kinder, in der Linse des Photographen, in den Augen der Zuschauer, in den Reitern, in den Sonnenrossen im Auge. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode. Der Wahnsinn ist immer methodisch, weil die Vermehrung der Spiegel ins unendliche systematisch stattfindet. Genau wie eines Steines Fallgeschwindigkeit im Quadrat der Entfernung zunimmt, so nimmt die Zahl der Spiegel in jeder friedlichen Gesellschaft unablässig zu. Im Raum fällt jeder Körper ins Bodenlose. Im Geist zerfällt jede wirkliche Erfahrung in weitere und weitere Spiegel. Sobald sich ein Mensch selber sehen will, ist dieser Regreß besonders unaufhaltsam. Um mich selber zu sehen, muß ich ja erst in Spiegel und Betrachter zerfallen, in Subjekt und Objekt. Fange ich einmal damit an, so ist es unmöglich, zu bremsen. Ich setze die Reflektion immer weiter fort, und der Spiegel ist kein Ende. Dann brechen Kriege aus: Denn im Kriege macht der Feind meiner eitlen

Selbstbespiegelung ein Ende. Er zwingt uns die echte Erkenntnis auf und bricht unseren Größenwahn. Damit ist die Heilsfrage unsrer Existenz neu formuliert. Das Spiegeln ist unserem Leben notwendig. Aber es zerbricht uns, sobald wir selber Spiegel und Gespiegelter sein wollen. Und doch müssen wir zerbrochen werden. Wenn wir aber zerbrochen werden müssen, dann müssen wir auch wieder ganz gemacht werden. Damit erhebt sich als Hauptfrage geistiger Gesundheit eine noch nicht gefragte Frage. Nicht ob wir reflektieren, kann gefragt werden. Das Naturkind, das nicht reflektieren will, ist kein Ideal. Aber der ewig reflektierende, der „Intellektuelle" ist es auch nicht, sobald die richtige Frage gestellt wird: *Wer* soll dich und mich und jeden reflektieren? Die Reflektion ist ein sozialer Vorgang in der Gemeinschaft, wie das schon im ersten Bande nachgewiesen ist. Dies wird heut politisch und medizinisch wichtig. Denn die Schizophrenie und der Nihilismus gehen aus der falschen Welt hervor, in der man entweder gar nicht oder auf eigene Faust individuell reflektiert hat. Beides ist heillos. Der Nihilist ist der mit sich selbst zerfallene Mensch. Da aber unser Geschlecht – und Gott hat ja DEN Menschen und nicht die Menschen zu schaffen vor – da aber unser Geschlecht seit Adam zersplittert, so ist jeder Nihilist, der in sich zerfallen ist, nur das Ebenbild oder Beispiel des Gesamtzerfalls der Rasse. Die Rasse wird immer wieder in nichts zerfallen müssen, um die Weiterschaffung, des, DES Menschen zu ermöglichen. Gott schafft aus nichts. Aus nichts sind Himmel und Erde erschaffen. Die Nichtigkeit des Menschen ist also eine Bedingung seines Weitergeschaffenwerdens. Der Name Nihil, Nichts, für einen Menschen ist also die Bezeichnung für den ewigen Ausgangspunkt, aus dem Menschenschöpfung allein erfolgen kann.

Im Namen Nihilist darf das Nihil schlechterdings nicht ausradiert werden. Sondern der kranke Punkt kann nur im Zusatz des -ist, des -ismus, von Nihilismus, gesucht werden. Gott schafft aus nichts. Und „alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will". Der Nihilist dreht aber diesen Goethevers um. Er singt: „Denn alles muß im Sein erstarren, weil ich im Nichts beharren will." Daher gilt es, den Sinn des Wahnsinns der intellektuellen Reflexion aufzusuchen. Denn nicht umsonst lauert der Wahnsinn unterwegs auf den Menschen. Bevor ein Junge erhört wird von seiner Geliebten oder bevor ein Mädchen gefreit wird, sind sie voller Wahn. Sie wähnen wie alle, wähnen alles Mögliche, denken alles Denkbare vor der Entscheidung. Nur so können wir den Übergang aus einer geschöpflichen Form in die nächste aushalten. Wir müssen die Wartezeit ausfüllen. Sie mag ja lange dauern und beim Proleten dauert sie das ganze Leben, weil niemand ihn in seinem Tun liebt, sondern höchstens trotz seines Tuns. Der Mensch erwartet aber wegen seiner Rolle und Funktion als notwendig gepriesen zu werden. Jede Interessenten-Gruppe preist sich selber, wenn sie sich nicht genügend anerkannt wähnt. Ein Würzburger Professor, der sich nicht anerkannt fühlte, komponierte zu seinem 70. Geburtstag die Festkantate: „Heil dem großen Prälat Fischer."

Der Wahn, um es zu wiederholen, ist das Zeichen der Wartezeit. Dank des Wahns bleibt der Mensch unterwegs. Er bleibt lebensfähig während der Leidenszeit, in der er aushalten muß, bis er wieder geliebt wird und selber liebesfähig wird. Lebensfähigkeit kann nicht von Liebesfähigkeit abgeschnitten werden. Auf dem bloßen Niveau der Lebensfähigkeit kann niemand tadellos funktionieren. In dem intensiveren Verbrennungsstadium der Liebe aber wird natürlich die anhaltende Lebensfähigkeit einerseits vorausgesetzt, andererseits erklärt sich das, was wir lebensfähig nennen, auch wiederum nur umgekehrt als das Potential zur Liebe. Im bloßen Stadium des Lebens oder im Stadium des Bloß-Lebens ist also der Wahnsinn so lange positiv zu bewerten, als er das Aushalten im liebesleeren Warteraum ausfüllt. Denn dann kündet sich in ihm die Erwartung an, daß das bloße Lebendigsein als Potential unseres lebendigen Leibes aufgehoben wird bis zu seiner Erfüllung im Lieben und Geliebt-Werden. Der Wahn ist also die Schleierhülle, der Cocon um die noch nicht ausgekrochene nächste Geburt unserer liebenden Seele. Leben plus Wahn gleich Liebesfähigkeit; Leben ohne Wahn gleich Absterben. Erst auf der Stufe des Geliebtseins darf der Wahn abgeschuppt und abgestoßen werden, wie eine überflüssig gewordene Eierschale. Der Geliebte darf die Wahrheit erkennen. Der bloß Lebende muß wähnen. Wir haben gesehen, daß die ganze akademische Existenz unserer akademischen Jugend kollektive Wahnexistenz ist: Denn der Platonismus ist Wahn, insofern er eine andere Welt als die von Gott geschaffene, eine bessere ideale Welt in unsern Hirnkasten stellt und den jungen Menschen es in diesem zweiten Hause *auszuhalten* lehrt.

Jeder Wahn besteht darin, einen Spiegel zwischen sich und die andern zu stellen, einen Spiegel, in dem ich mich bereits in dem Bild sehe, welches mir meine Mitmenschen, Vormenschen und Nachmenschen einstweilen noch verweigern. Jeder Wahn muß die Vorstellung, welche andere von mir und der Welt hegen, und meine Vorstellung von mir und ihnen, spalten und aufsplittern, um mir mein Aushalten im zersplitterten Zustand zu erleichtern.

Jeder Wahn enthält zwei falsche Vorstellungen: die eine falsche Vorstellung ist die von dir und mir. Aber die andere, welche erst aus dem bloßen Verkennen oder Irrtum den Wahn macht, ist der Griff nach dem Spiegel; das heißt, der Wahn besteht in der Annahme, es sei mein Recht, meine Pflicht, meine Aufgabe, ja, es stehe in meiner Macht, mir ein Bild von mir selber zu machen. Aber so wenig wie wir wollen dürfen, Gott zu sehen, so wenig dürfen wir uns selber sehen wollen! Der Spiegel ist falsch aufgestellt, der zuerst uns selber reflektiert. Wir können uns nur in anderen ansehen. „Ansehen" in der wirklichen Welt heißt immer angesehen sein und angesehen werden. Jeder Wahn ist eine falsche Vorstellung; denn Vorstellungen sollen wir nur voneinander, nicht aber von uns selber hegen, weil wir uns nicht vor uns selber hinstellen können, ohne uns zu entzweien. Wir müssen einander vorgestellt werden. Der delphische Gott wollte freilich, daß wir uns kennenlernen, sagte aber nichts darüber, wie wir

das vollbringen. Wir vollbringen es nur zwischen Göttern und Menschen. Vom Menschen kann niemand reden, der nicht von Göttern in demselben Atemzuge handelt. Gott wäre ja ein bloßer Luxus, wenn man ein einziges Wort über den Menschen aussagen könnte, ohne im Hinblick auf Gott zu reden oder zu denken. Bei jedem Gespräch, so sahen wir im Kapitel 5 („Die Umkehr"), brauchen unsere Augen eine Wand, von der sie die von uns selber ausgesprochenen Sätze und Behauptungen auf uns selber zurückwirken sehen. Die Schallworte brauchen das Echo in unsrem Ohre. Der Psalmvers muß dem Beter vom Chor zurücktönen. Deshalb besteht er aus zwei Hälften. Ich muß hören, was ich sage, aus deinem Munde. Der Mensch hört nur, was er selber gesagt oder gelobt oder versprochen oder verantwortlich gedacht hat, wenn er auch selber auf das hört, was er sagt. Dies aber ist gar nicht ein rein akustischer Vorgang. Sondern mein Wort muß auf mich zurückkommen. Es muß mir selber die Zukunft verheißen, und ich mich so in meine Ehe, meinen Beruf hineinsprechen lernen. Und meine Sätze werden nur dann aus bloßen Vorsätzen echte Feststellungen, wenn ich den Fixpunkt Gott, welcher alle Zeiten in einem lebt, aus-halte, wenn also mein Wort gilt, obwohl ich es nur selber gesagt habe, weil ich glaube, daß ich es gesagt habe. Wer so spricht, glaubt an Gott. Wer seinen eigenen Sätzen keinen Glauben schenkt, erst der ist gottlos. Diese Exemplare unserer Rasse sind nicht zahlreich. Der Wahn sagten wir, hält das Leben der lieblosen Zwischenzeit aus. *Im Hinblick auf Gott,* der uns ja liebt, halten wir ohne Wahn aus. Der Wahn blickt auf den Sprecher selber, der Glaube spricht und denkt „im Hinblick auf". Wahn und Glauben sind also dialektisch angeordnet, so daß wir entweder einem oder dem anderen verschrieben sind. Der Gegensatz von Wahn ist nicht Wissen oder Wahrheit, sondern Glaube, als die Qualität, auf das Sofort-geliebt-werden im Hinblick auf die Quelle aller Liebe getrost warten zu können. *Der Unglaube muß wahnsinnig werden.* „Die andere Welt" ist ein Beispiel dieser notwendigen Verwahnung in Schulen.

Wer nicht warten kann, bis Gott seine Liebesstunde sendet — und wer kann immer warten? — versucht sich statt dessen selbst zu erblicken. Fieberhaft sucht er sich die rechte Vorstellung von sich selber zu bilden, was doch niemand vermag. Sogar Plato konnte nur den toten, den recht gestorbenen Sokrates als gültiges Menschenbild sich vorstellen. Denn nur einschließlich meines Sterbens bin ich vorstellbar, weil ich dann erst vollendet, abgeschlossen und endgültig da bin. Wer also selber anblickt, um aus sich ein Bild dessen, was Mensch, Gott und Welt seien, zu gewinnen, nimmt einen unvollständigen, ungültigen Vorsatz und Vorlauf, den vorläufigen, unbeendeten Versuch Mensch, den Torso Mensch als Maßstab für die endgültige und wirkliche Welt. Er tötet den Menschen, weil er ihn sich vorstellt, vor der Zeit und stellt so die Reihenfolge der Vorstellungen auf den Kopf. Und eben das tut der Wahn. Wie ja auch der Spiegel die rechte und die linke Hand vertauscht. Mich selber, den noch nicht vollendeten Menschen zum Maßstab meiner Menschenkenntnis zu nehmen, ist Wahn.

Die Sprache setzt selber eine Warnungstafel: wir stellen ja uns oder man stellt sich das eigene Selbst vor. Hier ist das Reflexivum „uns" oder „sich" ein wichtiges Zeichen, um zu zeigen, was vorgeht, wenn „wir uns uns vorstellen". *Wer sich sich vorstellt,* verdoppelt „sich". Er ist zugleich mir und mich, wenn ich doch mir mich vorstelle. Niemand kann aber zu gleicher Zeit „mir" und „mich" spielen, ohne eben in zwei Rollen zu verfallen. Hier also begegnet uns das Grundwort und der Grundakt des Zerfallens als Fehlaufstellung der Spiegelvorstellung. Wer sich bespiegelt, über sich nachdenken will, kann es tun, aber um einen bestimmten Preis: den des mit sich selber Zerfallens. Wir hadern, zweifeln, zerfallen, zersplittern, wenn wir uns selber zum Gegenstande machen. Wer sind wir dann eigentlich? Offenbar haben wir unsere Einheit preisgegeben. Denn wir zerfallen nun in zwei, ein Mir und ein Mich. Nun besagt das keineswegs, daß nicht *Zerfall zum Leben gehört.* „Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will." Jeder Naturforscher spaltet sich in Körper und Geist, in bobachtenden Kollektivverstand und in leibliches Organ der ungeteilten reagierenden Natur, im Dienst der Forschung; aber er tut das *vorübergehend.* Zu Haus ist er wieder er selber, unteilbar, unzerfallen[1].

Die Zerfallenheit als Lebensvorgang wird erst wahnhaft, wenn sie als *maßgebend* und dauerhaft mißverstanden wird.

Wir müssen zerfallen, aber wir müssen diesen Zerfall als Leidenszeit aushalten, nicht als Maßstab an die Zeiten der Unverfallenheit und Ganzheit herantragen. Gerade aber das tut der Wahn. „Die" andere, „ideale" Welt zum Beispiel wird zum Maßstab der angeblichen Scheinwelt erklärt, in der wir leben, wenn wir geliebt und getragen und heil und ganz leben. So wird das echte Leben vom Schulwahn als Schein abgewertet, weil er sich außerhalb der Schule nicht leicht zurechtfindet.

Wer hingegen seine Einheit bewahren möchte, muß den übrigen Menschen zum Schauspiel werden und sich damit begnügen, sich die übrigen Menschen vorzustellen. „Ein Schauspiel für Götter und Menschen sind wir geworden" ruft der Apostel aus, aber damit will er auch sagen: wir sind kein Spielzeug für oder vor unsern eigenen Augen. Der Glaubende bespiegelt sich nicht.

Der Nihilist aber braucht den Wahn, weil die Mitmenschen ihn noch gar nicht als jemand besonderes gelten lassen. Er ist ja noch nicht ausgesondert als der, den jemand durch einen anredenden und damit besonderen Namen aus-gezeichnet hat. *Liebe und Nennen ist ein und dasselbe.* Wer sich also für unangeredet und unbenannt hält, glaubt zu wissen, daß keine Seele für ihn etwas übrig habe, und daran muß er dem Wahn verfallen. Er muß sich selber verkennen, weil er es nicht aushält, noch unerkannt, ungeliebt zu leben. Selbsterkenntnis ist also Ersatz für den normalen Vorgang liebender Anerkennung. Sie ent-

[1] Freilich leugnen die Positivisten den vorübergehenden Charakter der wissenschaftlichen Spaltung. Dazu siehe meine Untersuchung über Eddington und Faraday in „Der Atem des Geistes", Frankfurt 1951.

spricht wie die Selbstbefriedigung, dem Notstand des Alleinseins. Weil Liebe nennt und weil Nennen Liebe ist, deshalb gehört das Problem des Wahnsinns nicht in die Bezirke des Kopfs, sondern des Herzens. Und weil heut die geistigen Akte des Sprechens ausschließlich mit dem Gedanken und Denken zusammengerückt werden, die Liebe aber zum Leib und Geschlecht, deshalb wird der Wahnsinn an eine falsche Stelle im „System" gerückt. Wenn Lieben und Nennen aber ein und dasselbe ist, dann hat hier weder der Sexus noch das Denken recht. Liebe und gegenseitige Vorstellung gehören zu einem Reich, in dem gerade die Zerfällung in Ratio und Sexus nicht stattgefunden hat. Wer liebend nennt, ernennt damit jemanden zu dem, den er liebt. Und wer ernennt, erkennt damit jemanden an, weil er ihn liebt. Die geistigen Fähigkeiten des Liebesaktes und die geschlechtlichen Fähigkeiten des Sprechers werden also in völlig eine und dieselbe Tat verschmolzen. Liebe ist nicht Sexus, Liebe ist nicht begreifen. Sie ist Verschmelzung. Und so ist es mit der Annahme und Hinnahme einer solchen Anrede durch die, die geliebt wird. Sie wird als Weib oder als bräutliche Seele, das heißt, als empfangende *wach*. Wachheit aber heißt Bewußtheit. Und also fährt der Gedanke: „jemand liebt gerade mich", als der echteste und grundlegendste Gedanke, als Maßstab in mich, und nur weil und seitdem ich so erwacht bin, kann ich überhaupt wahnfrei denken. Und wir sind Mann wie Weib: Wir denken erst dann, wenn wir den Maßstab des sowohl zu lieben wie geliebt zu werden anwenden.

Aber der Nihilist, dem dieser Zustand entschwunden ist, erwacht statt dessen mit dem Hunger nach Geltung. Da er und die Gelehrten nicht wissen, daß Geltung eben durch ernennen gesichert wird, ernennen aber auf geliebt-werden ruht, so wird dem Unglücklichen ein „Geltungstrieb" zugeschrieben, als ob der nicht nur Ersatz von Sprechen und Lieben sei. Hungrig ist der Nihilist. Er kann sich zwar den Körper einer Dirne kaufen, aber sie gibt ihm ja keinen Namen und schlimmer noch, er kann ihr keinen Namen geben. Denn jeder Name, den wir verleihen, lechzt nach Ewigkeit, und gerade unsere Liebesgeständnisse wollen wir verewigen. Wieder wird also das schreckliche Leiden mißverstanden, das uns allen auferlegt wird, wenn wir unvollständig lieben. Denn alle Liebe möchte öffentlich ernennen.

Und das kann ich nur, wenn ich schrankenlos freien, unbedingt sprechen, grenzenlos vertrauen darf. Die Vollsprache der Liebe gelingt nur, wenn keinerlei endgültige Schranke sichtbar ist, welche die Auswirkung des Liebesworts einschränkt. Jedes unserer: „Ich liebe dich", wird eines Tages an seine Schranke gelangen; aber wehe, wenn ich diese Schranke klar sehe, während ich dies sage. Ich werde impotent. So kann ich also der Dirne nichts sagen, denn ich bin ja nicht der, auf den dies Mädchen zur Zeit hört. Die Hochzeit, also die Zeit, in der Nennen und Lieben ein und dasselbe sind, fordern unerbittlich die gegenseitige Hingabe. Niemandem, die einem Zuhälter angehört, kann eine Liebeserklärung gemacht werden. Die festen Formen unserer Klasse und Rasse, unserer

Vorurteile und Begriffe sind aber unsere „Zuhalten", unsrer angeklammerten Vorbenennungen, an denen die Hochzeit zu scheitern pflegt. Wer nicht so heiratet, daß seine Kinder eine noch nie dagewesene Verkörperung der Menschenrasse darstellen, der verharrt im Inzest. Denn er überantwortet ja seine Liebe und die Früchte seiner Liebe einem schon vorher dagewesenen Namen.

Die Seele klammert sich an eine vorgefaßte Stütze, sobald sie die Hochzeit unmöglich findet und doch den Schein der Hochzeit, der Vermählung, aus Verzweiflung begeht. Und jede solche mißglückte Hohe Zeit ist eine schreckliche Leidenserfahrung und bestärkt den Nihilisten in seinem Unternehmen, den Maßstab seiner Erkenntnisse nicht aus der *hohen Zeit*, sondern aus der aushaltenden Periode zu gewinnen und also seine eigene unfertige und unerkennbare Person zum Maßstab aller seiner Vorstellungen auszurufen. Dante hingegen rief den Namen der nie geheirateten Beatrice in alle Zeiten und singend heilte er seine Liebe zu ihr aus.

Der leere Hunger nach ernennender Liebe, also der Geltungstrieb, erwacht, und wir finden mit Entsetzen, daß uns die Welt noch immer nicht anerkennen will. Da wir ja trotzdem Platz wegnehmen und sichtbar herumlaufen, wird sie mit uns statistisch fertig und zählt uns statt von uns zu erzählen. Politisch klassifiziert und eingestuft sind wir aber trotzdem noch fast „niemand". Der Wähler beginnt anerkannt zu werden, und im Akte der Wahl beginnt die Gemeinde mich zu ehren, weil ich auch abstimmen darf. Aber das ist ja noch sehr wenig. Auch als Abstimmender bist du noch lange nicht du selber. Da bedarf es des Wahnes, um dies Ausgestoßenbleiben unseres Kernwesens aus der Welt zu überleben. Ich bin sicher, daß Schopenhauer nach jedem Bordellbesuch einen philosophischen Gedanken produzierte.

Und da beginnt das Spiegelaufstellen im Innern mit der falschen Strahlenrichtung: wir zerfallen lieber mit uns selber, nur um nicht bloß statistisch erfaßt zu werden. Als Jugendlicher, als Amerikaner, als Jude, als Bolschewist, nein, das halte ich nicht aus. Im Wahn bin ich freilich mein eigener Herold, aber wenigstens erkenne ich mich selber *an*. Und dies Anerkennen, Anreden, Ansprechen ist unentbehrlich. Der Mensch ist nun einmal das sein „Antlitz" entgegenhebende Lebewesen. Wir sehen einander an, weil wir einander entsprechen müssen. Die Wahnvorstellung also ist Selbstanerkennung, man antlitzt sich selber. Damit beginnt der Zerfall.

Es wird die Aufgabe der Heilkunde sein, die unerläßliche Zerfallenheit im Spiel unserer Einbildungskraft, das gelegentliche Spiegeln, von der unheilbar gewordenen Spiegelleidenschaft, dem vollendeten Wahnsinn abzugrenzen.

Die Spiegelung ist mithin die Methode des menschlichen Atomzerfalls. Denn das Individuum ist auch schon im Namen als „Atom" gekennzeichnet. Also kann es nicht geteilt werden, sagt das naive Wort Individuum. Aber wir wissen es besser. Denn es kann zerfallen. Daher hat der Mensch früher seinen Frieden im Namen der „individua Trinitas" geschlossen, das heißt im Hinblick auf den

einen Gott, den wir nicht ungestraft in Teile zerlegen. Seine Ich, Du, Er, wie du ihn nennst, wie er sich nennt, wie ich ihn nenne, sind identisch. Es ist eine Gesundheitsregel des Denkens, Gott nicht in seine Teile zu zerlegen. Wir dürfen es nicht. Genau so ist es aber mit dir als Gottes Ebenbild. Du darfst dich nicht zerspalten, ohne in die Hölle der Nichtmenschlichkeit zu zerfallen. Das Individuum ist eben ein Ebenbild nicht nur des Atoms sondern auch der unteilbaren Trinität. Das Wort „Individuum", „Atom" richtet nur die Schranke auf: weiter geht es nicht mit unseren Werkzeugen. Aber die individua Trinitas, die noch 1815 beim Frieden von Wien angerufen wurde, und die ja im Marxistischen Dialektischen Prozeß noch anerkannt wird, besagt für dich und mich: Wir *dürfen* uns nicht unterteilen, es ist *verboten*. Obschon wir es können. Das Individuum Mensch muß von dir, von der Welt, von ihm selber identisch erkannt werden. Er ist unteilbar.

Da das Verbot übertreten wird, so geht der Atomzerfall in Gruppen und Individuen vor. Wenn die Spiegelungen sich türmen, tritt Schizophrenie ein. Ich weiß nicht, wie viele Spiegelungen beim einzeln den Zerfall unheilbar machen! Bei der Nation genügen ungefähr sechs, um zum Weltkrieg zu führen: Mensch, Christ, Weißer, moderner Mensch, Europäer, Deutscher: Resultat: „Germanen".

Daher schnitt der geniale Stammbaum im Lukas-Evangelium diese Gefahr des Regressus ab, indem er Adam zu Gottes Sohn ausrief, und jedem Menschen dieselbe unmittelbare, *ungespiegelte*, Vorstellung seiner Stellung vor Gott gab.

Der einzelne Revolutionär, das heißt, jedes gespaltene Individuum, wähnt. Denn der Revolutionär ist auf Selbstbewußtsein eingestellt. Und wir haben gesehen, daß jeder selbstbewußte Mensch sowohl ein „Mir" wie ein „Mich" aus sich abspaltet. In Permanenz ist aber der Rebell oder Revolutionär, der wähnt, er werde nie anerkannt werden und daher dürfe er nie seine Selbstspiegelung loswerden. Er behauptet, er müsse sich für immer selber anerkennen und erkennen. Er leugnet, daß er auf gegenseitige Vorstellungen angewiesen bleibt. Die „Antithese", zum Beispiel also die Bolschewiken, wollen zwar die These, den Westen, von sich aus kennen, aber sich die Ohren verstopfen gegen den Sinn ihrer Benennung seitens der „These". Und doch verwehen die Wähne vor jeder echten Anrede, die nicht zu spät kommt. Die Kettenreaktion des menschlichen Atomzerfalls wird nämlich durch eine neue Anrede in ihrer Richtung umgedreht.

Wie endet der Fall eines Gegenstandes im Raum? Durch Aufhaltung. Eine Kraft muß ihn aufhalten. Aufhalten aber heißt in Wahrheit in die Höhe heben.

Wie endet der Zerfall? Durch Antwort, durch Entgegenhalten des Angesichts. Ein Mensch, der eines anderen Menschen ansichtig werden kann, wächst zusammen. Ein Offizier hat es deshalb leicht, Mut zu haben, weil ihn seine Leute ansehen und auf ihn blicken. Ansehen, das heißt, angesehen werden, hält, wenn es seine Anerkennung ausdrückt. Anrede macht stark, weil Anrede die Spiegel

umdreht, die in meinem Innern in die falsche Richtung gedreht stehen. Also wie endet der Zerfall eines Menschen in der Zeit? Durch Umdrehung seiner Vorstellung, seiner Spiegel. Ein Beispiel. Zwei gesunde Zwillingsschwestern waren jahrelang getrennt. Endlich sahen sie sich im Ausland wieder. Jede von ihnen schrieb sofort ihrer dritten Schwester über ihr Zusammensein einen Bericht. Ich las beider Briefe. Jede der Zwillinge schrieb herrlich ausführlich über die andere Schwester und nicht ein Wort von sich selber. Die Spiegel bei beiden standen in der Richtung, in der wir sie drehen, wenn wir sicher sind, geliebt zu werden. Dann blicken auch wir liebend auf unsere Nächsten und von ihnen sprechen wir, nicht aber von uns selber! Eine neue Anrede verwandelt den Zerfall in eine Gemeinde. Denn das ist es, Gemeindebildung, was dem Anredenden und Angeredeten widerfährt. Zerfallen und Widerfahren mögen also die beiden Tendenzen der Revolution in Permanenz heißen, aus denen sich das dritte Jahrtausend zusammensetzen muß. Jedem Wahn muß seine Umdrehung widerfahren. Der Widerpart zum Wahnzerfall aber ist die nächste Anrede. Die Selbstversöhnung des mit sich selber zerfallenen Menschen ist das einzige Geschichtsthema unserer kommenden Geschichte. Und als solche ist sie von Uranfang auf uns zugekommen. Versöhnung ist dreifach. Dem ersten Jahrtausend war die Selbstversöhnung Gottes in seinen zahllosen Namen das teuerste Anliegen. Die „Nichtse" der Götzen entehrten unseren ja in unserem Lobpreis anerkannten, durch Götzendienst aber beschimpften Gott.

Es ist wahr, daß unsere heutigen Gelehrten, Künstler, Sportsleute, Parteileute diese Versöhnung verlachen, und gar nicht merken wie vielen Göttern sie anhangen. Die Germanenmörder und die GPU waren nötig, um die Existenz vieler Götter in unserer eigenen Zeit neu aufzudecken.

Die Friedensmacher und Organisatoren und Ingenieure glauben ohne die erste Sühne auszukommen und stürzen sich auf Versöhnungen zwei (der Dinge) und drei (der Menschen) unmittelbar.

Aber deshalb bleibt die Versöhnung aller Zeiten, aller Äonen die erste Versöhnung; ohne sie zerfällt alles in Schutt und Asche und in jene Sinnlosigkeit, von der die Existentialisten heut so viel hermachen. Vor dieser Sinnlosigkeit rettet die Kirche des kommenden Gottes.

Die zweite Versöhnung ist die Aussöhnung aller Dinge der Erde und der Welt. Unsere Arbeit befreit uns, wenn sie die Erde mit sich selbst versöhnt. Das tut die recht angewandte Technik.

Die dritte Versöhnung sühnt den Haß der Menschen untereinander, die in Rassen, Völkern, Ländern, Klimaten, Sprachen, Geschlechtern, Lebensaltern, Berufen, Wohlstand. Jede dieser Abarten kann entweder zu Haß oder zu Neigung gewendet werden. Aber weder Kirche noch Technik allein können da etwas ausrichten. Denn sogar der Eingeborene Sohn weiß nicht Zeit und Stunde für jede einzelne dieser Versöhnungen. Ihr Zeitpunkt ist allein dem Vater vorbehalten. Die Verkündung der angenehmen Zeit, das rechte Wort zur rechten

Zeit, die Stunde und das Jahr des Heils – sie erschließen sich nur von Augenblick zu Augenblick. Denn nur im Augenblick verschwindet das Ding der Physik und die ewige Wahrheit der unteilbaren Trinität. Und zwar verschwindet der technische Zauber der vielen individuellen Atome und Dinge und verhüllt sich die ewige Offenbarung, in jedem Augenblick, wo zwei Individuen einander erkennen als Glieder – als unentbehrliche Glieder eines gemeinsamen Lebens.

Alle drei Aussöhnungen sind immerfort im Gange, immerfort gefährdet, immerfort unbequem. Aber das Geheimnis unserer Zeitrechnung ist die Entdeckung ihrer unabdingbaren Reihenfolge, und die ungeheure Ungeduld, auf sie einzutreten, und die unermeßliche Geduld, sie abzuwarten.

Da wir, ein jeder von uns, geduldig und ungeduldig sind, so marschieren wir alle in den drei Kolonnen: in jener der Geduld, jener der Ungeduld, und in jener, die alles auf das Wann?, auf den Geduld und Ungeduld ins schönste Gleichgewicht setzenden Kairos, abstellt. Jeder von uns hat diese drei „Zeitanschauungen" oder Zeithorchsysteme in sich. Und wie gut wäre es, wenn die Weltanschauungen zu Gunsten dieser Zeitgespüre preisgegeben würden!

Denn der Widerstreit der drei Witterungen ist wahrhaftig in sich selber eine Lebensaufgabe von übermenschlicher Gewalt.

Dieser Widerstreit erregt unsere Leidenschaften in der Tat so unmäßig, daß wir die Rauschmittel, die Betäubung, die Schlafpulver und die Sensationen brauchen, um seine Konflikte zu ertragen. Im ersten Bande wurde uns das Ausweichen der Träger des Ernstes in die Spiele des Scheins deutlich[1]. Unsere Witterungen überwältigen uns sogar dann, wenn wir wissen, daß sie zur falschen Zeit kommen. Die eigene Zeit und die Zeiten Gottes oder der Dinge oder unserer Gegner scheinen nur ausnahmsweise dieselben. Abgeschnitten von dem Zeitenstrom als Individuen bleibt uns nur der Krampf der Selbstbetäubung. Als man Pierre Loti, den Schriftsteller von doch beachtlichem Ruhm, fragte, warum er schreibe, antwortete er: „um den Tod zu vergessen". Das ist wenigstens eine ehrliche Antwort eines radikalen Individuums. Abgeschnitten von Vergangenheit und Zukunft welkt das Individuum sogar vor seiner eigenen Zeit.

Aber seit der Gott, der Mensch geworden ist, die Götzen widerlegt, ist das gesamte Leben des Geschlechts über bloße Geburt und bloßen Tod hinaus gelangt in die göttliche Luft, d. h. über jene Wolke bloßen Daseins, die den armseligen Individuen die Aussicht verdeckt. Wer bloß geboren wird und bloß stirbt, ja, der ist wahrhaftig ein Individuum und er kann deshalb nicht das geringste verstehen noch tun. Er, der von Sigmund Freud, Karl Jung, Karl Marx und dem Amt für Statistik durchleuchtete „Fall" des schon bei der Geburt traumatisch verunglückten einzelnen, ist allerdings der Fall.

---

[1] I, 67 und 103 ff.

An diesem Fall trägt die Weltgeschichte seit Adam. Der „Fall" hat nämlich kein Amt in der Geschichte, weil die Liebe von oben an ihm nicht teilgenommen hat. Ihn, den einzelnen, will niemand geboren haben, und niemand will in ihm getötet sein. Jeder aber, der ein Amt hat, besitzt Anteil an der Luft über der Wolke. Jeder Beamte ist „Wohlgeboren", sogar „Hochwohlgeboren"! Weshalb? Er hat Macht, nur ein bißchen Macht vielleicht, aber doch genug um ein klein bißchen zu töten. Und beides adelt uns. Denn eben dies bißchen Macht verdanken wir einem Tod. Jedermann, der nur geboren ist und nur stirbt, ist ein gefallener Mensch, statt ein Mensch „seines Wohlgefallens", wie die Engel zu Weihnacht im griechischen Text des Lukas uns Menschen preisen.

Unsre Zeitrechnung schließt diese vorchristlichen, nur gefallenen Menschen zusammen. Alle sind wir dank der Kreuzigung Menschen seines Wohlgefallens. Denn zu jedem von uns ist schon etwas entscheidendes gesagt, bevor wir erwachen und von jedem von uns kann etwas Entscheidendes gesagt worden sein, bevor wir sterben. Gebären und Töten gehören zur Definition der Menschen, nicht bloß seine eigene Geburt und sein eigener Tod.

Der Mensch, der kein Fall ist, fliegt auf den Flügeln des Namens in sein Amt und mit dem Pflug seiner Worte pflügt er den Acker der Zukunft. Durch dies ganze Buch hat sich die Dreifaltigkeit gezeigt, die in dem armen Kriegsgefangenen von Guatemala, in Rabinal uns zuerst begegnete. Sein Name war von Vorfahren gerufen und Nachkommen werden ihn anrufen. So wird er im Sterben seiner Berufung gewiß und damit wird sein Leben zum Amt. Wessen Leben ein Amt geworden ist, der ereignet sich. Der Zu-Fall der Geburt und des Todes rührt ihn fortan nicht mehr an. Und eben deshalb hört er auf, ein bloßer Fall, also ein Naturspiel oder ein bloßes Schauspiel zu sein. Denn er erkennt selber den Namen an, den ihm die Welt gibt. Ein berufener Mensch ist dem alten Adam entwachsen. Er wird eine Spur in der Spurfolge. Die Heilsgeschichte sind die Rufe, die Berufungen, die Anrufe aller Geschlechter. Die Einheit aus allen Zeugen des Geistes wird in ihr verspürt. Denn die Geschichte ist seine Spurfolge auf Erden. Das ist aber nur die eine Seite der Geschichte seit Christi Geburt. Es gibt auch ihr Gegenstück. Denn die unberufene, ungeliebte Welt hat sich immer gegen diese Heilsgeschichte spröde verhalten. Wer will zu sagen wagen, ob sie nur nicht genug geliebt worden ist oder ob die Welt dem Heiligen Geist absichtlich widersteht? Auf jeden Fall ist dem Kreuz heftig widerstanden worden. Und das ganze zweite Jahrtausend vom Schisma 1054 bis heute besteht aus solchen Widerständen; der alte Adam widersteht den Heiligen. Ihn treiben die sogenannten Weltrevolutionen seit 1054 mit brutaler Gewalt aus. In ihnen tritt der Revolutionär, der Prometheische Empörer auf den Plan. Der ist kein Kreuzesträger. Aber der Tod hat auch für die Revolutionäre gewaltige Bedeutung. Revolutionen werden ja nicht mit Rosenwasser gemacht. Die Geistlichen, Guelfen, Protestanten, Puritaner, Liberalen und Kom-

munisten sind alle Produkte von gar nicht rosigen Revolutionen. Revolutionstribunale dekretieren den Tod! Welcher Geist spricht aus ihnen? Die großen Parteiungen der christlichen Welt,

Weltklerus oder Geistliche?	— 1075
Ghibellinen oder Guelfen?	— 1200
Katholiken oder Protestanten?	— 1530
Tories oder Whigs, Höflinge oder Landadel?	— 1649
Bürger oder Kapitalist?	— 1789
und schließlich, Arbeiter oder Proletarier?	— 1917

sind die Themen von Revolutionstribunalen. Die Abschaffung aller früheren Rechtsgrundlagen hat jeder einzigen dieser Gruppen vorgeschwebt. Wir im 20. Jahrhundert beruhen also nicht nur auf einer Kreuzigung und den Heiligen der Kirche. O nein, wird sind auch alle die Früchte von Revolutionen. Unser Geist ist mithin nicht nur der Geist des Kreuzes. Er ist auch der Geist der Empörung. So leben in unseren Worten und Gedanken, in unseren Namen und Vorstellungen die heiligen Opfer und die weltlichen Rächer. Die Welt haben wir revolutionär umgewälzt und gewogen und zu leicht befunden; wir haben zu Kaisern, Päpsten, Adligen, Bourgeois gesagt: Packt euch! Die Heiligen haben uns imponiert; die Welt kann uns nicht imponieren. Und aus beiden, den Kreuzesträgern unsres Heils und den revolutionierten Schichten unsrer Welt, aus den Sprechern des: Ich bete an die Macht der Liebe, und des: Ihr seid nichts als fauler Zauber, besteht unsere Ahnengalerie und unsere Universitätsbibliothek.

Es ist auch in den Weltrevolutionen des zweiten Jahrtausends ums Töten gegangen. Ein alter Adam wird getötet, wenn König Karl I. von England aufs Schafott steigt oder die unschuldigste Herzogin unter die Guillotine kniet. Wie verhalten sich aber die gekreuzigten Märtyrer und die hingerichteten Contrerevolutionäre? War Karl I. von England ein Märtyrer, wie die Tories behaupteten? Nein. Denn gekreuzigt wird der nächste Mensch in uns, aber hingerichtet wird der vorige. Die Märtyrer und die Revolutionäre beschleunigen zwar beide den Geschichtsverlauf; aber sie verhalten sich wie die Matthäuspassion zur Eroica. Die einen leiden, und die anderen tun. Zum Revolutionär stempelt leidensunwilliger Aktivismus, zum Märtyrer aber handlungsunwillige Leidensfähigkeit. Doch wäre es verkehrt, nur ihren Gegensatz zu unterstreichen. Ein Gran Leidensunwillen ist nämlich auch dem Märtyrer noch beigemischt, und ein Gran Leidenswilligkeit dem Revolutionär. Niemand ist nämlich ein Märtyrer, der sich zum Martyrium drängt. Wer sich des Lebens nicht erst gefreut hat und dem Kreuz ausweicht, wie Jesus selber das mehrmals getan hat, wäre ein Mechaniker oder Fanatiker aber kein Heiliger. Den Heiligen ereilt das Kreuz erst, wenn es unvermeidlich wird. Mit anderen Worten:

der gesamte Mensch ist leidensunwillig, und nur die Stunde des Gerichts über die Welt, die Erfüllung der Zeit, vermag aus ihm einen Märtyrer zu machen. Umgekehrt ist ein unartiges Kind, das zu allem nein sagt, kein Revolutionär. In Amerika gibt es daher keine Revolutionäre, weil alle Kinder bocken, wenn es ihnen beliebt. Zum Revolutionär gehört ein der Tat vorausliegender Zustand leidenden Gehorsams. Cromwell wollte auswandern. Der erste Revolutionär unsres Jahrtausends hielt sich sogar noch für einen Märtyrer; nur seine Freunde durchschauten ihn, und nannten ihn den heiligen Satan. Dieser Name für den Papst Gregor VII. ist eine glänzende Beschreibung aller Revolutionäre des zweiten Jahrtausends vom Standpunkt des ersten Jahrtausends. In „Heiliger Satan" treten Heilige und Revolutionäre auf die gleiche Ebene, auf welcher Weibliches und Männliches, Leiden und Tun sich durchdringen. Beide sind eben Kinder des Geistes. Die Heiligen führen Gott ein, aber sie überwinden die Welt. Die Revolutionäre wälzen die Welt um, aber sie wollen Gottes Willen tun, sogar und gerade die Bolschewiki.

Und so haben nicht nur Jesus und die Märtyrer ihre antiken Vorläufer in Iphigenie und Pelops, in Medeas Kindern und den Erstgeborenen, die der Moloch oder der schwedische Obergott verschlang. Auch die Revolutionäre Gregor VII., Cola di Rienzi, Luther, Cromwell, Bonaparte, Lenin haben ihre vorchristlichen Vorläufer. Diese Vorläufer waren die sogenannten „Rächer". Die vorchristliche Ordnung verhängte über die Geschlechter eine strenge Haftung. So obliegt dem Orestes, ob er will oder nicht, die Rache für seinen Vater Agamemnon. Und Hamlet muß das gleiche vollbringen, nämlich den Vater rächen. Blutrache ist des Erbsohns heilige Pflicht. Auch der Revolutionär ist ein Rächer. Nur dies ist der Unterschied. Antikisch rächt der Erbe. *Aber der Revolutionär rächt die Enterbten!* Er ist der Rächer derer, die nichts zu verlieren haben als ihre Ketten. Die Größe des Revolutionärs ist sein unversehens angetretenes Rächeramt für den ungekrönten König, das Volk. Der Revolutionär füllt die Lücke der antiken Rache aus: alle gekrönten Machthaber nämlich haben wie in den Antiken so auch heut ihre Rächer. Polizei, Soldaten, Verfassungen, Leibwachen, Gerichte sind ja einfach automatische Rächer der anerkannten Gewalten. Der Revolutionär aber rächt die beleidigte Majestät des jeweiligen Volksteils, dem noch keine solchen amtlichen Rächer dienen. Der Revolutionär wirft sich zum Rächer auf. „Möge aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen", sagte der letzte Kurfürst von Brandenburg, als er den ungerechten Frieden von St. Germain-en-Laye zeichnete. Und sein Sohn nannte sich flugs König von Preußen. Damit begann die preußische Revolution[1].

Möge aus unseren Flüchen ein Rächer entstehen, sagten die Felddiebe und Frostfrevler des Rheinlands; und Karl Marx warf sich zum Wortführer und künftigen Rächer ihrer Leiden im kommunistischen Manifest auf.

[1] Die Präzision dieser „Rache" schildert das Kapitel „Preußen und Österreich" meiner Europäischen Revolutionen.

Der Rächer hat ein Uramt wie das Opfer. Unsre Ära hat sie aber beide verwandelt, den Rächer in den Revolutionär und das Opfer in den Heiligen. Die Heiligen haben sich von Jesus über die Apostel, über den heiligen Stephanus zu Antonius und Augustinus und Bonifatius und St. Gallus immerfort gewandelt. Als 854 das Fest Allerheiligen eingesetzt wurde, da glitzerte das Geschmeide der Heiligkeit in allen Farben des Regenbogens.

Wir können im ersten Jahrtausend alle 150 Jahre neue Sprossen der Heiligkeit wahrnehmen:

Die Apostel	Petrus, Paulus, Johannes
Die Märtyrer	Stephanus
Die Bekenner	Antonius, Augustinus, Ambrosius
Die Jungfrauen	Agnes, Katharina, Hattécunod
Die Bekehrer	Fridolin, St. Gallus, Willibrord, St. Columban, St. Patrick, Methodius, Cyrillus
Heilige Könige	Heinrich II., Stephan der Heilige, Alfred

Hat sich etwa auch der Typus des Revolutionärs entfaltet? Was konstituiert denn beide Typen? Nun, der Heilige geht aus der Welt, der Revolutionär aber an sie heran. So ist seine Richtung die aus Nichtwelt in Welt. Revolutionär kann also sein ein Mönch oder ein Militär oder ein Student oder ein Entwurzelter. Sie alle stehen außerhalb der Welt, die es zu revolutionieren gilt.

Kein Wunder, daß Gregor VII. ein asketischer Mönch war, Franziskus ein in die Heimat umkehrender Kreuzfahrer, Luther ein Professor-Mönch. Cromwell war Puritaner und Militär, eine Mischung. Der Korse Bonaparte war der Degen der Revolution, Lenin eines Adligen Sohn und ewiger Student.

Mönche und Ritter haben von dem archimedischen Punkt ihrer Weltlosigkeit unsre Welt aus den Angeln gehoben. Sie ziehen Katenen neuer Menschen nach sich:

Gregor VII.	die Geistlichen
Franziskus	die Bettelmönche und die Vermönchung der Laien („Imitatio Christi“)
Luther	die Professoren und Beamte
Cromwell	die Gentlemen
Napoleon	den Typus des self-made-man
Lenin	den Revolutionär.

Gregor VII., der erste Revolutionär, war ganz einsam. Heut sind Revolutionäre so wohlfeil wie die Heiligen der Kirche um 900. Von einem zu allen ist die Heiligung und die Revolution gelaufen.

8. Abschnitt

In die Räume der Hoffnung: Eine Welt aus Revolutionen

a) Was darf „Weltgeschichte" heißen?

Die Welt, wie wir sie heut bewohnen, ist von vier Menschenarten uns zubereitet worden. Die Kreuzfahrer haben die ganze bis dahin schon miteinander verkehrende Welt neu in Verbindung gebracht. Entdecker haben die unbekannten Welten entdeckt von den Normannen, die Grünland und Weinland um das Jahr 1000 betraten, zu Magalhaes (1480–1521), der mit seiner Erdumseglung die ptolemäische Weltkarte vernichtet, zu den Forschern, die neue Planeten, die Elektrizität, den Bau des Atoms erforscht haben, zu den Erfindern, mit deren Hilfe heut zehnmal so viel Menschen auf der Erde leben können als vor 100 Jahren.

Kreuzfahrer, Entdecker, Forscher, Erfinder haben also die Märtyrer, Väter, Mönche und frommen Könige des ersten Jahrtausends durch neue Wege in die Welt ergänzt. Nur langsam ist es ihnen selber deutlich geworden, daß sie eine neue Menschenart seien. Christoph Columbus hielt sich noch ein wenig für einen Kreuzfahrer. Magalhaes nannte die Straße im Süden von Amerika die Straße de Todos Santos, die Straße aller Heiligen da, wo wir heut auf die Karten setzen: Magalhaes-Straße.

Weltläufig zu werden, haben sich also die einzelnen und noch viel mehr die Völker gescheut. Es hat dazu ungeheurer Umwälzungen im Gehirn bedurft. Was Hegel nur von 1789 bemerkt hat, daß sich da buchstäblich die Welt auf den Kopf gestellt habe, ist schon von den Zeitgenossen Heinrichs IV. und Gregors VII. festgestellt worden. Wenn wir uns einbilden, zu wissen, was „weltlicher Staat" heiße, eine weltliche Literatur („das gilt uns weltlich", sagt ein Meistersinger), was der Weltverkehr sei und seine Mittel, dann ist uns das weniger eingebildet als eingebrannt und eingeätzt worden. Der Prozeß, in dem das geschehen ist, wäre deutlicher, wenn nicht das Wort dafür, „Weltgeschichte", ganz über Gebühr hinaus auf alles und jedes je auf der Erde Passiertes angewendet würde. Es ist die These dieses Kapitels, daß es eine Weltgeschichte nur von 998 bis 1945 oder (wir sagen das aus Höflichkeit für den Leser) bis 1960 hat geben können. Der Leser selber wird nämlich dazu beitragen können, daß dieses Kapitel der Geschichte, das Weltgeschichte gewesen ist, schleunigst abgeschlossen werde. Trägt er nicht dazu bei, so muß ja diese Welt in einen dritten Weltkrieg hineinschlittern. Und tut sie das, dann gute Nacht mit aller Geschichte. Der selige Jonathan Edwards, Präsident von Princeton (gest. 1758) hat in seiner „Economy of Salvation" den Untergang der Welt durch Feuer als unvermeidlich angesehen. Er hat nur logisch die Konsequenzen aus einer bloßen Weltgeschichte gezogen, Konsequenzen, die in unseren Tagen von niemandem bezweifelt werden.

Es ist daher sehr hoffnungsvoll, festzustellen, daß es einmal auch keine Weltgeschichte gegeben hat. Denn was angefangen hat, kann auch aufhören.

Die Weltgeschichte fängt erst da an, wo irgendwer vom Ganzen der Welt her Politik treibt. Das läßt sich aber ziemlich genau bestimmen. Vor dem Jahre tausend hat niemand solche Absichten verfolgt. Vor 1192 gab es zum Beispiel in Rom kein Archiv, in dem auch nur die Namen aller Bistümer der Kirche verzeichnet gewesen wären. Die Kirche wollte nämlich vom Raum der Welt absichtlich so wenig wie möglich wissen. Den Raum der Welt ließ sie den Geistern der Welt, und dem Kaiser, der sie in Schach halten sollte. Ebenso wenig kümmerte sich die alte Kirche um die Heidenzeit und die Geschichten der Heiden der Vorwelt. Und die Heiden selber sonderten ihre eigene Geschichte geradezu eifersüchtig von allen fremden Völkergeschichten ab.

Die Weltgeschichte entstand, als der Abt Odilo von Cluny das Fest Allerseelen einrichtete, wovon unser zweiter Teil alles Nötige berichtet hat. Denn damals wurden alle Seelen von Adam bis zur Gegenwart an einem einzigen Tage umworben. Die Zeit bekam also eine unendliche Tiefe.

Diese Tiefe hat es vor dem Jahre 1000 nicht gegeben, und es ist das unsterbliche Verdienst Oswald Spenglers, durch seinen Namen des faustischen Jahrtausends diese Epoche gegen alles je vorher dagewesene abzusetzen. Vor ihm hatten Houston Stewart Chamberlain und vor allem Rudolf Sohm den Einschnitt zwischen erstem und zweitem Jahrtausend erkannt. Bevor ich Spenglers Buch kannte, nämlich 1916 und 1917, habe ich dieselbe Einteilung den „Europäischen Revolutionen" zu Grunde gelegt.

Wie sah die Welt vor dieser Tiefe aus? Das Gerede wird ja solange die große Epoche zerschwatzen, als nicht das, was vorher gefehlt hat, allen deutlich geworden ist.

Daher gebe ich zwei Beispiele für das „vorsintflutliche", das noch nicht weltgeschichtliche Denken, eines aus dem vierten, das andere aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 355 hatte der fromme Bischof von Poitiers in Gallien noch nichts über das Konzil von Nicäa gehört. Nun hatte dies Konzil den Trinitarischen Glauben im Jahre 325 durch die Erfindung eines neuen Terminus – Homoousios – der gesamten Kirche aus dem Munde vieler Hunderte von Bischöfen verkündet. Dreißig Jahre waren verstrichen, ohne daß dies grundlegende Ereignis dem Hilarius von Poitiers bekannt wurde. Das Bekanntwerden lag also ganz offenbar nicht in der Konstruktion der politischen Verfassung des vierten Jahrhunderts. Das Mitteilen blieb dem Zufall überlassen und so wurden die Teile der Welt einander nicht mit-geteilt.

Das zweite Beispiel von 1815 bestätigte einen solchen Weltzustand vielleicht zum allerletzten Male. Die Brüder Chappe hatten seit 1803 eine Reihe optischer Telegraphen errichtet, einen auch zwischen Paris, Turin und Mailand. Als nun Mailand 1815 unter die Habsburger kam, beschloß Metternich, die

Telegraphenlinie abzureißen. Die Bankiers von Mailand baten ihn um Audienz und legten dar, wie vorteilhaft für ihre Geschäfte die rasche Mitteilung der politischen Ereignisse sei. Daraufhin der Fürst: „Die politischen Nachrichten können gar nicht langsam genug verbreitet werden." — —

Die Welt hat also keine Synchronisation. Heut haben sogar Rußland, Amerika, China und Rußland bereits ein gut Stück gemeinsame Zeit. „Welt-werdung" im faustischen Sinne ist aber genau dies, daß die auseinanderliegenden Fragmente der Erdteile ein gemeinsames Raumganzes auch im Sinne der Bewohner werden. Die Weltgeschichte von 998 bis 1950 oder bis 2000 ist dieser Prozeß. Es gibt also nicht eine Geschichte der Welt durch alle Zeiten und es hat sie nicht geben können, weil die Weltteile in ganz verschiedene Äonen verstrickt waren. Das Einheitlich-werden der Zeit für die gesamte Erde ist der primäre, und ich meine einzige, Vorgang, auf den das Wort „Weltgeschichte" angewendet werden sollte.

Nun ist die Notwendigkeit zu dieser Weltwerdung, zu dieser Mitteilung einer und der gleichen Zeit an alle Teile der Erde, als Notwehr-Akt zuerst den Männern aufgegangen, die für die Kirchengeschichte verantwortlich waren. Um der Kirche willen haben sie die Welt vergleichzeitigt. Die heiligen Kaiser, die revolutionären Päpste und Kardinäle und Doktoren und Konzlien der Kirche sind zuerst gezwungen worden zur Rettung der Kirche die Raumwelt zu einen. Die Unwissenheit des Hilarius von Poitiers im Jahre 355, genau diese Unwissenheit hat das römische Papsttum seit 1059 erfolgreich bekämpft. Die erste Weltrevolution haben die Päpste gemacht, indem sie dem römischen Stuhl die Kuria Romana angliederten. Kurie hieß das Haus des heidnischen Rom, in dem der Senat tagte. Aber seit 1059 gab es die römische Kurie, für die Weltregierung des Bischofs von Rom.

b) Tafel der Zirkumvolution

Vorweg sei eine Tafel der Zirkumvolution gegeben. Zu ihr sei folgendes bemerkt: Die Zirkumvolution besteht aus Revolutionen. Revolution ist nicht Staatsstreich, Putsch, Bürgerkrieg oder Aufruhr. Denn diese setzen kein neues Gut und Böse an. Das tun die echten Revolutionen. Sie proklamieren für die ganze Welt ein neues Recht und ein neues Unrecht, im Gegensatz zum bisherigen. Jede Revolution spricht eine neue Sprache. Die Echtheit einer Revolution hängt von dem Grad der Neuheit ihrer Sprache ab. Viele Revolutionen, wie die von 1848 oder 1918 in Berlin sind bloße Nachahmungen. Der echten Revolutionen sind wenige, nämlich die, welche für alle Menschen eine neue Weltordnung ausriefen. Nur vom Ganzen der Weltgeschichte her erklären sich die Revolutionen, bis etwa die hundert Revolutionen in Mexiko zur Unerklärbarkeit, zur Sinnlosigkeit, absinken.

Die Revolutionen mit Totalanspruch sind über die Jahrhunderte hinweg Bruchstücke einer politischen Unterhaltung. Zum Beispiel, Luther erwiderte wörtlich dem Innozenz III., Lenin dem Robespierre, Robespierre der Bill of Rights von 1689. Cromwell wandte sich gegen Martin Luther.

Die Revolutionen setzen sich in einem Rhythmus von Empörung und Demütigung durch. Jede Revolution beruft eine neue Trägergruppe zur Führung, deren Namen in dreifacher Gestalt hier gegeben wird, als Ehrenname, als Schimpfname, und als nachträgliche Beschreibung der zwei Gruppen, die in den neuen Trägern durch die Revolutionen verschmelzen werden. Der jede Ordnung verkörpernde Feiertag steht am Ende der Tafel. Für „Geburtstage" bei der Reformation setze der Leser alle ihm heut vertrauten Geburtstagsfeiern: Luthers Geburtstag war der erste, aber Königs Geburtstag, Kaisers Geburtstag, Goethes Geburtstag sind Variationen über dasselbe Thema.

Tafel der Zirkumvolution der Revolutionen

Ehrenname	Schimpfname	Träger	Sprachstil	Rhythmus	Feiertag
		Vorzeit vor 996			
fromme Könige	Heiden	Stämme	mündlich militärisch „deutsch"	Generationen	1. Mai und 1. November[1]
		I.			
apostolisch	Simonist	Kaiser Cluny	liturgisch	Kirchenjahr f. Landfrieden	Allerseelen[1]
		II.			
Spiritualen Geistliche	Pfaffen	Gregorianer Kreuzfahrer	kanonisch	1074–1122 1134–1198	Fronleichnam
		III.			
Guelphen	Pfahlbürger	Päpste Städte Kantone	biblisch	1202–1269 1309–1376	Marientage z. B. in Trier Kirchweih z. B. S. Giovanni in Florenz
		IV.			
Evangelische	Tyrannen	Professor Obrigkeit	theologisch systematisch	1517–1525 –1555 1618–1648 –1654	Geburtstag Luthers und des Fürsten

Ehrenname	Schimpfname	Träger	Sprachstil	Rhythmus	Feiertag
		V.			
Gemeine Gentleman	Aristokrat Privilegien	Puritaner Whigs	parlamentarisch	1641—1688 1776—1815	5. Nov. (Guy Fawkwes und Williams III. Landung 1688)
		VI.			
Liberale Bürger, Citoyen	Bourgeois Kapitalist	Unternehmer Intellektuelle	philosophisch logisch	1789—1792 —1795— 1815 1848—1851 —1870— 1875	Bastille 14. Juli
		VII.			
a. Kriegsteilnehmer Kriegsopfer	Die Straße (Gegensatz:	Veteranen Arbeitslose Wir, die Elite)	statistisch graphisch ökonomisch	1914—18 1929—33 1939—45 1950 1905	ohne Weltfeiertag (Korea)
b. Proletarier Kommunisten	Massa Perditionis	Revolutionäre Landlose Soldaten		1917—23 1941—45 Stalins Tod	1. Mai

c) Das Baugerüst: Rom und Gold

Dem zweiten Jahrtausend ist die Weltwerdung aus allen Weltreichen aufgetragen. Das soll heißen: Statt chinesischer Mauern zwischen Kaisertümern soll eine, die wahre, wirkliche Welt alle politischen Körper umschließen.

Die Weltwerdung war und ist bis heut keine schmerzlose Angelegenheit. Es bedurfte der Hebel und der Schrauben, um die Insassen etwa des Heiligen Römischen oder byzantinischen Reiches zu entkaiserlichen. Um ihnen zu imponieren, bedurfte es eines majestätischeren Reiches und eindrucksvollerer Eroberungen. Das majestätischere Reich wurde das Reich der Natur. Die imponierenderen Eroberungen wurden die Entdeckungen und Erfindungen. Amerikas Entdeckung und die Erfindung des Flugzeugs sind politische Waffen im Kampf gegen vorsintflutliche Kaiserreiche.

Im Jahre 1450 gab es den sakralischen römischen Kaiser im Westen, den Kaiser von Neurom in Konstantinopel. Es gab Kaiser in Japan, China, Siam, In-

dien, Peru, Mexiko, Korea. Die byzantinische Krone fiel zwar 1453 vom Haupt der griechischen Kaiser, wurde aber von den russischen „Cäsaren", den Zaren, erneuert, wie diese mit ihren griechischen Herrschernamen Peter, Paul, Konstantin, Alexander, Nikolaus der Welt verkündigten. Akbars indischer Kaiserthron wurde in ein britisches Kaiserreich umgemodelt. Brasilien war ein Kaiserreich bis 1889. Das Heilige Römische Reich ersetzten zwei Kaiser, Habsburger und Hohenzollern, und inzwischen setzte sich ein Kaiser der Franzosen die Krone Karls des Großen in Gegenwart des Papstes auf sein Haupt.

Heut ist das alles vergangen. Die Entdeckungen, die im 15. Jahrhundert mit der Entdeckung Amerikas und des Kaps der Guten Hoffnung begannen, haben schließlich die Arktis und Antarktis erschlossen. Während diese Expeditionen auszogen, fiel auch das letzte Kaisertum, das englische, in Indien. Die Welt ist entdeckt. Deshalb gibt es kein Weltreich mehr.

Das ist kein Zufall. Kein Reich hat heut gottgegebene Grenzen. Denn Gott schuf Himmel und Erde, nicht aber das Land der Mitte oder das Römerreich. Vielmehr sind alle Reiche Ansätze, Gottes wirklicher Schöpfung nahe zu kommen.

Dem ganzen zweiten Jahrtausend war die Unruhe eingeboren, über jedem Reich der ganzen Welt gerecht zu werden. Gerechtigkeit — in der Antike nur im einzelnen Reich auswägbar — muß der Erde werden, weiß schon der Christ des Jahres 1000. Woran hat sich dieser Mensch im Strudel der vielen Kaiser und Reiche denn festgehalten? In der Zwischenzeit der Mehrzahl vorläufiger Kaisertümer gab es zwei Hebel der Weltrevolution: die Kurie in Rom und das Gold der Welt. Von 1000–1500 hat die römische Kurie als die Zwangsvaluta der Reiche gegolten: Alle Wege führten nach Rom, hieß es in der Verwirrung der Politik. Und so nannten sich die Päpste seit 1075 die wahren Kaiser! Die vielen tatsächlichen Kaiser der Reiche plus des wahren Kaisers in der Kurie in Rom — das ist die mittelalterliche Weltvaluta gewesen. Dank dieser Spannung der Kaiser und des „wahren" Kaisers bewegte sich also die Welt von 1000 bis 1500 auf die Entheiligung aller Teilreiche zu. Wer den Kaisern abschwor, hielt sich an den Papst als den wahren Kaiser. Die römische Kurie hat für alle dem Einzelreich fluchenden Seelen eine außerkirchliche Hilfsstellung eingenommen: Seine weltlichen Ansprüche schienen den Greueln der Kaliphen, Mikados, heiligen Kaisern, Söhnen des Himmels usw. immerhin vorzuziehen. Wer aber wie Dante Ghibelline war, der schrie nach einem geweihten Kaiser, auch wenn es ihn nicht gab, Dante hat das wirkliche Kaisertum von etwa 1000 n. Chr. verherrlicht; er ist durchaus kein Zeitgenosse des Thomas v. Aquino.

Mit 1500 aber wurde Rom als Gerüst um die Reiche zu schwach. Damals wird die Goldwährung die zwischenstaatliche Valuta. Die Teilmächte dieser Welt gerieten mehr und mehr in die Goldwährung hinein. 1914 war sie in fast unbeschränkter Herrschaft. Das Gold ist der Einheit der Welt als Gleichmacher der Weltteile vorausgeeilt. Dem Gold floß eine Verehrung zu, deren Grad an

den Hekatomben Menschen gemessen wird, die seit Pizarro für Goldfunde in Peru oder Kalifornien oder Afrika oder Alaska ihr Leben verloren. In Amerika ist dies naive „Kreuz von Gold" am leidenschaftlichsten vergöttert, aber auch kritisiert worden. Und nicht zufällig ist der Goldhort der Welt heut in den Vereinigten Staaten. Doch mißdeutet der Europäer die Goldmanie des Yankees, wenn er im Gold nicht den internationalen Magneten sieht, welcher die Amerikaner bestach, weil er der politischen Grenzen spottete. Amerika wurde geschichtlich durch das Gold! Es war das einzige weltverbindende Band für alle seine sonst ja zusammenhanglosen Bewohner.

Wie Rom heut starr an seiner zentralen Weltlage festhält, obwohl seine Funktion seit 1492 nur noch fiktiv ist, so hält Amerika am Goldstandard fest, obwohl der Preis für Gold willkürlich manipuliert wird. Damit ist die Voraussetzung für den Goldmagnetismus bereits entschwunden. Denn dieser war gerade auf die Natur, nicht auf die Manipulierung des Goldes gegründet. Schwindende Teilkaiser plus Papst als wahren Kaiser bildeten die dynamische Weltvaluta des ersten Halbjahrtausends der Weltgeschichte; getrennte Reichswelten plus Goldfunde und Goldwährung bildeten die dynamische Valuta des zweiten Welthalbtausends.

Römische Kurie und Gold waren also im Vorgriff universal, lange bevor die universale Welt über den Einzelreichen tatsächlich zusammenschlug. Der Erbe beider, der Sozialist Saint Simon schlug 1783 den Bau des Panamakanals vor. Seine Jünger haben 1869 den Suez-Kanal und am Ende den Panama-Kanal der Weltkarte einverleibt. Diese Kanäle dienen der ganzen Welt.

Heut haben Rußland und Amerika den Staat Israeli aus der Taufe gehoben. Das bedeutet, daß Papsttum und Juden, „wahrer" Kaiser und internationales Gold, nicht mehr die Einheit der Welt heraufbeschwören müssen. Die Einheit der natürlichen Welt ist da. Der Planet Erde muß nun nicht nur gedacht, er muß sogar geglaubt werden.

Entsprechend finden wir den Papst ohne Interesse am Kirchenstaat und an die Stelle der jüdischen Weltbankiers sind die Orangenzüchter von Tel Aviv getreten. Die Einheit der Welt braucht nicht mehr prophezeit zu werden. Sie ist eine furchtbare Tatsache. Des Baugerüsts der römischen Kurie und der Goldwährung wird es für die Einheit der Welt bald nicht mehr bedürfen.

d) Gott ist keine Person

„Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine."

So hat Goethe ärgerlich ausgerufen.

Dieser Abschnitt protestiert gegen die Konfusion von Seele und Person, weil wir sonst in den Weltrevolutionen des zweiten Jahrtausends stecken bleiben.

Ums Jahr 1000 unsrer Ära wurde Person das Wort für den Amtsträger, für eine juristische Stelle im Bau der Welt[1]. In der Welt ist der Mensch seitdem allerdings Rollenträger, Person. Von 1000 bis heut stürzen sich die Menschen in die Welt. Dadurch hört man von ihnen bloß als Personen. „Ich bin nur durch die Welt gerannt", sagt Faust. Und Spengler hat diesen faustischen Menschen mit Recht zum Träger der europäischen Kultur gestempelt. Person und Welt gehören zusammen. Die große Person, die fürstliche Person, die geistige Person des Menschen gehört in die Organisation der Welt. Die Welt aber ist nicht die Kirche. Was die Kirche sei, hat ein früheres Kapitel an den Heiligen gezeigt. Die Kirche ist die genesene Seele unsres Geschlechts im großen Abbild.

Nicht Seelen, sondern Personen haben in Weltrevolutionen die Weltgeschichte, die natürliche Welt und die Staatenwelt, die Weltweisheit und die Weltanschauungen, den Weltverkehr und die Weltkriege zustande gebracht. Aber ein Wort über die Seele ist nötig, bevor wir „durch die Welt rennen" können. Die Tausend Jahre Faust haben die Seele fast aufgezehrt. Die Seelen der Liebenden blieben jenseits der Welt. Sie entsagten ihr! Suleika und Hatem wurden nie Person. Denn in der Welt des faustischen Welteroberungsdrangs ist die Seele ein Kapital, das sich aufzehrt. In die Welt der letzten tausend Jahre muß man die Seele mitbringen. In der Welt verliert man sie, bestenfalls behält man sie. Aber die Seelen wachsen nicht in den Armeen oder in den Fabriken der Welt. Da dies unbekannt scheint, bleiben Millionen Seelen sogar ungeboren. Da Seelen ungeboren bleiben, so fragen die Embryos: Weshalb sollen wir uns mit diesem Seelenballast plagen? Seit William James besteht die Logik der Psychologie darin, daß man von Psyche, aber ja nicht von Seele wissenschaftlich reden solle. Nun ist aber ein Verständnis der Weltgeschichte unmöglich, solange Weltgeschichte nicht dialektisch zu Seelengeschichte verstanden wird. Die Revolutionäre der Weltumwälzungen des letzten Jahrtausends haben sich alle fest auf die Seele in ihren Anhängern verlassen! Es war freilich nicht ihre Sache, für die Pflanzung von Seelen zu sorgen. Dennoch hat der Siegeszug der Weltumseglung und Weltliteratur, des Weltmarkts und des Weltwirtschaftens sich auf den felsenfesten Glauben aufgebaut, daß über die Seele kein Wort weiter zu verlieren sei. Die Weltherrscher und Revolutionäre haben an die Seele appelliert!

Für viele Leser mag diese Redensart bedeuten: Es ist kein Wort über sie zu verlieren, weil es sie nicht gibt. Für Karl Marx aber zum Beispiel und für Engels wäre gerade das Gegenteil wahr. Sie waren es müde, sich über die Seele anpredigen zu lassen, weil sie dieser Seele endlich den materiellen Leib anerschaffen wollten. Erkläre die Seele für nicht vorhanden, und die Opfertaten der revolutionären Geister der letzten 900 Jahre entbehren des Sinns.

---

[1] Noch 850 schreibt Hrabanus „Corpus: Persona Christi"! Migne, P. L. 112, 902.

Die Revolutionen der Welt sind geistige Umwälzungen von Personen, weil die Epochen der Kirche seelische Bekehrungen gewesen waren. Personen sind nämlich die zu Ämtern in diese Welt zurückgerufenen, vorher aber befreiten Seelen. Seele und Welt stehen sich infolgedessen gegenüber wie Gott und der Raum. Im einen hält es kein Mensch aus ohne den anderen. Die Seele ist der Mensch abgesehen vom Raum. Mit Gott kann er sich in den Raum wagen. Sonst würde er „verreicht" wie ein Chaldäer. Von der Seele aber weiß nur der Mensch, der außer sich gerät. Das ging uns am Medizinmann der Stämme auf. Und an diese Erfahrung halte sich der Leser, wenn jetzt die große Dialektik des ersten und des zweiten Jahrtausends ertönt.

Von Christus bis zu Kaiser Otto III. ist das Thema Gott und die Seelen. Mit der Fleischwerdung der gesunden, der genesenen Seele beginnt die Epoche. Mit der Einsetzung des Festes „Allerseelen" (998) endet sie. Diese Thematik geht bis in die feinsten Einzelheiten. Mohammed zum Beispiel verbot seinen Stämmen den Rausch, den Alkohol. Indem er ihnen aber das außer sich geraten als teuflisch verbot, verwehrte er ihnen die volle Beseelung. Die Weiber des Islam sind nicht einmal Gretchens oder Lottchens. Sie sind nur eine der vielen Houris im Paradiese, nur eine der vielen Weiber im Harem. Das zerstört die Seele; so zeigt sich am Beispiel dieses Mißverständnisses: die Mehrzahl und das Immer-bei-sich-sein sind die Todfeinde der Seele.

Seele wird nur von denen anerkannt, die von den einzigen und von den höchsten Augenblicken des Lebens her auf jede Mehrzahl und jeden Alltag hinunterblicken können[1]. Wer beide Tatsachen leugnet, gehört zu der Menge, die gleich verhöhnet. Da die Psychologie und jede Naturwissenschaft aus der Froschperspektive von unten nach oben, von den unbenannten Dingen zu den namentlichen der Person hinarbeiten, so rechnet die Menge, die gleich verhöhnet, diese Fachleute unter ihre Bundesgenossen.

Ja, aber es gibt die Seele doch wirklich nicht, fragt der skeptische Leser. Auf die öffentliche schamlose Frage: Hast du eine Seele? gibt es nur die trotzige Antwort: Nein. Auch auf die Frage: Gibt es eine Seele? werde ich im Hörsaal oder im Labor trotzig mit „Nein" antworten. Die Seele lebt nur außerhalb der akademischen Hörsäle und Laboratorien. Man „hat" sie nie und es „gibt" sie nicht. Sie ist der Mensch in Todesgefahr, im einsamen Ursprung, also wenn er außer sich gerät und der bloßen Analyse, der bloß gewesenen geschichtlichen Gemeinschaft, ja sogar der poetischen Verklärung entwächst. Also muß die Seele im Alltag entweder verleugnet werden oder sie muß verkleidet auftreten. Denn sie ist nichts alltägliches. Fragen wie „gibt es?" oder „hast Du?" sind entweder neugierig oder wißbegierig, gehören also in den Alltag.

Die Weltgeschichte revolutioniert den Alltag. Also schweigt sie von der Seele. In der Weltgeschichte sind nur Gedanken, Kulturen und Leiber wahrnehmbar.

---

[1] Erster Teil, Kapitel 6.

Die Welt ist nämlich der Schauplatz, auf dem sich die Seele schämt und vor dem sie zurückscheut! Den Weltleuten läßt sich die Seele nur negativ beweisen. Die Welt der Weltleute ist nämlich unvollständig, weil sich noch immer Leute finden, die sich in der Welt schämen. Die Welt ohne Scham – das ist die Welt der Natur, der Wissenschaften, der Konzentrationslager.

In dem zur Rüste gehenden weltgeschichtlichen Jahrtausend haben sich die Seelen in der Welt nicht fortpflanzen können. Aber z. B. Hölderlin und Nietzsche haben in Deutschland, William Blake in England, Leon Bloy in Frankreich, Hermann Melville in Amerika die Seele bezeugt. Durch Jahrzehnte geistig zerstört, sind Hölderlin und Nietzsche in ihrer Seele unablässig wirksam gewesen. So wund war des kranken Hölderlin Seele, daß er den geschändeten, mißkannten eigenen Namen nicht ertrug und wenn auf den, der ihn verletzt, auf Goethe, die Rede kam, sich bäumte. So liebevoll war des kranken Nietzsche Herz, daß Ricarda Huch diese verspätete Liebesfülle wie eine rührende Sühne des früheren geistesstolzen Nietzsche auffassen konnte. Geisteskrankheiten retten die Seele. Gemütskranke hingegen bleiben bei Verstande.

Die Seele der Geisteskranken flüchtet sich in die Krankheit, um als Seele am Leben zu bleiben. Geisteskranke also haben in unsrer unheiligen Zeit die Seele „beweisen" müssen.

Im ersten Jahrtausend aber sind in die Menschen die vollen Kräfte der Seele gepflanzt worden. Die gesunden Seelen bildeten da den Geist aus sich hervor, von dem das zweite Jahrtausend und wir selber uns nähren. Tausend Jahre sind gewiß keine lange Zeit, um die Rasse den Geistern der Antiken zu entreißen und in ihre königliche Freiheit einzusetzen. Das Schlagwort der Forschung ist: Gedanken sind frei. Aber die Heiligen glaubten, die Seele sei frei. Die Befreiung der Seelen war das Thema des ersten Jahrtausends. Von Zeiten und Räumen wurde sie befreit. Der Heilige trat aus den zufälligen Zeiten und Räumen der Welt im Glauben an Gott. Wie sich Seele bemerkbar macht, kann jeder nachprüfen. Denn jeder hat sie erfahren. Nur wenn der Leser diese Erfahrungen selber ausbeutet, wird er mir auf den Punkt folgen, wo sich diese Seele nüchtern bestimmen läßt. In jeder Seele tritt ein vorher unbekannter Zug Gottes in die Welt: Die Seelen offenbaren also Gott. Ohne Gott keine Seele; ohne Seele Atheismus. Denn die Seele ist ein Vorgang. Die Seele ist der Vorantritt Gottes in uns, kraft dessen wir uns gegen unsre Umwelt, Vorwelt und Innenwelt absetzen. Wir geraten außerhalb dessen, was die Welt an uns wahrnimmt. Gott geht vor, wenn Mama und Papa denken: wir kennen doch unser Kind. Aber seine Seele ist schon anderwärts. Gott geht auch vor, wenn ich meinen eigenen Ideen entwachse, wenn ich also den Idealismus aufgebe: Gott geht vor, wenn ich aus schwerster Zerrüttung körperlich genese. Gott geht vor, wenn jemand auf sein gutes Recht verzichtet. Als 1572 die Bartholomäusnacht geschah, stieg der Freiherr von Solis aus Soglio nach Chur hinunter und verzichtete dort vor dem französischen Gesandten auf seine jährliche Pension von 600 Livres; der König

habe ja die treuesten Christen ermordet. Kann Gott nicht vorgehen, dann wird die Seele rückfällig. Sein Vorgang ist eben wirklich ein Vorgang. Zum Beispiel kann es ein Hervorgang über unsere Ideen, unsere eigenen Ideen hinaus sein; im „Geiste" sind wir ja innen in unsren Gedanken. Es ist aber vielleicht ein Hervorgang nicht über unser Denken, sondern über unsern Leib. Der Leib ist in der äußeren Welt und Krankheit wirft uns unserem Leibe seelisch weit voraus. Oder wir entwachsen unserer Kulturrolle. An unsere Seele ergeht der Ruf, daß unsre Gedanken nicht wahr genug, unser Leib nicht schön genug und unsre amtliche Funktion nicht gut genug sei. Siehe Goethes Entwachsen in die Freiheit des „Divan", wohin der Geheimrat nicht mitkonnte. Nur deiner liebenden und geliebten Seele eignet daher dein Name; die Seele lebt unsern Ideen, unserem Leib und unserer Kulturfunktion voraus. Die Seele braucht weder Kultur noch Ideologie noch Raum. Die wird sie nämlich ihrerseits alle eines Tages hervorbringen, wenn sie inkarniert.

Kraft der Seele weiß jeder Mensch, daß er in die Welt kommt, um sie zu verändern. Er ist niemals von dieser Welt. „Seele" geht also der „Person" voraus. Wer Seele war, kann Person werden. Die modernen Persönlichkeitssucher fangen bei dem Fertigfabrikat an, ohne den Rohstoff, aus dem Personen dereinst herausgeschlagen werden, ohne diesen Rohstoff anzuerkennen. Das Wort „Rohstoff" ist freilich selber schon ein grausliches Zugeständnis „an Volk und Knecht und Überwinder". Es ist ein rohes und ein stoffliches Wort. Die Seele ist nicht Rohstoff. Sie ist auch nicht „Menschenmaterial", wie man so gern sagt. Selbst erstklassiges Menschenmaterial für Pilotenausbildung ist und bleibt ein rüder Ausdruck. Nein, Personen werden weder aus erlesenem Rohstoff noch aus erstklassigem Menschenmaterial gemacht. Das Menschengeschlecht entspringt ein für allemal einzig und allein aus den Augenblicken der Antlitzbildung. Die Seele ist Ursprung kraft Gottes Anblick, der auf einen von uns Menschen fällt. Pindar sagt: Wenn das Zittern des Lichts aus Zeus auf einen Menschen ergeht, wird er zum Äonträger. Wer immer uns diesen Liebesdienst erweist, Feinde, Tyrannen, Eltern, Lehrer, Geliebte, uns bei unserem Namen in Gottes Namen zu rufen, diesen verdanken wir unsern Ursprung, unsern Sprung hinein in die wirkliche Geschichte. Mittels dieses Ursprungs springt Gottes Schöpferkraft als Seelenfunken in unsern Erdenkloß hinein und daraufhin tritt dieser Erdenkloß seine Höllenfahrt in das Personwerden hinein an. Deshalb ist Gott nicht bloß Eine Person. Er ist der Ursprung aller Seelen, die in ihrem Leben einen jeweils noch unerkannten Zug Gottes offenlegen. Gott trägt sich in unseren Seelen zur Schau, wenn sie den beschwerlichen Weg ihrer Inkarnierung gehorsam auf sich nehmen. Dann spiegelt sich auf ihren Angesichten das Antlitz Gottes; denn sie leben angesichts seiner. Dies Leben angesichts seiner hat sich in der Liturgie Israels und der Kirche den Völkern mitgeteilt, so wie wir es in den letzten Kapiteln zu erzählen versucht haben. Unter den lauten Ereignissen der Weltgeschichte geht dies

Leben noch heute weiter und bereitet die Seelen aller Neugeborenen auf ihren Gang in die Weltgeschichte vor.

Daß wir von der Kirche in den nächsten Kapiteln nicht viel sagen, bedeutet also nicht, daß nach „Allerseelen" die Menschen ohne Kirche gelebt hätten oder leben könnten. Es bedeutet im Gegenteil, daß sich seitdem auf die Kirche die Weltgeschichte hat auftürmen können, weil „die Welt" eines seelischen Unterbaus sicher war.

Heut ist soviel von „Überbau", von den Ideologien die Rede. Die Wirtschaftsordnung habe einen Überbau an Parteiprogrammen, Philosophien und Künsten. Das Geistige sei Überbau.

Aber die russische oder die französische Revolution oder die Reformation sind weltliche Überbauten über „die Stillen im Lande". Die Werke der Revolutionen ruhen als Überbau auf der immerwährenden Wiedergeburt beseelter Menschen. Nur die fortwährende Gegenwart der Kirche hat in die Betonklötze der Weltrevolutionen lebendige Menschen hinein entsandt. Das Verhältnis von „Überbau" und Grundlage ist also umzukehren! Die Weltgeschichte ist von Seelen erbaut worden, die sich weder vor der Welt noch dem Teufel fürchteten. Weltlose Seelen sind nötig gewesen, um die Welt zu meistern. Bleiben die Seelen ungeboren, so hört die Weltgeschichte auf. Würde die Weltangst zum Gemeingut, wie dereinst die Gottesfurcht, dann könnten Machthaber ruhig schlafen. Ihre Untaten blieben ungerochen.

e) Die Räume der Welt

Das zweite Jahrtausend hatte die Kirche nicht erst zu errichten. Sein schöpferisches Leben hat sich daher nicht als der Geistesstrom ergossen, kraft dessen die Welt für jeden vom Weibe Geborenen gleichgültig wurde und seine Augen sich von der Welt zu Gott wandten. Das zweite Jahrtausend drehte vielmehr den Spieß um. Es blickte mit Gottes Augen auf die gleichgültig gewordene Welt. Es beschloß, diese gleichgültig gewordene Welt von Grund auf zu revolutionieren. Revolvere heißt ja umdrehen. Es rächte die Untaten der Machthaber.

Dem zweiten Jahrtausend gehören die Menschen an, die der Welt die rechte Umdrehung und die rechte Tourenzahl verleihen wollen. Sie gehen gegen die Schwerkraft der einzelnen Weltteile an und suchten sie alle in eine Gesamtbewegung hineinzuheben. Gelänge es je, die Teile der Welt in ein Bewegungssystem hineinzureißen, wo sich Anziehung und Abstoßung richtig verhielten, so wäre das politische Perpetuum mobile konstruiert. Es ist durchaus keine Übertreibung, zu behaupten: von 1074—1945 hat der menschliche Geist versucht, alle Teile der Welt mehr und mehr in ein System hineinzuheben, das sich wie ein Sonnensystem in ewiger Bewegung erhielte. Die Wiederkehr des gleichen wäre für die Welt gar nicht schlecht, sofern sie nur uns Menschen hübsch draußen ließe! Wir sind doch der Sonne dankbar, weil sie wiederkehrt.

Weshalb aber dreht der von Gott her auf die Welt gerichtete Blick die Ära revolutionär um? Nun, alle antike politische Dauerordnung war Ordnung von Himmel und über einem Teil der Erde. Ein Äon war nur die Ära eines bestimmten Imperiums. In unserer Zeitrechnung wurde also jedem Imperium der Boden unter den Füßen weggezogen, der Himmelsboden, von dem es auf sein Gebiet hinunterblickte. Deshalb richteten die antiken Kaiser die Blutzeugen der neuen Ära hin. Noch um 1100 standen himmelskaiserliche Reiche in Ost und West aufrecht, jedes für sich; aber das zweite Jahrtausend hat sie beseitigt. Wir Lebenden haben das Verschwinden der letzten Kaisertümer erfahren.

Was ist an ihre Stelle getreten? Eine durchaus revolutionierte Staatenwelt; zwischen Washington und Peking, zwischen Oslo und Buenos Aires gibt es keinen Teil der Welt, dessen politische Ordnung nicht auf einer Revolution aufruhte! Solche politische Revolutionierung aber ist erst in einer Zeitrechnung möglich, die alle Weltordnung für weltlich erklärt hat. Die antiken Reiche waren sakrosankt, heilig. Die heutige politische Welt ist unheilig. Wer von Gott auf die Welt blickt, durchschaut den durchaus unheiligen Charakter aller ihrer Teile. Keiner ist unfehlbar. Alle sind mangelhaft. Fabrikhallen erstrecken sich horizontal da, wo Kathedralen nach oben wiesen.

Was kettet denn aber die Seele, die sich von Gott umwendet und die Welt erblickt, an die Welt? Doch wohl ihre Mängel, ihre Fehler. Wir brauchen ja die Welt zum lieben Leben. Haus und Hof, Auto und Bett, Brot und Wasser — wir brauchen sie. Was der Welt fehlt und was mangelhaft ist, dem helfen wir durch unsre Arbeit nach.

Die Welt ist immer mangelhaft; ja. Aber unsre Arbeit macht sie uns mundgerecht. Für die geläuterte Seele ist also die Welt eine Arbeitsaufgabe. Die Welt so zu lieben, wie sie ist, wäre falsche Sentimentalität. Aber ihr mit unserer Arbeit zu Leibe rücken, das ist die Haltung jedes Revolutionärs! Gott loben wir; der Welt gilt es, ihren Beitrag zum Leben durch unsre Arbeit zu entreißen.

Dies Band zwischen Welt und Mensch, die Arbeit, sprach sich ja schon in der antiken Definition der Astronomie aus; sie sei: „Die Lehre von den Zeiten für unsre Arbeit!" Die heutige Beziehung von uns Menschen zur Welt ist so zerfahren, daß unsre Wiederherstellung der alten Wahrheit den Leser überraschen mag. Aber es ist schon so: als aus Seelengeschichte Weltgeschichte wurde, da ging der Mensch an die Arbeit. Denn nur dank unserer Arbeit ist es in der Welt auszuhalten. Die alten Reiche hatten eben dies gelehrt. Wie haben sie für die Ewigkeit gearbeitet!

Das Neue unseres eigenen Jahrtausends war daher nicht die Ehrung der Arbeit. Das Neue war die Vision einer Menschheit, die sich über die ganze Erde hin frei in neue Arbeitsteilung hineinwagen solle. Nicht zu arbeiten, aber die Arbeitsteilung beliebig ändern zu können, war der fantastische Ruf der Revolution von 1100. Und dieses beliebige Umspringen mit der Gliederung der Gesellschaft zeichnet das ganze letzte Jahrtausend aus.

Das ist ein neuer Gedanke gewesen. Und er ist nur von dem leicht zu erfassen, der selber nicht in einer bestimmten Gesellschaftsordnung arbeitet. Der Student kann die Gesellschaft von außen sehen. Aber Bankiers, Bauern, Feldwebel und Steuersekretäre werden immer die Welt von ihrem Arbeitsplatz aus ansehen. Alle Revolutionen müssen an den Studenten in uns appellieren, um uns am Absprung in eine neue Gesellschaftsordnung zu interessieren. Denn sonst sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht! Den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, ist der Fluch der Arbeitsteilung, in der wir die Welt bearbeiten. Wir arbeiten füreinander. Aber wir können nicht alle miteinander arbeiten. Ora et labora, dies Wort der alten Benediktiner genügt weder dem zweiten noch dem dritten Jahrtausend. Mit wem feiern wir unsere Feste? Mit wem zusammen arbeiten wir? Die Mönche sagten: „Sie alle sollten zusammen beten, aber jeder soll für sich arbeiten." Die Kommunisten sagen: „Jeder ist ganz allein zu lassen mit seinem Innern. Aber arbeiten müssen die Millionen miteinander." Die Mönche lassen also jede Seele in ihrer Arbeit in der Welt ungeschoren, aber sie katechisieren ihn für sein Sonntagsgesicht. Die Kommunisten kehren die Lage aller Menschen um: Du bist ein Rädchen im Produktionsprozeß. Aber wenn du frei hast, dann bist du auf dich allein angewiesen. Mönche sagen: *oremus omnes publice, sed laboret quisque privatim.* Kommunisten: *laboremus omnes publice, sed oret quisque privatim.* Beide haben unrecht oder doch nicht recht genug. Ich bin weder ein Benediktiner noch ein Kommunist. Ich bin verheiratet. Und Kommunist und Mönch sind mir zu beschränkt, weil ihr Ora und ihr Labora auf dem Leben geschlechtsloser Individuen aufbaut. Ich aber schreibe dies Kapitel als ein Ehemann am Vorabend des dritten Jahrtausends. Ich blicke auf das zweite Jahrtausend nicht anders wie auf das erste unsrer Ära. Beide sind gleich lange her. Ich habe der Kirche im letzten Kapitel die Wege des Glaubens zugeschrieben. Gerade so beschreibe ich die Welt im vorliegenden Kapitel als die Räume der Hoffnung. Der Mensch darf nicht in Glaube und Hoffnungen allein leben. Ihn trägt sein Glauben, ihn beflügeln Hoffnungen; aber von der Liebe hängt er ab. Als abhängiger Mensch des dritten Jahrtausends habe ich den Weg des Glaubens beschrieben, der uns trägt. Und so ist die Kirche die Grundlage unsres Lebens geworden, weil sie den Glaubensweg unter uns gebreitet hat.

Nun blicke ich auch auf die Hoffnungen der Welt. Flugzeuge füllen die Luft gemäß Gottfried Kellers Hoffnungsvision von 1850. Hoffnungen erweitern den Raum. Wenn der Kommunist auf die Weltrevolution hofft, denkt er an den Raum, den Globus, mit Äquator und Nordpol und Südpol, wie er auch den Luftraum, die Stratosphäre, die Ozeane und die Erdteile alle einbegreift. Im Kampf der Weltanschauungen will der Kommunist siegen, weil er die klarste Vorstellung vom Raum der Gesellschaft habe. Ich, der ich soviel von Weltanschauungen höre, schaue statt dessen auf die Weltanschauer selber. Schreibe ich doch nicht die Geschichte der Welt, sondern unserer Rasse. Eine Unterrasse unsres Geschlechts sind die Raum-Hoffer des zweiten Jahrtausends, die Kreuz-

fahrer, Weltentdecker, Weltkolonisatoren, die Reformer, Weltkapitalisten und Weltrevolutionäre. Nicht die Räume der Welt interessieren mich, aber die seltsamen Arten Mensch, die sich auf die Welt als Raum aller ihrer Hoffnungen eingelassen haben, vom ersten Kreuzzugspapst bis zu den Geopolitikern. Die Geschichte der Welt-Hoffer, der Revolutionäre, schreibt dieses Kapitel, und damit schreibt es „Weltgeschichte". Welch ein verrücktes Wort: Weltgeschichte. Die Welt hat natürlich *keine* Geschichte. Geschichte haben nur die Menschen oder Lebewesen. Aber es gibt allerdings eine Geschichte unseres uns-mit-der-Welt Herumschlagens, wodurch sie endlich zu *einer einzigen Welt für uns alle geworden ist*. Dies zu einer Welt werden ist der wahre Inhalt der Weltgeschichte.

Die Welt ist nicht durch bloße Weltanschauung eine Welt geworden. Aber das Anschauen hat auch dazu gehört. Und ohne Anschauen der Welt als einer würden wir heut nicht fliegen. Das also ist die einzigartige Geschichte des zweiten Jahrtausends. Die Menschen erkühnten sich, die Welt so anzuschauen, als sei für sie alle nur eine und dieselbe Welt da. Sie schauten sie an, wie ein einziger Mensch, der aus allen Menschen allenthalben besteht, sie anzuschauen vermag. Ihren verschiedenen „Theorien" verdanken wir die verschiedenen, heut ineinander geschachtelten Einteilungen einer einzigen Welt. Und in dieser einen, aber durch sechs verschiedene Einteilungen variierten Welt wirken wir heut. Es gibt keine andere. Wir arbeiten füreinander und bücken uns dabei jeder über seinen Gegenstand, den er zurechtklopft. Je mehr ein jeder arbeitet, desto tiefer gerät er in die Welt. Denn desto mehr wird er mit den Dingen handgemein. Sein Einkommen hängt von seiner Hände Werk ab. „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten", ruft Faust aus. Die Weltgeschichte ist also die Geschichte, wie wir von den Kreaturen, die wir machten, abhängig werden und uns dann jedesmal von ihnen wieder befreien. Deshalb besteht die Weltgeschichte aus Revolutionen.

Wenn nämlich einer von uns ganz von seinem Lohn für das Stück Arbeit abhängig wird, dann wird er unfrei. Und Sklaverei ist für uns vorgeschichtlich. Wenn ich aus Angst um meine Pension die Wahrheit nicht ausspreche, dann hört meine geschichtliche Rolle auf: Ich werde zum Geschichtsballast. Die Weltgeschichte besteht also aus den Taten, die uns aus einer Sklaverei der Arbeit, aus einer Versklavung durch die Welt befreit und in eine nächste hineingeführt haben.

Weltgeschichte ist Befreiung von den Dingen, die wir machen und an denen wir arbeiten. Denn sie sind die Welt. In jeder der Totalrevolutionen seit 1000 ist eine andere Verknechtung unter die Materie abgewendet worden. Ich habe die Geschichte dieser Weltrevolutionen in zwei Bänden von je 700 Seiten dargestellt, meine Vorrede schließt: „Nur im Glauben an die innere Mitarbeit des Lesers habe ich den Reichtum von eintausend Jahren zwischen zwei Buchdeckel zu pressen gewagt." Was soll ich also denn hier schreiben, wo ich nur ein Kapitel dem Revolutionsjahrtausend widmen darf?

Erst recht, scheint es mir, muß ich mich an den Leser selber wenden und ihn erinnern, daß er dies zweite Jahrtausend selber kennt. Vom Altertum mußte ich fast alles mitteilen. Aber von Allerseelen bis heut weißt du mehr als genug. Denn diese Zeit ist deine Zeit, dein Acker und Eigentum. Jedes Wort, das du sprichst, jedes Buch, das du liesest, jeder Name, auf den du hörst, ist dir eigen, weil er sich in diesem Jahrtausend zuerst oder wieder ereignet hat.

Diese Ereignisse machen deine Eigenarten aus, als des Lesers dieses Buches. Deine Sprache selber ist erst in diesem Jahrtausend buchfähig geworden. Die Buchdruckerkunst ist in ihm erfunden. Amerika, wo ich dies Manuskript schreibe, ist entdeckt worden, und die Post, kraft derer ein in Amerika geschriebenes Buch auf deutschem Boden gedruckt werden kann, ist eine junge Erfindung. So ist das Postgeheimnis, mit dessen Hilfe ich mit Freunden von Land zu Land habe zusammenarbeiten können. Meine letzte Vorlesung in Deutschland betraf das Postgeheimnis. Ich ließ die Studenten abstimmen, ob sie es verteidigen würden. Drei Viertel waren gleichgültig. Es war Ende Januar 1933. Daraufhin wanderte ich aus. Das Briefgeheimnis gehört zu meinem Leben. Wie viele solche Freiheiten gehen in das vorliegende Buch!

Die Freiheit, über die Macht der Zeiten zu schreiben, verdanke ich der Kirche. Denn die zeitlichen Mächte der Cäsaren ließen nicht über sich schreiben. Tacitus verlernte fast den Gebrauch der Sprache unter dem Tyrannen. Die Freiheit, ohne kirchliche Erlaubnis zu forschen und zu drucken, verdanke ich der Reformation. Die Freiheit des Postgeheimnisses und der Freundschaften über die Welt hin verdanke ich dem englischen Parlamentarismus. Die Freiheit des Urheberrechts an meinem Werk verdanke ich dem Liberalismus und der französischen Revolution. Und meine Befreiung von der Verknechtung unter die Pensionsberechtigung, meine Erfahrung, daß Verluste an bürgerlicher Sekurität heilsam sein können, verdanke ich der Weltkriegsrevolution.

Also ist dir und mir diese ganze Welt unsrer Zeit wohl bekannt. Mir scheint, wir kennen sie nur zu gut.

Ich schlage daher vor, in diesem Kapitel zu versuchen, die Weltgeschichte in ihrem Anfang und ihrem Ende, ihrem Maß und Umfang sichtbar zu machen.

Denn die Weltgeschichte hat einen Anfang und hat ein Ende, ein Maß und einen Umfang! Dies allein wird Widerspruch erregen. Marx hat von dem bürgerlichen Denken gesagt, es lege alles darauf an, zusammengehöriges zu trennen, so daß niemand die zerstückten Glieder vereinigen könne. Ich stimme seiner Kritik der nationalen Geschichtsschreiber und Ökonomen zu. Die Weltgeschichte wird heut allerdings von ihnen über Einzelheiten statt über die Welt geschrieben. Ihr Begriff „Welt" heißt nämlich nicht „Welt" im wahrsten Sinne dieses Wortes, sondern im geschichtlichen Dialog von Kirche und Welt schreiben die Weltgeschichtler alles auf, was sich auch ohne das Volk Gottes und den endgültigen Menschen und die Kirche hätte ereignen können. Die Weglassungen sind das lehrreichste an unseren Weltgeschichten, weil sie das Interesse verraten, das sie

verursacht: „Die Welt" soll entdeckt und angeschaut werden, wie sie ist und wie sie verläuft, als ein Schauspiel, ein Zyklus, ein Prozeß. „Weltanschauung" ist die Parteileidenschaft, die hinter „Weltgeschichte" am Werke ist. Wären diese Historiker aber selber in der wirklichen Welt, dann schauten sie nicht an. Denn in ihr arbeiten wir, und „des tätigen Mannes Behagen sei Parteilichkeit". So sind die Historiker zu Nationalisten geworden. Dafür haben sie gekämpft. Die Welt muß erkämpft und umkämpft werden. Weltkriege sind ein sicheres Mittel, in die Welt zu kommen. Weltentdeckungen, Weltrevolutionen, Weltkrisen sind andre. Welthandel, Weltwirtschaft, Weltgeltung, Weltverkehr, Weltreiche sind alle auf unser Recht gegründet, unsre Mittel zu Rate zu halten, Rohstoffe zu verwerten, Dinge zu bearbeiten. Die Welt besteht aus Dingen, auf die wir Rechte haben oder Ansprüche begründen. Diese Leidenschaft, alles zu beanspruchen, ist ein Grundzug in uns. Aber es ist ein Bruchteil unseres Lebens. Denn immer setzt der Grundzug voraus, daß wir Recht haben und unser Leben zu Rate halten sollen. Welt ist die nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes bearbeitete Wirklichkeit. Gegen die Welt hilft nicht Anschauung, sondern nur Arbeit.

Daher finden wir in der „Weltgeschichte" alle die Taten, welche diesem Gesetz nachgehandelt haben, also Kriege, Krisen, Revolutionen, und wir finden z. B. nicht die „Nachfolge Christi". Goethe schrieb an Schiller über seinen höchst ungeschichtlichen Bettschatz Christiane Vulpius: „Wer sich der Liebe vertraut, hält der sein Leben zu Rat?" Und aus war es mit der ganzen weltgeschichtlichen Rolle des Herrn Geheimbderath von Goethe. Wo wir Ansprüche erheben, da ereignet sich Weltgeschichte. Wo wir lieben oder glauben, da werden wir angesprochen oder erhört. Beides hat mit der „Welt" nichts zu schaffen.

Die Welt ist das Reich unserer Hoffnungen. Nur Narren glauben an die Welt, nur Verbrecher lieben die Welt. Aber wir alle hoffen auf unser tägliches Brot; wir alle hoffen auf Freiheit von unserer seelischen Knechtschaft. Wir hoffen auf das große Los. Der Welt begegnen wir mit unendlichen Hoffnungen. Der hoffnungsvollste Mensch ist der weltoffenste Mensch, der Amerikaner.

So gibt es drei Geschichten, die des Glaubens, die des Liebens und die des Hoffens. Und wir können ganz streng definieren, daß Hoffen sich dorthin erstreckt, wo an sich stumme Dinge von uns erst Namen und Sprache empfangen müssen, weil sie selber leblos oder stumm sind. Das ist jedesmal die Welt, wo wir hindringen, ohne eingeladen zu sein. Dringe ich auf den Mount Everest hinauf, so ist das die Entdeckung eines Stückes der Welt. Wer daher als Naturforscher die Welt behandelt, ist immer im Nachteil gegen die Bräute der Menschen. Denn dem Erforscher der Dinge bieten sich Wellenlängen und Breitengrade dar; der Arme muß sich sozusagen mathematisch mit den Eingeborenen verständigen. Bräute laden ein und werden eingeladen. Für die rechte Braut gibt es gar keine mechanische Welt der Dinge. Denn sie ist ein voll verstehender und voll verstandener Sprachakt der Schöpfung; die Vögel und die Tiere und wir Menschen selber, alldieweil wir leben, sprechen unsere Geheimnisse selber aus. Wer daher

unser Vertrauen genießt, der kann seine Logarithmen zu Hause lassen. Die komplizierteste Rechenmaschine wird ihm nicht das verraten, was ihm ein kleines Mädchen gesteht. Denn allerdings der Weltentdecker des dunklen Erdteils oder der flüssigen Kohle wird dies Geheimnis nur ins Ohr geflüstert bekommen, wenn er seine Rechte gegen die Welt ablegt, wenn die Braut also aufhört, ihm „Welt" zu sein. „Ich glaube, es gibt im Leben alles Lebendigen Augenblicke oder vielleicht nur einen Augenblick, wo es die Wahrheit *spricht*. Man braucht also vielleicht überhaupt nichts *über* die Nationen zu sagen, sondern man muß nur den Augenblick abpassen, wo sie sich selber aussprechen. Der Dialog aus diesen Monologen ist das große Weltgeheimnis der Weltgeschichte. Der Grund dafür ist die Einheit des Menschengeschlechts[1]."

Der Monomane der Weltgeschichte wähnt, er solle „hinter" jedes Geständnis dringen, auf den Schnürboden sozusagen. Sobald du aber die Möglichkeit eines dialogischen Unternehmens einräumst, dann wird „Weltgeschichte" ein Sonderfall der Geschichte, und dann gewinnt das zweite Jahrtausend seine Einfachheit. Im zweiten Jahrtausend haben sich uns die Räume ereignet. Wo wir vor ihnen stehen und sie noch nicht zu bearbeiten vermögen, nennen wir sie „Welt". Wo wir sie durchfahren und angreifen, nennen wir sie Natur. Wo wir sie gemeistert und begriffen haben, beherrscht sie unsere Technik. Naturwerden der Welt ist also das Ereignis des zweiten Jahrtausends. Natur ist das Vorhersagbare. Vorhersagbar sind die Dinge, weil sie nicht sprechen. Wer hingegen spricht, ist unvorhersagbar. Die Natur aber besteht aus den Elementen in uns, die unser Wort nicht vergöttlichen oder verlebendigen kann. Ich muß sterben. Damit gehöre ich in die Welt. Denn das kann vorhergesagt werden, und ich kann durch kein Wort der Liebe den Verfall dieses herrlichen, mir geliehenen natürlichen Leibes verhindern.

Aber schon das Datum meines Todes ist unvorhersagbar. Gott und die Liebe können da den Statistiken ein Schnippchen schlagen.

Die sogenannte Weltgeschichte erzählt daher nicht etwas, was an sich natürlich sei. Nein, die Weltgeschichte ist viel besser als sie gelehrt wird: Sie ist nicht die Geschichte der menschlichen „Natur". Sie ist ebensowenig die Geschichte von Natürlichwerden der Welt. Nein, sie ist Heldengeschichte einer Armee von Herkulessen, welche die Welt in Natur verwandelt haben. Menschenkämpfer, prometheische Forscher, fanatische Revolutionäre haben die Welt natürlich gemacht, weil ihre Seelen in Gott geborgen ruhten.

Das Thema der Unternehmung „Weltgeschichte" lautet: Machen wir die Welt zu Natur, die Natur zum Mechanismus, den Mechanismus zu unserem Gegenstand, sei es im Ernst, sei es im Spiel.

Jedes Wort in diesem Satz bedurfte jahrhundertelanger Kämpfe. Jede Revolution spricht ihn eben neu! Die zwei ersten Revolutionswellen gingen darüber

---

[1] Nach Franz Rosenzweig Briefe, Berlin 1935, S. 712 (Dezember 1916).

hin, diese Worte erstmals auszurufen. Welt ist alles Sterbliche, entdeckte die Liturgie von Allerseelen.

Welt, so entdeckten die Kreuzfahrer, ist der Kaiser, Welt sind die Fürsten, Welt aber sind auch alle von den Fürsten dieser Welt dotierten Kirchen. Das geistlichste hat einen Bodensatz weltlichen Schmutzes an sich. Das elfte Jahrhundert prägte den großen Dualismus des weltlichen und des geistlichen Schwertes. Im ersten Jahrtausend hatte das Schwert keinen Geist. Als Hosius von Corduba das Nicänum gegen den Kaiser verteidigte, da schrieb er: Du schwingst das Schwert, wir beten. Aber Gregor VII. konnte schreiben: Die Geistlichen führen das einzige Schwert, das Geschichte macht, bis zum jüngsten Tag; die Kaiser und Könige aber kommen und gehen in bloßer Physik von Kraft und Stoß. Seine Anhänger betonten, daß alle anderen Kirchen außer der einen Apostelkirche, Rom, den Fürsten dieser Welt zu Diensten geworden seien und gaben so alle diese Kirchen selber als bloße Welt preis. Die Päpste richteten den ersten weltlichen Staat, den Kirchenstaat, ein, um den Dualismus von Staat und Kirche zu belegen. Diese ersten Revolutionäre empfingen einen neuen Namen, um mit der Welt fertig zu werden! Mit dem vor 1070 unbekannten Namen der „Geistlichen", der Spiritualen, schmücken sich diese Träger. Alle Revolutionäre sind ihre Erben, einschließlich des Ordens der Bolschewiki. Denn der Bolschewik, der die Weltrevolution macht, ist selbst *immun* gegen die Welt. Die Immunität derer, welche mehr Welt in mehr Natur verwandeln, wird von den Welthistorikern nicht einmal erwähnt. In dem Satz: Wie machen wir mehr Welt zu Natur? ist aber die Frage nach dem Subjekt des Versuches die erste Frage. „Wir" sind seit den Spiritualen jedesmal unversuchbare, weltüberlegene Streiter, und diese Weltlosigkeit ist bei Gregor VII. und Lenin nicht verschieden. Schon 1880 begannen die Russen die Frage des „Wer" soll oder darf die Revolution machen, zu diskutieren. Und sie fanden keine bessere Antwort als: „Ein Orden". Ein „Orden" ist aber eine Anleihe bei der Kirche und bestätigt nur, daß die Gregorianer die Frage „Wer?" gelöst haben: Der erste Schritt der Gregorianer war, sich durch das absolute Zölibat von den laxen kaiserlichen Priestern abzuheben. Wer revolutioniert also die Welt? Wer sie am völligsten opfert. Die Spiritualen opferten den Geschlechtstrieb. Als die Bolschewiki sich auf 227 Rubel Monatsgehalt setzten, bejahten sie das Opfer. Den Revolutionären bedeutet die Befreiung der Welt alles; die Freuden der Welt dürfen ihnen nichts bedeuten.

Die „Welt" wird also aufgespalten in eine Welt der Freuden und eine Welt der Gelegenheit. Die Freuden der Welt werden um so wilder verurteilt, je größer die Gelegenheiten in dieser selben Welt geträumt werden. So widerspricht sich jeder Revolutionär. Die nächsten Menschen entspringen seiner Weltentsagung. Aber diesen nächsten Menschen selber soll die Welt wieder lachen und Freude machen! Weltleid und Welthaß der Revolutionäre gehen mit Weltgenuß und Weltfreude der Nutznießer ihrer Revolution zusammen! Die moder-

nen Revolutionäre sind in diesem Punkte viel weniger bewußt als die ersten, die Geistlichen. Die Frage des „Wer" ist damals eben ein für allemal durchgelitten worden.

Umgekehrt steht es mit dem Wie. „Wie?" ist ein Wort der Technik, und in den Satz: „Wie machen wir Revolution, damit mehr Welt zur Natur wird?" ist vielleicht unsre Zeit am tiefsten eingedrungen.

Der Technik der Revolution gilt das moderne Interesse, so daß die anderen Satzteile meistens unverstanden bleiben. Die Frage nach dem Wie ist die heut betonte Seite des Satzes: „Wie machen wir Revolutionen, damit mehr Welt zu Natur wird?" Die Technik der Revolutionen wird heut in Handbüchern und Kursen gelehrt. Diese Technik hat das neue Wort „Revolutionieren" produziert. Wie kommt das? Revolutionen hat es wie gesagt seit 900 Jahren geben müssen, um uns immer besser von unsrer zufälligen Umwelt zu befreien. Die gesamte Geschichte der Natur läßt sich dahin bestimmen, daß die Lebewesen wachsend ihre Freiheit immer mehr in ihr Inneres verlegen, wie etwa die Warmblüter von der Temperatur ihrer Umwelt sich unabhängig machen. Die Weltrevolutionen tun das für uns erdbewohnende Menschen. Das hob an, als Gregor VII. sogar die meisten Kirchen selber als bloße Umwelt brandmarkte und daher jedem Laien den Instanzenzug nach Rom freigab. Ein römischer Katholik kann bis zum Papst vordringen, wenn er zum Beispiel auf Annullierung seiner Ehe klagt. Als Gregor das befahl, machte er die nationalen Christen von dem Zufall und den Mißständen in ihren Diözesen unabhängig. „Welt ist das, wovon ich unabhängig werden muß", sagt jedes Lebewesen. Die erste Revolution unter Gregor sagte: Die meisten Orts- und Landeskirchen sind bloß Welt. Geben wir sie also auf als bloße Welt und verbinden wir die einzige wahre Kirche, Rom, unmittelbar mit jeder Hütte und jedem Palast auf dem Erdenrund wie den Kreisumfang mit seinem Mittelpunkt, eine gut spinozistische Geometrie.

So knüpft heut der Weltrevolutionär jeden Arbeitsgang auf der ganzen Welt an seinen Plan und befreit ihn vom Zufall seiner Umwelt in seinem Land oder seiner Bank.

Diese Verdammung eines Teils der bisherigen Ordnung als bloßen Zufall und bloßer Umwelt haben alle Revolutionen gemein. Sie alle erheben den Totalanspruch, ein bisher lokal oder landschaftlich eingekapseltes Tun im Licht der Universalgeschichte zu ordnen und so von seiner bloßen Umwelt zu emanzipieren.

Wohl wegen des furchterregenden Totalanspruchs sind alle Revolutionen nur unter dem äußersten Druck der Not aufgebrochen. Von diesen Druckpunkten mehr in meinem ausführlichen Werk. Bis vor hundert Jahren war Revolution Notwehr. So konnte der Gedanke, berufsmäßiger Revolutionär zu sein, sich lange Zeit nicht bilden. Wer in Notwehr handelt, bereitet sich darauf nicht lange vor, sondern handelt, wenn ihm das Wasser bis zum Halse reicht.

So haben von 1074 bis 1789 zwar Revolutionen stattgefunden, und diese haben hinterher ihre Verteidiger gefunden, die sich auf Notstand und Notwehr beriefen. Hingegen hat sich lange niemand dazu bekennen wollen, auf Revolution hinzuarbeiten. Die Glorious Revolution von 1688 wurde geradezu so benannt, um jeden Gedanken an ihre nüchterne Vorbereitung niederzuhalten. Das Ereignis sprang wie angeblich Minerva aus dem Kopfe des Zeus. Deshalb hieß es Glorious, nämlich ohne Zutun der Menschen. „Revolutionist" bedeutete nur den Verteidiger des Himmelsakts, den nachträglichen Fechter für die Revolution, wie sie schon geschehen war!

Wir heutigen haben Mühe, uns in diese Seelenhaltung zurückzuversetzen. Das Wort Revolutionär kann heut jeder kleine Knirps als Beruf angeben, längst bevor ihm eine Revolution über den Weg läuft. Seit siebzig Jahren gibt es sogar das Zeitwort „revolutionieren". Das sieht so aus, als würde Revolution gewerbs- und gewohnheitsmäßig betrieben. Doch kann der aufmerksame Beobachter selbst heut noch einen Rest der Ehrfurcht vor dem Ereignis der Notwehr wahrnehmen. Denn trotzdem wir sagen können: „Ich revolutioniere, du revolutionierst usw.", überwiegt der Sprachgebrauch des Passivums. Die Phrase „die revolutionierten Massen" ist viel häufiger. Und hierin steckt ja doch der Respekt, daß eine Revolution das Ausmaß eines Naturereignisses erreicht hat. Für die paar aktiven Drahtzieher bleibt dann wenig Interesse übrig. Die erste russische Revolution wurde abgeblasen, weil es zwar massenhaft Revolutionäre, aber noch nicht genug „Kapitalismus" zum Revolutioniertwerden gab. Auch heut bestimmt kein menschlicher Wille die Reifegrade der Revolution.

Den Franzosen war die Revolution von 1789 so überraschend gekommen, daß erst 1830 ihre Hauptlinie in einem Epilog wieder eingeschlagen wurde: die sogenannte Julirevolution war eine Wiederholung. So war die Glorious Revolution 1688 selber eine Wiederholung des Cromwellschen Bürgerkrieges, eine Art politischen Nachsitzens.

Aber die Russen waren schon Techniker der Revolutionen, und daher ging ihrer Hauptrevolution das Vorspiel von 1904/05 voraus. So verhalten sich: $\frac{1830}{1789} = \frac{1905}{1917} = \frac{1688}{1641}$. Denn 1830, 1905, 1688 sind aus dem Kopf einzelner, 1789, 1917, 1641 aus der Leidenschaft aller entsprungen.

Das Technische der Revolution bedroht geradezu ihren Sinn. Berufsmäßige Revolutionäre sind so überzählig wie Landsknechte. Aber das macht die heutige Weltrevolution nicht erfolgreicher. Sie hört heut auf, trotz aller Techniker!

Die Fragen Wer? und Wie? haben die beiden Zeitecken des revolutionären Jahrtausends beherrscht und geprägt. Wie machen wir die Welt mehr zu Natur? hat aber noch andere Satzteile. Zwischen 1074 und 1917 sind die anderen Satzteile definiert worden. Ich gebe die Schlagworte, in deren Bestimmung die Gruppen spezialisiert haben:

Welt	Luthertum, Reformation
Natur	Glorious „Revolution" „revolutionist"
Machen	Franzosen, „Revolutionäre"
Wie	Sowjets, „Revolutionieren"
Wer ist „Wir"?	Päpste, Spiritualen
Wie bildet sich erst einmal ein „Wir"?	Cluny „Allerseelen"

Wir verdanken den Päpsten die Entdeckung, wer revolutionsfähig ist: Nur wer den Freuden dieser Welt entsagt hat. Den Reformatoren enthüllte sich, daß sogar das Heilige Grab, die Theologie, die Sakramente und das Kanonische Recht weltlich seien. Seitdem haben wir alle gelernt, was weltlich ist. Die Gemeinen Englands entdeckten das Naturrecht, das Recht als Natur und wurden dadurch instandgesetzt, die sieben Ozeane und alle Erdteile mit einer natürlichen Gemeinsprache zu beherrschen. Die Bürger Frankreichs entdeckten das Wesen des Organisierens, des Machens und Fabrizierens. Die Welt, die in Natur verwandelt ist, kann man organisieren. Das Wort „organisieren" muß daher vom Vorabend der französischen Revolution stammen, da man „das Machen" im großen Stil anfing. Das Wort „organisieren" kommt in der Tat 1780 auf, ebenso wie Industrie. Die Nation, dank ihres einheitlichen Geistes, der sich in einer Hauptstadt wie Paris prismatisch sammelt, organisiert.

150 Jahre später sind Revolutionieren, Funktionäre, Dialektik, Technik der Revolution, Revolution in Permanenz, Taktik neue Worte, weil das Technische an der Revolution heutzutage im Vordergrund steht.

Die Frage nach dem Träger der Revolution, dem Wer?, ist hingegen nicht nur die älteste Frage des Jahrtausends. Sie hat auch 500 Jahre zu ihrer endgültigen Klärung erfordert. Weder Heilige noch der Pöbel machen Revolution. Luthers Herr Omnes, Marx' Lumpenproletariat waren revolutionsunfähig. Stephanus oder Franz von Assisi oder Helmut James von Moltke vom Kreisauer Kreis wären revolutionsunwillig.

Der letzte Name gehört der Seele eines erst 1945 hingerichteten Mannes. Das mag zeigen, daß die Frage der Revolution sich in keinem Augenblick für alle Menschen gleich präsentiert. Konjunkturritter wissen das nicht. Als Gregor VII. die erste Revolution der Welt anhob, schwieg die riesige klösterliche Welt, die auf den Namen Cluny hörte, in Entsetzen. Cluny machte die Revolution, die damals von Rußland bis Spanien, von Ägypten bis zum Nordkap reichte, nicht mit. Die Revolutionäre sagen immer so laut sie können, daß alle Nichtrevolutionäre eine große reaktionäre Masse seien. Für den, der durch die Gläser der bloßen Weltgeschichte blickt, ist das Wahrheit. Denn diese Gläser geben immer der Woge der nächsten Revolution recht. Aber die Angesichter der Menschen dürfen nicht alle auf Revolution ansprechen! Die Weltrevolutionen sind sogar auf die Nichtrevolutionierbaren, la troisième force, angewiesen. Sonst würde des Mords und Totschlags nie ein Ende sein. Es muß immer revolutionsunfähige

Seelen geben, damit Revolutionen Sinn behalten. Ein Beispiel: Die Protestanten in Frankreich haben den St.-Veits-Tanz weder der fanatischen Freidenker noch der Katholiken je mitgemacht. Ihr Einfluß im Lande war infolgedessen viel größer als ihre geringe Zahl erwarten ließe. Denn sie waren gegen die Bürgerkriegsstimmung der Schwarzen und der Roten gefeit. Die französischen Existentialisten von heut setzen diese „Weder-Rot-noch-Schwarz"-Haltung fort. Die Nichtrevolutionäre des zweiten Jahrtausends zerfallen also immer in Gegenrevolutionäre und Unrevolutionierbare, und nur dank der Unrevolutionierbaren gibt es mehr als das bißchen Weltgeschichte. Ähnliches ließe sich von den „Ghibellinischen", nämlich Kaiser- und Reichsfrommen, sagen. Ihre Solidarität hat das Fest Allerseelen erst in die Herzen einrammen müssen, bevor die Revolutionen uns in Parteien zerrissen. Clunys Beitrag zur Revolution ist die Einheit des „Wir", dem die Revolutionen zugute kommen. Die Antwort ist: allen. Der Revolutionär muß also alles Nichtrevolutionäre teilnehmen lassen. Sonst verliert er die Revolution! Deshalb ist Cluny sogar noch nach dem Sieg der Päpste in Dante bleibend zu Worte gekommen.

f) Washington und das Rolandslied

Der unverhoffte Zeitgewinn

Revolutionäre sind ahnenlose Menschen. Sie brechen mit der Vergangenheit. Ein Kommunist ist kein Bourgeois. Er ist sein Gegenteil. Aber Zdhanow war der Sohn eines Schulrats, Lenin eines Adligen, Trotzki eines Gutsbesitzers, Stalin war Zögling von Popen. Marx war der Mann Jennys von Westphalen, Lassalle der Geliebte der Gräfin Hatzfeldt, Heinrich Braun der Mann Ilse von Kretzschmars. Und doch sollen wir ihnen in erster Linie den Revolutionär glauben?

Revolution begründet Abstammung. Von den allerersten Revolutionären um 1080 hat ein Zeitgenosse eben dies gesagt: „Unsere Zeit hat zu allem anderen Unglück eine neue Menschenart erzeugt. Sie ist von Haltung und Zucht der bisherigen Zeit ganz verschieden, so daß man nicht mehr weiß, ist die Natur hier bei der Erschaffung abgeirrt oder hat diese Menschenart ihren Ursprung gar nicht vom Stammbaum der vorhergehenden Epoche genommen?" Also das ist es: Der Revolutionär hat seinen Ursprung nicht vom Stammbaum der vorhergehenden Epoche genommen.

Das ist die beste Bestimmung des Begriffs „Revolutionär". Um so mehr ist auf sie Wert zu legen, als sie von einem Feind des revolutionären Typus gefunden wurde. Wer so schrieb, hatte bereits eine echte Revolution als Zeitgenosse erlebt. Auf seine Zeit dürfen wir mithin zurückgehen, um das Wesen der Weltrevolution zu studieren.

Nun ist der Mann, der diese Sätze schrieb, ein Zeitgenosse der Revolution der Sedes apostolica, des Päpstlichen Stuhls. Während Gregor VII. sich zum wahren

Kaiser ausrief und die römische Kirche in der Umwälzung des päpstlichen Stuhls zur römischen Kurie wurde, schrieb Petrus Crassus, ein kaiserlicher Jurist, den eben zitierten Absatz. Die Gregorianer erschienen ihm als ein *Naturspiel*, eine *Mutation* in der Erschaffung unserer Species. Und weiter sind wir auch heut nicht gediehen als zu der Weisheit des Petrus Crassus von Ravenna. Es ist ein schlimmes Zeichen für unsere Seelentaubheit, daß weder die Revolutionäre noch die Gegenrevolutionäre die Entdeckung dieses Mannes ernst genommen haben.

Wir sind durch unsere Fragestellung gezwungen, seinem Urteil standzuhalten. Wir suchen ja die *Herkunft* der menschlichen Gesichter auf dieser Erde. Der Stammbaum der Rasse ist unser Anliegen. Abkunft und Herkunft haben wir bereits im Stamm unterscheiden müssen. Denn nur die Herkunft oder das Herkommen bilden das Antlitz des lebenden Geschlechts. Ansprache bildet Angesichte. Denn der Angesprochene antwortet. Im Antworten leuchtet das Auge des die Augen aufschlagenden Menschen auf, und er erwirbt sein Antlitz. „Komm her!", „Herr, hier bin ich", ist die Geschichte jeder Menschenart zum Unterschied von der Tiergattung. „Arten" entspringen aus Antworten.

Die großartigen Sätze des Petrus Crassus stellen die Frage nach der Herkunft des Revolutionärs. Bei Homer wird der Fremde gefragt: „Wer bist Du, woher unter den Männern, wer sind Deine Verwandten, Deine Eltern?" Petrus Crassus erwidert für die Gregorianer: Sie haben keine Verwandten, keine Eltern, kein Ort hat sie bisher geboren.

Das ist aber mehr als eine Redensart. Es ist die Bedingung jeder Weltrevolution, daß sie imstande ist, den Menschen hervorzubringen, den es vorher nirgends gegeben hat. Proleten hat die Maschine erzeugt. Aber die klassenbewußten Proletarier kann es erst dank Karl Marx geben. Ihm verdanken sie ihr Dasein. Mönche, Kleriker, Religiosi hatte es vor Gregor VII. gegeben, aber keine „Spirituales". So abgegriffen ist heut das Wort „Geistliche", daß wir uns schwer vorstellen können, wie häßlich und abscheulich dies Wort auf Staatsmänner wie die alten Kaiser oder Könige wirkte und wie dieser Name den Ostkirchen abgeht.

„Der kleinste im Reiche des geistlichen Schwertes ist größer als der Imperator selber, der das Weltschwert schwingt", rief Gregor VIII. aus. Mit diesem Satz wurde der Heilige Kaiser, der allerchristlichste Kaiser, die apostolische Majestät, die Otto III. in Anspruch nahm, wurde „der apostelgleiche Bischof für die Weltseite der Kirche", wurde der Kaiser, der dem Papst gegenüber im Chorgestühl saß und alle kirchlichen Würdenträger bestallte, zum Mann der Welt. Das war ein Erdbeben von ungeheuerer Gewalt. Wie dem Kaiser so entzog Gregor VII. allen anderen Fürsten das Recht, Geistliche zu investieren. Um dies zu erreichen, befahl er jedem Kleriker, vom Römischen Stuhl direkt Befehle zu empfangen. Jeder Bischof hatte in Person sich in Rom zu melden, wie Soldaten bei ihrem obersten Kriegsherrn zum Appell antreten. Und jedem Laien gab der Papst das Recht, in Rom gegen seinen Erzbischof zu appellieren. Und schließlich verbot er jedem Kleriker die Ehe. Jede dieser Maßregeln für sich und alle zusammen

machen noch heut das Wesen der römisch-katholischen Kirche aus. Anderwärts können Priester heiraten, Patrone Pfarrer installieren, Ortsgemeinden endgültig entscheiden, Bischöfe zu bloßen Landesbischöfen ausarten. Nichts davon ist in der um den Römischen Stuhl herum erneuerten Kirche möglich, seit sie Gregor VII. mit der revolutionären Menschenklasse der Geistlichkeit versah. Noch heut sitzen im Englischen Oberhaus die damals gezeugten „Lords Spiritual" vor den „Lords Temporal". Es ist wohl der letzte Augenblick. Mit dem ganzen zweiten Jahrtausend mag auch dieses Namenpaar verschwinden. Aber die Einteilung ist gregorianisch. Damals wurden die Nachfahren des Waffenmeisters Hildebrandt von dem neuen Hildebrand, dem Mönch und Papst Gregor VII., unsanft daran erinnert, es sei ihr Amt nur aus der Zeit, nicht aus dem Geist. Wir haben diesen Gegensatz verschüttet. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" lassen wir Christus sprechen. Aber Gregor VII. hörte das Neue Testament anders: „Der Geist ist frei, die Zeit ist in Ketten. Wir Geistlichen sind zwar ‚Welt'-Geistliche, aber frei von den Ketten der Zeitlichkeit!" „Zeitlichkeit", nicht „Welt", war Gregors Ausdruck für „die Naturgesetze". „Tempus" und Temporalia waren bloß gesetzliche Begriffe; Spiritus und Spiritualen waren freie schöpferische Eingriffe. Dies Wort „Zeitlichkeit" ist also in der Politik älter als „Welt", als „Natur" und als „Nationalismus" oder „Kapitalismus", weil nämlich die Bischöfe selbst Weltgeistliche hießen. Gregor griff nicht die kapitalistische Gesellschaftsordnung an. Die „temporale" Ordnung war für ihn der verkommene Teil der Welt. „Was?", rief einer seiner Propagandaschreiber den Kaiserlichen zu, „ihr sagt, siebenhundert Jahre habe eure Ordnung unangefochten bestanden? Und so hättet ihr das Recht der Verjährung für euch? Sowenig wie der Dieb am Diebesgut kann der Teufel jemals Eigentum an unrechter Macht ersitzen." Die Geschichte ist also eine Folge von „Temporalien", gegen sie zückt der Papst das Schwert einer Totalerneuerung, das glühende Schwert des Petrus. Und er schwingt es gegen die Zeitlichkeiten in der Kirche selber! Die bloße Natur der Schwerkraft hatte die Kirche selbst zum Eigentum der Weltleute gemacht. Diese Naturgesetze der weltlichen Gewalten hob der Papst auf. Jede Revolution schafft Naturgesetze ab, deren Rahmen sich als zu eng erwiesen hat; sie erweitert den Rahmen des Gesetzesablaufes und kommt damit dem Schöpfungsgedanken näher, genau wie heut die Physik den Newtonschen Rahmen sprengt. Temporalia (Zeit) wie später Welt, Natur, Nationen trennen sich von Geschöpf und Schöpfung seit 1100.

Die Heiligen hatten auf die Schöpfung als gefallene Schöpfung geblickt. Sie waren aus der Welt des Teufels auf den Wegen des Glaubens herausgeeilt und herausgewachsen in den Himmel.

Mit Gregor VII. aber tritt der Berserker, der Revolutionär, in die Welt ein, statt ihr zu enteilen. Er will Gottes Schöpferwillen an ihr vollziehen und die Herrschaft des Teufels brechen. Ob das Ancien Régime (Robespierre), Kapitalismus (Lenin), Hure von Rom (Luther) oder Temporalien (Simonie) wie bei Gregor

heißt, jedesmal wird die verderbte Schöpfung mit einem Ausdruck belegt, der nicht Kreation oder Kreatur bleiben darf.

Wer diese Namenssperre sich klar macht, versteht den Konkurrenzkampf von Staat und Kirche, von Revolutionären und Heiligen. Der weltlichen Geschichte ist es verboten, das Wirkungsfeld der Männer, die Geschichte machen, „Schöpfung" zu nennen! Dieser tausendjährige Zwang ist von einer geradezu Freudschen Gewalt. Denn das Dasein von Staatsmännern und Staatsdenkern selber hängt an dieser Wortellipse. Ob diese Männer selber die Weltgeschichte machen oder die Weltgeschichte bloß schreiben und studieren, gilt gleich viel. Wäre ihr Wirkungsfeld die Schöpfung, dürfte es nämlich keine Revolutionäre geben! Denn dann wäre das Heil der Schöpfung durch ihren Schöpfer garantiert. Der Islam kennt keine „Revolutionäre", und er kennt daher auch keine „Natur". Nur wo die Schöpfung Gott aus der Hand geschlagen worden ist, muß es Revolutionäre geben. Die Abfälle vom und Anschläge gegen den Schöpfungsplan müssen dann gerochen werden. Also ist die Schöpfung Gottes für den rechten Revolutionär heruntergekommene Schöpfung, die zu bloßer *Zeit* oder *Welt* oder *Natur* oder *Ancien Régime* oder *Konterrevolution* und *reaktionärer Masse* herabgesunken ist. Unfruchtbare, sterile, richtungslose, abergläubische, unbewußte Schöpfung sind sie geworden. Er allein, eben der Gregorianer, eben der Kommunist, Jakobiner, Puritaner, Lutheraner, Guelfe, hat jedesmal den Schlüssel zu den Fünfjahresplänen, um diese tauben Wirklichkeiten *wieder* zu befruchten. Die, welche den Sündenfall oder die Erbsünde verspotten, machen doch Revolution. In diesem Akt glauben auch die Atheisten an den Schöpfer einer nicht korrupten Welt, der sich in ihnen selber enthülle und universale Begeisterung zu erregen wisse.

Der Naturbegriff des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung ist ein revolutionärer Begriff. Denn was wir Natur nennen, ist immer bereits dem politischen Zugriff ausgeliefert. Es ist die zum Hören unfähige Zeit, die bezauberte Welt, die stumme Natur, die unbewußten Massen, kurz die seelisch taub gewordene Schöpfung. Weil sie betäubt ist, darf der, der solche „Natur" durchschaut, die Betäubten besiegen und erobern, überlisten und verwerten, leiten und meistern. Ganz zum Unterschied von der Antike, die von „der Natur" der Götter ehrfürchtig redete, ist seit 1100 jeder, der von „Natur" spricht, ein angriffslustiger Weltherrscher und Welteroberer geworden. Denn, weil Natur als taub behandelt wird, so hat sie nie das Bewußtsein der Naturforscher selber eingeschlossen. Wie eigentümlich das ist, wird den heutigen Naturgläubigen selten klar. Sie brauchen sich nur zu fragen, ob je ein Naturphilosoph oder Naturforscher in der Lage gewesen ist, den Platz für seine eigene Philosophie innerhalb der von ihm erforschten Natur anzugeben. Sie werden finden, daß kein Gelehrter oder Denker für sein System selber ein sinnvolles Datum oder eine notwendige Rolle innerhalb seiner von ihm systematisierten „Natur" angeben kann. Natürlich nicht. Er wäre ja sonst seelisch auch taub! Nur für den, der

„Natur" als Weltbegriff durchschaut, wird das anders. Erst für den, der die Taubheit der Natur begreift, wird eine rein natürliche Philosophie lächerlich. Was tue ich denn selber in der Natur? Die wenigen Denker, die sich nicht lächerlich gemacht haben, haben sofort den Naturbegriff erschreckt fallen lassen. Der Philosoph und die Natur zusammen genommen sind ja eben nicht mehr die taube Natur von vorher. Selbst eine bloß beharrlich angeschaute Natur — so lehren die Biologen bereits — ist eben nicht mehr das gleiche wie die unschuldige, unbewußte und ungewußte Natur.

Die Temporalienmachthaber, die feudalen Gewalten von 900, hatten unbewußt die Kirche entheiligt und in die Zeit gestürzt. Die Gregorianer hatten gegen sie den „freiesten Geist" den spiritus liberrimus angerufen. Aus dem Geist der freiesten Freiheit, der freien Freiheit, ist die Zirkumvolution aller sieben Weltrevolutionen des letzten Jahrtausends ins Rollen gekommen. (*Zirkumvolution* ist der Gesamtablauf der Weltrevolutionen genannt.) Der alten „Natur" wurde jedesmal durch ein neues Bewußtsein der Gnadenstoß versetzt. Als die konservativen, seelenvollen, unrevolutionierbaren Cluniazenser gegen Gregor VII. Feuereifer kühl bleiben, ruft er ungeduldig aus: „Ein Mann aus Benjamin war imstande, einen feindlichen König zu töten, weil er linkshändig war und sich ein zweischneidiges Schwert hatte machen lassen. So konnte er das Schwert an der falschen Seite einhängen und unerwartet mit der linken Hand zucken. So laßt auch uns unser Schwert in beide Hände nehmen." Aus dieser Stelle von 1074 stammt die neue Lehre von den zwei Schwertern, die beide im Notfall der geistliche Arm zücken dürfe. Dem Apostel Paulus, auch einem Mann aus Benjamin, wurden in der liturgischen Kunst nunmehr zwei Schwerter beigegeben. Diese neuen Symbole des Paulus sprachen die Siegesgewißheit der neuen Geistlichen aus. Wir aber lernen aus dieser Stelle, wie Revolutionen sich ihre heiligen Worte prägen. Wie harmlos scheint das Wort im Buche Richter von dem linkshändigen Benjaminer. Wie unfehlbar aber erfüllte das Zitat seine Aufgabe, die Geistespartei gegen die Zeitpartei, gegen die kaiserlichen Temporalisten ganz neu zu bewaffnen. Denn der Köng, den Ehud, der Benjaminer, schlug, war ein fremder Heidenfürst. Er gehörte nicht zum Volke Gottes! Mit dem Zitat wurden die frömmsten Könige und Kaiser als Ehuds aus dem Tempel und Volke Christi ausgewiesen zugunsten der vielleicht unwürdigsten „Geistlichen". Bibelzitate sind so grob wie das kommunistische Manifest.

In diesem Zusammenhang mag dem Leser für das Zölibat der Geistlichen ein neues Verständnis aufgehen. Die heiligsten Kaiser, Heinrich III. und Heinrich II., der bald nach Gregor heiliggesprochene Imperator, wurden da in eine Reihe mit den heidnischen Feinden des wahren Israel gestellt. Damit hätte sich Gregor VII. lächerlich gemacht, hätten nicht seine neuen Geistlichen etwas erhebliches zur Verbesserung ihrer eigenen Moral vollbracht. Um die großartigsten Kaiser derartig ungeheuerlich wie die abgefeimtesten Kapitalisten zu verun-

glimpfen, mußten die Geistlichen sich auch selber reinigen und heiligen; sonst war die ganze Revolution nicht ernst zu nehmen.

Der Angriff des Papstes auf die geheiligte Ordnung der Kaiser rief unseren Rasseforscher der Revolution, Petrus Crassus, auf den Plan. „Sacratissimae", die allergeweihtesten, nannte er die von den neuen Weihegeistlichen verachteten Kaisergesetze. Nach Petrus Crassus Vorgang hat Barbarossa sein zeitliches Reich als Sacrum Imperium Romanum, als „geweihtes Romreich", der Sancta Ecclesia entgegengestellt. Der sakrale „Weihe-Kaiser" wollte den Sakramenten der Geistlichen ebenbürtig bleiben! Dieses geweihte Römische Reich hat bis 1806 den geweihten Geistlichen gegenüber gestanden. Es war den Deutschen so lieb geworden, daß es noch 150 weitere Jahre nach 1800 in unseren Gedanken und Träumen gegeistert hat. Der Name „Reich" war nicht auszurotten. Die Hohenzollern und die Konterrevolutionäre von 1933 hätten den alten Barbarossanamen „Reich" nicht fallen lassen dürfen, ohne ein gewisses Etwas in den Herzen gegen sich aufzubringen. Aber es war ein konterrevolutionärer Begriff schon 1161 als Barbarossa den Titel Sacrum Imperium „geweihtes Reich" einführte. Und es war eine konservative Beschwörung, als Petrus Crassus seine alten „sacratissimae"-Gesetze gegen die neue Rasse der Sakramentsgeistlichen verteidigte.

Auf dem langen Wege bis heut ist der anfängliche Gegensatz von sacer und sanctus vergessen worden. Heiliges Reich, heilige Kirche sagen viele. Wer aber so redet, dem verschwimmen die scharfen Profile hinter dem nichtssagenden Heiligenschein. Jedoch am Anfang der „Welt"-geschichte stand es anders: Heilig war die Kirche. Das Kaiseramt gehörte in die Kirche. Das Reich, so hielten die Kaiserlichen dem Papst entgegen, schützte die Kirche. Also war das Reich nicht einfach „von dieser Welt". Es war ein Amt Gottes wie das des Papstes. Der Kaiser stach in die Zeiten hinein mit dem Ärgernis des Friedenszwanges; er war also keineswegs bloß ein zeitbedingter Zufall, ein Temporale! Er war in Gottes Heilsplan notwendig, wie das Karfreitagsgebet für ihn bezeugte.

Aber die neue Rasse der Gregorianer schüchterte die Kaiserlichen soweit ein, daß sie den Fürsten kein „geistliches" oder heiliges Amt zuzuschreiben wagten. „Geistliche" waren die Fürsten nach der neuen Doktrin nicht. Immerhin in die Kirche sollten sie gehören, aber als Vasallen der Päpste. Für dies neue, erst durch Gregor hervorgerufene Dilemna, sollte das Wort „Sacer" den Ausweg eröffnen. Sacri sind die Geweihten. Sacerdos, der Priester, heißt ja auch der Geweihte. Den Spiritus liberimus hat kein weltlicher Machthaber; die bestehenden Verhältnisse seiner Zeit sind Ketten, die er nicht zerreißen soll. Aber geweiht ist auch er! Geweiht ist auch sein, die Zeiten ordnendes Gesetz. So ergab sich die Dreiteilung Sanctus Heilig für die im ersten Jahrtausend gestiftete und gebahnte Kirche; Spiritualis, Geistlich, für die Kampftruppe des zölibatären, romhörigen, zentralistischen Klerus; Sacer, Geweiht für den Anspruch der weltlichen Gewalten, in Gottes heiligen Ratschluß einbezogen zu sein.

Zwischen 1074—1161 war diese Beschwichtigungsformel noch nicht entdeckt. Die weltlichen Könige sahen sich mithin als Außenseiter gebrandmarkt[1]. Die Mönche von Cluny schüttelten die Köpfe über den Papst. Die Kaiser selber starben lieber im Bann, als daß sie nachgaben. Aber am tiefsten unsicher fühlten sich die Neureichen jener Zeit, die Normannen. Entdecker und Eroberer hatten sie wie Kaiser werden wollen. Zu allen Würden des karolingischen Reiches jauchzten sie gierig: wir auch. Sie waren die Parvenus der Weltpolitik. Eben erst winkte den Robert Guiskard und Tankred der Fürstenname, die Königskrone. Und da fuhr ihr langjähriger Schützer, der Papst, mit seinem neuen Schwamm über all diese prunkenden Ehren und erklärte sie für nichtssagend, für temporal. Die Normannen haben ihr „ich auch" darüber nicht vergessen können. Wie eine Lokomotive erst nach einer erheblichen Strecke zum Halten kommt, so ist die Normannenflut, die über Europa erging, erst Jahrzehnte nach Gregor abgeebbt. Überall haben die Normannen die Königsrechte verteidigt. England und Sizilien, ihre vornehmsten Gründungen, verschlossen sich gegen Gregors Gesetze. Vor den Normannen mußte Gregor VII selber in die Engelsburg flüchten. Sie eroberten Rom und bewiesen ihm, wie sein Reich aussehen müßte, wenn es wirklich nicht von dieser Welt wäre: Gregor starb in der Verbannung, fern von Rom, als Schützling des Normannen Robert Guiskard, seines Lehnsmanns, und wie Wilhelm, der Eroberer Englands, so hatte auch Robert einen Geschichtshorizont, der von dem des Papstes weit ablag. Gerade die Normannen haben nämlich die von den Päpsten gedemütigte Kaisergewalt neu verklärt.

Vom Helden Roland weiß noch heut jedes Kind. Er war Karls des Großen Paladin und fiel im Kampf gegen die Sarazenen. Karl und Roland waren heilige Gottesstreiter gegen die Ungläubigen. Aber obgleich jedes Kind davon gehört hat und die R's im „Roland der Ries am Rathaus zu Bremen" abrollen läßt, sollte auch der politische Mensch die Rolande ernst nehmen. Denn das Rolandslied hat Turold der Hofdichter des Normannenfürsten zu Ehren von dessen Eroberung Siziliens und Dalmatiens noch vor Gregor VII. Tod verfaßt[2]. Von Roland sang Taillefer im Vorstreit 1066 bei der Eroberung Englands. Mit Roland und Karl dem Großen verklärten sich also die Normannen gerade damals, als die Kurie den Kaiser zu einem von vielen Königen hinunterstieß. Der Sang erscholl erst in Süditalien. Aber Nordmänner drangen damals von Island bis in den Kaukasus und überall ist das Rolandslied mit hingedrungen. Diese Unternehmer verjüngten das alte Karolingische Reich und schlugen viele seiner Grenzen ein. Aber sie *haßten* es nicht, sondern sie wollten es erbeuten. Was ich als Beute begehre, dessen Wert lasse ich mir nicht gern von anderen heruntersetzen!

---

[1] Treffendes hierzu bei W. von den Steinen, Canossa. 1957 München.

[2] Der Kundige erkennt, daß ich Josef Bédier's Thesen ablehne. Er hat das Gedicht zu spät angesetzt und die sizilische Parallele von Roberts Neffen mißachtet.

Gegen die alternden Kaisertümer in Ost und West hatten die Päpste die jungen Normannen aufrufen können. Als aber die Päpste den Kern aller Waltung, ob nun kaiserlich oder normannisch, als temporal abwerteten, da gefiel das den Normannen nicht. Sie wollten alles vom alten Reich erbeuten, einschließlich seines Heiligenscheins. Genau diese Haltung dramatisiert das Rolandslied. Hier ist unbestritten der Kaiser Sinnhaber eines geweihten, ja heiligen Amtes. Er rächt den Tod seines Neffen Roland, wie Robert Guiskard den Tod seines Neffen in einem sarazenischen Hinterhalt auf Sizilien gerächt hatte. So wurden die grandiosen Normannensiege um drei Jahrhunderte zurückprojiziert. Worauf es ankam, wurde geleistet. Noch vor dem ersten Kreuzzug rettete das Rolandslied den Zusammenhang der Kultur des ersten und zweiten Jahrtausends. Die eben erst in die römischen Reichstrümmer hineinstürmenden Nordmänner erwarben durch das Rolandslied Zutritt zu den Reichsherrlichkeiten der Vorzeit. Die gregorianische Revolution des päpstlichen Stuhles durfte ihnen die Freude an ihrer Sukzession, ihrem Aufrücken hinter den letzten Kirchenkaiser, Karl den Großen als Nachfolger Konstantins, nicht vergällen.

Unschuldig an Brauch und Herkommen der fränkischen und byzantinischen Reichskirchen wie sie waren, konnten die Normannen ihre ersehnte „Herkunft" von diesen Kirchenreichen nicht preisgeben. Der selbe Karl der Große, der in Gregor VII. Augen ein verruchter Simonist war, wurde so zum Abgott ihres Liedes. Ein Normannenfürst hat das Rolandslied bestellt. Roland wurde zum Abgott der Ghibellinen. Seit Barbarossa Karl den Großen ohne Zustimmung des apostolischen Stuhls 1166 heiligsprechen ließ, springen die Rolandsstatuen auf.

Wir haben also hier die Sprache einer Gegenrevolution studiert, die Sprache der Ghibellinen. Ich habe in den „Europäischen Revolutionen" gezeigt, wie diese Sprache noch von Dante gesprochen wurde, obwohl er äußerlich 150 Jahre nach Barbarossa, 245 Jahre nach Gregor VII. dichtete. Dante und der Dichter unsres Rolandslieds dienen eben derselben Aufgabe: Das Kaiseramt vor seiner Entweihung durch die Partei der Geistlichen und Guelphen zu retten. Und deshalb stehen noch in Dantes Paradies (18, 44) Karl und Roland mit Josua und den Makkabäern zusammen, und ihnen folgen unmittelbar die Helden des ersten Kreuzzugs und das Oberhaupt der Familie, die das Rolandslied in Auftrag gab, Robert Guiskard.

Josua
Die Makkabäer
Karl und Roland
Die Kreuzfahrer
Robert Guiskard, der Normanne

liefern uns den Stammbaum des „geweihten Reiches", das heißt der Vorwelt der Revolution des „Geistlichen". Dank des Rolandslieds und Dantes haben sie uns noch etwas zu bedeuten. Viele Leser, die nach Dante und Heldensage nicht

fragen, mögen über diesen Stammbaum die Achseln zucken. Ihnen sei zugestanden, daß nur „Kaiserliche" diesen bestimmten Stammbaum gern haben. Doch auch den Kritikern gibt dieser Stammbaum Gelegenheit, die Herkunft jeder „Herkunft" zu analysieren. Der revolutionäre Stammbaum Gregors — die Kaiser sind Heidenkönigen gleich — und der gegenrevolutionäre Josua Dantes enthüllen das Gesetz revolutionärer Dialektik.

Die von den Gregorianern beliebte Spaltung in Papst und Kaiser, Prophet und König, Apostel und Cäsaren war für die Kaiserlichen fatal. Die Ämter des Josua und der Makkabäer sind ungespalten. Haben sie nicht das wahre Israel eingeweiht und militärisch gerettet? Bei ihnen findet sich die ungespaltene Einheit von Geist und Macht, von Wort und Gewalt. Sie widerlegen also die von Gregor geforderte Spaltung der Ämter. Der Erzbischof ist im Rolandslied ein tapferer General. Die Ghibellinen benutzten also nur Sprossen der Leiter, die auf den Status quo führten. Das war nicht Geschichtsfälschung; es war nicht einmal Geschichtsklitterung. Es ist unser gutes Recht, die Betonung zu verschieben.

Darin aber ist dieser Stammbaum der Kaiserlichen wichtig, daß sonst niemand Gregor widersprochen hätte, als er Samuel und die Propheten gegen die Könige Israels, und Paulus und Petrus gegen die Cäsaren anrief. Die Bedrohung durch den gregorianischen Stammbaum galt es zu brechen. Der Stammbaum von Josua und Makkabäern zu Karl und Roland verteidigte den Weihekaiser gegen den neuen, den die Gregorianer aufpflanzten.

Weitab vom Parteienkampf unserer Zeit läßt sich hier Dialektik studieren. Der Satz Petrus Crassus „diese Menschenart hat ihren Ursprung gar nicht vom Stammbaum der vorigen Epoche genommen"; bedarf also nun der erweiterten Formulierung. Wir schreiben: „Diese Menschenart nimmt ihren Ursprung im dialektischen Gegenschlag gegen den Stammbaum der vorigen Epoche."

Unsre Formel geht über Petrus Crassus und über Karl Marx hinaus. Sie vereint die Einsichten beider.

Die Konversation am Anfang der „Zeit"geschichte des letzten Jahrtausends bestreiten die Nachfolger Karls des Großen und die Gregorianer. Die Gregorianer sagten: „Wir sind geistlich, also gehören eure Kaiser nicht in die Kirche; sie sind bloß weltliche Könige." Die Ghibellinen sagten: „Wir mögen nicht Geistliche sein, aber wir sind sakral, geweiht in die Kirche hinein, und wir sind ihr unentbehrlich." In Wien haben die Ghibellinen bis 1918 ihre Hofburg gehalten. Das Heilige Römische Reich hat ja angeblich 1806 aufgehört. Das ist nur juristisch wahr. Moralisch und religiös sind Goethe, Richard Wagner, der Reichskanzler Hohenlohe, der Sozialist Heinrich Braun, der Mann von Braunau nicht ohne die Fortdauer des alten Reiches in Wien zu denken. Die Loslösung von 1866 war so relativ wie die Loslösung Amerikas von England 1776. Die Vereinigten Staaten blieben auf die englische Flotte 150 Jahre lang angewiesen. Analog war es mit Österreich und Deutschland durch das gesamte Jahrhundert

bis zu den Weltkriegen. Die deutschen Standesherren dienten im österreichischen Heere, und nicht im deutschen. Ein elsässischer Ingenieur aus Straßburg, geboren 1865, konnte 1895 nach Wien ziehen und eine Böhmin dort heiraten, deren Muttersprache tschechisch war, und all das vollzog sich für das Bewußtsein der Beteiligten im Innern eines Reichsraums. Die Greuel der kleindeutschen und tschechischen Geschichtsprofessoren haben in unseren Schulbüchern verschüttet, was von Hochadel, von den Professoren, den Liebenden, den Priestern, den Künstlern, den Musikern, den Beamten, den Journalisten, den Schauspielern immer noch gelebt wurde: Das Fortbestehen des Heiligen Römischen Reiches nach 1806 und bis 1918. Der Urenkel des letzten Römischen Kaisers hat noch im 20. Jahrhundert durch sein Veto im päpstlichen Konklave die Wahl des Kardinals Rampolla verhindert.

Weshalb ist der Europäer, der das Ende dieser Weltgeschichte seit 1918 und 1945 am eigenen geschundenen Leibe erfährt, gezwungen, diese Spannweite der Geistlichen und der Kaiserlichen an den Anfang zu stellen? Warum braucht er Karl den Großen, Roland, Dante zur Orientierung?

Sonst übersehen die Deutschen, daß die Weltkriege um eine neue Dialektik geführt wurden, die an die Stelle von Kaiser und Papst tritt!

Man betrachte den Unterschied, den es macht, ob ich vergleiche:

1100–1918:	Heilige Kirche Rom	Heiliges Römisches Reich (Wien)
1918–1945:	Interregnum	Europäische Anarchie
1945:	Westen	Rußland

oder ich vergleiche:

Kleindeutsches Reich:	1879–1914
Weltkrieg I:	1914–1918
Weimarer Republik:	1918–1933
Weltkrieg II:	1933–1945
Vierteilung Deutschland	1945–

Im letzteren Vergleich ist das lächerliche Ergebnis, daß Österreich-Ungarn ausgelassen wird. Das heißt aber: Die Luftröhre, dank derer sogar die Berliner bis 1914 Weltluft atmeten (ich selber bin Berliner), wird dann ausgelassen, nämlich die Verbindung Kleindeutschlands mit Wien! Und der kleindeutsche, nationalistische Spießer bleibt allein übrig, um die Weltkolosse von heut und die Rückwanderer von jenseits der Oder fassungslos anrollen zu sehen. So ist es ja aber nie gewesen. Auch vor 1918 lebten wir Deutsche in einer Weltzeit! Es war freilich noch nicht die heutige Welt. Aber es war doch auch nicht bloß die Welt der Thüringischen, Preußischen oder Lübeckischen Landeskirche. Nein, es war die Weltzeit, in der Kaiser, Papst und Einzelstaaten miteinander rangen!

Das verlängerte Preußen von 1871 war immer noch nur ein Brennpunkt in der Reichsellipse Wien–Berlin.

Die künftigen Geschichtsbücher werden die *Luftröhre,* das wichtigste Atmungsorgan eines politischen Körpers studieren müssen, das Beethoven, Goethe, Schlegel, Brahms, Strauß, Hofmannsthal, Rilke, Hohenlohe-Schillingsfürst, das die Demonstration des zornigen Bismarck bei der Hochzeit seines Sohnes in Wien 1892 ermöglicht hat, die Luftröhre, die von Wien ins Reich führte[1]. Das Rolandslied steht am Eingang der Weltzeit, in der Kaiser und Päpste sich gegenüberstanden.

Die Dialektik von heute ist Europa, Rußland, Amerika. Dabei sind die Amerikaner in der Rolle der Normannen des elften Jahrhunderts. Darüber ist zuerst ein Wort der Erklärung nötig. Die Amerikaner, sagte Goethe, haben es besser als unser Kontinent, der alte. Sie haben wie die Nordleute den ganzen Wust vorangehender Jahrhunderte radikal vereinfacht. Die einzelne Ortsgemeinde steht ihnen für die gesamte Kirche: jedermann fühlt sich als König oder als Priester, oder beides. Die Kritik gegen das alte Europa ist scharf; man findet es morsch und haßzerfressen. Es besteht sogar eine klare Dialektik der Amerikaner gegen Europa. Sie ist ganz unbekannt, aber dauernd wirksam[2].

Amerika stellt die Auflehnung gegen die europäische Form immer an die Spitze. Der Humor verlangt sein Recht am Anfang, nicht „hinterher". Erst redet man jeden mit Vornamen an. Erst streckt man die Füße auf den Tisch. Die Formen kommen erst, nachdem feststeht, daß man den Humor hat, sie nicht ganz ernst zu nehmen, also „informal" zu sein. Ohne die Zusicherung, es werde „formlos" zugehen, kommt eine freiwillige Gruppe nicht zustande.

Das geht bis in die kleinsten Züge des Lebens und ist wie die tägliche Einübung in die Unabhängigkeitserklärung von 1776 — die ja alle Schulkinder durch Grüßen der Flagge täglich einüben. Die Europäer werden so lange die Amerikaner mißverstehen, solange sie diese Dialektik nicht begreifen! Es ist, wie der Leser sieht, nur eine Umkehrung der Reihenfolge, aber nicht eine Zerstörung der Inhalte! Auch der Amerikaner hat Sinn für das Recht und für die Religion, aber an einer anderen Stelle! Seine Dialektik, die Marx entgangen ist, wirkt tief in seinem Blut. Nun kommen die Russen mit ihrer absichtlichen Dialektik. Sie haben kein Gebet, und keine Investitur und keinen Witz. Mit tierischem Ernst wird Gott geleugnet. Es ist keine instinktive Umkehrung der Formen, sondern bloß dogmatisches Entgegensetzen der Inhalte. Sie haben eben bloß eine Dialektik des Kopfes.

Die Russen werfen Europa und Amerika in einen Topf. Sie halten Amerika für kapitalistisch, plutokratisch usw. Sie verstehen Amerika überhaupt nicht. In

---

[1] Dazu III. Teil, 2. Kapitel, der Absatz über das Sema Ägyptens.

[2] Weitere Beispiele in der Vorrede zu den Europäischen Revolutionen, 2. Aufl. 1953, und in Des Christen Zukunft, 2. Aufl. 1957.

dem Dreieck: Europa, Rußland, Amerika werden die Amerikaner heut gezwungen, ihre eigene Dialektik in den Reihen:

1. Amerikas:		2. Europas:
Humor		Glaube
Recht	gegen	Recht
Glaube		Humor

zurückzustellen und Recht und Glauben Europas gegen die Studierstuben-Dialektik der Marxisten zu verteidigen. Sie tun es schweren Herzens, weil sie sich im Gegensatz zu Europa wissen. Aber wie Robert Guiskard das Rolandslied dichten ließ und Karl den Großen feierte, obwohl er durchaus „modern" war, so suchen die Amerikaner heut Goethe zu drucken und Watteau und Monteverdi und Dante zu retten, weil sie ja sonst ihre „Unabhängigkeit" von Dantes und Goethes Heimat selber nicht mehr genießen könnten.

Wie komisch, daß die den Franken aufsässigen Normannen am Ende den großen Karl feiern mußten! Wie komisch für die freien Amerikaner, daß sie heut den Vatikan und das englische Parlament der Schlüsselgewalt der Bolschewiki vorziehen müssen. Aber in Amerika überwintert die europäische Kultur. In Amerika ist mehr Glaube an die europäischen Herrlichkeiten als in Europa selbst. Amerika ist schon 1917 auf einen Kreuzzug zur Rettung seiner Heiligen Gräber ausgezogen[1]. Amerika ist eben auf einen fahrenden Zug, die Kultur Europas, aufgesprungen. Wer auf einen fahrenden Zug aufspringt, nimmt dessen Linienführung, Lokomotive, Signale, Geschwindigkeit hin. Wenn er auf den Zug blickt, mag er ihn veraltet finden. Aber wenn er kein anderes Verkehrsmittel hat? Dann wird er trotzdem auf ihn aufspringen. Noch lächerlicher als den altmodischen Zug würde ein Yankee den Mann finden, der den Zug seines komischen Aussehens wegen nicht besteigen wollte! Und deshalb rettet er Europa.

Die 300 Jahre Physik von Toricelli bis Einstein, die 400 Jahre Philologie von Erasmus bis Gilbert Murray, die Epoche von Kopernikus bis zum größten Fernrohr der Welt in Kalifornien sind gegebene Anlaufzeiten für die Amerikaner. Sie haben sich so fest auf die heranbrausenden Züge von Ideen aus Europa verlassen und niemals zu sorgen gehabt, wo sie herkamen. Die Amerikaner haben das Aussterben des Geisterreichs in Europa zwar „begriffen", aber sie glauben noch nicht daran! Man kann eben wissen und doch nicht glauben!

Die heutige Menschheit hat diesen wichtigsten Herzfehler: Sie weiß, ohne zu glauben. Durch die ganzen letzten zwei Jahrhunderte ist uns eingebläut worden, daß Wissen immer totsicherer als Glauben sei. Glauben finde sich zwar oft

[1] Siehe mein „Der Kreuzzug des Sternenbanners", zuerst Hochland 1918. Alsdann in „Europa und die Christenheit", Kösel 1919.

ohne Wissen, hörten wir. Aber das Wissen schließe immer den Glauben an das Gewußte ein. Die Verteidiger der Religion wagten niemals den Philosophen zu beweisen, daß man etwas zu wissen pflegt, ohne es zu glauben. Sie wehrten bloß die Angriffe der Weltweisen ab, die uns schalten, weil wir glaubten, ohne zu wissen.

So kommt es, daß die heutige Menschheit nicht versteht, wie wenig sie das glaubt, was sie weiß. Amerikaner wissen, daß Europa verfallen ist. Deutsche wissen, daß das Reich vergangen ist. Abendländer wissen, daß Europa keine Ordnung ohne Amerika und Rußland finden kann; die beiden Weltkriege haben die Vereinigten Staaten von Europa als das Gegenteil der Wahrheit erwiesen: Zweimal sind alle Europäer lieber gestorben als Europa zu einigen!

In derselben Weise wollen die Amerikaner es nicht glauben, daß der Zug der europäischen Kultur nicht mehr heranbraust, daß man also in Chicago nicht mehr auf ihn aufspringen kann; das erscheint dort so schrecklich, daß die protestantische Universität dort lieber Thomas von Aquino restauriert, statt einen Schritt in die Zukunft zu tun.

Normannen und Amerikaner waren relativ frei von den Leichengiften der Kultur, welche die Päpste und die Bolschewiki anprangerten. Denn beide hatten sich unabhängig gemacht von den schlimmsten Heucheleien. Die Normannen und die Yankees hatten nichts übrig für die apostolische Majestät der alten Kronen.

Die pompöse Sterilität der kaiserlichen Kapellenschulen und der akademischen Analysen der Sorbonne oder Heidelbergs nahmen sie nicht tragisch. Aber alle echten Früchte, die im alten Reich, im alten Erdteil gereift waren, freuten sie.

Das Rolandslied der Normannen und die Verherrlichung des Thomas von Aquino durch Juden und Heiden in Chicago entspringen also derselben Not. Beide Kolonialmächte waren gewohnt, ihren Strand mit angeschwemmtem Kulturgut gesegnet zu finden. Und als die Welt versiegte, die ihren Strand gesegnet hatte, bezeigten sie ihre Dankbarkeit, indem sie dem Todesschein jener Welt einfach keinen Glauben schenkten.

So hat die rasende Eile der Weltrevolution der Russen in dem Eintritt Amerikas in die Weltkriege ihr zeitliches Gegenmittel gefunden.

Europa verdankt seinen unverhofften Gewinn an Zeit dem guten Glauben der nach Amerika ausgewanderten Europäer, daß dahinten in den Mutterländern doch noch etwas Unentbehrliches gerettet werden müsse. So haben ja auch die Normannen dem zerfallenden Weströmischen Provinzraum das Leben um Jahrhunderte verlängert, und die Karolingische Saga hat ihre Kreuzzüge beflügelt.

Es gemahnt der Vorgang an die Erfahrung der Griechen mit den Römern. Die Griechen zerfleischten sich, bis am Ende der römische Adler über Korinth flog. Da blickten die Bruderkrieger einander an, erzählt Polybius, als erwachten sie aus ihrer Verzauberung, und riefen einander zu: „Wären wir nicht so schnell zu Grunde gegangen, wir hätten nicht gerettet werden können."

Die wilde Energie der europäischen Abrechnung, ihre Beschleunigung, hat die Amerikaner auf den Plan gerufen. Damit ist ganz unideologisch, aus den Reserven der dankbaren Erinnerung, aus der Ehrfurcht vor Europas einstigen Leistungen, Zeit gewonnen worden. Das Mutterland Europa ist von Washington aus so sichtbar, wie eine verheiratete Tochter auf ihr Elternhaus zurückblickt. Unsere juristischen und naturalistischen Staatslehren sind zu philosophisch, um solche Kategorien anzuerkennen. Aber Iphigenie ist keine Einbildung. Sollten die Millionen Care-Packete und der Marschall-Plan nicht in die Lehre von den Revolutionen der Welt gehören? Sie gehören nur für den hinein, der „Zeit" wahrnehmen kann und daher den Zeitgewinn selber gelten läßt, obwohl er keine programmatischen Gründe im Verstande entdeckt. Die Zeit Europas tickte noch in den Herzen der Amerikaner zu einer Zeit, in der die Europäer ihren Glauben verloren hatten.

g) Moskau und der Himmel

Ohne Amerika hätten die Russen leichtes Spiel. Sie predigen wie einst die Päpste eine ewige Wahrheit, daß wir Menschen Kinder der Stunde und nicht des Raumes sind. Darin sind alle Revolutionäre Christen. Deshalb haben sie z. B. auch entdeckt, daß der Satz richtig sein müsse, neu erworbene Eigenschaften seien vererblich. Raumdenker und Weltanschauler müssen das für unmöglich halten. Vererbung des Raumelements kann nie unterbrochen werden. Der Revolutionär aber ist selber ein Vererbung unterbrechender Mensch, wie Petrus Crassus anerkannte. Wenn neu erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden können, müßten Marx, Lenin, Trotzki, Tito, Stalin ohne Erben bleiben! Jeder Protestant, jeder Gregorianer, jeder Bolschewik hat umsonst gelitten, wenn seine neuen Eigenschaften nicht vererben.

Die Tragik der Gelehrten besteht darin, daß sie diese Fragen nicht aus der Erfahrung ihrer Seele heraus lösen wollen, sondern aus der Beobachtung der Natur. Von der Vererbung erworbener Eigenschaften weiß der Revolutionär aus eigenster Erfahrung, Abt Mendel aber bloß aus Experimenten. Experimente sind Beobachtungen an taubstummen Zeugen, Erfahrung ist Eingeständnis hörender Herzen. Alle Experimente sind zweiten Ranges. So haben die Russen 1948 dekretiert, erworbene Eigenschaften seien vererblich. Die Gelehrten befiel ein Schauder. Aber so irrsinnig die bolschewistische Methode, ebenso irreführend ist eben die akademische Methode, die die Bolschewiki bekämpfen. Die Russen retten die Macht, Menschen revolutionär zu erschaffen, gegen die Macht des Raums über Europäer und Amerikaner! Damit sind die Russen mehr in der Tradition als der Westen! Sobald der Westen sich auf seinen Glauben und seine Liebe neu besänne, wären die Russen entwaffnet.

Amerikaner und Normannen geben einer vorhergehenden Welt das Gnadenbrot. Ohne Amerikas Glaube an den „fahrenden Zug" wären die Bolschewiki

an den Pyrenäen. Ohne das normannische Rolandslied hätte Gregor VII. das Heilige Römische Reich vernichtet.

Dieser Zeitgewinn gibt eine Gelegenheit. Er ist rein formal, bar jeden Inhalts. Er liegt zwischen Revolution und Gegenrevolution.

Es ist eine Ehre, etwas Drittes zu sein. Gäbe es mich und dich nicht, so hätten die Kommunisten keine Zeit! Die moderne Weltrevolution betrachtet ja die Zeit als bloßes Hindernis genau wie die Päpste. Die klassenlose Gesellschaft und der jüngste Tag haben das miteinander gemein, daß die ganze Geschichte dann zu Ende ist.

Wir aber erneuern uns; wir gewinnen Zeit, wenn wir vom Raum frei bleiben und unseren Glauben auf Gottes Wegen suchen statt auf den Wegen der Welt. Die Bolschewiki selber sind die bloße Antithese zum Westen, und da sie auch Physik, auch Medizin, auch Radio, auch Produktion anbeten, so können sie dem Westen nur abgewöhnen, sich „Westen"" zu nennen. Solange der Westen die Russen als Asiaten verachten möchte, ist er selber noch dem Raum verfallen. Weshalb soll denn „ein Westen" Monopole oder Privilegien genießen? Nieder mit dem Raum! Ich ergieße mich in den Raum. Ich segne den Raum; ich errichte Raum. Aber ich bete ihn nicht an. Ich zerschlage ihn, wenn er Götze oder Fetisch wird. Der Raum ist bloß Welt; ist bloß Natur; ist schließlich bloß Mechanismus.

Der Zeitgewinn damals durch die Normannen, heut durch die Amerikaner könnte den Menschen zwischen San Francisco und Helsinki erlauben, sich ihrer räumlichen Verzauberungen zu entledigen. Wenn die Deutschen aufhörten, von Reich, die Franzosen von Europa, die Engländer vom Westen, die Schweizer von der Schweiz zu reden, und die Österreicher von Abendland, dann würden sie der letzten Weltrevolution der Weltkriege gehorchen. Sogar ihre Raumhorizonte würden dann von ihnen ad acta gelegt sein. Die Seele des Menschen muß Raumhorizonte schaffen und aufgeben. Wehe, wenn sie zu lange an Europa, Abendland, Westen, Reich, Schweiz „glaubt". Aus dem Glauben freier Seelen sind diese Räume guter Hoffnung entstanden. In diese Räume hinein hat das zweite Jahrtausend sich projiziert. Projektionen der Hoffnung sind aber himmelweit verschieden von Quellen des Glaubens. Die revolutionären Gregorianer, die das Abendland geschaffen haben, die Lutheraner, die sich zur christlichen Staatenwelt bekannten, die Puritaner, die der westlichen Welt nachsegelten, die Jakobiner, die „Europa" beriefen, glaubten an ihre eigene Berufung durch eine *Sternenstunde*, genau wie die Marxisten. Deshalb müssen wir uns den Stammbäumen der Revolutionäre selber zuwenden. Denn es ist eine Lebensfrage für jedes Kind der Zeit, ob er trotz der Macht des Raums neu entspringen kann.

Der uralte Merseburger Zauberspruch zaubert: „Entspring Haftbanden!"

Sind wir schwächer als jene Alten, die sich zu enthaften wußten? Sind wir den Räumen verhaftet, die wir doch selber entdeckt haben?

Die Stammbäume der Revolutionäre sind die Merseburger Zaubersprüche des Entspringens aus der Haft jedes vorhergehenden Raums: Indem zum Bei-

spiel der europäische Arbeiter Marxens Satz an die Proletarier aller Länder gläubig venahm: „Geschichte ist die Folge von Klassenkämpfen", fiel die rostige Kette „Europa" von ihm ab.

Keineswegs ist es so, daß „diese Folge von Klassenkämpfen" bloß ein nachträglicher Stammbaum ist. Es ist umgekehrt. Der neue Stammbaum ist selber der Ausspruch, kraft dessen der bloße Arbeiter allererst aus einem provinziellen Heloten zum Klassenbewußten Proletarier einer Weltwende aufrückte. Marxens Entdeckung des Stammbaums verwandelte den Proleten ohne Ahnen in den adligen Erben der ganzen Zeit! Wieder sieht man das am einfachsten an der parallelen Dialektik. Der innerlichste Amerikaner, der Prophet Amerikas ist Hermann Melville. Und er rief genau gleichzeitig mit Karl Marx den Amerikanern zu: „Wer war denn unser Vater und unsre Mutter? Oder können wir irgend einen Romulus oder Remus als Gründer aufweisen? Unsere Abstammung ist verloren in der weltweiten Vaterschaft. Und Cäsar und Alfred, St. Paul und Luther, Homer und Shakespeare sind ebensogut unser als George Washington. Dieser aber gehörte seinerseits ebensogut der ganzen Welt als uns. Wir sind die Erben der gesamten Zeit und mit allen Völkern teilen wir unser Erbe[1]. Auch Melville beruft die Amerikaner zu neuem Adel; aber er tut es in der amerikanischen Dialektik, die erst geringschätzig sich selber nicht feierlich nimmt, um nachher die alten Werte um so höher zu schätzen. Marx zerschlägt die alten Werte. Luther, St. Paul, Homer, Shakespeare, George Washington, Romulus, sind alle unvollkommene, durch Klassenkampf verunzierte Typen. Der Proletarier wird nicht ihr Erbe sein, nein, ihr Überwinder. So komisch und anmaßend dieser Wahn der Marxisten auf Amerikaner wirkt, so bleibt es doch eine gewaltige Entdeckung, daß ein neues Geschichtsbild die Menschen umkrempele. *Nur diese Entdeckung* trennt die utopischen und vorwissenschaftlichen Marxisten; Proudhon, Fourier, Weitling, Rodbertus von den Marxisten! Der sogenannte wissenschaftliche Marxismus ist nur kraft seines neuen Geschichtsbildes historisch machtvoll. Also in dem Satz, daß allen Revolutionen die einhellige Herkunft aus dem Klassenkampf innewohnt, ist der Sozialismus wissenschaftlicher Marxismus, beweisbar, dialektich geworden. Daher ist dieser Satz selber für Marx keine Ideologie, keine Geschichtsklitterung. Er steht und fällt mit diesem Satze. Es gibt also Marxismus nur innerhalb des Stammbaumdenkens. Stammbäume sind für geschichtliche Gruppen kein Zufall. Sie sind der Protest gegen den Zufall, sie befreien uns von Zufall! Wir haben das schon beim ersten Kapitel des ersten Evangeliums erkannt. Dort war die Genalogie selber der Akt der Befreiung von den fünf Büchern Mosis: Schöpfung des endgültigen Menschen über 42 Generationen, las der Titel. Das tut der Stammbaum jeder Revolution. Schaffung des endgültigen Weltzustandes ist ihr Ziel. Also muß es

[1] Diese Raum- und Zeithorizonte mit Landkarten sind dargestellt in meinem Out of Revolution, Autobiography of Western Man, 1938, S. 677-8.

schon immer auf ihn zu gegangen sein! Marx mußte den letzten Klassenkampf ausrufen, den endgültigen, um seines Stammbaums willen! Wenn Geschichte doch eine Folge von Klassenkämpfen ist, dann muß der, dem sich diese Erbfolge auftut, auch den endgültigen Erben einsetzen. Aber Erbe ist der Proletarier nur im Rahmen des neuen Stammbaums. Nur wenn alle vorhergehenden Revolutionen Klassenkämpfe wären, könnte die maschinenproduzierte Klasse des Proletariats als der letzte Revolutionär gelten. Sollten hingegen die Unterdrückten und Beleidigten und Erniedrigten irgendeiner vorhergehenden Revolution nicht „Klassen" gewesen sein, dann könnte es auch künftig noch beliebig Opfer geben, die gerade an Marx gerächt werden müssen. Jeder weiß, daß die Opfer der Bolschewiki gerächt werden müssen. Mithin hat Marx den Proletarier zu Unrecht zum letzten „Rächer" eingesetzt. Aber er konnte nicht anders. Damit wurde sein Stammbaum nämlich vollständig; die Proletarier bilden die Krone des Baums. Der Geist kann nach der marxistischen Revolution sich nicht mehr empören! Daher wird diese als perpetuum mobile aufgefaßt, als Revolution „in Permanenz".

Der Stammbaum der Revolution ist ihr Zauberspruch. Folglich stellte sich mir als Geschichtsschreiber der Revolutionen die Aufgabe, diese Zaubersprüche zu artikulieren. Die trockene Aufzählung hier wird dem Leser nicht viel helfen. Farbe erhält sie für ihn nur, wenn er die zauberhafte Sprache jeder Revolution in jenen Bänden selbst vernähme. Sie stellen die Psychoanalyse der Europäischen Nationen im Zwiegespräch einer dialogischen Kontroverse dar. Jedes Stichwort einer Revolution hat wörtlich das nächste hervorgerufen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich wahrnahm, daß Luthers 95 Thesen auf die päpstliche Bannung des deutschen Fürsten Philipp von Schwaben aus dem Jahre 1201 antwortete? Die revolutionäre Sprache Papst Innozenz III. verdammte das verwundete Gewissen des lauteren Philipp[1]. Und schon Walter von der Vogelweide ergrimmte darob. Luther wirft dem Papst selber Verwundung des Gewissens ins Gesicht! Als Lenin sagte: Freiheit ist ein bürgerliches Vorurteil, redete er die Redner am Freiheitsbaume in Paris 1792 an.

So steht es aber mit allen revolutionären Dokumenten! Sie widersprechen. Aber sie widersprechen dem höchsten Ausdruck der vorhergehenden Revolution! Sie sind keine Tagesereignisse. Ihre Wellenlänge ist die der Jahrhunderte. Aber auf ihr sind sie streng geordnet.

In Revolutionen entspringen neue Menschen aus Widerspruch, aus Gegenkonstellation. Das Wort Revolution selber ist ein Sternenwort, genommen von der Umdrehung der Himmelskörper. Das „astronomische" Wort für den Widerspruch ist „Opposition". Denn dies ist von der Gegenstellung der Gestirne entlehnt worden. Die Engländer haben Glorious Revolution und Opposition aus

[1] Siehe Philipps ausführliche Rechtfertigung in meinem „Königshaus und Stämme in Deutschland" 1914, S. 238 ff., und die Innozenz-Luthers-Dialektik der „sauciata conscientia" in „Europäische Revolutionen" 1931, S. 161—165.

der Astronomie entnommen, denn bei ihnen wurde die Politik naturhaft. „Balance of Power", Opposition, Revolution, sind in England seit 1688 so zentral, wie Reformation, Religionsparteien und weltliche Obrigkeiten in Deutschland nach Luther. Gregor VII. rief alle aus der „Zeitlichkeit" in den Vorabend des Antichrists.

Luther bewegte uns aus dem Mittelalter in die christliche Staatenwelt. Cromwell drang aus „ägyptischer Finsternis" in Jehovas glorreiches Weltall hinüber. Aus ihm bewegen uns die Franzosen weiter in die natürliche Welt, die Weltkriege aber in die planetarische Welt. Jedesmal wird das Raumbild einer Zeit überwunden. Die heutige planetarische Welt liegt im Kampf mit der sozialen Welt der russischen Revolution. Ich vermag die russische Revolution nur als Teil der Weltrevolution zu sehen. Die Kommunisten sehen die Weltrevolution als Ausfluß der russischen. Die Weltkriege sind aber revolutionär für die ganze Welt, ohne von russischen Revolutionären abzuhängen. Wir alle haben eine Weltrevolution durchschritten. Die Kommunisten setzen zu Unrecht ihre Machinationen an die Stelle der Weltkriege. Ihr Recht sitzt in der Dialektik; denn es ist wahr, daß wir in der Welt nur *oppositionell entspringen* können.

Von Ahnen stammt man ab. Aber von der Welt, so wie sie ist, muß man sich abstoßen, um sie zu verändern. Der Ursprung des Revolutionärs erfolgt durch *Abstoßung*. Im Gegensatz wird der Revolutionär. Denn erst im Gegensatz entdeckt er, was er selber sagen soll. Was er sagt, wird sein Gesicht. Der Mensch wird, was er spricht. Weshalb wurde Rußland marxistisch? Um etwas zu sagen zu haben. „Das Kapital" von Marx wurde sofort nach seinem Erscheinen ins Russische übersetzt. Ein russischer Fürst bot Rudolf v. Jhering 100 000 Mark, damit sein „Kampf ums Recht" einen Tag eher auf russisch als auf deutsch erscheine! Seit 1825 harrten in Rußland die Adligen und Bürger auf das Stichwort, dessen Aussprechen sie beflügeln würde. Da kam Marxens „Antithese" zu Hegel wie gerufen. Es öffnete nicht für Arbeiter, aber für diese russischen Christen den großen Raum der Geschichte. Was die römische Kirche mit Gregor VII. tat — den Himmel der Westkirche in die Weltzeit zu zwingen —, das hat der Bolschewismus seit Lenin unternommen: die revolutionierte Gymnasialintelligenz Rußlands in die Weltgeschichte zu versetzen. Der russische Klerus ist heut noch ein Stand des ersten Jahrtausends. Die Ostkirche kennt keinen Abaelard, Thomas, Luther, Cromwell, Zinzendorf, Bodelschwingh oder Albert Schweitzer. So sind die Apostaten der im Jahre 1000 stehengebliebenen Ostkirche, die von der Kirche abgefallenen, in Rußland die Träger einer Bewegung geworden, welche den Glauben in Hoffen und den Gottesdienst in Welteroberung verdolmetscht.

Die Übersetzung muß von Jahrhundert zu Jahrhundert geschehen. Kein Jahrhundert kann bloß sonntags in die Kirche gehen. Immer muß sich der Alltag unter dem Anprall der Sonntage ändern: „Die Feiertage erschaffen den Alltag", an diesem Gesetz haben wir uns durch dieses Werk hindurch orientiert. Es gilt

auch für die Bolschewiki. Ihr Abfall vom Sonntagsgottesdienst ist ihr erregendes Moment. Weil sie nicht am Sonntag früh zur Eucharistie gehen, deshalb bleibt ihnen nichts übrig, als sich am Wochentag kraft Gottlosigkeit, kraft Revolution als geheilt von der Erbsünde zu erweisen. Die Gottlosenbewegung sitzt im Kern der russischen Revolution. Denn so wird der Werktagskampf Gottesdienst, und nur so kann er es werden! Seht, rufen sie den Christen zu, wir Gottlosen sind doch bessere Menschen! Die Antithese, die der Marxist setzt, ist eben nicht nur Kontroverse, sondern auch Konversation. Die Antithese der Bolschewiki steht und fällt mit dem Dasein ihrer These; „Kapitalisten händeringend gesucht; Faszisten bevorzugt", muß die Komintern kabeln. Denn als Antithese lebt sie von der These. Sogar mein altes Gymnasium wird als faszistische Herrenburg geschildert. Die logische Zuspitzung der Revolutionäre auf bloße Antithese macht freilich ihre Revolution langweilig. Diese Revolutionäre haben selber garnichts zu sagen als „Njet". Nun ist jedes Nein inhaltlos, wenn man sein Ja nicht kennt. Die russischen Massen stampfen die Erde seit dreißig Jahren mit einem Nein, dessen Ja sie nie kennengelernt haben! Was ist Kapitalismus? mögen 190 Millionen Russen fragen; wir haben das Biest nie zu Gesicht bekommen. Das Nein lebt vom Ja. Trotzki meinte das, als er sagte, das Proletariat habe die Aufgabe, den Atheismus zu *verkörpern!* Denn damit ist dem Proletariat ein Platz im Haushalt der Geister statt der Mägen angewiesen. Dieselbe Revolution, die auszog, um dem Geist einen Platz im Haushalt des Proletariats anzuweisen, ist nun bedacht, dem Proletariat einen Sitz im Orchester der Geister zu verschaffen. Papst Gregor VII. erfuhr die Dialektik aller Revoluzzer in umgekehrter Weise. An den heiligen freiesten Geist am Himmelsgewölbe (polus) wies er den Klerus. Jedoch Geistliche, Kreuzfahrer, Theologieprofessoren, Cisterziensermönche, Bettelmönche, Baumeister erneuerten das Antlitz der Erde unten. Himmel und Erde gehören in jeder Weltrevolution zusammen. Luther trug seine Seele aus der sichtbaren Romkirche in die Macht der Welt. Ungesichert aber frei hob er seine Augen zu Gott außerhalb der Welt. Und was geschah? Sein „Fürst" begründete den weltlichen Staat wie einen rocher de bronze. Da wo ein Macchiavell mit dem „Principe" seinem Prinzen nur gerade ein Jahr Herrschaft garantieren wollte, da hat Luthers Vergeistlichung der weltlichen Obrigkeiten die christliche Staatenwelt beschworen, in der jeder einzige angestammte Fürst auf Jahrhunderte der Landeskultur zählen konnte. 400 Jahre hielt der deutsche Wald dank dieser Fürstenlande aus. Der nächste Schritt führte vom Waldesraum aufs Meer. Cromwell, der täglich „starb", täglich „abschied" und bereit war, nach Amerika auszuwandern, hat das Britische Commonwealth an sieben Ozeane angeraint. Die Franzosen haben sich auf La Nature der Geometer berufen und eine Orgie aller Nationen entfesselt, die mit „natürlichen" Grenzen Schindluder treiben. Also, wer im Geist ansetzte, endete im Materiellen. Wer beim Materiellen anhob, endete im Geistigen. Himmel und Erde erwiesen sich als untrennbar:

„Himmel und Erde sollen vergehen, aber meine Worte sollen nicht vergehen."

Siebenmal, so beweisen die Karten des erhofften Raums von der Apostelkarte Karls des Großen über Mercators Projektion zu der Karte im Saal der United Nations, siebenmal haben Himmel und Erde sich seit Karl dem Großen entscheidend gewandelt. Aber es ist immer dieselbe Arbeit des Herrn Jedermann, welche aus jedem dieser Himmel und jedem dieser Erden freier herausgetreten ist. Denn der Mensch ist Gottes Wort in den Raum. Wenn also Himmel und Erde jeweils eingeschmolzen werden, so werden Gottes Worte in den Raum nicht vergehen. Denn Himmel und Erde selber sind unsre, der Menschen eigene Schöpfung zu unsrer Orientierung und zur Unterscheidung.

Ein Himmel und eine Erde sind vergangen

in Weltrevolution und klassenloser Gesellschaft	1917
mit den Europäischen Nationen und der Natur	1789
dank des Commonwealth der Western World	1649
durch den Einzelstaat in der christlichen Staatenwelt	1517
dank der römischen Kurie und der Stadtstaaten	1215
vor dem geistlichen Schwert der Kreuzzüge	1075
angesichts der Apostolischen Majestät und Allerseelens	998

Sie haben es getan, indem sie das Antlitz der Erde erneuert haben. Wie aber wird das Antlitz der Erde erneuert? Indem der Mensch sich in einen anderen Himmel hineinversetzt und in diesem neuen Himmel als oppositionelles Gestirn, als Gegenüber seiner Gegner, aufgeht. Von dieser neuen Gestirnung erwächst dem Revolutionär die Macht, die Erde zu erobern und ihr die Bewegungen seiner Sternenwelt mitzuteilen.

Das zweite Jahrtausend ist also ein Ereignis, dessen Leistung mit den Reichen der Sterne konkurriert. Wie in China der Sohn des Himmels die Erde ordnet, so kommt jeder Revolutionär vom Himmel auf die Erde.

Aber weshalb ist das zweite Jahrtausend unbedingt christlich statt antik? Was unterscheidet die neuen Himmel und Erden von den ägyptischen Isis und Horus und Ra? Man mache sich die Antwort nicht zu leicht. Ich bereite sie vor, wenn ich die Leser an die Wüstenväter des ersten Jahrtausends erinnere. Ihr Gehen in die Einöde gemahnte an den Auszug Israels aus Ägypten. Beten nicht alle Mönche täglich Israels Psalmen? Lesen nicht alle Kirchen die Propheten Israels? Gelten die zehn Gebote nicht für uns? O doch. Ja, weshalb ist dann aber die Kirche aus Heiligen nicht einfach dasselbe wie Israel? Bevor wir das wissen, ist es nicht einfach, die Revolutionen unserer Ära gegen die großen Jahre der antiken Reiche abzugrenzen. Die Kirche mag die Juden hassen; sie hat sie doch beerbt. Der Hochmut der Weltkinder und modernen Aufklärer mag auf die Azteken und Pharaonen immer hinunterblicken. Aber als „Weltkinder" wären die Deutschen um nichts besser als die Assyrier, die Engländer nicht weniger

brutale Weltherrscher als Niniveh und die Franzosen bloße Babylonier, die Amerikaner aber wären wie Chaldäer, mit ihrem kindischen Studium des Auf und Ab der Depressionen und der Krisen ihrer wirtschaftlichen Kämpfe. Stalin ist ein Pharao wie er im Buche Exodus steht und läßt seine Leute Ziegel ohne Stroh machen.

Dieser Vergleich aller Planwirtschaften stimmt viel weitgehender als wir wahrhaben wollen. Er stimmt grauenhaft genau. Was ist denn der Unterschied?

Die Israeliten sind Juden für immer geworden und geblieben. Ihr Auszug aus Ägypten ist unabänderlich geblieben von Geschlecht zu Geschlecht. Den Einsiedler aber ereilt sein Glaubensweg in der Mitte einer Welt. So kehrt er aus der Welt in die Wüste um. Die Heiligen drehen jede Zeit um; sie erfinden oder finden die jeder bestimmten Zeitspanne zubestimmte Entspannung. Jede Christengeneration und jedes Jahrhundert müssen *ihre* Entsagung, ihren besonderen Exodus wagen. Das neue Israel wechselt also den Inhalt seiner Entsagungen unausgesetzt. Im Lobpreis Gottes gleich, aber im Aufnehmen seines Kreuzes verschieden lebt jeder Christ seit Christi Geburt. Dieselben Psalmen singen sie wie das alte Israel, aber jedes Jahr entlockt ihnen eine neue Versuchung, eine andere ägyptische Verfinsterung die Findung des dieser Finsternis zugeordneten Heilswegs.

Deshalb sagen wir: „im Jahre des Heils", nicht etwa „nach der Geburt des Heils!" Unsre Ära hat jedes Jahr eine andere Heilstat hervorzurufen. Die Heilsgeschichte besteht also aus den in die Welt eintretenden Ereignissen, den Heiligen, und sie hat nie aufgehört.

Die Weltgeschichte aber besteht aus den in die Welt einbrechenden Revolutionen. Und sagen wir es offen: vieles in Staat und Reich und Commonwealth und Nation und Gesellschaft ist ägyptisch. Aber diese Konversation der Revolutionen untereinander erlöst sie zu Ereignissen einer gemeinsamen Ära. Sie sind eben die Revolution von 1789, von 1517, von 1688. Gewiß, als französische oder russische oder englische haften auch sie an einem Boden; dieser Boden „Die große Nation" scheint die Epoche 1789 zu überschatten. Aber es scheint nur so. Das Eigenschaftswort „französisch" bei 1789 ist nämlich ein Hauptwort des Lebens. Aber das Hauptwort „Frankreich" wäre ein Beiwort des Todes. Wer sagt: „So ist Rußland, so denkt der Russe, ist ein Heide; aber wer sagt: das ist russisch, kann ein Christ sein. Es gibt ein Buch „Die Revolutionen Frankreichs". Das geht niemanden an außer die Oberlehrer der Geschichte. Aber ein Buch über die französische Revolution geht uns alle an. Jeder Mensch weiß, daß ein Beiwort dem Ereignis den Weg in ihn selber hinein nicht versperrt; ein Hauptwort aber riegelt es ab. Die antiken Revolutionen der Reiche waren gewaltig; aber sie riegelten die Einwohner der Reiche ab. Die Weltrevolutionen zwischen 1000 und heut erschließen die Bewohner der Erde füreinander. Sie sind nie lokale, sondern immer säkulare Ereignisse. Sie illuminieren nicht eine Million Quadratkilometer, sondern ein Großjahrhundert von 120–150 Jahren. Und die führende Stimme aus jedem

Jahrhundert, geistlich, italienisch, deutsch, englisch, französisch, russisch, schwingt im Zeitraum des ganzen Jahrtausends als eine unter den anderen. Dies bedeutet, daß unsere Welt nicht dem Kreislauf der Verfassungen verfiel wie die antike Polis. Ewig „wie Wasser von Klippe zu Klippe geschleudert" stürzte die antike Polis von Monarchie zu Aristokratie zu Demokratie zu Diktatur in hemmungslosem Ablauf. Die deutsche Reformation, die Glorious Revolution, die große Revolution, die Weltrevolution haben dem Namen nach Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Diktatur absolut gesetzt. Aber diese vier Staatsformen blieben auch gleichzeitig in einer Zeitrechnung bestehen, und so lieferte jede Revolution einen Beitrag, statt alle andern Früchte der Geschichte blind zu zerstören. Die Weltgeschichte ist nicht so verblendet wie die babylonische gelebt worden, weil jedes Jahrhundert sich nur im Reigen aller anderen Jahrhunderte umwendete. Die Revolution ist in einer Tiefenstaffelung von sechs Staffeln durch das Jahrtausend marschiert. Vielleicht sollte sie als eine und dieselbe in vielen Großjahrhunderten aufgefaßt werden, als ein wahrer Äon aus Äonen wie das Sechstagewerk.

Die Auswechselbarkeit der sieben Himmel und Erden, eingerechnet die anfänglichen, die auch weiterlebten, ist eben in der ersten Totalrevolution schon angelegt und ist allen treu geblieben. Kein echter Revolutionär kann im ersten Ungestüm seine Revolution geopolitisch benennen; er kann nicht Rußland oder Rom oder Wittenberg sagen. Er muß einen Sang von Menschenrechten, vom Widerstandsrecht des Volkes, vom Sowjet, geistlichen Schwert oder von der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern anstimmen. Damit aber glaubt er an eine uns allen gemeinsame Zeit. Gott hat nur eine Zeit aus Himmel und Erde geschaffen. Unsere sieben Fassungen seines Himmels und seiner Erde ändern nichts an seiner Urfassung. Die antiken Reiche bewegten sich erst auf diese Urfassung zu. Die Revolutionäre aber haben sie alle im Rücken. Daß Gott Himmel und Erde als wechselnde Weltzeiten erschaffen, das hat seit Karl dem Großen kein Gewalthaber mehr leugnen dürfen, ohne der Nibelungen Not zu erfahren. Die Gegenrevolutionen — wie der Nazismus — verraten sich eben durch ihre geopolitische Sprache: Sie schneiden die Erde in Stücke. Daß die Nazis Konterrevolutionäre waren, ist vielen nicht gleich aufgegangen. Das liegt daran, daß sie wie Revolutionäre nicht biblisch redeten, d. h. unbiblisch. Der Revolutionär kann nie von der Schöpfung der Erde wie in der Kirche reden. Auf dies Gesetz fällt hier neues Licht: Der Revolutionär darf es nicht, weil seine eigene Tat darin besteht, diese Sprache der Bibel in den Werktag zu übersetzen. Wer übersetzt, muß eben übersetzen, das heißt neue Namen gebrauchen, um die eingeschlafenen Seelen aufzuwecken. Alle Seelen erblinden nach hundert und mehr Jahren in derselben Welt und sehen nicht mehr, was Himmel und was Erde ist. Hundert Jahre: und die Lutheraner waren in Deutschland schrecklichere Päpste als die Päpste. So kam es zum Dreißigjährigen Krieg und der daraus entbrennenden englischen Revolution. Von 1776—1860 überhörten die Amerikaner den Widerspruch ihrer Freiheitsrufe zu der Sklaverei im Süden. So kam der Bürgerkrieg

unter Lincoln. Neunzig Jahre nach der Glorious Revolution tat das englische Parlament den Kolonien gerade das an, was Karl I. dem englischen Parlament angetan. So kam es zur amerikanischen Revolution.

„Im Frieden schlafen die Gedanken der Völker." Sie murmeln die politischen Formeln ihre hohen Zeiten weiter, aber sie wissen nicht mehr, was sie bedeuten müßten, um wahr zu bleiben. Die Revolution ruft ein verirrtes Geschlecht in den Umschwung der Weltordnung zurück. Dazu muß sie Himmel und Erde neu benennen. In dieser neuen Namengebung wacht das verirrte Geschlecht auf und fühlt sich neu ernannt und berufen. Die Arbeit der Welt will alltäglich getan werden. Aber die Ämter der Arbeitsteilung müssen naturgemäß neu verteilt werden, wenn die Amtshaber eingeschlafen sind. Jede Revolution erschafft eine neue Arbeitsteilung. Die Wächter des Worts werden neu bestellt: Geistliche oder Funktionäre, Doktoren oder Kommissare, die Hauptsache ist, daß sie wachen. Und die Wächter des Wortes entschlafen so schnell. Denn man kann hinter sie keine Polizisten stellen. Die Wächter sind nicht zu bewachen. Die Russen versuchen das. Aber sie werden kein Glück damit haben. Denn die, welche die Wächter bewachen, werden eben auch schläfrig. Dieser Schlaf folgt auf die Ermüdungsgifte des Weltprozesses: Wiederholung schläfert ein. Unser Geist wacht nur, wenn er weiß: Das kommt nie wieder. Unermüdetheit ist also die Vorbedingung für die Ausdauer einer Gesellschaftsordnung. Unsere Ära zieht Herzen aus der Welt, um unermüdet zu bleiben, trotz der Wiederkehr des gleichen im Alltag der Fabriken. Wenn sie es nicht tut, verfällt sie.

Die Russen wissen theoretisch um dies Geheimnis der Ausdauer. Sie wollen die Revolution „in Permanenz". Aber haben sie die Herzen nicht übermüdet? Nur der kann die Welt „anberaumen", der selber nicht in der Welt zu Hause ist. Der Raum der Welt, die sie revolutionieren, darf nie die Heimat der Revolutionäre werden. Oder die Revolutionäre ermüden. Mit dem Willen hat das nichts zu tun. Bist du nicht außerhalb der Revolution, die du machst, beheimatet, so wirst du übermüdet und die Revolution entschläft.

9. Abschnitt

Die Bemannung der Hochschule: Scholastik, Akademik, Argonautik

a) Dreimal von Idee zu Gemeinplatz

Wo bleiben die Hellenen in unserer Ära, die griechischen Schulen der Genies? Die Hohen Schulen des letzten Jahrtausends verwurzeln die griechische Muße in dem neuen Reiche des Allmächtigen, der über das All sein Machtwort gesetzt hat. Diese Schießstände und Wachposten der „freien Zeit" bemannt der Schulgeist, um alles zu vergleichen und zu beschreiben; sie heißen bisher Scholastik

und Akademik. Sie wurden mit der Gründung der mittelalterlichen Universitäten in Paris und Bologna installiert; sie wurden mit den Akademien in Florenz und Paris und London und Berlin umgestellt, und sie harren in einer von Saint Simon und Goethe bereits angehobenen dritten Epoche ihrer endgültigen Eingemeindung in die christliche Zeitrechnung.

Drei sich überschneidende Zyklen zeichnen sich ab: von 1100 bis 1563; von 1450 bis 1945; und von 1813 bis ... Die Epoche von 1100 wurde bereits 529 prophezeit. Damals schlug der Kanzler des Gotenkönigs Cassiodorus dem Bischof von Rom vor, eine christliche Hochschule zu gründen. In ihr sollte aus der griechischen Vorwelt das geborgen werden, was auch für Christen unverlierbar sei: die sieben freien Künste. Dieser Vorschlag wurde erst mit der Stiftung der Universitäten im Zeitalter der Kreuzzüge aufgegriffen. Das angreifende Christentum schloß im Jahre 529 die Schulen in Athen. Die Philosophie ging „underground".

Die Quarantäne von übermütig und geil geschwollenen, aber unentbehrlichen Leistungen ist ein großes Geheimnis unserer Geschichte. Der Tempel Salomonis und Davids Königtum, die ersten großen Beispiele solcher Quarantäne, sind uns schon vertraut. Entgiftung durch Zeitablauf wurde auch den Griechen auferlegt. Inzwischen hielten sie sich im geheimen dank der Fälschungen, die zwischen 500 und 1100 die angeblich unphilosophische antignostische Kirche bezauberten. Zwischen 486 und 515 nach Christi Geburt haben neuplatonische Philosophen scheinheilige Schriften komponiert. Die Schriften des Dionysious von Areopag hatten angeblich den Paulushörer aus der Apostelgeschichte zum Verfasser. In Wahrheit waren sie 450 Jahre jünger und geheimnisten die letzten Gedanken der Athenischen Akademie in eine christliche Maskerade hinein. Der unheimliche Erfolg dieser Schriften füllte die von der Schließung der öffentlichen Schulen und dem Kleinmut der Bischöfe gerissene Lücke. Der Areopagite galt nicht nur in Byzanz. Auch die Karolinger sahen in ihrer Stadt St. Denis eine von ihm gesegnete Stätte und träumten davon, sein Studium durch den Scotus Eriugena Johannes neu zu beleben.

So billig aber ließ sich Christus nicht mit Sokrates identifizieren. Erst um 1100 waren die Begriffe der Griechen genügend desinfiziert, um in dem Rahmen einer von Göttern gereinigten Erforschung der Natur der Dinge dienstfähig zu werden. Als die Antike der Schule der Genies für die Weltweisheit neu in Dienst gestellt wurde, da rekrutierte man zuerst die griechische Leistung von Virgil bis Aristoteles (d. h. die Zeiten von 14 nach Christus bis 348 von Christi). Der Zauberer Virgil als Prophet Christi, als Verklärer Roms war schon um 1100 hoffähig. Hingegen wurde die Lektüre des Aristoteles 1230 vom Papste noch verboten. Thomas von Aquino war aber 1230 schon geboren, der den Aristoteles mit Paulus zu einer scholastischen Gedankenwelt verschmolz.

Die zweite Epoche hat noch meine Jugend umrahmt. In Salamis und den Thermopylen gipfelte der Freiheitskampf der Nationen. Plato und Sophokles

und Homer wurden die akademischen Kronzeugen. Zwischen Platos und Homers Zeugenschaft verlief dabei sogar noch mehr Zeit als zwischen Virgil und Aristoteles. Denn Plato lasen die Florentiner seit 1440. Aber Homer wurde erst durch Popes Übersetzung im 18. Jahrhundert für alle Akademiker aktuell.

Inwiefern wir heut vor Homer zurückdrängen, hat sich im Griechenkapitel (VI, 3) bereits gezeigt. Wir wurden auf Jason geführt. Der Leser wird daher begreifen, daß ich für die noch ungetane geistige Arbeit, die vor uns liegt, den vorläufigen Namen der „Argonautik" präge. Das ist kein endgültiges Etikett. Denn am Ende heißt nichts so, wie es vorweg heißt. Aber der Leser reinigt sich von den durchaus veralteten Methoden der Scholastik und der akademischen Naturforschung und Geisteswissenschaften, indem er „Argonautik" schreibt. Er dringt vor Aristoteles und vor Parmenides zurück. Er willigt in eine tiefere Scheidung der Geister. Die Impotenz der Akademiker rührt aber daher, daß sie alles „sowohl als auch" denken. Das Entweder — Oder Kierkegaards ist den Akademikern verschlossen. Zuchtwahl, Auslese, Krieg können sie nicht denken. Daher bleiben die Ideen der Platoniker auf das Tote gerichtet, auf Systeme der Welt, auf Psychen und Quanta, auf Ideen und Nationen. Wer aber auf Fahrt geht, muß Entweder — Oder sagen können. Sonst bringt er nichts von Wert heim. Der Vergangenheit kann der Akademiker gerecht werden. Denn für sie gilt das Sowohl als Auch. Die großartige Leistung sowohl des scholastischen als auch des akademischen Zyklus sei daher dankbar verzeichnet. Aber der Zukunft werden nur die voranhelfen, in denen die Dankbarkeit das „Eins ist Not" noch nicht abgetötet hat. Weil Goethe in der Neuzeit existierte, hat er sich in die Nichtexistenz gestellt. Sein „Eins ist Not" steht in dem Buch, dank dessen er bereits unserer Zeit, der Endzeit, angehört. Im Divan steht sein die Zeit von 1500–1950 hiner sich lassender Vers: „Kann wohl sein; so wird gemeinet; doch ich bin auf anderer Spur." In die Zeit, in die wir hineingehen, in die Endzeit, gehört auch Saint Simon mit seiner Verwerfung der Atomphysiker (Band I, S. 48) und seinem Aufruf, die Parlamente von Paris und London zu verschmelzen.

Der alte Goethe und Saint-Simon blieben ungehört. Napoleon unterhielt sich mit Goethe nur über den Werther des 23jährigen. Die Saint Simonisten bauten nur den Kanal, den Saint Simon mit 23 Jahren vorgeschlagen hatte. Daß auf uns gar nicht gehört wird, ist Menschenlos. Aber daß nur unsere von uns selber preisgegebene Jugendstufe sich an unserem Namen festsetzt, das ruft einen ätzenden Schmerz hervor.

Gott hat sich in seiner neuen gesellschaftlichen Wahrheit den Zeitgenossen weder Goethes noch Saint-Simons zeigen wollen. Aber diesen beiden war er gnädig.

Nun hat sich — wie bei Moses — Gott auch um 1100 von Anselm of Canterbury und von Abailard vernehmen lassen, als der Rest der Welt Gott am heiligen Grabe in Jerusalem suchte. Er ließ sich nach 1500 von Paracelsus und

Kopernikus vernehmen, als die Erasmusse und Melanchthone noch auf ihre Klassikertexte starrten. Der Leser erlaube mir daher nachsichtig die gedrungene These: – eine seit Jahrzehnten in Amerika und Deutschland gelehrte ausgedehnte Wissenssoziologie liegt hier zugrunde – daß dreimal die Ideen der Hohen Schulen so erneuert worden sind, daß sie zunächst der Welt der Schulen selber unverständlich blieben. Bernhard von Clairvaux ließ Abailard exkommunizieren. Die Humanisten legten Paracelsus so lahm, daß er 400 Jahre gebraucht hat, sich davon zu erholen, und heut noch auf das widerlichste Astrologen und Judenfressern und Christenhassern zum Vorwand dienen muß. Auch der dritte Zwilling ist noch nicht gerettet. Denn die Marxisten verachten den Utopisten Saint Simon. Und 1934 wies ein Heidelberger Professor Stein auf Göbbels mit den Worten: Das ist alles, was wir von Goethe noch nötig haben. Weil ich von der Erneuerung der Hohen Schule träume, halte ich mich an die drei großen Paare zu meiner Ermutigung.

Anselm, Kopernikus und Goethe bilden dabei eine Trias, die klärlich von Abailard, Paracelsus, Saint-Simon sich abhebt.

Jene drei ließ ihre eigene Zeit gelten. Erzbischof, Domherr, Geheimbder Rath und Excellenz. Abailard, Paracelsus waren ebenso nobler Abkunft und Vorbildung wie die ersten drei. Ob ihres stürmischen Wandels wird diese wichtige Tatsache oft übersehen. Sie waren so stolz und unzufrieden, daß sie gewiß aus einem guten Hause waren. Die Erklärung dieses Gegensatzes ist darin zu suchen, daß die beiden Triaden zusammen geschaut werden müssen.

Anselm und Abailard, Kopernikus und Paracelsus, Goethe und Saint-Simon haben die neue Stufe jeweils errichtet, weil Friede und Sturm, Fortsetzung und Bruch beide in einer solchen Schöpfungsstunde der Rasse verkörpert werden müssen; wenn Scholastik, Akademik, Argonautik in die ewig verspätete Nachdenklichkeit von Professoren Einlaß verlangen, dann müssen sie dialektisch sich repräsentieren. Befragen wir also erst die Friedhaften. Der Abt und Bischof Anselm hat für die sämtlichen Fachleute des Geistes die große Frage gefragt: Da hat nun der Glaube der Heiligen in tausend Jahren sich enthüllt; mein Verstand aber starrt auf meine eigene Sünden. Er kommt hinterher und kann den lebendigen Gott nirgendwo finden. Es war der Beichtvater im Priester, der Anselm die gewaltige Antwort diktiert: Dann sollst du ihm sagen, daß Gott größer ist als alles, was du dir bisher unter ihm vorgestellt hast. Hier überbot die Liebe des Seelsorgers den Verstand des Schulmannes. Anselms Antwort ermächtigte die Entstehung der neuen Wissenschaften, die vorher unmöglich schienen: der Wissenschaften von Gott und vom Kirchenrecht.

Den an der Gnade seines Gottes verzweifelnden Frager und den aus Liebe zu dem Verzweifelnden über den eigenen Verstand trostvoll exzedierenden Antworter hat Anselm als die Urträger des Scholastik erschaffen. Statt der griechischen Monade, dem Denker, ersteht in Anselm ein neuer Träger: der Disputant der mittelalterlichen Disputation, der eine von zweien, die zusammengehören,

weil sie existentiell so verschieden leben müssen wie das an sich selber verzweifelnde Beichtkind und der um des Beichtkindes willen seine eigenen Bedenken vergessende Beichtiger. In Aristoteles und Paulus haben diese Disputanten bei Thomas Gestalt angenommen. Das Selbstgespräch des Thomas a Kempis oder Gerhard Groot in der Imitatio Christi ist davon genährt, und die Loci Communes des Philipp Melanchthon verdanken der Anselmschen Ausgangsstation ihren Ernst, ihren Respekt vor dem Leser. Scholastik heißt, daß zwei radikaler denken als einer, weil beide Seiten eines Zweifels viel maßloser zu Worte kommen in zweien als in einem. Allerdings muß dazu eine Bedingung aus der Kirche in die Schule übernommen werden, die der Antike fremd blieb. Im Altertum splitterte ab, wer dem Meister widerstand. Die Akademie hat weder Peripetos noch die Stoa in sich erhalten können. Die Anselmsche Position aber war nicht die eines indischen Guru oder eines attischen Weisen. Hörer und Sprecher der mittelalterlichen Welt gewähren einander den Vorrang; denn der Hörer räumte dem Beichtvater den Vorrang der Autorität, der Beichtvater aber räumte dem Hörer den Vorrang im Seelenheil ein. Beide waren mithin mehr für des anderen Heil verantwortlich als für ihr eigenes. Die Formel des Augustin stand über ihnen: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Augustin ist dank dieser Regel unser aller Ahnherr. Die Rechtsschule folgte diesem neuen soziologischen Prinzip in ihrer Konkordatsidee. Gratians Rechtsbuch war eine Konkordanz diskordierender Kanones. Auch hier wurde dem Gegner mehr zugebilligt als einem selber! Die Parteien eines Konkordats nehmen zeitig die Rechte des anderen wahr, um ihr eigenes Recht zu finden. Die Autorität eines entgegenstehenden Kanons wird von dem Kanonisten ebenso ehrfürchtig gewürdigt und verteidigt und stehen gelassen, wie sein eigener. Denn der Zeitleib der Kirche war ja in den Kanones ans Licht getreten. Keiner dieser Kanons durfte also zurückgestoßen werden. Diese Liebesnot zu allen Kanones, aus denen doch einem voranzuhelfen war, verhinderte die bloßen Sophismen, die logischen Wortfechtereien in den besseren Scholastikern. Von Anselm hat die Universität das den Alten unbekannte Prinzip. Der Lebensnerv einer mittelalterlichen Hochschule war dieser: Daß ein und derselbe Student in derselben Schule über denselben Punkt zu derselben Zeit zwei Meister die entgegengesetzte Überzeugung verteidigen hört.

Deshalb hat es im Altertum niemals eine „Universität" gegeben. Populäre Bücher rücken Platos Akademie viel zu dicht an Paris und Salerno heran. Das ist dieselbe Fiktion, welche die Geschichte aus den je 500 Jahren einmal von Plato bis Seneca und zum anderen Male von Erasmus bis Ernest Renan konstruierte, zwischen denen die bedauerlich finsteren tausend Jahre unbegriffen liegen blieben.

Wir hingegen begreifen die strenge Quarantäne für den unerträglich gewordenen Schulgeist der Griechen. Wir betonen die Wiedergeburt dieses Geistes in Paris und Bologna dank seiner ein Jahrtausend lang ihm widerfahrenen Demüti-

gung unter das Gebot der Feindesliebe. Die armseligste mittelalterliche Universität war moderner als die großartigste neuplatonische Schule, weil sie aus dieser Quarantäne neu entsprang.

Anselm von Canterbury schrieb seine grundlegenden „Proslogium" und „Monologium" für seine Mönche in Bec in der Normandie. Deshalb erregte er keine Eifersucht, und deshalb ging sein neues Verfahren kampflos in die Hochschule ein. Für diese Unwiderstehlichkeit noch ein Beispiel: Der „excessus mentis", der Überschwang, zu dem der enge Geist des Beichtvaters durch die Not des Beichtkindes „größer als bisher" sich aufraffen muß, hat das Recht reformiert: kein Richter, so hieß es damals zuerst, kann richten, es sei denn, er habe die Fähigkeit, des Angeklagten Tat so anzusehen, als habe er selbst sie begangen. Das Strafrecht wurde darauf von Grund auf neu. Aber ebenso neu wurde die Erkenntnistheorie. „Der Fortschritt der Wissenschaft ist nur die schlechte Verdeutschung des Anselmschen „Überschwangs". Dem Arzt, dem Lehrer, dem Juristen fällt nämlich um seines Patienten, Schülers, Klienten willen besseres ein als ihm selber je zu Sinn käme. Die klassische Schrift für dies Grundgesetz wurde das Bonaventura „Itinerarium mentis ad Deum".

So vorsichtig hat auch die Naturforschung und die Gesellschaftsforschung sich ihren Weg gebahnt. Kopernikus und Goethe haben zwar nicht von ihren Beichtkindern ihren Geist beflügeln lassen. Aber dem brutal-männlichen Prinzip des Abreißens von der Tradition weg in die bloße Originalität, diesem Fluch des Genies, haben beide in der geheimnisvollsten Weise widerstanden. Der wissenschaftliche Fortschritt ist offenbar das genaue Gegenteil eines fortschreitenden Lernens von Schülern. Studenten gehen vom Dunkeln zur Aufklärung, von Unwissenheit zu Wissen, aus Nichts zu Etwas. Aber Kopernikus und Goethe waren ausgerüstet mit der ganzen Bildung ihres Jahrtausends. So war Max Planck. Der Forscher geht aus Etwas freiwillig ins Nichts, aus der Klarheit in den Nebel, aus Wissen in Unwissenheit. Die Vereinigten Staaten siechen geistig dahin, weil sie diesen Gegensatz leugnen: Sie setzen Schüler und Forscher gleich. So lassen sie Schüler „forschen". Was soll da herauskommen? Nein, wer alles weiß, was seiner Zeit bekannt ist, soll sich so überwältigen lassen, daß er nichts mehr zu wissen glaubt! Die Liebe zu dem schon Gewußten muß ihn mithin erst erfaßt haben, und erst hinterher darf ihn die größere Liebe überwältigen. Schon das Altertum sagte: amicus Plato, magis amica veritas. Das kostete übrigens den Freund der Wahrheit den Platz im Schulhaus des Plato. Nicht so seit Anselm, seit Kopernikus und dereinst werden wir, hoffe ich, hinzufügen: seit Goethe.

Einheimisch werden im schon Gewußten muß auch heut jeder, der später forschen möchte. Das aber besagt: Zwei machtvolle Liebeserfahrungen müssen den Geist befruchten, damit er in den Gang der Geister eingreifen darf. Das innerste Triebrad des wissenschaftlichen Fortschritts seit 1100 ist damit wohl hinreichend umschrieben. Indessen fehlt diesem neuen Allerinnersten der großen Neuerer

noch seine äußere Hülle und wiederkehrende Institution! Die vornehme Zurückhaltung der Herren Goethe, Kopernikus, Anselm in Ehren, Universitäten und Laboratorien und geophysikalische Jahre treten nicht ohne furchtbare Kämpfe ins Leben. Abailard und Paracelsus und Saint-Simon – wir haben S. 34 Hölderlin statt ihrer zitiert, ohne ihre Namen zu nennen – mußten um jeden Preis von ihren Zeitgenossen verkannt werden. Denn nur von solchen kann die Institution erzwungen werden. Gedanken sind frei, Institutionen aber brauchen Gewalt. Abailard hat die Universität gefunden, Paracelsus das Prinzip der modernen Forschung, die Empirie. Er ist eine der traurigsten Vernebelungen, den Sowohl-als-auch-Akademikern zur Last fällt, daß sie die Schroffheit, mit der Abailard und Paracelsus Neues geschaffen haben, mit der Gallerte ihres „Allmählich" gern zudecken. Auch das neue, ungestüme Erkenntnisprinzip der gegenseitigen Verantwortung füreinander und des Überschwangs um des Gegenüber willen haben diese Idealisten verschwiegen. Aber Dummheit ist nicht so abstoßend wie Feigheit, Kleinmut und Niedertracht. Wo wäre etwa die ganze Universität Basel ohne Abailard und ohne Paracelsus? Trotzdem steht in der Universitätsgeschichte von Basel zwar Voltaire, weil er dort einmal übernachtet hat, aber der von Basel verjagte Paracelsus nicht. Die Geschichte des 12. Jahrhunderts verbeugt sich vor dem unbescholtenen Anselm und dem Heiligen Bernhard. Aber Bernhard von Clairveaux hat sich selber als Schimäre seines Zeitalters empfunden, eine arme, an die eigene Zeit gefesselte, mit dem Rosenöl der Orthodoxie parfümierte Seele. Die Tore zur Zukunft hat das Lebensopfer Abailards aufgerissen. Für uns ist er in die Hölle hinuntergestiegen.

Als Abailard begann, war der Erzbischof von Paris das Haupt der Kathedralschule der Stadt. Das war die Ordnung der alten Kirche. Die Domschule war ein Teil der Pflichten eines Bischofs und seines Kapitels.

Als Abailard starb, schien der Erzbischof sein Recht gegen den Revolutionär gerettet zu haben. Aber er war im Irrtum. Die linke Uferseite der Seine hatte sich freigekämpft. Nie wieder ist die Schule des Erzbischofs von Paris mit der Hohen Schule von Paris zusammengefallen. Die hübsche Legende erzählt, daß der im Louvre über die Isle de France residirende König dem Abailard auf Betreiben des Erzbischofs das Lehren auf seiner Erde verbot. Darauf habe der kecke Geist einen Baum erklettert und weiter gelehrt. Als der König keinen Spaß verstand, sei Abailard auf die Seine hinausgerudert und wieder sei er von Hörern umringt gewesen. Abailard starb 1142. Im Jahre 1170 stand in Paris die theologische Hochschule des Abendlandes. Priester und Mönche aus ganz Europa strömten dort zusammen, wo Lehrer und Schüler die Korporation bildeten, und die Nationen der Christenheit sich jenes Stelldichein gaben, aus dem der gesamte Nationalismus dieser Völker hervorgewachsen ist[1].

[1] Vgl. dazu Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II. 1912. Die Europäischen Revolutionen 1951.

Abailard hat Tausende und Zehntausende erregt. Wie die Juristen den kirchlichen Kanones eine Konkordanz abgewannen, so hat Abailard die in tausend Jahren aufgehäuften Aussagen der Väter in einem Sic et Non konkordiert.

Mit Anselm verband ihn das großartige Prinzip, daß die Fleischwerdung des Worts die Grundlage ihres Wissens sei. Sie erlaubten sich, über Gott und die Welt alles zu denken, was ihnen einfiel. Aber des Menschen Platz in Gottes Welt wollten sie nur nachdenken. Er stand bereits fest. Die Theologen bedenken alles „praeter incarnationem".

Unsere heutigen Denker wie Jaspers oder Descartes oder Bertrand Russel wissen meistens nicht, daß sie nur nachdenken. Nachdenken und Denken verhalten sich aber wie die Hälfte zum Ganzen. Fast alle Menschen denken nur nach, und zwar hinter den Ereignissen her, hinter den Leitartikeln des Leibblattes oder den Worten des Führers her oder hinter den Gedanken ihrer Leibphilosophen, Leibtheologen. Das Denken ist nur zum Hinterherdenken gut. Es bedarf eines Aufschreckens aus diesem Ochsentrott, ehe aus Nachdenken Denken werden kann. Die Größe der beiden, Anselms und Abailards, besteht darin, daß sie „Praeter Incarnationem" zu denken beschlossen, also das, was auch ohne die Inkarnation von Gott zu sagen sei. Damit bestimmten sie den Grenzrain zwischen Nachdenken und Vorausdenken. Die jüngste Tat Gottes, die Fleischwerdung, setzten sie voraus und schützten sich dadurch gegen Rückfall in Barbarei. Damit vergleiche man die heutigen „Denker", die auf Zarathustra (Nietzsche), die Veden und Buddha (Schopenhauer), den Urgeist, den Elan Vital (Bergson), eine „mütterliche Landschaft" (Spengler), eine von ihnen frei erfundene „Achsenzeit" zurückweichen oder am Ende auf die von ihnen selbst erfundenen Elektronen, in die Nacht des Ungeschaffenen also, um sich von da her, also an ihrem eigenen Begriff, aus dem Sumpf zu ziehen. Denn das, worauf sie sich berufen, will nichts von ihnen wissen.

Wenn der höchste und der endgültige Mensch uns begeistert, dann können wir Gott und Welt bezweifeln und aus unseren Zweifeln heraus immer besser intelligieren.

Intelligenz liest zwischen den Zeilen. Die ersten kindlichen Gebete zu Gott und die ersten kindlichen Staunensrufe über die Welt lesen noch nicht zwischen den Zeilen. Die Sprache zu Gott und das Sprechen über die Welt sind in jedem vom Weibe Geborenen zuerst formelhaft und naiv. Ich finde in keinem Buche der uns heute als Denker vorgesetzten Nachdenker diese mir doch von mir selber her vertraute Spaltung in die Formeln, die jedermann in guter Gesellschaft, in der Politik, in der Kirche nachplappert: „Gnädige Frau, wie geht es Ihnen?" „Natürlich muß Deutschland wieder vereinigt werden." „Vater unser der Du bist . . ." Und den naiven: „Ist es nicht himmlisches Wetter?" „Ist es nicht pyramidal", „kolossal", „schrecklich", „bezaubernd", „wunderbar"?

Eines Tages kommen wir zu der Einsicht, daß die Formeln zwar geschmackvoll, aber lebensleer seien, unsere eigenen naiven Ausrufe aber zwar geschmack-

los, aber lebensvoll. Dann wird unser Zweifel sogar den guten Geschmack der leeren Formeln leugnen: Er widerlegt die Formel kritisch. Und unsere Selbstkritik zerstört unseren naiven Überschwang, weil er unseren guten Geschmack beleidigt. Blieben wir in diesem Augenblick uns selber überlassen, so würden wir die Sprache verlieren. Wir könnten nicht mehr beten noch Wahlreden halten noch Eidschwüre und Gelübde nachleiern noch könnten wir jauchzen und überschäumen und schluchzen. Die Angst vor der Formel und die Angst vor der Geschmacklosigkeit sind die beiden Totengräber der Seele und ihrer Nennkraft.

Anselm und Abailard gaben alle Formeln und alle Willkür preis; nur das Leiden des Gottes, der Mensch wurde um unsertwillen, ließen sie über jeder armen Seele aufgerichtet. Die ersten vier Gebote des Geistes — „vernimm, lies, lerne, singe" — hat die mittelalterliche Universität jeder armen Seele zur ewigen Erneuerung verfügbar gemacht. „Intelligent" darf nun jeder sein, nämlich zwischen den Zeilen der Formeln darf er lesen und das Unkraut seiner eigenen naiven Ausrufe darf er jäten.

Weil unsere Lehrbücher heut nicht wahrhaben, daß jede Seele ebenso unter ihrer eigenen Naivität wie unter fremdem Formelkram leidet, wird der Kurs des Schiffs der Hochschule nicht begriffen. Es muß zwischen Skylla und Charybdis steuern. Jedem Kinde trachten die fremde tote Formel, aber auch die eigene überhitzte Maßstablosigkeit nach der Seele. Der eine wird der steife k. und k. Sektionschef, der andere bleibt der ewige Schwärmer. Beide verirren sich.

Die Scholastik hat die Kunst, die Seele, die Naivität, die Kritik, das freie Spiel, den Gesang der Menschheit gerettet.

Dahin wurden die großen Scholastiker noch von besonderen äußeren Anstößen getrieben. Die Lebenserwartung war um 1100 ungewöhnlich kurz. Könige von 18 Jahren, Äbte von 25, Bischöfe von 30, Päpste von 37 Jahren waren keine Seltenheit. Kirchenfürsten und Staatsoberhäupter sind aber dem Wesen ihrer Ämter nach alt. Die Träger dieser senatorischen Ämter waren indessen leiblich jung. Da hat die Hochschule des Mittelalters die Jugend dieser vorzeitigen Priester genährt und gerettet. Am Gegensatz zu unserer Zeit begreift sich das wohl am deutlichsten. Wir werden im Gegenteil zum Mittelalter unerhört alt. Heut haben wir fünfzigjährige Arbeiter, die nie Meister, und sechzigjährige Angestellte, die nie Oberhäupter werden. In diesen bloß Erwachsenen ohne priesterlichen Glanz muß ihr Alter daher geistig ernährt und gerettet werden; jene Gebote des „herrsche, lehre, prophezeie, vererbe" jedes Ältesten aus unserem Zwölfton sind heut so gefährdet wie im Mittelalter die ersten Töne. Die Disputation gab damals jugendlichen Menschen in greisen Amtspositionen das Stück Jugend, das ihnen anstand.

Wer funktionell denken kann, der sieht also, weshalb damals Kindlichkeit nottat, heute Kapitänsbildung. Gegen die Scholastik also stelle ich Argonautik. Schiffskapitäne sind ja alles in einem, was die oberste Stufe der Gesellschaft braucht. Herausragen muß der Kapitän auch über die erfahrenste Mannschaft.

Nicht ein Mann, nicht ein Offizier ist der Kapitän, sondern zwischen allen Männern und allen Offizieren muß er auf dem rechten Kurs, nicht zu schnell und nicht zu langsam, bestehen.

Mit dieser Erwägung werden die Leistungen der Akademik nicht allzu schwer einsehbar. Seit Paracelsus ausrief: „Die Erfahrung ist meine Lehrmeisterin. Mit meinen wandernden Füßen schlag ich die Seiten des Buches um, in dem die kranke und die gesunde Natur lesbar werden", ist das neue, das akademische Forschungsprinzip proklamiert, das Natur- und Geisteswissenschaft in Laboratorien und Seminare einrichtet.

Hier beginnt der Studierende mit dem methodischen Zweifel statt mit der eigenen Verzweiflung. Er geht fort zur Kritik, zum Protest und zur geduldigen Durchsetzung seines Körnchens Wahrheit. Er ist ein Mann, weder Kind noch Ältester, sondern ein Kämpfer.

Die Männer zwischen 30 und 60 kommen in der Neuzeit auf den Hohen Schulen auf ihre Rechnung. Phantasie und Weisheit dagegen gehen leer aus. Aber die Materie wird unterworfen. Ein solcher Naturwissenschaftsbesessener, Wolfgang Köhler, hat in einer öffentlichen Vorlesung in Harvard das so formuliert: Es sei das Ideal des Forschers, wie er ihn sich vorstelle, bei einer Operation an seinem eigenen Gehirn mit klarem Bewußtsein den Ablauf der Operation zusehend verfolgen zu können.

Der Mann entzweit sich in Leib und Geist, wenn er so verfährt. Er will nicht wie das Kind fremde Autoritäten, und er will nicht wie der Älteste sich selbst überflüssig machen. Das bezahlt er mit der eigenen Zerspaltung in Objekt und Subjekt. Denn da der einzelne Mensch an und für sich geistig impotent ist, so kommt der Geist nur im Zwölfton an ihn heran, dank deren er entweder mit älteren vor ihm oder mit jüngeren nach ihm solidarisch wird. Wer dieser Solidarität mit Vorzeit und Nachzeit entrinnen will – und das will der Kämpfer –, dem muß wie Wolfgang Köhler sogar die Solidarität mit sich selber zerspringen. Wer bei seines Gehirns Operation zuschaute, der wäre in Natur und Geist, in Objekt und Subjekt zersprungen. Aber dafür fliegen wir nun im Weltall spazieren. Der zweite Zyklus hat die Welt erobert.

Dieser zweite Zyklus der Naturforschung wiederholt die heroischen und sentimentalen Züge des scholastischen Zyklus.

Auf Kopernikus folgte Newton, auf Paracelsus Descartes. Newton und Descartes entsprechen Thomas von Aquino und Bonaventura. Die beiden Bettelmönche sind der Pariser Fakultät 1257 oktroyiert worden. Die Stufe der Wissenschaft war ebenso schwierig erkämpfte Frucht wie die Stufe der Idee. Analog verkörpern Newton und Descartes das Wissenschaftwerden der neuen, den Paracelsus vertreibenden, seine Lehren hintertreibenden Methode. Wissenschaft ist nämlich nicht Wahrheit, sondern sie ist die Organisation der Wahrheit. Ich werde diese Differenz alsbald noch nachmeßbar zu machen haben. Aber erst einmal wollen die Leser bitte hinter die heutige Verklebung von Scholastik und

Akademik blicken. Des Cartesius und Newtons Akademik war ganz ohne die Unterstützung des Universitätskatheders. Damals waren Universität und Akademie noch ebensolcher Gegensatz wie Erasmus und Paracelsus in Basel 125 Jahre zuvor. Den Akademikern war und ist das Lehren der mittelalterlichen Universitäten am Ende zugute gekommen. Heut lehren auch Akademiker. Aber die Lebensprinzipien der Akademiker sind das Sammeln und Vergleichen von planmäßigen Erfahrungen des Universums. Weder Newton noch Descartes haben Studenten examiniert. Um so deutlicher stellen sie uns die zweite Station im Zyklus des Geistes im Vergleich mit Thomas' und Bonaventura vor Augen. Während Thomas Summe zwischen Aristoteles und Paulus vermittelte, hat Bonaventuras Itinerar das Denken des Thomas beschrieben. Bevor Newton die Infinitesimalrechnung fand, hat Descartes das Denken Newtons im Discours de la Méthode proklamiert. In beiden Fällen waren zwei Geister notwendig, um die neue Stufe der Hohen Schule zu verkörpern.

Auch nach Thomas und Bonaventura und hinter Newton und Descartes her gleichen sich die Tritte, die der Geist auf die Erde getan hat, um aus Idee und Wissenschaft Erziehung und Gemeinplatz zu werden.

Thomas von Aquino und Bonaventura, Newton und Descartes haben führende Wissenschaft erzeugt. 150 Jahre später wurde diese Wissenschaft zum Element der Erziehung erhoben, und nochmals 150 Jahre später wurde aus der Idee ein Gemeingut der Welt.

Sprechen wir zuerst vom Weg der Naturforschung ins Volk. Geächtet, mißdeutet, totgeschwiegen wird jede neue Idee. Die Lutheraner waren so böse über Kopernikus, daß seine lutheranischen Bewunderer Osiander und Rheticus selber die neue Wahrheit unterdrückt haben. Karl V. las zwar den Kopernikus, und dem Papst war das Buch gewidmet, aber deshalb mußte sein Inhalt doch 90 Jahre später von Galilei abgeschworen werden. Der Stifter gesamte Lebenskraft, von der Wiege bis zum Grabe, muß eingesetzt und eingeschmolzen werden, um das Licht des Neuen zu entzünden. So wie Jesus nicht erst bei der Jordantaufe anfängt, sondern zu Weihnachten, so ist Paracelsus ohne seine Jugend unter einem kenntnisreichen Vater, der ihn Theophrast nennt und schon als Knaben mit allem neuen und alten Wissensgut überreich ausrüstet, nicht zu denken. Ebenso ist es mit Anselm, dem Grafensohn aus Aosta, mit Saint Simon, dem Nachkommen Karls des Großen und Pair von Frankreich. Ihre Vorleben mußten so reich sein, damit sie ihren Kalvarienberg so einsam ersteigen konnten. So geht es dem Inspirierten. Wissenschaftler aber gründen bereits Schulen. Während Paracelsus von seinen eigenen Studenten ins Unglück gestürzt wurde, Abailard von seinen eigenen Mönchen, haben die Thomasse und Bonaventuras Schüler, die Newtons und Cartesiusse eifrige Bewunderer und Korrespondenten. Es ist das Wesen der Wahrheit im Aggregatzustand als Wissenschaft, daß sie schulbildend verfährt und das die Schulen getreu dem Sinne ihrer augustinischen Stiftung zueinander reden.

Aber hinter der Wissenschaft hebt sich eine dritte Stufe der Verköperung ab. Da wird aus Wissenschaft Erziehung. Dieselbe empirische und experimentelle Wissenschaft, die 1665 in der Royal Society in London Gestalt annahm (siehe darüber Goethes köstliche Beschreibung in seiner Geschichte der Farbenlehre) wurde Erziehungsmittel erst nach 1820, als der größte Gelehrte, Michael Faraday, für Schüler „die Naturgeschichte einer Kerze" schrieb und als Alexander von Humboldt den „Kosmos" in der Berliner Singakademie vortrug. Nicht das Popularisieren war das Neue, aber daß die größten Geister selber sich der allgemeinen Erziehung annahmen, wie einst Gerson von Paris, bezeichnet die epochale Wendung. Heut ist eine vierte Stufe erreicht. „Jedermann ein Forscher" ist die Parole der Bolschewiki. Abgeschwächt zu „Jedermann sein eigner Bastler" läuft diese Parole um die Erde. „Mathematik für die Millionen" heißt ein „Bestseller". „Wissen für alle" wird überall angeboten.

Gemeint ist das auch dann, wenn die Reklame des Buches „Du und die Natur", „Du und die Physik" lautet. Übrigens ist dies „Du" eben da ein aus der erst werdenden Sozialweisheit gestohlenes und in den naturwissenschaftlichen Zyklus hineingeschmuggeltes Gewürz. Descartes und Leibniz, Einstein und Planck, Wolfgang Köhler und Max Weber kennen kein „Du". Sie kennen nur Esse und Iche, Objekte und Subjekte. Aber die Sicherung zwischen dem Naturzyklus und dem Sozialzyklus brennt manchmal durch. Die eine Zeit lang sehr beliebten Buchtitel „Du und . . ." waren Kurzschlüsse zwischen zwei ewig geschiedenen Denkverfahren. Die Geister sind eben nicht gleichzeitig. Ein Naturforscher datiert um 1500 und 1600; auch wenn er als Atomphysiker am Ende katholisch wird, so ist er deshalb doch noch kein Zeitgenosse des heiligen Thomas von Aquino geworden. Dem Naturforscher bleibt die Neuzeit das Prokrustesbett. Wir, die für die Endzeit denken, bleiben eben deshalb aus der Neuzeit ausgeschlossen, was oft sehr unangenehm ist, aber ebensowenig zu ändern sein dürfte.

Wie soll aber Idee, Wissenschaft, Erziehung, Gemeinplatz getrennt werden? Mit dem Maßstab, den dieser ganze Band vorschlägt, dem Zeitmaßstab. Ein Rowohltbuch lese ich in einer halben Stunde. Erzogen werde ich über einige Jahre. Der Wissenschaft widme ich mein bewußtes Leben. Eine Idee verkörpert aber der ganze Mensch, „existentiell", wie das heut heißt, „inkarnierend", wie es genauer heißen sollte. Stunde, Jahre, Menschenalter, Lebenslauf stehen für Gemeinplatz, Erziehung, Beruf, Genius.

Daß Goethe im Zeichen Jupiters geboren wurde, tot schien im Zeichen des Löwen, das gehört zu Goethe, also schon seine Geburt. Hingegen von Bonaventura braucht man erst zu wissen, daß er Franzsikaner wurde. Den Rest hatte der heilige Franziskus von Assisi für ihn getan und für Sankt Thomas der heilige Dominikus.

Wenn ich in Mathematik oder Theologie ausgebildet werde, so wird mir dank dieser feststehenden Begriffe die Berufswahl, die eigene Hinwendung zu der

geistigen Welt abgenommen. Als der Kanzler Gerson von Paris seine Theologie aufgab und die Kinderlehre begann, auf der alle evangelische Kirchenzucht ruht, da wandelte er Wissenschaft in Erziehung um. Damals begann die Vermönchung der Laien. Ein Stück Mönchserziehung wurde nun in den Erziehungsweg eingebaut. Mit Gerson parallel ging Gerhard Groots Laienzucht in den Brüdern vom Gemeinsamen Leben. Bis auf den heutigen Tag ist Gerhard Groots Nachfolge Christi das für Katholische und Evangelische beide schmackhafte Erziehungsbuch, wohl die einzige über die Glaubensspaltung hinübertragende Kraft.

Was Gerson von Paris und Gerhard Groot von Deventer, das vornehme Schulhaupt und die wilde Faustnatur um 1400 für die Stufe der Erziehung bedeutet haben, das verkörpern Luther und Melanchthon auf der Stufe der Allgemeinbildung. Luthers Katechismus und Melanchthons Locis Communes liefen durch ungezählte Ausgaben. Denn sie erfüllten dasselbe Sehnen der Menge, das heute die Planetarien, Uranien, Flughäfen und Laboratorien aufsucht. Im Katechismus und in den Loci Communes wurde Gemeingut die Theologie Anselms und Abäilards.

Luther und Melanchthon haben den Traum des Mittelalters vollstreckt: seit ihnen ist jedermann sein eigener Theologe. Ähnlich bietet heut der Bolschewismus an, daß jedermann sein eigener Naturforscher wird.

Das Betrübende ist nur, daß Luther und Melanchthon zwar uns alle zu Theologen gemacht haben, daß aber die meisten glauben, damit schon seien sie auch Priester. Das ist ein lähmender Irrtum. Denn gerade weil jedermann ein kleiner Theologe ist und jedermann ein kleiner Physiker, deshalb muß Goethes und Saint Simons Zyklus erst recht heute vorankommen, der Zyklus, durch den jedermann Gesetzgeber, Lehrer, Prophet und Stifter werden kann. Dieser Zyklus müßte von rechtswegen der priesterliche Zyklus heißen. Aber wegen der komischen Verwechslung von Theolgie mit Priestertum denken viele Protestanten, das allgemeine Priestertum sei ihnen bereits zuteil geworden, und sehen gar nicht, wie sie nur das allgemeine Theologentum haben.

In einer anderen Richtung aber leuchtet die Tat Luthers und Melanchthons um so heller. Sie vollenden beide den Sinn des geistigen Feldzuges, den Anselm und Abailard eröffnet hatten. Die übliche Trennung des Mittelalters und der Neuzeit ist durchaus richtig, wenn wir die Neuzeit in Paracelsus anberaumen. Aber gerade Luther und Melanchthon haben dem Sehnen des Mittelalters eine großartige Erfüllung bereitet. Als sie katechisierten und die Gemeinplätze der Theologie jeder kleinen fürstlichen Hoheit auf den Konfirmandentisch legten, da haben sie ein paar Jahrhunderte neue Zeit gewonnen. Zeit zu gewinnen ist des Geistes Beitrag an die Welt. Wer eine neue Idee in die Welt hineinträgt, wer sie profanisiert zur lehrbaren Wissenschaft, wer Erziehungsmittel aus ihr macht und wer sie unter alle Leute bringt, der gewinnt Zeit. Wir Menschen drohen jeden Augenblick auf der Erde überflüssig zu werden. Nur als Gefäße

des Zeitgewinnes, anders ausgedrückt, wenn wir die Stationen des Geistes bemannen, hört die Erde auf, uns aus sich heraus zu kratzen als ein lästiges Ungeziefer.

Im Tritt, den der Geist auf die Erde tut, werden wir unentbehrlich. Und unentbehrlich zu werden, bringt dem selbstbewußten Geiste seinen einzigen Frieden.

Die Scholastik und die Akademik bleiben unentbehrlich, weil Goethe und Saint-Simon von uns fordern, Kirche und Staat zu überbieten. Der große, liebende Bräutigam Goethe und der ewig zukünftige Saint Simon nehmen nicht den in Dienst, der uns rebelliert. Scholastik und Akademik sollen ja überholt, nicht bekämpft werden. Wir lassen sie hinter uns.

Die schon geschaffenen zwei Zyklen und der unter uns kaum geduldete und mit den alten beiden zu oft verwechselte dritte Zyklus zusammen würden jedes Menschenkind gegen den Zufall der Geburt sichern. Die Hohe Schule versucht, für alle die Vollzahl der Stationen bereitzustellen, die jeder zu durchlaufen hat, dem der Vollklang seines Zeitgeistes erklingt.

Dreimal hat sich der Geist aufgegipfelt, in Anselm und Abailard, in Kopernikus und Paracelsus, in Goethe und Saint-Simon. Dreimal hat er in Stille und Sturm eine neue Idee in eine tote Welt hineingezwungen. Dreimal hat diese Idee sich durchzusetzen, aber erst von zweien dieser Prozesse sehen wir den Verlauf vor uns. Beide Male ist die Flut von Idee zu Gemeinplatz über die Zwischenstadien von Wissenschaft und Erziehung geströmt, also ähnlich, wie Quelle, Bach, Fluß und Meer zueinander gehören. Diese Prozesse sind übereinander geschichtet und ineinander verzahnt. Wir verdanken es der Schultreue der Einen, daß Zeit blieb, das Neue einzubringen. Wir verdanken es der Opferkühnheit der Neuerer, daß die überlasteten alten Prozesse auf das zurückgeschnitten wurden, was sie leisten konnten. Vor Kopernikus und Paracelsus, ohne Galilei und Descartes würden wir heut noch Leute unter uns haben, die sich selber für Hexenmeister hielten, und die wir daher verbrennen würden.

Die Herren Mathematiker und Physiker müssen uns daher gestatten, daß wir sie gleichzeitig rühmen und tadeln. Wir verdanken ihnen, daß wir keine Hexen mehr verbrennen, und nur ihnen. Höchst erfreulich. Aber nun meinen sie, das naturwissenschaftliche Weltbild aus Elektronen genüge der Tochter des Menschen. Damit werden sie selber zu bösartigen und gefährlichen Hexenmeistern. Wenn die Töchter Chemie und Psychologie und Semantik studieren, werden ihre Kinder schwerlich noch je die Hände falten. Ein Weib aber wird ein armes Weibsbild, sobald sie nicht mehr weiß, ob sie ihren Kindern aus zehntausend Jahren den Geist des Gesanges, des Gebets, der Prophetie, des Gesetzes und der Lehre übertragen muß oder nicht. Den Kindern solch eines armen Weibes werden nie mehr die Heilkräfte des Sprechendürfens zuströmen. Millionen werden mithin leiblich zu leben scheinen und geistig tot sein, bei 27 000 Kilometer Stundengeschwindigkeit. Die Nationen, die den Kreisläufen der Idee

ausgesetzt worden sind, haben für ihren nationalen Charakter daraus verschiedene Schlüsse gezogen. Denn von den vier Stationen des Geistes, Idee, Wissenschaft, Erziehung, Gemeinplatz beherrscht die Franzosen die Form des Geistes als Idee. Die Deutschen haben die seltsame Vorstellung, nur in der Form der Wissenschaft sei etwas wahr. Die Engländer verbringen ein paar Jahre in Oxford oder Cambridge, halten ihren Fleiß und ihr Genie streng geheim. Dafür sind sie am Ende erzogen. Noch der weiseste, hochkultivierte Amerikaner wird seinen seltensten Geistesblitz als „mere common sense" zum besten geben. Jedenfalls zeigt sich in diesen vier absurden Übertreibungen, was für eine Großmacht der Geist ist.

Nicht nur die Nationen unterliegen ihm; auch das Wissen wird durch ihn aufgesprengt. Seit Scheler und Rothacker bemühen sich Gelehrte um eine Soziologie des Wissens. Zu ihrer Bekehrung ist dies Kapitel geschrieben. Denn nie tritt das Wissen nur als Wissen auf. Es muß immer auch den Charakter der begeisternden, überwältigenden Idee, der diskutablen wissenschaftlichen Problematik, der verbindlichen Erziehung und des gesunden Menschenverstandes (= common sense) gleichzeitig erstreben. Der Geist tritt nur in allen vier Tendenzen zugleich auf oder er ist vergiftet — wie heut weitgehend in den westlichen Ländern, die dem vierfachen Grund, sich dem Geist zu beugen, sich aus nationaler Verstocktheit nicht beugen.

Aber die Wissenssoziologie als solche, d. h. als vorchristlicher tolpatschiger Zugriff auf unsere zarteste Krone, den Geist, begeht auch einen zweiten Fehler: sie denkt, das Wissen sei einerlei Art.

Aber von Gott, von der Welt, von uns selber wissen wir auf verschiedene Weise. Was Gott getan hat, erlaubt er uns zu wissen, damit wir ihn preisen können. Wie die Welt heute ist, müssen wir wissen, um nicht zu verhungern. Wie wir Menschen morgen sein sollten, das befiehlt uns Gott zu wissen, damit wir uns nicht alle gegenseitig umbringen. Vergangene Großtaten des Schöpfers, vorhandene Materialien der Schöpfung, Handlungen der Menschen von morgen werden auf ganz verschiedenem Wege gewußt. Für die Großtaten Gottes gilt das Credo ut intelligam. Der Welt gegenüber gibt es nur die volle Unabhängigkeit des Verstandes: Cogito ergo sum. Wer auf einer anderen Spur weilt, dem diktiert der Anruf seines Nächsten die Antwort — wie einst dem Anselm sein verzweifelndes Beichtkind. Unter Geschwistern heißt es: Respondeo, etsi mutabor. Deine Not heißt mich eine unerwartete Antwort finden, an der ich selber ein anderer Mensch werden muß.

So erklärt sich auch die Reihenfolge der drei Zyklen Scholastik, Akademik, Argonautik. Es sind alles griechische Vokabeln. Aber die Scholastik kam nach einem Jahrtausend, in dem Gott sich größer als alle Götter erwiesen hatte. Anselm hat Gott nur *nachgedacht*. Und so tut das eben die Theologie und die Jurisprudenz der mittelalterlichen Universitäten.

Der Welt gegenüber sind wir gleichzeitig. Wir erkämpfen uns in ihr unseren Lebensraum. So steht das zweite Jahrtausend der Welt *gegenüber* und wandelt sie in bloße Natur um.

Die Menschen aber werden morgen leben oder sterben, verrückt werden oder richtig. Kein Wunder also, daß in diesem dritten Falle priesterliches Wissen *der Zukunft* ihre heut ja abhanden gekommene freie Bahn öffnen soll.

Nach dem ersten Jahrtausend, in dem zweiten Jahrtausend, vor dem dritten Jahrtausend werden die Götter Griechenlands beschworen, denn Gott hat geschaffen, die Welt muß vor uns offen liegen, die Menschen sollen erlöst werden. Dadurch fällt Licht auf die Namen der Bemannung einer echten Hochschule. Auch diese Namen wechseln. Scholaren, Schüler hießen die bei den Doctoren der Scholastik Lernenden. Von den Akademikern will klein und groß heut Forscher heißen. Die Studenten und die Forscher verdrängen die Schüler und ihre Doctores. Aber hinter Schüler und Studenten drängen Scharen heran, die aus Freiwilligen bestehen. „In Deinem Lager ist Österreich", sang Grillparzer. In den Lagern der Dienste werden die „Seminare" der Neuzeit und die „Colleges" der mittelalterlichen Universität ihre Ergänzung finden müssen. Denn die Sozialkrieger der Zukunft müssen im Frieden den Krieg, im Krieg den Frieden verkörpern. Das Wunder des Dritten Zyklus der Hohen Schulen, das sie nie ableiten können, sondern auf dem sie aufbauen, wird nämlich ein anderes Wunder sein als die des Anselm oder Kopernikus.

Anselm hat die Inkarnation vorausgesetzt, d. h. das Weiterschaffen der Schöpfung hinein in unsere Geschichte. Kopernikus hat die Bewegung vorausgesetzt. Sie müssen wir sinnlich wahrnehmen; sie ist unableitbar aus Gründen. Wir kennen sie, weil unser eigenes Herz schlägt.

Die unbedingte Voraussetzung der Argonautik, der Freiwilligen, oder wie immer vorläufig die Teams solcher kämpferischer Dienstträger heißen mögen, ist ja ihre Vollmacht, den Frieden höher als allen Verstand zu erfahren. Die Leiden des Gekreuzigten überstiegen den Doctores des Mittelalters die von Aristoteles beobachtete Welt. Die Bewegungen der Himmelskörper revolutionierten die Schwerkraftgedanken der vordem sich selbst in die Mitte setzenden Irdischen. Den Himmel Gottes hat einzig der Gekreuzigte dem von den Aristotelikern allein gekannten Kosmos hinzugefügt. Analog treibt die Bewegung, der erfahrene Rhythmus, die Platoniker der Neuzeit über ihre Erde hinaus. Die Raumschiffahrt des Herrn v. Braun und die Umwandlung der Materie in Kraft ist die logische Fortsetzung der Revolution des Kopernikus.

Aber der Friede zwischen uns als eine stillschweigend vorausgesetzte Erfahrung ist nicht minder revolutionär. Auch diese Erfahrung vergrößert ihre Träger um ein Vielfaches. Stell deinen Fuß auf noch so hohe Socken, du bleibst doch immer, der du bist, warnt der Dichter. Aber die Erfahrung des Friedens vergrößert. Sie macht mich erst zu dem, der ich wirklich sein darf. Denn sie beflügelt nicht nur die Phantasie. Sie gibt mir die Riesenkräfte. Sie gewinnt erst

dem Lebenswege die Zeiten, auf denen wir die werden, die wir sind. Nur sie gewinnt uns die Zeit, welche die Theologen und die Philosophen uns vergeudet haben. Voraussetzungslose Wissenschaft ist ein wesenloser Spuk. Aber wahr ist an dieser These, daß das Wissen nicht allemal dasselbe voraussetzt. Von Gott muß die Inkarnation vorausgesetzt werden. Sonst enden wir in der Tautologie des Koran: Allah Inschallah; Allah ist Allah, und die Geschichte wird um ihren Anteil an der Weiterschöpfung betrogen.

Von der Welt muß ihre Bewegung vorausgesetzt werden. Sonst läßt sich dem Planeten Erde nicht gerecht werden.

Das menschliche Geschlecht kann aber nur dann den Gekreuzigten beerben, also die Geschichte des Einen Menschen, den Gott erschaffen will, und es kann nur die Erde beerben, also den Einen Planeten im System aller Sonnen, wenn zwischen uns sogenannten einzelnen Menschen der Mörtel vorausgesetzt werden kann, der uns Erdenklöße zu einem Lebenszeitalter zusammenpappt. Dieser Mörtel, dieser Klebstoff oder wie immer wir ihn nennen mögen, ist unsere Kraft, zwischen unseren Nächsten und uns einen Frieden wahrzunehmen, den weder das Glaubensbekenntnis noch die Geographie „verursacht" haben.

Walter Raleigh schrieb 1595 von einem Indianerhauptmann am Orinoko: „Diesen Topiawari hält man am Orinoko für den ersten und weisesten aller Menschen, und so betrug er sich auch gegen mich; und ich war verblüfft, hier einen Mann zu finden von solchem Wert, dem doch nie gelehrte Bildung zu Hilfe gekommen ist." [1]

Raleigh und der Topiawari waren beides Freiwillige des Friedens. Beide waren nämlich notwendig, um ihn wahrzunehmen. Das Geheimnis des Friedens braucht Freiwillige. Denn Gesetzesdenker und Willensmensch geben sich nur von der Welt und von Gott Rechenschaft; hingegen die Freiwilligen bezeugen einen ihnen selber erst zum Sinn verhelfenden Frieden. Kann doch niemand freiwillig handeln, es sei denn im Bunde, im Friedensbunde mit anderen. Der Freiwillige verwandelt sich um des lieben Friedens willen in ein Glied, ein Mitglied einer oftmals erst mit diesem seinen Schritt anhebenden Gesellschaft. Daher verbürgt deine Freiwilligkeit immer eine dich umfassende Gesellschaft. Über Inkarnation und über Bewegung haben sich Scholastik und Akademik verwundert. Freiwilligkeit ist ein drittes, unableitbares Wunder. Auch hinter sie dringt kein geschaffener Geist zurück.

Die Freiwilligkeit steht in einer genauen Beziehung zu Bewegung und Inkarnation. Es ist seltsam, daß diese beiden Voraussetzungen des Wissens heut so sehr von ihrer Großartigkeit eingebüßt zu haben scheinen, daß sie schwerlich unserem neuen Begriff des Freiwilligen durch die Reihenbildung viel Achtung verschaffen werden. Vielleicht gelingt es umgekehrt, die Bewunderung für die

[1] Primitieve Volkjes gespiegeld aan den Modernen Mens (en omgekeerd) von C. H. de Goeje, 's-Gravenhaage 1946 S. 12.

Voraussetzung der Scholastik und der Akademik von unserer dritten Position her mit zu verstärken. Denn alle drei zusammen enthalten die Kriegserklärung der modernen Hochschulen gegen Plato, gegen Aristoteles und gegen die Vorsokratiker. In jedem Akt der Freiwilligkeit wird die Zukunft vorweggenommen, so als trete sie heut schon in Kraft. Denn der Freiwillige bezeugt ihre Kraft, wenn er sich durch sie über das bestehende Gesetz hinausreißen läßt. Frieden gibt es nur als hinreißende Gestalt der Zukunft.

In der Bewegung drängen unser eigener Atem, unser Puls, unser schreitender Gang und die Abwandlungen unseres Sprechens sich gegen den Augenschein dem Verstande als Dogma auf. Sie erzwingen sich die größere Wahrscheinlichkeit als die Ruhe des Unbewegten, und mit der größeren Wahrscheinlichkeit auch die höhere Würde.

In der Fleischwerdung vollends unterwirft sich unser Herz den Verstand, der ja Gott nirgends sieht, greift, wägt oder zählt, so daß unser Verstand in eine Reihenfolge verschieden umfangreicher, verschieden reifer Stufen aufgebrochen wird. Indem so der Verstand für unreif oder unvollständig oder noch besser, für engherzig erklärt wird, wird ihm, dem Richter, bedeutet, daß er sich lächerlich machen kann. Und so tritt das Unbewegliche, der Verstand, obwohl er sich nicht wandeln kann wie die Lebendigen, unter das Gesetz des Umbruchs. Immer haben die Prinzipien der Fleischwerdung, der Bewegung, des Friedens, den Widerspruch gegen die Antiken wach zu halten. Denn bei den Griechen hieß das Körperlose „besser" als die Leiber; die Ruhe hieß „besser" als die Bewegung; die Reinheit hieß „besser" als die Mischung.

Wo diese drei antiken Götzen den Verstand knechten, kann kein Friede werden. Einer nach dem andern dieser drei Götzen ist aus der Hochschule vertrieben worden, oder er wird vertrieben werden müssen. Denn bislang sind erst zwei grundsätzlich vertrieben worden, die Verurteilung der Leiber als „weniger gut" von den Scholastikern, die Verurteilung der Bewegung als „weniger gut" von den Akademikern. Aber wie wenig der dritte Götze vertrieben ist, zeigen gerade die Akademiker. Die Bewegung haben sie freilich an den ersten Platz vor die Ruhe treten lassen. Aber die Reinheit ist noch nirgends unter die Mischung gedemütigt. Denn die Natur wird analytisch auf Atome, Elektrons, Protons, Neutrons, Typen, Clichés zurückgeführt, und die Geschichte auf Ursachen, Quellen, Einflüsse, Herkünfte. Die Argonautik muß mit der Scholastik die Ehre der Leiber zu bewahren geloben, und mit der Akademik die Ehre der Bewegung. Aber ihr selber ist übertragen, das antike Bollwerk der Reinheit zu stürmen. Denn jeder Friede ist die Urzeugung einer noch nie dagewesenen Gestalt. In jeder Gestalt drängen chaotische, wirre, unreine, gärende Massen zu ihrer Läuterung. Es ist mit nichten „peinlich", daß wir nicht von Asbest und nicht reinlich sind. Wir kommen nicht nach rückwärts zum Frieden, in der Richtung auf die Elektronen, sondern nur vorwärts in der Richtung auf unsere höchst verwirrende Bestimmung. Läuterung ist nicht Reinheit, mit der sie doch

in jedem Laboratorium, in jeder Rassegesetzgebung, in jeder Klassentrennung, in jedem Nationalismus, verwechselt wird. Von Erde sind wir genommen, und nicht von dem chemisch Reinen. Weil wir von dem Chaos der Erdkräfte uns abstoßen, haben wir die Vollmacht, den Himmel zu stürmen. Vor Chemie und Physik müssen die Mutter Erde und der Erdensohn behütet werden. An drei Namen können sich alle drei Perioden der Hochschule wechselseitig erkennen: An Augustinus, an Nikolaus von Cues und an Giambattista Vico.

Zuerst ein Wort über Augustin, der ja die Tore der heidnischen Welt geschlossen hat, als er uns sagte: „In Necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas." Als die 255 Stadtstaaten der Hellenen fielen und wo immer antike Äonen ineinander stürzen, da empfängt die Lehre immer dieselbe notwendige Funktion: Das Gebot der Machthaber muß gereinigt werden. Wie geschieht das? Die toten Worte der Machthaber einer vergangenen Zeit müssen abgetan werden durch Kritik, Zweifel, Protest, die geistlose Jugend muß begeistert werden durch Lauschen, Lesen, Lernen und Singen, die gegenwärtige Regierung muß unter Verheißungen – oder Verwünschungen – gebeugt und über die eigene Zeit hinausgeworfen werden können. Die drei Perioden der Gottes-Erkenntnis, der Welt-Erkenntnis, der Menschen-Erkenntnis (nicht bloßer Menschenkenntnis) haben nur solange Sinn, wie sie in einem bleibenden Rahmen vor sich gehen. Die eben aufgeführten Punkte bilden die Kardinalpunkte dieses Rahmens für Theologen, Philosophen und Soziologen. Sie orientieren uns über die Zeiten, die hinter uns bleiben müssen, die Räume, die zu weit oder eng abgesteckt sind, das Leben, dem unser Streben dienen sollte. Ich erinnere an die Wahnzeit und Währzeit des einzelnen Menschenkindes, an das Kalenderminimum der Individuen im ersten Teil.

Soweit unsere Naturwissenschaftler die Inkarnation leugnen, oder die Sozialwissenschaftler die Bewegung, oder die Theologen den Frieden, bewegen wir uns in einer Wahnzeit. Ein Fortschritt wird dann unmöglich. Beim einzelnen war es die Namengebung, die Bestattung seiner Vorfahren, seine Hochzeit und seine Berufswahl, die ihn in die Zeiten und Räume seines Lebens einsetzen mußten, damit er nicht impotent bleibe.

Abtun, Begeistern, Verheißen, sind die Prozesse, aus denen eine Hochschule einer lebenden Person am ähnlichsten werden kann. Mit diesem Rahmen wird also von uns das neu präzisiert, was Augustin die *Necessaria* hat nennen wollen. Die beiden anderen, Nicolaus von Cues und Giambattista Vico, haben die drei Perioden ertastet. So eindrucksvoll ist ihr Bindegliedcharakter, daß in Überwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie" beide entsprechend behandelt worden sind. Der Kusaner, der doch 1464 starb, steht nicht im mittelalterlichen Bande, sondern in dem der Neuzeit. Umgekehrt steht Vico auf knapp einer Seite nur in seiner Zeit (1668–1744), weil er von einer „Philosophie" her kaum erblickt werden kann. In Vico dringt nämlich bereits unsere Argonautik herauf und sagt: „Ihr Philosophen seid nur zweite Denker, die

erste geistige Schaffenskraft ist unphilosophisch, priesterlich und königlich und begeisternd und stiftend." Vico hat daher als erster Dante und Homer, Shakespeare und die athenische Tragödie als einander „gleichzeitig" durchschaut. Er ist dazu nicht nur vor Aristoteles und Plato zurückgedrungen, sondern auch vor die Vor-Sokratiker. Daher muß den Vico unsere eigene Schrift besonders ehren, da wir doch auch von Salamis und den Thermopylen und dem fünften Jahrhundert vor Christi zu Jason und Hera und Apollo zurückzudringen geheißen sind.

Von Nikolaus von Cues hingegen wird schon allgemein gewußt, daß seine Schrift über die Gelehrte Ungelehrtheit drei Aufgaben stellt: die Personen Gottes, die Unendlichkeit der Welt und die Göttlichkeit der Menschen zu versöhnen. Jeder Mensch sei ein begrenzter Gott. Der Kusaner erkennt damit die Ebenbürtigkeit der Soziologie an. Ich ziehe es vor, zu sagen, der Mensch solle *vollzählig* werden. Denn so werden die begrenzten Götter erst gegenseitig bemerkbar! Der Leser kann nun selber nachprüfen, welche Vorzüge dieser Ausdruck bietet. In ihm wird nämlich die Zweideutigkeit des Singulars „Der Mensch ist ein begrenzter Gott" überwunden. Denn der Singular wird stehen gelassen, aber durch „vollzählig" wird ihm der Giftzahn des unerschöpflichen, zeitlosen Naturbegriffs ausgebrochen. So können sich an ihm die Geister der Argonautik von Scholastik und Akademik unterscheiden. Der vollständige Mensch — „von wannen kommt dir diese Wissenschaft?" Sicher nicht aus den vereinzelten Zeiten, sondern nur aus ihrer Vollzahl. In die Tabelle am Schluß bitte ich daher, Vico und den Kusaner als übergreifende Glieder zwischen den Perioden zu lesen. Jeder Leser weiß, was zwischen den Zeilen zu lesen bedeutet. Es ist ein Wortspiel, ja, aber kein willkürliches, wenn ich von der Hochschule sage; sie wird begreifen, wenn sie zwischen die Zeiten greift und sich in der Vollzahl der Zeiten geborgen weiß.

Damit erst wäre die Hochschule von dem dritten Element des griechischen Verstandeskultes geläutert. Dazu muß sie aber ihren *Datierungszwang* anerkennen. Auf ewig ist sie von Plato und Aristoteles getrennt, denn der Gedanke ist minderwertig gegenüber dem Geschöpf, dem er nachdenkt. Die Ruhe ist minderwertig gegenüber der Bewegung. Die Reinheit ist minderwertig gegenüber der Verbindung. Ewig wird um diese Sätze gekämpft werden. Ideale werden schöner scheinen als Gottes Schöpfung. Ein ruhiges Bild wird schöner scheinen als das Rasen der Elektronen. Und die Zurückführung wird schöner scheinen als die Heimführung. Denn gerade in den Denkern herrscht Angst vor dem Verwandeltwerden. Und diese Angst ist in den vorchristlichen Axiomen verkörpert.

Von den Scholastikern wurde ein „Credo" verlangt; von den Akademikern wird ein Standpunkt vorausgesetzt. Argonautik ist nur Gewandelten vollziehbar. Sie steht unter Kierkegards Satz: „Nur von Gewandelten können Wandlungen ausgehn."

b) Drei Don Quichotes

Anselm und Abälard, Galilei und Paracelsus, St.-Simon und Marx, d. h. die Heroen der Gottesgelahrtheit, des Weltwissens und der Gesellschaftslehre, sind die Legende der Scholastiker, der Akademiker und der Sozialisten. Weil sie allgemein bekannt sind, so sei hier einmal nicht von ihnen die Rede sondern von den Abälards, den Galileis und den Marx mit umgekehrtem Vorzeichen. Die Männer, die sich dem Einbruch der Gotteslogik, dem physikalischen Weltbild und der Gesellschaftslehre in redlicher Sorge entgegengeworfen haben, mögen auf uns wie Don Quichotes wirken. Aber in Don Quichote hat sich der Untergang des echten Rittertums verklärt. Wie hilfreich wäre es, wenn die heute eingefrorenen Fronten der Theologie, Philosophie, Soziologie durch den Anblick ihrer Don Quichotes sich erwärmten und erschlössen.

Zu diesem Zwecke also hole ich die drei Don Quichotes aus der Vergangenheit hervor, nicht lächerlich sollen sie wirken; nein, dem Vorgang des Heiligen Geistes fehlte ein Element seines Wachstums ohne den um ein Jahrhundert verspäteten Widerstand dieser „Letzten der Mohikaner".

Dem Bedeutungswandel des Namen „Theologie" in Abälards Theologia von 1125 — d. h. aus dem liturgischen Stil des „Theologen" Johannes in die „Systeme" der Scholastiker — hat sich der Walter von St. Victor entgegengeworfen. Um 1180 muß er seine Schmähschrift „Gegen die vier Labyrinthe Frankreichs" verfaßt haben. „Minotauri" nennt er Peter Abälard, Petrus Lombardus, Gilbert de la Porrée und Peter von Poitiers. Die heutigen römisch-katholischen Theologen beurteilen ihn sehr streng. Sie müssen ja alle Thomisten sein und jenes vorscholastische Jahrtausend, aus dem die Ostkirchen zu uns hinüberragen, und in der „Theologen" die Liturgieschöpfer hießen, ist ihnen rätselhaft geworden. Die Mönche von St. Victor bei Paris, in denen diese vor-scholastische Welt der liturgischen Wunder während der ersten Kreuzzüge stimmhaft blieb, heißen den heutigen Theologen daher Mystiker. Aber die Victoriner waren nur vor-abälardisch und vor-pariserisch, sie wurzelten in den vorscholastischen Quellbezirken des Logos. Deshalb hat Walter von St. Viktor die vier Labyrinthe Frankreichs als überflüssige Neuerer gegeißelt.

Er kam zu spät. Aus dem einen Abailard von 1125 waren in fünfzig Jahren schon vier Labyrinthe geworden. Ja, als Gauthier das Kainszeichen ihnen aufzudrücken meinte, waren sie ihrerseits milde Kompromißler mit dem alten Glauben verglichen mit den Mathematikern, die Gott schon damals 1180 geometrisch konstruieren wollten.

Walters Gegenangriff ist verhallt. Aber ohne ihn würden wir vielleicht zu faul sein, uns immer neu klar zu vergegenwärtigen, wie zwischen 1080 und 1180 denn aus dem sprechenden Gott der Heiligen der Gegenstand des Nachdenkens von Theologen geworden war. Ähnlich nun ist die bis 1500 geisternde „Welt" zwischen 1500 und 1600 zum bloßen Gegenstand einer selbständigen

Physik geworden. Und 1596 schrieb ein harmloser Professor der aristotelischen Physik in Helmstedt eine freudige Einladung an seine Studenten, die Dinge der Welt zu studieren. Ihn autorisierten dazu bereits erlauchte Vorgänger und große Entdecker. Aber sein lutherischer Kollege Daniel Hofmann hörte nur heraus, daß sich hier die Weltweisheit („Philosophie" hieß damals alle Naturerkenntnis; Globus und Sonnenuhr z. B. bildeten den „philosophischen" Apparat einer Schule) von der Theologie die Gleichberechtigung erkämpfe. Das rief ihn auf den Plan. „Nichts von Gleichberechtigung, nichts von Ebenbürtigkeit" rief er in seinen schrillen Randbemerkungen zu des Physikers Thesen. Paulus' Verdammung der Philosophen wollte Daniel Hofmann auch gegen die neue Naturforschung aussprechen. Es kam zum Kriege zwischen Helmstedt und Hofmann, der nach Wolfenbüttel entwich. Ich habe in der Wolfenbüttler herrlichen Bibliothek die Drucke und Handschriften dieses Krieges gefunden. Im Jahre 1600 stellte sich der Herzog von Braunschweig schützend vor seine aufstrebende Universität. Durch sein Eingreifen wurde Hofmann zu einem Galilei mit umgekehrtem Vorzeichen. Knirschend hat er 1600 seine Verdammung der Weltweisheit auf Befehl der Obrigkein einschränken und dem Naturstudium an der Universität die Bahn freigeben müssen. „Der Hofmannsche Krieg" endete auf Befehl des Herzogs. Aber seine Thesen de Deo et Christo von 1596 stehen aufgepflanzt an dem Wegekreuz, von wo die Reise inzwischen zu den Herren Norbert Wiener, Otto Hahn, Enrico Fermi, Pontecorvo weitergegangen ist. Der Don Quichote Daniel Hofmann hat 1600 davor gewarnt, die Physik ebenbürtig werden zu lassen.

Der dritte Don Quichote ist Heinrich von Treitschke geworden. 1869 trat Leopold von Ranke von seinem Lehramt an der Berliner Universität zurück. Die Fakultät rief zunächst Jakob Burckhardt. Dieser Baseler aber zog es vor, seine weltgeschichtlichen Betrachtungen weit vom Schuß vorzutragen: nach Berlin ging er nicht. Statt seiner kam Heinrich von Treitschke nach Berlin.
Dieser sächsische Generalssohn vollzog damit auch äußerlich seinen begeisterten Übertritt aus Sachsen, dem Mutterland der Reformation, nach Preußen – Preußen, nicht Sachsen wurde nun „sein" Staat. Aber weiter wollte und konnte Treitschke nicht springen. Bei der Habilitation in Leipzig hatte er zum Gegenstreich gegen die Mächte ausgeholt, die längst über den Einzelstaat hinauswogten. Er schrieb seine Habilitationsschrift über die Gesellschaftswissenschaft, also die Soziallehren. Die Staatslehre, so schrieb Treitschke, genüge. Im Staat, aus dem Staat, für den Staat sammle sich alles politische Denken. Mithin sei die neue „Soziologie" überflüssig. Nur vom eigenen Staate her lasse sich das Gemeinleben denkend erfassen. Indessen, nicht Treitschkes patriotisches Borussentum, sondern der Kathedersozialismus des Vereins für Sozialpolitik hat Preußen-Deutschland die nächsten fünfzig Jahre getragen und gerettet. Aber Treitschkes Habilitationsschrift ist von den Gebildeten teuer bezahlt worden. Noch heut ist in Deutschland die Soziologie ein Fremdkörper. Sie geht bei Theo-

logen und Philosophen und Staatsrechtlern betteln. Sobald die Deutschen das Don Quichotische der Treischkeschen Borniertheit anerkennen, werden sie den Anschluß an die Gegenwart finden, wie das Mönchstum nach Walter an die Scholastik und wie das deutsche Luthertum nach Daniel Hofmann an die neue Physik[1]. Die Bemannung der Hochschule ist so dreimal verwarnt worden: ihre Scholastik[2] ist ihnen genau so verargt worden, wie später ihre „Physik" und heut ihre Argonautik. Diese dreimaligen Angriffe sollten den Lesern dafür die Augen öffnen, daß dieselben Gesetze den Einbruch neuer Methoden unseres Erkennens regieren, ganz gleich, ob sich Mönche, Doktoren oder Professoren als Gralswächter auftun. Der Mönch von St. Victor, der Doktor der Theologie Dr. Hofmann, der Professor Treitschke hatten alle drei keine Ahnung, womit die Zukunft trächtig ging. Aber umso stärker war ihre Dankbarkeit für ihr geistiges Erbe.

Der Mönch wollte in Gott weiterhin die präjektive Macht verehren, die uns stimmhaft und stumm macht. Unsere eigene Nennkraft von Anfang bis zu Ende war ihm Gottes Zeugnis in uns; weil wir die Wahrheit hören und weiter sagen müssen, ist Gott unsere Wahrheit, unser Weg und unser in einem einzigen Heute von der Geburt bis zum Tode erschaffen werdendes Leben. Wie sollte dieser Mönch das Gift- und Arzneischränkchen dulden, aus dem verstummte, zungengelähmte Kopfmenschen objektiv Gottesvorstellungen und Gotteseigenschaften destillierten? Wie sollte er der Schule den Aufstieg zur souveränen Hoch-Schule zugestehen?

Der Doktor wollte kein Prädikat Gottes auf die physikalische Welt übertragen sehen, nicht seine Unendlichkeit, nicht seine Weisheit, nicht seine Einzigkeit. Wie sollte ein Schüler Luthers nicht schaudernd sich wegwenden von dem Uhrwerk einer aus der Hand ihres Schöpfers ein für allemal herausgebrochenen Natur, einer Natur, die mit ihrem Licht den natürlichen Menschen erleuchte und aufkläre? Daniel Hofmann sah sich umringt von dem heidnischen Geschrei, es sei „der" Mensch der Mikrokosmos. Zum Beispiel druckte 1612 Henry Peacham in seiner Minerva Britannica: „Hear what's the reason why a man we call a little world? And what the wiser meant by this new name? Two lights celestial are in his head, as in the Element of Earth Fire Water. Man thus framed is of Elements the threefold qualities."

Peacham bildet dann diesen nackten „Homo Microcosmos" zwischen Sonne, Mond und Sternen ab.

---

[1] Walter von Saint Victors „Contra quattuor Labyrinthos Franciae" kennen wir erst jetzt ganz aus dem Abdruck durch P. Glorieux, Archives d'Histoire Doctrinale du Moyen Age XIX (pour 1952), 187—335. Glorieux ermißt durchaus nicht, wie naturnotwendig und wie unerläßlich Walters Protest gewesen ist. Der ‚Certamen' Daniel Hofmanns — auch ‚Hoffmann' druckt er bisweilen seinen Namen — steht im Sammelband 46, 19 Augustea 40 der Wolfenbüttler Schloßbibliothek; ihr Direktor, Dr. Kästner hat ihn mir gütig zugänglich gemacht. Treitschke druckte 1858 in Leipzig seine Habilitationsschrift über die Gesellschaftswissenschaft.

[2] Die „Scholastica Levitas" wird im Prolog von dem altkirchlichen Walter gescholten.

Dieser Unsinn gilt bis heut für Tiefsinn. Unter uns hat ein Soziologe große Mühe, seinen eigenen Verstand von diesem wertlosen Vergleich des Menschen mit der Welt zu reinigen. Solange er aber spukt, bleibt Soziologie eine bloße Dépendance der reinen Weltvergötzung und der Naturwissenschaften. Indessen die Menschen sind nicht Teile der Natur. Die Gesellschaft ist der von Gott ein für allemal geschaffene Mensch, wir aber sind im eignzelnen Augenblick dieses Makroanthropos vorübergehende kleinmenschliche Erscheinungsform. So kann jeder Argonautiker denselben Hofmann, in dem die letzten 350 Jahre einen Don Quichote bemitleidet haben, allzugut begreifen. Wenn der Mensch Mikrokosmos wäre, so hätten wir alle die scheußliche Gleichförmigkeit eines abstrakten Kopfes; alsdann wäre uns die Fülle der Völker, der Jahrhunderte, der Charaktere der Zungen, so unerfindlich wie sie der Kobaltbombe und der Wasserstoffbombe erscheinen. Soviel zu des Doktors Ehre.

Der Professor aber wollte 1858 aus dem Stück der politischen Welt heraus sich begeistern, zu dem er „mein Staat", „mein Volk", „mein Vaterland" sagen konnte. Diesem Professor war es widerfahren, dieses warme Wörtchen „mein" notgedrungen von seines Vaters Staat abzureißen und auf die kleindeutsche Staatlichkeit aufzutragen. Da übersah er ganz, daß niemand, auch er nicht, auf Erden eine bleibende Statt habe, daß wir alle nur scheinbar seßhaft sind, in Wahrheit aber uns gegenseitig nur als Gottes Asylflüchtlinge Gerechtigkeit antun können. Wenn wir nicht unserer Erde Bestimmung vernehmen, zwischen Mutterland und Sohnesland, zwischen Vaterland und Tochterland, leugnen wir den Frieden Gottes. Dieser Frieden ist ja deshalb höher als Treitschkes Staatsräson, weil er uns wandelt, den Professor selber aus einem Sachsen in einen Preußen, den ausgewanderten Europäer in einen Amerikaner, den Leibeigenen in einen revolutionären Verehrer Friedrich Schillers. Wer sich wandeln kann, ist weder Theologe noch Naturforscher, ist weder versteinert noch entwurzelt, denn er übersetzt altes Leben in neues, in geduldigem Ausharren, bis auch der letzte Hauch des Lebens aus der alten in die neue Gestalt übergefüllt worden ist. Darum aber sind wir keiner dieser sichtbaren Gestalten je ganz verfallen: Aus alter Gestalt brachte unsere Verwandlungskraft die neue heraus im Wunder der Wandlung, im Walten der gesellschaftlichen Kräfte und Mächte.

Dem Argonauten erscheinen die Scholastiker mit ihrem Lobgesang auf Gott und seine Kirche und die Akademiker mit ihrer Philosophie von der Natur der Staaten als Vorgänger und Brüder. Aber Kirche und Staaten drängen weiter zu einer Lehre, in der von den Kriegen zwischen den Staaten und der Ketzerhistorie innerhalb der Kirche ausgegangen wird, um die Rhythmen der Zeiten zu erlauschen. Rhythmus heißt Wellenschlag. Des Geistes Wellenschläge sind rhythmisch, d. h. sie haben Ebbe und Flut. Ein Beispiel der Rhythmik, der Wellenschlagslehre, ist dieses Kapitel selber, denn es zeigt, daß die Ablösung der Wachmannschaft auf der Argo, auf dem Geisterschiff des griechischen Schuldenkens

im strengen Rhythmus erfolgen muß, damit es sich nicht im Kreise bewege wie die Antike. Vinzenz von Lerinum hat jeden Fortschritt zu neuen Ufern dem Wogenschlag des Geistes zugeschrieben. Augustin hat diesen Wogenschlag bereits dreifach gegliedert. Die Hohe Schule unserer Ära ist nur Hohe Schule, solange sie aus dieser Trinität Gott, Welt, Mensch fortschreitet. Sonst versiegt sie[1].

c) Übersicht

Patron aller drei Epochen:

Augustinus 354–430. De Doctrina Christiana
De Magistro[2]
„Crux ergo haec ipsa crucifigenda est", Ep. 241

Untergrund:

486–515 Fälschung der Dionysius Areopagita Schriften

529 Schulen in Athen geschlossen. *Cassiodor* schlägt dem Papst eine christliche Hochschule vor.

810–877 *John Scotus Eriugena* proklamiert die Identität der wahren Religion und der wahren Philosophie am Hofe der Franken.

I. *Credo, ut intelligam oder die Scholastik* 1100–1563

A. *Idee:*

1. *Anselm v. Canterbury* 1033–1109 schöpft aus De Vera et Falsa Poenitentia, Migne 40, den Rat des Beichtigers an den verzweifelten Sünder: Gott ist größer in seiner Gnade als Du Dir denken kannst[3]. Wir können für Gottes Wesen die Gründe wissen „praeter incarnationem".
2. *Abailard* 1079–1142 überbietet den lokalen Charakter der Schule von Paris, schreibt die erste Theologia im modernen Sinn des Wortes[4].

B. *Wissenschaft:*

1. *Thomas Aquinas* 1225–1274: statt Beichtkind und Beichtiger disputieren der bis 1230 verbotene Aristoteles und Paulus in seiner Summa.
2. *Bonaventura* 1221–1274 beschreibt den Fortschritt im Geiste, den Excessus mentis (Itinerarium Mentis in Deum).

---

[1] „Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache", Neuer Merkur 1925; „Der Atem des Geistes", 1951.

[2] Ein Kommentar zu Augustins De Magistro in Der Atem des Geistes, 93–164.

[3] The Christian Future or the Modern Mind Outrun, S. 90.

[4] Out of Revolution 1938, 150 ff.; Paré, Bonnet, Tremblay, La Renaissance du Douziéme Siècle, Paris-Ottawa 1933, 310 ff.

C. *Erziehung:*

1. *Jean Charlier Gerson* 1363–1429, Kanzler der Universität Paris, wird Volksschullehrer (Opera III [1728], 287).
2. *Gerhard Groot* 1340–1384, der „Faust" des Mittelalters, wird Laie, und seine seelische Heilung ist der Inhalt der Imitatio Christi, der einzigen, Katholiken und Protestanten vereinigenden mittelalterlichen Schrift. Thomas a Kempis ist nicht ihr Verfasser. (Siehe Ginnekens und Kerns Schriften) Brüder vom gemeinen Leben.

D. *Verallgemeinerung:*

1. *Martin Luther* 1483–1546, Großer und Kleiner Katechismus 1529.
2. *Philipp Melanchthon* 1497–1560, Loci Communes Rerum Theologicarum sive Hypotyposes 1521.

E. *Übergreifendes Glied:*

Nikolaus von Kues 1401–1464.

II. *Cogito, ergo sum oder die Akademik 1526–1945*

A. *Idee:*

1. *Theophrastus Paracelsus* 1493–1541[1]. Nicht die Klassiker, sondern die Erfahrung. Die Länder sind die Seiten des Buches der Natur.
2. *Kopernikus* 1473–1543[2]. De Revolutionibus Orbium Celestium, dem Papst gewidmet, von Karl V. gelesen, von den Lutheranern verketzert[3].

B. *Wissenschaft:*

1. *Descartes* 1596–1650. Discours de la Méthode, anonym 1637[4].
2. *Isaac Newton* 1642–1727.

C. *Erziehung:*

1. *Michael Faraday* 1791–1867[5]. Naturgeschichte einer Kerze.
2. *Alexander von Humboldt* 1769–1827. „Kosmos".

D. *Verallgemeinerung:*

1. Kopernikus behält endgültig recht; Sputniks umkreisen die Erde 1957.
2. Paracelsus behält endgültig recht: Atome werden in Energie verwandelt 1945.

---

[1] Das Leben des Paracelsus in Heilkraft und Wahrheit 114 ff., sein Lebenswerk ebenda 13° ff., und im sechsten Kapitel des I. Teils dieses Bandes.

[2] Erzählt und ausführlich illustriert in „Out of Revolution".

[3] Band I, 315 ff.

[4] Atem des Geistes, 193 ff.

[5] „Farewell to Descartes" in Out of Revolution, p. 715 ff.

„Mathematics for the Millions." 1935 als Buchtitel. „Jedermann ein Forscher": Losung in der Sowjetunion. „Research": die Zauberformel in USA.

E. *Übergreifendes Glied:*
Giambattista Vico 1668–1744.

III. *Respondeo, etsi mutabor oder Argonautik 1813– . . .*

A. Die *Idee* beherrscht die Existenz von

1. *Henri de Saint Simon* 1760–1825. L'Avenir est à nous[1].
2. *Goethe* 1749–1832[2].

B. *Wissenschaft* unerläßlich seit 1917.

10. Abschnitt

Vor den Zeiten der Liebe: Eine Gesellschaft aus . . .?

a) Die Arbeitszeit

Die Krankenschwestern haben jetzt den Achtstundentag. Drei Schwestern teilen sich in einen Patienten. Eine 96jährige Freundin von uns fiel unter dies Regime. Sie war die Zierde ihrer Stadt, einer Mittelstadt in Pennsylvania; aber was wußten die drei Schichten von der Würde ihrer Patientin? So nahm der alte Neger, der 50 Jahre bei ihr war, seinen Sitz im Krankenzimmer. Die stille Anwesenheit des Dieners, der um die Würde seiner Herrin wußte, erzog allmählich die wechselnde Schar der Pflegerinnen; sie wurden bezwungen; über der gut bezahlten Arbeit an einer überfälligen Greisin stieg eine Ahnung in ihnen auf, es sei vielleicht eine Ehre, ihr dienen zu dürfen. Hier wird sogar die Krankenpflege zu bloßer Lohnarbeit und ein Patient zur Sache, weil drei Krankenschwestern 24 Stunden unter sich aufteilen.

Der 24-Stunden-Tag der modernen Industrie ist die große Umwälzung, die aus dem alten Kalender der Menschen einen Fahrplanbetrieb gemacht hat. Der Fahrplanbetrieb der Technik hat den Unterschied zwischen Tag und Nacht abgeschafft, und damit versagt sich die Technik dem wirklichen Menschen.

Die Technik braucht einen Menschen, der nicht schläft. Der wirkliche Mensch schläft. Die Technik braucht aber einen Menschen, bei dem vom Schlaf abgesehen werden kann. Das ist der Mensch in zwei oder drei Schichten. Der Unterschied

---

[1] Band I, 45 ff

[2] Außer im ersten Band auch dargestellt in „Werkstattaussiedlung" 1922, S. 1–16, und „Atem des Geistes", 52 ff.

zwischen dem abstrakten Menschen der Industrie und dem wirklichen Menschen, der schläft, ist daher das Thema dieses Abschnitts[1]. Denn wenn die Automation riesige Maschinen ausnutzen will, dann muß die Schichtarbeit uns alle ereilen.

Der erbitterte Kampf, den die Arbeiter um ihr Streikrecht geführt haben, entspricht dem Kampf der Handelskammern um den Kalender, der 365 Tage aus 24 Stunden über das Jahr rollen läßt. Vor 1800 hat es solchen Kalender nie im Leben gegeben. Da dieser *Bruch* mit der Vergangenheit seit 1800 meist übersehen wird, so muß der Leser erst einmal darauf aufmerken, daß er selber noch meistens in einem ganz anderen Kalender zu Hause ist. Wir denken in Tag und Nacht. Wenn wir aufstehen, beginnt der Tag; wenn wir ins Bett gehen, endet er. Die Tageseinteilung ist die Einteilung eines Ganzen, das wir unterteilen und durch die Mahlzeiten gliedern. Wir bieten einander die Tageszeit, guten Morgen, guten Abend. All dies lenkt unsere Einbildung auf die Erfassung durch einen Rhythmus. Dieser Rhythmus wechselt dank der Jahreszeiten und prägt sich daher als ein lebendiger Rhythmus aus.

Ein Tagelöhner war immer noch ein Mitglied der Sonnen- und Mond-Gesellschaft. Denn sein Arbeitstag währte von Sonnenaufgang zum Untergang.

Der höchstbezahlte moderne Fabrikarbeiter, der fünfzigmal so viel verdient wie der alte Tagelöhner, hat doch diese Mitgliedschaft in Jahr und Tag eingebüßt. Die Handelskammern hätten, wie gesagt, sogar gern den Sonnen- und Mond-Kalender selber abgeschafft und durch ein neues eintöniges Jahr ersetzt. Obgleich sie damit noch nicht durchgedrungen sind, haben sie doch jeden einzelnen Arbeiter der Industrie aus dem alten Kalender herausgerissen. Der Arbeiter, sagt man oft, sei entwurzelt, weil er vom Dorf in die Fabrik kam. Aber es ist noch viel wahrer, daß wir entwurzelt sind, weil wir in physikalische Zeit ausgewandert sind. *Der Mensch wurzelt nicht im Raum wie Tier und Pflanze.* Wir wurzeln in der Zeit, wir sind Kinder unserer Zeit, und wir atmen den Rhythmus der Jahreszeiten und des Festkalenders und der Jahre unserer Seele, falls wir überhaupt atmen.

Eine Folge des Schichtprinzips ist allgemein bekannt: Die Verwässerung der Arbeit. Jeder weiß, daß niemand sich gern unbeliebt macht, indem er mehr als seine Kollegen arbeitet. Die Russen haben das freilich mit dem Stachanoff-Prinzip bekämpft. Aber mir will scheinen, daß der tiefste Quell der Verwässerung nicht im Fehlen oder Aufstacheln des Wettbewerbs liegt, sondern im Schichtprinzip. Wie könnte der einzelne mehr tun als die beiden Kumpel, die vor und nach ihm schaffen? Da hört der Wille auf. Die „Natur der Dinge", nämlich $A_3 = 1$, verlangt die Einebnung der Unterschiede als eine *ethische Forderung.* Zwischen den Kräften dreier Schichten an der gleichen Maschine hielte ich jedes Überbieten für tief unsittlich, unsittlicher als zwischen drei Nachbarn an drei Maschinen. Schichtarbeit macht belegschaftsbewußt.

[1] Es ist das Thema einer Reihe von Büchern des Verfassers, deren letztes „Der unbezahlbare Mensch" 1957 in 2. Auflage erschien.

Das sogenannte Klassenbewußtsein ist zur Hälfte Belegschaftsbewußtsein. Dies ereilt uns nunmehr alle. Wir alle werden bei Zunahme der Automation belegschaftsbewußte Schichtarbeiter werden, wie die Krankenschwestern auf Seite 709.

b) Die Welt wird geliefert

Wer ißt, tötet angetroffenes Leben; wer fabriziert, vernichtet vorgefundene Form. Essen verwandelt angetroffenes Leben in bloße Lebensmittel. Fabrikation verwandelt Gestalten in bloßes Material. Produktion und Konsum zwingen uns, die Lebensform zu zerschlagen, auf die wir angewiesen sind. Aus Lebensmittel und Material steigert sich unsere eigene Gestalt des Lebens.

Die Welt als Welt der Produktion und Konsumtion ist also eine uns ausgelieferte Welt. Das steckt an. Wir werden die Opfer unserer eigenen Taten: Darum ist der Mensch im Konzentrationslager als Lebenmittel und Material behandelt worden. Er war ein Gegenstand zum Experimentieren. Er war ein Stück Welt, seinen Peinigern ausgeliefert, damit diese ihrer Macht über die Welt an ihm inne werden konnten. Leere Machthaber haben nur dieses Mittel, sich ihrer Machtergreifung täglich zu freuen: Sie müssen finden, daß sie ohne Recht und Sinn tun können, was sie wollen. „Lumpen, die sich nicht für ihren Führer aufopfern wollen", schrieb der Standartenführer Wuhlke noch am 2. Mai 1945 in sein Tagebuch. Weshalb, wozu, warum man sich dem Führer opfern müsse, wird von ihm gar nicht gefragt. Wuhlke denkt: „Der Führer — er war am 2. Mai bereits von sich selbst ermordet — hat die Macht. Das ist herrlich. Also muß er jeden opfern können. Sonst hat er eben die Macht nicht. Und das wäre schrecklich." Allmacht haben heißt in diesem Tagebuch also alles Lebendige und alles Geschaffene töten und zerschlagen können. Machthaber haben diese Allmacht. Wir aber haben einen gnädigen Gott. Der allmächtige Gott Abrahams, Jesaias und Jakobs, Pauli und Petri ruft ins Leben und schafft. Es gibt also offenbar verschiedene Allmachten. Im Jahre 1945 mit den Atombomben und mit dem Sturz Deutschlands dank der Allmacht seiner Machthaber hat die Allmacht der Menschen über die Welt ihren Höhepunkt erreicht; scheint vielleicht darum die Allmacht Gottes, zu schaffen und ins Leben zu rufen, auf dem Nullpunkt?

Daher schärft die Gegenwart die Augen für den Unterschied der Allmacht der Mächtigen und der Allmacht unseres Schöpfers. Die Mächtigen können nicht ins Leben rufen. Die Mächtigen verfügen über alle Machtmittel, aber nicht über die Lebenskräfte, kraft der sie selber ins Leben traten. Keine Hitlersche Allmacht hat die Hitlers und Himmlers erzeugt. Keine Atombombe hat Lisa Meitner und Niels de Boor geboren.

Aber wir haben das vergessen. Die neueste Zeitung kann am selben Tag berichten, daß wir jetzt Protons und Neutrons „kreieren" und daß wir Kinder durch künstliche Empfängnis „produzieren". Kinder werden im Brutapparat fabriziert. „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt",

hat ein Weltbürger ausgerufen. Das Verhältnis von Schaffen und Machen steht auf dem Kopf. Aber Goethe hat die schöpferische Allmacht der Liebe nicht als produzieren, als Machen angesehen. Statt Goethes „schaffen" wird die zerstörende Allmacht des Wissens als kreieren, als Schöpfung ausgerufen. Wissen ist angeblich Macht.

In der Zeit von 1074–1945 ist diese Verwechslung immer häufiger begangen worden. Der Mensch sollte gemacht, erzogen, produziert werden nach unserem Willen. Die Analyse aber, die Physik, die Anatomie, die Logik, die Wissenschaft sollen Allahs Welt „kreieren".

Die so erschaffene Welt ist allerdings Allahs Welt. O Geheimer Rat von Goethe, wenn Allah bloß Allah ist, dann wird die Welt der Menschen zum Fabrikat! Aber wer erschafft dann den Menschen, den Menschen, der nicht murmelt: „Allah ist Allah", sondern den Menschen, dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet?

Im Jahre 1945 ist die Antwort darauf klar: Menschen werden nicht mehr erschaffen. Lebewesen werden wie Kaninchen produziert und wie Ochsen sterilisiert, wie Ratten vermehren sie sich und wie Ungeziefer werden sie vertilgt.

Der Mensch ist zu einem Teil der Welt geworden, zu Menschen im Plural. Und sie sind daher ein Massenprodukt wie alle Teile der Welt; wir sind Neutra oder Prota. Damit wird der Mensch als Teil der Welt geistig zum Nihilisten. Am Vorabend des dritten Jahrtausends wird „der Nihilist" am laufenden Band produziert, weil sie von außen bloß als Machwerke gelten.

Jeder Mensch, der den Sinn der Menschen in der Welt sucht und aus der Welt ableitet, ist ein Nihilist. Er ist ein Nihilist, nicht weil er sich so nennt, sondern weil er dem Menschen die Brauchbarkeit zuspricht, die zum Wesen der Welt gehört. Ein brauchbarer Mensch ist immer noch bloß ein Weltmensch, und die Welt, einschließlich der Weltmenschen, ist ein Gebrauchsgegenstand. Es kommt also nicht darauf an, ob einer sich Nihilist nennt. Für den Sprachgebrauch „Nihilist" entscheidet einzig die Haltung eines Menschen im Verhältnis zur Welt. Als ein frommer Entdecker nach dem praktischen Nutzen seiner Entdeckung gefragt wurde, rettete er sich in die weltlose Antwort „what is the use of a new born child?"

c) Das Lohnbüro

Seit der apostolische Stuhl Beschwerden aus aller Herren Länder entgegennahm, sind die staatlichen Grenzen durchlöchert und liegen alle Staaten innerhalb ein und derselben Welt. Die Versuche des einzelnen Staats, seinen Untertanen nur seine eigene Geschichte zu erzählen, wurden zwar eifrig fortgesetzt, ja sie nahmen am Ende der „Weltgeschichte" geradezu fantastischen Kreuzzugseifer an; aber je frenetischer diese Geschichte bückeburger, türkische, aargauer und baskische Geschichte werden sollte, desto wirklicher wurde die Staatenwelt. Seit den Weltkriegen und dem geophysikalischen Jahr und den Sputniks ist die

Welt, die Welt aus Staaten und Meeren, aus Polen und Breitengraden und Längengraden, aus Stratosphäre und Luftraum, im Begriff, sich zu vollenden.

Das hat seine Rückwirkung auf uns; erst jetzt nämlich klärt sich der Sinn des mächtigen Antriebs, zur „Welt" zu kommen, wie er über den Häuptern Papst Gregors VII. wie Lenins, über den Normannen wie über Sir Edmund Hillary, dem Besteiger des Mount Everest, geleuchtet hat. Die Natur dieser Welt kann und darf nämlich die menschlichen Beziehungen, die human relations, nicht enthalten. Der Mensch als Natur, der Mensch als Teil der Welt, wäre ohne Zukunft. Nur die Menschen, die mit einem bestimmten persönlichen Namen aus der Welt ausgesucht und aufgerufen werden, nur die lassen sich menschlich bestimmen. Unsere Namen bestimmen uns in vierfältiger Weise seit Christi Geburt: Wir werden ins Leben gerufen, wir rufen ins Leben. Wir werden zum Verstummen gebracht, wir bringen zum verstummen. Passiv rufen uns die unermeßlichen Zeiten der voraufgegangenen Geschichte. Aktiv stiften wir, einfach weil jüngere Menschen auf uns folgen, die unermeßlichen Zeiten künftiger Geschlechter. Bemessen und eingeengt wird uns freilich das Dasein durch die uns entgegentretenden Gegensätze, und auch wir unsererseits bekämpfen und engen die sich uns entgegensetzende tote Welt dank unseres Gegensatzes ein. Wer ins Leben gerufen wird und ins Leben ruft, wer sich entgegensetzt und sich dem Gegensatz preisgibt, erfüllt das menschliche Gesetz; im Unermeßlichen vom ersten bis zum letzten Schöpfungstage und in den angemessenen Schranken der Gegensätze hört und spricht, bestimmt und fügt sich jedes Menschenkind, d. h. als Lebendige und am Toten sollen wir maßgeblich wirken. Ob Heiliger, ob Revolutionär, ob Gregor I. oder Gregor VII., ob der Heilige Martin von Tours oder Martin Luther – immer sind die wirklichen Menschen die maßgeblichen Menschen. Denn sie können sich ausdrücklich zwischen Herkunft und Zukunft stellen, und sie wagen es, sich nachdrücklich in Gegensatz zu ihrer angeblichen Zeit zu stellen. Mündig ist ja erst der Mensch, der die Gegensätze von Mutter, Vater, Schwester, Bruder in sich vernimmt. Zurechnungsfähig ist nach dem Gesetz ja auch nur der, welcher die Gegenvorstellungen auf sich wirken lassen kann. Das aber sind immer zum mindesten die Stimmen des entgegengesetzten Lebensalters und des entgegengesetzten Geschlechts. Daher ist der nicht vierstimmige Mensch, mit dem die Philosophen rechnen, kein Mensch von Fleisch und Blut, sondern ein abstraktes Schemen.

Die erste Wahrheit und die letzte Wahrheit der christlichen Zeitrechnung lautet daher: Die Zeit eines bestimmten Menschen ist unmeßbar. Kein Mensch kann daher auf seine angebliche eigene Zeit eingeengt werden. Der Geist einer einzelnen Zeit wäre Todesgeist. Jeder maßgebliche Mensch tritt zu der eigenen Zeit in Gegensatz; der lebendige Mensch in seiner unmeßbaren Zeitenfülle steht zu dem Käfig der eigenen karg bemessenen Zeit in dem Gegensatz des Lebendigen zum Toten. Die eigene Zeit eines maßgeblichen Menschen ist die ganze Zeit von Anfang bis zu Ende. Hingegen ist der Zeitgeist ein fortgesetzter Anschlag

gegen das keimende Leben der Zeitenfülle; er zerfetzt es. Ein Buch über die Hitlerzeit leistete sich 1956 den Satz: „Ich untersuche alles, was unter Hitler als Verrat galt, auch wenn wir heute anders urteilen." Dieser Blödsinn wird nicht als Blödsinn empfunden. Man kann derlei ohne Unterlaß in den Zeitungen lesen. Danach wären unsere Zeiten so fremdbestimmt, daß wir durch zahllose Heutes mit 27 verschiedenen Recht und Unrecht hindurchjonglieren. Die eigene Zeit zerbräche demgemäß uns unmaßgebliche Individuen in zahllose Abschnitte. In jedem dieser Abschnitte gälte ein anderes „Heute", eine andere Wirklichkeit und bestimmt eine andere Gerechtigkeit oder Wahrheit.

Dem stellen wir den Satz entgegen: Wir werden nur dadurch Menschen, daß wir uns unsere eigene Zeit nicht abschneiden lassen, daß wir dem Anspruch der angeblichen Zeit, die uns umringt, widersprechen und Widerstand leisten. „Der Mensch seiner Zeit" ist noch gar nicht Mensch, da er vor der Aussonderung in Enkel und Ahn, in Erbe und Stifter, in Freier und Objekt dem bloßen Augenblick verfallen bleibt. Die Vorstellung jenes Autors: „Heutzutage tut man das nicht; gestern taten es alle; wer es damals nicht tat, war ein Verräter; heut sind wir alle anders", muß also unter die Lupe genommen werden. Sie leugnet, daß die eine Zeit aus der anderen Zeit oder gegen die andere Zeit von uns hervorgerufen werden muß. Sie leugnet somit unsere Dankesschuld gegen die Opfer Hitlers, dank deren „Verrat" wir nun so überlegen in unserem verändertem Heute thronen und Bücher über den Verrat schreiben. Der Verrat, dem wir unser Leben verdanken, und der Verrat, den wir verabscheuen, wären dasselbe, weil Zeitgenossen?

Der Satz ist ein so ungeheuerlicher Grenzfall des Absurden, daß an ihm jeder Leser begreifen kann, was die Eroberung der Welt uns Menschen angetan hat und antut. Die „Welt"geschichte von 1059 bis zum Sputnik hat uns Menschen unmaßgeblich gemacht. Wir sind in die todesmessende Zeit der Physik eingesperrt. Und wir selber dichten: „Eine kurze Lebenszeit ist uns zubemessen." Die von uns erforschte und entdeckte und eroberte Welt hat uns selber in sich hineingerissen und hineingeschlungen, so als seien wir nicht Erben und Stifter der Unermeßlichkeit, sondern Objekte im Todesraum der Welt.

Den höchsten Ausdruck dieser Enteignung unserer Zeit stellen das kommunistische Stachanoffsystem und das amerikanische Bédeauxsystem dar. Aber die gesamte Industrie setzt uns in eine Uhrenzeit, die sie über uns stülpt und von der sie uns einreden will, sie sei die Zeit, auf die es ankomme. Sei sie doch die Zeit der Naturgesetze, die wir uns dienstbar machen, indem wir uns ihnen beugen. Auf Grund vieler Studien, die ich diesem Todesgeheimnis der Arbeitszeit in der Industrie gewidmet habe, hat der erste Band dieses Werkes die „enteignete" Zeit des Fabrikraumes beschrieben. Aber hier im zweiten Bande haben wir es nicht mit den Fakten im Raum der Welt zu tun, sondern mit den maßgeblichen Ereignissen, aus denen diese Räume unaufhörlich hervorstürzen. Das Ereignis der Industrie, kraft dessen die Zeit ermordet, d. h. unzusammen-

hängend gemacht wird, sei nun aus seinem Versteck aufgestöbert. Denn weder Gewerkschaft noch Betriebsrat, weder Kommunisten noch Sozialisten, weder Nationalökonomen noch Soziologen haben dies Ereignis rückgängig machen können. Dies Ereignis ist das Lohnbüro.

Im Lohnbüro wird der Zeit doppelte Gewalt angetan. Und diese doppelte Gewalt wolle sich der Leser einmal recht vergegenwärtigen. Denn gelingt ihm das, dann begreift er, daß unsere Industrie den Aberglauben der unzusammenhängenden Zeitabschnitte tagtäglich in ihren Lohnbüros hervorruft. Die abgeschnittene Todeszeit der Physiker, der Naturforscher, der Journalisten, der Goebbels und Heideggers, die da beliebig je nach der Regierung sagen „heutzutage" oder „in unserer Zeit", ist ein hervorgerufenes Ereignis. Diese Denkweise ist ein Produkt der Industrie. Also kann ihm auch ein anderes Ereignis von uns entgegengesetzt werden. Wir widersprechen dem Lohnbüro. Wir setzen uns zu ihm in Gegensatz. Wir sagen: im Lohnbüro rast sich die Welteroberung des zweiten Jahrtausends ähnlich aus wie sich die Theologie in den Hexenprozessen ausgerast hat. In den Hexenprozessen behaupteten die Theologen, von der Welt soviel zu wissen wie von Gott. Die Weltkinder aber haben damals die Theologen ihrer Unwissenheit überführen müssen. Kopernikus wußte mehr als Martin Luther von der Welt des Schöpfers. In dem Industrieprozeß behaupten die Techniker soviel vom Menschen zu wissen wie von der Welt. Daher müssen wir Menschenkinder sie von Newton bis v. Braun, von Manchester in England bis Detroit in Wisconsin ihrer Unwissenheit überführen. Aber das steht erst bevor.

Der alte Oberbuchhalter in Leverkusen führte voriges Jahr den Ururenkel des alten Bayer in die Buchhaltung des Lohnbüros ein. Er war sehr durchdrungen von der Wichtigkeit seines Büros. Aber er schärfte dem jungen Herren täglich ein: „Wir hier im Lohnbüro müssen ganz besonders sparen; denn wir rechnen zu den unproduktiven Kosten des Betriebes."

In diesem Satz steckt das doppelte Vergehen gegen die Zeit. Vielleicht weil es ein doppeltes Vergehen ist, wird es so lange ungestraft begangen. Sehen wir daher doppelt scharf hin. Der Betrieb macht in der Fantasie dieses Lohnbuchhalters unproduktive und produktive Aufwendungen. Produktiv heißen die am einzelnen Stück entstehenden Unkosten. Unproduktiv heißen alle nicht am einzelnen Produkt errechenbaren Kosten.

Die seltsame Herkunft dieser Bewußtseinsspaltung läßt sich noch ohne zuviel Mühe ermitteln. Die Buchhaltung ist nämlich aus dem Handel in die Fabrikation gedrungen. Der Großhandel kaufte Waren und verkaufte sie mit einem Aufschlag, mit Gewinn. Wenn er nun auf dem Weg vom Rohstoff zum Käufer einen Fabrikationsgang einschaltete, dann schlug er zum Rohstoffpreis nicht nur den Gewinn hinzu, sondern auch die Verarbeitungskosten. Seltsamerweise aber berechnete er diese Verarbeitungskosten in Prozenten des Rohstoffs. Noch 1919 hieß es in einem berühmten Lehrbuch, dem Maier-Rothschild: „Viele Fabrikan-

ten nehmen als Fabrikationskosten in runder Summe einen gewissen Bruchteil des Rohstoffwertes an[1]."

Rohstoffe eines Stückes Damast	109,51 frcs.	
Angenommener Satz für die Fabrikation = 50% des Rohstoffs	54,76 frcs.	(164,27)
Angenommer Satz für die Spesen und Zinsen = 10%	16,43 frcs.	
Herstellungskosten für ein Stück Damast	180,70 frcs.	

Die Fabrikationskosten dieses kaufmännischen Lehrbuches sind das, was der Buchhalter bei Bayer als ‚produktive Kosten' seinem Lehrling vorführt. Die ‚Spesen' aber sind die unproduktiven Kosten.

In dieser Serienbildung: Rohstoff, Fabrikation, Spesen steckt der doppelte Irrtum, dem wir uns nun zuwenden. Weil der Kaufmann die Industrie unter seine Rechnung gebeugt hat, ist die falsche Reihenfolge entstanden, die unseren Zeitsinn vergiftet.

Der erste Irrtum besteht darin, daß jedes Stück ohne den Zeitpunkt, an dem es fabriziert wird, erscheint. Das Buch führt das erste Stück zuerst auf, das zehntausendste hernach. Dadurch bleibt die vielleicht improvisierte Anfangslage des Betriebes für das Lohnbüro maßgebend. Die erste Stunde und die vierundsiebzigtausendste Stunde reihen sich ihm aneinander wie die Stücke Damast in unserer Rechnung. Es gibt also hier nur eine in Stücke gehauene Zeit, und jeder in die Fabrikation eingestellte Mensch verläuft sich in diese unbestimmte, eintönige Zeit. Die Industrie, so kann man sagen, verewigt den ersten Augenblick. Die Lohntüte, der Stücklohn, die Tarifprobleme entspringen alle dem verzweifelten Bemühen des Lohnbüros, alle späteren Stunden an die erste Arbeitsstunde anzuhängen. Daher die hilflose Behandlung des ungelernten und doch anzulernenden Neulings. Der Betrieb hat ein schlechtes Gewissen, sobald er jemanden nicht von Anfang an per Stück entlohnen kann. Die Lohnbuchhaltung bucht den Überpreis für den leistungsschwachen Neuling als Zuschuß. Die Gewerkschaft hat in zähem Ringen dies Existenzminimum für die ersten Wochen durchsetzen müssen.

---

[1] Vgl. auch die Stichworte „unproduktive Arbeitskräfte, unproduktive Löhne, produktive Löhne, produktive Kosten" in Gabler, Wirtschaftslexikon, Wiesbaden 1956. Gabler setzt jedesmal die Worte „veraltet", „irreführend", „unglücklich", „fehlerhaft" hinzu. Das beseitigt aber die Sache nicht. Die sitzt so tief, daß ich noch folgende „Anmerkung" mitteile: Maier-Rothschild, Handbuch der ges. Handelswissenschaften, Berlin, 144. Tausend, II. Band (1919), S. 990, Anmerkung 5: Anteil an den allgemeinen Unkosten, d. h. Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals, Amortisation der Fabrikgebäude und Maschinen, Unterhalt derselben, Kohle- und Kraftkosten, Steuern, Gehälter der Direktoren und Angestellten, Beiträge an die Arbeiter- und Wohlfahrtsorganisationen aller Art usw. Diese Kosten werden auf Grund der Betriebsrechnung des Vorjahres insgesamt berechnet deart verteilt, daß man später für jedes Stück sofort den Ansatz hat: z. B. auf den Wert des gekauften und verarbeiteten Rohstoffs, wie oben geschehen ist, etwa auch auf die Stückzahl oder auf Meter der fabrizierten Stücke oder auf einen Maschinentag oder auf die Arbeitslöhne. In der Weberei ist die Verteilung auf den Rohstoffpreis üblich, daher besonders unzuverlässig.

Das nämlich, was die erste Stunde am Stück geleistet werde, hielt das Lohnbüro für maßgeblich. Wahrhaftig, ein Kausalitätsdogma seltsamer Art, diese Pflichtschuldigkeit, die erste Stunde für maßgebend zu erklären. Aber deshalb findet das gesamte Ausbildungs- und Lehrlingswesen noch heute seinen Buchhaltungsplatz unter unproduktiven oder indirekten Kosten.

Der zweite Irrtum: Wer sich in einem Betrieb acht Stunden lang aufhält – ob nun einem Kloster oder einer Fabrik – stellt sich zur Verfügung. Und diese Residenzpflicht ist Goldes wert für den, der so über Anwesenheiten verfügen kann. Nirgends aber in der Buchführung erscheinen die ungeheueren Werte dieser Residenzpflicht. Nur aus ihr aber lebt der Betrieb als ein wachsender und wandelbarer Betrieb. Betriebsfähig ist nur die Fabrik, die über einen Stamm von Arbeitern verfügt, den sie jederzeit als Repräsentanten der Fabrik hin und her senden kann. Ob der Monteur beim Kunden den Traktor abliefert, der Gärtner die Pflanzen beim Käufer einsetzt, der Einrichter die Maschine für die Stücklohnverdiener herrichtet, der Vorarbeiter und zwei erfahrene Arbeiter eine Zweigwerkstatt einrichten, überall wird da neues Leben durch Zeithingabe erzeugt. Und alle diese zeugenden, das Werk selbst erneuernden, umbauenden, verzweigenden Arbeiten fallen unter das Verdikt: *unproduktiv!* Sie werden also instinktiv von dem alten Oberbuchhalter bei Bayer zurückgeschnitten.

Was ist die Folge dieses Doppelirrtums? Unsere Industriebilanzen balancieren auf den produktiven Kosten am Stück einen täglich wachsenden Überbau der ‚unproduktiven' Kosten. Dabei werden zu diesen unproduktiven Kosten nur die im Werke auflaufenden Kosten für die Erzeugung eines ‚Arbeiterstammes' veranschlagt. Was aber derselbe Fabrikbetrieb, der sich seiner sparsamen Buchhaltung rühmt, für die Straßenbahnen, Krankheiten, Kriminalität, Trunksucht seiner ihrer Zeit beraubten Lohnempfänger den Gemeinden und dem Staat und den Ärzten bezahlt, das läßt sich in seiner Kostenrechnung nirgends entdecken. Die sechs Wochen Krankenlohn – das weiß jeder – kosten jeden Betrieb eine Stange Gold. Sie sind die Folgen des Stundenlohns, der den Kranken zur Ausbeutung der Kasse reizt. Im Laufe der Zeit ist also das Lohnbüro zur Gefahr für das Bestehen des Betriebes geworden. Das Dogma, in dem sich des Lohnbüros Angst zur Verführerin der gesamten Wirtschaftswissenschaft aufgeschwungen hat, ist das Dogma von der Vollbeschäftigung. Es sei ein Unglück, arbeitslos zu sein für jede Arbeitskraft, es sei ein Unglück, auftraglos zu sein für jeden Betrieb.

Klassische und marxistische Ökonomie wetteifern in ihrer Angst, ein einziges junges Mädchen könne unbeschäftigt bleiben. Der Zusammenbruch des Kapitalismus wird daraus vorhergesagt. Angst ist aber der dümmste Ratgeber. Wie sie die Kehle verengt, so verengert sie auch den Sinn. Der Ausschnitt des vollen Daseins, den das Wirtschaften ausfüllt, verblödet, wenn ihn nicht der Sinn des Ganzen durchblutet. Wenn es nur ein Unglück wäre, arbeitslos zu werden, dann wäre der technische Fortschritt, der jeden gelegentlich aufs Pflaster

zu werfen droht, sinnlos. Das Leben erreicht seine Höhenlage erst da, wo unsere Arbeit unbezahlbar, unsere Dienste nicht in Geldeswert ausdrückbar werden.

Im Jahre 1934 erschien die erste „*Theory of Unemployment*", d. h. da ahnte ein Autor in der Arbeitslosigkeit selber einen Sinn. Fünfundzwanzig Jahre später wird diese Soziologie gedruckt. Ich könnte sie als eine Parallele bezeichnen. Mindestens fordert sie eine uns noch immer fehlende „*Theorie des auftraglosen Betriebs*" heraus. Unserem ersten Bande S. 80 ff. mag der Leser erneut das Gesetz der Technik entnehmen: „Jeder technische Fortschritt erweitert den Raum, verkürzt die Zeit, zerschlägt die Gruppe." Daraus folgt, daß den Betrieb niemals ein bestimmter Auftrag prägen darf, sondern ihn präge die Fähigkeit seines Personals, heute diesen, morgen jenen Auftrag zu übernehmen. Vorübergehende Auftraglosigkeit ist also eine wünschenswerte, eine unerläßliche und daher ständig zu übende Durchgangsstation für einen atmenden Betriebsleib. Denn der muß sich wandeln können. Wehe ihm also, wenn ein zu riesiger Auftrag ihn verwöhnt und seine Wandlungsfähigkeit rosten läßt. Wie oft mußt Du an Auftragsmangel leiden, damit Du im ‚turgor vitae', in voller Anspannung Dein bestes, nämlich Dein wandlungsfähiges Selbst bleibst? Tritt aber die Wandlungsfähigkeit von Auftrag zu Auftrag als die Zentralpotenz in den Lichtkegel der Betriebspolitik, dann läßt sich der Betrieb nicht mehr rational aus Plan, Absicht, Technik zusammenrechnen. Denn er muß Pläne, Absichten, Techniken überleben! So wenig ein einziger wirklicher Mensch je aus

Verstand Wille Gefühl

trotz der Herren Aristoteles und Herbart sich verstehen läßt — Band I hat diesen Unsinn niedriger gehängt, nach dem die Liebe zwichen dem Schlagetod „Wille" und dem Rührmichnichtan „Gefühl" auf der Strecke geblieben ist — so wenig fällt der Betrieb mit einer Campagne zusammen. Den Stamm eines Betriebs hält ein Vertrauen zusammen, eine Vertretungsmacht und eine Todeserfahrung, die ihn immer neuer Programme und Willensentschlüsse und Stimmungen fähig machen. Glaube an die Zukunft, Hoffen aus vergangen Siegen, Liebe unter den Schicksalsgenossen sind die Strategen der Wirtschaft. Die „Ratio" und die Kalkulation sind ihre Taktiker.

So war auch im Calvinismus, dieser „Wiege des Kapitalismus", die überlokale Solidarität der in Lebensgefahr organisierten Presbyterien die Strategin, der Rechenschieber des Bankiers aber die Taktikerin. Und den Juden leistete ihre Glaubenssolidarität schon von jeher denselben Dienst wie den Hugenotten im siebzehnten und den Schotten im achtzehnten Jahrhundert.

Die Wahrheit bricht sich meistens nicht da Bahn, wo der Irrtum am höchsten aufgetürmt ist. So ist die Wahrheit heut auf dem Marsch, aber das Lohnbüro hinkt zögernd nach. Das Wort unproduktiv wird nämlich bereits vielfach durch „indirekt" ersetzt oder dergleichen. Das nützt noch nichts. Solange die Vorsilben „un-" oder „in-" die grundlegenden zeugerischen Kosten benennen sollen, so-

lange bleibt es unausgesprochen, daß dem Einrichter einer Maschine und dem Filialleiter und dem auswärts arbeitenden Monteur die Grundbezahlung gebührt und dem Arbeiter am Stück ein Bruchteil dieser Grundgehälter. Wer dem Monteur auswärts einen Aufschlag auf den Stundenlohn bezahlt, setzt den Selbstbetrug des Lohnbüros munter fort, auch wenn er Chruschtschow heißt.

Wo aber marschiert die Wahrheit unterdessen? Da, wo den Preisen zuerkannt wird, daß sie nicht von Angebot und Nachfrage allein abhängen. Genau diese Einsicht bricht sich in der gegenwärtigen Krisis Bahn: die Preise seien nicht das Resultat von Angebot und Nachfrage. Damit verliert der Kaufmann zum ersten Male seine Allmacht über den Fabrikanten, des Händlers Buchhalter seine Allmacht über die Gedanken des Betriebsleiters. Denn damit tritt in den Betrieben der Zug ans Licht, daß sie auch ohne Gewinn betrieben werden müssen. Kein Großbetrieb kann heut stillgelegt werden. In Deutschland ist das gerade 1958 am Falle Hentschel, der Maschinenfabrik in Kassel, deutlich geworden. Obwohl bankrott, wird sie weitergeführt. Weshalb denn? Weil der Arbeiterstamm tätig bleiben muß. Dieser Arbeiterstamm aber bleibt nicht tätig aus der ersten Stunde seiner Einstellung heraus. Bis heut aber beherrscht, wie gesagt, diese erste Stunde alles Betriebsdenken. Im Hamburger Telephonamt brauchte eine kurzbeinige Telephonistin dringend eine Fußstütze. Als aber meine Freundin, die diesen Betrieb beriet, ihr eine Fußbank anbrachte, wies das Mädchen sie zurück: „Ich arbeite sieben Stunden. Dadurch rollt meine Schicht unregelmäßig und ich sitze jeden Tag an einem anderen Platz. Mithin wüßte ich nicht, wo ich die Fußbank in der Zwischenzeit wegstellen und wiederfinden könnte." Dies bescheidene Mädchen verkörpert in der Tat jene Anfangssituation der ewig zum erstenmal geleisteten Arbeit auf deutschem Boden. Draußen in der Welt sind es die Schwarzen in den Goldminen am Witwatersrand, die sie besonders verdeutlichen mögen. Denn die Schwarzen werden nicht angesiedelt, sondern werden für eine Campagne angeworben und hernach abgeschoben und durch andere für die nächste Campagne ersetzt[1].

Wo dies noch der Fall, werden der Kaufmann und sein Lohnbüro „denken". Aber sobald ein und dieselben Menschen Eltern und Arbeiter, Wähler und Kranke, Konsumenten und Produzenten sind, da stimmt die Buchführung des Lohnbüros nicht mehr, weil die Lebenszeit der Menschenkinder sich da gegen den Akkord der Weltkinder durchsetzt. Als z. B. Henry Ford seinen Arbeitern plötzlich so hohe Löhne zahlte, daß sie seine Autos kaufen konnte, stürzte das Dogma des Kaufmanns zuerst. Ford fragte nämlich: „Wieviel muß mein Arbeiter verdienen, damit er mein Auto kaufen kann?", wo der Kaufmann den Lohn nach Prozenten der Rohstoffkosten kalkulierte.

Seltsamerweise hat der Kommunismus sich tief vor dem Lohnbüro verneigt, und daher gehört er als bloßes Spiegelbild zum sogenannten Kapitalismus. Beide

[1] Alfred Rosenzweig, Die Arbeitsbeschaffung für die Goldminen des Witwatersrands in Südafrika. Berliner Diss. 1933.

sind Kapitel der Weltgeschichte vor ihre Ablösung durch die Gesellschaft. Denn Amerika und Rußland sind in ihrem Welthandel und ihrer Weltwirtschaft ja nicht weit auseinander. Im Westen werden die Industriebetriebe mehr und mehr unaufgebbar. Welcher Betrieb aber betrieben werden muß, der hört auf, privaten Rechts zu sein. Die Großbetriebe sind bereits stationes fisci, Stellen öffentlicher Banngewalt, wer immer die privaten oder öffentlichen Eigentümer sein mögen. Im Osten suchen die Sowjets verzweifelt aus der Moskauer Zentrale nach unten auf die übersichtlicheren Bereiche Befugnisse zu übertragen, d. h. sie versuchen aus zuviel öffentlichem Recht ins ‚Privatere' hinunterzusteigen.

Die Leitersprossen mögen im Westen von unten nach oben, im Osten von oben nach unten reichen – die zwingende Aufgabe ist genau die gleiche. Da hat weder das zentrale Staatsdogma noch das anarchische Privatdogma irgendwelche Zukunft. Aber wir, denen es obliegt, Zeit zu gewinnen, ein Jahrtausend anzubahnen, in denen die Welt als Welt beherrscht wird und die Menschen sich gegenseitig in der Gesellschaft die Zeit entbieten, das Leben schenken, die Zukunft bestimmen, wir müssen von jeder Buchhaltung eine Revolution verlangen: in dieser Revolution muß der seine ganze Lebenszeit einem Betrieb widmende Mensch den Ton angeben. Und die kürzeren Zeiten der anderen Betriebsangehörigen werden zu ihm stimmen und mit ihm übereinstimmen, oder dieser Betrieb wird verfallen, nur vorübergehend darf sich der Stücklohn finden und als vorübergehend mag er gelten. Die Epoche, in dem produktive und unproduktive Kosten von Gewerkschaftssekretären anerkannt wurden, wird dann wie eine vorsintflutliche Zeit anmuten, nämlich eine Epoche, in der sich das dritte Jahrtausend noch nicht gegen die Übermacht der Räume im zweiten Jahrtausend erhoben hatte. Was für eine Epoche, so wird man sich zuraunen, muß das gewesen sein, in der ein Zeitzerstäuber aufgestellt war und den Menschen ihre Unermeßlichkeit, ihre Lebenszeit zerstieb!

d) Wirtschafts-Polyglotte

Die Idee der Ökonomen, es müsse eine systematische Wirtschaft geben, widerspricht der Biologie. Der Mensch kann nicht am Leben bleiben, wenn die Wirtschaft zu einem System entartet. Der Begriff „Wirtschaftssystem" ist ein Akt des Nihilismus.

Vom Staate wußte schon Plato, daß ihn nur eine gemischte Verfassung am Leben erhalte. Der beste Staat wäre die rechte Mischform aus Monarchie, Aristokratie, Demokratie. Tatsächlich haben alle Kulturnationen immer solche Mischformen erzeugt. In den Vereinigten Staaten ist das gesamte Collegewesen in den Händen von Wahlmonarchen, welche an die tausend Duodezfürsten des alten Heiligen Römischen Reiches gemahnen. Hingegen ist der weltliche Staat demokratisch. In Deutschland vor 1914 waren umgekehrt die Hochschulen demokratisch organisiert, die Stätlein aber monarchisch. Auf die Mischform des

besten Staates weise ich hier aber nur hin, um das Vorurteil zu bekämpfen, daß eine Lebensform der „reinen" Vernunft zu entsprechen habe, um gut zu sein. Das chemisch Reine ist im Leben wertlos. „Auf Mischung kommt es an", sagt Goethe. Die Staatslehre hat diese offenbare Wahrheit ebenso vernachlässigt wie die Kirchenlehre. Aber so wie es ums Wirtschaften geht, wird dieser Denkfehler zum tödlichen Verbrechen. Kommunismus wie Kapitalismus sind Verbrechen am keimenden Leben. Denn jeder Keim des Lebens besteht aus Kreuzwegstrukturen. Ohne widersprechende Tendenzen ist die Schwelle des Lebens unerreichbar. Leben besteht in der Macht, dem Tode zu entspringen. Der Tod ist die von jeder Richtung des Lebens hervorgerufene Neigung zur Selbstvergiftung, Selbstzerstörung, Selbstblockierung. Sterben ist ja nicht ein Zufall, der eine Maschine trifft. Sterben ist die Folge jeder absondernden Neigung des Lebendigen, die einer Richtung zu lange nachgibt. Das Gefälle des Lebensstromes, einfach weil es Gefälle ist, endet das Strömen. Also fordert Leben Umkehr und *Wiederaufgipflung*.

Wirtschaft ist Lebensordnung. Also ist das Herz des Wirtschaftsprozesses die *Wiederaufgipflung*. Aus jeder einzelnen Berufsneigung oder grundsätzlichen Richtung heißt es umkehren, oder das Haushalten verfällt dem Schlendrian schlechter Gewohnheit. Marx sah, daß die Wirtschaft in ihren Krisen erfaßt werden müsse. Die Krise ist aber der Zustand vor der Wiederaufgipflung aus allen verfahrenen Situationen, allen überspannten Tendenzen, aus jeder einseitigen Richtung. Jede Wirtschaftsform führt mithin zur Krise, nicht weil sie schlecht oder falsch wäre, sondern deshalb, weil sie nur eine ist. Leben aber ist nicht Form, sondern formgebend!

Die Ökonomie der Zukunft muß polyglott sein, denn vielsprachig ist der Mensch durch ein langes Leben. Dem Säugling gebührt Sorge, dem Knaben Dienst, dem Jüngling harte Arbeit, dem Manne Berufswahl, dem Ehemanne Kunst oder Technik, dem Vater Macht, dem Älteren Verwaltung, dem Alten Lehre. Im ersten Bande findet der Leser die Reihenfolge der Wirtschaftsgestalten, durch die er selber hindurch wandelt, will er ein Mensch werden[1]. Dies also heischt die Translatio Imperii, die Übersetzung des Reichsgedankens für die Zukunft: Täglich und überall muß die Wirtschaftsform wiederaufgipfeln; aus jeder Wirtschaftsform freiwillig heraustreten und in jede Wirtschaftsform unbefangen eingehen, heißt wirtschaften. In ein und derselben Wirtschaftsform eingezwängt stecken blieben heißt unser bißchen Hab und Gut verwirtschaften.

Nicht die Arbeitsteilung ist das Geheimnis der gesunden Wirtschaft, sondern die Aufgipflung aus der Arbeitsteilung.

Gegen die antiken Pharaonen oder Diokletiane, die modernen Stalins oder Hitlers lehrt die Erfahrung des weltgeschichtlichen Jahrtausends, daß die Reichsberufungen allezeit neu ergehen müssen. Jede Generation muß ihren heiligen

[1] Einzelheiten in „Der unbezahlbare Mensch", 2. Auflage 1957 Berlin.

Nil befrieden und ihren Bund zwischen Himmel und Erde wieder stiften. Der Regenbogen, der dem Noah den Eingriff des freien Gottes verhieß, ist das Symbol der Wirtschaft. Die vielen Farben, in denen er strahlt, brechen das Licht der reinen Vernunft in die lebendige Mischgesalt der Wirtschaft der verschiedenen Lebensalter. Solange Menschen neu geboren werden, Männlein und Weiblein, solange muß sich die Form des Wirtschaftens ändern.

e) Tao

Was nehmen wir aus den menschlichen Haltungen in die Zukunft mit? Diese Frage zerfällt in Unterfragen. Denn da gibt es Negerplastiken, Tänze auf Bali, europäische Kultur. Unmöglich läßt sich das alles wie Kraut und Rüben zusammenwerfen.

Im Gegenteil, wir werden mit Abscheu alle bloße Konfusion abweisen. Mit all den Herrlichkeiten aus unseren Museen, mit all den Sternen aus dem Baedeker läßt sich der Wanderer in die Zukunft schwerlich bepacken. Aber an einem wichtigen Beispiel ist mir aufgegangen, wie sich allerdings das Leben auch der fremdesten Geschichte in uns fortsetzen wird, um uns am Leben zu erhalten. Ich meine das Tao des Laotsu. Wer unterwegs ist, wird dem Tao des Laotsu etwas verdanken. Und der Gewinn aus solcher Dankbarkeit ist ein doppelter. Einmal wird es uns helfen, unser Leben zu ertragen, da wo nichts anderes hilft, ja da wo unser Glaube sogar dadurch Schaden litte, daß wir ihn feierlich bemühten. Zum anderen weitet sich unsere Gedankenwelt, wenn wir dem Tao Raum geben. Statt der geraden Autobahnen, auf denen wir in die Zukunft brausen, öffnet sich im Tao ein bescheidener Fußpfad. Das aber kommt selber wie eine Erlösung: also neben der Autobahn muß es den Fußpfad geben, neben dem Weg den Umweg. Neben der zielbewußten geraden Wegstrecke die Freuden des „Unterwegs".

Denn Tao ist die Kunst, unterwegs erträglich zu leben.

Wir reisen durch die Welt mit dem großen Auftrag, die Erde mit sich selber zu versöhnen, sagt Goethe im Faust. Versöhnung, Sühne werden von alllen Herzen ersehnt. Wir wollen uns wieder vertragen. Dies ist der Hauptberuf der Seelen. Aber unterwegs auf diesem großen Weg müssen wir uns erst einmal selber ertragen. Erträglich müssen wir uns selber bleiben, sollen wir Verträgliche werden.

Und dies Geheimnis, wie der Mensch unterwegs erträglich bleibt, lehrt das Lächeln des großen Meisters des Tao, der Radnabe.

Laotsu hat das Rad der Gesellschaft geölt. Er hat, genauer gesagt, das Öl und die Kugellager bereitet, kraft deren es nicht heiß läuft.

In dem „Kaiser von Amerika" läßt G. Bernard Shaw den König von England bei einem Luderchen Leichtgymnastik treiben. Sie kugeln über einen Diwan weg, und die Masseuse denkt einen Augenblick, der König könnte sich in sie vergaffen.

Aber nein, ihre Gymnastik ist wirklich nur Erleichterung seines angespannten Lebens. Erholung gibt sie, und dafür ist der vielgeplagte König ehrlich dankbar. Aber man bricht die Ehe nicht, weil man sich erholen muß. Erholung setzt Strenge der großen, öffentlichen, ewig wiederholten Gesetze des Lebens geradezu voraus. Der König denkt gar nicht daran, die Erholung so ernst zu nehmen wie den Ernst.

Und doch ist es uns allen mit unserer Erholung bitter ernst. Wer es fassen kann, der fasse es.

Laotses Lehre heißt Tao. Die Gelehrten übersetzen es mit „Weg" oder „Weg der Wege". Wir werden dazu vordringen, es anders zu übersetzen. Aber „Weg" ist ein Anfang. Der Leser erinnere sich, daß die Wege vom Kreuz in die Welt nach der Kreuzigung auch einfach der Weg hießen, Hodos. „Der Herr war der Weg." Der Name Christiani, Christen, kam erst später in Antiochia auf. Und die Methodisten haben das Urwort „Weg" für den Heilsweg wieder zu Ehren gebracht. Christ sein heißt auf dem Wege sein. Nun sind aber der Wege vom Kreuze in die Welt mindestens vier, nämlich ins Gebet, ins Gesetz, in den Tanz und in die Gedanken. Ihre Sonderschöpfung geschah in Israel, Reich, Stamm und Philosophie. In unserer Ära sind die Wege übers Kreuz vereinigt worden. Hierin liegt nun der Unterschied zum Tao des Laotsu. Wir nennen den Herrn, der den Wegen allen den einen Namen gibt; Laotsu ist sprachlos. So läßt er sein Tao im ängstlichen Singular stehen. Die Wege der vier Evangelien, die Wege der Kreuzfahrer, Naturforscher, Revolutionäre und Künstler sind mehrzählig, pluralistisch, weil der Herr des Keuzes in ihnen allen zugegen ist. Denn Jesus kam als Sohn, mit vollem Namen; aber die Nabe des Rades ist bei Laotsu ohne diese Wendefreiheit und Umkehrsvollmacht der menschlichen Gestalt und ihres Namens. Aus diesem Widerspruch von Laotses Tao und dem Weg, der Wahrheit und dem Leben des Christentums taucht mir aber der Wert des Tao für uns gerade neu auf. Den Stämmen lausche ich die Einzigartigkeit der Namen ab, weil unsere Namen durchsiebt und durchlöchert sind. Dem Laotse verdanke ich die neuerliche Erregung meiner Sehnsucht nach dem einen Weg auf den vielen Wegen.

Im Jahre des Heils 1950 ist das Kreuz der Wege verweltlicht. Wir reden von Künstlern und Revolutionären, weil sie die Opfer unserer Zeit darbringen. Paul Gauguin, James Joyce, Trotzki, Rosa Luxemburg sind echte Opfer. Aber sie sind weltliche Opfer. Sie sind säkularisiert. Die Sprache der Welt beraubt diese armen Opfer, dank derer wir noch geistig atmen, des Genusses ihres Gottesbundes. Der Unterschied zwischen Kirche und Welt besteht nämlich darin, daß wir in der Kirche von der Sonne unserer Einheit beschienen werden, in der Welt aber uns zerstreuen. Ein jeder drängt an den Rand des Riesenblattes, dessen Adern unsere Lebenswege sind. Der Künstler beugt sich über das Tagewerk seiner Hände, da wo der Heilige gen Himmel blickt. Am heutigen Welttag also besteht der Wider-

spruch, daß die größten Opfer von säkularisierten Seelen gebracht werden und daß sie das göttliche Leben nur am farbigen Abglanz haben. Ihrem Blicke scheint ihre Arbeit auf dem Band des endlosen Okeanos der Griechen, an einer sinnlosen Peripherie zu geschehen. Die meisten „Helden des Alltags" blicken immer nur fort von der Gottesmitte gegen den Rand, an dem ihre Arbeitsplätze errichtet sind. So fehlt ihnen der Segen der Erholung in gemeinsamer Berufung. Da nun tritt das Tao ein. Es heilt den Spezialisten. Ihm gibt der Weg der Wege, das Tao, Einheit, wenn er zerstreut sein Tagewerk tun muß und er um keinen Preis sich zur Mitte zurückwenden darf, weil die Strenge seiner Arbeit das verbietet. Dieser Mann kann sich die Lobpsalmen nicht erlauben. Die Welt muß essen. Und die Maschinen dröhnen. Aber das Öl in dem Gezänge der Maschine und das Tao in den Gliedern der Arbeiter erlaubt dieser Welt, am Alltag ganz Alltag zu sein, ohne sich zu zerstören. Dem Tao, dem Nichttun, dem Weg ins Innere, verdankt der Gehetzte sein Lächeln. Jede versäumte Konferenz, jedes verlangsamte Stück Akkordarbeit empfangen nämlich aus Tao ihren Sinn und Adel. Das Nichttun ist nicht heilig wie der Glaube der Wüstenväter. Aber Tao heilt den Alltag. Es lehrt uns, bei der Maschine jedes Vermindern der Reibung mehr anzustaunen als die fabelhaft hohe Tourenzahl. Und wir lächeln. Wir werfen unsere Glieder unbeschwert in die Luft. Wir zergehen wie der Tautropfen unter der Sonne. Gott schauen dürfen wir nicht, wenn wir den Boden scheuern und den Stall ausmisten. Aber Tao, den Weg der Morgensonne auf uns, ihre Tautropfen, dürfen wir spüren. Auch wenn wir verdampfen und uns auflösen, auch wenn wir vergehen, geht etwas mit uns vor. Tao verheißt: gerade wenn wir vergingen, erginge das, was alles Wirken und Werken erst möglich macht; es ginge nämlich in uns die Erträglichkeit ein. Die Frommen reden von der Verträglichkeit. Dem Arbeiter im Betrieb der Welt ist ein viel vorläufigeres, viel schwereres aufgegeben: Erträglich muß die Last bleiben. Und weiß er seine Muskeln zu entspannen, sein Gesicht zu entrunzeln, seine Nackennerven zu entschmerzen, so hat er gewonnen. Liebe Leute, sagt Tao den Priestern, von Sünde weiß ich an meinem Schraubstock nicht viel. Meines ist die Frage der Erträglichkeit.

Am Alltag sollen wir uns eben nicht mit Gott aussöhnen, sondern mit der Welt! Für die Arbeit der Welt haben alle Kaiserreiche die Vorbilder der Teilung des Haushaltens, der Verwaltung, der Spezialisierung erfunden. Kein Wunder, daß in China, dem Reich der Mitte, der Weg der Wege, die Erträglichkeit der Erträglichkeiten, entsprang, dank deren noch der Generaldirektor des größten Stahlwerks entspannen, noch „der Kaiser von Amerika" mit Atemübungen sich verjüngen kann. Die Alltagsform des Kreuzweges, die Spielform des ernsten Weges, das ist das Tao. Und in einer Gesellschaft, die unseren Alltag über die ganze Erde hin organisiert, brauchen wir ein ökumenischses Symbol des erneuerten alltäglichen Menschen.

Dies ist der Taoist, der Schüler Laotsus. Er läßt unsere Feiertage ungeschoren. Vom Wort weiß er nicht viel und von der Fleischwerdung des heiligen Geistes weiß er nichts. An die Stelle des Schreis vom Kreuz tritt das Lächeln. An die Stelle des Leidens das Ertragen, an die Stelle der Begeisterung des Märtyrers die Vergeistigung des Organisators. Aber so rettet der Taoist das Weltkind in uns allen. Tao liebt uns nicht mit der Liebe Gottes, nein. Aber Tao lädt uns mildfreundlich ein, an der Welt teilzunehmen.

Ich kann aus Tao nicht leben und nicht sterben; aber ich danke dem Tao die Lust am Vorläufigen, die Erträglichkeit der Frohnden, das gutmütige Lächeln über den Stumpfsinn des grünen Tischs, das befreite Aushängen aus der Anspannung des überbesetzten Arbeitspensums.

Der Westen darf sich diesem Tao anvertrauen. Und will er nicht verbrennen und verbeulen, so muß er allen Arbeitskräften diese Entziehungskur mitteilen. Tao entzieht der Arbeitskraft die Anspannung des 3= 1, und so können wir federn. Nur der Federnde aber bleibt fähig, die Arbeit der Welt zu ertragen.

Die Auslese dessen, was dem Osten heut entquillt, ist wichtig. Seine, des Ostens Macht ist zu ungeheuer, um sich ihr ganz zu entziehen. Alles aber, das vor und außerhalb des Taoismus in China entfaltet worden ist, verneint unsere Zeitrechnung, unsere Lösung vom Bann der antiken Zeiten. Konfuzius, Menzius und alle anderen Chinesen kennen die Liebe nicht, die so stark ist wie der Tod, und das Wort nicht, das seinen eigenen Sprecher frei macht. Diese Wege des Ostens sind also vorchristlich und heute ein Hindernis für die Chinesen selber. Aber alle diese Wege hatte Laotsu durchschaut. Der Taoist und große Astrologe Ssuma Tsien hat sie in seinem Geschichtswerk „Historische Denkmäler" alle wunderbar kritisiert[1] und in ihre Schranken gewiesen. Weshalb aber ist sein Weg, Tao, der Weg der Wege, unwiderlegt? Darauf gibt es eine zwingende Antwort: Tao ist die Lehre vom *„Unterwegs"*.

Was immer du zu tun hast, Tao lehrt dich, nicht zu hasten, lehrt dich, des Nichtgelingens ebenso dich zu freuen wie des Gelingens; denn nur so kannst du unterwegs erträglich leben. Statt Weg der Wege also sollte Tao mit „Das Unterwegs" wiedergegeben werden. Wären wir immer auf dem Sterbebett, vor der Entscheidung, am Kreuz des Martyriums, dann wäre das Kreuz die volle Wahrheit. Aber wir brauchen doch auch die halbe Wahrheit; denn wir sind nun einmal unterwegs. Siebzig Jahre sind kein Pappenstiel. Das Leben soll, muß und kann erträglich werden, während wir unterwegs sind. Dem, der unterwegs ist, dringt Laotsus Tao in die Poren wie ein atmosphärischer Äther; es löst nicht das Rätsel des Lebens, aber die Krämpfe des Alltags zu einem leichten Tanz unserer Glieder. Und wenn ein Leser jetzt im ersten Bande das Kapitel über die Todesüberwinder und die Seele nachschlägt, so wird er die Kraft des sprachlosen Laotsu in seinem Haushalt nicht missen mögen.

---

[1] Ausgabe von G. Chavannes Paris 1895.

f) Das Totschlagen der Zeit

Da heut Hoffen und Glauben sozusagen hoffnungslos verwechselt werden[1], so wird die Zeit totgeschlagen. Es kann das nicht anders sein. Hoffen kann ich nur auf das, was ich mir bereits vorstellen kann. Weltkatastrophen aber geschehen, so oft wir uns zu hartnäckig an unsere Lieblingsvorstellung geklammert haben. Sie rufen uns zurück in die Phylogenie unserer Art und heraus aus unseren eigenen Vorstellungen. Sie machen hoffnungslos. Aber unseren Glauben sollten sie stärken. Denn der Glaube öffnet sich den ihm noch unbekannten Ahnungen. Die Hoffnung aber verwechselt gern ihr Vorstellungsvermögen als solches mit ihren Wunschbildern. Wenn es eine Weile bergab geht, dann vergeht sie uns. Denn dorthin, wo es nur immer noch furchtbarer wird, will sie nicht folgen. Da gibt sie auf. Der Hoffnungslose beginnt dann, die Zeit totzuschlagen; es komme ja doch alles auf dasselbe hinaus, auf die Vernichtung.

Um Jahr 1000 unserer Zeitrechnung wimmeln die Urkunden von Bezugnahmen auf das beständige Schlechterwerden. Die Formel, die man immer wieder liest und in der Reste des astrologischen Ausrechnungsglaubens des Weltjahrs sich verbergen, lautet: „jam senescente saeculo" oder „Senio Mundi appropinquante". Also „Mit dem Greisenalter der Welt behaftet zu sein", war der Fluch jener Zeit. Das riesige Imperium war ein Spott. Die weltlichen Landschaften waren Zwerggebiete. In dieser Hoffnungslosigkeit eines Raumchaos ist es zur Wendung auf die Organisation der Welt gekommen. Alle Seelen wurden aufgerufen. Um 1000 nach Christi kam es zum Fest „Allerseelen". Die Landfrieden befriedeten Straßen und Plätze und Kirchen seit 1035. Der Abt von Cluny wurde zum Erzabt von hunderten weit verstreuten Klöstern, um sie zu „organisieren". Der Papst wurde zum wahren Kaiser und erzwang sich das Recht, Kleriker und Laien aus der ganzen Ökumene nach Rom zu beordern. Jeder Christ erwarb das Recht auf den Kreuzzug, das heißt auf die Freizügigkeit durch die verschiedenen Lehnsstaaten mit ihren engen Paß- und Zollgrenzen. Und so ist seit 1000 der heillose Raum Schritt um Schritt geheilt worden. Der Raum der Welt funktioniert nunmehr glänzend.

Diesmal ist es arg mit uns Menschen und unserem bißchen Lebenszeit bestellt. Sie wird bürokratisch vergeudet. Wir stehen an. Wir warten. Dem Soldaten ging es schon immer so: Drei Viertel seines Lebens wartet der Soldat vergebens.

Das Konzentrationslager ist die Hölle dieser Zeitvergeudung. Mein einziges Eigentum ist meine Lebenszeit: dort wurde es gestohlen und in Orgien der Angst vergeudet. Wer Angst hat, muß Zeit anderer vergeuden. Jedes Mißtrauen in einem Staat oder in einer Fabrik oder in Eltern und Lehrern führt immer zur Zeitvergeudung der Untertanen, Kinder, Arbeiter, Schüler. Unfriede verzehrt, Friede ernährt. Das Schlangestehen ist heut das Sinnbild unseres Falls.

---

[1] Eingehend nachgewiesen in dem Kapitel „Glauben und Hoffen" des „Geheimnisses der Universität", Stuttgart 1958.

Wir sind also in der dritten Nacht unserer Ära. Hier sind nicht so sehr Gott und die Welt in Mitleidenschaft gezogen. Den Menschen, der seine Zeit vergeuden muß, dessen Zeit vergeudet wird, bemitleidet niemand. Aber er ist der Bemitleidenswerte.

Die Kirche von 1000 erzielte keinen Fortschritt, soweit sie sich bloß um „Kirche" kümmerte. Im Jahre 1054 brach vielmehr die Ostkirche definitiv von Rom weg. Es war, als wolle Gott den Kirchenfürsten am Anfang der Epoche rundheraus sagen: Reden wir von etwas anderem. Eure Gezänke um die Rangordnung der Bischöfe interessieren mich nicht mehr. Und die Fürsten der Kirche gehorchten Gott. Sollen wir das nicht auch tun? Die Herren Weltraumkünstler, Physiker, Welthistoriker, Psychologen können uns alle nicht helfen. Wir haben andere Sorgen, schlimmere Sorgen, Sorgen, die wir für diese armen Raumakrobaten selber mit haben: Wir wollen zur rechten Zeit leben. Was ist da schon dabei, Atombomben zu erfinden. Das kann jedes Kind. Aber nur sehr weise Leute hätten sich dafür eine bessere Zeit ausgesucht, als den Weltkrieg. Daran würgt heut die Wissenschaft. Und daran soll sie als bloße Naturwissenschaft zugrunde gehen, daß sie sich nicht die Frage vorgelegt hat: *Wann* darf ich dies Höllenspielzeug den Machthabern dieser Welt ausliefern? Die erste Frage für erwachsene Menschen lautet eben nicht: Warum? oder wie?, sondern wann? und wo? Wann soll ein Kind das Einmaleins lernen, ist eine viel ehernere Frage als: Soll es das Einmaleins lernen? Vom Wann hängt die seelische Gesundheit des Kindes ab, vom „Ob?" sein bißchen Bildungsflitter. Was ist aber wohl das wichtigste? Ob ein Erdenwurm heil bleibt oder ob er eine Rechenmaschine in sich herumträgt? Wir brauchen die schöpferische Pause[1] der Frage nach dem Wann, um die Menschen erst einmal auf die Frage aller Fragen unserer Zeit hören zu machen. Gott ist ewig und allgegenwärtig. Die Erde ist rund, und der Raum ist weit, und ich vermag die Welt physikalisch, chemisch, biologisch, geographisch, natürlich zu beschreiben. Aber jeder Mensch ist ein zeitliches Wesen. Morgen, wenn ich vielleicht wüßte, wie ihm zu helfen wäre, ist es zu spät. *Jeder Mensch ist unaufhaltsam,* ihr Herren Denker. Ihr müßt ihn jetzt anrufen. Er muß euch heut hören. Nicht gestern und nicht übermorgen. Als Denker kann ich ihn vorher oder nachher treffen, aber nie im rechten Augenblick.

Ach, aber was ist heut, was ist gestern, was ist übermorgen? Das sind Fragen eines neuen Sinnes, des grammatischen Sinnes. Denn der grammatische Sinn lehrt uns rufen und sprechen, versprechen und erzählen, alles zu seiner Zeit. Da der wirkliche, bestimmte, sich ereignende Mensch unaufhaltsam ist, so muß jeder Anthropologe ein Angesicht antlitzen, oder er kommt zu ihm zu spät. Keine naturwissenschaftliche Methode kann je den Menschen leiten, weil sie ja vom Experiment lebt, und jedes Experiment schiebt den Zeitpunkt heraus, zu dem ich weiß. Um die Zeitlänge des Experimentes selber und seiner Auswertung

[1] Fritz Klatts Buch „Die schöpferische Pause" hält diese Entdeckung fest.

hinkt jedes Experiment hinter den Ereignissen her. Bis ich die Gasmaske nicht ausexperimentiert habe, sind meine Leute dem Gasangriff ausgeliefert. Ist das Leben unaufhaltsam, dann bleibt ihm mit euren Töpfen und Schrauben vom Leibe. Nur das wertlose Leben kann vom Experiment ereilt werden. Aber mit Schubert, der in seinen paar Lebensjahren überflutete von Musik, hat sein Schöpfer experimentiert. Hätte Schubert sich als Objekt seines eigenen Willens mißdeutet, wir hätten vielleicht weder „Die Grenzen der Menschheit" von ihm, noch „Die Unvollendete". Und das wäre nie wieder gut zu machen.

Wir Menschen kommen zu einander und sogar zu uns selber immer zu spät, sobald wir vorher wissen wollen, was zu tun sei. Denn das können wir nur wissen, indem wir es ausprobieren. Und inzwischen treibst du mit deinem Lebensschiffchen in eine andere Fahrtrinne. Nie dürfen die Philosophen den Staat regieren. Vielmehr müssen sie die Gründe studieren, weshalb sie ihn nicht regieren dürfen!

Die einzige Macht, die in unsere Existenz eingesenkt ist, um die Herren Nachbedacht und Vorexperiment in Schach zu halten, ist bekanntlich jene merkwürdige Antizipation, die Vorwegnahmekunst, welche die Märchenbücher füllt. Da sind Bären und Kröten, Störche und Schlangen, mit anderen Worten, lauter mißratene Geschöpfe. Und sie würden mißraten bleiben und nie ihr schön menschlich Antlitz wieder kriegen ohne die seltsame Vorwegnahme eines unverdorbenen Auges. Dies Auge sieht den tapsigen Bären: „Mit Geduld", so sagt sich der Träger des Auges der Vorwegnahme, „mit viel Geduld wird das ein herrlicher Prinz. Er braucht Beistand. Als sein Beistand werde ich manchmal Prügel beziehen. Aber um diesen Preis wird es gehen. Am Ende, so nach dreißig Jahren, wird jedermann sich wundern, den Bären je für einen Bären angesehen zu haben. Alle werden ausrufen: Ein Prinz, ein Prinz. Und was ich heut allein sehe, wird dann seine offizielle Benennung im ‚Wer ist's?' der Geschichte geworden sein." Die Menschen hören auf, Teile der Welt zu sein, weder durch Theologie noch durch Psychologie noch durch Genealogie oder Statistik. Der einzige Weg der Menschwerdung ist die liebende Vorwegnahme. Gelingt es, den ersten Augenblick dieser Vorwegnahme durch ein liebendes Auge zu verewigen, dann ist dieser Menschwerdung der Weg gebahnt. Die menschliche Gesellschaft wird anhaltend von unaufhaltsamen Menschwerdungen durchzogen, unter der Bedingung, daß jeder erste Liebende Blick als Hoher Augenblick Epoche machen darf. Eine Hochzeit ist ein solcher festgehaltener Augenblick. Wir hätten keine Geschichte ohne Hochzeiten. Denn nur auf Hochzeiten fällt der Strahl der Vorwegnahme auf den einen Menschen, der nichts ist und alles werden kann, auf den Bären, in dem nur die Prinzessin den Königssohn vorweg erkennt.

Und nur dieser Strahl macht Platz für den Lebensweg des neu anfangenden Menschenkindes in die Gesellschaft hinein.

Die dritte Jahrtausendordnung der Gesellschaft hat also das Rätsel der Hohen Zeiten und des Alltags zu ergründen. Und zwar ist das Neue gegenüber alten

Hochzeiten eine veränderte Zeitmessung. In ein einziges Menschenleben werden heut die Wechsel von drei und vier Generationen alter Zeit hineingepreßt. Diese Vervielfältigung der Lagen macht jede Lage heut zu etwas anderem als früher. In jeden Lebenstunnel, in den wir einfahren, nehmen wir heut das Bewußtsein der Ausfahrt am anderen Ende, also der Kündigung, der Scheidung, des Abschieds mit. Die Königstochter nahm im Bären den Prinzen vorweg. Wir nehmen am Hochzeitstag die Scheidung vorweg. Das liegt daran, daß wir bei jeder Arbeitseinteilung die Entlassung vorwegnehmen müssen. In der modernen Gesellschaft geht der zugrunde, der sich als nicht entlaßbar einrichtet. Wir sind alle demnächst entlassene Menschen. Die Hochzeiten versagen also. Denn die alten Hochzeiten gingen immer über das eigene Leben hinaus. Wir brauchen Bräuche, die uns in kleine Lebensabschnitte so hineinfeuern, wie unsere Altvorderen in die Stammesgeschichte hineingerissen wurden. Der Leser erinnere sich des Gedächtnisses der alten Stämme. Nicht sehr ausgedehnt war es, gerade drei bis fünf Generationen sollten umeinander wissen. Das Mehr der Jahrtausende blieb belanglos. Aber das kurze Gedächtnis erhitzte die einzelnen Eingeweihten zur Weißglut der Hingabe. Was über mein Leben hinausliegt, dem kann ich mein Leben unterstellen. Der Arbeitseinstellung von Montag bis Sonnabend kann ich mein Leben nicht unterstellen. Das gehört sich nicht. Es lohnt nicht. Es lohnt nur den Lohn.

Hingerissen werden ins Prinzentum und trotzdem Vorwegnahme meiner Entlassung: das sind die beiden Pole des Lebens in die Zukunft hinein. Zwischen ihnen ringt die neue Zeit.

Einer hat um sie vorweg gerungen. Niemand kommt in die neue Zeit, der nicht an ihm vorbeipassiert. Er hat offiziell von 1844–1900 gelebt, und die meisten modernen Menschen werden denken: er hat ja nichts von dem erlebt, was wir erleben. Was wird der schon wissen? Er ist doch nicht aus Schlesien vertrieben worden, sein Haus ist nicht zerbombt, seine Eltern sind nicht in Auschwitz vergast worden.

Im dritten Jahrtausend gelten solche Einwände nicht mehr. Das dritte Jahrtausend hat die Zeiten der Menschen zu meistern, die kleinen und die hohen Zeiten. So ist die erste Bedingung der neuen Zeit, *daß unsere Zeiten umkehrbar, umstimmbar werden*[1]. Deine Zeitgenossen, Leser, sind nicht deine Zeitgenossen. Aber Menschen aus anderen Zeiten leben gleichzeitig mit dir. Der Verfasser der Unzeitgemäßen Betrachtungen von 1875 ist eben deshalb, weil er damals unzeitgemäß war, unser Zeitgenosse, wenn wir uns zu ihm vorwagen. Zur Zeit sind wir ihm gegenüber noch veraltet.

Vorwegnahme des Prinzen, Vorwegnahme der Entlassung: so hat Nietzsche gelebt. Jeder Ekstase Ende hat er vorweg zugegeben und erwartet. Er hat alle

[1] An einem konkreten Beispiel näher ausgeführt von mir in „Die rückwärts gelebte Zeit", Die Kreatur Band III, Berlin 1928.

seine Werke überlebt. Und eben in dieser Kraft, sogar die höchste Begeisterung von vornherein als vorübergehend zu leben, hat er sein Prinzentum gesucht. Man braucht also nicht aus Fabriken heimgeschickt, nicht aus Wohnungen ausgewiesen zu werden, um ein moderner Mensch zu sein. Nietzsche hat sich selber aus allen Schlupfwinkeln, in denen Heimatgefühle nisten könnten, hinausgejagt, und in der Kraft, Heimaten zu gründen und aufzugeben, hat er sein Kriegerrecht gefunden. Daß wir Räume und Zeiten auslegen und einziehen, das ist unser Menschentum[1]. Aber bis zu Nietzsche war diese Leistung auf viele verteilt. Eine Generation wanderte aus; die nächste siedelte; die dritte zog in die Stadt; die vierte starb aus. Oder die ersten Jahrhunderte der Kirche gingen in die Katakomben, die anderen standen gegen das christliche Kaiserreich, die letzten leben in nachchristlichen Republiken. Für Nietzsche wird selbst die längste Epoche von Staat und Kirche eine vorübergehende Einteilung. Die schärfste Trennung in öffentlich und privat wird ihm zur unerträglichen Abmauerung der Lebenseinheit, die jeden Tag das Recht haben muß, zum Beispiel, meine private Angst für ein öffentliches Interesse zu erklären, und meine staatlich examinierte technische Fähigkeit für ein privates Steckenpferd.

Das also war Nietzsches Leistung, die Abschaffung irgendeiner Raumeinteilung oder Zeitenspanne als der einzigen. Kurze Angewohnheiten müßten wir schaffen, hat er einmal geschrieben. Das aber ist der Leitfaden in das Labyrinth einer mechanisierten Natur. Kein Raum dieser Industrie steht ewig, und keine Klassen dieser Gesellschaft stehen sich für immer gegenüber. Nietzsche hat sich zum Prinzen der Dynastie gemacht, welche die Räume und Zeiten unserer Arbeit und Liebe jederzeit neu verteilen wird.

Damit deutet Nietzsche auf die Wiederkehr des Medizinmanns. Wir nannten ihn einen Prinzen der neuen Dynastie, er nannte sich Zarathustra. Prinzen regieren nicht selber, und so ist Nietzsche zu Lebzeiten nicht an die Regierung gekommen. Es gab eben für seine Dynastie noch nicht die Gesellschaft. Aber die Zauberer der Geisterstämme werden die Philosophen der Weiltweisheit ablösen. Denn was wir brauchen, ist nicht Kathederweisheit, sondern Höhlenweisheit und Zeitweisheit und hausbackene Weisheit. Nietzsche besagt, daß die Philosophen künftig so unwesentlich werden wie die Theologen nach 1400. Als die theologische Zeit zu Ende ging, da gab es Männer, die offiziell noch Theologen hießen, aber schon Philosophen waren; der Cusaner, der Kardinal Nikolaus von Cues war solch ein verkappter Philosoph, zu spät als Theologe, zu früh als Philosoph. So steht Nietzsche vor uns. Er hat den Schleier der Gleichzeitigkeit zerrissen. Die Menschen sind nicht dadurch gleichzeitig, daß sie in derselben Sternenwelt leben. Die Sonnenjahre machen nicht Epoche. Die uns einander gegenüberstellenden Ereignisse, die unseren Hinblick und Anblick und unsere

[1] Siehe dazu den schönen Abschnitt: „Zeit und Raum im Wort" bei Max Picard, Der Mensch und das Wort 1955, S. 150 ff.

Rücksicht auf unsere Absicht ändern, die machen Epoche. Denn im Hinblick auf eine neue Epoche reden wir anders. Und angesichts einer neuen Liebe und eines anderen Hasses reden wir anders. Und aus anders reden weben wir uns eine andre Gemeinschaft als die der Genossen in der astronomischen Zeitengleiche der Uhr.

Den Schleier der Gleichzeitigkeit hat Nietzsche zerrissen. Wir müssen ihn durch den Brautschleier der Vorwegnahme ersetzen. Denn ohne Schleier kannst du mit niemandem zusammenleben. Einhüllende Worte allein halten uns auf den Wegen, auf denen wir uns nicht anfallen und zerfleischen, sondern auf denen wir miteinander sprechen, einander anschauen und füreinander arbeiten können.

Nietzsche hat uns Menschen also ein neues Sprachwürzelchen zum Einpflanzen gegeben. Nicht aus der Sicht der Welt sprechen wir, sondern weil wir uns um einander bewerben. Wer die ewige Entlassung vorwegnehmen muß wie wir alle, dem bleibt die Sprache weg, es sei denn, er habe noch Lust, sich neu zu bewerben. Die unzeitgemäßen Menschen, die arbeitslos oder heimatlos sind, können sich nur durch Werbung in ihre besondere Zeit weiterhineinschwingen. Unermüdlich wirbt Nietzsche um die Werbekraft deiner Seele, und je dekadenter du bist, um so beredter tönt der Zaubergesang dieses größten Dekadenten, der wieder zu singen anfing, weil er, sagen wir es nur offen, sein Geheimnis – weil er Gott liebte. Ungläubig wird der einzelne Nihilist sich in Nietzsche nicht gleich wiedererkennen. Worum hat denn dieser Unzeitgemäße geworben? Vorwegnahme des Prinzen, Vorwegnahme der Entlassung; ja, das sehe ich, geht durch sein ganzes Dasein. Aber geworben hat er doch gerade um nichts und niemanden.

Der Nihilist hat Recht. Nietzsche hat es ausgehalten, seine eigne Prinzessin zu sein. Im Märchen nimmt entweder die Prinzessin den Königssohn im Bären vorweg, oder der Prinz nimmt die Königstochter vorweg in dem Krötlein. Nietzsche mußte diese Doppelrolle auf sich nehmen, weil er allein stand, und so ist er sein eigener Liebhaber. „Meine Seele, ein Saitenspiel, sang sich selber ihr Lied. Hörte ihr jemand zu?“ Dieser Hochzeit idiomatischer Personen vermaß er sich allein.

Davon wird der Mensch wahnsinnig. Es ist Nietzsches Ehre, daß er wahnsinnig wurde. Der Nihilist, der nicht wahnsinnig wird, sondern sich bloß deshalb für einen Prinzen hält, weil er den Nihilismus proklamiert, der Arbeiter, der sich schon deshalb für einen Menschen hält, weil er jede Arbeitsentlassung überlebt, beide haben kein Recht, sich auf Nietzsche (oder Marx) für ihr Menschentum zu berufen. Marx liebte die Arbeiter; er selber war keiner. Nietzsche wurde wahnsinnig; er war allein. Er zahlte für sein Braut-Bräutigamsein. Aber er hat die nächste Wiederkehr angesagt.

Der Wiedergeburt des klassischen Altertums wird eine Wiedergeburt der Stammesmasken und Reichsarbeitsitten folgen. In Wahrheit sind wir bereits mitten drin in einer solchen vorhumanistischen und vorjüdischen, vorklassischen Wiedergeburt. Wir gehen nämlich nie einen Schritt vorwärts, ohne ihn durch

einen Blick nach rückwärts zu erleuchten. Seltsam ist freilich diese Unnatur eines Marsches nach vorwärts mit rückwärts gewendetem Kopfe. Sogar Nietzsche mußte vor Sokrates und Plato zu Zarathustra zurück und in diesem Schritt hat er die Griechen zu Gunsten der Stämme preisgegeben. Was konnte ihn dazu veranlassen?

Darin verrät sich das grundlegende Gesetz unsrer Zeitrechnung. Und ich trete an das Ende dieses Buches, indem ich es formuliere. Dies Gesetz liefert, richtig verstanden, eine doppelte Erklärung. Erstens kann man einsehen, weshalb wir rezipieren und die Antiken renovieren müssen. Zweitens aber lehrt dies Gesetz uns auch, was wir aus den Antiken wiedergebären sollen und was ein für allemal nicht mehr wiederkommen darf. Sklaverei kannten die Griechen und Sklaverei hat fast die ganze Epoche der Renaissance von 1500 bis 1865 verunziert. Heut reproduzieren wir Stämme, und scheußliche Menschenopfer beginnen zu rauchen. Genau wie die Sklaverei ein Brandmal der falschen Renaissance, so ist leider das Menschenopfer das drohende Merkmal einer rohen Wiedergeburt der Stammeszeit. Als solches hat es bereits D. H. Lawrence vor dreißig Jahren proklamiert[1]!

Wie also finden wir das Gesetz gültiger Renaissancen? Was zwingt uns Menschen der christlichen Zeitrechnung, nichts von den Antiken je preiszugeben, alles zu erinnern, aber doch nur mit strenger Auswahl in uns selber einzulassen? Die Freiheit unserer Ära zwingt uns dazu.

Als wir im Jahre ±0 anhoben, waren die Zeiten erfüllt. Wir sind seitdem so frei, daß wir zwischen Familie, Beruf, Genie und Zukunft abwechseln sollen. Kein Mensch unsrer Zeitrechnung gehört mithin einer einzigen Lebensform an. Weder Ägypter, noch Jude, noch Sioux, noch Grieche kann irgendeiner von uns einzig und allein sein. Alles steht uns offen. In vier Gruppen gehört jeder hinein. Und wenn die Russen durch Gesetz vom 15. Februar 1947 die Ehe zwischen Russen und Nichtrussen verboten haben, so ist das ein Schandmal auf ihrer Revolution. Denn dadurch hat der Tyrannenklub aus der revolutionären Gesellschaft, welche alle künftigen Stämme umfassen muß, eine ägyptische Finsternis gemacht. Wenn ein russischer Untertan nur eine Russin heiraten darf, dann ist die Pharaonen-Frohn wieder da. Stammesheiraten müssen Reichsgrenzen durchkreuzen. Unsere Heiratsgruppe muß quer zum Staat und zur Kirche und zur Schule verlaufen. Das ist der Sinn des Kreuzes, und die Kirche hat immer zu dieser Regel gestanden. Mag die Sowjetunion ihr Gesetz nun aufgehoben haben, so ist es doch zu keiner Zeit Recht gewesen! Ebenso sind die Nürnberger Gesetze oder die Rassegesetze in U.S.A. und Südafrika. Allerdings, unsere Freiheit schwächt. Weil wir so frei sind, wie kein antiker Mensch in Reich, Volk oder Stamm, so müssen uns Wiedergeburten der Antike zu Hilfe kommen. Sie begeistern uns, wo wir sonst erlahmen müßten. Aus Liebe zu den

[1] In der Novelle „The Woman who rode away".

Griechen haben Christen doch noch einmal Nationalstaaten geschaffen. Aus Liebe zu den Stämmen müssen unsre Nachfahren trotz alledem noch einmal Familien gründen. Aus Liebe zu den ersten Clemens, Sylvester und Urban haben Kaiser und Päpste seit 1000 nach Christi die Weltkirche reformiert. Nie darf die Mehrzahl der Gruppen, zu denen du und ich gehören, preisgegeben werden. Das wäre *Abfall* aus unsrer Zeit. Nie darf andererseits der schöne Eifer der Antiken erkalten. Das wäre das Ende des Lebensfeuers. Feuereifer und Freiheit: Antike und die eigene Zeitrechnung müssen sich durchdringen.

Rassen und Nationen sind sich heut entfremdet. Nur die Kraft zur Stammesstiftung kann die gleichgültige, rassenhassende Lumpenbande unsrer toten Seelen, unsrer Kellerschlupfmenschen, unsrer mißhandelten und gepeinigten Inferioritätskomplexe, unsrer entlassenen Herzen und entwurzelten Geister befeuern. Halten wir die erreichte Einheit der Gesellschaft und die unerreichte Glut des Einzelstammes gegeneinander, so steht die Aufgabe der Zukunft vor uns. Die Aufgaben der Geschichte sind keine Schulaufsätze, sondern sie sind in jedem Augenblicke furchtbare Entscheidungen. Die russische Entscheidung über die Ehe zeigt, welche Verirrungen auf diesem Wege vorkommen, wenn die rechte Zukunft solchen Vorkommnissen in uns nicht zuvorgekommen ist. „Von selber" würden wir heut alle in Massen-, Klassen- und Rassenhaß versinken. Aber weil uns jemand liebt, und geliebt hat und am Ziel liebend erharrt, deshalb gilt das „von selber" nicht.

Die Geschichte stellt keine Aufgaben, sondern Wahlen. Das dritte Jahrtausend wird das Jahrtausend der Wahlverwandtschaften und der Zwangshasser. Menschenopfer werden es entstellen. Neue Rassen werden es erneuern. Die Weite der menschlichen Gesellschaft und die Intimität des einzelnen Stammes werden miteinander ringen, Marx und Nietzsche werden beide in dem Recht bekommen, in dem sie geliebt haben, und Unrecht in dem, in dem sie gehaßt haben. Denn nur in dem, in dem ihre Liebe stärker war als sie selber, sind sie in die Geschichte eingetreten und bleiben auf ewig in sie einbeschrieben. Denn sie haben uns wieder ins Gespräch gezogen, als wir tot waren. Das Buch der Geschichte gibt niemanden wieder her, dessen Liebe stark war wie der Tod. Alles andre wird Makulatur.

Der Mensch ist das Geschöpf, das darauf wartet, ins Gespräch gezogen zu werden; „ea creatura cui principium est, ut convertatur",[1] hat uns Augustinus genannt. Und Gott errötet, wenn immer unser Gespräch stockt. Denn dann zerfällt das Brautkleid des friedenstiftenden Wortes und der unser Geschlecht schlichtende Name. Erubescit Deus, Gott errötet. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns neu anziehen lernen, immer wieder neu, in den Gezeiten der Arbeit und der Liebe.

---

[1] Dazu Band I, S. 156.

In einer Gesellschaft, die ihren Alltag unverdrossen aus Hochzeiten immer neu erleuchten ließe, bräuchte Gott nicht zu erröten. Aber heut muß Gott erröten, weil wir nicht erröten.

11. Abschnitt

Wiederverhüllung

1. Kaironomie

„Unser Zeitpunkt" hieß das erste Kapitel dieses Bandes. Es legte uns auf die Zeit nach Marx, Freud, Nietzsche, Darwin fest. Wenn der durchschrittene Weg uns nicht in die Irre geführt hat, dann muß jetzt am Ende dieser selbe Zeitpunkt sozusagen „von vornherein" uns anstrahlen als ein Moment *vor* bestimmten Ereignissen und Erlebnissen der Zukunft.

Auszuklammern sind unter solchen kommenden Dingen alle Weltereignisse. Denn die vier Dysangelisten hatten uns als Weltdinge im Kampf ums Dasein, im Kampf der Klassen, der Rassen, der Geschlechter hinreichend entlarvt. Jene Unheilsboten, der Weltrevolutionär, der Naturforscher, der Weltmachtwollende und der Psychoanalytiker haben gezeigt, daß es „auf Vernichtung hinauslaufe" und daß wir fertig zum Begrabenwerden seien; die letzten vierzig Jahre haben ihre Ankündigungen geglaubt und das Begräbnis vollzogen. Dabei haben sich Orient und Okzident mit der gleichen Inbrunst vernichtet.

Die eingeschüchterten Europäer meinen zwar vielfach, daß nur ihr Europa beigesetzt worden sei. Indessen verlieren doch Japan, China, Ceylon und Nepal, Indien und Kaschmir und Indonesien fast ebensoviel wie sie – vielleicht – dermaleinst gewinnen mögen. Die Leiden von Nanking sind nicht geringer als die von Kiew oder Rotterdam. Hiroschima ist ebenso furchtbar wie London oder Dresden. Die Leiden der Millionen großartiger Sikhs sind ebenso unentschuldbar wie die der Schlesier.

Wer daher unseren Zeitpunkt bestimmen will, der muß ihn planetarisch weit anberaumen und nicht nur als betrübter Europäer sein bißchen Pan-Europa in Gedanken tragen. Der Zeitpunkt wird nämlich uns nur aus dem Geist bekannt, nach rückwärts aus wortgewordenem Geist, aber nach vorwärts aus unserer Solidarität mit den Leidenden, mit den von einer unfertigen Ordnung Vernichteten. Wer die Ostvertriebenen Deutschen herausgreift aus den hundert Millionen Heimatlosen, der mag das tun. Aber die Zeit kann ihm dann nichts sagen, weil er den Durchmesser des Leidenskreises nicht wahrzunehmen, nicht zu ermessen weiß.

Jede Zeit muß nämlich auf *ihren* Raum bezogen werden, um dessentwillen sie eine bestimmte Zeit wird. Und es sind die Unordnung, die Anarchie, die Leiden

in diesem ganzen Raum, zu deren Befriedung sich Zeitgenossen allmählich ordnen, gliedern, in Bewegung setzen. In dem Kapitel über die Regierungsperiode habe ich deshalb das Lob der Anarchie gesungen. Denn die Geister müssen anarchisch durch ein Leiden zuerst erregt werden, ehe Stichwort, Kommando zum Sammeln, Marschbefehl und Einsetzung der nächsten Gerechtigkeit statthaben können. Wer so führerlos erst einmal der Gemeinsamkeit der Weltkriegsopfer und der Weltkriegsteilnehmer nachsinnt, dem bleibt diese Weltzeit nicht stumm. Ein planetarisches Zeitalter beginnt. Wir können wissen, was uns bevorsteht. Denn unsere Bestimmung ist nicht verborgen.

Die Religionen, Rassen, Länder befinden sich zum ersten Male in einem einzigen gemeinsamen Zeitraum. Alle wirken dadurch kleiner. Christen und Buddhisten, Braune und Weiße sind ja am Ganzen gemessen so wenig zahlreich! Alle müssen sich aus dieser Verzwergung befreien, und sie müssen sich vervollständigen, weil Züge des bisher verdeckten, ja exkommunizierten Gegenbildes unentbehrlich werden.

Der Islam sei dafür das erste Beispiel. Was ist denn ernst an dem plötzlichen Wiederfrommwerden der Araber? Nun so viel und so wenig wie an dem Wiederzur-Kirche-gehen in Deutschland oder Amerika. Etwas altes wird wieder belebt, weil die letzten Reserven gebraucht werden, ehe man sich in den Schmelztiegel wagt. Der Islam kommt in den Schmelztiegel an der Frauenfrage. Dieser „Stamm der Stämme", als den wir ihn im ersten Kapitel dieses Teils erkannt haben, muß gegenwärtig den Frauen Sitz und Stimme geben. Dem letzten Könige von Ägypten hat seine Frau die Scheidung aufgezwungen. In Casablanca bei der Beerdigung eines Franzosen haben Mohammedanerinnen dem toten Freunde ihre Trauer dadurch bezeugt, daß sie in die Kirche zogen, ihre Schleier vom Haupt nahmen und auf seinen Sarg legten. Die eintönigen Koranverse, welche die Lippen der Krieger gegen Zauberverse versiegeln sollten, werden nun übertönt von den auf echte Gespräche hindrängenden arabischen Frauen. In dieser Form dringt die christliche Erfahrung dort ein. Wir im Westen brauchen das Erträgliche des Tao, wie soeben beschrieben. Aber wie die abstrakte Kunst zeigt, meldet sich bei uns auch ein Stück des ewigen Islam, nämlich die Quarantäne des Bilderverbots. Wenn die Griechen zur Zeit der israelitischen Propheten sich Jahrhunderte lang mit dem geometrischen Stil begnügten, so werden auch wir wohl jetzt ein Bilderfasten zur Genesung des Leibes und der Seele durchmachen dürfen.

Wie hier der Islam, so wirkt auf Rom, Genf und Wittenberg in anderer Weise die Ostkirche der Anbetung ein. Denn alles das, was der Osten den westlichen Christen vorzuwerfen hat, das werfen plötzlich die westlichen Kirchen sich selber vor. Diese Kirchen ersticken, weil die Schlingpflanze einer weltlichen Wissenschaft, weil die Theologie, sie umklammert. Aber Indien schreit nach westlicher Wissenschaft. Weshalb wohl? Nun, dort läuft die Scheidelinie nicht zwischen Mensch und Welt, sondern je eine Menschenart und eine Weltart sind

dort so ineinander geschaut, daß die Arten und Eigenarten die Bildung einer neuen, rein menschlichen Gesellschaft hindern. Die Kasten sind Indiens Fluch. Aber für uns kann aus ihrem Laster eine Tugend sprießen. Denn wie sollen Pflanzen und Tiere in unserem Elektronen-Weltall noch eine Zuflucht finden, wenn nicht von uns je eine Art zur Betreuung adoptiert wird? Einst haben sich die Stämme in Tieren und Pflanzen Lehrer und Meister eingebildet: des Löwen Kraft, des Hirsches Schnelligkeit . . . Dies Verhältnis dreht sich um. Etwas von der Herrlichkeit der Geschöpfe müssen wir nun durch unsere Treue gegen sie retten. Deshalb, vermute ich, ergreift uns ein Tierfreund wie Lorenz mit solcher Gewalt.

Und nun die 600 Millionen Chinesen. 3000 Jahre haben sie sich in ihre 40 000 Schriftzeichen hineinverzaubert. Was der Hofstaat Pharaos 1750 vor Christi Geburt „beschrieb“ [1], das haben noch 1900 die examinierten Mandarinen „beschrieben“. Der entscheidende Punkt, zu dem sich nacheinander Chinas Liberale, Sozialisten und nunmehr Kommunisten vorgetastet haben, das ist die Schriftreform. Ihr gegenüber sind die Fabriken und ist der Kommunismus recht gleichgültig. Sobald die 40 000 Schriftzeichen durch die geplanten 47 ersetzt worden sein werden, wird China von der Welt eingemeindet sein. Dann fällt die geistige Mauer. So wird die Taufe der Chinesen aussehen. Vorher werden noch immer Berg, Himmel, Stadt, Tag und Nacht einen chinesischen Berg, einen chinesischen Himmel usw. vorstellen.

Verschmelzungen und Übergänge allenthalben!

Die Heilkraft, die hier ihre ersten Ausdrücke sucht, wird in vielen Generationen ausschwingen. Freud wird von allen geglaubt, daß ein im ersten Lebensjahre empfangenes Trauma durch ein langes Leben sich bemerkbar mache. A la bonne heure! Dann bestreite aber auch niemand, daß die dem Trauma entgegengesetzten heilvollen Eindrücke Zeitalleen durch ganze Geschlechter-Reihen ausschneiden können [2]. Der Eltern Segen, das Sehertum und die Pietät, die Eingebung und die Entdeckerfreude sollten nicht Zeitspannen von Jahrhunderten bahnen? Freilich, die Seele weicht auf den Höhepunkten ihres Bewußtseins dem Bewußtsein aus. So stehts in den Anmerkungen Friedrich Hölderlins zu Sophokles' Antigone. Und so ist es. Wir wissen also die Wegrichtung im Ganzen und dürfen doch den nächsten Augenblick nicht wissen. Wie aber im vorstehenden unser Zeitpunkt bestimmt worden ist, das mag noch den Stempel eines eigenen Namens verdienen. Denn dies Verfahren muß gegen die Wahrsager, Horoskopsteller, Konjunktur-Ansager abgegrenzt werden. Wir sagen nichts vorher, es sei denn das Unheil, das unvermeidlich wird, wenn immer wir aus dem Joch laufen. Aber trotzdem scheint uns die Zukunft hell und der Weg klar. Man könnte diese Kunde Spinozas Ethik More Geometrico entgegenstellen und unsere Ethik

---

[1] Oben S. 164 ff.

[2] Über die Quadrigemina-Hügelfalte als leibliches Substrat dafür Band I, 153.

chronometrisch nennen. Schon 1180 gab es eine geometrische Ethik. Also darf wohl auf ein geometrisches Jahrtausend ein chronometrisches folgen. Aber diese Antithese ist mir zu blank. Auch ist der Uhrmacher um das Wort „Chronometer" zu bemüht, als daß es nicht abgenutzt klänge. Wir meinen ja nicht die mit Instrumenten gemessene Zeit. Die Zeiten haben vielmehr die Qualitäten lebendiger Geschöpfe.

Von alledem, was darüber der Erste Teil entwickelt hat, braucht hier nicht mehr die Rede zu sein. Aber die Benennung dieses „Achtens auf den rechten Zeitpunkt" möchte man doch so wählen, daß sie selber in das dritte Jahrtausend hineinpaßt, das heißt in eben die Zeit, die ohne sie nicht zustande kommen wird. Da hilft uns die Tatsache, daß Marx die Ökonomie der alten Heilsökonomiker[1] zu Ehren gebracht hat, daß Paul Tillich die Theologie durch eine Theonomie ersetzen will, daß im Englischen die Biologie durch Bionomics verdrängt wird, und daß ich selber vorschlage, die Anerkennung der Gesellschaft Metanomik zu nennen[2].

Bei Autonomie, Ökonomie, Metanomik, Bionomics, Theonomie sollte auch die Kaironomie ihr Unterkommen finden. Vor dreißig Jahren bereits hat Paul Tillich ein Kairosjahrbuch herausgegeben. Mit „Kaironomie" sei der Leser auf die Frage nach dem Wann? verwiesen. Ich wäre mit einer solchen Abgrenzung von den Raumwissenschaften der Theologen, Psychologen usw. zufrieden. Aber mit den Namen steht es wie nach des Paracelsus Wort überhaupt: „Zeit bringt Rosen". Das heißt, die Zeit verleiht ihre Namen nach ihrem Wohlgefallen. Ich kann also nur den Fürsprech für Kaironomie machen; damit wir Menschen den „-logien" und Logiken der Psychologen, Theologen, Philologen, Zoologen, Anthropologen, Archäologen, Paläontologen und Genealogen entziehen. Dies Wort „Kaironomie" definiert auch meinen Konflikt mit solchen Soziologen, die ihren natürlichen Verstand für das Instrument halten, mit dem wir der Zeit Herr werden könnten. Was diese Männer oder Frauen für „natürlich" ausgeben, ist ja nur ihr griechischer oder alttestamentlicher oder sonst antiker, vorchristlicher Verstand. Sie schreiben zwar über das „Neueste" Bücher, aber selber sind Jaspers, Max Weber, Freyer, Rüstow bereit, „vorchristlich" zu denken aus Angst, sonst die Krone ihrer Wissenschaftlichkeit zu verlieren. Ich aber bleibe der Gefangene des Worts zu seiner Zeit und Stunde. Ich wurzele nicht in einem Lande oder Erdreich der Vernunft und ich bilde mir nicht ein, vor dem angenehmen Jahre des Herrn mit meiner Soziologie zu Hause zu sein. Aber damit verstoße ich gegen die Spielregeln. Denn das Denken ist, scheint es, immer am rückständigsten. Die Hände der über die Erde arbeitsteiligen Produzenten, die Seelen der über die Erde flüchtigen Revolutionäre und Mönche, die Herzen der miteinander verwandten Schicksalsgenossen aus allen Rassen, tragen längst den

[1] Vgl. Economy of Salvation, by Jonathan Edwards, Edinburgh 1758.

[2] In „Heilkraff und Wahrheit", Stuttgart 1952, S. 66 f. Begründet im „Geheimnis der Universität", Stuttgart 1958.

Zeitrhythmus unserer Zeitrechnung. Was in alle diese Organe bereits eingedrungen ist, ist in „das Denken" erst im Existentialismus – vielleicht – eingedrungen. Sonst gäbe es ja keine Stoiker, Aristoteliker, Platoniker, Parmenidesse unter uns. Vor ein paar Jahren tagte die amerikanische Society of Philosophy. In der Debatte wurde ein Referent gerügt: man habe nicht erkennen können, ob der Sprecher „Idealist", „Materialist" oder „Realist" sei; etwas Viertes könne es ja nicht geben! Hier läuft die Wasserscheide zwischen dem, was die Hochschule „natürliches" Denken nennt, und uns. Das Land dieses natürlichen Denkens sind die Antiken. Wir aber wissen, daß unsere Heimat seit Christi Geburt nicht mehr die Räume, sondern die Zeiten sind; sogar unser Denken darf sich wandeln dank des Überflutens unseres Herzens. Seine Flutwellen heben sogar das tote Gestein des Verstands in immer weitere Zusammenhänge hinüber. Freilich, das Gleichmachwerkzeug des Gehirnes arbeitet immer nach den selben Gesetzen seiner Logik. Aber die Zusammenhänge, die es anzuerkennen hat, ändern sich mit jedem Todesfall und jedem Glaubensakt; die Logik ~~die~~ Schule empfängt die Widersprüche, die sie zu denken hat, von der Nennkraft des Logos. Der Leser denke an die Pyramidenzeit: Sonne und Mond können nicht nach Norden reisen; Horus muß sie deshalb dorthin tragen! Der Verstand kann nicht „Heute" denken. Das Herz muß ihn deshalb ins „Jetzt" tragen. „Kaironomie" wäre so die Kunst, den Verstand zu exorzisieren.

b) Der Schleier

Über jeden neuen Menschen schweigt die bisherige Welt. Der neue Mensch tritt aus dem Schweigen der Welt über ihn hervor. Deshalb liegt auf ihm ein Schleier, eine Hülle. Die Hülle wird von den bisherigen Vorstellungen der Welt über die neue Menschheit gebildet. Diese Vorstellungen liegen buchstäblich über dem künftigen Menschen und machen ihn zunächst unkenntlich. Die Welt glaubt immer, alles Menschliche sei ihr bekannt. Soweit es auf sie ankommt, ist sie überzeugt, einen neuen Menschen könne es nicht geben.

So muß die Welt von einem neuen Menschen immer neu überzeugt werden. Sein Leben fängt also damit an, daß es verhüllt gelebt wird.

Daher ist es die Aufgabe jeder Zeit, Hüllen des Schweigens zuzulassen, aus denen der hervorgehen darf, der morgen leben soll. Die Aufklärung hat die Enthüllung als den letzten, besten Schritt in der Geschichte des Menschengeschlechts ausgegeben. Deshalb nannte sie sich ja Aufklärung. Von Diderot bis zu Comte und Freud – und von Xenokrates und Parmenides bis zur Genesis – sollten wir über uns aufgeklärt werden. Das Wort „Revelatio" wurde mit Offenlegung und Entschleierung übersetzt.

Dies Wort „Revelatio" steht über der Offenbarung Johannis. Es öffnet das Buch mit sieben Siegeln. Es ist Enthüllung, Apo-Kalypse.

An sich aber wohnt den Silben des Wortes „Re-velatio" auch ein anderer Sinn inne. Velare heißt einhüllen. Re-velare kann wortwörtlich auch in Wiedereinhüllen umgedeutet werden. Soll es zu einem Fortgang des Lebens über die bisherige Weltrevolution hinaus kommen, so werden wir dem Sinne des Wiederverhüllens nachsinnen müssen. Zeit für das Schweigen der Welt über die künftigen Menschen gilt es zu gewinnen. Diese künftigen „Menschen" werden gegenseitig, gemeinsam und einsam zu leben haben. Daraus werden ihnen Zeiten und Räume neu zufallen. Und so werden sie den Zufall der Geburt überwinden. Das „Katakalyptisch", durchaus verhüllt, anhebende Leben empfängt seinen Namen erst hinterher. So bleibt es incognito, solange es noch vorauf liegt. Vom „Incognito" ist seit Kierkegaard mit Recht viel die Rede. Das Wort „Incognito" ist freilich für ein nachträgliches Einhüllen eines vorher schon gut bekannten Namens geprägt worden. Prinzen reisten incognito. Als Hermann Hesse schon berühmt war, druckte er den „Demian" unter einem anderen Namen, um nicht durch seinen Namensruhm das lebendige neue Buch zu belasten. Diese seine freiwillige Katakalypse war seines Dichterlebens schönste Tat. Unerkannt, verhüllt ist der Herr der Zeiten und Räume auf Erden gewandelt und daran hing sein Recht, uns die wahre Kreuzesgestalt alles wirklichen Lebens zu enthüllen.

Hinter allem Enthüllen, allem Offenbaren, aller Apokalyptik beginnt das Leben erst wieder, wenn der Anatomie der Skelette, der Psychoanalyse der Herzleichen, der Statistik der Arbeitskräfte die Katakalypse folgt. Mit einer Wiederverhüllung beginnt die nächste Zeit. Glauben heißt, anerkennen, daß wir zu warten haben, bis die Schleier fallen dürfen. Unglauben enthüllt vor der Zeit. Doch nur deshalb muß „auf dem Höhepunkt der Seele noch die Seele dem eigenen Bewußtsein ausweichen", damit es ihr von ihrem Unterredner zukommen kann. Diese bräutliche Haltung ist notwendig zur Gesundheit. Die Sprache bekleidet unsere Lebensverbindungen. Innerhalb ihrer nämlich brauchen wir uns dann, wenn sie namentlich ausgesprochen wurden, wenn wir ernannt werden, nicht zu schämen. Das einzige Dogma, an dem Nietzsche, der Antichrist, nie gezweifelt hat, das christliche Dogma, ist das von der Scham. „Lieben heißt, jemandem eine Scham ersparen."[1] Bis ans letzte Ende seines geistigen Lebens hat die Sprache Schleier um Nietzsches Seele gewunden. Möchte sie auch unseren Seelen umgetan bleiben, damit uns das Wort bleibt. *Denn Sprache ist durch Scham bedingt.* Die absolute Schamlosigkeit wäre absolut stumm. Wer hingegen die Sprache, das Kleid und die Scham einheitlich erkennt, erkennt die politische Dreifaltigkeit unseres Geschlechts. Diese Dreifaltigkeit ist das Geheimnis, das unsere Geschichte trägt.

Die Liebe ist stark wie der Tod, wenn sie uns eine Scham erspart. Denn dann hat sie uns erfolgreich ineinander verwoben und unser Leben strömt durch uns

[1] Band I, 320.

leiblich Getrennte unter der Hülle des sprachlichen Brautkleides, ohne unser Lebensgeheimnis der Welt vor der Zeit preiszugeben. Die Tanzorgien der Walpurgisnacht blieben schamhaft, weil die Tanzenden den Geistern der Toten die eigenen Namen entliehen[1]. Alle Geschichte ist also die Geschichte der Verwebung des Menschengeschlechts unter die Kleider, in denen wir uns gegenseitig eine Scham ersparen; indem wir uns einander vorstellen und ernennen, erhalten wir uns am Leben.

Denn wo ich dazugehöre, brauche ich mich nicht zu schämen. Wo ich von der Gemeinschaft abgetrennt werde, stirbt sie in mir, und der Todesschmerz der Gemeinschaft ist die Scham[2].

Tod und Scham stehen also in einer genauen Entsprechung. Der einzelne stirbt, indem er den Geist aufgibt. Aber die Gruppe stirbt in mir, wenn ich mich schäme, und ich sterbe der Gruppe ab, wenn sie sich meiner schämt.

Unter der Hülle der Scham wächst das Leben. Und wo keine Scham empfunden wird, braucht man nicht hinzuhören. Denn dort wächst nichts geschichtlich Wichtiges. Die Scheidung der Geister in tot und lebendig erfolgt nach ihrer Kraft sich zu schämen oder anderen eine Scham zu ersparen. Organisatoren, Aktivisten, Analytiker, Parteitaktiker sind negative Kräfte der Geschichte; denn ihr Verhältnis zu ihren Mitmenschen entbehrt des einzigen Halts, der das Leben fördert: des Kleids der Worte als der Hülle der Scham.

Das schimmernde Brautgewand einer neuen Sprache ist das Gespinst jeder Geschichte. Und die Webstube dieser Gespinste wird niemals am Alltag errichtet. Die Feiertage und Feste, die Hochzeiten und Revolutionen allein rufen die hohen Namen aus, um die sich neue Sprache herumweben kann. Und das ist eine Hohe Zeit, in der eine neue Scham erspart wird.

Der neue Nihilismus legt die toten Seelen bloß. Und mit entblößter Seele leben die armen Teufel ihren Lebensstumpf, ihren Lebenstrieb, den Stummel, den sie Individuum nennen, zu Ende. Sie werden demgemäß sprachlos, da ihr Festtag austrocknet. Jede Hohe Zeit des dritten Jahrtausends aber wird aus Ende wieder Anfang zu machen wissen. Und die Medizinmänner der Zukunft werden die sein, die von der Kunst Gebrauch machen, aus Abfall Fortschritt, aus Nacktheit Bekleidung, aus Frechheit Scham entspringen zu lassen. Sie werden die Masken, aus denen früher die Toten sprachen, nun um der Zukunft willen neu beseelen.

In einer offenen allgemein bekannten Welt soll also das dritte Jahrtausend Inseln um Inseln der Intracommunication, der Einschließung in das Wort ins Leben rufen. Die geistlichen Familien müssen in einem bloßen Haushalt der Naturkräfte, in dem wir alle zu arbeiten haben, die Rolle der leiblichen Familien übernehmen. Zu stiften, zu stammen, zu weihen und zu ehelichen, ist das

---

[1] Oben S. 148.

[2] Band I, 216 ff., besonders S. 220.

Geheimnis, welches die Vergeudung der Zeit endet. Aber es wird nur Heime stiften, dies Geheimnis, wenn das erlösende Wort wieder gesprochen wird, kraft dessen im Angesicht Gottes zwei oder drei zueinander sprechen: Hast du's gehört? Wir werden geliebt, gehören zusammen. „Pour dire, je t'aime il me faudrait me casser touts les dents." „Um auszusprechen: Ich liebe dich, müßte ich mir alle Zähne ausbrechen", hat ein großer Vorläufer des dritten Jahrtausends gesagt. Das ist ein trostreiches Wort. Denn von diesem Nihilisten, der Liebe nie und nimmer zugestanden hat, dessen Schamhaftigkeit bitter und schmerzlich war, haben wir doch auch diese Aufzeichnung beim Tod seines Kindes: „Jeder liebt auf seine Art, ich habe soeben meine Tochter verloren. Ich liebe Gott nicht mehr. Ihr Grab ist dicht bei mir; meine Tränen sind die Blumen darauf und sie sind lebendig." Und der Verfasser dieses Liebesgedichts hatte seinem anderen Satz: „Um auszusprechen, ich liebe dich, müßte ich mir die Zähne ausbrechen", trotzend zugesetzt: „Daraus siehst du, daß ich kein Poet bin. Wie wäre ein Poet ohne Liebe!" Wir sehn, dieser Nihilist gesteht seine Liebe nicht, bevor sie gestorben ist. Vielleicht ist er damit ein ehrlicher Vertreter unserer schamhaften Rasse, die am liebsten die Toten sprechen läßt. Wir alle zitieren gern die toten Dichter für unser lebendes Gefühl. Die Schamlosigkeit vieler Vertreter der Nächstenliebe und Feindesliebe ist ein stinkender Kadaver. Aber die Sprödigkeit Paul Gauguins ist verheißungsvoll[1]. Dem dritten Jahrtausend werden nur die ihren Blitz und ihre Feuer leihen die ihre Zeit und ihre Liebe nicht vergeuden.

Beide werden heut vergeudet. Vergeudet ist die von Proust als Folterkammer entlarvte „Liebe"? Vergeudet ist die von den Existentialisten als Hölle entlarvte „Zeit"? Wer nämlich Zeit von Liebe, Liebe von Zeit trennt, eben der vergeudet beide. Der Nihilist zerreißt den Zeugungsakt, in dem Liebe als entscheidende Wendung in die Zeit hineinführt und die Zeit umkehrt; nur der erfährt die Zeit, der sie aus seinen höchsten Augenblicken deutet. Der Nihilist aber steht *vor* seinem höchsten Augenblick. Und er hat Todesangst, er möchte selber nicht zeugungskräftig sein. Der Nihilist redet also aus Angst irre über Zeit und über Liebe. Die Scham des Nihilisten wütet gegen die Verwandlung der Zeiten durch die Hochzeit, weil er noch vor der Hochzeit lebt. Du erkennst den Nihilisten daran, daß ihm der Zeitablauf und die Hochzeit zwei getrennte Fakten geblieben sind. Jeder abstrakte Denker zerreißt Liebe und Zeit. Er ist wahnsinnig. Wir aber getrösten uns seines Wahns. Denn bevor dir Liebe und Zeit dadurch eins werden, daß Liebe den Sinn der Zeit umdreht, sollst du wähnen. Während jemand aus Kinderstube in Beruf, aus Elternhaus in eigene Ehe, aus Herkunft in Zukunft hinüberreift, braucht er den Wahn. Der Wahn ist ja der Vorabend seiner Hochzeit. Und ohne einen Vorabend von Wahn wird es

[1] Charles Morice, Paul Gauguin, Paris 1919, S. 45 f. „Chacun aime à sa façon. Sa tombe est ici tous près de moi. Les larmes sont les fleurs, vivantes celles-là."

nie zu einer Hochzeit kommen. Denn nur der erobert sich sein eigenes Leben, dem dies Leben so dunkel geworden war, daß es sich an einem Hohen Tage in seiner ganzen Dauer neu enthüllt. Die Ameise oder die Arbeitsbiene in uns wird niemals des Zeugungsaktes ansichtig, kraft dessen unsere Liebe uns eine Epoche, eine Lebenszeit schafft. Nur die durch eine Hohe Zeit umgeschaffene Zeit ist menschliche Zeit. Zeit und Liebe werden beide vergeudet, solange Zeit Arbeitszeit bleibt und Liebe ohne Gesang; aber in der Stunde, in der unsere Liebe Gesang wird, werden wir auf Lebenszeit ernannt und unsere Zukunft verklärt unsere Vergangenheit.

Denn von nun an werden wir den Rest unseres Lebens als die Klänge dieses unseres eigenen Liedes leben und von hieran rückwärts wird alles Leben zum bloßen Vorleben, dessen Sinn darin besteht, daß wir uns aus ihm wegwendeten und umgewandelt wurden.

Vom Hochzeitstag rückwärts aber empfängt auch der Vorabend des Wahns seinen guten Sinn. Er wird nämlich ein notwendiger Zeitpunkt.

Der Trotz, mit dem jedermann seine Liebeserklärung verzögert, hat ja nicht nur einen Inhalt wie „Kommunismus" oder „Katholizismus" oder „Liberalismus"; sondern diese Wahnmaske hat auch ihre einzigartige Stunde im Leben der trotzenden Seele. Nicht bei der Geburt sondern erst eines schönen Tages bindet diese Seele die Maske: „Ich bin Revolutionär", oder die Larve: „Ich bin Idealist" oder das Dominokostüm „ich bin Realist", vor. Und an diesem Tage zerspringt seine Lebenszeit in zwei Zeitalter: in die Vorzeit, bevor die Seele wähnte, und in die Wahnzeit, während deren sie trotzt. Bei Eintritt in den Wahn befällt also den Menschen das Rätsel „Zeit". Wer philosophiert oder poetisiert, tritt damit in eine neue Zeit seines Lebens ein. Dem Wahn verdanken jeder Bräutigam und jede Braut die Gelegenheit zu einer Biographie. Im „Wahn" verschwindet die Vorzeit ihrer Kinderjahre; wie in einem Schmelztiegel schmelzen das ganze Vatererbe und die ganze Muttersprache. Und der Bleiklumpen eines „-Ismus", eine „Weltanschauung", ist alles, was sie von den Jahrzehnten der Jugend, den Jahrhunderten der Geschichte auf der Schulter mit sich nehmen.

Der Mensch von 21 Jahren hat seine ganze Vergangenheit in seinen Kopf hineingedichtet; der ganze übrige Mensch ist bereit, sich neu zu verkörpern. Entwurzelt, aufgeregt, ausgespannt, krampft sich der Held seiner Biographie in seinen Wahn, um für die Wahl seiner Liebe Zeit zu gewinnen. Er schwebt zwischen Himmel und Erde. Wehe ihm, wenn er sich zu früh losläßt und nicht ausharrt, bis die Liebe auftaucht, die seiner großartigen Herkunft aus Jahrtausenden ebenbürtig ist. Wer Homer und die Bibel zu Ahnen hat, würde unter seinem Stande heiraten, wählte er etwas so kurzatmiges wie den Pazifismus oder Vegetarismus für seine künftige Liebe.

Der Wahn dient also dazu, die Zuchtwahl des Freiers so hoch zu steigern, daß er seine Zukunft im Hinblick auf seine wahre Herkunft wählt. Angesichts der höchsten Zeiten seiner Herkunft wählt jeder seinen Hochzeitstag.

Inzwischen aber wird jeder Wahn verziehen, der bloß dazu dient, die skeptische Zwischenzeit auszufüllen. Die Scham des Nihilisten gegen die Liebe des ihn künftig schaffenden Gottes ist gesund. Deshalb mag er den Tanz der sieben Schleier tanzen. Deshalb mag er seine Sehnsucht, von seiner wahren Zukunft geliebt zu werden, auf die verdrehtesten Ziele werfen. Wenn wir uns nur nicht selber wegwerfen.

Das Neue am Vorabend des dritten Jahrtausends besteht also nicht im trotzigen Wähnen, sondern nur darin, daß der Nihilist nicht mehr als Wahrheitsträger maskiert auftreten kann. Das ist nicht seine eigene Schuld. Unsere Schulen sind nicht mehr Gymnasien. Auf ihnen lernt man nicht mehr Hebräisch, Griechisch und Latein.

Die modernen Nihilisten sind gefährlicher als die Gymnasiasten. Kein Gekreuzigter sieht sie an. Sie leben nicht in Anbetracht seiner, sondern in Niedertracht gegen ihn. Sie wollen ihn loswerden. Sie wollen „ihr eigenes Leben leben", brüllen sie „Christus aber habe Selbstmord begangen". Ihr Wahn ist daher nicht ein Schulwahn, sondern ein Straßenwahn. Sie haben keine Schulphilosophie mehr, sondern eine Straßenideologie. Der Nihilist ist also das, was von einem Gymnasiasten übrig bleibt, wenn man das Gymnasium wegnimmt. Da die Schulen ohne Latein und Griechisch sind, so ist den Jungen das Gymnasium abhanden gekommen.

Unsere „Jugenden", nämlich jede junge Generation von heut ab, werden proletisch sein, das heißt ohne die Hüllen der antiken Schulwähne. Die antike Weltweisheit hatte aber alle Revolutionäre von Papst Sylvester II bis Zdhanoff und Lenin gefüttert. Sie waren Gymnasiasten.

Die Klöster der Wüste haben unser erstes Jahrtausend beseligt. Sie riefen Heilige hervor. Sogar Jesus selber wurde von dem Täufer in seiner Wüste hervorgerufen. Die Gymnasien des zweiten Jahrtausends haben alle Revolutionäre begeistert. Sogar die Päpste haben sich an der Glut der alten Texte erhitzt. Die strenge Zucht der Lager und Fahrten des dritten Jahrtausends werden den Nihilisten durchwärmen müssen. Die Scham verbietet es jedesmal, direkt auf die Braut zuzueilen. Wann der Herr lieben wird, davon ist in der Jordantaufe nicht die Rede. „Du wirst geliebt", ist alles, was ihm widerfährt. In der Wüste der Einsiedler wird Heiligkeit deshalb möglich, weil sie nur vorbereitet statt geplant wird. Der Blick muß noch weggewendet bleiben, soll etwas aus uns werden, was es noch nicht gibt. Auch in den Gymnasien ist nicht von der kommenden Revolution die Rede gewesen, sondern von den Helden der Vorzeit. Auch hier mußte eben die Scham der künftigen Cromwell, Lenins und Bonapartes respektiert werden. Latein und Griechisch, die Namen der Cicero und Plato, der Harmodios und Aristogeiton, der Tyrannenmörder, verhüllten die künftigen Taten Robesspierres und Lassalles, Colas di Rienzis und Luthers.

Selbstvergessene Dienste in einer technisierten Gesellschaft sollten die Nihilisten keusch erhalten. Von der Liebe schwatzt man nicht. Nur die werden kraft-

voll lieben, die lange genug von etwas anderem zu reden hatten. Für die jungen Nihilisten brauchen wir daher die Zeitungsannonce: „Ein Zeitraum gesucht, in dem bis auf weitres gelästert werden darf." Die Wüste züchtigte die Leiber. Die Gymnasien schulten die Köpfe mit eiserner Disziplin. Die Lager der Zukunft müssen die Seelen schuhriegeln. Ihr Problem ist die fruchtbare Verneinung. Den Nihilisten der kommenden Jahrhunderte wird eine Weile der Blasphemie über die liebesleere Lücke zwischen seiner Kindheit und seiner Elternschaft hinwegreißen müssen. Diese Weile schreit heut nach Formung. Will der Nihilist ernst genommen werden, so muß er eine Weile standhalten. Wer standhält, nimmt sich Zeit. Wenn du den Kampf gegen Gott organisierst, so hast du Glauben; denn es ist dir wichtig, daß dieser Kampf statt habe. Ein nachdrücklicher Mensch kann ernst genommen werden, weil er sich fassen läßt. Nimmst du dir Zeit, so wird aus deinem Nein unfehlbar ein bestimmtes, ein erlösbares Nichts.

c) Antiope oder die Binität

Nein und Nichts unterscheiden sich: Denn der Nihilist hat die Rechnung ohne die Nihilistin gemacht. Der Mann, der nichts glaubt, braucht immer noch ein Mädchen, das ihm glaubt. Dieser Widerspruch zwischen Nichtglauben und Beglaubigt-Werden-Müssen ist der Widerspruch in Schillers: Solange bis den Lauf der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe.

Aber jenes Mädchen, auf dessen vertrauenden Blick der Nihilist angewiesen bleibt, wird heut zum historischen Gegenspieler der Nihilisten in einem viel großartigeren Sinne als der Schillersche Vers ahnen läßt. Von Revolutionen zwischen Vätern und Söhnen konnte unser zweites Jahrtausend leben, solange nur die Söhne jeweils revolutioniert waren. Denn so lange konnte es verborgen bleiben, daß der Geist auf beiden Seiten der Barikade immer nur erst als männlicher Geist sein Wesen trieb. Das zweite Jahrtausend philosophierte über den Menschen noch griechisch, so als sei er ein Mann unter Männern. Aber Revolutionen sind heut wohlfeil wie Brombeeren. Ach, gar das behauptet schon zu viel. Brombeeren wachsen doch wenigstens zu ihrer Zeit. Aber Revolutionen werden am laufenden Band fabriziert, weil der Mann alles zu fabrizieren versteht, was er vor sich hinstellen, vor sich hinlegen, und um sich herumstellen kann. Vater und Söhne sind heut in nichts mehr unterschieden, weil sie nirgends mehr in die Zeiten eingewurzelt leben, sondern diese armen Zeiten vielmehr umgekehrt technisch manipulieren oder revolutionieren.

Der lebendige Zeitsinn aber, der den Männern beim Anlegen von Fahrplänen abhanden kommt, wird unmittelbar vom weiblichen Geschlecht wahrgenommen. Zweideutiger verbindet sich jeder Augenblick für ein wirklich weibliches Wesen sowohl mit ihrer Tradition wie mit ihrer Zukunft. Männer-Verstand blickt in eine Richtung. Aber die Zeit existiert nur, wenn wir plötzlich uns so-

wohl als Ende wie als Anfang empfinden. „Zeit" ist unser Zerfall in die Letzten und die Ersten, kraft unserer Freiheit, beiden Richtungen uns zuzuwenden. Wenn also der Zeitsinn im Zeitalter der Technik abhanden kommt und der kommende Äon um die Wurzeln der rechten Zeit ringen muß, dann ist die erste politische Stunde der Frau gekommen.

Immer ist es ein Zerspringen in Vergangenheit und Zukunft und ihre Überschneidung in uns, aus denen ein gegenwärtiges Geschlecht um Zeit weiß. Damit fallen die Scheidewände zwischen Männerwissen und Frauenweise, zwischen Schule und Kirche. Wenn Zeit doppelpolig sich nach rückwärts und vorwärts erstreckt, um uns Gegenwart zu ermöglichen, während welcher beide, Vergangenheit und Zukunft, uns auf die Folter spannen, wenn Zeit immer Zeitspanne ist, dann ist der Blick offen für die Leistung der weiblichen Erfahrung, die dem Manne immer erst angelernt werden muß. Die sinnliche Ausstattung des Weibes mit einem direkten Zeitsinn kann unbefangen zugegeben werden, sobald gleichzeitig der Erwerb dieses Zeitsinnes jedem geöffnet wird.

Unser Mann hat in Raum-Trunkenheit alle Orientierung, alle Richtung in unsere Zukunft verloren, weil dem Manne als bloßem Manne die Räume und Orte, die Grenzen und Definitionen aufgetragen sind. Und so bricht er notgedrungen aus seinen tödlichen Grenzen in die Wahrheit aus, laut der erst Tochter und Vater, Sohn und Mutter, Braut und Bräutigam, Mann und Weib, zusammen den Menschen vorstellen dürfen. Dem Nihilisten, den das zweite Jahrtausend der Revolutionen als Rohmaterial der kommenden Gesellschaft anliefert, ist diese Gegenseitigkeit des Menschen verhüllt. Sogar wenn ihn die Dialektik interessiert, erschüttert sie doch nicht sein Menschenbild des Mannes unter Männern im Raum der Welt. Der Nihilist leugnet also noch, was jedes Mädchen weiß, daß jedes Nichts unweigerlich sein All hervorruft. Er leugnet, daß sein ragendes Nichts schon im Begriff ist, nur eines der Nichtse in der Liebesgeschichte der Welt zu werden. Wehe, wenn wir ihm auf den Kopf zusagen, es sei jedes Nichts vorübergehender Natur. Der Nihilist in Permanenz wird furchtbar böse, wenn er auf ein Jenseits vertröstet wird, in dem sein NIHIL wegfiele. Er will doch gerade auf dies Nichts sich verlassen.

Darum gilt es, den Nihilisten mit seinen eigenen Waffen oder genauer auf seinem eigenen Fechtboden zu schlagen. Wir können ihn nicht auf die Zukunft vertrösten, in der er es besser wissen werde. Da er dem Wahn jenes Zeitpunktes verfallen ist, in welchem ein Mensch Nihilist sein muß, weil er nicht mehr und noch nicht geliebt wird, so muß in den Wahn eintreten, wer überhaupt zu ihm soll sprechen können. Der Nihilist hat seine Solidarität mit denen, die ihn lieben, aus den Augen verloren und bezieht daher die eigene Arbeitskraft auf sein ohnmächtiges Selbst. Wir urteilen und richten aber nur vernünftig, solange wir solidarisch sind mit denen, die uns lieben. Und so stellt der Nihilismus einen Mißbrauch der Urteilskraft dar. Das hilft aber dem Nihilisten selber gar nichts. Da

ist, Einzelner oder Gruppe, Klasse oder Paria, eine Urteilkraft, die arbeitslos ist, weil sie nicht im Ganzen solidarischer Liebeserfahrung wurzelt.

Nihilismus ist arbeitslose Urteilskraft. Solche Urteilkraft, wie das Arbeits-Vermögen des Arbeitslosen verwahrlost, und ergibt einen anderen Wahrheitsbegriff. Zum Urteilen gehören mindestens zwei Parteien und ein Richter innerhalb derselben Gemeinde. Urteilen ohne gemeinsame Sprache ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Nihilist aber ist allein: Der Inhalt seiner Urteile hat also nie Verbindlichkeit für irgend etwas, sondern höchstens gegen alles, was ihm nicht eigen ist oder untersteht. Ein Nihilist kann nicht in demselben Sinne urteilen wie ein Richter. Gnade uns Gott, wenn er zu unserm Richter wird; er wird sich nur an unserer Ohnmacht weiden.

Nein, den Nihilisten treffen wir nur innerhalb seiner selber, und da läßt er sich treffen, wenn er in sich die Doppelpoligkeit der Zeiten trifft. Also ist es die Frage aller Fragen, ob sich die Spaltung des einzelnen Nihilisten selber in jeder einzelnen Stunde seines Lebens aufdecken läßt. Gelänge dies, so wäre „Zeit" nicht mehr ein Thema der Theologie oder des Glaubens oder der Religion. Dann wäre Zeit ein Gegenstand der Erkenntnis des „Menschen schlechthin". Und in diesem Falle wird dem Jahrtausend des Nihilisten zu helfen sein. Es würde zwar immer noch weder aus Heiligen noch aus glaubensstarken Revolutionen sich bilden. Aber eine Kette nihilistischer, jedoch vorübergehender Stunden wäre die Lebenslinie der sich unaufhörlich erneuernden Gesellschaft.

Die Aufspaltung der Stunde jeder Verneinung in Vergangenheit und Zukunft ist also der einzige Weg aus dem Wahn. Der Nihilist ist Vor-dem-Urteil, weil ihm die Gemeinde für sein Richteramt noch abgeht. Er ist Nach-dem-Urteil, weil er die Gemeinde, aus der er kommt, ablehnt. Frei vom bisherigen Urteil, unbezwungen zum künftigen besteht er auf seinem Schein oder Wahn oder Eigenwillen. Und er steht damit für jeden Arbeitslosen, jeden Enteigneten, jeden Verjagten, jeden Verschmachtenden in der Gesellschaft. Sie verwechseln die Einsamkeit des Samenkorns zwischen zwei Hochzeiten mit dem Alleinsein eines Atoms. Aber warte einen Augenblick! Ich beginne mit der Banalität der Schulstunde. Die wiederfährt auch dem Nihilisten. Sie liege von zehn bis elf. Ihre Form steht also von vornherein fest. Denn um zehn ist ihre Beendigung um elf bereits bekannt. Da wir nur das erkennen, was schon geschehen ist, so wird die elfte Stunde als schon geschehen behandelt. Der Stundenplan macht also diese Stunde zu einem Element der Vergangenheit; und an der Vergangenheit läßt sich nichts ändern. Die Vergangenheit steht ein für allemal fest. Jeder Schulstunde ist also das Wort „Gewesen" unzweideutig eingeschrieben, und das macht sie so oft langweilig. Aber in jeder Schulstunde haben Lehrer und Schüler die Wahl. Der Insasse dieser langweiligen Stunde höre oder sage etwas zum allerersten Mal. Dann kann das, was er sagt, so unerhört sein, daß ein neues Leben von diesem Augenblick datiert. Von der ersten Lateinstunde zum Beispiel beginnt der Schüler „Latein" in sein Leben so hineinzubauen, daß diese erste

Stunde in einen lebenslangen Zusammenhang tritt. Es war eben die erste Lateinstunde, und die vorherbestimmte, „gewesene" Stunde von zehn bis elf ist damit plötzlich zum ersten Augenblick einer Laufbahn als klassischer Philologe gestempelt. Wir können mithin eine der seit Olim wiederholten Schulstunden über uns ergehen lassen, die schon immer so und nicht anders gewesen sind, oder wir können ein Samenkorn der Zukunft unserem Gedächtnis einverleiben. Gedächtnis aber ist beides, Rumpelkammer und Verheißung. Ein gesundes Gedächtnis bereitet mich vor; ein krankes Gedächtnis grübelt. Ich schreibe dies Buch aus dem Gedächtnis einer langen Vorbereitung, in der sich alle interessanten Beobachtungen erhielten, weil ich ihrer hoffend und wartend als vorbereitender Samenkörner gedachte. Nur die unangenehmen Erinnerungen, die wir verdrängen, ziehen uns nach rückwärts, aber die dankenswerten nach vorwärts. Denkmäler sind Brückenbogen aus der Vergangenheit in die Zukunft, und mein Gedächtnis ist gesund, falls die Verheißung der Wiederkehr des Lebens, das wiederzukehren verdient, in ihm überwiegt.

Nehmen wir das äußerste Beispiel einer Schulstunde von zehn bis elf, in der wir Feuer und Flamme sind, aber doch um elf nach Hause gehen. Da treten „Form" und „Inhalt" auseinander. Die Form ist wiederholte Vergangenheit des Stundenplans. Der Inhalt beginnt eine noch nie dagewesene Zukunft. Form und Inhalt, beide bleiben aber notwendig, soll die Schulstunde überhaupt noch Stunde heißen. Uns enthüllt sich mithin der logische Gegensatz „Form" und „Inhalt" als Janusgesicht der Zeit. Die Form der Stunde ist gesetzlich und bekannt, ihr Inhalt ist neu und unerhört. Form und Inhalt sind keine logischen Gegensätze. Sie spalten die Zeit. Form und Inhalt sind vom Raumdenken erfundene Begriffe für eine Zeiterfahrung.

Nun kann niemand leben, ohne dieser Spannung zwischen Zeitform und Zeitinhalt zu unterstehen. Wir werden dieser Spannung unterworfen, subjungiert. Also ist die Zeit unser Zerfall, der Zerfall unser selbst in den Letzten und den Ersten, in jedem Augenblick. „Zerfall und Anrede" heißt unser Abschnitt, der dem männlichen Geist des Nihilisten gewidmet ist. Da alles aus nichts geschaffen wird, so muß auch der Mensch erst in nichts zerfallen, ehe der neue Mensch geschaffen werden kann. Und nun haben wir die Zerfallserscheinung in den kleinsten Zeitabschnitt hineingetragen. Auch hier beobachten wir, wie dieser Zerfall sprengt. Niemand kann eine Stunde erleben, ohne daß sich in ihm sein gewesener und sein zukünftiger Mensch übereinanderlegen und auseinandersetzen. Enden und Anfänge überschneiden sich in mir. Und nur dadurch gibt es sogenannte Gegenwart. Von zehn bis elf ist Gegenwart. Das sieht jeder daran, daß ich um zehn Uhr fünfundfünfzig noch immer etwas von dem zusetzen oder wegstreichen kann, was ich gesagt oder gelernt habe. Zwischen zehn und elf ist alles Gesagte gleichzeitig. Und das später Gesagte kann das vorher Gesagte umdrehen. Erst um elf steht die Zeit fest und still. Erst draußen kann der Hörer berichten, was ich in der Stunde behauptet habe. Aber er kann es nicht aus dem Zusammenhang der sech-

zig Minuten reißen, ohne mich zu verleumden. Denn die Stunde hat die einzelnen Momente gegeneinander frei beweglich und vertauschbar gemacht. Ob ich vorausschicke, was ich sagen will, oder ob ich die Hörer am Ende damit überrasche, ist eine technische Frage. Die Zukunft wird nur von der ganzen Stunde als ganzer Stunde geprägt. Gegenwart ist also der aus dem Übergreifen von gewesener und zukünftiger Zeit gebildete Spannungsbereich. Für dich als Laien ist 1700 vergangen und ohne Spannung mit deiner Zukunft. Für den Mathematiker aber ist Jakob Bernolli von 1700 nicht vergangen, sondern er moduliert und variiert des Vorgängers Resultate. Der Fortschritt der Mathematik ist nur möglich, weil und solange sich noch jemand des Jakob Bernoulli Gedanken frisch vergegenwärtigt und eine Stunde zwischen ihnen und der zukünftigen Mathematik ausgespannt zubringt. Jede Wissenschaft ist eine errichtete Gegenwartsspannung, oder sie kann nicht fortschreiten.

Ohne die jedem Gelehrten auferlegte Spannung zwischen dem gestern Bewußten und morgen Entdeckten versinkt sein Wissen, und er beginnt sich im Kreise zu drehen.

Gegenwart ist eine Überschneidung von Enden und Anfängen und kommt nur dadurch zustande, daß wir noch nicht beendet und doch schon angefangen haben.

Dem Krieger und Wanderer Mann aber ist eine solche Verflechtung von Gewesenem und Zukünftigem nicht natürlich. Der Wissenschaftler ist sicher nicht der männlichste Mann, sondern schon recht vermenschlicht. Denn ihm ist gerade jener Zeitsinn zugewachsen, den der ungebildete Narr auf eigene Faust in sich mit Füßen tritt. Nur der erlebt den kurzen Augenblick als doppelpolige Stunde, der seine Mutter und seine Braut in seine Seele hineinläßt. Der Zeitsinn der Mutter und der Braut nehmen die beiden Pole der Zeit unwillkürlich wahr. Für die meisten Männer bedarf es der Organisation der Wissenschaft, bevor sie dieser Polarität ansichtig werden.

Aber jede Mutter ordnet den Augenblick in die Sitte des immer schon vorher dagewesenen Lebens. Die Braut aber ahnt im Augenblick die entscheidende Begegnung ihrer ganzen Zukunft. Es wird eben der Zeitsinn in der leiblichen Natur „des" Menschen von den Weibern repräsentiert. Und jedermann verläßt sich auf sie in dieser Beziehung. Zum Beispiel schneidet die Gegenwart der Dame, der ich Besuch mache, ganz automatisch tausend Verstöße gegen die alte Sitte und das Herkommen ab. Auf die Willkür der Männer kommt in der Gesellschaft wenig an. Und wenn ein junges Mädchen einen jungen Mann trifft, so ergreift von ihr die Stunde als entscheidend viel eher Besitz, als von ihm, der nur die Gunst des Augenblicks sucht. Ein Mädchen sieht eben ihr Gegenüber auf einer ganz anderen Zeitwelle nahen, als ihr Knabe. Aber dieser Zeitsinn reicht viel weiter. Eine Mutter, die ihr Kind liebt, kann es nur dann Gebete lehren, wenn sie glaubt, daß solche Gebete bis ans Ende der Tage gebetet werden sollten. Jeder feige Kompromiß muß ihre Mutterliebe in Frage stellen. Lehrt sie das Kind, was

sie selber nicht glaubt, so ist ihr Verhältnis zu dem Kinde am Absterben. Denn sie hat die Pflicht der Auslese für das Kind und sie weist es in die ewige Zukunft der Rasse ein. Der Mann aber mag klug das sagen, was dem Augenblick frommt. Und wie ist es denn mit jeder Sitte? Die Tochter setzt den Brauch fort, den sie im Elternhaus betätigt hat. Denn sie weiß, daß ohne Brauch ihr Mann sie nicht achten kann. Um der Bräuche willen kann es Ehe, das heißt eingesetzte Liebe, wiederkehrende Vermählung überhaupt erst geben.

Die Zeit, meine Herren Männer, entspringt unsrer Doppelgeschlechtigkeit. Erst zwei Generationen sind der ganze Mensch, ohne Unterschied des Geschlechts. Priester tragen deshalb Weiberkleid, Reiterinnen tragen Männerkleid, weil die Geschichte den Frauen, die Natur aber den Männern untertan ist.

Wenn nun „heute" sich etwas ändert, weil das Jahrtausend der Gesellschaftsordnung anpocht, so wird sich in den Anteilen von Geheimnis und Bekanntheit mit der Zeit wohl eine Verschiebung anbahnen. Von dem noch unbekannten Sieg über die Zeit ist die Bemeisterung unsrer kaum noch denkbaren Zukunft zu erhoffen. Um diese Hoffnung etwas greifbarer werden zu lassen, will ich den schon bekannten Teil des Geheimnisses genauer formulieren, damit daraus das noch Bekanntzugebende sich eher erwarten lasse.

Das Kreuz des Menschen von Fleisch und Blut, Geschlecht und Zeit stattet die Männer und Söhne mit dem Sinn für Raumaneignung aus, die Töchter und Mütter mit der Pflege der zuchtvollen langen Tage über Jahrzehnte und Generationen. Daß die Eigentümer der Erde und die Eroberer der inneren Gedankenwelt Männer sind, ist uns ebenso natürlich, wie daß Sitte und Kunst, Zucht und Mode in der Hut der Frauen ruhen.

Das ist aber alles noch allgemeine Tatsache. In unsrer Zeitrechnung ist darüber hinaus die menschliche Seele in ihrer Einheit erschienen und hat jeden vom Weibe geborenen weiter ausgebildet, als sein bloßes einseitiges Geschlecht oder Alter bewirken könnten. Jesus hat die Bräutlichkeit der Seele, jeder Seele, und seine Apostel haben die Mütterlichkeit der Kirche, jeder Kirche, und beide zusammen die Spannweite vom alten Petrus bis zum Säugling in der Wiege zum Allgemeingut gemacht.

Uns heut geht von dieser Geschichte an, daß sich dem bloßen Mann das ganze Geheimnis der weiblichen Doppelzeit, Gesetz und Gnade, mitgeteilt hat. Wer heut auch nur eine Schulstunde in vollem Schwung erlebt, der erobert sich Muttersprache und Tochterseele. Die Treue zum ältesten und die Freite des zukünftigsten steht heut dem Mann offen, seit ihm das Geheimnis des Mehr als Mann-Seins eingekreuzigt ist. Als der erste Christ und als der letzte antike Mensch hat eben Jesus unter der Doppelspannung der Zeit und ihrem Zerfall gelitten. Seine Gegenwart bestand darin, daß er die ganze Zeit sowohl der letzte Adam wie der erste Christ beides gleichzeitig war. So heißt er das Alpha und das Omega, der erste und der letzte.

Es läßt sich aber fragen, ob die hier dem Manne geschenkte Kreuzesfülle seines Wesens auch schon den Frauen ganz ebenso zugekommen ist. Nicht, daß ich an einen weiblichen Heiland dächte, der heut vonnöten wäre. Ernsthafte Herzen haben aber nicht ohne Grund in diese Richtung gesehnt und geseufzt. Wir haben die Erfahrung zweier Jahrtausende nur ernst zu nehmen, um allerdings einen neuen Schritt unsres Geschlechts zu erwarten.

Dazu müssen wir nämlich nur studieren, wie denn dem Mann die Frauenseite, also der doppelpolige Zeitsinn, eingekreuzigt worden ist. Jesus ist nicht etwa wie ein Mädchen oder wie ein altes Weib aufgetreten. Solch Unfug ist ganz fern zu halten. Aber mit dem ältesten und dem jüngsten Menschen hat er so ernst gemacht, daß die Kirche zum Urbild aller Mütter und er selber zur bräutlichen Seele auch noch des jüngsten Tages geworden ist. Sein Lebenstag bedeutet im Bischofsamt, Papstamt des pappos, des Großvaters, und im allgemeinen Priestertum, diesem „Ältestendasein" jedes Mannes, daß die Mutterform, die Matrix des Gesetzes, ewig da ist. Er bedeutet aber ebensogut, daß die Gnadenzeit, das angenehme Jahr des Herrn, daß der Seele Bräutigam heut anklopft. Das Zerspannen der Zeit im Rückwärts und Vorwärts heilt aus, wo immer ein Mann die Braut und die Mutter in sich aushalten und durchtragen kann.

Das weitere gilt nun nur für Leser, die soweit zustimmen. Ist diese Einkreuzigung der Sinn der bisherigen Antlitzbildung, so ist klar, daß sie durch Übertreibung geschah. Es war kein Vergnügen, sich dieser Umwandlung zu unterziehen. Die Männer mußten über sich hinausgetrieben werden, ehe ein römischer Soldat oder Senator sich auf einen solchen Umschwung einließen. Deshalb kam nicht eine Nachahmung von entweder Mutter oder Braut in Frage. Der Pappos, Priester, Bischof ist am ehesten noch der Großmutter zu vergleichen. Um dem Mann seine Brautschaft einzukerben, wurde das kleine Kind in der Wiege sein Vorbild. Großmutter und Säugling stellten also die übertreibenden Hilfen zur Verfügung, damit der Mann Mutter und Braut in sich einließ. So wurden aus zwei Generationen nicht weniger als vier. Der Papst und das Christuskind sind die Übertreibungen, dank deren wir einen menschlichen Zeitsinn erwerben konnten, auch wenn wir Männer waren. An den äußersten Enden des Lebens verschwindet unsre geschlechtliche Zerspaltenheit. Und so ist der alte Priester und der jüngste Säugling, wenn sie mir gegenwärtig sind, ein Doppeltalisman. Blicken wir hier in das Geheimnis des Vorgangs, kraft deren unsre Ära uns vollendete und als Menschen erhielt, dann läßt sich auf diese Einsicht weiter bauen.

Denn den Frauen steht natürlich auch die Mannesseite des Kreuzes der Wirklichkeit vor Augen. Sie ist ihnen angeboten, damit sie Menschen werden. Das Kreuz der Wirklichkeit liest sich heut noch ungleichmäßig, wenn wir fragen: Was gab dem Mann die Einwandlung ins Mutter-Brautmäßige? Die Antwort liegt offen vor uns in der Geschichte. Aber am Vorabend des Jahres 2000 erhebt sich die Gegenfrage: *Was könnte dem Weibe die Freier- und Mann-Achse geben?* Die natürlichen Männer, Freier und Besitzer, wie wir sie im ersten Band gekenn-

zeichnet, haben sich dank der Mutter Kirche und des Christuskindes heut der Vorzeit vor ihrer Geburt und der Nachwelt nach ihrem Tod bemächtigt. Die von den Psychoanalytikern so betonte Leidenschaft, vor meine Entstehung zurückzudringen und hinter meinen Tod voraus, ist dem Mann längst gelungen. Er rechnet ja vom ersten Adam zum Jüngsten Tag. So gehört er nie nur den zwei Generationen an, die sich an ihm leiblich ereignen, sei es als Sohn oder als Vater. Nein, wir alle spannen uns in eine Vorgeneration und eine Nachgeneration aus: beide reichen vor die zwei lebenden und sich überschneidenden Generationen zurück, und sie erreichen die Zukunft.

Aber die gleiche Übertreibung ist den weiblichen Wesen noch nicht angediehen. Und wer den im ersten Band entdeckten Unterschied der weiblichen und der männlichen Lebensalter bedenkt – der Mann erst Ehemann dann Vater, das Weib erst Mutter dann Ehefrau –, der wird vorurteilslos Neues erwarten. Und ich lese es dem Kreuze der Wirklichkeit ab, daß der Vorgang dem für die Männer gültigen reziprok gehe. Den Männern haben der Herr und die Apostel geschenkt, ihren Ursprung im Gesetz und ihre Bestimmung in der Gnade zu finden. So wurden sie nicht ins weibliche hinübergerissen, sondern das in den weiblichen Wesen verborgene Geheimnis: die Zeit, wurde ihnen offenbar. Wie gewinnen Frauen die im Manne verhüllten Geheimnisse? *Die Geheimnisse der Räume verbergen sich in den Männern.* Sie schaffen die innere Welt der Ideen und Gedanken und sie dringen in den endlosen Raum der physikalischen Welt hinaus. Physiker und Metaphysiker sind die Männer und Freier, die Forscher und die Denker, die Väter und die Söhne, die in Technik und Philosophie die Natur und die Gesellschaft planen.

Wenn es darauf ankäme, die Frauen zu vermännern, dann genügte für sie das Gymnasialstudium und die technische Ausbildung, das Stimmrecht und die Uniform der Männer. Die Nihilisten sind auf diesen Kurzschluß verfallen, weil sie von der notwendigen Verwandlung nicht gewußt haben. Wenn eine Frau das Geheimnis der Männer erwerben will, so ist sie hoch willkommen. Wenn sie es aber erwirbt, indem sie den Mann nachahmt, dann vergißt sie, daß der Mann zweiphasig lebt und daß dem Freier und dem Mann Polarität geboten ist. Die Frauen werden zunichte, wenn sie auf den Freier oder den Mann direkt abzielen. Wie wird aus dem Freier der Mann? Indem ihn ein Weib erhört. Da gehören also zwei dazu, bevor der Don Juan dem König Philipp weicht. Weil aber die Frauen in jene Wandlungsfähigkeit mit eintreten müssen, die abwechselnd uns Männer bald zu Freiern, bald zu Besitzern macht, deshalb muß ihr Visier höher und tiefer zielen als auf die Männer selber, so wie sie vor ihren Augen herumlaufen. Jeder Mann kann zwischen Werber und Besitzer, kirchlichem Dogma und christlicher Freiheit, zwischen Würdenträger und Märtyrer abwechseln. Also muß es auch der Frau geschehen oder sie verfehlt ihr Ziel.

Was ist denn aber innerlicher als die Idee oder der Gedanke? Was ist ebenso viel innerlicher verglichen mit dem Gedanken wie die Mutter Kirche älter ist

als die Mutter? Was ist äußerlicher als die Macht, um ebenso viel äußerlicher als das Christuskind jünger ist als die Braut? Wer ein noch inneres als den Gedanken erahnt und wer ein noch äußeres als die Macht begreift, dem öffnet sich das Tor des dritten Jahrtausends. Die Torheiten unsres Geschlechts bedürfen der Medizin. Die Frauenrechtlerinnen haben Mädchen erst den Männern gleich geachtet. Das ist etwas vorläufiges. Auf die „Seelenachse" des Mannes stößt man auf diesem Wege nicht, weil die Binität vom Freier zum Besitzer die echte Mannhaftigkeit darstellt. Da der lebendige Mann labil zwischen diesen beiden Ausformungen seines Innern brandet, so ist der Frau zu ihrem vollen Menschentum vonnöten, so zu entbrennen, daß sie ins Freien und Besitzen eintritt.

Vonnöten? Ja warum denn vonnöten? Davon muß wohl noch ein Wort gesagt werden, damit wir nicht willkürlich uns etwas auszudenken scheinen. Die Hausarbeit der Frauen wird heut nicht mehr zu Hause getan. Die Industrie ist ein Riesenarbeitshaus, eine Ökonomie, die alle einzelnen Haushalte verschlingt. Die Frau muß Mensch werden, weil sie in die Welt hinausgefallen ist und dort nun wie ein Mann arbeiten soll. Das kann sie nicht. Sie muß also zum Menschen in demselben vollen Umfang werden, wie das der Missionar und Dichter schon haben werden müssen und wie es natürlich jede rechte Frau auch immer schon geworden ist. So wie das Gastrecht der Wilden am ersten Tage die Erbtugend unsres Geschlechts verkörpert hat und die heutige Einheit des Geschlechts schon in jedem Gastfreund praktisch geglaubt wurde, so ist auch unsre Erwartung einer weiblichen Aneignung der männlichen Wandlung längst verheißen und längst geübt worden.

Innerlicher als das Innere der Gedankenwelt, äußerlicher als die Analyse der Außenwelt muß die Tochter des Menschen werden, damit ihre Studien und ihr Schreibmaschinetippen sie nicht beschädigen. Es geht also um jene zweite Potenz, die wir in der Mutter Kirche und der bräutlichen Seele am Werk sahen. Damit ist ausgeschlossen, inneres auf außen oder außen auf innen zu übertragen. Die Sehnsucht Goethes: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist", ist kein Problem. Natur ist außen, und die Frauen können das nicht ändern. Auch läßt sich das innere Gedankensystem nicht nach außen ziehen, und die Frauen sind nicht einen Deut weiter, wenn sie sich dieser Vorstellungen der Philosophen bemächtigen. Macht bleibt außen. Gedanken bleiben innen. Und wenn sich tausend Weiber aller philosophischen Systeme bemächtigen, sie hätten sie ja doch nicht von innen her erzeugt, sondern wären ihrer von außen her Herr geworden. „Auswendig lernen", sagt die Sprache dafür. Das hilft niemanden nichts. Die Natur ist eben außen, davon heißt sie Natur; die Philosophie ist eben innen, davon heißt sie Philosophie.

Aber allerdings, es gibt innerlicheres als die eingesehene Philosophie, und es gibt äußerlicheres als die angeblickte Natur. Nur dort winkt Ebenburt, dort winkt der Rang, den das allgemeine Priestertum und die Weihnachtsgeschichte den Mannsen mitteilen. Da werden Kreuzträger von derselben geschichtlichen

Potenz möglich. Die zweite Potenz ist: jene Kraft, die zwischen innen und außen die Weiche umzulegen Vollmacht hat. Wir sind Geschöpf des Vaters, Mitschöpfer mit dem Sohn. Aber *wann* wir das eine, *wann* das andere inkarnieren müssen, das sagt uns nur der Heilige Geist. Dieser Potenz *harrt* das Weib der Zeit.

Ehefrauen und Geliebte, auf wen dürfen sie hören? Etwa auf den, den Hölderlin den Bruder des Herrn nannte? Als die Männer in die Kirche eintraten, da war die Kirche nicht Gott. Sie war Braut und Mutter. Auch der Bruder des Herrn ist nicht der Herr, sondern nur sein Bruder. Er ist und bleibt der kleinere Gott. Aber möchte es nicht sein, daß durch ihn das Geheimnis des männlichen Geschlechts in die weibliche Seele eintreten kann und in ihr großgenährt wird? Der sterbend zerrissene Gott und der in seinen trunkenen Gliedern ins Leben zurückzuckende Gott, der Lebensspender und das Opfer, ob er als der Bruder dessen, der Sklave wurde, servus servorum, um Gott zu werden, auf die neuen Frauen der Welt harrt?

Homer hat uns für eine seiner Heroinen den Namen „Antiope" erhalten, „sie die auf den Gott schaut". So lautete schon der Ehrenname der Pharaonin, „die den Seth und den Horus schaut", also auf die beiden Gottesgestalten, durch die Pharao hindurchwandelt.

Jeder antike Gott hatte ein Doppelangesicht. Weil Gefahr lauert, daß die Gesellschaftsordnung den Blick der weiblichen Wesen fälschlich auf die Hälfte des Mannes in ihrer Gespaltenheit hefte, wagen wir die Frau als Antiope anzusprechen; „Die den Mann in zweierlei Gestalt schauen muß."

Die Antwort, die Antiope dem Nihilisten, das Weib dem bloßen Manne gibt, damit er lebe, ist die Binität! Antiope sehe ihren Geliebten als Tier und als Gott. Denn sie hörte ihn und seine Stimme, und sie erhört ihn und sein Verlangen. So wird er innerlicher und äußerlicher. Der Nihilist hört auf, wo ihm Gehör und Erhörung beide zuteil werden. Denn da verschmilzt der Janus-Charakter seines Geistes und seines Leibes; wenn beiden ihr Recht wird, hören beide auf! An ihre Stelle tritt das heile Geschöpf.

Aber freilich, Antiope ist noch nicht ins Leben getreten. Noch ist die Vermännerung der Frauen unter der Last der industriellen Arbeitsteilung die schrecklichste Folge unsrer sogenannten Naturbeherrschung. Die Mädchen und Frauen, die aus den Haushalten herausgesaugt werden, frieren in der Weite der zählbaren Welt.

Die Begeisterung ist ihnen fremd geworden; denn so wie sie ihn gewohnt waren, im Gebet des Vaters und in den stürmischen Ideen ihrer Brüder, als Kirche oder als Staat, treffen sie ihn in den Untergrundbahnen und Autobussen nicht an. Dort werden sie angestarrt und nicht besungen. Dort werden sie angesprochen, aber nichts wird ihnen anvertraut. Ein Vater aber vertraute schweigend seiner Tochter die Umwandlung seines tiefsten Wesens. Und über den Vater

der Frau ging die geistige Erbfolge vom Großvater zum Enkel am sichersten, weil am unauffälligsten.

Heiratet heut das gejagte Wild, die Sozialarbeiterin, die Schreibmaschinistin, so nimmt sie den Mann und trennt ihn von seinen Wahngenossen. Auf der Hochzeit sieht er seine geistigen Genossen oft zum letztenmal. Diese neuen Töchter der Welt sind eifersüchtig in einer neuen Weise. Keine leibliche Untreue ist ihnen mehr halb so bedrohlich wie eine geistige Beziehung ihres Ehemannes. Denn da sie den Geist nur als männlichen Geist der Beutemacher kennengelernt oder als Schulgeist für Examina, so können sie sich von keinem solchen vorehelichen Geisterbund ihres Mannes etwas heilsames versprechen. Sie haben weder die Absicht noch den Wunsch noch die Erwartung, daß diese Geister ihrer Ehe hilfreich werden könnten. Sie leugnen die Begeisterung. Das ist heute die Gottesleugnung.

Die geistige Eifersucht ist also an die Stelle der leiblichen getreten. Statt antiopisch ist diese Frauenberechtigte nur antithetisch. Die Dialektik der Gesellschaftsunordnung ist eben das Gegenteil des Dialogs in einer Gesellschaftsordnung.

Gerade die wenigen Fälle, wo diese geistige Eifersucht überwunden wird, weil die Geister zum Heiligen Geiste hinweisen, braucht der Erfahrene nur zu analysieren, um zu sehen, wie sie zu Ausnahmen geworden sind.

Wenn die Hochzeitsgäste einmal wieder nicht zum letzten, sondern zum ersten Mal das neue Paar feiern würden, dann würde die Hochzeit wieder *Hohe-Zeit*, nämlich Anfang eines neuen Sprachbundes, geworden sein. Erst dann werden Ehen wieder sein, was sie sein müssen, um sich vom bloßen Geschlechtsverkehr zu unterscheiden: Stammesgründungen, Sprachschöpfungen, Dialekte der einen Sprache des Menschengeschlechts. Denn aus jeder Ehe würde die Sprache so neu hervorgehen wie das Neugeborene. Und ohne Wiedergeburt stirbt die Sprache. Ganze Völker können ihre bloße Muttersprache verlieren wie die Chenchus in Haiderabad, von denen ich erzählt habe.

Aus den Leibern der in der Welt Arbeitenden stirbt die Sprachkraft heraus. Die Eltern sprechen ja nicht mehr mit Überzeugung in ihre leiblichen Sprößlinge hinein. Die Sprache muß aber genau so hinübergezeugt werden wie der Same. Um die Beheimatung der Keime der Sprache wird das dritte Jahrtausend ringen. Als die Physiker uns alle in Leichen der Welt verwandelten, da verletzten sie den Schoß, in dem die Sprache in jeder Generation wiedergeboren wird. Die Ströme des Paradieses: Gebet, Gesang, Gesetz, Gedanke, verloren ihre menschliche Heimat im Lichtbogen zwischen den Kindern und Eltern des Hauses. Und wie abgeschnittene Reiser welken sie alle, diese Zeugen unsres ewigen Lebens.

Die Überlebenden reden heut viel vom Überleben, von survival. Das gibt es nicht. *Das Leben setzt sich nie geradlinig fort*, immer muß das Leben durch seine einschmelzende Glut hindurchpassieren, ehe es sich neu bildet. Das falsche, tötende Verhalten der Lebenden ist gerade dort zu finden, wo zuviel vom Überleben die Rede ist. Gerade um das nackte Leben zu retten, muß es erst einmal

überzeugt werden. Und dazu muß erhöhte Rede auf gläubige Gemüter einen unerhörten und noch nie dagewesenen Eindruck machen. Ein überzeugendes Leben ist der einzige Weg zum Überleben.

Antiope – die auf Tier und Gott schaut – muß also glauben dürfen, daß die Männer, mit denen sie leben soll, den Gott vernehmen[1]. Dann wird sie nicht eifersüchtig sein. Die griechischen Mythen geben den Begeisterten gern zwei Väter, wie den Amphitryon und den Zeus und den Herakles. Die Komödie der glaubenslosen Zeiten hat sich über diese Doppelväter weidlich lustig gemacht. Und auf diesem Wege der zwei Väter wird die Überzeugung schwerlich in unsere Ehebünde wieder hineingeleitet werden. Er wirkt komisch; die heutigen Weltprodukte verstehen nicht, wie wahr diese Doppelbegeisterung ist. Vielleicht ist es weniger komisch, von zwei Müttern zu reden? Horus – und ebenso Dionysos – hatten *zwei Mütter*, Isis und Nephthys, weil Horus abwechselnd als Seth und als Horus seiner Königin = Schwester erschien. Sie schaute auf einen Gemahl in zweierlei Gestalt, als den leiblichen Bruder und als den geliebten Gemahl. Unter dem Doppeleindruck wurde die Geliebte selber zum Doppelwesen; Demeter und Persephone ist dieselbe Göttin in doppelter Gestalt, als Mutter und Mädchen! Unsere Binität ist des geschlechtlichen Wesens göttliches Geheimnis. In diese Richtung wird die Liebe wieder sinnen müssen, damit sich das Weib doppelt als Mutter und als Geliebte und als Tochter erfahre. Denn sie empfängt allerdings nicht nur von einem sterblichen Mann; sie selber trägt zwei Seelen in einer Brust. Sie ist Isis und Nephthys! Und ist sie es nicht, so kann ihr Kind die Muttersprache nicht lernen und ihre Liebe versagt also gerade, wenn statt dem bloßen Herkommen der Worte die Namen der Liebe auf ihre Kinder zukommen müßten. Die idealistische Spaltung der Liebesgöttin Venus in die Uranierin und die gemeine Liebe bedeutet den Untergang einer Rasse. Aber der Januscharakter der Diana und Antiope, die Binität einer ins innerste der Begeisterung, ins äußerste der Wildheit dringenden Seele ist Gegenteil solcher Zerspaltung; während die Atome sich nur spalten, *spannt* sich das Lebendige zu seiner doppelten Zeit, die vorwärts und rückwärts blickt, die das innerste noch mehr verinnert, Antiope, die das äußerste noch mehr veräußert, Diana als Herrin der Wildnis. Die Trinität ist des ganzen Menschen; aber die Binität ist das Gesetz der Geschlechter in uns. Apollo und Dionysos, Diana und Antiope wird als Abkürzung und vorläufige Aufschrift auf das versiegelte Kapitel unserer Zukunft gesetzt werden dürfen.

So sind wir neben dem Tao, dem Erträglichen, des Zeitweiligen bedürftig. Der wähnenden Johannisnächte, der rasenden Rolande Werbungen werden im dritten Jahrtausend das nur Zeitweilige zu konsekrieren haben. Denn in der Gesellschaft gibt es nur die vorübergehende Gestalt.

---

[1] Hier wird die Sphäre Fünf des Zeitenspektrums, im Kap. 6 des Ersten Teils, mit Nutzen zu Rate gezogen werden. Denn bloße Männer und bloße Weiber leugnen die Existenz dieser Sphäre.

Kirche und Staaten dauern übermenschlich lange, und auf die übermenschliche Dauer legen sie es an. Wir müssen von allen Ewigkeiten absehen. Des Nihilisten Polterabend kann nur zu vorübergehender Gruppierung die Liebeskraft freisetzen.

Freunde sind in der Dauer ihrer Freundschaft schon immer, wie Gilgamesch, wie David, wie Achill, durch unsere Sterblichkeit verkürzt worden. Entsprechend vergänglich sind alle gesellschaftlichen Bindungen. Kann mir ein einziger Leser glauben, daß es ebenso liebevoll sein kann, ein Jahrzehnt zu konsekrieren wie ein Kloster auf tausend Jahre zu stiften? Diesem einzigen Leser würde sich der Sinn dieses Buches öffnen. Die Umwandlung der Liebe in eine neue, in ihre vergänglichste Gestalt füllt ihren geheimnisvollsten und eben deshalb ihren zuletzt offenbar werdenden Äon.

Leserinnen wird das Sakrament des Vorübergehenden leichter eingehen als Lesern. Und von den Leserinnen wird es abhängen, ob neben die Nonnen und die Königinnen auch die Geschwister treten dürfen.

Dort wo Männer vorspringen, zu neuen Ufern verlockt, da verwerfen sie die Vergangenheit und verwischen ihre Spuren. Fortschritt stellt sich dem Manne dar als Abriß. Verzweigung erscheint als Entzweiung. Zwar sind die Freier, wie der erste Band gezeigt hat, untereinander brüderlich. Aber ihre Helena führt zum Trojanischen Krieg.

Ob die umworbene Braut, die Schwester des Freundes, auch geschwisterlich bleiben kann, daran hängt der Aufbau des einen Haushalts, in dem ja alle Haustöchter heut aufgehn. Indem alle materiellen Energien zu einer Ökonomie führen, werden alle Töchter Töchter eines Vaterhauses. Sie müßten zugrunde gehen, wenn auch für sie Abzweigen und Entzweien gleichbedeutend bliebe.

Das seltsame Wort Geschwister hat nicht an das Wort Bruder angeknüpft; Gebrüder ist kein wichtiges Wort. Schwester hat bei Geschwister Pate gestanden. Aber es hat nicht auf der Kunkelseite Halt gemacht, sondern nimmt die Männer in sich auf. Übrigens gibt es dies Wort anscheinend nur im Deutschen. Also „von selbst" erscheint diese Überbietung der entzweiten Geschlechter unmöglich; Geschwister sind nichts natürliches. Liebe ist eifersüchtig und einzigartig. Sie ist Zuchtwahl. So muß sie alle übrigen zurückstoßen mit dem Ausruf: „Den oder keinen." Immer scheint gerade dies auch noch im letzten Augenblick unmöglich.

Das Unmögliche aber muß geglaubt werden. Henry Copley Greene aus Boston überstieg 1938 zweimal die Pyrenäen, um eine vom Bürgerkrieg gefährdete junge Frau aus Barcelona zu retten; seinen Bericht überschrieb er: „Credo, quia impossibile." Geschwister sind wir nie von selbst. Deshalb hat die Zukunft der Gesellschaft ihre schrecklichen Abgründe, ihre furchtbaren Opfer. Jeder Ausgang ist verhüllt. Und deshalb lohnt es sich, auch in dieser Endzeit unseres Geschlechts an die Vollzahl der Zeiten zu glauben und Kirche, Staaten und Gesellschaft zu ihrer Erfüllung zu verhelfen. „Niemand kann die Menschheit von ihren Leiden erlösen. Aber dem wird viel vergeben werden, der ihr wieder Mut macht, ihre Leiden zu tragen" (Selma Lagerlöf).

IM KREUZ DER WIRKLICHKEIT

Alle Menschen töten, weil sie Lebendiges an sich reißen müssen, um selber zu leben. Und alle Menschen sterben.

Also könnte nichts geschehen, das zu Geschichte würde, wenn gegen den Tod kein Kraut gewachsen wäre.

Die Geschichte des Menschengeschlechts ist daher über ein einziges Thema komponiert: Wie wird die Liebe stärker als der Tod? Die Partituren dieser Komposition, die Geschichten, müssen in so vielen Auflagen umgeschrieben werden, wie es Geschlechter der Menschen gibt. Denn die Komposition wird ja in jedem Geschlecht von denen umkomponiert, deren Lieben ein Morden oder Sterben überwindet.

So wird Geschichte ein großer Sang, Augustins Carmen Humanum; in ihm wird jede Zeile, vielleicht jeder Ton, ein gelebtes Menschenleben. Sobald und sooft sich die Zeilen reimen, ist wieder einmal die Liebe stärker als der Tod geworden. Denn so wird aus ungereimten Zufällen, aus widrigen Unfällen, aus wertlosem Abfall, aus nichtssagenden Vorfällen der epochemachende Notfall, in dem ein lange hingenommenes Siechtum endgültig ins Auge gefaßt, eingekreuzt und damit überwunden wird.

So ist es von Anbeginn. Denn dies Reimen, dies Verknüpfen, ist der Menschen Erdamt. Daß aber dies unser Amt sei und keine eingeschränktere Zukunft oder Abkunft, das wissen wir erst seit Christi Geburt. Dies unser nachträgliches Wissen hat keine Mühe, nachträglich auch in die Völker der Vorzeit dies Sehnen mit seinen unendlichen Ansätzen hineinzulesen, und aus diesem selben Wissen heraus verurteilen wir uns selber, sooft wir unseres Erdamts vergessen. Darum glotzt uns in unserer eigenen Zeitrechnung vieles als vorchristlich an; aber in den antiken Äonen leuchten viele Wegspuren, auf denen wir weiterwandeln müssen.

Dies Buch erkennt in den Antiken unsere Geschwister an und in den Modernen unsere Verfehlungen.

Damit dreht es das Verhältnis um, das in der biblischen Geschichte obwaltet. Denn die Bibel hat uns von dem Tohuwabohu der Völker befreit; sie richtet die Völker und stellt das Heil in die Zukunft. Wir hingegen überzeugen uns von manchem Guten in den Ursprüngen; hingegen in unserem Äon nehmen wir viel Unheil wahr.

Mithin liefert uns die Bibel nicht den Maßstab für unsere Stoffauslese. Aber deshalb unterstehn wir trotzdem ihrem Maßstab in der Bewertung. Denn dank der Bibel ist unsere Fahrt in die Zeiten nur eine Fahrt der Reflexion. Wie oft ist der Leser durch diese beiden Bände hindurch gewarnt worden, daß die Reflexion die Reihenfolge umkehre; daß wir zwar reflektieren müßten, aber nicht verges-

sen dürften, was sich in ihr ändere. Da ist es ja wohl recht und billig, daß auch dies Buch selber unter seine Warnung falle.

Da wo die Bibel das Unkraut der Urzeiten jätet und das volle Heil ankündigt, da bin ich schon in der ihr entsprungenen Zeitrechnung beheimatet und genieße das Vorrecht, daß sich der Glanz und der Adel der Urzeiten und die Rostflecken des Allerneuesten deutlich abzeichnen.

Die Lehre muß so verfahren. Dankbar schaut sie innerhalb des Stromes, der vorwärts eilt, zurück auf das, was bereits feststeht. Die Zeitopfer der Alten haben bereits für uns die volle Zahl der Zeiten entdeckt und festgestellt.

Diese neuen Räume darf weder ein Weltstaat als falscher Erbe des zweiten Jahrtausends noch eine Welt-Kirche als falsche Erbin des ersten Jahrtausends usurpieren. Wenn unter uns Arnold Toynbee naiv den Weltstaat, die scheußlichste Tyrannei, heraufbeschwört, so ermesse ich ganz den Sturz und Abfall der stolzesten Geister von unserer gläubigen Fahrt aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare; aus dem alten Äon in den neuen. Aber meinen Singularis erteile ich nur der Gesellschaft. In den Geschlechterspannen des dritten Jahrtausends muß der Wahn von „Raum und Zeit" ausheilen, mit dessen Hilfe die Welt entdeckt worden ist. Jeder Zeit, jeder zeitlichen Menschenart kommen ihre Bahnen, Räume, Alter zu. Je vollzähliger wir sie anerkennen, desto weiter greift der Frieden. Friedfertig werden wir, stille in unserem Land und voll der Klänge unserer Stunde, wenn wir das Erbe bewähren, das wir empfangen haben, die Vollzahl der Zeiten.

REGISTER

Vollständigkeit ist nur da erstrebt, wo sie dem Leser weiterhilft; z. B. sind alle Goethe-, Nietzsche-, Augustinus-, Schiller- und Hölderlinzitate nachgewiesen, nicht aber Namen wie „Mensch", „Jesus", „Zeit", „Sprache" in mehr als Hauptstellen.

I. Götter- und Personen-Namen

Aaron 259
Abailard (1079—1142) 685 ff., 19, 299
Abraham 203, 259, 460
Achilleus 218 f., 482, 492
Adams, Henry (1838—1918) 85, 92
Adams, John Quincy (1767—1848) 118
Aischylos (525—456 v. Chr.) 483
Akbar, Kaiser in Indien (1562—1605) 644
Alberoni, Kardinal (1664—1752) 98
Alexander d. Gr. (356—323) 413, 501 ff., 568, 570
Amenophis III von Ägypten (ca. 1408—1372) 458
Amon Ra 402, 405, 464
Ampelius, Rhetor (3. Jhd. n. Chr.) 182 f.
Ananias aus dem Buch Daniel 539
Angilbert (gest. 814) 467
Anselm von Canterbury (1033—1109) 80, 685 ff.
Antiope 470 f., 744
Antoniadi, Historiker der Astronomie 404 A.
Antonius, Mönch (251?—356) 594 ff.
Anubis 484
Aphrodite 505
Apis 407
Apollo 221, 231, 236 ff., 486, 495, 509, 755
Archimedes (ca. 287—212 v. Chr.) 207, 602
Argonauten 491
Aristoteles (384—322 v. Chr.) 487 ff., 92, 222, 397, 497 f., 684
Arius (280?—336) 609 ff.
Arndt, Ernst Moritz (1769—1860) 324
Athanasius (296?—373 n. Chr.) 594 ff.
Augustinus, Aurelius (354—430) 594 ff., 63, 76, 370, 407, 427, 466, 519, 530, 571, 687, 701, 707, 753, 759
Augustus, Caesar (63 v. Chr. — 14 n. Chr.) 71 f., 180, 255

Bach, Johann Sebastian (1685—1750) 36
Bachofen, Johann Jakob (1815—1887) 176
Baeck, Leo (1873—1957) 60
Ballin, Albert (1857—1918) 139
Balthasar, Urs von 392
Bäumler, Manfred 140
Beatrice 631
Beatus von Libana (gest. 798) 605 f.
Belsazar (um 539 v. Chr.) 468
Benesch, Eduard (1884—1948) 102
Bérard, Victor (1864—1931) 415
Bergson, Henri-Louis (1859—1941) 309
Bernhard von Clairvaux (1091?—1153) 686
Bernoulli, Jakob (1654—1705) 748
Bethmann-Hollweg, Theodor (1856—1921) 102
Bismarck, Otto von (1815—1898) 97, 378, 671
Blake, William (1757—1827) 648
Bloy, Léon (1846—1917) 648
Blumhardt, Christoph, der J. (1842—1919) 86
Böckmann, Paul (geb. 1899) 67
Bodelschwingh, Friedrich von (1831—1910) 106
Bodin, Jean (1529—1596) 109, 116
Boeckh, August (1785—1867) 449, 487
Böhmer, Heinrich (1869—1927) 328, 574
Boll, Franz (1864—1924) 204, 531 f.
Bonaventura, Kardinal (1221—1274) 688 ff., 274
Borgia, Alexander, als Papst Alexander VI. (1431 bis 1503) 32
Breasted, James, Ägyptologe (1865—1935) 193
Breysig, Kurt (1866—1940) 453
Browning, Robert (1812—1889) 512
Brugsch, Heinrich (1827—1894) 442
Buber, Martin (geb. 1878) 265, 537 f.
Buddha, Gautama (gest. ca. 487 v. Chr.) 276
Burckhardt, Jakob (1818—1897) 254 A., 328, 471, 704
Burke, Edmund (1729—1797) 197 f., 367 f.
Burte, Hermann (geb. 1879) 607
Busoni, Ferruccio (1866—1924) 35

Caesar, Julius (100—44 v. Chr.) 465
Cartesius siehe Descartes
Cassiodorus (490?—583?) 684
Cencius Savelli, als Papst Honorius III. (gest. 1226) 300
Chamberlain, Houston Stewart (1856—1927) 640
Champollion, Jean-François (1790—1832) 461

Chappe, Claude (1763—1805) und Brüder Ignace und Abram 640
Chaucer, Geoffrey (1340—1400) 328
Chavannes, Edouard (1865—1918) 433, 468
Cherubim und Seraphim 428 ff.
Chesterton, Gilbert Keith (1874—1936) 141
Chefren, Pharao (um 2600 v. Chr.) 196 ff.
Chiron, Cheiron, der Zentaur 234, 492
Chlodwig der Merovinger (466—511) 479
Churchill, Winston (geb. 1874) 66, 83, 97, 117
Columbus, Christoph (1451—1506) 639 ff.
Cornelia, Mutter der Gracchen 570
Cortez, Fernando (1485—1547) 96 f.
Cremer, Hermann (1834—1903) 573
Cromwell, Oliver (1599—1658) 392, 465, 467, 637, 679
Cues, siehe Nicolaus von Cues
Chruschtschow 41, 114

Dahn, Felix (1834—1912) 481
Daimler, Gottlieb (1834—1900) 306
Daniel, Prophet 465
Dante Alighieri (1265—1321) 255, 312, 525, 539, 644, 668
Darius, König der Perser (522—484 v. Chr.) 465
Darwin, Charles (1800—1882) 13 ff.
Daressy, G. 444 A.
David, König (gest. ca. 960 v. Chr.) 545 ff.
Delp, Alfred, S.J. (1907—1945) 566 f.
Demeter 471
Demetrios von Phaleron (350 bis nach 300 v. Chr.) 573 f., 577 f.
Descartes, René (1596—1650) 690 ff., 77 ff., 86, 96, 116, 129, 134 ff.
Dietrich von Bern 247
Dio Cassius Cocceius (165—233 n. Chr.) 532 A.
Diokletian, Kaiser (243—313?) 194, 382, 402, 595
Dion von Prusa, Chrysostomos (ca. 40—114 n. Chr.) 236, 496, 500
Dionysius Exiguus 281, 530
Dionysios von Areopag (schreibt zwischen 483 und 515) 684
Djilas, Milovan (geb. 1911) 17 und Motto
Djoser siehe Zoser
Dominikus, Heiliger (1170—1221) 694
Dumézil, Georges (geb. 1898) 326

Echnaton, Amenophis IV. (1372—1354 v. Chr.) 405 ff., 527
Edel, E. 198
Edwards, Jonathan (1703—1758) 639
Efisius, Heiliger von Cagliari auf Sardinien 446 A.
Ehrenberg, Hans (1883—1958) 108, 258
Eichendorff, Joseph von (1788—1857) 563
Eisenhower, Dwight D. (geb. 1890) 114
Elizabeth I., Königin von England (1533—1603) 56, 99, 178
Elkin, Adolphus Peter (geb. 1891) 323
Elohim 206 ff.

Emerson, Ralph Waldo (1803—1882) 535
Empedokles (um 483—um 423 v. Chr.) 553, 556
Erasmus von Rotterdam (ca. 1466—1536) 213
Erinnyen 205
Erman, Adolf (1857—1937) 183, 442
Esther 212
Evers, H. G. 188, 344, 458

Farabee, Curtis 422
Faraday, Michael (1791—1867) 629 A.
Ferrari, Giuseppe (1811—1876) 92, 95, 112 f., 117 A., 119, 143, 269, 342, 391, 401
Feuerbach, Anselm (1775—1833) 459
Feuerbach, Ludwig (1804—1872) 348
Ficino, Marsilio (1433—1499) 213
Ford, Henry (1864—1948) 719
Frankfort, Henri 432
Franziskus von Assisi (1182—1226) 694
Franz Joseph, Kaiser (1830—1916) 99
Frazer, James (1854—1941) 100 f., 401, 426, 550, 581
Freculph von Lisieux (gest. ca. 852) 272
Freud, Sigmund (1856—1939) 13 ff., 21 f.
Friedrich I. Barbarossa (1123?—1190) 666, 668
Friedrich der Große (1712—1786) 99 f., 111
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst (1620—1688) 637
Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1770—1840) 145
Fürer-Haimendorf, Baron Christ. von 321, 323
Fustel de Coulanges, Numa (1830—1889) 130, 483

Galenus (ca. 130—200) 83
Gandhi, Mahatma (1869—1948) 128
Gardiner, Sir Alan (geb. 1879) 342, 393 A., 448
Gauguin, Paul (1848—1903) 313, 584, 741
Gehlen, N. 106
Genius 136, 195 ff., 233, 470 ff., 504 ff.
Gentile, Giovanni (1875—1944) 269
George, Stefan (1868—1933) 214
Gerson, Jean Charlier (1363—1429) 535, 694 ff.
Gibbon, Edward (1737—1794) 279
Ginneken, J. J. A. van (geb. 1877) 452 f.
Giolitti, Giovanni (1842—1928) 98
Gobineau, Joseph Arthur (1816—1882) 214, 269, 363
Goethe, J. W. von (1749—1832) 13 f., 16, 20, 38, 59, 79, 96, 104, 139, 165, 183, 216, 220, 246, 253, 257, 269 f., 322, 333 f., 345, 368, 372, 374, 380, 454, 477, 482, 484, 501, 504, 517, 535, 539, 566, 595, 613 f., 648 f., 653, 655, 645, 671, *685 ff.*, 711 f.
Gorki, Maxim (1868—1936) 107
Gratian (gest. ca. 1159) 299 ff., 687
Graves, Robert 101, 313, 399
Greene, Henry Copeley 756
Gregor VII., Papst, vorher Hildebrand (1030—1085) 299 ff., 657, 661 ff, 667

Griffith, Francis, Llewellyn 458
Grillparzer, Franz (1791—1872) 698
Grimm, Jakob und Wilhelm 574
Groot, Gerhard (1340—1384) 687 ff.
Guardini, Romano (geb. 1885) 365
Gundel, Wilhelm (1880—1945) 531

Hagar 331, 371
Hardenberg, Fürst (1750—1822) 215 f.
Harkort, Friedrich (1793—1887) 106
Harnack, Adolf v. (1851—1930) 554
Hahn, Eduard 200 A., 446
Haliburton, R. G. (1831—1901) 376
Hamlet 274 f.
Hammurabi (1792—1750 v. Chr.) 464
Hardy, Thomas (1840—1928) 605
Hathor, Göttin 180 ff., 402 ff.
Hauptmann, Gerhard (1862—1946) 270
Hegel, G. W. F. (1770—1831) 17, 19, 108, 384, 639
Heidegger, Martin (geb. 1889) 52, 524
Heine, Heinrich (1797—1856) 515
Heinrich II., Kaiser und Heiliger (973—1024) 665
Heinrich V., Kaiser (1081—1125) 528
Heinrich VIII. Tudor 411
Hekate, Göttin 460, 492, 557
Helmont, J. B. von (1577—1644) 22, 83
Hempel, Johann 533
Henning, Hans (geb. 1885) 33 A.
Hera, Herakles, Heros 470 ff., 491 ff., 501 ff.
Herakleitos von Ephesos (um 500) 15 A., 381, 409, 501, 506
Herodes (gest. 4 v. Chr.) 271
Herodot (ca. 484—425 v. Chr.) 412, 490
Hesiod (nach Homer, vor Xenophanes) 553
Hesse, Hermann (geb. 1877) 262, 739
Hieronymus (ca. 340—420) 582, 591, 594 ff.
Hilarius von Poitiers (ca. 315—367) 640 f.
Hindenburg, Paul v. (1847—1934) 102
Hitler, Adolf (1889—1945) 17, 40, 67 f., 84, 90 f., 97, 100 f., 115, 257
Hlond, August, Kardinal von Gnesen (1881—1948) 268
Hobbes, Thomas (1588—1679) 90, 95, 97, 101 f.
Hofmann, Daniel (gest. 1610) 704 ff.
Hölderlin, Friedrich (1770—1843) 29, 33 f., 62, 67 f., 81, 170, 199, 321, 348, 364, 412, 500, 508, 648, 689, 736
Homer 212—252, 409, 482 f., 539
Horemhab, Pharao (1354—1314 v. Chr.) 406
Horus 175 ff., 400 ff.
Hosius von Korduba (257—357) 610, 657
Howald, Ernst 228 A.
Huch, Ricarda (1864—1947) 648
Hügel, Baron Friedrich von (1852—1925) 341
Hugo von Sankt Viktor (1096—1141) 93, 703
Humboldt, Alexander von (1769—1859) 417, 694
Humboldt, Wilhelm von (1767—1835) 370 f.

Icaza, Francesco A. de 13
Ignatius von Antiochia, Märtyrer (vor 116) 537
Imhotep, Baumeister Zosers (um 2700 v. Chr.) 393, 403 ff., 420
Immermann, Karl (1796—1840) 16
Indra 380
Inge, William Ralph (1860—1954) 96, 142, 316
Isis 180 ff. und sonst
Ismael 374
Ischtar 449

Jakob, Benno, Rabbiner 206, 460, 544
Jahve 206 ff.
Jakob, Erzvater 57
Jakob, der Bruder Jesu 207
James, Henry, der Vater von William und Henry (1811—1881) 278
James, William (1842—1910) 109, 302, 646
Janus 427 ff., 446 f., 479
Jason 213, 313, 491 ff.
Jeremias, Prophet (geb. nach 650, gest. nach 586 v. Chr.) 415, 593
Jesaias (ca. 765—691 v. Chr.) 534
Jhering, Rudolf von (1818—1892) 678
Johannes der Evangelist 45, 126, 267, 275 ff., 572 ff.
Johannes, Mönch 598
Johannes Chrysostomus (ca. 344—407) 491
Johannes Scorus Eriugena (etwa 810—877) 684
Jonathan, Rabbi (1. Jahrhundert?) 256
Joseph 201
Josua 668 f.
Judas Ischarioth 270, 582
Juppiter Capitolinus 413
Justinus (ca. 100—165) 265
Juvenalis, Decimus Junius (ca. 55—135) 256

Kadmos von Theben 412
Kalliope 508
Kant, Immanuel (1724—1804) 19, 108, 116, 429
Kantorowicz, Hermann, Jurist und Rechtshistoriker, 447
Karl der Große (742—814) 432, 463, 466 f., 531, 667
Karl V., Kaiser (1500—1558) 605, 693
Karl I. von England (1600—1649) 636
Karsten, R. 344 A.
Katharina II. von Rußland (1729—1796) 99
Kékulé von Stradonitz, August (1829—1896) 306
Keller, Gottfried (1819—1890) 652
Kierkegaard, Sören (1813—1855) 685, 702, 739
Kipling, Rudyard (1865—1936) 33, 60, 203
Klatt, Fritz (1898—1945) 722
Kleist, Heinrich von (1777—1811) 8, 90, 139, 237
Kluge, Friedrich (1856—1926) 157, 170
Kronos 234
Koch, Richard, Professor Dr. med. (1880—1948) 521
Koch, Robert (1843—1910) 83
Köhler, Wolfgang (geb. 1887) 692
Kopernikus (1573—1643) 686 ff.

Krall, Jakob (1857—1905) 442 ff.
Kristensen, Wilhelm Brede 431 f., 580
Kybele 447

Laband, Paul (1838—1918) 119
Lagerlöf, Selma (1858—1940) 598, 756
Landaeta, der letzte Yaruro-Sprecher 337 ff.
Laotse 421 ff., 722 ff.
Laplace, Pierre-Simon, Marquis de (1749—1827) 125, 305 ff.
Lasker, Eduard (gest. 1884) 97, 104
Lawrence, D. H. (1885—1930) 432
Lenin (1870—1924) 214, 441, 677
Leo der Große, Papst (390?—461) 281
Lincoln, Abraham (1809—1865) 144
Liebermann, Max (1847—1935) 261
Liebermann von Sonnenberg, antisemitischer Reichstagsabgeordneter, 102
Loti, Pierre (1850—1923) 634
Ludendorff, Erich (1865—1937) 102, 358
Ludwig XIV. (1638—1715) 468
Ludwig XVI. (1754—1793) 31
Lukas, Evangelist 256, 275 ff., 575 f., 632
Lukretius (99—55 v. Chr.) 185, 220
Luther, Martin (1483—1546) 44, 48, 82, 138, 141, 211, 321, 554, 577, 642, 677, 679

Maat, ägyptische Göttin 256, 453, 487
Macchiavelli, Nicolo (1469—1527) 95, 679
Maimonides, Ramban (1135—1204) 524
Maistre, Joseph de (1763—1852) 95
Maleachi „der Gesandte" (450—440 v. Chr.?) 256
Manco Capac (12. Jahrhundert?) 384
Manetho (um 250 v. Chr.) 393, 468
Marduk 465
Maria, Mutter des Herrn, 242, 260, 300, 333
Maria Magdalena 265 ff.
Maringer, Johannes 186 f.
Markus, Evangelist 275 ff.
Mars 185 ff., 429
Marx, Karl (1818—1883) 13 ff., 108, 113, 448, 637, 654, 669, 677
Matthäus, Evangelist 275 ff., 572 ff., 676
Maximian (gest. 310) 503
Maximilian I., Kaiser (1459—1519)
Meinecke, Friedrich (1862—1954) 118 A.
Melanchthon, Philipp (1497—1560) 687 ff.
Melville, Hermann (1819—1891) 648, 676
Mendel, Abt Gregor Johann (1822—1894) 674
Menes 425
Messias 203 ff., 273 ff.
Metternich, Fürst Klemens (1773—1859) 118, 640
Meuli, K. 186 f.
Meyer, Conrad Ferdinand (1825—1898) 61, 508
Meyer, Eduard (1855—1930) 130, 371, 471
Michelangelo Buonarotti (1475—1564) 206
Minkowski, E. 125
Mohammed (570—632) 373
Moltke, Helmuth James von (1907—1945) 115, 126, 566 f., 660
Mommsen, Theodor (1817—1903) 465
Montezuma II. (1475—1520) 211, 419
Moret, A., Ägyptologe, 198
Morgan, Lewis Henry (1818—1881) 325, 555
Moses *202 ff.*, 74, 259, 374, 382, 402, 406, 408, 412, 423, 447, 499, 518 ff.
Moses, Propst 596, 616
Müller, Heinrich Dietrich (1819—1893) 232, 237 A.
Muschg, Walter (geb. 1898) 270
Musen, Die Neun 58, 76 ff., 218 ff., 476 ff., 496, 507 ff.
Mussolini, Benito (1883—1945) 100, 194, 217

Napoleon I. (1769—1821) 93, 100, 464, 644
Nathan, der Prophet 449
Naville, Edouard (1844—1926) 414 ff.
Nebukadnezar II. von Babylon (605—562) 467
Nereiden 490
Nestor 493 ff.
Neugebauer, O. 183
Newton, Sir Isaac (1672—1727) 693
Newman, John Henry, Kardinal (1801—1890) 71 f.
Nibelungen 41, 245 ff.
Nicolaus von Cues (1400—1464) 303, 701 ff., 730
Nietzsche, Friedrich (1844—1900) *13 ff.*, 39, 208, 242, 269, 293, 309, 357, 365, 519, 537, 589, 648, 729 f., 737
Niobe 227 f.
Noah 208, 261, 349, 365
Noth, Martin (geb. 1902) 527
Nut, Göttin 179

Odilo von Cluny (994—1048) 45, 48, 640
Odysseus 366 und oft
Olmstedt, Denison (1791—1859) 417
Orestes 637
Origenes (185?—254) 597
Orion 394, 470 ff.
Osiris Ritual 186 ff.
Otto II., Kaiser (955—983) 449
Otto III., Kaiser (980—1002) 662
Otto, Rudolf (1869—1937) 21
Overbeck, Franz (1837—1905) 258

Paracelsus, Theophrast von Hohenheim (1493—1541) 63, 83, 138, 307, 685 ff., 737
Parmenides (ca. 540—480) 15
Patrick, Sankt (ca. 389—461) 620
Patton, General George Smith- (1885—1945) 217
Paulus, Apostel (gest. 65) 138, 245, 284, 368, 429, 502, 528, 568, 575 f., 589, 629, 665
Pausanias (nach 100) 471
Peacham, Henry 705
Penelope 218 ff.
Pepys, Pharao 99
Perikles (ca. 495—429 v. Chr.) 99

Peter der Große, Zar (1672—1725) 98 f.
Petrus, Apostel 70 ff., 267, 271, 299, 580 f.
Petrus Crassus von Ravenna (um 1085) 661 ff., 666, 669, 674
Pherekydes (um 550) 493 A., 553
Philipp von Schwaben (1178—1208) 677
Philo von Alexandria (ca. 20 vor bis 50 nach Chr.) 574, 589
Picard, Max (geb. 1888) 730
Pindar (ca. 522—448) 214, 233, 500, 649
Pius II., Papst Aenas Sylvius Piccolomini (1406—1464) 489
Pizarro, Francesco (1471—1541) 419
Planck, Max (1858—1947) 307, 534 f.
Plato „der Sohn des Apollo" (427—347 v. Chr.) 71, 201
Polybius (205—123 v. Chr.) 488, 555, 673
Portmann, Adolf (geb. 1897) 424 A.
Poseidon 471 ff., 490, 494
Priapos 472
Prokopowitsch, Feophan (1681—1736) 98
Prometheus 500
Pythagoras (ca. 572—496) 476, 499
Pyrrhus von Epirus (318—272 v. Chr.) 158

Rabinal, Held aus Guatemala, 339 ff., 346, 355, 361
Racine, Jean-Baptiste (1639—1699) 468 f.
Raleigh, Walter (1552—1618) 699
Rampolla, Kardinal (1843—1903) 670
Ranke, Leopold von (1795—1886) 18, 117, 432, 588, 704
Rattray, Robert Sutherland (1881—1938) 344
Ravaisson-Mollien, Felix (1813—1900) 302
Reisner, George Andrew (geb. 1861) 424
Rembrandtdeutscher (Julius Langbehn) 397
Renouvier, Charles (1815—1903) 302
Ritter, Gerhard 111
Robert, Guiskard (1015—1085) 667
Rock, Joseph, Sinologe, 369 f.
Rohde, Erwin (1845—1898) 387
Roland, Graf und Münzherr 667 ff.
Rosenzweig, Franz (1886—1929) 146, 266, 524, 528, 530, 576, 656
Rousseau, Jean Jacques (1712—1778) 292
Ruskin, John (1819—1900) 31 f.

Sahu siehe Orion
Salis-Siglio, Freiherr von, 648 f.
Saint-Simon, Henri Graf (1760—1825) 21 f., 685
Salvemini, Gaetano (1873—1957) 98
Sansome, F. W. (geb. 1902) 316
Sartre, Jean Paul (geb. 1905) 147
Saturn 531 f.
Saul (vor 1000 vor Chr.) 546 ff.
Schachermeyr, Fritz 491
Schacht, Hjalmar Horace Greeley (geb. 1877) 119
Schaddai, Gottesname der Ubiquität, 206 ff., 460
Schäfer, Heinrich, Ägyptologe, 429
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1775—1854), 16, 21
Schiller, Friedrich (1759—1805) 57, 70, 78, 90, 188, 212, 214, 218, 223, 245 f., 249, 253, 390, 493 f., 744
Schlegel, Friedrich v. (1772—1829) 24
Schmidt, Hans 460 A.
Schmidt, Pater Wilhelm (1868—1952) 322, 387
Schneider, Paul, Pfarrer in Dickenschied im Hunsrück, ermordet in Buchenwald (1897—1939) 567
Schopenhauer, Arthur (1788—1860) 195 f., 211, 534 f., 631
Schott, Siegfried, Ägyptologe, 405
Schurz, Carl (1829—1906) 509
Schweitzer, Albert (geb. 1875) 604
Scipio, der Jüngere (185—129 v. Chr.) 488 f.
Seeckt, Generaloberst Hans von (1866—1939) 589
Seeley, John Robert (1834—1895) 110
Seraphim 428 ff.
Serapis 407
Seschat, Göttin der Meßkunst 254, 403, 409, 420 425 f., 460, 557
Seth 179 ff.
Sethe, Kurt (1869—1934) 200, 416
Shakespeare, William (1564—1616) 39 f.
Shaw, George Bernard (1856—1950) 131, 722
Siegfried 246 f.
Sinuhe 428
Soederblom, Lars Olaf Jonathan, Erzbischof von Upsala (1866—1931) 108
Sohm, Rudolf (1841—1917) 34, 640
Sokrates (469—399 v. Chr.) 284, 577
Sopdit = Sirius 179 ff., 394 ff., 470 ff. 492 ff.
Sopdu, Gott des Pyramidenlichts, 403 ff., 415 ff.
Sophokles (496—406 v. Chr.) 605
Spengler, Oswald (1880—1937) 17, 44, 140
Sphinx und Drachen 428
Spinoza, Bento (1632—1677) 300, 736
Spitteler, Carl (1845—1924) 63, 123, 233
Ssuma-Tsien (163—85 v. Chr. etwa) 725
Stalin 56, 99, 103, 441
Stanton, Edwin M. 144
Stefansson, Vilhjalmur, Arktisforscher, 358, 604 f.
Steffens, Henrik (1773—1845) 92
Steiner, Rudolf (1861—1925) 63
Stephenson, George (1781—1848) 306
Svedenborg, Emanuel (1688—1772) 371
Synesios von Kyrene (gest. etwa 415 n. Chr.) 505

Taine, Hippolyte (1828—1893) 386
Tassilo von Bayern (abgesetzt 788) 157
Teilhard de Chardin, S.J., Anthropologe, 33 f.
Tertullian (ca. 160—220) 266
Thales von Miletos (6. Jhd. v. Chr.) 379
Thamyris 495
Themis 200
Theseus 494
Tholuck, F. A. G. (1799—1877), 554

Thomas von Aquino (1225—1274) 44, 325, 384, 524, 528, 673
Thukydides (ca. 460—395 v. Chr.) 233
Tillemont, Louis Le Nain de (1637—1698) 37
Tillich, Paul (geb. 1886) 123, 737
Tito, Russe?, angeblich Kroate (geb. 1892) 129
Tolstoj, Leo N. (1828—1910) 535
Treitschke, Heinrich von (1834—1898) 704 ff.
Trotzki (1877—1940) 679
Thutenkamon, anf. Thut-en-aton (gest. 1354 v. Chr.) 188

Ulfilas (ca. 311—384) 427

Varro, Marcus Terentius (116—27) 370
Venus 185 ff.
Vespasian (9—79) 141
Vico, Giambattista (1668—1744) 701
Victor I., Papst (ca. 189—198) 45
Victioria, Königin von England (1819—1901) 99
Vincentius von Lérinis (gest. vor 450) Verfasser des Commonitorium, 407
Virgilius Maro (70—19 v. Chr.) 219, 312, 489, 503
Vischer, Wilhelm, Theologe, 86
Vissert 'Hooft, Willem A. (geb. 1900) 108
Voltaire (Arouet) 72, 689

Wagner, Cosima, Liszts Tochter (1837—1930) 565
Wagner, Richard (1813—1883) 242, 246, 565
Walter von St. Victor (gest. nach 1180) 703 ff.
Walter v. d. Vogelweide (ca. 1170—1228) 677
Weber, Alfred (1868—1958) 309
Weber, Max (1864—1920) 35
Weizsäcker, Viktor von (1886—1957) 22, 139 A.
Werth, Emil, Ethnologe, 200 A.
Whistler, James A. M. (1834—1903) 584
Whitehead, Alfred N. (1861—1947) 302
Wieland der Schmied 357
Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich von (1848—1931) 253, 576 f.
Wilder, Thorton Niven (geb. 1897) 313 f.
Wilhelm der Eroberer (1027—1087) 667
Wilhelm I., deutscher Kaiser (1797—1888) 425, 464
Wilhelm II., Kaiser (1859—1941) 99, 102
Willemer, Marianne von (1784—1860) 14, 566
Wilson, Thomas Woodrow (1856—1924) 108
Wittfogel, K. 174 A., 181 A.
Wittig, Josef (1879—1949) 114, 276 f.
Witzleben, Erwin von (1881—1944) 89, 217
Wundt, Wilhelm (1832—1920) 342

Xenophon (ca. 430—354 v. Chr.) 477

York von Wartenburg (gest. 1898) 15 A., 52

Zarathustra, auch Zoroaster (6. Jhd. v. Chr.) 256, 376, 479, 730
Zebaoth 447
Zeus 213 ff., 428, 477, 495 f.
Zoser, Djoser, Erbauer der Stufenpyramide 421, 424

II. Länder, Völker, Stätten, Gruppen, Typen

Abessynier 480
Abusir 448
Ägypten 174 ff., 383 ff. und sonst
Akamba in Ostafrika 370
Alexandria 243, 408, 487
Algonquin in Nordamerika 358, 360
Alt-Lutheraner 257
Älteste siehe Priester
Amazonasstrom 422
Amerikaner 31 f., 40, 50 f., 85 f., 93, 99 f., 103, 107, 129 ff., 240, 262, 348, 373, 400, 509, 511, 548, *599 ff.*, 655, *669 ff.*, 682, 697, 720, 738
Anden 422
Antisemiten 203, 525
Apostel 112, 141, 264, 605
Araber siehe Islam
Arawakindianer 331, 390
Argos 232, 470 ff.
Arier 324
Arkadien 231 f.
Aschanti 344
Assisi 95
Athen 48, 214, 412, 684
Atlantis 498
Auschwitz 41
Australien 323, 372
Azteken siehe Mexiko

Babylon 174, 389, 433 f.
Babylon bei Kairo 409
Basel 689, 693
Bayern 241, 463 A.
Benediktiner 652
Berliner 351
Biblos, Byblos 230, 552 f.
British Columbia 168
Bororos in Südamerika 113, 372, 434
Brühl, Schloß 24
Buchenwald 567
Burjäten 324
Byblos siehe Biblos

Chaldäer 531
Chenchu in Indien 320 ff.
China *173 ff.*, *369 ff.*, 390 f., 408, 413, 428, 433, 441, 449, 453, 537, 604, 612, 724 f.
Christianoi 723
Cluny 660 f., 667

Damanhur 430
Danaer 236
Delos 236 ff.
Delphi 236 ff., 445, 474
Deutsch, Deutschland, Deutsches Reich 84, 97, 104, 248, 322, 327, 362, 468, 477, 642, 697
Dodona 474

Edfu 430
Elephantine 178
Eleusis 494
Elsaß 111
England, englisch 44, 327, 351, 411, 462 f., 498, 697
Ephesus 45
Eremiten 591 ff.
Eskimos 321, 358
Europa 20, 49, 140 f.
Franken 463, 467
Frankreich, Franzosen 104, 112, 248, 438, 659 ff., 697
Fulda 595

Germanen 490 f., 504, 632
Ghibellinen 669
Goten, gotisch 427, 612
Graubünden 551
Griechen 77, 212 ff., 470 ff., 673, 683, 697 f.
Guatemala 339
Guelphen 668
Guyana 365

Haiderabad 321
Haus der Götter 188 ff.
Hebräer siehe Israel
Heiden 407
Heilige 286 ff., 593 ff.
Helden 171 ff., 493 ff.
Heliopolis, ägyptisch On 404 ff., 408, 442 f.
Hierakonpolis am oberen Nil 430
Hindu vgl. Indien 322
Hyperboräer 238

Ibos in Afrika 330
Indianer in Amerika 233, 321 ff., 480 f., 553, 699
Indien 321 ff., 388, 422 A., 452, 644, 735 f.
Indoeuropäer 478 f.
Iran 376
Irland 111, 324, 612
Irokesen 453
Islam 373 ff., 619, 699, 735
Israel 120, 143, 146, 188, 199, 202 ff., 393, 517 ff., 496, 645
Italien 100, 327

Japan 393
Jerusalem, auch Güldenes, 205, 271, 396 ff.

Kalvinsiten 295
Karnak 418, 461
Keos 492
Kentucky 169
Kirche 45, 80, 93 ff., 104 ff. 217, 248, 268 ff. und sonst
Knidos 231
Kommunisten 49, 340, 672, 721
Kreisauer Kreis 80, 115
Kreuzfahrer 87, 639 ff., 672 f.

Lárisa bei Argos 471
Latiner 492
Lindisfairn 164
Magaelhaesstraße 639
Maori 537
Mari, Ausgrabungen in 545
Marokko 735
Maya 408
Meder 376
Memphis 384, 394, 413, 434
Mennoniten 320, 373
Methodisten 723
Mexiko und Azteken 97, 392, 419, 426 f., 429, 479 f.
Milet 236

Na-Khi in Südchina 369 ff., 483
Nationalist 114 f.
Nauplia 239, 471
Nazis als vorhomerischer Typ 84, 90, 222, 358
Nicaea 607 ff., 640
Nigeria 170
Nil 174 ff., 484 f., 498
Normannen 639 ff., 667 ff.
Nippur 400, 473
Nowgorod 298

Ökumene 391, 724
Olymp, Errichtung des — als Haus 237, 239, 475 ff.
Olympia 473
On, siehe Heliopolis
Österreich-Ungarn 102, 669 ff.

Palästina 209
Paradies, Ströme des 260
Paris 685 ff.
Parsen 376
Patagonier 319, 372
Peking 190
Pelasger 471
Perser 479
Peru und Inkas 189, 379, 392, 419
Philister 546 f.
Phönizier 547
Planet Erde 116, 645
Polynesier 422 A.
Preußen 102, 139
Priester 120 ff.
Proletariat 48
Protestanten 482, in Frankreich 661
Puritaner 480

Rom 32, 47, 50, 141, 328, 392, 413, 465, ff., 488 ff., 600, 610, 693 ff.
Russen 91, 95, 107, 112, 214, 266, 657 ff., 670 ff., 674, 720, 732

Salamis 489 f., 684
Salerno 687 ff.
Sardinien 390
Schlesien 102, 241
Schweiz 349
Sibirien 170
Sikhs 734
Sinear 389, 400 f.
Stonehenge 480
Sozialdemokraten 17, 41, 83, 104 f.
Spanier 112
Sueben 163
Sumer 433

Telugu 322 f.
Tempetai 237 A, 239
Theben 213
Thera 492
Thessalien 231 ff., 474, 491 ff.
Tiryns 492

Ungarn 180
Ur 231

Vereinigte Staaten, siehe Amerikaner
Vermont als Militärgrenze 599 f.

Washington, die Stadt 434
Waspisianen in Südamerika 422, 427
Werle bei Goslar 354
Wien 669 ff.

Yaruros am Orinoko 337 ff., 349, 453

III. Sachen, Institutionen, Vorstellungen

Abart 429
Abnamen 429
Abendmahl 282
Abstraktion 8, 14 f.
Adel 345
Achet (Horizont) 180 ff.
Achse des Raums, der Welt 410 ff., 449; der Zeit 7, 57, 167, 410
Achtstundentag 40, 709 ff.
Ackerbau 174 ff.
Aeon 19, 77, 143, 161, *375 ff.*, 408, 588
Aera, s. Zeitrechnung
Aetas 346
Aggregatzustände der politischen Körper 104 ff.
Ahnen, Ahnenpfahl 85, 157, 164, 203
Akademie 19, 110 f., 684 ff.
All 358 ff.
Allerheiligen 244
Allerseelen 46 ff., 376, 640 ff.
Alltag 166, 189
Amt 86, 145 ff., 165, 267, 497, 635 und sonst
Analogia entis 510
Anarchie 104, 111 ff., 735
Angesicht, Hinblick, Anblick, Antlitz, Rasse — vgl. Augen — 245, 499, 559 ff., 569 ff., 623, 631, 649, 680, 727
Angst 107
Angsttraum 134
Animismus 361, 380
Anruf 195 ff., 624 ff.
Antike 101, 141, 174 ff., 182, 255 ff.
Ansehen, vgl. Angesicht, 627 ff.
Antichrist 42, 579
Antlitz, siehe Angesicht
Antlitzbildung 649
Appell 352

Arbeit 17 f., 27, 201
Arbeitsdienst 31 f., 131
Arbeitskräfte 31 f.
Arbeitslosigkeit 717 ff.
Arbeitsteilung *449 ff.*, 83, 95, 174 ff., 362, 651 ff., 737 f.
Architektur 24 ff., 414 ff., 425 ff.
Arete 255 A
Argonautik 684 ff.
Aristokratie 256 A, 429, 525
Askese 289
Aspekte der Zeit 209, 402
Astrologie 174 ff., 359, 530 ff., 677 f.
Atheismus 125, 426, 648 f., 679
Aufenthalt 383 ff., vgl. Siedlung
Aufklärung, Wahnzeit 130, 132, 143, 160, 189, 191, 416 ff., 443, 738
Atmen 263, 437
Augenblick *571*, 18, 633 f.
auspicium 193
Auge 33, 55, 155 ff., 175 ff., 339 f., 343, 350, 356, 431, 521 ff., 560 f.
Auswanderung 97, 107, 111, 114

Bär, Großer 179
Banner 326
Bastillensturm 30 ff.
Beerdigung, siehe Begräbnis
Begräbnis 144 ff., 222 ff., 17
Begriff *300 ff.*, 113, 516 f.
Beschneidung 144, 525 f.
Bestimmung 7, 117, 78, 15, 91
Beute, siehe Natur
Bewußtsein, siehe auch Denken 297
Bibel *518 ff.*, 35, 179, 209, Bibelkritik 206, 571
Bildkraft 35

Binität, Bimetios 431 ff., 436, 442, 469 f., 765
Biographie 295
Bräutigam 265
Brevier 37, 556
Briefgeheimnis 654
Bund 129
Bürokratie 17, 103, 120, 726 ff.
Busch, Wildnis 168 ff., 203, 350, 356 f., 377 f., 401

Cäsarenwahnsinn 272
Caretaker Government 120
Causa, Ursache 204
Charakter 425
Chronometrie 13, siehe Zeitrechnung und Kaironomie
Chthon, siehe Erde
Codex Bezae 54
Couvade 368
„Commencement" 50 f.
Corpus Inkorporation 436 ff.
Credo 517 ff.
Crucivert 88, 91, 107

Datierungszwang 288, 349, 702
Darwinismus 383 A
Davidsstern 377 f.
Ded-Pfeiler 187, 449
Dekane, Die 36, 182 ff., *403 ff.*
Dekadenz 731
Denken 22
Designation als Form der Nachfolge 98 ff.
Deuteronomium 255
Dialektik 110, 285, 440, 646, 669, 671 f.
Dialog 654, 656
Dichter 324
Dinge 7, 61, 166 f., 225, 264
Diwan 190
Dogma 695 ff.
Doktorgrad 51, 540, 587
Doppelname, Doppelthron, vgl. Binität, *431 ff.*, 181 ff.
Dram 232
Dreißigjähriger Krieg 310
Du 194 ff., 578, 694, vgl. auch „Ka"
Dubitare, siehe Zweifel

Ebenbild 205, 432
Ehe, echt 103, 160 f., 324 ff., Ehe im Islam 324 ff.
Ehre 60, 354 f., 367
Eide 353 ff., Eifersucht 84
Eigentum 8, 174
Einsamkeit 52 f.
Ekstase 647, vgl. Enthusiasmus
Elend 323, 341, 380
Elie 19, 75
Empfänglichkeit 60 ff.
Entdecker 639 ff.
Enthusiasmus 160
Entschuldigen, vgl. causa 204 f.
Epoche 112, 139 ff., vgl. Zeitrechnung
Epos 128, 212 ff.
Erbe, Ererben, Vererbung 132, 164, 22
Erde, Erdreich 407 ff., 471 ff., 542 ff.
Erfahrung 372 ff.
Erzählung 18
Erziehung 694 ff., 59 ff.
Etwas, siehe Objekt
Eunuchen, siehe Kastration
Evangelien 141, 264 ff., 275 ff., 428 ff., 16
Evokation 48, 558
Ewigkeit, vgl. Aeon, 142, 177, 394
excessus mentis 326
Existenz, Existentialismus 72, 221, 320, 694, 738
Exodus 205 f.

Fach, Fachmann 170, 724 ff.
Falke 178 ff.
Fall 634 f.
Familie = Keuschheitsraum 162, 170 ff., 312, 353, 740 ff.
Fasces 479
Fatum Heimarmene, Kismet, Verhängnis 125, 377, 380, 412 ff., 589
Feier *155*, 21, 39, 141, 678 f.
Festkalender 30 ff., 23
Festung 411
Fetisch 329 ff., 375
Feuer 323 ff., 376, 380, 733
Firmament 187 ff., vgl. Himmel und Horizont
Fleisch 349
Flügelrad 179
Flut 400 ff., vgl. Überschwemmung
Form und Inhalt 747
Forscher 381, 639 ff., 655
Fortschritt 178, 184, 211, 249, 688 ff.
Frage 516
Frauensprache 198
Freiheit 87, 249, 254, 361, 733
Freite 335
Freizeit 39, 122
Fremdherrschaft 92 f.
Freundschaft 578 ff., 586, 654
Friede und Friedensschluß 88, 110, 117, 155, 361 ff., 698 ff., 760
Frist 91, 95, 97 f., 100 ff.
Fronleichnam 44

Gast 332 ff., 548
Gebiet 178 ff., 599 ff.
Gegenwart 8 ff., 303 ff., 385 ff.
Geheimsprache 328
Gehorsam 60 ff.
Geisel 354, 357
Geist *34*, 88, 111 ff., 115, 160, 203, 263 f., 266, 323 346 ff., 360, 665 f.
Geistlich 657 ff., 666

Geisteskrankheiten 648
Gelage, siehe Mahl
Genealogie als Entfaltung 232; im Islam 375
Generation 89, 271, 368
Geometrie *300 ff.*, 96, 478, 602 f., 679
Geopolitik 29, 598 ff., 653
Gerechtigkeit 98
Geschichte 116 ff., 43, 157
Geschlechter 7
Geschwister 324, 326, 756
Gesellschaft 104 ff., 760
Gesundheit, Genesung 345 ff.
Gewerkschaft 716
Glauben 23, 63, 112, 125, 143, 219, 281
Glaube und Werke 42
Gnade, gnädig 140 ff.
Gnosis 46, 279
Gold 643 ff.
Götter 244
Grab, siehe Begräbnis
Grammatik 213, 461, 482, 507, 521, 558, 616, 727 ff.
Grenzen, Limes 598 ff.
Gruppe 37 f.

Haus, Haushalt, Ökonomie 17, 49, 58, 71, 83, 112, 200, 221, 378, 397, 399, 409, 419 f., 720 ff.
Heil, Heil Hitler, Toast 67, 161, 336
Heiratsordnung 325
Herr, Herrscher 79 f., 131
Hervorrufen, siehe Evokation 47 f.
Hexe 336, 354, 378
Hieroglyphen, siehe Schrift
Himmel 173 ff., 679
Himmelsrichtung 179 ff, vgl. Orientierung und Horizont
Historismus 149
Hochsprache 166, 371
Hochzeiten 144 ff., 335
Hoffnung 726
Hofstaat, siehe Staat und Staatskalender
Höllenfeuer 325
Horen 56, 262, 451
Horizont 32, 116, 394, 402 ff., 409, 498, 509, 512, 541 ff., 555
Horoskop 402
Horusauge 175 ff., vgl. auch Auge
Humanismus 215, 222 ff., 365, 499
Hundstage, siehe Sirius
Hypnose 28

Ich, Das „Ich" 130, 144, 194, 211, 331, 336, 344, 368, 458—461, 506
Ich-Sager, d. h. Zauberer 344 A., 540, 564
Idealismus 16 ff., 137, 217 ff.
Ideenlehre 228
Ideologie 443, 650
Imagination 35
Imperative 59 ff.
Incognito, unsichtbar, noch nicht sichtbar 34 ff., 43, 459, 550, 739
Indigitamenta, indigitieren 32, vgl. Prodigium
Individuum 215 ff.
Industrie 39, 108, 162, 334, 714 ff.
Inhalt und Form 747
Inka, siehe Peru
Inkarnieren, Inkarnation 33, 83, 113, 264 ff., 289, 353, 370, 579, 570 ff., 647 ff., 690, 701
Inkubation 99 f.
Institutionen 71, 106 ff., 113, 320 ff.
Investitur 365 ff.
Inzest 162, 321

Jagd 35, 356, 358, 382
Jahr, Großes 407 ff.
Jetzt, siehe Kaironomie
Johannis Apokalypse 396 ff.
Jubiläen 38 f., 442, 519, 544
Jugendbewegung 132
Jugendweihe 144
Jungfrauengeburt 283 ff., 584
Jüngster Tag 7, 75, 109
Juristische Person 419

„Ka" 194 ff., 211, 328, 396, 420, 435 ff., *454 ff.*
Kaironomie, Kairos, Jetzt. *734 ff.*, 122 ff., 139, 206, 233, 635
Kaiser 173 ff., 643 ff., 662, 666
Kalb, Das Goldene 199, 202
Kalifat 466, 376
Kanal 174, 385, 406, 438, 545
Karfreitag 56
Karneval 490
Kapitalismus 721, 636
Kaste 492 f.
Kastration, Eunuchen 202, 447
Katastrophen 23, 80
Keuschheit 162, 207, 330 f., 321
Kinder 58 ff.
Klage, Totenklage 158
Klassen 201, 362, 440 ff.
Kleid 365, 351
Kloster 595 ff.
Knabenliebe, Homosexualität 505 ff., 397
Konfirmation 144
Konkordate, Konkordanz 687 ff.
König, Königtum 75, 480 f.
Konjunktur 201
Konsument 357
Konvertieren 556
Konzentrationslager 97, 313, 355, 711, 726,
Korporation 167
Kosmos 203 A, 200, 302
Kreis 409 ff.
Kreuz der Wirklichkeit 721, 749, 759 f., 617
Kreuzigung 42

Krieg 89, 105, 117
Kritik 65 ff., 80, 82, 478 ff.
Küche 25 ff.
Kultur 366
Kulturkampf 257
Kultzwang 329
Künstler 58 ff., 212 ff.
Kurie 190, 641

Labor Day 31 ff.
Land und Wüste 186, *599 ff.*
Lehre 35, 79, 132
Liberalismus 84, 113, 276, 333, 335, 654
Limes 411, 413
Literatur 128, 523, 639
Liturgie 91, 130, 205, 217, 288 ff., 383, 445 ff., 649
Lohn, Lohnbüro 455, 712 ff.
Lokalgötter 413
Lustration 376, 479

Macht, Machtergreifung 84, 94 f., 97, 101, 130
Mahl, essen, speisen 161, 282, 340, 346 ff., 360
Maifeier 30 ff., 48
Majestät 449 ff.
Makroanthropos statt Makrokosmos 89, 146
Management 119
Märchen 169, 232
Mark (= Grenzmark) 601
Märkte 411 ff.
Märtyrer 636 f.
Masken 158 ff., 277, 319 ff., 380, 742
Metaphysik 129
Midgard 428, 490
Mikrokosmos 705, vgl. Makroanthropos
Mimus 35
Mission 287 ff., 320
Mumie 183, 201
Mundart 349
Mutation 662
Mutter, Mutterrecht 81, 176, 748
Mathematik 96, 213 ff., 226, 300 ff., 513 f., 696 ff.
Matthiastag 50
Medium als Verbform 28 f.
Medizinmann, Schamane 159 f., 197, 211, 369 ff., 730
Meer 319 ff.
Messe 288 ff.
Messias 410, 537
Metapher 20
Mobilmachung 117, 119, 166
Mode 351
Moieties 329
Mond 377 f.
Muße 7, 212 ff.
Mythos 36, 64 f., 146, 230, 468

Nabel im Weltall 98, 445
Nächster 54 f.
Nasjands, Genesung, Nostos, Ernährung 27, 493 f.
Namen 23, 59 ff., 144, 155, 430
Namenszwang 60 ff., 353
Nationalismus *689 ff.*, 117, 333, 398
Natur als griechische und akademische Vorstellung 7, *199*, 224 ff., 500 ff., 643 ff., 663 ff.
Naturgesetz, Abschaffung eines — 155, 172, 185, 204, 229, 485, 663, 759
„Naturvolk" 325, 320 ff.
Naturwissenschaft 355 ff.
Neid 348, 593
Nennkraft 67 ff., 76
Neujahr 183 ff.
Nicht-Existenz 259, 269 ff.
Nichts, Nihilismus 578, 586, 624 ft., 720, 731, 741
Nilmesser 445 f., 484, 490
Nomos, vgl. Polynomik, 234 ff., 255

Objekt, „Etwas", „Es" 7, 21, 88, 225 f., 625, 692, 694
Offenbarung 146, 178, 257, 738 ff.
Olympiaden 409
Olympische Spiele 38, 47 f.
Opfer 41, 81, 127 ff., 136, 273 ff., 355, 657 ff.
Opiumkrieg (1839—1842) 411
Opposition 201, 677 ff.
Organisieren 461, 726
Orientierung, vgl. Horizont, 146 f., 171, 179 ff., 353
Origo, Origines 386
Ortsgötter 182 ff., 393
Ostern 42, 45, 50 f., 159

Paideia 218, 473
Palermostein 430
Panik 185, 194, 224, 357
Pantheon 503
Papstkaiser, siehe Pharao
Papsttum 87, 91, 268, 408, 464, 644
Parallelismus Mambrorum 564
Partitur 157, 190, 759
Paten 368
Pazifismus 355
Pendler 39
Person 61, 158, 344, 645 ff.
Petroglyphen, siehe Schrift
Pfand 354
Pferdekummet 297
Pfahlbürger 642
Pfingsten 40, 326 ff.
Phallus 184 ff., 368, 433, 472
Pharao, siehe auch Ägypten 178 ff., 189 ff.
Philologie 412
Philosophie 15, 23, 139, 284, 704
Physik 7, 57, 88, 105, 111, 121, 125, 133, 142, 696 ff.

Plan 37
Planetenwoche 204, 529 ff.
Plejaden 350
Pluralismus 53 ff., 114, 229, 720 ff.
Pneuma, siehe Geist
Poem, Poesie 212 ff., 245 ff., 273 ff.
Polis, Politik 32, 91, 96, 205, 412 ff., 473 ff., 480 ff., 682
Polyglott 720 ff.
Polymythie 232 ff., 508
Polynomik 235, 314, 558
Plytheismus 188 ff., 426
Pontifices, siehe Priester
Postivismus 307, 420
Präjekt 7, 22
Pragmatismus 130
Presbyter, Priester 70 ff., 367, 695
Privatsache 40 f.
prodigium 32, 92
produktiv 715 ff.
Proletariat 662
Pronomen, Fürworte 8, 349, 351 ff., 456 ff.
Proskynese 181, 212
Prostitution 67, 370
Protest 65 ff., 82 f.
Prozession *200 f.*, 190, 384
Pflug 175 ff.
Psalm 37, 312, 622 ff.
Psychologie, Psychoanalyse 17 ff., 24, 121 ff., 563
Publikum 212 ff.
Purim 263
Pyramiden 188 ff., 403 ff.
Pyramidenlicht 395 ff., 403 ff.

Rache 122, 158, 175, 245, 247, 356, 636 ff., 677
Rasse, vgl. Abart, Stammbaum, Species 362 ff., 524, 661 f., 668 f., 674 ff.
Raum 2, 7, 21 ff., 116, 302 ff., 310, 396, 650 ff., 675
Rauschtrank 326, 337, 346, 374
Recht 71 ff., 346, 636 ff., 690
Reflektion 43, 760 ff.
Reformation 55, 94, 650 ff.
Refrain 338
Regierung 91 ff., 98 ff.
Reich 173 ff., 383 ff.
Reiterhorden, siehe Indoeuropäer
Religion 40, 79, 279 ff., 299, 330, 340, 413 f., 470 ff., 496
Renaissance 18, 87, 688, 731 ff.
Retardieren, siehe Zeitlupe
Revolution 677, 104, 110, 637, 681
Ritual 50, 164, 183, 359 ff., 368, 445
Ritus, als Wort erklärt 255 A
Rolandslied 667 ff.
Romane 128
Romantik 350
Rosaria 46
Rosette Stein 443 f.
Runen 157 f., 203
Rhythmus, vgl. Atmen, Zeit, 19, 28 ff., 100, 113, 134, 138 f., 167, 177 ff., 264 f., 275 ff., 310, 359, 706 ff., 710 ff.

Sabbat 203 ff., 529 ff.
Sache, siehe Ding und Sklaverei
Sachsenspiegel 541 f.
Salz 621
Sakral, Sakrosankt 337, 346, 349, 366, 569, 651, 666
Sänger 43, 62 ff., 497
Schalttag 50
Scham 135, 365 ff., 507, 648, 739 ff.
Schamanismus, siehe Medizinmann
Schauspiel, Theater 191, 215, 482 ff., 629
Scheinregierung 116 ff.
Scheintür 191
Schicksal 149, vgl. Fatum
Schizosomatik, Schizophrenie 369 ff.
Schlaf 133 ff.
Schlafzimmer 26
Schlange 69
Schlüssel des Lebens, des Todes 86, 587
Schminkpaletten als Triumph über die Tätowierung 424, 434
Scholastik 19, 684 ff.; „scholastica levitas" 705 A 2
Schrift 20, 90, 158, 176 ff., 203, *419 ff.*, 452 f., 526 f.
Schule 61
Schwerkraft 69 f., 129, 132, 650 ff.
Sedanfeier 41, 48
Seele 337 ff., 387 f., 645 ff.
„Sein" 8, 14, 214
Sekte 133, 182, 320, 363, 373, 380
Sema 432 ff., 671
Selbstmord — vgl. Untergang — 84, 90, 139 ff., 222, 272, 355, 369 ff., 422, 516, 518, 743
Septuaginta 408, 555 ff.
Sexus 630
Sintflut 382 ff, vgl. Überschwemmung
Sirius, suche unter Göttin Sopdit
Sippe 197 ff., 360
Siedlung 192 ff.
Singen und Sagen 19
Sklaverei 331, 333, 364, 418, 530, 587, 653, 682 f.
„Sky-world" 418
Soldat 27 f.
Solidarität 536
Sonne und Sonnenkult
Sonntag 50 f., 204
Sonnenkalender 179, 200, 377 f.
Sophia, die Weisheit 266
Souveränität 116, 119
Sowjets 466, 469, 720
Soziologie 21, 694 ff.

Spannung der Poesie 252 ff., der Zeit 219 ff., 584, 760
Species und Species Specierum 91, 267, 613, 662
Speisen, siehe Mahl
Sphärenmusik 190
Spiel 21 ff., 62 ff., 68 ff., 72, 84, 90, 336
Sport 218
Sprecher 322, 344
Staat 44, 96 ff.
Staatskalender 24, 55 ff., 113, 445, 449 ff.
Staatslehre 92 ff.
Staatsräson 118
Stamm 155 ff., 319 ff., 717
Standpunkt 18, 697, 702
Steinzeit 168 ff.
Stift, Stiftung *156 ff.*, *70 ff.*, 22, 80, 88 ff., 136, 555, 693
Stile 337
Stimmen, stimmhaft, Bestimmung 58 ff., 76 ff., 158, 565, 700, 706, 713
Streik 710
Subjekt 7, 17, 22, 88, 347, 625, 657, 692, 694
Subjektswechsel 149
Sühne, Versöhnung 106, 160, 172 ff., 341, 345 ff.
Symbole 368
Symphonie 251
Synkretismus 272
Synonyme 77
„Synthese", angebliche 132 f.

Tabu 197 f., 368
Tanz 157, 159 f., 176, 190, 200, 353 f., 410, 547
Tao 722 ff.
Taufe 144
Technik 357, 709 ff.
Tempel 174 ff., 205, 399 ff., 553 ff.
Temporalien 663, 666 ff.
Teufel 15, 90, 96 f., 567
Theater, siehe Schauspiel
Theologie 383 ff., 442 f., 689 ff.
Theorie 135, 191, 446, 484
Thing, siehe Ding
Tiere, Tierfährten *358 ff.*, 410, *168 ff.*, 185, 199
Thora 522
Thron 420
Tod 84, 131, 277 ff., 285, 740 ff., 759
Todestrieb, vgl. Selbstmord 84
Tor und Triumphbogen 190 f., 479
Totalität 320, 653, 658, 661
Totempfahl *156 ff.*, 339 f., 343
Toten, Die 35, 46—48, 133
Totenbeschwörung 336 ff.
Totenbuch 176
Totengericht 326, 419, 529 ff., *176 ff.*
Totenklage 202
Tracht, siehe Kleid
Trajekt 7, 22
Translatio Imperii 461 ff., 721
Trinitas 631 ff.
Triumph, siehe Tore

Überschwemmung 231, 382 ff.
Übersetzung 555 ff., 678 ff.
Uniform 89, 105
Universalgeschichte 37
Universitäten 17, 98, 258, 554, *683 ff.*
Universum 427 ff.
Unterhaltung 253
Unterschrift 425
Uralphabet 104
Urkunde 332 ff., 454
Ursache 381, 455
Urwald, siehe Busch

Vaterrecht 81, 140, 162, 381, 325
ver sacrum 238
Vereine 129 ff.
Vererbung erworbener Eigenschaften 20
Vergleich *570 ff.*, 225 ff.
Verfassung 91, 103 ff.
Vergangenheit 319 ff.
Verheißung 16, 18, 205 ff., 553 ff.
Versöhnungstag 51, 529 ff.
Verzweiflung, siehe Zweifel
Vielnamigkeit 329
virtus, mana 380
Vokativ 158, 195
Volk *202 ff.*, 104 ff.
Völkerbund 129
Völkerwanderung 371 ff.
Vollzahl der Zeiten 30, 91, 138, 256 ff.
vollzählig 160, 702
Vorgang 7, 29
Vorschriften 419 ff., vgl. Schrift

Walhalla 262
Wagen 298 ff.
Wahl 98, 145
Wahn 42, 68, 626 ff., 657 ff., 741 ff.
Wahnzeit 143, 701
Walpurgisnacht 48, 56, 740
Wandervogel 373
Wandlung, siehe Wunder
Wasser 379 ff.
Weihnacht 265 ff., 480
Welt *170*, 86, 29 ff., 356
Weltende 141
Weltgeschichte 639 ff., 44 ff., 400
Weltherz 429, 432 f.
Weltkriege *113 ff.*, 15, 20, 670
Werwolf 172, 224, 344 f., 546
Wiederholung 20, 254 ff.
Wildnis, siehe Busch
Wirtschaft 720 ff.
Wir 211
Witwenverbrennung 345
Woche 204

Wohnzimmer 21 ff.
Wuchs, siehe Natur, aetas
Wunder, Wandlung, Wende 342, 361, 365 ff., 373, 702
Wüste 291 ff.
Wüstenväter 680
Zahl *300 ff., 77*
Zartsinn 114, 123, 125, 127
Zauber *359 ff.*, 101, 335
Zeitspannen 69 f.
Zeitenschoß 53, 165 f., 283 ff., 368
Zeitenspektrum 121 ff.
Zeitgeist 57
zeitigen 33 ff., 42 ff., 73, 132
Zeitlupe 252 ff.
Zeitwörter 209, 212
Zeitpunkt 13 ff., 348
Zeiträume 13 f., 21, 368, 760
Zeitrechnung *373 ff.*, 8, 66, 86 ff., 141
Zensus 550 f.
Zeremoniell, siehe Ritual
Zeugen 59, 128, 343
Zirkumvolution 641
Zirkus 255
Zivilisation 451
Zodiakallicht, siehe Pyramidenlicht
Zölibat 665
Zote 128
Zucht, Disziplin 59, 63
Zufall 146, 658
Zukunft 87, 509, 517 ff.
Zweifel 64 ff., 82
Zwölfton 75 ff., 87, 691
Zyklos 487